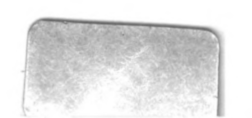


Ungarische Revue

Gustav Heinrich, Magyar Tudományos
Akadémia, Karl Heinrich



UNGARISCHE REVUE.

VII. JAHRGANG.

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTUTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1887.

7

SIEBENTER JAHRGANG.

BUDAPEST,

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

1887.

Die «Ungarische Revue» erscheint mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, doch ist für den Inhalt derselben allein die Redaction verantwortlich.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. ABHANDLUNGEN.

II. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

III. BESPROCHENE BÜCHER.*

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

IV. ÜBERSETZTE DICHTUNGEN.

V. VERMISCHTES.

CASPAR URSINUS VELIUS,

DER HOFHISTORIOGRAPH FERDINAND'S I. UND ERZIEHER MAXIMILIAN'S II.

Während die Renaissance der schönen Künste sich jetzt wieder in unserem eklektischen Zeitalter die Gunst auch der breiteren Masse der Gebildeten, und zwar wesentlich wegen ihres Reichtumes an rein decorativen Formen erobert hat, kann die Renaissance der Wissenschaften sich keineswegs gleicher Vorliebe und Berücksichtigung rühmen.

Vor dem Beginne der Reformation das Lieblingsfeld, ja das Element gerade der gebildeten Kreise aller Nationen, ist sie heute infolge der fühlbaren Richtung unserer Zeit und Bildung auf das Praktische und Materielle fast zu einer Curiosität herabgesunken, nur Fachgelehrte gehen ihr nach, und auch bei diesen begegnet sie sehr geteilter Meinung, zum guten Teile darum, weil wir bis jetzt, mit Ausnahme der von Voigt so meisterhaft behandelten Periode,* nur einzelne Bausteine von einer Geschichte der geistig so sehr bewegten und erregten Zeit in der Hand haben, die sich noch dazu oft genug nicht an einander fügen lassen wollen. Das Schlagwort «ex ungue leonem» teilt die erlogene Wahrheit mit allen Schlagwörtern; so wird auch hier heute noch auf diesem Gebiete der Culturgeschichte, sobald man zu all gemeinen Folgerungen übergeht, zuviel construirt, zuviel als typisch für das Ganze angesprochen, was nur Individuen, wenn auch mehreren, zukommt; oft genug dürfte sich bei näherem Hinblicken herausstellen, dass das Typische eben nichts weiter als das gemein Menschliche ist, wenn es auch ein anderes Gesicht trägt, als das der heutigen Menschen.

Der Humanismus ist vor allem Anderen die Reaction der im Verlaufe des Mittelalters im gelehrten Leben der europäischen Culturvölker dem Inhalte gegenüber gröblich vernachlässigten Form. Dass er nicht, wie ihm auch von zunftmässigen Gelehrten vorgeworfen wird, nur die Oberfläche streifte, erweisen noch heute die Ressourcen unserer modernen Bildung, die Werke der Alten, die der Humanismus aus dem Schutte der Vergessenheit hervorzog, und bei deren Zugänglichmachung durch die Buchdruckerpressen die Kritik, das Princip des modernen geistigen Lebens erwachte; die philo-

* G. Voigt, Die Wiederbelebung des class. Altertumes. 2. Aufl. 2 Bände. Berlin 1880.

logische Kritik der Form führte notgedrungen zur speculativen Kritik des Inhaltes, und diese wurde damals, angewandt auf die heilige Schrift und die Tradition, die Hebamme der Reformation des XVI. Jahrhunderts, die dem Humanismus sehr bald die Herrschaft über die Geister entriss.

Es wäre zu viel verlangt, dass ein Kind sogleich mit den Gedanken eines Mannes denken sollte, und so ist es historisch durchaus nicht gerecht und berechtigt, wenn man den Humanismus und seine Vertreter, wie neuerdings wieder Paulsen es thut,[1] auf dem Streckbette der Voraussetzung unserer Verhältnisse und Anschauungen zu recken versucht, wenn man aus unserer Zeit den Masstab zur Beurteilung für die Menschen des XV. und XVI. Jahrhunderts abnimmt.[2]

Die literarischen Productionen der Bahnbrecher für unsere Bildung tragen natürlich zunächst den Stempel ihres Ursprunges, den des Gegensatzes zum Alten, so deutlich diesen ihre Schöpfer ihnen je nach ihrem Können aufzudrücken verstanden, scharf ausgeprägt, das formale Element beherrscht sie ganz oder fast ganz, doch wäre es weit gefehlt, wenn man annehmen wollte (und das behaupten nur diejenigen, welche die allerdings durchaus nicht geringe Mühe nicht auf sich genommen haben, viel, recht viel davon und gründlich mit genauer Verfolgung der Beziehungen selbst zu lesen), dass ausser bei dem ersten Auftauchen der Bewegung, bei jungen Anfängern, bei unbegabten oder verlumpten Anhängern der neuen Richtung und zu Anfang und zu Ende bei den geistlosen Modenachäffern die schöne Form allein, gewissermassen losgelöst wie in der allerletzten, der gallischen Zeit des blutleeren Greisentumes der alten römischen Literatur als Ideal vorschwebte; viel häufiger als man in der gewöhnlichen Literärtradition anzunehmen geneigt ist, deckt sich die Form mit dem Inhalte.

Für Neuschöpfungen ergeben sich drei Gebiete literarischer Thätigkeit, in welchen die Form am meisten zur Geltung kommen kann, die Poesie, die Kunstrede und die actuelle Geschichtsschreibung. Diese Gebiete alle drei hat der Mann angebaut, mit welchem sich die folgenden Zeilen beschäftigen sollen, *Caspar Ursinus Velius.* Nach seinen Gedichten ist er unzweifelhaft der hervorragendste unter den Humanisten seiner schlesischen Heimat und ebenso der erste und fruchtbarste Poet der Wiener Hochschule nach dem Tode des Konrad Celtis, und, was nicht wenig sagen will, so manche von seinen Versen würden, ohne an Wert zu verlieren, die Uebersetzung in eine andere Sprache ertragen. Als Prunkredner haben ihn die Zeitgenossen auch noch nach seinem Tode bewundert, und als Geschichtschreiber hat er uns

[1] F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885.

[2] Eine Selbstkritik findet man bei P., wenn man pag. 34 und pag. 21 zusammenstellt.

sein unter dem Namen «Bellum pannonicum» bekanntes Werk hinterlassen, das selbst den Beifall des Altmeisters der Geschichtsforschung Leopold v. Ranke gefunden hat.[1] Für den österreichisch-ungarischen Osten ist Ursinus zugleich der Vertreter der eigentümlichen Periode des Humanismus, welche sich an die Frührenaissance anschliesst und zur Spätrenaissance überführt, mit jener zwar in naher, mit dieser aber in fast gar keiner Verbindung steht; er ist ein Epigone und doch kein Posthumus.

Ehe wir aber auf das Leben des Caspar Ursinus Velius selbst eingehen, sind wir wie bei so vielen deutschen Humanisten genötigt, nach seinem ehrlichen Vaternamen zu suchen. Den Nichtitalienern wurde es oft recht schwer, ein Teilchen der vielbegehrten ehrwürdigen antiken Patina auf ihre Barbarennamen zu übertragen, ohne sie geradezu unkenntlich zu machen. Dasselbe Experiment wie sie, müssen auch wir hier, aber rückschreitend machen. Kollar[2] als der erste, der sich über den deutschen Namen äusserte, sagt auf Martin Hancke[3] fussend fest und sicher, Caspar habe Vel geheissen, daraus sei das lateinische Velius gebildet worden, der Name Ursinus sei ihm von Cuspinianus, man wisse nicht recht warum beigelegt. Kink[4] nennt ebenso sicher unsern Mann Caspar Ursing. Aschbach[5] geht wieder auf Kollar und Hancke zurück und übersetzt Ursinus mit Nordmann.

Der Name Ursing bei Kink erklärt sich aus der unrichtigen Lesung der Abkürzung ꝯ für us im Namen Ursinus der Wiener Matrikel, aber auch der Name Vel ist zweifelhaft. In den Büchern der Stadt Schweidnitz, weder in den Stadtbüchern der Zeit, soweit sie erhalten sind, noch in dem für Namen viel ausgiebigeren Schossbuche,[6] kommt der Name Vel noch irgend ein nur entfernt ähnlich klingender vor. Dafür kehrt in der letzten Quelle der Name Bernhard bei fünf verschiedenen Personen zu Ende des XV. und am Anfange des XVI. Jahrhunderts wieder,[7] und mit diesem Namen möchte ich Caspar Ursinus in Verbindung bringen.

Caspar Ursinus hat, wie er selbst sagt, in Krakau studiert,[8] und die Krakauer Matrikel kennt im Winterhalbjahre 1505 einen Caspar Bernardi de Sweidnicz und im Winterhalbjahre 1511 einen Caspar Jacobi Polen

[1] Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 5. Aufl. II, pag. 302 und V, pag. 383.

[2] Vorrede zu der Ausgabe des bellum pannonicum. Beilage, Nr. 59.

[3] De Silesiis indigenis eruditis, Leipzig 1707, pag. 225.

[4] Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien, Wien 1854, I, pag. 209.

[5] Geschichte der Wiener Universität II, Wien 1877, pag. 382. Von den Zeitgenossen übersetzt Ursinus mit Nordmann Joh. Ludwig Brassicanus (Ad potentiss. utriusque Pannoniae etc. Regem Ferdinandum e Boëmis redeuntem carmen congratulatorium O. O. u. J.): De C. Ursino Velio, praeceptore suo.

[6] MMss. des Schweidnitzer Stadtarchives.

[7] Urban, Jacob, Melcher, Hanus, Thomas Bernhard.

[8] Vorrede zu Beilage, Nr. 36.

de Swiednicz.[1] Den zuletzt Genannten schliesst sein Name aus, aber wenn auch von den vielen Caspar aus Schweidnitz nach der Zeit nur Caspar Bernardi in unsere Annahme sich fügt, so könnte doch eingewendet werden, dass es eine Eigentümlichkeit der Krakauer Matrikel ist, meist einfach den Genitiv des väterlichen Vornamens unter Weglassung des Familiennamens dem Vornamen des Intitulierten beizufügen.[2] Ursinus hat dann auch in Leipzig nach seinem Aufenthalte in Krakau zur Zeit, als Johannes Rhagius dort lehrte (1507—1511), studiert.[3] Und hier treffen wir in der Matrikel im Sommersemester 1508 einen Caspar bernhardj de sveidnicz und im Sommersemester 1509 einen Baltesar Bernhardj de swidenicz.[4] Der Name Balthasar gehörte auch damals zu den nicht eben gerade häufigen; Caspar Ursinus besass nachweislich einen Bruder Balthasar, der später Geistlicher war.[5] Sollte man es dann nicht für möglich halten, dass hinter dem Caspar Ursinus ein Caspar Bernhard steckt, der mit dem damals noch feinfühlenderen Ohre für die noch nicht erstarrten Gentilnamen in der lateinischen Matrikel das ursprüngliche Patronymicum in Genitivform[6] anwendete? Selbst die Verse des Ursinus an Cuspinian, worin er auf seinen Namen anspielt,[7] stehen unserer Hypothese, wenn man sie aufmerksam liest, nicht im Wege:

Ursini (memini) *nomen mihi dulce dedisti,*
Hoc *ratus* ingenium commernisse meum.
Credo equidem non hoc nomen sine numine divum,
Auspice te spreto rite priore tuli.
Forsitan ipsa suo natum sub sydere *vatem,*
Hoc dici voluit parrhasis ursa modo.

Man sieht, dass die Uebersetzung von Ursinus mit Nordmann nur ein poetisches Wortspiel des Ursinus, nicht aber des Cuspinian ist. Aus dem ersten Distichon geht vielmehr hervor, dass dieser das ingenium des jugendlichen Dichters wohlwollend anerkennend ein «bärenhaftes» genannt hat; gewiss ein sonderbares Epitheton, wenn nicht eine Beziehung vorlag, und

[1] Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. W. Wislocki in Krakau. 1489 S. S. immatrikuliert: Bernhardus Bernhardi de Sueydnycz.

[2] Z. B. Nicolaus Nicolai de Thuronia = Nicolaus Coppernicus.

[3] Urs. an Joh. Hess, Rom 20. Mai 1514. Bauch, Archiv für Literaturgeschichte XIII, pag. 11.

[4] 1492 S. S. Caspar laser de Sweydenicz, 1511 S. S. Casparus hausmann de Sweydenicz.

[5] Urs. Epistola ad Balthasarem fratrem sacerdotem. Caspar, Balthasar und der oben genannte Melcher führen die Namen der heiligen drei Könige!

[6] Leipz. Matrikel W. S. 1507: Johannes Sigismundi aurimontanus.

[7] Urs.: Ad Joannem Cuspinianum, caesareum consiliarium.

diese sah der humanistische Taufpate nach unserer Ansicht in dem Namen *Bern*hard.[1]

Es bliebe aber immer noch zu erklären, woher dann der Name Velius stammt. In den uns erhaltenen Originalbriefen nennt sich Caspar anfangs nur Ursinus, in den Drucken seiner Werke Caspar Ursinus Velius, niemals Caspar Velius Ursinus, wie das wohl ferner Stehende thaten.[2] Als Humanist war er über den von den Römern bei den Eigennamen beobachteten Gebrauch unterrichtet, es wäre doch sonderbar, wenn das so echten Gentilcharakter tragende Velius von ihm an dritter, und das ebenso ausdruckvolle Cognomen oder Agnomen Ursinus an zweiter Stelle ohne Grund verwandt worden wäre. Es wäre daraus zu folgern, dass eben Velius als Cognomen zu fassen ist. Es kommt erst nach dem ersten Aufenthalte unseres Humanisten in Rom vor; das ist vielleicht ein Fingerzeig. Ursini (Orsini) gab es in Rom gar viele und vielgenannte, so dass man wohl das Bedürfnis fühlen konnte, den fremden Ursinus von ihnen durch einen Beinamen zu unterscheiden. Sollte es dann blos ein kahler Zufall sein, dass Caspar Ursinus nachweislich in dem Stadtteile in Rom gewohnt hat, der im Altertume den Namen Velia führte?[3]

Caspar Ursinus ist in der Stadt Schweidnitz in Schlesien wahrscheinlich im Jahre 1493 von armen, aber ehrbaren Eltern geboren.[4] Ueber seine frühere Jugend und seine ersten Studien schweigen alle Quellen. Dadurch, dass er später sich veranlasst fühlte, die Stadt Krakau gegen die Angriffe des fahrenden Humanisten Johannes Hadus, der dort nicht auf seine Rechnung gekommen war, in Schutz zu nehmen,[5] erfahren wir, dass er die um jene Zeit hochberühmte Jagellonen-Universität besucht, und dort den »honestis studiis, graecisque et latinis literis admodum adulescens« obgelegen hat. Wie wir eben erwähnt, muss er diese Universität im Jahre 1505 bezogen haben. Den freien Künsten im scholastischen Sinne wird er nicht allzuviel Zeit geopfert haben, er hat auch keinen Grad in Krakau erworben,

[1] So übersetzte Erasmus Gerhard von Nymwegen mit *Vulturius* Neocomus.

[2] In den Krakauer Drucken (Beilage, Nr. 3 und 9) heisst er C. Velius, wie er sich niemals selbst nannte, und einmal C. Velius Ursinus; so auch in Deutschland z. B. Joh. Cochlaeus. Historiae Hussitarum l. XII, Mainz 1549, pag. 440. Die Freunde gebrauchen an Stelle von Velius, Selesius Slesius, Slesita, Lysius, Lysita, Jovius in seinen Elogien irrtümlich Vindelicus.

[3] Urs. Epist. ad Valentem Crautoaldum Nissenum.

[4] H. Wögerer giebt in seiner Uebersetzung von L. von Szalay's Geschichte Ungarns II., pg. 31, Note 2, das Datum 6. April 1493 für die Geburt des Ursinus, leider ohne es zu belegen.

[5] Vorrede zu Beilage, Nr. 36. Bauch, Johannes Hadus-Hadelius, Vierteljahrsschrift für Cultur und Literatur der Renaissance I, pg. 206. Hadus fand in der Burse der Ungarn Aufnahme, l. c. pg. 221; Frankl (Fraknói) V., A hazai és külföldi iskolázás a XVI. században, Budapest 1873, pg. 263.

umsomehr muss er, wie wir bald hören werden, das Griechische gepflegt haben, das schon am Ende des XV. Jahrhunderts dort heimisch war, während viele deutsche Universitäten dieser Sprache und des unmittelbaren Genusses ihrer reichen Schätze noch entbehrten.[1] Aber auch das humanistische Latein muss ihm damals schon geläufig geworden sein, er rühmt sich später, dass er schon vor seinem 16., ja vor seinem 15. Jahre[2] Epigramme und Elegien an Johann Thurzó von Breslau gemacht habe (sie sind uns in seinen gesammelten Gedichten noch erhalten), also in den Jahren 1507/8, in welchen er nach diesen Versen in Breslau verweilt, und durch sie und sein gewinnendes Wesen die Gunst des Bischofs und seiner literarisch gebildeten Umgebung erworben haben muss.[3]

Johann V. Thurzó von Breslau hatte auf dem fürstbischöflichen Stuhle schon einen Vorgänger gehabt, der dem Humanismus zugeneigt war, Johann IV. Roth, der aber in der Zeit seines Episcopats sich ziemlich passiv zu dieser Richtung verhalten zu haben scheint. Johann Thurzó galt als freigebiger Mäcen den Anhängern der neuen Richtung gegenüber. Er und seine Brüder, Stanislans, Bischof von Olmütz, und Alexius können bei keinem Capitel aus der Geschichte des Humanismus im deutsch-slavisch-magyarischen Osten übergangen werden; auch wir werden ihnen mehrfach begegnen.[4]

Der Vater dieser drei Männer, Johann Thurzó von Bethlenfalva, war nach seiner Herkunft ein Ungar, ein Edelmann aus der Zips, vermutlich aus Leutschau[5] (geb. 30. April 1437), doch ist er mit seiner Familie lange in Krakau ansässig gewesen; in den Documenten wird er als civis und consul cracouiensis bezeichnet, und bei sämmtlichen Söhnen steht in der Matrikel und im Promotionsbuche der Universität de Cracouia. Ursprünglich für die Kirche bestimmt, und schon im Besitze einer priesterlichen Würde,[6] war er in den weltlichen Stand zurückgetreten, und hatte den Grund zu dem

[1] Bauch, Archiv für Literaturgeschichte XII, pg. 323. Nach Janociana III, pg. 349, 350 wurde Ursinus schon in Krakau von Johann Thurzó erhalten.

[2] Urs. an Joachim von Schlesien-Münsterberg, Basel 1. März 1522.

[3] De Jano Thurzone Thurzonum parente, Ejusdem Epitaphium, Aliud, Ad Janum Thurzonem episcopum Vrat., Strenam petit pro quodam Albio etc. etc.

[4] C. Wagner, Analecta Scepusii IV. Posonii et Cassov. 1778, pag. 46; Valentin Eck, De antiquissima nominis et familie Thurzonum origine etc. Krakau 1519; Jodocus Ludovicus Decius, de vetustatibus Polonorum etc. Krakau 1521, pag. LXIIII; C. Otto, de Joanne V. Turzone, episcopo Wratislauiensi commentatio, Breslau 1865; H. Luchs, Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters, Breslau 1872, Bog. 5; Markgraf in der Allgem. Biographie unter: Johann V. von Breslau; G. Wenzel, Thurzó Zsigmond, János, Szaniszló és Ferencz négy egykorú püspök, Budapest 1878.

[5] Die Thurzó besassen dort ein Erbbegräbniss.

[6] Urs. De Jano Thurzone Thurzonum parente. Dieselbe Peripetie finden wir bei Jacob Fugger. Vergl. das folgende Buch, pg. 9.

Wohlstande seiner Familie gelegt, indem er sich mit den Fugger,[1] mit welchen er sich auch durch seinen Sohn Georg verschwägerte, zur Ausbeutung der Mineralschätze Ungarns vereinigte, so dass ein Zeitgenosse von ihm sagte: Ditissimus homo fuit, in regno Poloniæ et Ungariæ potentissimus.[2] Der älteste seiner Söhne, Johann, wurde am 16. April 1466 in Krakau geboren,[3] im Sommersemester 1478 schon wurde er an der Universität immatrikuliert[4] und erlangte 1484 das Baccalaureat, 1487 das Magisterium in den Künsten, d. h. in der Philosophie.[5] Dann wandte er sich nach Italien und hielt sich mehrere Jahre am päpstlichen Hofe auf; den Titel eines Doctors der Decrete, d. h. des canonischen Rechtes, brachte er wohl aus Italien heim.[6] Nach Krakau zurückgekehrt, bekleidete er 1498 beide Semester das Rectorat an der Universität. Die Bücher der Universität nennen ihn Scholasticus von Krakau und Gnesen, Canonicus von Posen und (später Dechant) von Breslau. Die Menge der Praeaturen spricht für das Ansehen und den Einfluss seiner Familie, zumal in Polen. Er erwarb sich die besondere Gunst und das Vertrauen des Königs Johann Albrecht und wurde von diesem des öfteren zu Gesandtschaften an den Kaiser Maximilian I. und andere Fürsten verwendet.[7] Auf ihn richteten sich die Augen Johanns IV. von Breslau, als er, müde der ewigen Zwistigkeiten mit seinem Capitel, damit umging, sich einen Coadjutor zuzugesellen, und die Canoniker ihm die Wahl des Herzogs Friedrich von Teschen durchkreuzt hatten. 1502 machte er Thurzó in Uebereinstimmung mit dem Capitel zu seinem Coadjutor, 1506 folgte dieser als Fürstbischof von Breslau.

Johann V. war nicht vergeblich in Italien gewesen, er hatte Geschmack an den verfeinerten Studien gewonnen, und pflegte sie selbst als ihr Anhänger;[8] der Wiener Humanist und Minorit Johannes Camers gibt einen langen Catalog lateinischer Autoren an: Cicero, Sallustius, Livius, Seneca, Plinius, Aulus Gellius, Columella, Virgilius, Lucanus, Papinius, Horatius, Juvenalis, Claudianus und Solinus, deren Werke Thurzó mit Vorliebe

[1] G. Wenzel, A Fuggerek jelentősége Magyarország történetében. Budapest 1882.

[2] Krakauer Universitätsbibliothek Cod. 3225 DDXI. 20, pg. 303.

[3] L. c. pg. 234. Ursin.: Ad Janum Thurzonem iuniorem elegia. Vorrede zu Beilage, Nr. 36.

[4] Zeissberg, Das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau, pg. 60 u. 35.

[5] Muczkowski, Statuta nec non liber promot. phil. ordin. in univ. stud. Jagellonica, pg. 92 und 97.

[6] Widmungsbrief des Augustinus Morauus vor: Antilogion Guarini et Poggii, de praestantia Scipionis etc. Wien 1512.

[7] Augustinus Moravus l. c.

[8] Sein Interesse für die Kunst vrgl. bei Luchs l. c. Vrgl. auch die Epigramme des Ursinus: Aedicula Christi und Sacrarium.

studierte.[1] Mehr noch tritt er als Gönner der Gelehrten hervor, an ihrem Umgange, sagt er selbst, ergötze er sich in wunderbarer Weise; auch seine Grabschrift erwähnt dieses Zuges. Erasmus von Rotterdam, Jacob Piso,[2] Stephanus Taurinus, der Sänger des ungarischen Bauernkrieges,[3] Hieronymus Gürtler (Cingularius, Wildenberg), der Begründer der nachmals so berühmten Goldberger Schule (wie die Schule selbst),[4] und viele andere konnten sich seiner Gunst rühmen; Caspar Ursinus war sein ausgesprochener Liebling und er wurde von ihm gewissermassen an seinen Bruder, Bischof Stanislaus von Olmütz vererbt.

Unter den Canonikern an der Kathedrale zu St. Johann befand sich eine ganze Reihe feingebildeter Männer, die nicht ohne Nutzen den Zwang, welchen ein Canonicat in Breslau auferlegte, eine bestimmte längere Zeit auf den Universitäten zu verweilen, auf sich genommen hatten. Auch diese geistlichen Herren kamen dem jungen Ursinus freundlich entgegen, so dass er später mehrere von ihnen trotz des Altersunterschiedes als seine Freunde anreden konnte.[5] Unter ihnen stand ihm am nächsten der gelehrte Doctor der Decrete Stanislaus Sauer aus Löwenberg, ein Mann von billiger Denkweise und untadeligem Wandel, der ausser in Wien auch in Padua studirt hatte; Mutianus Rufus, das Haupt der Erfurter Humanisten, nennt ihn einen an edler Begabung und Beredsamkeit reichen Schüler des Philippus Beroaldus, Melanchthon bewies ihm öfter seine ehrerbietige Hochachtung.[6] Dann nennt Ursinus den rechtschaffenen und milden Liebling des Bischofs Johann, Matthäus Lampricht aus Fraustadt, der später im Geheimen der Reformation anhing, doch vor dem offenen Uebertritte zu ihr zurückschrak.[7] Als dritter erscheint der Domherr Nicolaus von Krickau[8] und end-

[1] Vorrede zu: Joannis Camertis etc. in C. Julii Solini Πολυίστωρα enarrationes, Wien 1520.

[2] Vrgl. weiter unten.

[3] Vorrede zur Stauromachia Wien (1519), Acta Tomiciana IV, pg. 171, Briefe geschäftl. Inhalts von Taurinus im Archive der Elisabethkirche in Breslau.

[4] Breslau, Domarchiv, Liber II. incorporationum confirmationum et unionum altarium episcoporum Joannis etc. ab anno 1505. Erlass vom 30. August 1507. Bauch, Zeitschrift des Vereines f. Gesch. und Altert. Schlesiens XVII, pg. 289.

[5] Urs. Epist. ad fratrem Balthasarem sacerdotem. Ueber die Canoniker vergl. C. Otto l. c. pg. 18, 20.

[6] Der Briefwechsel des Mutianus Rufus ed. K. Krause, Kassel 1885 pg. 518. Corpus Reform. I, col. 161, 165, 202; II, col. 685. Erasmus Opp. III, col. 1699. Denis, Wiens Buchdruckergeschichte, pg. 153. M. Hanke, De Silesiis indig. eruditis, Leipzig 1707, pg. 211.

[7] N. Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau III, pg. 157, Valerius Herberger, Trawrbinden VII, 2 pg. 24.

[8] Von Ursinus Kyriacus genannt. In der späteren Ausgabe fehlt Krickau.

lich der bischöfliche Notar Valentin Krautwald.[1] Krautwald war neben Sauer Ursinus' Busenfreund. Ehe Bischof Johann ihn in seine Kanzlei berief, war er mit Johannes Furnschild Lehrer an der im Anfange des XVI. Jahrhunderts wohlangesehenen Schule in Neisse; der Dichter Franciscus Faber ist dort sein Schüler gewesen.[2] Als die religiöse Bewegung in Fluss kam, und Krautwald sich der Richtung des Caspar Schwenkfeld anschloss, verschwand er aus der Zahl der Freunde Ursins.

Der Aufenthalt Ursins in Breslau wird vermutlich nicht von langer Dauer gewesen sein; er musste seine Studien vollenden und begab sich nach Leipzig, wo Johannes Rhagius Aesticampianus mit dem ihm eigenen Feuereifer als vom Herzog Georg besoldeter Humanist der lernbegierigen Jugend die römischen Classiker erklärte.[3] Ursinus schloss sich seinen Hörern an und äusserte später noch kräftig seine Entrüstung über die schlechten Menschen (die Scholastiker), welche durch ihre Intriguen den gelehrten und unbescholtenen Mann aus Leipzig verdrängten.[4] Der junge Student, fast noch ein Knabe, wagte es, hier seine Krakauer Errungenschaften im Griechischen als Lehrer zu verwerten; er ist, so weit wir es heut übersehen, der erste gewesen, der über diese Sprache, die Krone der humanistischen Studien nach der Meinung der Zeit, in Leipzig öffentlich, und trotz seiner Jugend mit Beifall las. Das berichtet von ihm ein Freund, den er in der Lindenstadt gewann, der bekannte humanistische Doctor der Medizin Heinrich Stromer[5] aus Auerbach, nach dem heute dort noch der durch Goethes Faust berühmt gewordene Auerbachs-Keller heisst.

Von Leipzig besuchte Ursinus 1509 noch einmal seine Heimat[6] und erneuerte seine Breslauer Beziehungen. Dann trat er jedenfalls durch Vermittlung des Johann Thurzó als Secretär in die Dienste des Bischofs von Gurk Matthäus Lang, des Locumtenens und ersten Staatsmannes Kaiser Maximilians I. Auch an dem Hofe dieses Prälaten erwarb er sich bald Freunde.[7] Petrus Bonhomus, den Bischof von Triest, erwähnt er in einer

[1] Epistola ad Valentem Crautoaldum Nissenum. Ad Valentem Crautoaldum (Epigr.).

[2] Francisci Fabri Silesii, sylua cui titulus Bohemia. Leipzig 1520, gegen das Ende. Vielleicht auch Ursinus ?

[3] Bauch, Archiv zur Literaturgeschichte XIII, pg. 11.

[4] Ursinus an Joh. Hess, Rom. 20. Mai 1514.

[5] Vorrede zu seiner Ausgabe von Aeneae Sylvii libellus aulicorum miserias copiose explicans, Mainz 1517.

[6] Ad Stanislaum Saurum canonicum Vratislauien. epistola. Dort heisst es (Sommer 1516):

Sexta recessit hiems, nunc septima labitur aestas
Vt patria careo . . . .

[7] Urs. Epistol. ad Valentem Crautoaldum Nissenum.

Epistel an Valentin Krautwald zuerst unter ihnen. Der Bamberger Probst Marquard von Stein[1] öffnete ihm das Ohr des Bischofs, wenn er Anliegen an diesen hatte. Brüderliche und väterliche Liebe liess ihm der Brixener Probst Sebastianus Sperantius zu Teil werden. Den Probst von Völkermarkt Georg Summer, Johann Keller und den Schatzmeister und Mundschenk Langs, Christoph Langenmantel, einen literarisch gebildeten Augsburger Patricier,[2] nennt er auch als ihm wohlgesinnt. Zu dieser Zeit schloss er auch schon Freundschaft mit dem humanistischen Secretär des Locumtenens, dem Italiener Richardus Bartholinus aus Perugia, der schon damals an seinem Heldengedichte, der Austrias, feilte.

Matthäus Lang war im Auftrages seines Herrn, des Kaisers Maximilian, bei Beginn des zweiten Decenniums des XVI. Jahrhunderts vielfach unterwegs.[3] In dem von kriegerischem Lärm durchtobten Oberitalien zog er 1511 und 1512 hin und her, Verhandlungen anspinnend und abbrechend, je nachdem das Interesse des Kaisers das eine oder das andere forderte. Ursinus, der ihn begleitete, erzählt von sich, dass er, als Bologna nach kurzem Abfalle zu den Bentivogli sich Julius II. wieder übergab (10. Juni 1512), in Lebensgefahr geraten sei;[4] er hatte sich damals auf kurze Zeit von dem Gefolge Langs getrennt, und studierte dort unter Scipio Carteromachus Griechisch.[5] Die Erklärungen dieses Lehrers regten ihn zur Uebersetzung der Ehebruchs-Episode von Mars und Venus aus der Odyssee an. Auf dem Wege nach Rom verunglückte er in einsamer Wildniss mit seinem Pferde und wurde nur wie durch ein Wunder gerettet.[6]

Am 4. November 1512 begab sich Lang nach Rom, und er wurde am 5. November von dem über die Annäherung des Kaisers hocherfreuten Papste in feierlichem, von den Dichtern der Stadt geschilderten und besungenen Einzuge[7] mit grossem Gepränge wie ein Souverän eingeholt. Lang, nunmehr Cardinal, schloss mit dem Papste ein Bündniss, erkannte das Lateran-Concil an und liess, als er abreiste, den Grafen Albert von Carpi als Vertreter des Kaisers bei dem Concile zurück. Bei seinem Weggange gewährte der Cardinal seinem Secretär Ursinus, der auch hier von Johann Thurzó unterstützt wurde,[8] auf dessen Bitte Urlaub, um ihm Gelegenheit zu geben,

[1] 1488 W. S. Marquardus de Lapide in Krakau immatrikuliert.
[2] M. Crusius, Annales Suevici IX, cp. XIV, 1506.
[3] M. Coccinius Tubing. De principum Austriae caeterorumque et Venetorum bellis in Italia gestis. Auch bei Freher, German. RR. SS. II, pg. 268.
[4] Beilage, Nr. 8.
[5] Ursinus an Petrus Bonhomus von Triest, Basel 1. April 1522.
[6] Beilage, Nr. 8.
[7] Freher SS. rr. Germ. II, pp. 292.
[8] Ad Joannem Thurzonem antistitem Vratislauien. elegia III. ex urbe Roma missa. Vorrede zu Beilage, Nr. 7.

sich in seinen humanistischen Studien zu vervollkommnen, um aber neben gewandtem Stile sich auch schöne Formen der Schrift anzueignen, denn er wollte ihn auch weiterhin als seinen Secretär gebrauchen. Der Graf Albert von Carpi, dessen Gunst Ursinus durch seine Verse erworben hatte, empfahl ihm noch besonders dem abreisenden Staatsmanne.[1]

Ursinus war zur glücklichsten Zeit nach Rom gekommen. Im Februar 1513 starb Julius II., und mit Leo X. ging dem Humanismus in Rom die goldene Sonne der Gunst auf. Kaum dürfte man ein Zeitalter seit den verklungenen Tagen des Altertumes angeben können, wo Dichter und Rhetoren sich so ausgesprochener Anerkennung erfreuten, wo sie auch so schwarmweise in Rom zusammenströmten und sich wie ein festgeschlossener Stand fühlen lernten; es ist daher nicht zufällig, dass eine gleichzeitige Literaturgeschichte erwachte.[2] Späteren Darstellungen dieser Epoche gewähren eine belebte, farbige Unterlage die zahlreichen, häufig an eine wahre «Bohême» erinnernden Gedichte und Briefe des überaus fruchtbaren Völkchens der Musendiener. Dem lachenden Bilde fügte später die grauenvolle Plünderung Roms im Jahre 1527, welche mit eisernem Besen alle heiteren Lebensregungen wegfegte, in der Erinnerung der Zeitgenossen einen wehmütigen Schimmer hinzu.[3]

Die römischen Schöngeister, die Akademiker und was zu ihren Kreisen gehörte (ein engerer Zirkel nannte sich sodalitas[4] oder sodalitas Coritiana), hatten einen Mittelpunkt an einem liebenswürdigen Sonderlinge, der zwar im Auslande geboren, aber nach seinem Wesen ganz zum Römer geworden war, an Johannes Coritius aus Luxemburg.[5] Dieser war durch Jacob Wimpfeling's Schule gegangen; Wimpfeling hatte sich seiner väterlich angenommen, ihn aufgemuntert nach Rom zu gehen und er hatte ihn auch für diese Reise unterstützt.[6] In Rom gelangte Coritius zu einer angesehenen

[1] Urs. Epistola ad Valentem Crautoaldum Nissenum.

[2] Lilius Gregorius Gyraldus, De latinis poetis dialog. IV., bei Lil. Greg. Gyr. Opp. omnia, Lugd. Bat. 1696, II, pg. 187, Francisci Arsilli Senog., De poetis urbanis ad Paulum Jovium libellus. Hinter den bald zu nennenden Coryciana, oder bei Tiraboschi, Storia della letterat. ital. VII, 1576. Vrgl. auch Joannis Pierii Valeriani Bellun. de literatorum infelicitate libri duo. Amsterdam 1647.

[3] Jacobus Sadoletus an Angelus Colotius, Carpentoracte 1529 (J. S. ep. l. V. p. 221, Colon. 1564).

[4] Ursinus nennt (hinter Beilage, Nr. 8) Coritius «literariae sodalitatis patronus.»

[5] L. Geiger, Der älteste römische Musenalmanach, Vierteljahrsschrift für Cultur und Literatur der Renaissance I, pg. 145. Hauptquelle: Coryciana und ihre Beigaben, Rom 1524. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im M. A., VIII pg. 138, 285, 324, 595. Erasmus Opp. III, col. 718, 754, 808, Ch. Longolius, zweite Rede gegen Mellino.

[6] Jacob Wimpfeling in seinem Briefe an Julius II., welcher seiner Expurgatio gegen F. Schatzer angefügt ist. Riegger, Amoenitates Friburgenses, p. 281 f. Archiv für Literaturgeschichte XII, 333.

Stellung, unter sechs Päpsten versah er das Amt eines «præses in justicia et supplicibus libellis.» Die Freunde rühmten an ihm neben seiner Vorliebe für den Umgang mit Gelehrten seine eigenen literarischen Studien, sein römisches Ingenium, seine urbane Gradheit, die «festiua urbanitas», seine Fertigkeit in extemporirten Reden, seine Neigung für Altertümer und alte Marmore. Seinem Sinne für die Kunst und auch seiner Frömmigkeit gab er Ausdruck, indem er 1512 in San Agostino der heiligen Anna einen Altar errichtete und dotirte, den die Hand Raphaels mit Gemälden schmückte und für welchen Sansovino sein Meisterwerk in Rom, eine sitzende Gruppe der heiligen Anna und Maria schuf. Den Tag der heiligen Anna pflegte er alljährlich [1] festlich mit einer kirchlichen Feier zu begehen, dann begaben sich die Festgenossen in seinen am Forum Trajans unter dem tarpejischen Felsen gelegenen Garten, wo unter den Citronenbäumen, welche Coritius selbst gepflanzt hatte und pflegte, in langer Reihe Tische aufgestellt waren, welche, beladen mit Speisen und Trank, zu heiterem Mahle einluden. Gelehrte und witzige Gespräche belebten das Fest. Der greise Coritius besuchte alle Tische, füllte mit reichlicher Hand die Becher und erweckte durch seine muntere Rede überall scherzhaftes Lachen; gern liess er sich mit den Freunden in ein lustiges Wortgefecht ein. Ihren Dank zahlten die Geladenen in Epigrammen, Oden und Hymnen auf die heilige Anna, deren Bild, den Künstler und Coritius, welche sie an die Bäume, die Mauern, die Brunnen und die Statuen im Garten hefteten. Diese Gedichtchen sammelte Coritius sorglich, und er hob sie in einem Schrank auf, gab sie aber nicht dem Drucker gegen die Erwartung der Dichter,[2] «welche nicht so Philosophen waren wie Coritius, welche den Ruhm liebten und den Ruf nicht verachteten.» Einer der Freunde, Blossius Palladius, entwendete die sehr angeschwollene Sammlung (gegen 400 Gedichte!) und veröffentlichte sie durch die Presse. Es dürfte kaum ein Name von nur irgend welchem Klange aus dem zweiten Decennium des XVI. Jahrhunderts in Rom vorhanden sein,

[1] Ohne Störung ging es aber in den literarischen Kreisen nicht ab. Einen solchen Zwiespalt zwischen Coritius und den Akademikern erwähnt Longolius in einem Briefe an Laelius Maximus aus Padua (Ch. Longolii epp. l. IIII, Basel 1540) pg. 105. Auch den Hass der Römer gegen die «Tedeschi e Marrani», gegen Hadrian VI., musste Coritius mittragen. Vrgl. Berni, Opere burlesche (Utrecht 1760) I, pg. 79:

Ecco che personaggi, ecco che corte,
    Che brigate galanti cortigiane,
    Copis, Vincl, *Corizio*, e Trincheforte!
Nomi da fare sbigottire un cane:
    Da fare spiritare un cimitero,
    Al suon delle parole orrende, e strane.

Dies zur Ergänzung von Geiger.

[2] Schon 1514 dachten diese an den Druck. Cod. lat. Monac. 4007, 64 b, Mich Humelberg an Beatus Rhenanus, Rom 11. Dezember 1514, und ebenda 68 b, M. H. an Heinrich Bebel, Rom, 25. Februar 1515.

der in diesem Dichterwalde fehlte. Von vorübergehend anwesenden fremden Poeten [1] haben ihren Tribut entrichtet: Janus Hadelius Saxo, Petrus Aperbacchius, Christophorus Suchtenius, Caius Siluanus, Georgius Angelus, Sebastianus Sperantius, Ulrich von Hutten und Caspar Ursinus Velius.[2]

Durch sein poetisches Talent erschloss sich Ursinus auch den näheren Umgang mit Coritius und dessen vertrauteren Freunden, in einer Epistel schildert er den Verkehr der Sodalen dieses Kreises und sie selbst vielfach echtr charakteristisch.[3] Bei Coritius kam er mit Paulus Jovius aus Como zusammen, der seine historischen Arbeiten den Genossen vortrug; mit diesem verband bald Ursinus eine engere Freundschaft. Blossius gab dort seine treffenden Epigramme zum besten, Antonius Laelius seine scharfen, wortspielenden Verse, Camillus Porcius sprach hochtönend in gebundener und ungebundener Rede. Janus Vitalis Panormitanus beklagt den vorzeitigen Tod eines Sperlings,[4] Christoph von Suchten [5] singt Epithalamien und undankbare Liebesgedichte. Mitten unter den Sodalen sitzt martialischen Antlitzes mit strenger Stirn Joannes Marius Catanaeus aus Novara [6] als anerkannter Kritiker, welcher dem Guten sein Recht gewährt, aber auch das, was zu entfernen und zu ergänzen ist, angibt. Wenn die gelehrte Unterhaltung der Sodalität ihr Ende gefunden, bringt Coritius Wein, Aepfel, Artischoken, Piniennüsse, Kirschen, Pflaumen und Käse und frägt bei dem frugalen Mahle seine Freunde nach «Krieg und Kriegsgeschrei» und nach Stadtneuigkeiten. Ursinus erzählt von einem Ueberfall, den zwei Trabanten Lang's durch die übermütigen Römer erfahren haben. Ferne Freunde schickten Briefe an Coritius mit interessanten Nachrichten, so Jacob Piso über seine Gesandtschaft nach Polen und Russland und die Schlacht bei Orsza.[7]

Als Ursinus schon von Rom fern war, da rühmte er sich, dass er dort

[1] Auch Jacob Piso hat Verse an Coritius gerichtet, die aber in den Coritiana fehlen (Denis W. B. G. pg. 512).

[2] Nur ein geringer Teil der Gedichte des Ursinus ist in seine gesammelten Werke übergegangen. Die Coritiana enthalten 12 Gedichte von ihm. Eins davon übersetzt Geiger, pg. 159.

[3] Epistola ad Val. Crautoaldum Nissenum.

[4] Wohl Nachahmung von Catulls «Lugete, o Veneres Cupidinesque.»

[5] Suchten hatte 1504 in Leipzig den Magistertitel erworben. (Matr. der phil. Facultät); Hutten nennt ihn in seinem Querelen, Böcking Hutteni Opp. III, pg. 65; Janociana I., pg. 267; 1516 Juli 25. erscheint er als intrusus in der Breslauer Elisabethskirche (Archiv dieser Kirche BB. 31 m.).

[6] So schildert auch Jovius (Elogia doctor. vir. Basel s. a.), pg. 183, Cataneus.

[7] Epistola Pisonis ad Joannem Coritium de conflictu Polonorum et Lituanorum cum Moscouitis. O. O. u. F. [Rom. 1514?] Wiederholt: Basel, Froben 1515. Der Brief datirt Wilna 26. September 1514. Vrgl. auch Michael Humelberg an Ursinus, Rom 1. August 1515.

dem deutschen Namen keine Schande gemacht habe.[1] Das Selbstgefühl der Italiener war auf den sonst sehr bescheidenen, aber eben noch recht jugendlichen Mann übergegangen, und so ist er naiv genug in seinen Episteln das ihm von Franciscus Arsillus in dessen poetae urbani gespendete Lob wörtlich wieder zu geben[2] und ebenso alle aufzuführen, die ihm ihre Anerkennung geäussert und ihn ihrer Freundschaft gewürdigt haben, es ist eine lange Reihe von Namen, viele darunter von gutem Klange, aus der wir die schon genannten ausschliessen: Hieronymus Vidas, Thomas Phaedrus, Scipio Carteromachus, jetzt in Rom, Petrus Bembus, Pamphilus Saxus, Angelus Colotius, Nicolaus Judecus, Porcarius, Lilius Gregorius Gyraldus, Petrus Cursius, Marcus Antonius Casanova, Philippus Beroaldus der jüngere, dem er durch Severus Monachus[3] in Siena bekannt geworden war, Thamiras und Jacobus Sadoletus.

Ueber diesen italienischen Freunden vernachlässigte er aber auch seine deutscheu Landsleute nicht. Er wohnte mit einer kleinen Colonie derselben am Fusse des Palatins in der alten Velia. Des Danzigers Christoph von Suchten haben wir schon gedacht. Da war dann zunächst der kaiserliche Procurator Stephanus Rosinus aus Augsburg, der noch zum Celtis'schen Kreise gehört hatte und neben seinen amtlichen Geschäften sich der Astronomie widmete. Die «ungastlichen Trümmer des zerlumpten (laceræ) Rom», die alten Localitäten, besuchte und studierte Ursinus mit dem geschichtskundigen Augsburger Egidius Rem. Ulrich Pinder[4] wurde von ihm wegen seiner Kenntnis der beiden alten Sprachen geschätzt. Felix, Musicus genannt, aus Ravensburg in Schwaben, war ihm wert durch seinen Gesang und seine Musik. Der liebste Freund aber war ihm Petreius Aperbachus aus Erfurt,[5] welcher im Jahre 1514 nach Rom gekommen war, ihm vertraute er seine geheimsten Gedanken an, und mit ihm las er Homer. Befreundet war er dann noch mit dem Anwalte Reuchlins Caspar Wirt,[6] nur dem Namen nach kennen wir endlich von seinen Leuten Jacobus Apocellus aus Ubstadt, Moscopio (?) und Albrecht R. (?) aus Breslau.[7]

Von Rom aus schloss er auf brieflichem Wege auch Freundschaft mit

[1] Ad Joannem Cuspinianum, caesareum consiliarium.

[2] Epistola ad fratrem Balthasarem sacerdotem.

[3] Joannis Pierii Valeriani Bellun., De litteratorum infelicitate libri duo, Amsterdam 1647, p. 18.

[4] Ch. Scheurls Briefbuch, ed. F. von Soden und Knaake, Potsdam 1867/72 Nr. 171, 179, 183, 191.

[5] K. Krause, Eobanus Hessus, Gotha 1879, zwei Bände, passim.

[6] Ursin. an Joach. Vadianus, Basel 6. Dezember 1521.

[7] Ursinus an Mich. Humelberg, Innsbruck 9. Januar 1515. Heidelberger Matrikel 1508 W. S. 5. Februar: Jacobus Appozeller ex Ubstat Spir. dioc. Humelberg ist ebenda 7. September 1501 immatrikuliert. Erasmus Opp. III, 898.

dem nachmaligen Reformator von Breslau, Johann Hess aus Nürnberg, den er schon von seiner Leipziger Studienzeit aus dem Auditorium des Johannes Rhagius von Gesicht kannte.[1] Er kam ihm um so freundlicher entgegen, weil er wusste, dass sein Gönner Johann Thurzó, «ihr gemeinsamer Vater», Hess besonders wegen seiner historischen Kenntnisse und seines tadellosen Lebens schätzte.

Ausser den Epigrammen[2] für Coritius und für andere Freunde, Jovius, Lilius Gregorius Gyraldus, Colotius[3] etc., hat Ursinus in Rom zwei heroische Lobgedichte geschaffen, auf Maximilian I. und seinen Bundesgenossen Heinrich VIII. von England, und ein anderes auf Sigismund I. von Polen. Maximilian und Heinrich schlugen am 16. August 1513 die französischen Gens-d'armes in der berühmten Sporenschlacht bei Guinegate, und dieser Sieg wie die anderen Erfolge der Verbündeten gegen Ludwig XII. von Frankreich und die Niederlage Jacobs IV. von Schottland bei Flodden inspirirten Ursinus zu dem ersten in der grossen Suite seiner Gedichte auf das Habsburgische Haus.[4] Das Epinicion auf König Sigismund I. von Polen schrieb er, als die Nachricht von dem grossen Siege der Polen vom 8. September 1514 bei Orsza über den Grossfürsten Wassilji Iwanowitsch von Russland nach Rom gelangt war.[5] Der Freund Ursins, der Siebenbürger Jacob Piso, der vor der Schlacht als päpstlicher Gesandter vergeblich zwischen den beiden slavischen Fürsten Frieden zu stiften versucht hatte, um sie gemeinsam gegen die Türken zu führen, vermittelte es, dass dieser das Gedicht dem polnischen Gesandten beim Papste und dem Lateranconcile Johann Laski,[6] Erzbischof von Gnesen, recitieren durfte.[7] Andere uns unbekannte Verse widmete er dem Papste Leo X.[8]

Im Spätherbste des Jahres 1514 wandte sich Ursinus wieder nach Deutschland, und trat wieder als Secretär in die Dienste des Cardinals Matthaus Lang. Die Rückreise unternahm er in Begleitung von dem Doctor juris

[1] Ursin. an Joh. Hess, Rom 20. Mai 1514. Biographie des J. Hess v. Köstlin in der Zeitschrift des Vereins für Gesch. u. Altert. Schlesiens, VI.

[2] In statuas Coritianas Romae positas. De eisdem statuis. In artificem earundem statuarum.

[3] In Ponticum pro Jovio. Ad Lilium. Das letztere zeigt die leichte Sitte der Zeit.

[4] In Maximiliani Caes. Aug. et Henrici Anglorum octavi regis laudem carmen.

[5] In inclyt. regem Sigismundum Poloniae ob Moschos debellatos epinicion. (Vrgl. auch Janociana III, pg. 351).

[6] Ueber diesen Mann, der mehrfach Beziehungen zur Familie Thurzó hatte, vergl. den Aufsatz von Zeissberg in den Sitzungsberichten d. k. A. d. W. Wien 1874, ph. hist. Kl. 77 Bd.

[7] Ursin. an Stanislaus Thurzó, Basel 1. Februar 1522.

[8] Ad Leonem pon. max. Ad eundem. Diese Epigramme waren nur Begleitgedichte.

Egidius Rem, der zu den Räten Langs zählte.[1] In Mantua besang er in Epigrammen das Virgil, Baptista Mantuanus und Gonzaga gemeinsam errichtete Denkmal.[2] Zwei Monate verweilte er in Innsbruck, wo der für die Weiterreise sehnlich erwartete Schnee ausblieb, und während Rem nach Kärnthen ging, zog er mit Lang nach Augsburg.[3] Johann Thurzó, der ihn, wie wir gehört, auch in Italien grossmütig erhalten hatte, sah es sehr ungern, dass Ursinus wieder Hofdienste übernahm,[4] und die Gedanken desselben weilten denn auch noch ganz in Rom, wie der lebhafte Briefwechsel mit den zurückgelassenen Freunden uns zeigt. Petrejus Eberbach, Michael Humelberger[5] aus Ravensburg, Jovius, Janus Vitalis und Coritius schickten und erhielten Briefe.[6] Die Freundschaft mit Humelberger war durch Vermittelung von Eberbach auf schriftlichem Wege abgeschlossen worden,[7] sie führte aber zu lebendigem Austausche von Mitteilungen, der Reuchlin'sche Handel gab die Unterlage für die Annäherung. Ursinus als eifriger Reuchlinist — die Briefe der Dunkelmänner[8] enthalten deshalb auch seinen Namen — hatte ein lebhaftes Interesse zu erfahren, wie diese Angelegenheit in Rom stand; er teilte die alle Humanisten leidenschaftlich bewegenden Nachrichten sofort dem Conrad Peutinger mit, mit welchem er in Augsburg Verkehr hielt.[9]

Zwanzig Tage verweilte Ursinus mit Lang in Augsburg, dann brach dieser zu dem Congresse nach Pressburg auf, für welchen der Cardinal in seiner Eigenschaft als erster Diplomat des Kaisers, als Vertreter desselben, für die wichtigsten Pläne bevollmächtigt war. Am 11. Februar 1815 begann die Reise, welche Bartholinus und Ursinus beschrieben haben.[10] Der Cardinal ging über St. Leonhard nach Neuburg, und von dort zu Schiffe nach Ingolstadt. Hier erwartete er die unberittenen Hofleute, unter ihnen Ursinus, welche auf Flössen den Lech abwärts kommen sollten, und unterwegs Schiffbruch gelitten hatten. Am 15. Februar gelangte man nach Regensburg, wo nach dem Abendgottesdienste und nach Besichtigung der Kostbarkeiten von

[1] Epistola ad Paulum Jovium Novocomensem etc.

[2] M. Humelberg an Gabriel Humelberg, Rom, 18. November 1514.

[3] Ursinus an Humelberg, Innsbruck 9. Januar 1515.

[4] Epistol. ad Paulum Jovium Novocomensem etc.

[5] Eine unvollendete Skizze über diesen Humanisten gibt Horawitz, Michael Humelberger, Berlin 1875.

[6] Ursinus an Eberbach, Linz 4. Juli 1515.

[7] Mich. Humelberg an Ursinus, Rom ἀνθεστηριῶνος ὀγδόης ἐπὶδέκα αφιδ. Urs. an Humelberg, Augsburg 9. Febrnar 1515.

[8] In den Supplementen zu Böckings Ausgabe der Werke Huttens, pg. 278, 279.

[9] Ursin. an Humelberg, Augsburg 9. Februar 1515.

[10] Bartholinus, Odeporicon idest itinerarium reverendiss. in Christo patris et Dni D. Mathei Sancti Angeli Cardinalis Gurcensis coadiutoris Saltzburgen. etc. Wien 1515. Ursinus, Ad Joannem Thursonem episcopum Vratislauien de Sigismundi Poloniae et Vladislai Ungariae regum conuentu in Posonio epistola.

St. Emmeran von den Gelehrten Bartholinus, Sperantius, Johannes de Vico, Bischof von Acerra, Johannes Keller und Ursinus die alte Donaubrücke in Augenschein genommen wurde und Anlass zu historischen Discussionen gab. Der Abend brachte ein Tanzfest. Die Reise wurde zu Schiffe weiter fortgesetzt, der Donaustrudel bot beiden Humanisten Stoff für ihre Federn, am 21. Februar kam man endlich in Wien an. Nachdem der Cardinal die Empfangsfeierlichkeiten, Reden, Gottesdienste, Turniere und Maskeraden, durchgemacht und über die österreichischen Verhältnisse Rat gehalten hatte, brach er nach Wiener-Neustadt auf, wohin er die Stände von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain berufen hatte.

Ursinus blieb in Wien zurück und benützte die Zeit, um mit den Wiener Gelehrten in Beziehung zu treten, bald konnte er Thurzó davon berichten. Johannes Cuspinianus, dem er den Namen und Anregung verdankte, verkehrte mit ihm freundschaftlich, Egidius Rem hatte sich auch eingefunden, mit dem Italiener Angelus Cospus pflegte er in römischen Erinnerungen zu schwelgen, ein neues und festes Band knüpfte er mit Joachimus Vadianus und Rudolf Agricola dem jüngeren aus Wasserburg am Bodensee an.

Auf die Nachricht von dem Aufbruche der Könige von Polen, Ungarn und Böhmen nach Presburg, kehrte Lang nach Wien zurück, bekleidete seinen Hofstaat neu, und schickte Marquard von Stein, den Böhmen Maraska und Johannes Cuspinianus zur Begrüssung der Könige voraus, und folgte ihnen am 26. März nach. Am 11. April ging der Cardinal schon wieder nach Wien, um die Ankunft des Kaisers zu beschleunigen; am 16. Mai kehrte er wieder zu den harrenden Königen nach Pressburg zurück, und erreichte am 30. Mai die Zustimmung der Könige zu der berühmten, langgeplanten und folgenreichen habsburgisch-jagellonischen Doppelheirat.

Neben diesen gewichtigen hochpolitischen Vorgängen, die für das Auge eines zukünftigen Historikers von tiefem Eindruck sein mussten, können wir auch den heiteren Poetenverkehr in Presburg verfolgen. Die Anforderungen der Zeit an die formale Schönheit hatten schon dazu geführt, dass die Stellen der Secretäre sowie die der Redner, wenn sie besonders zu Prunk- und Etiquettenreden gebraucht wurden, allgemein mit humanistisch gebildeten Männern besetzt wurden, und da das Völkchen der Humanisten in der von allen Nationen gleichmässig gepflegten lateinischen Sprache ein kosmopolitisches Bindemittel ausser den gemeinsamen idealen Interessen besass, so pflegte man sich in diesen Kreisen einander sehr schnell zu nähern. Ursinus, der vom Cardinal in Presburg zurückgelassen worden war, befreundete sich nahe mit dem von Langweile geplagten Geheimschreiber König Sigismunds Johannes Dantiscus,* der in seinem Hodoeporicon auf die Reise seines

* Genethliacon Joannis Dantisci poetae clarissimi.

Königs nach Presburg[1] des Humanistenkranzes nicht vergass; sie erhalten jeder einzeln den üblichen Gegenseitigkeitsweihrauch. Es sind dies Cuspinian, der in nüchterner Weise den Presburger Congress schildert,[2] Sebastianus Sperantius, Hieronymus Balbus, der nach mannigfachen Gelehrtenirrfahrten und nicht ganz vorwurfsfreiem Vorleben in Deutschland und Frankreich[3] jetzt Geistlicher geworden war und ungarische Geschichte schrieb, und Jacob Piso,[4] der auch hier erscheint, die beiden letzten in nahen Beziehungen zum ungarischen Hofe, zu dem jungen Könige Ludwig. Ein Dreiblatt unter ihnen bildete Dantiscus mit Ursinus und Bartholinus, sie teilten einander die Gedichte mit, welche als vollgiltiger Schmuck dem Buche des Bartholinus einverleibt sind. Ursinus gab seinem Gönner Johann Thurzó in der diesem werten Form der poetischen Epistel Bericht über die Presburger Zusammenkunft.[5]

Als der Cardinal zum Kaiser eilte, folgte ihm auch Ursinus, blieb aber fast die Hälfte des Monates Juni mit dem Bruder seines Herrn, dem in Presburg von den Jagellonen zum Ritter geschlagenen Johann Lang, und dem Arzte und Theologen Paulus Rizius in Lauffen an der Salzach.[6] Die Musse benützte er, um ein uns nicht erhaltenes heroisches Gedicht in vierhundert Versen an die Jungfrau Maria für die wunderbare Rettung einiger Schiffbrüchigen auf dem Inn zu schreiben. Er gab davon den römischen Freunden Eberbach und Humelberg[7] von Linz aus Bericht, trotzdem er durch seinen Hofdienst sehr stark in Anspruch genommen war. Er erzählt mit stolzer patriotischer Genugtuung in dem Briefe an Eberbach auch genau von dem in Aussicht stehenden grossartigen Congresse in Wien, und ausserdem von dem Bauernaufstande in Kärnthen. Für die Persönlichkeit unseres Mannes ist aus dem Schreiben ein ihn ehrender Zug noch zu erwähnen. Eberbach hatte ihm Epigramme geschickt, und Ursinus antwortete darauf: »Die Epigramme waren mir angenehm, obgleich sie von einem obscönen Bilde begleitet waren, bei welchem selbst ein Hippolyt geil würde, wenn er es sähe.«

In Linz wohnte er mit dem Mathematiker und kaiserlichen Historio-

[1] De profectione sereniss. Sigismundi regis Poloniae etc. post victoriam contra Moscos in Hungariam Joannis Dantisci sylva.

[2] Diarium, M. Freher, RR. GG. SS. II, pg. 304 f.

[3] Geiger, Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance I, pg. 1. Neustadt, Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe, Breslau 1883, pg. 35, 37.

[4] J. Seivert, Nachrichten von Siebenbürg. Gelehrten etc. Pressburg 1785, pag. 327. Piso war vorher Lehrer des Alexius Thurzó, Denis, W. B. G. pg. 512. E. Abel, Magyarországi humanisták, Budapest 1880, pg. 83.

[5] Vrgl. oben pg. 18 Note 10.

[6] Ursin. an Petreius Aperbacchius, Linz 4. Juli 1515.

[7] Michael Humelberg an Ursinus, Rom 23. August 1515.

graphen Johannes Stabius zusammen, der unter der Bewunderung seines Hausgenossen damals den Triumphbogen Maximilians vollendete.[1] Dieser Triumphbogen oder «die Ehrenpforte», das Grossartigste, was jemals für den Holzschnitt geschaffen wurde, wie Thausing sagt,[2] ist von dem grossen Albrecht Dürer gezeichnet worden, Stabius war der gelehrte Leiter dabei und verfasste die erklärenden Spruchbänder. An dem Verkehre zwischen Stabius und Dürer muss Ursinus beteiligt gewesen sein, denn Dürer hat von ihm ein uns leider nicht bekanntes Bild gemalt,[3] das wahrscheinlich in dieser Zeit entstanden ist. Dem Stabius widmete Ursinus damals ein heroisches Gedicht auf den heiligen Leopold, den Schutzpatron von Oesterreich, angeregt durch die Ehrenpforte.[4] Die Erfolge der kaiserlichen Politik, der Bund mit den Königen von Ungarn und Polen werden darin dem Wirken des österreichischen Patrones zugeschrieben. Dass sich der Dichter am Schlusse an Maximilian selbst wendet und für später ein grosses Gedicht auf das ganze Haus Habsburg, also auch auf den Kaiser verspricht, zeigt, dass er durch Stabius' Vermittlung dem Kaiser empfohlen werden wollte.

Als glänzender Schlussact für die in Presburg begonnenen Verhandlungen, an welche jetzt die letzte Hand gelegt werden sollte, erfolgte im Juni der berühmte Fürstencongress zu Wien, welcher der Wiener Universität bei dem grossen Zusammenflusse von Fürsten und Prälaten reichliche Gelegenheit gab, ihre gewandten Latinisten als Prunkredner vorzuführen; es ist zu bewundern, dass man damals im stande war, soviel Zeit für tönende Phrasen zu opfern, und soviel Geduld hatte, die schwülstigen Declamationen anzuhören, Bartholinus sagt allerdings gelegentlich in einem Aufblitzen kritischer Erkenntnis, dass die Fürsten, gelangweilt durch die Breite selbst ihres Lobes, bei den Reden anderes treiben oder schlafen Zweiundzwanzig dieser Reden sind bald im Drucke erschienen,[5] das gab den durchaus nicht blos mit immateriellen Gedanken beschäftigten Humanisten Gelegenheit, ihre schönen Wendungen anderen Grossen in Speculation auf deren Gunst zu dedicieren, und ausserdem durch bereitwillige Beisteuer von poetischen

[1] Ursin. an Petreius Aperbachius, Linz 4. Juli 1515.

[2] A. Dürer II, pg. 116, 118.

[3] De imagine sua ab ipso Alberto picta. In tabulam (Adam und Eva) ab Alberto Durer, artificum huius seculi principe depictam.

[4] Ad Joannem Stabium, caesareum historicum, Leopoldus. Der Hymnus zeigt noch recht viel classische Phrasen z. B. . . . . summi quorum alter Olymp.

Sedibus et magna diuorum in gente receptus
Vescitur ambrosia et diuini nectaris undam
Purpureo bibit ore, deûm carchesia libans.

Cura Jonis, Junone fauente etc.

[5] Orationes Viennae Austriae ad Diuum Maximilianum Caes. Aug. aliosque illustrissimos Principes, habitae. In celeberrimo trium Regum ad Caes. conuentu. Anno M.D.XV. Wien Victor MDXVI. 4°

Applausen und Lobepigrammen zu den Dedicationen anderer auf deren Gönner diesen und den Dedicationspaten sich schmeichelhaft in Erinnerung zu bringen.

Nach der grossen Zusammenkunft begleitete der Cardinal den Kaiser und liess Ursinus in Wien zurück, wo dieser ungefähr ein Jahr lang weiteren Studien oblag; im Wintersemester 1515 wurde er an der Universität als erster der ungarischen Nation, zu welcher die Schlesier gerechnet wurden, immatrikuliert.[1] Er fühlte sich hier in der Schar der gleichdenkenden Männer, welche die Sorge Kaiser Maximilians für seine Landes-Universität in Wien zusammengeführt hatte, ausserordentlich wohl, nie ist er so fruchtbar gewesen an poetischen Ergüssen als hier unter der Anregung seiner Freunde, meist Gelegenheitsgedichte, gewähren sie ein frisches Bild von dem wissenschaftlichen und freundschaftlichen Leben der Wiener Humanisten. Die gelehrte Donaugesellschaft, die Conrad Celtis' lebendige Energie hier zu schaffen versucht hatte, bestand in der freien Vereinigung der «sodalitas» oder «academia Collimitiana» weiter, Genossen des Celtis und Epigonen zählt Ursinus in seinem Gedichte «Ad coenam sodalium inuitatio» auf.[2] Er ladet zum «sokratischen oder platonischen» Mahle, so bezeichnen mit Vorliebe die Humanisten ihre Convivien, um damit schon anzudeuten, dass nicht Speisen und Getränke, sondern geistvolle Unterhaltung die Hauptsache dabei sei, er ladet den Richardus Bartholinus, welcher wie Paulus Rizius nur während des Congresses in Wien weilte, Vadianus als «pater elegantiarum et facetiarum», Thomas Velocianus und Georgius Collimitius (Tannstädter aus Rain in Baiern). Auch Pierius Gracchus und Cuspinianus werden gebeten, ebenso Rudolf Agricola und der von Rom zurückkehrende Petrejus Eberbach, der hier schon von früher bekannt und mit Vadian befreundet war.[3] Dazu noch Johannes Fruticenus, Caspar Saltzer (Bacchus oder Bassus) und Petrus Julianus, die beiden letzten sollen die Symposiarchen sein. Bartholinus fügt dieser Gesellschaft Stiborius und Aegidius Rem, diesen doch wohl nur vorübergehend anwesend, noch hinzu.

Von diesen Männern traten Ursinus am nächsten Rudolf Agricola der jüngere, der vor Kurzem aus Ungarn hier eingetroffen war, und Joachimus Vadianus.[4] Rudolf Agricola oder Baumann hatte seine Studien fünf Jahre

[1] Caspar Ursinus schweidnicensis 53 d. Am Rande: Doctor, poeta, Regius historiographus, uxoratus.

[2] Wie wenig Aschbach seine Quellen gelesen hat, zeigt hier das Citat (pg. 388 Note 3): «In aedes Ge. Collimitii invitatio ad coenam.» Vrgl. weiter unten.

[3] Denis, W. B. G., pg. 29, 48, 52, 57, 64, 65, 306, 308. Matrikel der Univers. Wien, S. S. 1510 Sächs. Nation: Magister Petrus Eberbach Erfordiensis 15 d.

[4] Schweitzerisches Museum 1790 VII. Heft, H. H. Füssli, Joachim v. Watt, pg. 481. Ueber Vadianus und Agricola handelt auch Aschbach, l. c., aber nicht immer zuverlässig.

in Rottweil unter Hemio Virotus aus Burgund als Mitschüler des Heinrich Loriti Glareanus[1], dann in Leipzig, und vorher oder nachher in Breslau unter Laurentius Corvinus gemacht[2] und war dann nach Krakau gegangen, wo er 1510 immatrikulirt worden ist und bald mit literarischen Productionen hervortrat. Im Jahre 1512 verliess er Krakau, um in Oberungarn die Kenntnisse, welche er aus den Worten des Plinius über die Metalle und ihr Vorkommen gewonnen hatte, durch Studien an Ort und Stelle zu vervollständigen; Kremnitz war wegen seiner Münze das Hauptziel der Reise.[3] Der Pfarrer von Kremnitz Nicolaus von Zeben nahm ihn dort freundlich auf und beschenkte ihm mit einer kostbaren goldenen Schaumünze, welche das Bildniss des jungen Königsohnes Ludwig trug. Als Dank widmete ihm Agricola in demselben Jahre in seiner Ausgabe der Sphæra des Proclus Diadochus,[4] zu welcher Rupert Haller aus Ofen ein Empfehlungs-Epigramm beisteuerte,[5] eine Panegyris.[6] Dasselbe Buch widmete er seinem Schüler in der Verskunst, dem Siebenbürger Andreas Clemetz.[7] Später treffen wir Agricola in Ofen in der Umgebung des Bischofs Georg Szatmári von Fünfkirchen, er glaubte von Pallas selbst zu diesem Mäcen und in die Gesellschaft hochgelehrter, des Lateinischen und Griechischen wohlkundiger Männer geführt zu sein; vorher hatte er gefürchtet, in Ungarn nur bäurische und ungebildete Menschen zu finden.[8] Im Jahre 1514 hielt er sich am Hofe des Cardinalerzbischofs von Gran Thomas Bakács in Gran auf als Hofmann, wie der mit ihm und Vadian befreundete Verfasser der Stauromachia Stephanus Taurinus. Dem Vadian empfahl er von hier aus den nach Wien gehenden Graner Schulmeister Michael von Naganartz[9] als einen eifrigen Anhänger der humanistischen Richtung.[10] Die freie Zeit verwandte er für die Weiterführung seiner Studien. Zu seinen Gönnern gehörte hier der Suffragan von Gran Demetrius, Titularbischof von Santorin. Als der furchtbare Bauernaufstand der Cruciati alles in Ungarn in Aufregung hielt, als die Grossen des Reiches sich zur Bekampfung des Aufruhres zusammenscharten, empfahl dieser

[1] Agricola an Joach. Vadianus, Krakau (ex aedibus Marci bibliopolae) o. D.

[2] L. c. und Zeitschrift des Vereines f. Gesch. und Alterth. Schlesiens XVII, pg. 241.

[3] Vorrede zu der unten citirten Ausgabe der Isagoge in philosophiam moral. des Leonard. Aretinus von Agricola.

[4] Procli Diadochi Sphera Thoma Linacro Britanno interprete. Krakau 1512.

[5] Epigramma ad lectorem Ruperti Haller Budensis in laudem auctoris.

[6] Ad venerab, v. magistrum Nicolaum de Czebinio concionatorem Cremnitzensem panegyris cusa extemporaliter.

[7] R. A. ad ingenuum Andream Clemetz Transylvanum.

[8] Agricola an Joach. Vadianus, Ofen, undatirt.

[9] Diesen Ortsnamen kann ich nicht unterbringen. Der betreffende Brief liegt mir nur abschriftlich vor.

[10] Agricola an Joach. Vadianus, Gran feria 6. ante Mai. (?)

seinen Schützling, der eingesehen hatte, dass Gran kein Ort für ihn sei, und aus dem den Musen feindlichen Bürgerkriege nach dem ruhigen Wien weichen wollte, an dessen alten Bekannten Nicolaus von Zeben, der unterdess die Seelsorge von Neusohl übernommen hatte, und derselbe war Agricola durch freundliche Gewährung von Geldmitteln beihilflich die Universität von Wien zu beziehen, wo er Vadian um Aufnahme gebeten hatte.[1] Er dankte dem gütigen Pfarrherrn durch die Dedication seiner Neuausgabe der «Isagoge in philosophiam moralem Leonardi Aretini ad Galeotum».[2] Hier in Wien war er ungemein thätig, die Wiener Pressen haben damals viele Bücher verlassen, welche seinen Namen als Herausgeber tragen, oder von ihm wenigstens mit ein paar poetischen Begleitworten geschmückt worden sind.[3] Daher rühmt ihn Ursinus nicht ohne Grund wegen seine unermüdlichen, fast ängstlichen Fleisses. Agricola widmete ihm wohl als erste Freundschaftsgabe 1515 die Briefe, welche er von Gran aus mit Vadian über verschiedene dunkle Stellen aus Classikern und geographische Fragen gewechselt hatte.[4]

Dem Schweizer Joachimus Vadianus oder von Watt aus St. Gallen war Ursinus jedenfalls durch Petrejus Eberbach von Rom aus empfohlen worden. Vadian gehörte zu den frischesten Elementen in wissenschaftlicher Thätigkeit und in unbefangenem Lebensgenusse unter den Wiener Gelehrten. Ursinus richtete an ihn die Epigramme, welche er über der Liebe Lust und Leid verfasste. Die Freundschaft erhielt auch keinen Stoss, wenn Ursinus einmal im Feuer des Weinrausches als Anhänger des Kaisers gegen die Schweizer, welche ihr Blut bald diesem, bald dem anderen Herrn verkauften, loszog.[5]

Wie billig schloss er sich an das Haupt der sodalitas Collimitiana, an den ebenfalls mit Vadian nahe befreundeten Georg Tannstetter, verehrungsvoll und freundschaftlich an. Wenn er später von auswärts nach Wien schrieb, gab er den Briefen wohl die Eventualadresse «an Vadian oder Collimitius.»[6] Eine Elegie an das gastliche Haus des Collimitius zeigt, dass dort

[1] Agricola an Joach. Vadianus, Ex arce strigoniensi, undatirt.

[2] Wien 1515. Vorrede: Agricola venerabili d. magistro Nicolao. de Czebinio ecclesiae Novisolii praefecto dignissimo. Wien 1515.

[3] Denis, W. B. G., p. 121—329 passim.

[4] Habes lector: hoc libello: Rudolphi Agricolae iunioris Rheti, ad Joachimum Vadianum Helvetium poetam laureatum, epistolam, qua de locorum non nullorum obscuritate quaestio fit et percontatio etc. Wien, Singrenius 1515. Die Antwort Vadians ist fälschlich 1515 statt 1514 datirt. In allen Auflagen herrscht hier Verwirrung der Daten. Die Herkunft Agricolas aus Wasserburg «am Bodensee» geht aus diesem Buche hervor.

[5] Fünf Epigramme: Vadiano suo, Oraculum. De literis in Germania florescentibus (comment. z. Pomp. Mela von Vadian).

[6] Ursin. an G. Collimitius «in absentia eius D. J. Vadiano», Augsburg 9. October 1516.

in der sodalitas Pallas, Apollo und die Musen gleichmässig verehrt und nicht nur, wie Aschbach [1] will, die mathematisch-astronomischen Studien gepflegt wurden.[2] Collimitius war Leibarzt Maximilians, aber grösseren Ruhm als die Heilkunst verschafften ihm seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse; seine astrologischen Vorhersagungen galten wie Orakel.

Diesen Freunden reiht Ursinus selbst später als nächsten den Böhmen Wolfgang Heiligmeier an.[3] Er rühmt sich auch der Freundschaft des Seniors der Wiener Humanisten und Staatsmannes Johann Krachenberger oder, wie ihn Reuchlin wohllautend umgetauft hatte, Graccus Pierius.[4] Dieser hatte sich damals schon wegen seines hohen Alters aus dem Dienste des Kaisers zurückgezogen, der ihn gern zu Gesandtschaften nach Ungarn verwendet hatte, und er lebte mit seiner Gattin auf dem Lande in der Nähe von Wien. Mit den Gelehrten der neuen Richtung in Wien behielt er immer noch Fühlung, nach Celtis' Tode war er nicht nur ihr Mäcen, sondern auch lange noch ihr Führer. Ihm zur Seite als Führer der Humanisten und als kaiserlicher Staatsmann, wie jener mit Vorliebe zu Sendungen nach Ungarn benützt, stand Johannes Cuspianus; auch seiner Gunst erfreute sich Ursinus weiter.[5] An Alter kam unter den Wiener Gelehrten dem Graccus Pierius der Mathematiker, Astronom und Theologe Andreas Stiborius am nächsten, auch dieser trat dem jungen Poeten freundlich entgegen, aber noch im Jahre 1515 segnete er das Zeitliche und Ursinus widmete ihm dankbar für die kurze Freundschaft ein Epitaph.[6] Von den Wiener Juristen gehörte zu den Sodalen noch der talentvolle Doctor juris utriusque Victor Gamp, 1516 Rector der Universität; Ursinus spendet auch diesem als seinem Freunde Lobeserhebungen.

Ursinus hielt auch von Wien die Verbindung mit Rom aufrecht, es blieb sein Wunsch, sich, wenn irgend möglich, ganz den Studien und dann wieder in Italien, in Rom zu widmen. In einer Epistel an Paulus Jovius [7] bat er diesen, doch endlich sein Geschichtswerk herauszugeben, damit er

[1] Die Wiener Universität und ihre Humanisten, pg. 77, Vrgl. auch weiter unten.

[2] In aedes Georgii Collimitii mathematici Viennae agentis carmen. Die Sodalität wählte als Haupt jährlich einen Vorsteher: Sodalitatis Collimitianae invitatio: «sic pristina durante consuetudine regem vocemus», «regno potitus anno.»

[3] Ad Volfgangum Hayligmayr Boiemum.

[4] Ad urbem Viennam.

[5] Ad eundem Joannem Cuspinianum elegia. Die Elegie ad Marianum, welche fast mit denselben Worten beginnt und das Lob Maximilians I. singt, kann ich nicht unterbringen. Sollte Marianus der Oheim des Richardus Bartholinus M. Bartholinus sein?

[6] Tumulus Andreae Stiborii theologi et mathematici excellentissimi. Aschbach (pg. 374) teilt Stiborius in zwei Hälften, um sie später (pg. 423) wieder zu vereinigen.

[7] Ad Paulum Jovium Novocomensem Romae agentem, historicum insignem epistola.

nicht etwa stürbe, eher als er sein Werk beendige. Vielleicht hat Jovius an diese Bitte gedacht, als er bei der Plünderung Roms von 1527 einen grossen Teil seiner noch nicht veröffentlichten Lebensarbeit einbüsste, den er niemals mehr neu schuf. Mit Teilnahme erkundigte er sich nach dem greisen Coritius, nach Janus Vitalis, Lilius Giraldus, Catanæus, Blossius, Arsillus und Colotius. Es war nicht die poetische Phrase, wenn er dabei klagte, dass er bedaure, gegen Thurzós Mahnung wieder in den Hofdienst bei dem Cardinal eingetreten zu sein.

Im Frühjahre 1516 sollte er sich wieder dem Gefolge seines Herrn anschliessen.[1] Sein alter Gönner Thurzó hatte damals durch seine Vermittlung und den Cardinal Matthäus Lang mit Kaiser Maximilian verhandelt, um von diesem zur Erhöhung des Glanzes seines Breslauer Bistumes das Recht zum Schlagen von Goldmünzen zu erlangen.[2] Die Bitte um Verleihung dieser Gunst fand bei Maximilian Gehör, aber es verging eine lange Zeit, ehe das ersehnte Privilegium die kaiserliche Kanzlei verliess, trotzdem der Bischof durch seinen Unterhändler wiederholt darum ansuchte; vom 31. August 1515 datirt das Instrument, aber erst im März 1516 war Ursinus in der Lage es Johann V. nach Breslau zu übersenden. Der Bischof hatte auch seinen Schützling um ein Product seiner Muse angegangen, das dieser ihm natürlich durch eine Widmung zueignen sollte, eine Rede, aber obgleich dieser die Rede zweimal angefangen hatte, war er doch nicht im stande gewesen, sie nach allen Regeln der Kunst zu vollenden. Er gab auch Thurzó den Grund der Verzögerung an, er war gezwungen worden, die Rede und noch manches andere liegen zu lassen,[3] weil er von der Geissel der damaligen Zeit, der gallischen Krankheit, der Syphilis, getroffen worden war. Dass er zu dem hohen geistlichen Herrn so ganz unbefangen von dem schrecklichen Leiden spricht, berührt unsere heutigen Anschauungen eigentümlich, aber was heut wie ein Schandfleck erscheint und sorglich verheimlicht wird, wurde damals, wo die Krankheit wie eine neue Pest auftrat, fast wie ein elementares Naturereignis aufgefasst, man war nicht einmal darüber ganz im Klaren, dass sie sich wesentlich durch die Berührung der beiden Geschlechter fortpflanzt. Das letztere beweist die Naivetät, mit welcher das malum Franciæ selbst in der Grabschrift von Geistlichen erwähnt wird.[4] Unter dem leicht erreglichen Völkchen der Humanisten hatte Ursinus eine Reihe bekannter Männer zu Leidensgenossen, wir dürfen nur Conrad Celtis,[5]

[1] Urs. an Joh. Thurzó, Wien 24. März 1516.

[2] Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 56. Bericht, p. 209.

[3] Aus dieser Zeit existieren nur ein paar Disticha Ursins, worin er den Ungarn Bartholomäus Frankfurter dem Probst von Kalocsa und Canonicus von Stuhlweissenburg Michael empfiehlt. Denis, W. B. G. pg. 152, 153.

[4] M. Hancke, De Silesiis indigenis eruditis, pg. 183.

[5] C. Celtis, Fünf Bücher Epigramme, pg. 100.

Joachimus Camerarius [1] und Ulrich von Hutten erwähnen. Sein ganzes Trachten war darauf gerichtet, das Uebel schnell wieder von sich zu schütteln, ehe es sich zu tief einnistete, denn der Cardinal verlangte, dass er sich zu ihm begeben sollte; wohin dann sein Weg ihn führen würde, war noch nicht abzusehen. Der König Wladislaus von Ungarn war kurz vorher (13. März 1516) gestorben, und bei der Jugend Ludwigs II. befürchtete man Unruhen in Ungarn, besonders da der Kaiser durch seine kriegerischen Unternehmungen in Italien festgehalten wurde; daher glaubte Ursinus, Lang würde vielleicht nach Wien kommen, um den ungarischen Vorgängen nahe zu sein, aber es war auch möglich, dass er nach Italien dem Kaiser folgte, oder gar nach Spanien abging, denn auch dahin wurde des Kaisers Aufmerksamkeit abgelenkt, da dort ebenfalls vor Kurzem (23. Januar 1516) der König Ferdinand der Katholische gestorben war.

In demselben Briefe giebt Ursinus seinem Beschützer dann noch eine Reihe von Nachrichten über die Kriegszurüstungen und Aussichten des Kaisers in Italien. Sie sind bei aller Knappheit so prägnant, dass sich in ihnen schon das erwachende Interesse des zukünftigen Geschichtsschreibers offenbart. Unter den Privatnachrichten des Briefes wollen wir eine kurze hervorheben, weil sie Ursinus alle Ehre macht. Er, der selbst auf die Gunst anderer angewiesen war, vergass nicht, die Milde seines Gönners für einen jüngeren Schicksalsgenossen von edler Herkunft Georg von Logau, [2] den ersten Dichter aus dieser schlesischen Familie, anzugehen. Damals studierte dieser, unterstützt von Johann Thurzó, in Wien, und seine Lehrer schätzten ihn wegen seiner vorzüglichen Anlagen. Für ihn bat Ursinus um ein besseres Gewand, und er versprach dem Bischofe, dass Logan einmal ihm in seiner Umgebung zum Teile wenigstens die Sehnsucht (desiderium) nach dem Verkehr mit dem holländischen Desiderius (Erasmus) ersetzen würde. Von sich sagt er im Gegensatze dazu, dass er solche Fortschritte von sich nicht versprechen könnte, dazu hätte er in seinem ganzen Leben seinen Studien zu wenig beständig und ungestört obliegen können, ja seit zwei Jahren hätte er wegen seiner dienstlichen Verrichtungen fast ganz auf sie verzichten müssen.[3] Er schrieb dies der geringen Unterstützung zu, welche arme Gelehrte bei den deutschen Fürsten fänden. Wenn er nun den Deutschen gegenüber die Polen und Ungarn im allgemeinen und im besonderen Johann Thurzó preist, der an beiden Nationen Anteil hatte, so war das eben die verhüllte Bitte,

[1] Eobanus Hessus an Joach. Camerarius. O. D. Narratio de Eob. Hesso pg. Mb.

[2] Eine Biographie dieses Mannes gedenke ich folgen zu lassen. Ungarische Freunde und Gönner Logaus: Ludwig II., Brodarics, Th. Nádasdy, Szálkai, Th. Zalaházi, Wardai, Kalnai, H. Wolfhard, Alexius und Stanislaus Thurzó, N. Gerendi, M. Kechetinus, G. Werner, V. Eck, M. Auctus, u. A.

[3] Das ist, wie wir sahen, eine Hyperbel.

wenn er auch neidlos und resignirt von den Studien anderer spricht, dass Thurzó ihm die Mittel gewähren möchte, sich ganz seinen literarischen Neigungen hinzugeben. Das deutete er auch damit an, dass er ihm die Uebersendung eines Buches, seiner Gedichte, zusagte, dessen Herausgabe sein Freund Vadian übernommen, «in welchem nichts unterdrückt werden sollte, was auch nur ein etwas zu dem Ruhme des Bischofes beitragen könnte.»

In Wien noch erhielt Ursinus vom Cardinal die Anweisung, sich für den 1. September zur Abreise nach Spanien über Belgien bereit zu halten. Er traf seine Massregeln, auch indem er für seine Angehörigen in der Heimat zu sorgen suchte. Seinem Freunde Stanislaus Sauer empfahl er seine Brüder, damit er sie seinem Bischofe an's Herz legte.[1] Um ihnen den Weg zu ebnen und sich selbst auch weiter eine gute Stelle zu bereiten, bat er Sauer, Thurzó zu erzählen, dass er sich mit dem Gedanken eines grossen Gedichtes auf die Thurzó'sche Familie trage. Als er an den Hof des Cardinals nach Baiern zurückgekehrt war, schrieb er, nachdem Lang eine schwere Krankheit überstanden hatte, deren Ausgang auch sein eigenes Geschick bedrohlich beeinflussen konnte, an seinen jüngeren Bruder Balthasar, der in den geistlichen Stand getreten war; ihm übertrug er die Fürsorge für die greisen Eltern, den jüngsten Bruder und die einzige Schwester Thekla, und wies ihn an die Breslauer Freunde unter den Chanonikern und an den gütigen Bischof.[2]

Der September kam, aber Ursinus reiste noch nicht ab, er begleitete im Anfange des Sommers den Cardinal zunächst nach Augsburg, wohin sich der Kaiser zu einem Convent mit den deutschen Fürsten begeben hatte. Es waren wesentlich geistliche Herren, welche hier zusammentrafen, aber auch zahlreiche fremde und deutsche Gesandtschaften hatten sich eingefunden, unter ihnen Vertreter von England, Polen, Russland, Böhmen und Württemberg. Zu weiteren Verhandlungen mit dem jungen Könige Karl von Spanien und Heinrich VIII. von England wurde in grossen Tagereisen der energische Cardinal-Bischof von Sitten Schinner von hier aus abgesendet, Ursinus hatte für diesen die Instructionen auszuschreiben.[3]

Als der Convent im Monate October sich seiner Auflösung näherte, hatte Ursinus immer noch die Reise nach Spanien vor sich, aber wenn er sich auch darauf gefasst gemacht und sie wohl auch schon poetisch hoffnungsvoll ausgemalt hatte, so war ihm doch der Gedanke an sie, vielleicht auch die Art der Geschäfte so wenig verlockend, dass er sich jetzt direct mit Unterstützung Johann Thurzó's dieser Reise nicht nur, sondern dem Leben als Hofbeamter überhaupt zu entziehen versuchte. Vergeblich hatte er gehofft, durch seine Tätigkeit bei Lang eine geistliche Pfründe zu erlangen, die ihm

[1] Ad Stanislaum Saurum, canonicum Vratislauien, epistola.
[2] Epistola ad fratrem Balthasarem, sacerdotem.
[3] Urs. an Georg Collimitius oder Joach. Vadianus. Augsburg 9. October 1516.

bei eigener vollständiger Armut selbständige Unabhängigkeit gesichert hätte. Er hatte nun gehört, dass Thurzó auf dem Wege nach Rom sei und Wien schon berührt habe, oder noch berühren werde, und so schickte er dorthin an Vadian und Collimitius Briefe, um sie eiligst weiter an Thurzó zu befördern; er hoffte durch diesen jetzt zu ehrenvoller Musse in Wien oder in der Heimat zu gelangen.[1] Er fühlte sich mit seiner Lebensstellung um so unzufriedener, als es ihm schwer wurde und lange dauerte, bis er die Banden, welche ihn fesselten, lösen konnte; bitter beklagte er sich darüber bei seinem alten Leipziger Freunde Dr. Heinrich Stromer aus Auerbach, der im Gefolge des Cardinals Albrecht von Mainz nach Augsburg gekommen war.[2] Eine Antwort des Bischofs blieb vorläufig aus, und die Zukunft Ursin's klärte sich somit nicht; die Stellung zu seinem Herrn wurde ihm von Tag zu Tage unleidlicher.

In dieser Stimmung war er mit dem Cardinal nach Baiern zurückgekehrt, und hielt sich im Frühjahr 1517 in Mühldorf auf.[3] Er suchte seine Erholung und Zerstreuung in literarischen Productionen, und so entstand hier sein Carmen natalicium an Erasmus von Rotterdam.[4] Wir können uns heute kaum in jene enthusiastischen Zeiten zurückversetzen, um die tiefe Begeisterung zu verstehen, die ein Mann unter allen Gebildeten, ohne dass es seines Zutuns bedurfte, nur um der Sache willen durch sein blosses wissenschaftliches Wirken erzeugte. Hoch und Gering vereinigte sich damals zu einer idealen Gemeinde von aufrichtigen Verehrern des grossen Gelehrten Erasmus, Freunde des Mannes und Unbekannte sangen einstimmig sein Lob, und es wurde als eine der höchsten Ehren der Zeit gesucht, mit ihm in Verbindung zu treten. Ein Ausfluss solcher Begeisterung ist das lange Geburtstags-Gedicht Ursins, in welchem er den Lebenslauf des Erasmus, seine Verdienste und seine Werke besingt. Das Gedicht übersandte er seinem Freunde Vadian, aber bald liess er ihm eine Correctur folgen. Er hatte darin Reuchlins mit scharfen Worten gegen dessen Gegner gedacht und er wünschte epimetheisch nicht, dass die «fratres atrati», die Dunkelmänner, Anlass hätten, sich an ihm zu reiben. Im Drucke haben seine Freunde die ihm anstössigen Verse nicht getilgt, sondern unverändert stehen lassen, und so hat Johannes Coeleariligneus in den Dunkelmänner-Briefen Recht behalten, wenn er erzählt, dass am Hofe des Cardinals ein gewisser Caspar Ursinus sei, der griechische Gedichte machen könne und Reuchlin seine Hilfe versprochen habe und unter seinen Genossen sein wolle.[5]

[1] Vrgl. den eben angezog. Brief.

[2] Vorrede zu Stromers Ausgabe von Aeneae Sylvii libellus aulicorum miserias copiose explicans. Mainz 1517.

[3] Urs. an Joach. Vadianus. Mühldorf 10. März 1517.

[4] Ad doctiss. d. Georgium Ratzenperger in natalem Erasmi Roterodami carmen.

[5] Böcking, Ulr. Hutteni opp. supplem. pg. 278. Griechische Verse des Ursinus

Wenn Ursinus hier nicht gerade als Charakter erscheint, obgleich er bei seiner unsicheren Stellung und der Macht der Gegner Capnios recht wohl zu entschuldigen ist, so hatte sein Gedicht auf einer andern Seite doch auch einen Erfolg, wie er sich ihn nur wünschen konnte. Sein College und Freund Richardus Bartholinus weilte damals mit Lang und dem Kaiser in den Niederlanden und war zu Erasmus gepilgert, ihm schickte Ursinus sein Gedicht und Bartholinus übersandte es mit Lobsprüchen auf seinen Freund an Erasmus.[1] Dieser wies das übermässige Lob der Verse bescheiden zurück, aber erkannte das Talent seines Verehrers mit hohem Lobe an und äusserte den den Wunsch, die Bekanntschaft Ursins zu machen.[2] Das Gedicht ist ursprünglich nicht an Vadian gerichtet, sondern an einen andern Wiener Freund, Georg Ratzenberger, der einst als Hilfslehrer an der St. Stephansschule, er «hat die maist Arbeit mit der Lernung gehabt,» den berühmten Diplomaten und Schilderer Russlands Sigismund von Herberstein zum dankbaren Schüler hatte,[3] und der nun als Rector dieser Schule zugleich Mitglied der Universität war.[4]

Das Gedicht kam gerade nach Wien zurecht, um sofort veröffentlicht zu werden. Wenn Ursinus früher den Druck der Kinder seiner Muse durch die Freundeshand Vadians beabsichtigt hatte, so war dieser Plan nicht zur Ausführung gelangt. Jetzt sammelte Rudolf Agricola die ihm erreichbaren Gedichte Ursin's und liess sie drucken;[5] dass er dies ohne Wissen seines Freundes that, zeigt am besten die Dedication, welche nicht an Johann Thurzó, sondern an den Kämmerer von Mähren Ladislaus von Bozkowitz, Herrn von Trübau, einen der eifrigsten Gelehrtenmäcene aus dem czechischen Herrenstande, gerichtet ist, der sich auch Agricola bei seiner Reise nach Wien aristokratisch gastlich und förderlich erwiesen hatte.[6] Diese Widmung ist durch ihre ausführliche Besprechung der hervorragenden Gelehrten für die zeitgenössische Literaturgeschichte nicht ohne Interesse. Agricola wurde bei seiner Arbeit durch den jungen Georg von Logau unterstützt, dieser durfte auch durch empfehlende Verse die äussere Ausstattung der Ausgabe verschönern.

hinter dem Epicedion auf Maximilian (Beilage Nr. 12): De graecarum literarum in urbe Vienna recens acceptarum studio und Invitat graeca eloquentia studiosos.

[1] Rich. Bartholinus an Erasmus o. D. (1517).

[2] Erasmus an Bartholinus, Antwerpen 10. März 1517 (nicht 1516).

[3] Fontes rerum Austriacarum, SS. I, pg. 71; Denis W. B. G., pg. 598.

[4] G. Eder, Catalogus rectorum etc. archigymnasii Viennensis. pg. 81.

[5] Beilage, Nr. 7. Aschbach macht Logau zum Herausgeber (pg. 387 und 388), ndem er einfach den Titel abändert: editus a Georg. Logo Silesio! Der Name «Georgius Logus» gehört zu den Versen auf dem Titelblatte.

[6] Agricola an Ladislaus von Bozkowitz Herrn in Trübau und Kämmerer der Markgrafschaft Mähren, Wien 1517.

Ursinus erhielt durch seinen Freund, den gekrönten Dichter Johannes Pinitianus,[1] vom Drucke erst Nachricht, als er schon abgeschlossen und nichts mehr zu ändern war. Er war mit dem vorschnellen Freundschaftsdienste nicht ganz zufrieden;[2] die Herausgeber hatten manches abgedruckt, was als Augenblicksproduct, manchmal unter der Einwirkung des Weines, entstanden war und noch der Feile bedurft hätte, vieles fehlte, was nach seiner Meinung der Reproduction eher wert gewesen wäre, und endlich war der Druck obendrein flüchtig und incorrect. Wer einmal Vaterfreuden durch die Druckerpresse gesucht hat, wird daher seinen Kummer über seine »absente parente« zur Welt gekommene, ziemlich ungeleckte Erstgeburt nachfühlen können. Das auf Pergament gedruckte Exemplar, welches er seinem Gönner Johann Thurzó verehrte,[3] hat er vollständig durchcorrigirt, aber auch andere sollten die Reinigung vornehmen können, und so liess er das Fehlerverzeichnis drucken. Damit es aber nicht als Blatt vom Winde verweht würde, vereinte er es mit einem Gedichte, das wohl für die schon erschienene Sammlung bestimmt gewesen war, mit seinem Gelübde an die Jungfrau Maria.[4] Das heroische Gedicht haben wir schon als Quelle für seine italienische Reise kennen gelernt. Die Rettung vor dem Schwerte und aus den Banden der Räuber im dunklen Forste, den Schutz vor den Geschossen und den Mordwaffen der wütenden Soldatesca in Bologna, die wunderbare Erhaltung bei einem unglücklichen schweren Sturze mit dem Pferde im Apennin, die glückliche Wiederherstellung von einer Erkrankung, an der die Aerzte verzweifelt hatten, schreibt er darin der Gnade der Gottesmutter zu und er gelobt ihr dafür, ihr an jedem Tage am Abend und am Morgen ein Ave zu beten, an jedem Sonnabende zu fasten und ihr den Tag zu weihen; die Marientage verspricht er besonders festlich zu begehen, ihr vor dem Altare als Priester reinen Geistes zu danken und ihr zu Ehren Gotteshäuser mit neuem Schmucke zu zieren. Dafür bittet er sie, ihm die Kraft zur Erfüllung seines Gelübdes zu leihen, ihm ein leichtes, rechtliches, bescheidenes Leben zu gewähren und ihn aus den bitteren Sorgen zu befreien, welche ihn jetzt quälten. Dann wünscht er für sich einen untadeligen, ehrenvollen Namen, glücklichen Gang seiner Studien, geheiligten Gebrauch seiner Talente, glückliche Rückkehr nach der Heimat zu Thurzó, für später aber eine Wallfahrt nach Loreto, »wo die Hehre unser Thun näher sieht und mit geneigtem Ohre benachbarter demütige Bitten und traurige Klagen aufnimmt,« und ein Wiedersehen Roms. Wie selbstverständlich, bittet er zum Schlusse um ein seliges Ende und um die Fürsprache der Jungfrau bei ihrem richtenden Sohne.

[1] Ueber diesen Mann vrgl. Lier, Der Augsburgische Humanistenkreis, Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg VII., pg. 79.

[2] Ursin. an Jacob Spiegel, Wien 1. October 1517.

[3] Auf der Breslauer Stadtbibliothek, Sign. 4 N 520.

[4] Beilage, Nr. 8.

Vom ersten Tage des Monates October 1517 datiert die Widmung dieses Gedichtes, am letzten Tage desselben Monats schlug Luther die 95 Thesen in Wittenberg an; es begann damit die Reformation, die dem am Ende des XV. Jahrhunderts erst wieder zu neuem Anlaufe erwachten Marienculte — die immaculata conceptio wurde, wenn sie auch erst in unserem Jahrhunderte zum Dogma erhoben wurde, schon damals eifrig verfochten[1] — in seiner Entwickelung, ja den Wurzeln desselben entgegentrat. Ursinus Velius hat sich nicht, wie bei weitem die meisten Humanisten, dem Reformator angeschlossen, er ist ein guter Katholik geblieben.

Das Votum hat er dem kaiserlichen Geheimschreiber Doctor juris Jacob Spiegel gewidmet, dem Neffen Jacob Wimpfelings, zu dessen Freundes- und Schülerkreise die eifrigsten Kämpen für die heilige Anna und die Jungfrau Maria gehörten. Ein zweiter Brief sendet das Votum und seine Wiener Gedichte dem alten Freunde Johann Coritius als Erinnerungszeichen und Gratulationsgeschenk zu seiner Erhebung zum Bischofe.[2] Das letztere könnte wie eine Ironie oder wie ein lustiger Scherz erscheinen, da sonst diese Erhöhung des Coritius in unseren gedruckten Quellen nirgends erwähnt wird, wenn nicht der kaiserliche Procurator in Rom Stephanus Rosinus als Bürge dafür aufgerufen würde.

Das Votum bringt aber auch für Ursinus noch etwas Neues, auf dem Titel wird er zum ersten Male «Doctor, orator et poeta laureatus» genannt. Die Auszeichnung, wonach als höchstes Ziel die humanistischen Dichter strebten, der Lorbeer aus hoher Hand, ist ihm also im Jahre 1517 zu Teil geworden. War er sonst mit seinem Herrn dem Cardinal Matthäus Lang wegen dessen wenig geöffneter Hand nicht eben zufrieden, so dankte er ihm doch diese grosse Ehre. Lang hatte für ihn bei Kaiser Maximilian gesprochen und dieser hatte ihm in Gegenwart einer erlesenen Versammlung den Lorbeerkranz aufs Haupt gedrückt, und ihm damit zugleich den Doctor des kaiserlichen Rechtes verliehen.[3]

In Wien hatte er das Gedicht persönlich dem Drucker übergeben, wol auf dem Wege nach der Heimat, im December war er schon in Schlesien, seines Gönners Thurzó Güte ermöglichte es ihm dort endlich, den unfrucht-

[1] Chronicon Trithemii Sponheimense ad annum 1494, A. Bzovius, Annales eccles. XVIII. pg. 606; Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace, Paris 1879, II. pg. 20.

[2] Ursin. An Joh. Coritius, Wien 1. October 1517. Er kann nur Bischof in partibus inf. geworden sein.

[3] Ursin. an Matthaeus Lang, Vorrede zu Beilage, Nr. 12. Vrgl. hier Aschbach l. c., pg. 383 und Note 3 zur Erkenntnis seiner Art zu arbeiten. Ebenso sind die spanischen Universitäten, welche Ursinus (pg. 384) besucht haben soll, nur des châteaux en Espagne. Ursinus nennt sich gewöhnlich nur kurzweg doctor oder doctor et poeta laureatus.

baren Dienst des Cardinals zu verlassen. Auf der Heimreise kehrte er, liebreich aufgenommen, bei dem Bruder seines Patrones, bei dem Bischofe Stanislaus von Olmütz, ein. Als Gastgeschenk und als Bitte um Befreiung aus den lästigen Hofgeschäften dichtete er hier für Stanislaus Thurzó sein heroisches Vorspiel zur Thurzeis, zu dem lange geplanten Heldengedichte auf die Familie der Thurzó, welches er nie vollendet hat.[1]

In Breslau traf er noch den alten Freundeskreis an, frei konnte er sich unter gleichdenkenden Männern seinen Idealen hingeben. Stanislaus Sauer, Valentin Krautwald, Johann Hess und er bildeten eine Genossenschaft, vereinigt durch den Cultus des Johann Reuchlin und Erasmus; sie galten als die Chorführer in der grösseren Gemeinde der Verehrer dieser beiden Männer. Mit wahrem Entzücken wurden alle Nachrichten über den in der Literatur geführten Kampf für Reuchlin aufgenommen, und alle Streitschriften, welche einem der Genossen von auswärtigen Freunden zugingen wurden sofort Gemeingut.[2] Unter den in Breslau ansässigen Humanisten ragte damals der gelehrte Stadtschreiber Laurentius Corvinus aus Neumarkt hervor, der, ein Schüler des Celtis, im Anfange des Jahrhunderts als Schulmeister, d. h. als Rector, zu St. Elisabeth den Humanismus in die Breslauer Schulen eingeführt hatte.[3] Ursinus und Sauer pflegten auch mit ihm freundschaftlichen, heiteren Verkehr.[4] Ursinus im Gefolge seines Bischofs, Corvinus als Mitglied einer städtischen Prunkgesandtschaft nahmen im Jahre 1518 an einer hohen Festlichkeit in Krakau, an der von Kaiser Maximilian gestifteten Vermählung des Königs Sigismund I. von Polen mit Bona Sforza Teil, beide verherrlichten das Fest durch poetische Epithalamien,[5] Thurzó überreichte das Gedicht des Ursinus dem hohen Brautpaare.

Im Februar hatte sich Ursinus nach seiner Vaterstadt Schweidnitz begeben, um nach so langer Abwesenheit im Schosse seiner einfachen, durch ihn hochgeehrten Familie als gewordener Mann zu weilen. Mit besonderer Liebe schlossen sich hier an ihn seine Schwester Thekla und deren jugendliche Tochter Hedwig.[6] Dieser Aufenthalt beraubte ihn der Freude, seinen alten Freund Vadianus[7] in Breslau zu begrüssen, welches dieser berührte,

[1] Thurseidos praeludium. Ursin. an Stanislaus Thurzó, Basel 1. Februar 1522. Die Thurzeis des Valentin Eck haben wir oben erwähnt.

[2] Joh. Hess an Willibald Pirckheimer, Oels 21. Dezember 1517.

[3] Bauch, Laur. Corvinus, Zeitschrift des Vereines f. Gesch. und Altert. Schlesiens XVII, pg. 230 f.

[4] Ursin.: Ad Corvinum. L. Corvinus, pg. 278.

[5] Ursin.: Epithalamion sereniss. D. Sigismundi Regis Poloniae et inclytae reginae Bonae. Rudolf Agricola an Joach. Vadianus, Krakau 30. April 1518. Laur. Corvinus, pg. 269, Janociana III., pag. 352.

[6] Ad Theclam sororem et Heduigin neptem epistola paraenetica. Hierher gehört wohl auch: Epitaphium aui et patris.

[7] Urs. an Joach. Vadianus, Schweidnitz 11. Februar 1518.

um nach Krakau und Posen zu reisen. Derselbe verband mit der beschwerlichen Reise den doppelten Zweck, Verwandte zu besuchen und Land und Leute für seine geographischen Studien kennen zu lernen. Sein Commentar zu dem Werke des Pomponius Mela De orbis situ[1] trägt die Spuren der Wanderung. Mit Rudolf Agricola, der unterdess wieder nach Krakau als poeta, d. h. als Lector ordinarius der Rhetorik und Poetik an der Universität, übergesiedelt war,[2] und zwei jungen Männern aus der Krakauer Patrizierfamilie der Boner war er nach Wieliczka und Bochnia gegangen und in die Gruben eingefahren, und so konnte er die erste ausführliche Beschreibung dieser Salzbergwerke geben; in der Poesie hat er bekanntlich hierin einen Vorgänger schon an Conrad Celtis gehabt. Vadian hatte dem Freunde seine Durchreise durch Breslau angezeigt, aber der Brief kam zu spät in Ursins Hände, und das bedauerte dieser umsomehr, als er erfuhr, dass Vadian nur nach Wien zurückgehen werde, um alsbald nach seiner Heimat St. Gallen zurückzukehren, denn er konnte Vadian mitteilen, dass er von seinem gütigen Fürsten einen dreijährigen Urlaub erhalten habe und wieder nach Wien gehen werde, das er wegen seiner gelehrten Freunde Vadian und Collimitius und des jungen Nachwuchses jetzt Rom weit vorzog.[3]

Johann Thurzó erfreute sich an dem frischen, heiteren und bescheidenen Wesen und dem glücklichen Talente des Ursinus, nach seinem Tode fand man Ursins Gedichte, von Thurzó mit eigener Hand abgeschrieben, in demselben Schreine mit seinen Kostbarkeiten,[4] und er regte ihn auch zu poetischem Schaffen an. Ursinus hatte mehr Schriften des Erasmus kennen gelernt und er bedauerte es, in seinem Geburtstags-Gedichte diesen nicht vollwertig gepriesen zu haben: unter Thurzó's Zureden beschloss er, dieses Gedicht umzuarbeiten,[5] und dabei entstand auf Thurzó's Wunsch zugleich ein neues Lobgedicht auf Erasmus.[6] Mit einem zierlichen Begleitschreiben schickte er es an Erasmus und bat um einen Platz unter seinen Freunden, «wenn auch auf dem untersten Schemel.» Er vergass nicht seinen Mäcen und dessen Hochachtung für Erasmus gebührend ins rechte Licht zu stellen.[7] Erasmus antwortete ihm mit einem liebenswürdigen Briefe, nannte

[1] Wien 1518 zuerst erschienen. Die Beobachtungen der polnischen Reise sind erst in der Baseler Ausgabe, (1522) pg. 180, verwertet. Johann und Stanislaus Thurzó werden (schon ed. 1518) darin wegen ihrer Gunst besonders für Ursinus und Dubravius gefeiert.

[2] So nennt er sich in dem Briefe an Vadian, Krakau 1. April 1519. Agricola † daselbst 8. März 1521.

[3] Der eben cit. Brief Ursins an Vad.

[4] Ursin. an Stanislaus Thurzó, Basel 1. Februar 1522.

[5] Genethliacon D. Erasmi R.

[6] Ad Joannem Episcopum de D. Erasmo Roterodamo epistola.

[7] Ursin. an Erasmus, Breslau 20. Juni 1518.

das Gedicht seines neuen Freundes so erhaben, so hochtönend, dass Lucans Tuba daneben eine Lyra zu sein scheine.[1] Das Argument erklärte er allerdings für unfruchtbar, er habe dabei an die Batrachomyomachie denken müssen, welche mit tragischen Worten eine höchst lächerliche Sache darstelle, aber er sorgte doch dafür, dass dieses Gedicht in Loewen baldigst gedruckt wurde.[2] Ursinus wünschte er dann noch Glück zu seinem Gönner und diesem zu seinem Schützlinge.

Damit war die literarische Freundschaft zwischen Ursinus und Erasmus abgeschlossen, aber nicht nur mit jenem, sondern auch mit Thurzó knüpfte Erasmus an, denn dieser hatte gleichzeitig mit Ursinus an ihn geschrieben, und er hatte eine ihn ebenso befriedigende Antwort erhalten.[3] Bei der unbefangenen Ruhmredigkeit jener Zeit ist es doch für einen Mann wie Thurzó bezeichnend, dass er trotz seiner Stellung in der Hierarchie erst durch Ursinus und Jacob Piso,[4] der in Rom in vertrauter Freundschaft mit Erasmus gelebt hatte, angetrieben werden musste, persönlich an den grössten Gelehrten der Zeit zu schreiben, so gross war die Hochachtung vor Erasmus. Thurzó war über die Zeilen des Erasmus so entzückt, dass er ihm besonders dafür dankte und ihm eine kostbare Sanduhr mit der Aufschrift «festina lente», in seiner Diöcese gegrabenes Gold und Zobelfelle mit den Ausdrücken innigster Verehrung sendete.[5]

Ursinus diente dem Bischofe, wie es scheint, als Secretär, er begleitete ihn, wenn er in Schlesien hin und her zog, und manche Bücher der bischöflichen Kanzleien in Breslau und Neisse enthalten Einträge von seiner Hand.[6] In Thurzó's Gefolge kam er jedenfalls auch an den Hof des Herzogs Karl von Münsterberg, der sich durch wiederholte Beweise von Liberalität dem Kataloge seiner Gönner einfügte.[7] Ursinus erwarb die Gunst des Herzogs, und dankte mit poetischer Münze, er verherrlichte ihn und besang den jungen zum geistlichen Stande erzogenen Herzog Joachim.[8]

Auch jetzt, wo er sich in erwünschter Lage befand, gedachte er seines

[1] Erasmus an Ursinus. Loewen 1518 (1519?).

[2] Zusammen mit dem hodoeporicon des Eobanus Hessus a profectione ad Des. Erasmum und Briefen «C. Vrsini Velii carmen grandiloquum eodem pertinens» (Lonanii 1519).

[3] Erasmus an Joh. Thurzó, Loewen 20. April 1519.

[4] Jacob Piso an Erasmus, Ofen 1. Februar 1526.

[5] Joh. Thurzó an Erasmus, Breslau 1. Dezember 1519. Erasmus an Joh. Thurzó, Loewen 31. August 1520.

[6] Nach Spuren des Briefwechsels mit Hess (Ezechielsche Sammlung, Breslaner Stadtbibl.) war Urs. am 24. März in Breslau, am 13. Juli in Neisse, am 13 Nov. in Breslau.

[7] In pateram Caroli ducis Slesiae leone insignitam. Aliud.

[8] Ad ducem Joachimum Slesiae paraenesis; Widmung der Epigramme; Ursin. an Joachim, Basel. 1. März 1522.

jungen Freundes Logan, und er erwirkte für ihm von Johann Thurzó eine Unterstützung von 30 Dukaten, die an Vadian als an den Mentor des jungen Mannes zu zweckmässiger Zuteilung abgingen. Dass er damit nicht nur eine Dankespflicht gegen Logan für die Herausgabe seiner Gedichte erfüllte, beweisen die Begleitzeilen, durch welche er den Credit desselben bei den Wiener Freunden durch seine Bürgschaft zu erhöhen versuchte.[1] Bald begab er sich auch selbst wieder nach Wien, um seinen Urlaub auszunützen. Er fand viele alte Freunde wieder, doch Vadian fehlte bald, dieser kehrte jetzt für immer nach St. Gallen zurück, wo er nicht nur in wissenschaftlichen Dingen, sondern bald auch in der reformatorischen Bewegung die Führung übernahm.[2] An die Stelle Vadians trat nun für Ursinus neben Collimitius der Doctor juris und Professor Johann Abhauser[3] aus Augsburg, ein Freund des Geschiedenen. Mit Victor Gamp wurde die Freundschaft weiter gepflegt, obgleich dieser zu den Häuptern der aufständischen Bewegung in Wien gegen die Enkel Maximilians gehörte, der sich Ursinus vollkommen fern hielt, da er stets gut kaiserlich gesinnt war. Die sodalitas Collimitiana vereinigte sich noch immer, wenn auch schwächer an Zahl, zu freien Zusammenkünften bei einem der Mitglieder, neue Menschen, frisches Blut flössten ihr kräftiges Leben ein.[4] Collimitius und Gamp waren jetzt die Senioren, dazu kamen, abgesehen von weniger bekannten Männern wie Claudius, Leonhard Dobrohast, welchen wir noch begegnen werden, der Professor der Medizin Simon Lazius, der Schüler des Collimitius, Mathematiker, Astronom und Arzt Andreas Perlach, Jacob Ceporus[5] und Johann von Swola (Swolski), dessen Geburtstage zu Ehren die Sodalen am Sylvesterabende bei Gamp zusammenkamen, ein mährischer Edelmann, Theologe und zugleich Jurist, der aber auch die humanen Studien pflegte, und später, obgleich Domherr in Olmütz, mit den Breslauer Reformatoren in freundlichem Briefwechsel stand.[6] Ursinus hat an diesen eine satyrische Epistel gerichtet, in welcher er in einem Augenblicke von klarer Erkenntniss der wirklichen, d. h. ziemlich geringen Wertschätzung, die man im allgemeinen der dichtenden Schar der Humanisten entgegenbrachte, seinen Erfahrungen ohne den sehr weiten und dicht verhüllenden Mantel der conventionellen Lobphrase Aus-

[1] Urs. am Joach. Vadianus, Neisse 1. Februar 1518.

[2] Urs. an Joach. Vadianus, Wien 17. Mai 1519.

[3] Denis, W. B. G. pg. 41. 629. Abhauser gab mit Ambrosius Zilagius, nepos card. Strig. et patr. Constantinop., und v. a. Applause zu Vadians Mythicum syntagma. Wien 1514. Wiener Matr. 1510 W. S. Guolfgangus Abhauser de Augusta.

[4] Sodalitatis Collimitianae invitatio.

[5] Denis, W. B. G. pg. 207. Ursinus an Joach. Vadianus, Wien 15. April 1520. Ceporus oder Ceporinus gab 1534 in Basel Dionysii orbis descriptio heraus.

[6] Joh. von Swola an Joh. Hess, Towatschau 15. April 1528, Goldenstein 1. August 1537.

druck verleiht. Eine sehr feine Ironie liegt darin, dass er selbst dies Gedicht als Satyre bezeichnet, da doch die Satyre sich gegen ihn selbst, der weiter grosse Herren anzusingen fortfuhr, richtet.[1] Ein Schreibfehler Ursins schiebt Swolski noch ein anderes Gedicht zu,[2] eine Aufforderung an diesen zur Herausgabe des von ihm verfassten «Mikrokosmus». Hier ist Johann Sslechta von Wschered gemeint, der die Verse des Ursinus diesem seinem Buche vorsetzte.[3]

Von Wien aus fuhr Ursinus im Spätherbste 1519 nach Salzburg.[4] Der Cardinal Matthäus Lang war von Karl V. zu seinem obersten Commissär in Deutschland ernannt worden, und Ursinus wollte ihm seine Glückwünsche zu der Gunst des neuen Herrschers und zugleich seinen Dank für die Zuwendung des Dichterlorbeers überbringen. Lang war so lange Maximilians vertrauter Rathgeber und rechter Arm gewesen, und so widmete ihm Ursinus sein Epicedion auf den gestorbenen Kaiser.[5] Nach der Darstellung des allgemeinen Schmerzes über den gerade zu der Zeit abgerufenen Fürsten, wo er das grösste Unternehmen, den Kampf gegen die furchtbar anwachsende Macht des Halbmondes plante, leiht er darin den Empfindungen König Karls Worte. Doch nicht in unfruchtbaren Klagen ergeht sich dieser, er spricht als «ex ossibus ultor», und so wird das Trauergedicht zugleich Lobgedicht auf Maximilians Enkel Karl. In einem besonderen Gedichte feierte er dann auch die Ankunft Karls V. in Deutschland. Der Abstecher nach Salzburg galt aber auch den ehemaligen Genossen im Hofdienste besonders dem Richardus Bartholinus, allein dieser war kurz vor seiner Ankunft nach Italien zurückgegangen, um, nachdem er in Deutschland nichts als den Poetenlorbeer erlangt hatte, in seiner Heimat Perugia wieder zu werden, was er vorher gewesen war, nämlich Schulmeister. Sein von den Zeitgenossen viel bewundertes Gedicht, die Austrias, hatte ihm sonst nur anerkennende Worte eingetragen.[6]

Ursinus kam nicht etwa an den Ort seiner früheren Thätigkeit mit dem Hintergedanken, dort von neuem sein Heil zu versuchen, Johann Thurzó hatte ihm zu seinen übrigen Spenden ein Canonicat in Breslau übertragen, das ihm jährlich 40 Dukaten, wenn er auswärts war, und wenn er in Breslau

[1] Ad Janum Zuolam Morauum epistola satyrica.

[2] Ad Janum Zuolam Morauum paraclesis pro aedendo libro, qui inscribitur Microcosmus.

[3] Sslechta an Stanislaus Thurzó, Kosteletz a. d. Elbe 30. April 1522 (Im Briefwechsel des Bohuslaus v. Hassenstein).

[4] Urs. an Joach. Vadianus, Wien 7. November 1519.

[5] Beilage, Nr. 12. Dem Epicedion Ph. Gundels auf Maximilian I. (Wien 1520) fügte Ursinus Epitaphe bei. Denis, W. B. G. pg. 207.

[6] Ad divum Maximilianum Caes. Aug. Riccardi Bartholini de bello Norico Austriados libri duodecim Strassburg 1516.

residierte, deren 100 einbrachte.[1] Dies war die letzte Wohlthat, welche er von seinem väterlichen Gönner empfing, wenig später raffte den vortrefflichen Mann der Tod hinweg, und Ursinus, der ihm dankbar ein poetisches Denkmal setzte,[2] ging nun wie ein Erbstück in die Gunst des Stanislaus Thurzó von Olmütz über.

Im Winter 1519 fing die Pest, welche im zweiten Jahrzehnt des Säculums Deutschland grausig verheerte, an, in den Ländern rings um Wien zu spuken, und die grosse Stadt sah mit Unruhe der unabweislichen Ankunft des schrecklichen Gastes entgegen. Dazu kamen die politischen Unruhen des Interregnums. Ursinus sah sich wie die meisten seiner Freunde unruhig nach einem Rettungshafen um; trotzdem arbeitete er an seiner Ausbildung und literarischen Schöpfungen weiter. Dem bedeutendsten unter den wegen der Erwählung Karls zum Kaiser vom Brüsseler Hofe nach Deutschland abgeschickten Männern Maximilian von Berghen,[3] Herrn in Zevenberghen, einem Freunde der Studien, dedicierte er damals sein ziemlich inhaltsarmes, aber formvollendetes Trauerlied bei der Wiederkehr des Todestages Maximilians,[4] und er gab Applause zu der von dem gelehrten Minoriten Johann Ricutius aus Camerino (daher Camers kurzweg genannt) veranstalteten und Stephan Verböczi gewidmeten fleissigen Ausgabe des Solinus, wofür ihn Camers im Commentare selbst citirte.[5]

In derselben Zeit entstand eine reifere Frucht seiner Studien und seines poetischen Talentes, die Uebersetzung der Homilie des heiligen Cyrillus, des Erzbischofes von Alexandria, über das Abscheiden der Seele und ihr zweites Leben in das Lateinische, die erste und eine gute Uebersetzung der Rede. Daran reihte er das Evangelium vom Sonntage vor den Fasten, Lucas XVIII, 31—41, Christi Vorhersagung seines Leidens und die Heilung des Blinden am Wege bei Jericho, in würdigen, einfachen Hexametern, und endlich ein Gebet vor der heiligen Communion, wie Denis anerkennt, eine schöne Umschreibung des «Domine, non sum dignus.» Diese ernste Sammlung[6] konnte nur einem Geistlichen zugeschrieben werden, und da hatte

[1] Urs. an Joach. Vadianus, Wien 7. November 1519. Nach Kollar (Praef. des bell. pann.) war Urs. auch praepositus Myslensis.

[2] Ad Stanislaum Thursonem de obitu fratris consolatio. Pro r. antistite Joanne Vratislauiensi aegroto votum.

[3] Ursin. an Maximilian von Zevenberghen, Wien 1. Januar 1520. Vrgl. Jacob Spiegel an M. v. Z., Schlettstadt 15. Mai 1520, vor J. Wimpfelings Medulla pragmat. sanctionis excerpta, Schlettstadt 1520.

[4] Beilage, Nr. 13.

[5] Joannis Camertis Minoritani etc. in C. Julii Solini Πολυίστωρα enarrationes. Wien 1520. Applause haben unter anderen auch gegeben: Theodoricus Kaner sacrae theolog. doctor Zaraconiensis episcopus ac Nouaeciuitatis electus und Franciscus Lado Siculus Transylvanus. Ursin. an Joach. Vadianus, Wien 15. April 1520.

[6] Beilage, Nr. 16.

wohl das erste Anrecht darauf Stanislaus Thurzó von Olmütz.[1] Johann Dubrawski, ein anderer Client des Bischofs, später sein Nachfolger, und dem Ursinus nahe befreundet, hatte ihn zu der Uebersetzung und auch zur Dedication angeregt. Ursinus giebt auch hier in der Vorrede den Polen und Ungarn als Mäcenaten der Gelehrten die Palme, in Polen dem gelehrten Bischofe von Plock Erasmus Ciolek, in Ungarn dem Erzbischofe von Kalocsa Ladislaus Szálkai und Stefan Verböczi; am höchsten steht ihm natürlich Stanislaus Thurzó, der wie sein Bruder gewissermassen beiden Nationen angehörte.

Kurz darauf bestieg er den Pegasus zur Feier eines hochwichtigen Festtages des habsburgischen Hauses. Jetzt endlich vollendete sich, was Kaiser Maximilians Vorsorge für seine Enkel 1515 vorbereitet hatte. Im Mai vermählte sich der Erzherzog Ferdinand mit Anna von Ungarn in Linz. Jung war der Fürst und jung die Braut, im Frühlingswonnemond fand die Hochzeit statt, und daran knüpft das ansprechende Hochzeitsgedicht des Ursinus an.[2] Seine Voraussagung der Fruchtbarkeit der Ehe hat sich bekanntlich glänzend erfüllt, er ahnte aber damals gewiss nicht, dass er für die Sprossen des fürstlichen Paares geboren war. Der Dichter übersandte sein Lied dem Erzherzoge,[3] und sein Freund der Bischof von Triest konnte ihm mitteilen, dass es gute Aufnahme gefunden habe.[4] Das war die erste Berührung unserer Poeten mit Ferdinand. Als Beigabe hängte er im Drucke dem Epithalamium ein Gedicht über die Rückkehr Kaiser Karls V. nach Deutschland an.

Um dieselbe Zeit wurde in Worms der unvergessliche Reichstag abgehalten. Am 16. April zog Luther dort ein. Wenige Tage vorher, also ehe es zu den Verhandlungen mit dem einfachen Mönche gekommen war, der ganz Deutschland in Athem hielt, ging daselbst ein Buch aus, welches wie ein Satyrspiel den ernsten Vorgängen sich anschliesst, ein lusus poeticus voll unbefangener Heiterkeit: «Poeta domum emit» betitelt sich der Ausdruck der læta paupertas der Humanisten.[5] Dass der anonyme Verfasser unbekannt geblieben ist, in keinem der grösseren Briefwechsel eine Spur des scherzhaften Werkchens zu finden ist, das erklärt sich wohl daraus, dass solche leichte Waare durch den Eindruck des titanischen Auftretens Luthers in schnelle Vergessenheit gebracht wurde. Der Inhalt des Buches ist ein Poetengericht über den Freiburger Humanisten Philipp Engelbrecht aus

[1] Urs. an Stanislaus Thurzó, Wien 1. März 1521.

[2] Beilage, Nr. 17.

[3] Ursin. an Ferdinand, Wien 23. Mai 1521.

[4] Ursin. an Ferdinand, Freiburg März 1522.

[5] Ohne Verfasser, Herausgeber, Druckort und Jahr. Die Vorrede ist datirt: Worms 11. April 1521. Auf dem Titel steht: Roganti, quis Dicasterium hoc Poeticum luserit, Respondit Autor. Οὐ πᾶς ὃς τοῦτο εἴσεται.

Engen, daher Engentinus genannt[1] Engentinus hat das Unerhörte gethan, er hat, obgleich ein Poet, ein Haus gekauft; wegen dieser Verletzung der heiligen Gesetze der Poeten wird er nun von der entrüsteten Schar seiner Brüder in Apollo angeklagt. Thomas Didymus Aucuparius, Ulrich von Hutten, Hermann von dem Busche, Johannes Stabius, Joachimus Vadianus, Eobanus Hessus, Jacobus Locher Philomusus, Urbanus Rhegius, Henricus Glareanus, Bartholomäus Latomus und Johannes Alexander Brassicanus treten nach einander auf, um den Verächter seines Standes anzuklagen. Es ist höchst belustigend zu sehen, wie der Verfasser die einzelnen in dem Pathos ihrer Reden ironisch charakterisiert oder selbst karrikiert, mancher von ihnen erhält einen derben Stich dabei. Als judex causæ fungiert Caspar Ursinus Velius. Er nimmt die Klagen entgegen, in zierlicher und doch kräftiger, mit griechischen Worten geschmückter Rede wendet er sich dann an den zerknirschten Sünder, frägt ihn nach dem Sachverhalt und nach seiner Verteidigung. Dieser gesteht zu, dass er ein Haus gekauft habe, aber bona fide, doch habe er damit schlecht gehandelt. Das Haus sei noch nicht ganz bezahlt, und er könne es auch nicht bezahlen, wenn nicht sein gelehrter Bruder Antonius Engentinus, der Vicar des Bischofs von Speier, ihm dabe behilflich wäre, und daher beschwört er bei seinem Barte, dem Kennzeichen der wahren Poeten, den Richter, und bittet ihn um milden Spruch. Ursinus fällt nun auf Grund des Geständnisses mit salomonischer Weisheit die Sentenz: Engentinus soll binnen einem Monat das Haus verkaufen und den Erlös umbringen und niemals mehr an etwas Aehnliches denken. Falls er sich aber an das so gerechte Urteil nicht kehre, solle er sich niemals der Poetenvorrechte erfreuen, der Statue Apollos nichts opfern, die Musen zürnend und die Grazien ungnädig erfinden, alles solle er ohne Minervas Gunst thun, alle Poeten, als Feinde fühlen und für immer aus den poetischen Chören ausgeschlossen sein. Die Poeten danken dem Richter für den trefflichen Spruch und drohen dem Engentinus, wenn er sich nicht füge, mit einem Processe der gewichtigeren Körperschaft der deutschen Philosophen. Unzweifelhaft hat ein Ursinus freundlich gesinnter Mann dieses kleine, höchst interessante Buch geschrieben.

In Wien brach im Sommer 1521 die Pest wirklich aus und sie trat mit grosser Wut auf, täglich starben an hundert Menschen.[2] Wer die Stadt verlassen konnte, floh, die Universität verödete, weil Lehrer und Studenten sich zerstreuten. Ursinus machte sich auch von dannen, er wandte sich nach Südwest-Deutschland, wo die Pest in den vorhergehenden Jahren gehaust hatte, aber nun erloschen war, nach Freiburg im Breisgau. Er hatte

[1] Engentinus war damals in Worms anwesend. Schreiber, Geschichte der Universität zu Freiburg (Freiburg 1857), I. pg. 88.

[2] Urs. an Joach. Vadianus, Basel 1. October 1521.

vernommen, dass Erasmus von Loewen nach Basel aufgebrochen sei, und so richtete er dorthin zunächst seine Schritte. Stanislaus Thurzó gewährte ihm die Mittel zur Reise und gab ihm einen Brief und ein Geschenk für Erasmus mit.

Als er dort eintraf, war Erasmus noch nicht angelangt; der Umgang mit der geistigen Aristokratie der Stadt und die Hoffnung auf Erasmus' Ankunft vermochte ihn zum Bleiben. Am 1. August ist er dort an der Universität immatrikuliert worden.[1] Basel war wieder ein Centralpunkt geistigen Lebens, den Ursinus kennen lernte und an welchem er ein gern gesehener, hochgeschätzter Gast und Genosse wurde. Zunächst näherte er sich dem hervorragenden Philologen Beatus Rhenanus,[2] der ihm congenial gewesen zu sein scheint, auf seinen Einfluss ist es zurückzuführen, dass dieser die Ausgabe der Werke Tertullians Stanislaus Thurzó widmete.[3] Nicht minder freundschaftlich wurde sein Verhältniss zu den Brüdern Amerbach, besonders zu dem bedeutenden Juristen Bonifacius Amerbach,[4] dem Lieblingsschüler des Zasius und des Andreas Alciatus. Als Erasmus immer weiter noch zu kommen zögerte, entschloss sich Ursinus aber doch nach Freiburg aufzubrechen; den für Erasmus bestimmten Brief Thurzós liess er bei den Freunden, nur das Geschenk wollte er später selbst übergeben.[5] Kaum war er abgereist, da erschien Erasmus; die Nachricht von seiner langerwarteten Ankunft trieb daher Ursinus schnell wieder nach Basel zurück, doch hatte er die kurze Zeit in Freiburg schon dazu benützt, Ulrich Zasius, einen der, drei Begründer der modernen Rechtswissenschaft, für sich zu gewinnen.[6]

So war für Ursinus der wichtige Augenblich seines Lebens gekommen wo er den anerkannten, fast abgöttisch verehrten princeps literarum von Angesicht zu Angesicht kennen lernen sollte, begeisterte Briefe und Gedichte geben seiner Stimmung bald Ausdruck.[7] Seinem Freunde Stanislaus Sauer schreibt er, er würde es nicht für lästig halten, wenn das «numen et σωτήρ» des Jahrhunderts bei den Indern lebte, auch dorthin zu eilen, um den Mann zu sehen, dessen Gleichen seit vielen Jahrhunderten nicht gewesen seien. In ihm sei mit der absolutesten Gelehrsamkeit fast unglaubliche Weisheit verbunden, seine Beredsamkeit im Gespräche unterscheide sich fast gar nicht

[1] Nach gütiger Mitteilung von Herrn Dr. L. Sieber in Basel. Mit der Gebühr von 1 Flor. statt der üblichen 6 Schillinge.

[2] Ursin.: Ad Beatum Rhenanum. Basilea (Epigr.).

[3] Opera Q. Septimii Florentis Tertulliani, Basel 1521. Widmung, 1. Juli 1521.

[4] Urs.: Ad Bonifacium Amorbachium.

[5] Erasmus an Stanislaus Thurzó, Basel November 1521.

[6] Zasius an Bonifacius Amerbach, Freiburg 19. November 1521. Ad clariss iureconsultum Udalricum Zasium. Ad eundem Zasium.

[7] Ursin. an Stanislaus Sauer, Basel 26. November 1521. Vrgl. das citirte Epigramm an Zasius.

von der Diction seiner gedruckten Werke. Erasmus brachte dem jungen Verehrer schon Wohlwollen entgegen, aber er fand an ihm jetzt noch mehr Wohlgefallen, der persönliche Eindruck übertraf seine Vorstellungen von Ursinus.[1] Die liebenswürdige Art sich zu geben, die Vollendung seiner geistigen und körperlichen Bildung gewannen ihm ganz sein Herz, so dass aus dem kurzen Zusammenleben der beiden Menschen trotz des Altersunterschiedes eine wirkliche Freundschaft erwuchs.[2] Oft lud Erasmus ihn allein zu Gaste, anderthalb bis zwei Stunden plauderte er mit ihm nach der Mahlzeit, nach seiner Sitte stehend, bisweilen auf- und abschreitend, selten sitzend. Ursinus, Rhenanus und die beiden Amerbach bildeten den Freundeskreis, in welchem Erasmus an seinem Tische sich von geistiger Arbeit zu erholen pflegte. Der freundschaftliche Verkehr mit diesen Männern hielt Ursinus in Basel fest, und zu diesen Freunden kam noch die Anziehungskraft, welche der angesehene Professor der Theologie Ludwig Berus, Conrad Pelicanus, der Wanderapostel des Humanismus im deutschen Norden Hermann von dem Busche,[3] den sein Geschick jetzt hieher verschlagen hatte,[4] und der gelehrte Corrector der Froben'schen berühmten Offizin Michael Bentinius auf ihn übten.[5]

Auch mit dem Buchdrucker Johann Froben[6] selbst knüpfte er Verbindungen an, er fasste den Plan, bei diesem eine Gesamtausgabe aller seiner poetischen Werke zu veranstalten. Es stellte sich nun aber heraus, dass er doch so wenig eitel auf die Kinder seiner Leier gewesen war, dass er selbst nur sehr wenige von seinen eigenen Productionen besass; daher wandte er sich an seinen alten Freund Vadian, zu dem die meisten als Geschenke gekommen waren.[7] Vadian war auch sein Vermittler für Nachrichten aus Rom. Dort hatte jetzt Ursinus Feinde vermutlich an solchen, welche ihm sein Canonicat bei der Curie streitig machten.

Im Anfange des Jahres 1522 siedelte Ursinus endlich nach Freiburg über, am 1. Februar ist er dort immatrikulirt worden.[8] Eng und freund-

[1] Erasmus an Stanislaus Thurzó, Basel, 23. August (?! soll wohl heissen: November) 1521.

[2] Erasmus an Bernhard von Gless, Cardinal-Bischof von Trient, Freiburg 7. September 1530. Soviel Lob!

[3] In novum Velii Ursini poetae emunctissimi opus Hermanni Buschii epigramma.

[4] Ueber Busch (vorläufig bis 1507) handelt H. J. Liessem 1884 und 1885 in den Programmen des Kölner Kaiser Wilhelm-Gymnasiums. Vergl. auch Liessems Dissertation über denselben Mann. Leipzig 1866.

[5] Ad Michaelem Bentinium. Ad Bentinum de Candida.

[6] Ad Joannem Frobenium. Wer ist Bonvisius? Urs.: Ad Bonuisium.

[7] Urs. an Joach. Vadianus, Basel 6. Dezember 1521.

[8] Horawitz, Analecten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben, Wien 1878, pg. 66.

schaftlich schloss er sich an Zasius an.[1] Stadt und Universität Freiburg waren damals gerade in tiefer Erregung. Schon seit längerer Zeit war es fortwährend zwischen den beiden Corporationen zu Streitigkeiten gekommen, die nun, als die religiöse Erregung die Menschen noch empfänglicher für Zwistigkeiten gemacht hatte, bis zu blutigen Strassenkämpfen zwischen den Bürgern und den Studenten führten;[2] Ursinus und andere gelehrte Männer gerieten durch einen solchen Tumult in einer Märznacht selbst in Lebensgefahr.[3] Zasius hatte bei diesen Streitigkeiten eine höchst unangenehme Stellung, als ursprünglichen städtischen Beamten (Stadtschreiber) nahmen ihn die Bürger für sich in Anspruch, während er doch zur Universität hielt, und die Universität hatte aus demselben Grunde nicht volles Vertrauen zu ihm. Die Verhältnisse wurden für den alten Mann so unerträglich, dass er ernstlich daran dachte, seinen altgewohnten Wirkungskreis zu verlassen; der Umgang mit Ursinus richtete den Gedrückten auf und erfrischte ihn. Dafür dankte ihm Zasius damit, dass er seinen Bonifacius Amerbach immer wieder antrieb, dass er sich des Druckes der Gedichte des Ursinus, der von Freiburg aus nun, und zwar rasch vor sich ging, annahm und seinerseits wieder auf Froben einwirkte, wenn die Sache einmal nicht schnell genug vorwärts wollte.[4] Die aufrichtige Verehrung, welche Ursinus wiederum dem grossen Juristen entgegenbrachte, spricht sich in den Hendecasyllaben auf den Tod seines Freundes Collimitius aus, und diese Worte des Gedichtes sind zugleich das einzige Bleibende davon, denn Tannstetter zog es vor, noch bis 1535 zu leben.[5] Ein weniger hervortretender Freund Ursins in Freiburg war der humanistische Docent Conrad Hirtzbach: durch diesen knüpfte er wieder mit Humelberg an.[6]

Wenige Tage nach der bösen Märznacht wanderte Ursinus von Freiburg wieder nach Basel; in Wien hatte die Gewalt der Seuche nachgelassen, und so wollte er dahin zurückkehren. In Basel wollte er nur noch die letzten Schritte für die Veröffentlichung seiner Gedichte tun, und sich von Erasmus verabschieden.[7] Erst nach seiner Abreise verliessen seine fünf Bücher Gedichte die Presse.[8] Wir wollen hier nur eine Uebersicht der Einteilung

[1] Zasius an B. Amerbach, Freiburg 25. Januar 1522.

[2] Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857, pg. 243.

[3] Zasius an Erasmus, Freiburg 20. März 1522.

[4] Zasius an B. Amerbach, Freiburg 25. Januar 1522, 2. Februar 1522, und der falsch datirte 7. Dezember 1519!? Vrgl. auch Zasins an Gregorius Angerer, Bischof von Wienerisch-Neustadt, Freiburg 10. September 1529.

[5] Ad Zasium.

[6] Hirtzbach an Humelberg, Freiburg 15. März 1522, Humelberg an Hirtzbach, 12. April 1522.

[7] Erasmus an Stanislaus Thurzó, Basel 21. März 1523.

[8] Beilage, Nr. 18.

derselben geben: mit Ausnahme des fünften Buches haben wir meist die einzelnen Gedichte schon erwähnt oder für die Darstellung inhaltlich benützt. Zwei Bücher Sylven eröffnen die Sammlung, sie sind Ferdinand von Oesterreich und Stanislaus Thurzó gewidmet; das erste Buch enthält die Habsburgica, das zweite meist solche, welche auf Johann und Stanislaus Thurzó Bezug haben. Ein Buch, die Episteln, ist seinem Freunde und Gönner Sebastianus Sperantius, nun Bischof von Brixen, ein Buch Elegien und Epigramme dem Herzoge Joachim von Münsterberg[1] und das fünfte Buch Epigramme aus dem Griechischen, ist seinem Freunde dem Bischofe Petrus Bonhomus von Triest zugeschrieben.[2] Den Schluss bildet ein Appendix derjenigen Stücke, welche nach des Ursinus Aufbruch in Basel eingegangen waren und am gehörigen Orte nicht mehr hatten eingereiht werden können; es sind die von Vadian erbetenen Sachen. Ueber die Epigramme hat Melanchthon ein etwas abfälliges Urteil geäussert,[3] sie zerfallen in drei Abteilungen: ἐγκωμιαστικὰ, σκωπτικὰ und ἐρωτικὰ, und es ist wahr, dass die zweite Classe besonders manchen matten Vers enthält. Dagegen sind unter den Gedichten der ersten Classe mehrere, die besseres bieten, als man in einem einfachen Epigramme suchen würde, wir haben hier besonders die Baseler Epigramme im Auge.[4] Dass Ursinus ein tüchtiger und geschmackvoller Uebersetzer aus dem Griechischen war, zeigt ein Vergleich mit den metrischen Uebersetzungen desselben Epigramms von Melanchthon und Camerarius.[5]

Ueber die Rückkehr Ursins nach Wien sind wir durch eines seiner gelungensten Gedichte, sein dem Horaz nachgeahmtes und doch originelles Reisegedicht an Erasmus unterrichtet.[6] Zunächst machte er einen kleinen Umweg über Tübingen, um dort kurz vor dessen Tode Johann Reuchlin, den vielgeprüften, jetzt, wo die hochgehenden und tiefgreifenden Wellen der reformatorischen Bewegung alles, was vorher die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf sich gezogen hatte, bei Seite geworfen hatten, fast vergessenen Mann. Gastfrei nahm dieser den mit einem Briefe von Erasmus Kommenden auf, dann eilte Ursinus nach Ulm, und fuhr von dort, am Abend

[1] Es beruht wohl auf einem Missverständnis, wenn M. Hanke (De Siles. indig. erud., pg. 238) von einem noch unedierten Buche von Gedichten an Joachim von Münsterberg spricht.

[2] Diese Uebertragungen sind später oft wiederholt worden. Vrgl. die Beilage.

[3] Corp. Ref. I, P. 2. Melanchthon an Eob. Hessus, Wittenberg Juni 1522.

[4] Mehrere Gedichte beziehen sich auf Lucas Cranach, ohne dass wir jedoch persönliche Beziehungen Ursinus' zu diesem nachweisen können: In imaginem Mariae cum puero, Aliud, In imaginem Catharinae, De artificis industria. Vielleicht auch: In imaginem sepulturae dominicae, Ad Nazarenum flagris caesum, Aliud.

[5] Κηριοκλέπτης des Theokrit. Vrgl. Farrago aliquot epigrammatum Philippi Melanchthonis etc. Hagenau 1528 pg. B 3.

[6] Beilage, Nr. 21.

stets landend, unter mancherlei kleinen Abenteuern die Donau abwärts. Bei schlechtem Wetter wurde am zweiten Tage sein Fahrzeug gegen eine Brücke geworfen, so dass er sich nur durch einen gewagten Sprung aus dem nassen Elemente retten konnte. An einem Orte fiel er, wie es heut ebenso geht, einem geriebenen Wirte in die Hände, an einem anderen frass ihm eine Katze die Mittagsfische halb auf, in Regensburg, wo sich die Reisegesellschaft stark vermehrte, erheiterte ein Landsknecht, der zu ihr stiess, alle anderen durch die Witzreden, mit welchen er seine weinende «amica» beim Abschiede tröstete. Am Ostersonnabende kam man nach Passau; hier feierte Ursinus im Kreise der dort ansässigen Freunde das Fest, und nun ging es rasch nach Wien zu, das er nach zehnmonatlicher Abwesenheit glücklich erreichte. Den todtgeglaubten Collimitius traf er unversehrt, nach und nach erschienen die auseinandergescheuchten Glieder der Universität und die Freunde Ursins, zuletzt Philipp Gundel, der Nachfolger Vadians auf dem Lehrstuhle der Poetik und Eloquenz. Dieser war auf den Rat des Ursinus nach dem Tode des Rudolf Agricola nach Krakau gegangen, wohin er von dem königlichen Geheimschreiber Justus Ludovicus Decius eingeladen worden war. (Schluss folgt). Dr. GUSTAV BAUCH.

DIE CULTURELLEN BESTREBUNGEN DES MITTELALTERS.

Von Dr. *Lorenz Schlauch*, Bischof von Szathmár.*

Geehrte Generalversammlung! Seit fünfundzwanzig Jahren unterstützt unsere anspruchslose Gesellschaft die in den Ländern des Ostens lebenden armen Katholiken und Ungarn; seit fünfundzwanzig Jahren wendet sie, soweit ihre beschränkten Mittel es gestatten, den minder gut dotirten Kirchen und Anstalten des Vaterlandes ihre Hilfe zu; und ihre Opferwilligkeit vergass auch niemals der Bedrängniss des Heiligen Vaters, des glorreichen Hauptes unserer Kirche.

Unsere Gesellschaft ist sonach jederzeit im Dienste erhabener Ideen tätig gewesen. Heute gedenkt sie mit dem Bewusstsein wohlerfüllter Pflicht Rechenschaft zu geben von ihrer Gebahrung; und indem sie dies tut, tritt sie, bescheiden zwar, aber in vollem Selbstgefühle vor das Publikum Ungarns und verlangt — keinen Lohn, wohl aber Anerkennung.

Vor fünfundzwanzig Jahren entstand im Geiste eines ungarischen katholischen Bischofs, Josef v. Lonovics, die Idee der Unterstützung der ungarischen Csángós. Der Gedanke war neu. Die öffentliche Meinung Ungarns

* Gelesen in der am 6. December 1886 aus Anlass des 25jährigen Bestandes der St.-Ladislaus-Gesellschaft stattgehabten feierlichen Generalversammlung.

klammerte sich damals an das Andenken Körösi Csoma's, des Reisenden in Tibet und Anton Reguly's, des gelehrten Forschers der stammverwandten finnischen Sprache, und hielt an der Hoffnung fest, dass in der Urheimat der Magyaren noch ein Stamm derselben leben dürfte, der berufen wäre, hier im Vaterlande unsere stark zusammengeschmolzene Zahl zu ergänzen; davon aber, dass in unserer nächsten Nähe, in der Moldau, noch 200,000 Ungarn leben, davon wussten nur Wenige. Man wusste nichts davon, dass diese vom Mutterlande abgetrennte ungarische Bevölkerung zwischen rumänische Elemente eingekeilt, in der grössten Gefahr schwebe, ihrer Religion und damit auch ihrer Nationalität gänzlich verlustig zu gehen; man wusste nicht, dass unter dem Einflusse der Jahrhunderte ein beträchtlicher Teil derselben seines Ungartumes tatsächlich bereits verlustig gegangen ist und nun weinend, in wehmütigen Klagegesängen der entschwundenen Vergangenheit gedenke. Die noch Uebrigen aber — etwa 50,000 Seelen — blickten mit stummem Vorwurfe auf die ungarländischen Brüder herüber, die ihrer vergessen hatten.

Die Waffen der christlichen Völker Europas, mit den unsrigen vereint, hatten zwar Ungarn von der mohamedanischen Herrschaft befreit und unser Vaterland der westlichen Civilisation wiedergegeben; aber die Balkan-Halbinsel, das Gebiet zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere, dessen Boden vor Zeiten mit ungarischem Blute getränkt worden, dessen Länder heute noch einen ergänzenden Teil des ungarischen Reichswappens bilden, — dieses Gebiet war in seinem früheren Zustande verblieben. Die Türken sowohl, als die Anhänger der griechisch-orientalischen Religion, die in jenen Landen neben- und untereinander sesshaft sind, alle insgesammt sind ihren Traditionen, ihren Aspirationen, ihrem ganzen Wesen nach Orientalen, und so fand der Katholizismus, dieser hervorragende Stützpunkt der westlichen Cultur, dortselbst nur wenig Gläubige. Und doch, welcher ungarische Staatsmann wollte verkennen, welche Fülle von Kraft dem Katholizismus innewohnt, wenn der civilisatorische Einfluss desselben der starren Zurückgebliebenheit des Orients gegenüber gestellt wird?

Jawohl, das katholische Element in jenen Gebieten verbreiten; den Einfluss desselben potenziren: alles Dasjenige pflegen und kräftigen, was durch seine Attractionskraft ehedem diese Länder unmittelbar mit uns verbunden hat und sie vielleicht heute der westlichen Civilisation wieder näher bringen könnte; was Jahrhunderte lange Missstände und Versäumnisse verschuldet haben, durch die Begeisterung und Opferwilligkeit der Nation, durch eine Tätigkeit wieder wett zu machen, welche kraft ihrer intellectuellen und moralischen Potenz die Grenzmarken der westlichen Cultur immer weiter gen Osten vorrückt und dadurch berufen erscheint, uns dort einen Interessenkreis zu schaffen, auf welchen gestützt wir zum Mindesten die moralischen Garantien unseres staatlichen Bestandes zu

mehren vermögen, — all' das sind Strebungen, welche berufen erscheinen, die schönsten Aufgaben des katholischen Pflichtgefühles, wie des ungarischen Nationalgefühles und Patriotismus zu bilden.

Der unmittelbare Zweck unserer Gesellschaft ist: die Religion und Nationalität unserer Connationalen und unseres Stammes auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus aufrecht zu erhalten. Dieses Ziel birgt eine grosse nationale Idee in sich, deren Verwirklichung die Nation früher oder später unternehmen muss; denn der Weg der Cultnr geht von West gen Ost und die ungarische Nation muss der Vorkämpfer dieses Zuges sein, denn das ist für sie eine Lebensfrage.

Ehedem das Schwert, heute der Geist; ehedem die rohe Gewalt, heute der moralische Einfluss; ehedem die eiserne Faust des Siegers, heute das freundschaftliche Verhältniss; ehedem zwangsweise Huldigung, heute der spontane Verkehr der civilisirten Nationen, — dies sind jene Mittel, durch welche wir insbesondere heute das von den Vorfahren überkommene Erbe auf unsere Nachkommen übertragen können, indem wir dasselbe daheim mit aller Wärme der Vaterlandsliebe hegen und pflegen, nach aussen hin mit all unserem culturellen und moralischen Uebergewichte zur Geltung bringen.

Der Zweck ist derselbe, der er vor Zeiten war, die Mittel sind andere geworden. Ungarns Grösse ein Jahrtausend hindurch, Ungarns Grösse in der Zukunft: das ist unser Aller Stolz, unser Aller Herzenswunsch, unser Aller Gebet.

Und zur Erreichung dieses erhabenen Zieles hält die St.-Ladislaus-Gesellschaft die Grundsätze, die Ideen und die Kraft der katholischen Religion in erster Reihe für die geeigneten Mittel.

Möge es mir gestattet sein, heute, da sich die grosse Gestalt der Geschichte des Mittelalters, die Gestalt des grossen Königs unserer Nation, des Schutzpatrons unserer Gesellschaft, Ladislaus des Heiligen glänzender denn je vor unseren Augen erhebt, in meiner Rede, wenn auch nur in kurzen Zügen, das Andenken an jenes Zeitalter wachzurufen, welches in der allgemeinen culturellen Entwicklung Europas unter dem Einflusse des Katholizismus eine so glanzvolle Stelle eingenommen hat, in welchem Ungarn als Mitglied in die europäische Völkerfamilie eingetreten ist und unter der Wechselwirkung ununterbrochener Berührung und der herrschenden civilisatorischen Ideen nicht nur hohen kriegerischen Ruhm gewann, sondern auch ein Factor der herrschenden Cultur geworden war.

Es gehört nicht in den Rahmen meiner Ausführungen, ein Zeitbild zu liefern; nur in allgemeinen Zügen will ich einige hervorragende Ideen darstellen, welche zur Charakteristik der culturellen Bestrebungen des Menschengeschlechtes insbesondere im Mittelalter dienen können. Ich bitte mich zu entschuldigen, wenn dieser mein Versuch demjenigen etwa nicht

entsprechen sollte, was ich zu erreichen beabsichtige, nämlich: Eine bessere Meinung zu erwecken von dem als «finster» verschrieenen Mittelalter.

*

Bis in die neueste Zeit herauf scheint die Ansicht gleichsam zur Ueberzeugung geworden zu sein, dass unter den Culturepochen der Menschheit das Mittelalter die finsterste gewesen sei. In der Schule, wie in der Literatur wurde die Auffassung verkündet: dass vom Zusammenbruche des weströmischen Kaiserreiches bis herauf an das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wissenschaft brachgelegen sei, die Kunst sich in primitiven, engen Grenzen bewegt habe, die Besitzverhältnisse unsicher und zerfahren, die Freiheit begraben, die Rechtspflege der Willkür preisgegeben, Handel und Gewerbe auf einige Städte beschränkt gewesen seien; all' das zusammen gibt dann ein Culturbild, welches gar nicht schwarz genug gemalt werden kann, wenn es hinter der Wahrheit nicht zurückbleiben soll. Die materialistischen Auswüchse der Religiosität übten von der individuellen Freiheit an bis hinein ins Innere des Familienlebens, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen und in der Regierung der Staaten einen völlig unerträglichen Druck, der alle Schrecken der Intoleranz, der Furcht, der Verfolgung mit sich führte.

Auf ein solches Zeitalter — so meint man — kann man nur mit Bedauern zurückblicken.

So war es bis in die neueste Zeit herauf.

Und heute!? Heute haben sich die Bibliotheken und Archive der Länder, der Städte, der Familien erschlossen und die lange begrabenen und eingemauerten Zeugen jener so sehr geschmähten Zeit beginnen zu reden, in Vergessenheit geratene Ereignisse treten wieder in den Gesichtskreis, entstellte Tatsachen werden richtig gestellt, zahlreiche Behauptungen erweisen sich als Verleumdung, viele parteiische Urteile finden ihre Correctur, Wissenschaft und Kunst stellen sich in überraschendem Lichte dar und gleichwie wir aus den ausgegrabenen prähistorischen Funden auf das Culturniveau jener Zeiten und Menschen folgern, so beginnt aus den zu Tage geförderten Urkunden des Mittelalters die Welt allmälig zu der Ueberzeugung zu gelangen, dass diese Epoche durchaus keine so barbarische war, als welche sie bisher geschildert wurde; dass sie eine Stufe in der culturellen Entwicklung war und dass sie dieser Auffassung entsprechend, verhältnissmässig weder finsterer noch unwissender erscheint, als die heutige Zeit im Verhältniss zu dem langen Wege des Fortschrittes es ist, welchen die Menschheit noch zu machen haben wird.

Die Wissenschaft ist heute noch weit davon entfernt, alle jene Fäden zu erkennen, welche aus einzelnen Ereignissen ein grosses Ganze: das Leben der Menschheit weben. Ideen an Ideen gereiht bilden das System, Taten auf Taten gehäuft bilden die Geschichte; aber weder diese noch jene können uns,

aus dem Ganzen herausgerissen, den Schlüssel zu erschöpfender und gerechter Beurteilung irgend einer Epoche an die Hand geben. Das Leben des Menschengeschlechtes ist ein grossartiger Organismus, welcher ebenso sein physiologisches Aufeinander hat, wie irgend ein lebender Körper.

Kein Organismus tritt fertig in die Welt; er entwickelt sich allmälig, bis er zur Vollkommenheit gelangt; die Natur fordert die Phasen der Entwicklung als Notwendigkeit. Und deshalb kann der jeweilige Culturgrad, den die Menschheit in dem einen oder dem anderen Jahrhunderte erreicht hat, nicht Anlass zur Anklage bieten, denn es ist nicht ausgeschlossen, dass dereinst spätere Jahrhunderte die schwachen oder dunklen Punkte des XIX. Jahrhunderts hervorheben und vielleicht mit Recht von dessen verhältnissmässiger Zurückgebliebenheit sprechen werden.

Im Mittelalter beobachtet der tiefer forschende Geist eine derartige gewaltige Bewegung der christlichen Welt des Westens, welche nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt war, sondern in seiner im vollsten Sinne des Wortes allgemeinen und tiefgehenden Auswirkung zum vorbereitenden Motor der modernen Cultur wurde. Denn ob wir nun die Evolutions-Theorie auf diese Periode der Culturgeschichte anwenden mögen, wie dies die neuere Wissenschaft bezüglich aller Zweige der menschlichen Existenz tut; oder ob wir in der Erziehung der Menschheit das Walten einer höheren Hand: der göttlichen Vorsehung annehmen, — in beiden Fällen zeigt das Mittelalter, insbesondere vom XII. Jahrhundert an, das bewundernswerte Ringen des menschlichen Geistes, die zähe Ausdauer und den sieghaften Kampf desselben gegen die rohe Gewalt im interessantesten, und ich setze hinzu: im glänzendsten Lichte. Und das könnte selbst dann behauptet werden, wenn wir die einzelnen hervorragenden Taten oder geistigen Errungenschaften, welche das Mittelalter so hoch erheben, blos in trockener Aufzählung von Daten zusammenstellen wollten. Neben den Schattenseiten — von denen ja auch das XIX. Jahrhundert nicht frei ist, — hat diese Periode solche Lichtpunkte aufzuweisen, welche in ihrer intensiven Wirkung auch in die heutige civilisirte Zeit hereinleuchten.

Jedes Zeitalter empfängt seinen Charakter und seinen Wert von der Erhabenheit seiner Grundsätze und dem Adel seiner Ideen, und der menschliche Geist und das menschliche Herz erscheinen uns um so grösser, mit je grösserer Sorgfalt und Kraftanstrengung sie bemüht sind, die Wissenschaft zu fördern, oder die Gemüter zu veredeln. Und noch erhöht erscheint uns der Wert eines Zeitalters, wenn seine Grundsätze und Ideen so erhaben sind, dass deren Verwirklichung auch noch in den folgenden Jahrhunderten die schönste Aufgabe alles Strebens bildet.

Europa steht heute auf einer hohen Stufe der Cultur; kann es sich aber deshalb berechtigt fühlen, Griechenland barbarisch zu nennen, weil es in der Entwicklung des materiellen Wohlstandes nicht auf der Höhe unserer

Auffassung stand, während aber seine Classiker heute noch in Hinsicht der Gemüts- und Charakterbildung unvergleichlichen Einfluss üben und der Formensinn seiner Künstler, wie er sich in den auf uns gekommenen Meisterwerken ihrer Skulptur ausspricht, heute noch unerreichbar ist? Oder schätzen wir etwa Griechenland nicht vielmehr deshalb hoch, weil, obwohl es selber untergegangen ist, seine Philosophie und seine Kunst seinen Bestand überdauert haben und weil es heute noch unseren Philosophen und Künstlern eine Fundgrube ist? — Rom, das grosse Rom hatte eine entlehnte Cultur, denn seine Cultur war griechischen Ursprungs und griechischen Colorits, aber seine Regierungsweisheit und sein Rechtsleben bilden heute noch den Gegenstand unserer Bewunderung und es gibt kaum einen juridischen Codex in Europa, in welchem nicht die römischen Rechtsgrundsätze Ausdruck gefunden hätten. Und hatte Rom etwa keine Schattenseiten? Können wir beispielsweise bei Beurteilung jener Zeit der entwürdigenden Lage der Sklaven vergessen?

Zu Beginn des Mittelalters löste die Völkerwanderung die Gesellschaft — man könnte sagen — in ihre Grundbestandteile auf. Das Recht der Waffen, das ist: das Recht des Stärkeren, blieb nahezu drei Jahrhunderte hindurch das herrschende. (Odoaker 476 — Karl der Grosse 768.) Was die römische Cultur Grosses geschaffen hatte, wurde entweder zermalmt, oder flüchtete hinter die Mauern der Klöster. Rohheit und Wildheit charakterisiren diese Periode. Die alte Civilisation war untergegangen, neue Völker mit neuen Anschauungen, mit neuen Sitten traten in die Arena und errichteten ephemere Reiche, welche durch dieselben Gewalten, die sie ins Leben gerufen hatten, auch wieder zertrümmert wurden.

Alles war in Aufruhr und Gährung, nichts hatte Bestand. Volk drängte auf Volk, wie im erregten Meere Woge die Woge drängt; Staaten entstanden, um alsbald auf ihren Trümmern wieder neue entstehen zu sehen; Helden tauchten auf, um wieder zu fallen und anderen Heroen Raum zu geben.

Nur Eines stand unerschüttert fest und aufrecht inmitten der in ihren Grundvesten aufgewühlten Völkerflut Europas: Der Katholizismus und dessen Haupt, der römische Papst. Vom byzantinischen Kaisertume verlassen, von der ungezähmten Ambition der orientalischen Kirche unablässig beunruhigt, von den ruhelos nach einander andrängenden Hunnen, Longobarden und Vandalen bedroht und beraubt, aber gleichwohl ungebrochen stand er aufrecht und hütete und wahrte nicht allein die erhabenen Traditionen der Religion, sondern auch die Schätze der Wissenschaft. Unparteiische Historiker, ja selbst seine Widersacher lassen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren, als dem einzigen Factor, welcher für Europa die Civilisation gerettet hat. Und wenn wir diese drei Jahrhunderte der Verheerungen der Völkerwanderung auch immerhin das «finstere» Zeitalter nennen, so dürfen wir doch nimmer vergessen, dass diese Finsterniss nicht die Kirche verur-

sucht hat, ja dass gerade die Kirche es war, welche einer leuchtenden Fackel gleich zum Mittelpunkte alles Schönen und Edlen diente, das vor der verheerenden Gewalt der Waffen bei ihr Zuflucht suchte. Die Klöster waren ebensoviele Höhepunkte, hinter deren Mauern Wissenschaft und Kunst Pflege fanden. Mönche copirten die Werke der Classiker und erteilten Unterricht; Mönche rodeten die Urwälder und cultivirten den Boden, befassten sich mit Architectur und schufen die herrlichsten Werke der Bildhauerkunst.

Herder sagt: Ohne die römische Hierarchie wäre Europa eine mongolische Steppe geworden, denn sie war der alleinige Culturträger, welcher die Civilisation der Nachwelt vermittelte, und wenn zur Zeit des Unterganges des westlichen Kaisertums das Papsttum nicht gewesen wäre, so wäre die zweite Periode des Mittelalters, die Renaissance, unmöglich geworden. Der Katholizismus bildete die Brücke, über welche hinweg die Civilisation sich vor der Barbarei an sichere Stelle retten konnte und eben wieder er bildete das Medium, mit dessen Hilfe es der Cultur möglich wurde, ihren Weg weiter zu verfolgen.

Die Stellung des Katholizismus innerhalb dieser drei Jahrhunderte ist nicht darnach zu beurteilen, was er äusserlich sichtbar geschaffen hat, denn inmitten der herrschenden Wirren hatte er seine Sorgfalt nicht so sehr auf neue Schöpfungen, als vielmehr auf die Conservirung des Vorhandenen zu richten; seine Stellung ist aus dem Gesichtspunkte zu beurteilen, dass er durch sein Ansehen und seinen Einfluss Vielem vorgebeugt hat, was möglicherweise verhängnissvoll hätte werden können für die damalige europäische Gesellschaft und selbst für die gesammte Nachwelt.

Nach der Krönung Karls des Grossen traten ruhigere und consolidirtere Verhältnisse ein. Der menschliche Geist nahm seine Sisyphusarbeit auf, wie er dies tun musste in jener Vorzeit, da eine glanzvolle Civilisation um die andere unterging, mit dem Unterschiede jedoch, dass er in der zweiten Hälfte des Mittelalters einen mächtigen Stützpunkt in dem Katholizismus fand, welcher in zwei Momenten der Erbe der mächtigen Roma war. Das erste dieser beiden Momente ist: dass er die Grundzüge des römischen sozialen und rechtlichen Lebens bewahrte; das andere: dass gleichwie Rom den Individualismus der unterworfenen Provinzen geschont hatte, so auch das neue Rom die geistige und moralische Entwicklung des Individuums in einheitlicher Harmonie förderte und dadurch der Freiheit die Bahn brach, dabei aber gleichzeitig in den bekehrten Ländern und Provinzen, während es die Eigentümlichkeiten derselben respectirte, unter beständiger Aufrechterhaltung des religiösen Verbandes allmälig der mächtigste Hort ihrer Unabhängigkeit und Freiheit wurde.

Im ganzen Mittelalter beruhte die Organisation der Gesellschaft auf dem Lehensrechte. Dasselbe erscheint als ein neues Besitzsystem zum ersten Male in der Charta Karls des Dicken im Jahre 884. Unter Karl dem Kahlen

(877) wurde es auf das Princip der Erbberechtigung basirt und verbreitete sich über ganz Europa, so dass es nach Guizot im X. Jahrhunderte bereits jene gefestigte Stabilität erlangt hatte, welche es als ein grossartiges politisches System bis in die neuesten Zeiten herauf zum herrschenden machte.

Rom hatte seine agrarischen Verhältnisse auf die Sklaverei basirt und das war von solcher Auswirkung auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse, dass selbst die Industrie eine gleichsam an dem Boden und der Scholle haftende Beschäftigung wurde. Sklaven bearbeiteten den Boden und verfertigten die hiezu erforderlichen Werkzeuge; Sklaven producirten alle Nahrungsmittel; Verwalter und Aufseher der Güter, Vertreter und Repräsentanten der Besitzer waren gleichfalls Sklaven.

Die Entstehung des Lehenssystems, welches für die politische und juridische Entwicklung der europäischen Völker von so grosser Bedeutung war, welches das staatliche Leben der Völker Jahrhunderte hindurch beherrschte, die sozialen Verhältnisse vollständig umgestaltete und selbst dort, wo es de facto und de jure aufgehört hat, seine Nachwirkungen noch heute fühlbar macht, — die Entstehung des Lehensverhältnisses ist sehr schwer zu bestimmen. Es scheint, dass das römische Besitzsystem sehr bedeutenden Einfluss auf dasselbe geübt hat. Der Besitzer hatte sich nämlich sein Gut durch Waffengewalt erworben, konnte aber den Schutz desselben den Sklaven nicht mit Beruhigung anvertrauen; naturgemäss und gleichsam unter dem Druck einer Zwangslage beschenkte er denn seine Sklaven sowohl, wie seine reisigen Kriegsknechte mit gewissen Teilen des Grundbesitzes, wobei er sich aber das Eigentumsrecht vorbehielt und von seinen Grundholden die Pflicht der Treue forderte, um sie hiedurch enger zu verbünden. Es entwickelte sich also bei grösserer Freiheit, bei, durch den Einfluss der christlichen Maximen bedingter grösserer Schonung des menschlichen Selbstbewusstseins, zwischen Herrn und Untertan ein Verhältniss, welches im Mittelalter sozusagen die conditio sine qua non der Reconstruction der Gesellschaft war. Als die lange andauernden Wirren aufhörten, hatte damit nicht auch bereits das kriegerische Leben sein Ende erreicht; allein selbst der sieghafte Krieger, der sich aus seinem Beuteanteil ein Besitztum, eine Burg oder einen Edelhof erworben hatte, begann zu fühlen, dass sein abenteuerndes Leben nur durch die Stabilität des Grundbesitzes zum Besseren geändert werden könne; dass er nur in der Bebauung seiner eigenen Scholle die Befriedigung seiner Neigung zum Familienleben, die Erfüllung seiner Existenz-Bedingungen zu finden vermöge. Die hiedurch entstandene ruhigere Lebensweise, die edlere Denkweise, welche sich einstellte sowie das Kriegshandwerk seltener wurde, sie bildeten den Ausgangspunkt der fortschreitenden Civilisation; die Grundholden, die sich im Bannkreise der Burgen und Schlösser ihrer mächtigen Lehensherren ansiedelten, verlegten sich auf Gewerbe und Handel, gewannen allmälig immer mehr Freiheit und immer

grössere Unabhängigkeit und bildeten so den Keim des bürgerlichen Elementes, welches nachmals dem Fortschritte so mächtigen Aufschwung geben sollte, welches die blühenden Städte schuf, als ebensoviele Centren und Brennpunkte der Civilisation.

Die eben geschilderte Entwicklung ging jedoch nur langsam unter argen Geburtswehen vor sich, unterbrochen von vielen Katastrophen, nach harten Kämpfen, in denen zuweilen die barbarische Vergangenheit auf Kosten der menschlichen Würde zu triumphiren schien. Ideen reifen aber nur allmälig und die Marksteine des Fortganges der Civilisation stehen in sehr grosser Entfernung von einander.

Was übrigens auf die Sänftigung und Befestigung der Zustände und auf die Fortentwicklung im Interesse der Freiheit von ganz gewaltigem und teilweise überaus wohltätigem Einflusse war, das sind das römische Recht und die Kirche.

Das römische Recht war, abgesehen von der Sklaverei und der weniger edlen Auffassung des Verhältnisses der Kinder zu den Eltern und der Ehegatten untereinander; abgesehen ferner davon, dass sein Strafrecht kalt und barbarisch war, in Hinsicht des Privatrechtes unvergleichlich und grossartig. Die Bestimmungen desselben wurden in das canonische Recht aufgenommen, es wurde an den, von der Kirche gegründeten Universitäten gelehrt und ging so allmälig auch ins Leben über. Ich verkenne nicht jenen ungünstigen Einfluss, welchen die Satzungen des römischen Rechtes auf das germanisch-christliche Gewohnheitsrecht ausübten, welches in seiner Auffassung so edel, in seinen Verfügungen so human, in seinen, auf die Bewahrung erhabener Gefühle und der menschlichen Würde gerichteten Bestimmungen jedenfalls höher steht als das römische Recht; aber andererseits kann ich mich auch der Würdigung jenes bewundernswerten Systemes nicht verschliessen, welches sich uns im römischen Rechte insbesondere bezüglich des Besitzrechtes zeigt.

Indessen hat die Kirche als geistige Weltmacht mit ihren nivellirenden Strebungen viele Gegensätze aufgehoben, vielen zerstörenden Tendenzen die Schärfe benommen und da in den kriegerischen Zeiten die Wissenschaft von den Laien fast ganz und gar in die Hände der Geistlichkeit übergangen war, errang die Kirche allmälig ein Ansehen, welchem sich die Völker und die Fürsten derselben freiwillig beugten; ihre Macht wurde immer grösser und grösser, verbreitete sich auf immer weitere Kreise, so dass sie mit ihren Grundsätzen und Ideen die gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse gleichsam durchgeistigte.

Eine Folge hievon war, dass die Kirche, obwohl nicht sie das Lehensrecht geschaffen hatte, dasselbe durch ihren Einfluss gleichwohl mit solchen Ideen verband, welche auch nach dem Aufhören des Lehensrechtes bestehen blieben und aus den heutigen gesellschaftlichen Verhält-

nissen nicht eliminirt werden können, ohne dass diese Verhältnisse selber erschüttert würden.

Schon Michelet bemerkt: Das Feudalrecht sei gleichsam die Religion des Bodens gewesen. Der Grundbesitz wurde also für so heilig erachtet, dass denselben anzutasten eine Sünde gegen die Religion sei. Unter der Herrschaft des Feudalrechtes war demnach Grund und Boden Alles. Das Feudalrecht ist ausser Kraft getreten, allein können wir uns der Einsicht verschliessen, dass die Heiligkeit des Eigentumsrechtes heute die Existenz-Bedingung der Staaten, das Attribut der persönlichen Freiheit, das einzige konservative Element in den Fluctuationen der menschlichen und gesellschaftlichen Umgestaltungen bildet? Ist es zu leugnen, dass die Vorbedingung alles Gedeihens, aller wissenschaftlichen Bestrebungen, die Basis der Macht der Nationen, der Urquell der Vaterlandsliebe selbst in der Festigkeit des Eigentumsrechtes ruhen?

Es ist nicht eben nötig, dass sich Jemand als den mächtigen Herrn einer oder der andern Ritterburg fühle; es genügt einen Grundbesitz zu haben, in welchem man sich inmitten der Veränderlichkeit des Geldwertes und aller andern Werte für die Zukunft gesichert fühlt; dabei muss man aber zugleich auch fühlen, von welch' hoher Bedeutung im Mittelalter jenes Princip sein musste, welches die Zerstückelung von Grund und Boden eben durch das Lehensrecht unmöglich machte. Das Unterpfand für die Aufrechterhaltung der Macht einzelner Familien und in Folge dessen auch des Bestandes vieler Nationen war eben in der Unteilbarkeit des Besitzes gegeben: das Gegenteil würde die Entkräftung der ganzen Nation nach sich gezogen haben.

Der Grundbesitz ist auch heute die Hauptstütze des Conservativismus und ich glaube nicht, dass die liberale Auffassung, zu welcher man sich im Gegensatze zu jenem letzteren mit Vorliebe bekennt, den heutigen sozialen Verhältnissen grössere Stabilität und Festigkeit gewähren würde. Sollte dasjenige, was im Mittelalter unter den immer und immer wiederkehrenden kriegerischen Wirren die zuverlässige Rückendeckung bildete, sollte das auf jener Höhe der heutigen Civilisation, auf welcher wir stehen und auf welcher die Neigung zu den Extremen kaum zu leugnen sein dürfte, nicht gleichsam als der rettende Balken dienen, wenn die dissolvirenden sozialen Elemente etwa das Uebergewicht gewinnen sollten?

Die Lehens- und Urbarial-Verhältnisse wurden unter dem wohltätigen Einflusse der Kirche noch mit sonstigen edleren, auf den individuellen Charakter des Menschen bezüglichen Ideen verbunden: die Treue, die Opferwilligkeit, jene anmutende Gestaltung der Lebensverhältnisse, in welchen der Burgherr jederzeit der Schutzherr, häufig der Vater seiner Grundholden war, — alldas rief Zustände hervor, welche auf das Gemütsleben tief einwirken mussten und welche die heutige selbstsüchtig angelegte volkswirtschaftliche Richtung nicht kennt.

Ich will nicht leugnen, im Gegenteile ich betone wiederholt, dass diese Verhältnisse, diese Zeit, dieses System ihre Schattenseiten hatten, aber welches Zeitalter hat deren nicht? Man vergleicht zuweilen die Untertanen des Patrimonialrechtes mit den Sklaven und schildert ihre Lage in düsteren Farben; wenn wir jedoch den äusseren Anschein von dem Wesen der Sache unterscheiden, so wird wohl der Unterschied überaus augenfällig. Und ich frage, hat etwa unsere Zeit in gewisser Hinsicht nicht ihre Sklaven?

Hat nicht die fortschreitende Civilisation, welche die Handarbeit immer mehr durch Maschinenarbeit ersetzt, hat sie nicht etwa die in der Arbeit liegende Freiheit zertrümmert? Die redliche Arbeit war jederzeit eine Panacee der Freiheit. Ein redendes Beispiel hiefür sind die Städte des Mittelalters, wo die Freiheit inmitten der Männer der Arbeit keimte und blühte. Und doch herrschte damals nicht das «eherne Lohngesetz» wie heute, da der Ertrag der Arbeit sich kaum so hoch beläuft, dass der Arbeiter davon das Leben zu fristen vermag. Welcher Stolz, welche Summe von Selbstgefühl lag in dem Bewusstsein des Arbeiters im Mittelalter, dass dasjenige, was er schuf, in seiner Gänze und in allen seinen Teilen, im Entwurfe wie in der Ausführung das Werk seiner eigenen Phantasie, seines eigenen Fleisses sei! Er erblickte in seinem Werke sich selber und das erhöhte seinen eigenen, wie den Wert seines Werkes. Dagegen welch' eine moralische Depression mag nicht in einer Seele herrschen, die, an die Maschine gestellt, sich gleichsam selber als Maschine fühlen muss, dem Grundsatze der Arbeitsteilung gemäss immer nur Details und Teile sieht, das Ganze nur selten, das Werk in seiner Totalität gar niemals das Seinige nennen kann und sich vorkommen muss, wie Einer, der sich an einer Sisyphusarbeit abmüht, die er niemals zu vollenden vermag!

Was ist das Edlere, was das Erhabenere von Beiden? Und wenn wir solchergestalt constatiren müssen, dass dies einer der dunklen Punkte unseres Zeitalters ist, werden wir deshalb das XIX. Jahrhundert etwa ein finsteres Zeitalter nennen?

Das Lehenssystem war nicht überall eines und dasselbe. In seiner reinsten Erscheinungsform bestand es in den fränkischen Landen und in der Lombardei; einige Abweichungen zeigte es in Deutschland, einen wesentlichen Unterschied aber in Ungarn.

Jedoch war auch hier der König die letzte Quelle des Eigentumsrechtes, so dass dasselbe von ihm ausging und wieder zu ihm zurückkehrte. Das System der Donation, welches bis 1848 das herrschende blieb, war verbunden mit der Pflicht der Treue, bewaffneten Kriegsdienstes und sonstigen bürgerlichen Obliegenheiten. Der fortschreitende Zeitgeist hat dieses Rechtsverhältniss überall in Trümmer geschlagen, aber es gänzlich zu vernichten vermochte er nicht. Die Grundgedanken desselben sind heutigen Tages noch herrschend. Auch heute betrachten wir das Eigentumsrecht als ein von der

Individualität des Menschen unzertrennliches Heiligtum, ebenso wie im Mittelalter, und auch heute setzen sich die Staaten zur Wehr gegen jenen sozialen Wahnsinn!, der das Eigentum Diebstahl nannte und die Aufteilung, die Zerstückelung desselben bis ins Unbegrenzte auf seine Fahne schrieb.

In Ungarn vollends ist es nichts weniger als eine untergeordnete Frage, ob Dasjenige, was unsere Gesetzgebung im Mittelalter im Interesse der Unteilbarkeit des Besitzes und in Folge dessen seines Verbleibens in den Händen ungarischer Familien getan hat, eine so durchaus veraltete Institution sei, dass man die Aufhebung derselben um des Ruhmes des Liberalismus willen ratsam finden dürfte? Diese mittelalterliche Idee ist heute mehr denn je eines der conservativen Elemente in der Existenzfrage Ungarns.

Eine andere interessante Erscheinung des Mittelalters ist das Papsttum als die oberste geistige Macht, und das römisch-germanische Kaisertum, welches die höchste Machtfülle in sich vereinigte, ohne gleichwohl die Unabhängigkeit der lehenspflichtigen Fürsten und Provinzen anzutasten. So gross auch immer bei gegebenen Anlässen der Antagonismus zwischen Papst und Kaiser sein mochte, nichtsdestoweniger waren die Kirche und der Lehensstaat durch enge Bande mit einander verknüpft. Es gab nur eine Weltanschauung, die sich auch inmitten der leidenschaftlichsten Controversen nicht verleugnete und diese Weltanschauung war eine erhabene und edle. Welche ideale Auffassung von dieser Institution herrschte, das hat eines der glänzendsten Genies des Mittelalters uns in unerreichbarer Weise überliefert.

Dieses Genie ist Dante.

Dante's «Divina Commedia» studiren heisst soviel, als das gesammte geistige Leben, die gesellschaftlichen Anschauungen und politischen Kämpfe des Mittelalters in einer grossen Synthese überblicken, und wenn wir jene religiösen, staatsphilosophischen oder sozialen Ideen, welche dieser Dichtung zum Ausgangspunkte dienen, der poetischen Sprache entkleiden, so werden sie uns als solche erscheinen, die dem als finster verschrieenen Mittelalter nur zur Ehre gereichen.

Ein Gott, ein Kaiser, ein Glaube, ein Recht, welches in Dingen der Religion vom Papste, in weltlichen Angelegenheiten vom Kaiser regiert wird: das war die herrschende Weltanschauung des Mittelalters. Das Christentum war damals nicht blos ein Studium, es war die Lebensordnung Europas und hatte die Geister und Herzen so tief durchdrungen, dass man sich den Staat gar nicht anders als einen christlichen zu denken vermochte. In diesem Staate wurde die Sonderstellung der beiden Gewalten, der kirchlichen und der weltlichen, nicht im Widerstreite zu einander, sondern in der schönsten Harmonie gedacht. Die Päpste lehrten den göttlichen Ursprung und die göttliche Würde beider Gewalten und die Unabhängigkeit beider in ihren

eigenen Angelegenheiten. Die Reaction der Hohenstaufen gegen diese allgemeine Ueberzeugung endete mit dem Triumphe des Papsttumes.

Dante war ein warmer Wortführer dieses harmonischen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und er klagt wehmütig darüber, dass er die Verweltlichung der Kirche und den Niedergang des Kaisertums nahen sehe. Er stand gleichsam an der Markscheide zweier Zeitalter. Mit Schmerz sah er den Kampf gegen die Kirche, die Erhebung der Lehensleute und Städte gegen die kaiserliche Gewalt und so den Zerfall des oben geschilderten Einklanges. Er weist auf die nationale Unabhängigkeit hin, welche das Lehenssystem birgt und in welcher er den Zerfall der Weltherrschaft erblickte. In dem Werke des grossen Dichters pulsirt das Herz seiner Zeit. Es ist ein Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit in poetischem Gewande.

Und eben daher liegt in Dante's Werk die tiefste Manifestation der gesammten geistigen Tätigkeit des Mittelalters, der Philosophie, der Classicität des Altertums, der Scholastik, des Widerstandes des menschlichen Geistes gegen dieselbe, vor allem aber des Christentums, wie dasselbe als der erhabenste Factor die Herzen sich ganz und gar untertan gemacht hatte. «Sein gewaltiger Geist umfasst die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft, den Staat und die Kirche, Kaisertum und Papsttum, Glauben und Wissenschaft, Philosophie, Religionslehre, Freiheit und Gnade, Ethik, Politik, Geist und Natur. Alles steht im Dienste eines erhabenen Zieles, welchem Dante unter der Führung Virgil's und Beatricens zustrebte, und welchem mit Dante das gesammte Menschengeschlecht zustrebt: im Dienste des Friedens, welcher sich in der Freiheit von Irrtum und von Sünde manifestirt.» (Hettinger.) Die folgenden Jahrhunderte haben keinen grösseren Dichter aufzuweisen.

Gleichgewicht zwischen den beiden Gewalten: das war die Auffassung der Päpste, und so oft dieses gestört wurde, folgten heftige Kämpfe. Das Gleichgewicht zwischen den beiden Gewalten im Mittelalter hat der neuen staatsrechtlichen Auffassung den Weg geebnet, welche ihren Ausdruck darin fand und auch heute findet: dass die Kirche in ihrem eigenen Wirkungskreise ebenso unabhängig sei, wie der Staat, dass beide nicht auf Kampf und Streit, sondern im Interesse der Menschheit auf Harmonie und Frieden angewiesen sind. Auch die neueren staatsrechtlichen Theorien wissen nichts Anderes zu sagen, als die Religion könne die Rechte des Staates nicht verletzen, der Staat habe in Sachen der Religion und des Gewissens nicht zu verfügen. Dieses Ideal des Dualismus stimmte mit der Anschauung des grössten und wir können hizufügen, des am kirchlichsten gesinnten Mannes des Mittelalters überein.

Papst Gregor IX. wies in seinem an den Patriarchen German gerichteten Sendschreiben auf diesen Dualismus hin, durch dessen Aufgeben die

orientalische Kirche die Sklavin der Kaiser geworden war. Auch heute würde das Auflassen dieses Dualismus keine andere Folge nach sich ziehen, als im Mittelalter.

Mit dem Niedergange des Kaisertums entwickelte sich der im Lehenssysteme ruhende Keim der Unabhängigkeit immer mehr und mehr und es begann die Aera der Unabhängigkeit der Nationen; in anderer Hinsicht aber musste jenes Grundprincip des Katholizismus: dass Jedermann für seine freien Handlungen selber verantwortlich ist, in consequenter Entwicklung zur individuellen Freiheit führen und so begann dann eine neue Zeit, das Zeitalter der Renaissance, in welchem der nationale Individualismus einerseits und das Individuum andererseits in ihrer freien Tätigkeit mit einander in Concurrenz traten und dadurch jene glanzvollen Schöpfungen der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Gewerbe zustande brachten, welche das finstere Mittelalter in die Reihe der schönsten Lebensperioden des Menschengeschlechts gestellt haben.

Nichts ist gewisser, als dass die Wissenschaft sowohl als die Kunst das Gepräge der Individualität an sich tragen. Wenn das Wort wahr ist: «Der Styl ist der Mensch», was auch von der individuell eigenartigen Auffassung der wissenschaftlichen Probleme zu verstehen ist, — so ist es eben so wahr, dass jede künstlerische Gestaltung die Individualität ihres Autors oder ihres Meisters widerspiegelt. Und diese individuelle freie Auffassung ist durch die erziehende Tätigkeit der Kirche im Mittelalter mächtig gefördert worden. Das ist ein Verdienst der Kirche, während die Missbräuche der individuellen Freiheit, welche in dem jungen Humanismus späterhin in die Erscheinung traten, nicht ihr imputirt werden können.

Die christliche Auffassung stellt den Menschen unmittelbar seinem Gotte gegenüber, als seinem Richter; und dieser unfehlbare Richter sieht die Seele so, wie sie in der Tat ist, nicht verquickt mit der Seele Anderer, sondern für sich und besonders; vor diesem Richterstuhle trägt Jeder nur für sich selber die Verantwortlichkeit, sein Tun und Lassen wird nur ihm allein zugerechnet. Nach dem Gerichte erschliesst sich ihm die Ewigkeit und dort empfängt er dann ewige Belohnung oder ewige Strafe.

Angesichts dieses wichtigsten aller Interessen hört jedes andere auf zu bestehen. Nach diesen Erwägungen ist es sonach die höchste Aufgabe des Christen: gerecht befunden zu werden, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott; in der Seele des Menschen dämmert der Begriff der absoluten Gerechtigkeit empor. Mag nun dieser Begriff in der Seele eines grossen Machthabers entstehen, oder mag er gleich einer mathematischen Wahrheit für und durch sich selber bestehen, das alterirt nicht seine Heiligkeit und seine Autorität. Er befiehlt in absolutem Tone, und was er befiehlt, muss erfüllt werden. Es ist das eine Verpflichtung, die jeden Menschen unbedingt verbindet; davon gibt es keine Enthebung, und wird der Mensch durch

irgend eine andere Pflicht von dieser abgezogen, so bleibt seine Verantwortlichkeit gleichwohl aufrecht, ja er wird eben dadurch strafbar, dass er eine widerstreitende Verpflichtung übernommen hat. Es ist Sünde, sich zur Sünde zu verpflichten. Daher kommt es, dass das Gewissen, je zarter es ist, desto weniger schwankt und daher schon von vornherein jede Zustimmung von sich weist, welche es zum Bösen verleiten könnte, dass es das willkürlich angemasste Recht der Menschen zurückweist, etwas zu befehlen, was das Gewissen zu verletzen geeignet ist. (Taine.)

Individuelle Verantwortlichkeit, individueller freier Wille, Gewissen, Pflicht: das war auch schon im Mittelalter die Auffassung von der gesellschaftlichen Stellung des Menschen, und dieselbe ist auch die Auffassung der Kirche von der freien Tätigkeit des Menschen. Freiheit, Pflicht, reines Gewissen, alle drei hergeleitet von Gott. Diese Ideen sind also nicht in der Neuzeit entstanden; sie sind so alt wie die Kirche, welche dieselben mit ihrem Evangelium in aller Welt verbreitete, sie hegte und pflegte und in jenem «finsteren» Zeitalter zur Geltung zu bringen suchte.

Die von der Kirche beabsichtigte Erziehung des Individuums, welche darauf abzielte, dass der Mensch in seine an dem Busen der Natur genährte Seele auch das Uebernatürliche aufnehme und von demselben sich selber, sein privates und gesellschaftliches Leben völlig durchdringen lasse, — dieses Streben der Kirche war ein mächtiger Anstoss dazu, dass die individuelle Freiheit in den Vordergrund trat und jene allgemeine Freiheit vorbereitete, welche schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters dem bürgerlichen Elemente eine so ansehnliche Machtfülle verlieh.

Niemals hat die Anklage: dass die Kirche den freien Flug des menschlichen Geistes knechte und unterjoche, eine kräftigere, schlagendere Widerlegung erfahren, als eben im Mittelalter. Wissenschaft und Kunst, diese ureigentümlichen Producte der freien individuellen Tätigkeit; Entdeckungen von grosser Tragweite; das Studium und die Exegese der griechischen und lateinischen Classiker; der Vortrag des römischen Rechtes an den Universitäten: all das rief eine mächtige geistige Bewegung hervor, welche die Civilisation des Mittelalters, namentlich seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in günstigerem Lichte erscheinen lässt. Bewundernswerte Meisterwerke, zumal der Malerei, zeigen eine Vollendung der Kunst, welche auch heute den weitgehenden Ambitionen der Künstler zum Vorbilde dient; und — was nicht vergessen werden darf — all das wurde auf Initiative, unter Anregung und Leitung der Kirche geschaffen.

Will man das Niveau der wissenschaftlichen Bildung nach der Anzahl der Lehranstalten bemessen, so steht das Mittelalter unserer Zeit voran. Lacroix veranschlagt die Zahl der Universitäten bis zum Ende des XV. Jahrhunderts auf 63 und zählt dieselben in seinem Werke («Sciences et Lettres au moyen age» S. 23) auch im Einzelnen auf. Andere Autoren schätzen die

Zahl dieser Anstalten noch höher und unter denselben nahmen jene zu Paris und Bologna hervorragende Stellen ein. Das letztere Institut wendete besondere Sorgfalt der Rechtswissenschaft zu, zeichnete sich aber überdies auch in den übrigen philosophischen Disciplinen aus. Ungarn hatte um nahezu zwei Jahrhunderte früher eine Universität, als Deutschland; es war dies die Veszprimer Hochschule. Ihr Gründer war Béla III. im Jahre 1173 oder 1196. Die Universität zu Fünfkirchen begründete Ludwig der Grosse in den Jahren 1343—1382. Die Hochschule zu Altofen wurde wahrscheinlich 1389 errichtet. Auf Ansuchen König Mathias' genehmigte Papst Paul II. die Errichtung der Pressburger Universität. Gleichfalls König Mathias gründete später auch in Ofen eine neue Hochschule. Es ist urkundlich nachweisbar, dass die Errichtung der inländischen, wie der ausländischen zahlreichen Universitäten zum überwiegenden Teile auf Grund päpstlicher Decrete erfolgte. Die grosse Anzahl der Hochschulen ist jedenfalls ein Gradmesser der culturellen Strebungen und des Niveaus der Civilisation.

Diese Universitäten waren die Wiegen der Freiheit, da sie selber eine unabhängige Organisation hatten. Sie besassen ihre freie Gesetzgebung, freies Verfügungsrecht, ihr eigenes Strafrecht. Niemand herrschte über sie, als nur die landesherrliche Obrigkeit. Ihre Lehr- und Lernfreiheit war durch Niemanden beschränkt noch behindert. Ihre Privilegien basirten auf der Autorität der Wissenschaft; sie hatten nur ein exemtes Vorrecht: jenes, welches das Genie ihnen verlieh.

Welche Lernbegier damals herrschte, zeigt die Anzahl der Schüler. Köln zählte 2000, Ingolstadt 800, Wien im Jahre 1451 über 770 Hörer, darunter 400 aus den Rheingegenden; an der letzteren Anstalt waren im Jahre 1476 nicht weniger als 105 Lehrer tätig. In den Editionen der Akademie füllen die Namenslisten der an auswärtigen Universitäten studirenden ungarischen Jünglinge ganze Bände.

Das ewig Schöne, das ewig Edle, das in den Meisterwerken des Altertums niedergelegt ist, — es stand vielleicht niemals in grösserer Wertschätzung, als in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Man las, lernte und docirte mit wahrer Begeisterung; es herrschte die Auffassung — und ich glaube, dieselbe lässt sich auch heute nicht negiren: dass die Meisterwerke des Altertums die geeignetsten Bildungsmittel seien. Sie sind die nimmer versiegenden Quellen erhabener Gedanken, edler Empfindungen. Man betrachtete das Studium derselben nicht, wie der nachmalige neue Humanismus, als Selbstzweck, sondern als Factor, der sich zur philosophischen, metaphysischen Ausgestaltung der christlichen Lehre als der wirksamste erwies.

Das Uebernatürliche mit dem Natürlichen in Verbindung zu bringen, das war das Hauptbestreben. Den geistigen Schwung, die Ausbildung des Verstandes, die Veredlung des Geschmackes zu potenziren und dadurch den

inneren Wert des moralischen Lebens auch in der Schönheit der christlichen Moral darzulegen: in diesem Sinne wurden im XIII. Jahrhundert die Classiker gelesen. Noch weiter potenzirt wurde dieser Eifer, als nach dem Falle Konstantinopels die Gelehrten die Schätze der orientalischen Wissenschaft nach Italien herüberbrachten. Auch hier nahm sich zu allererst die Kirche ihrer an und ihr grösster Protector war Cardinal Bessarion.

Ausser den Universitäten war die Zahl der humanistischen Schulen eine so grosse, dass Erasmus in seinem Schreiben an S. L. Vives sagt: «In Deutschland gibt es nahezu eben so viele Akademien, als Städte. Und keine von ihnen ist, welche nicht die Sprachenlehrer mit bedeutenden Gehältern ausstatten würde.» Die Volksschulen betreffend haben wir einen über jeden Zweifel erhabenen Zeugen (Falk), der sich in seinen Forschungen zu dem Zugeständnisse genötigt sah, dass im Jahre 1500 in den Gegenden des Mittelrheins in je einer Entfernung von zwei Stunden eine Volksschule bestand. (Jansen, Geschichte des Deutschen Volkes I. 22.)

In Ungarn bestanden in jedem Kloster, an den Bischofssitzen, bei den Domcapiteln, ja selbst in den Pfarreien Schulen, deren Errichtung dem Clerus in päpstlichen und königlichen Verordnungen, ja selbst in Concilsbeschlüssen aufgetragen war.

Wo der Pflege der Wissenschaft so viele Anstalten zu Gebote standen, wo sich die Lernbegier in solchem Maasse bekundete, dort kann doch gewiss nicht von Finsterniss gesprochen werden. Mächtig gefördert wurden die wissenschaftlichen Strebungen durch die Erfindung der Buchdruckerkunst. In Ungarn bestand schon im Jahre 1473 eine Druckerei, während deren in London erst 1477, in Oxford 1478 errichtet wurden. Die Buchdruckereien fanden so rasche Verbreitung, dass bis 1500, also binnen nicht ganz 50 Jahren, ihrer in Europa mehr als 1000 etablirt wurden. In Nürnberg allein wurden innerhalb dieses Zeitraumes fünfundzwanzig Buchdruckerei-Besitzer in die Reihe der Bürger aufgenommen. Der Drucker Anthoni Koburger arbeitete hier schon im Jahre 1470 mit 24 Pressen und hatte über 100 Schriftsetzer. In Italien bestanden in derselben Periode nahe an hundert Druckereien.

Die Kirche, die Jahrhunderte hindurch in ihren Klöstern die Schriften Aristoteles', Plato's, die Kirchenväter, die griechischen und römischen Meisterwerke hatte copiren lassen, bemächtigte sich nunmehr eifrig der Buchdruckerkunst. Die Prämonstratenser, die Augustiner, die Benediktiner, selbst die schweigsamen Karthäuser errichteten Druckereien. Ein deutscher Scholastiker brachte die neue Erfindung zuerst nach Paris, ein Religionslehrer errichtete die erste derartige Officin in Leipzig. In Rom bestanden im Jahre 1475 zwanzig Druckereien und bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erschienen dortselbst 925 Druckwerke.

Das erste grossartige Werk war eine deutsche Bibel, welche im Jahre

1483 aus der Druckerei des oben erwähnten Koburger hervorging und mit Holzschnitten geschmückt war. Bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erlebte die Bibel nahezu hundert Ausgaben in deutscher Sprache. Vierzehn derselben erschienen für die Gebildeten, fünf in vulgärer Sprache für das Volk und alle wurden fleissig gelesen, wie Busch († 1479) berichtet. «In der Umgegend von Utrecht, so schreibt er, besitzen mehr als hundert Frauenvereine deutsche Bücher und lesen fleissig jeden Tag, für sich und auch gemeinsam.» — «Die Vornehmen des Reiches, das Volk, Männer und Frauen besitzen in jener Gegend viele Bücher und lesen und lernen aus denselben.» In Wunderheim und anderen Klöstern bestanden sogar deutsche Leihbibliotheken. Goffken behauptet, die Anzahl der heute noch vorhandenen, aus dem XV. Jahrhundert stammenden Druckwerke könne mit Sicherheit auf 30.000 veranschlagt werden; darunter befinden sich Werke von 3, 4 und mehr Foliobänden. (Jansen, S. 9—20).

Auf welch' hoher Stufe die zweite Hälfte des Mittelalters in Sachen der Kunst stand, das beweisen die noch heute aufrecht stehenden Werke, welche die Verheerungen Jahrhunderte langer Stürme überdauert haben und uns heute einen Rückschluss gestatten auf den in der Bildhauerkunst und Malerei zum Ausdruck gelangten edlen Kunstgeschmack, welcher selbstverständlich völlig durchdrungen war vom Geiste der Religion, was ihm übrigens nichts von seinem Werte benahm, sondern denselben im Gegenteil erhöht; denn da die Kunst ein höheres Ideal vor sich sah, war sie selber auch idealer. Ipolyi's erhabener Geist und reger Eifer weist in mehreren seiner Essays darauf hin, welchen Fortschrittes unsere nationale Kunst sich zu rühmen hat und charakterisirt, wenn auch nur in ihren Hauptzügen, jene Werke, welche in Ungarn vom XI. Jahrhundert an entstanden.

Unser Interesse ist heute dem Schutzheiligen der Sanct Ladislaus-Gesellschaft zugewendet und so möchte ich denn insbesondere des glanzvollen Mausoleums dieses unseren grossen Königs, eben nach Ipolyi's Ausführungen, Erwähnung tun.

Das Mausoleum war nach der Beschreibung von Augenzeugen aus Marmor gefertigt, mit Sculpturen geschmückt und mit einer Säulenordnung umgeben. Innen ruhte in einem silbernen, vermutlich reich vergoldeten Sarge die Leiche des Königs, in ein purpurfarbiges Leichentuch gehüllt, eine goldene, mit Diamanten und sonstigen Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte, ein goldenes Scepter in der Hand. — Das grossartigste, meisterhafteste plastische Werk unseres nationalen Mittelalters war ferner das eherne Standbild König Ladislaus des Heiligen, welches der Grosswardeiner Bischof Johann III. im Jahre 1390 anfertigen liess. Und dieses Meisterwerk, sowie auch andere drei, um dasselbe placirte Königsstatuen waren Arbeiten ungarischer Künstler, der Meister im Metallgusse Georg und Martin Kolozsvári.

Auf welch hervorragender Höhe die Goldschmiedekunst in Ungarn

stand, davon konnten wir uns unmittelbar in den beiden Ausstellungen überzeugen, welche vor einigen Jahren im Károlyi'schen Palais und im Nationalmuseum veranstaltet wurden.

Die Meisterwerke der Malerkunst hat uns zumeist Italien bewahrt, und Jedermann, der dort gereist ist, konnte den Eindruck empfangen, dass die Kunstschätze dieser Kategorie, welche dort, sowie in den hervorragendsten Städten Europas aufgehäuft sind, zum grössten Teile von dem vollendeten Kunstgeschmacke des finsteren Mittelalters Zeugniss geben; er konnte die Ueberzeugung gewinnen, dass jenes Zeitalter auf einer Höhe stand, wie sie vordem noch niemals erreicht worden war, und dass die heutige Zeit, welche unbedacht Alles nachbetet, was zur Verunglimpfung des Mittelalters gesagt wird, in der Praxis auf jene Periode zurückgreift, sie nachahmt und copirt und die künstlerische Vollendung bewundert, welche sie erreicht hat.

Unsere Architecten beginnen ihren Formensinn in der Nachahmung der Schöpfungen des Mittelalters zu vervollkommnen; die Gothik, welche übrigens das Non plus ultra des Ideales der Architectonik bildet, ist heute die beliebteste Kunstform für Kirchen und monumentale Bauten. Wir suchen die Ruinen alter Kirchen auf und fördern sie zu Tage; wir lösen von altem Gemäuer die Holztäfelung ab und spüren begierig den alten Wandmalereien nach, nicht etwa, um sie abzutragen oder durch andere zu ersetzen, sondern, um sie zu restauriren und in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Niemals hat die Welt zahlreichere und schönere Arbeiten — wenigstens vom Standpunkte des Kirchenbaues — gesehen, als eben in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

Es mutet uns an, als ob die Seele in ihrem höchsten Aufschwunge himmelan fliegend, in ihrer religiösen Begeisterung auf unzerstörbarer Basis fussend und zu unermesslichen Höhen aufstrebend, die Menschheit an den Himmel hätte ketten wollen. Von Jahn, dem berühmten Lehrer der Wiener Hochschule, wird erzählt, er habe eines Tages auf einem Spaziergange durch die Stadt mit einem gelehrten Collegen über die Finsterniss des Mittelalters disputirt; als sie auf den Stefansplatz gelangten, blieb Jahn plötzlich stehen, zeigte auf den Turm des Domes und rief: «Ecce stupendum stupidæ ætatis monumentum!»

Hiezu kommen weiter die zahlreichen bürgerlichen Bauten des Mittelalters, an denen menschliche Handarbeit geradezu wunderbare Dinge ausführte; Schöneres, Geschmackvolleres, Vollkommeneres dürften die Maschinen der Neuzeit kaum zu schaffen vermögen. Der Zierat der Wohnräume, die Möbel waren so schön, dass der heutige Gewerbfleiss stolz ist, wenn er auch nur annähernd Aehnliches zu schaffen, oder die Kunstschnitzerei des Mittelalters zu erreichen vermag.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse anbelangt, so sind dieselben nach jeder Richtung hin durch tiefe Religiösität charakterisirt. Alle Facto-

ren: die Ideen, die Politik, die Moral, die Arbeit, der Handel und Verkehr waren hiedurch gleichsam durchgeistigt, standen in voller Solidarität mit der Cultur und kennzeichneten zugleich das Niveau derselben. Dass neben dieser tiefen Religiösität auch bedauerliche Auswüchse vorkamen und dass diese eine Schattenseite bildeten, das wird Niemand leugnen wollen. Je grösser das Licht, desto grösser auch der Schatten. Wenn wir aber in dem Abträglichen den Schatten betonen, weshalb wollen wir andererseits nicht auch das Licht anerkennen? Und haben etwa die späteren Jahrhunderte, welche wir für lichtvoller halten, keine Schattenseiten? Gereicht etwa dem XVII. Jahrhund. der dreissigjährige Krieg, dem XVIII. der französische Terrorismus, oder unserer Zeit der Pessimismus und Agnosticismus, welche beide nur ein Heilmittel: den Selbstmord, kennen, zu so gar besonderem Ruhme?

Wie viele dunkle Punkte gibt es in den jüngstvergangenen Jahrhunderten, welche der Geschichtschreiber nur mit Widerstreben verzeichnet!

Jedes Zeitalter hat seine Verirrungen und nichts liegt mir ferner, als diejenigen des Mittelalters bemänteln zu wollen; ich bin nur einfach der Ueberzeugung, dass die Menschen damals auch nicht schlechter waren als heute.

Was den Charakter einer Zeit, oder des jeweiligen sozialen Lebens bestimmt, das sind nicht die im Volke lebendigen Auffassungen oder irrigen Ansichten, sondern die Ideen, welche die Phasen des Rechts-, des Verstandes- und des Herzenslebens beleuchten oder leiten. Und in dieser Beziehung kann man dem Mittelalter Anerkennung nicht versagen.

Man hält gemeinhin Rousseau und die Encyklopädisten des XVIII. Jahrhunderts für die Autoren der neueren sozialen Ideen. Das ist entschieden unrichtig. Die neuere, uns vielleicht ansprechendere Form mag ihr Werk sein, im Wesen wandelten sie eben nur in den Fussstapfen der Alten und schöpften aus ihren Werken. Ob die französischen Encyklopädisten Thomas v. Aquino, oder den arabischen Gelehrten Averroes, dessen Philosophie der Letztere in Spanien hörte, gelesen haben, weiss ich nicht; wohl aber weiss ich, dass alle Diejenigen, welche über das finstere Mittelalter in so wegwerfendem Tone reden, Thomas v. Aquino kaum dem Namen nach kennen dürften. Und doch war er der glänzendste philosophische Stern jenes Zeitalters, dessen Schriften staatswissenschaftliche, rechtsphilosophische, administrative und menschenrechtliche Grundsätze enthalten, welche ins practische Leben übertragen, der neuzeitlichen Auffassung kaum irgend nachstehen dürften.

Richtig ist allerdings, dass, während die neuere Denkweise Alles von unten nach oben aufbaut, beginnend vom tierischen Instinkt bis hinauf zum höchsten Grade der Cultur, welcher dann trotz aller Beschönigung gleichwohl noch immer die Eigenschaften des rein materiellen Ursprunges anhaften und welche selbst den gebildetsten Menschen eben nur als ein auf der obersten

Stufe der animalischen Rangskala stehendes Individuum darstellt, — andererseits das Mittelalter und mit demselben Thomas v. Aquino von dem Begriffe einer höheren Weltordnung ausgehen, sich mit den christlich-germanischen Rechtsprincipien identificiren und den Menschen von oben nach unten construiren, als den Hort der natürlichen und positiven Rechte nicht die Staatsgewalt oder den Gemeinwillen der Menschen sondern Gott selbst hinstellen, von dem jedwede Gewalt entspringt, von dem jedes Recht und alles Bestehende herstammt, zu dem Alles wieder zurückkehrt.

Welche Auffassung die edlere, menschenwürdigere ist, darüber kann wohl Niemand im Zweifel sein. Das Recht ist nicht eine blosse Norm, welche die Menschen sich selber setzen, sondern eine durch den göttlichen Willen festgesetzte Ordnung, gleichwie auch das Moralgesetz in Gott seinen Ursprung hat. Das Naturrecht ist göttliches Recht, denn es ist den Geschöpfen von Gott gegeben. Die Rechtsgleichheit besteht nicht darin, dass Alle gleiche Rechte haben, sondern darin, dass Jedermann in seinem Wirkungskreise mit den für denselben erforderlichen Rechten ausgestattet sei; nicht darin, dass Jedermann Dasjenige tun könne, wozu ein Anderer berechtigt ist, sondern darin, dass Niemandem verboten, Niemand behindert sei, Dasjenige zu tun, was das Moralgesetz ihm als Pflicht gebietet. — Vollständige Hingebung und Treue bildeten im Mittelalter die Grundlagen der Ehre.

Treue und Ehre waren von juridischem Belang. Nichts kann ehrlich sein, was widerrechtlich ist; aber die Ehre steht weit höher als das Recht und wenn die erstere angegriffen wird, so muss das letztere geopfert werden, ob auch damit das Leben selbst bedroht erschiene. Wer ehrlos wird, wird auch rechtlos.

Versetzen wir uns für einige Minuten ins Mittelalter zurück und beobachten wir nach den Ausführungen eines ausgezeichneten Schriftstellers der neueren Zeit den psychologischen Ursprung und die Entwicklung des Begriffes der Ehre, so wird sich uns der Sinn und Wert dieses Wortes sofort klarer darstellen.

»In seiner Burg alleinstehend, konnte das Haupt eines Trupps, der Lehensherr, auf Niemanden zählen, als auf sich allein, denn stehende Heere gab es zu jener Zeit nicht. Es war notwendig, dass er sich selber beschütze, ja er musste dies mit je grösserer Entschiedenheit tun. Wer in jener Zeit der Herrenlosigkeit, der häufigen Fehden auch nur die geringste Einmischung duldete, auch nur den Schein einer Insulte ertrug, galt für schwach und feig und fiel Anderen zur Beute; man musste stolz sein, wenn man nicht moralisch todt sein wollte. Der unbeschränkte Besitzer war der Herr, und da er in seinem Besitze seines Gleichen nicht hatte, mochte er sich leicht als ein Wesen höherer Art betrachten. Darüber meditirte er in den Stunden seiner langen Einsamkeit und dieser Monolog dauerte neun Jahrhunderte lang. Seine Person und Alle, die zu ihm gehörten, waren in seinen Augen

unverletzlich. Er war bereit, eher Alles zu opfern, als eine Beleidigung zu ertragen. Der übertriebene Stolz ist der beste Hort in der Verteidigung eines Rechtes, denn er denkt nicht blos daran, der Verletzung zuvorzukommen, sondern er behält sich im Auge, dass er mit sich selber zufrieden sei, er erwägt, wie sein Charakter sein müsse, um seinem Range zu entsprechen. Von diesem Momente an fordert er nicht nur von Anderen Achtung, sondern achtet sich auch selber. Das ist jene Eigenliebe, durch welche er sich als ein edles Wesen betrachtet und jede gemeine Tat von sich weist.»

«In der Beurteilung seines Handelns mag er zuweilen irren; Mode oder Eitelkeit werden ihn weit mit sich fortreissen, dahin, wo kindisches Wesen oder der Wahnsinn beginnen. und er wird den Begriff der Ehre falsch interpretiren; aber sie bleibt doch immer jene Quelle, aus welcher er seine Selbstachtung schöpft, sei es auf dem Trone, sei es im öffentlichen Leben.»

Vom Feudalherrn und Gentleman ist die Tradition übergegangen auf den Gentleman von heute, von Schicht zu Schicht, auf die heutige Gesellschaft. Heute besitzt Jedermann, der Bürger, der Arbeiter, der Landwirt seine eigene Selbstachtung; er trägt das Herz am rechten Fleck gerade so gut, wie der Edelmann.»

«Wenn diese Ehre in den Dienst des Gewissens tritt, wird sie zur Tugend.»

«Zwei massgebende Ideen herrschen auch heute in Europa; die eine ist das Gewissen, welches die Grundlage der Pflicht bildet; die zweite weist Jedermann seinen Wirkungskreis an, dessen ihn zu berauben Niemand berechtigt ist. Auf der Basis dieser beiden Ideen lebte die Gesellschaft bisher, lebt sie heute.»

«Wer möchte sagen, dass man diese beiden Ideen aus der Welt schaffen müsste, weil die eine eine christliche ist, die andere im Mittelalter ihren Ursprung hat? Ueberall wo diese zwei Quellen versiegt sind, ist das Leben verdorrt.» (Taine, Les origines de la France contemporaine III. 126—129.)

Dieser edle Charakterzug des gesellschaftlichen Lebens offenbarte sich auch im Rechtsleben. Trotz der Verschiedenheit der Stände, oder vielleicht eben wegen derselben, herrschte die Rechtsgepflogenheit, dass jede Stellung, jeder Beruf seine eigenen Institutionen hatte, in welchen ein gewisser demokratischer Geist die Tätigkeit der Gesellschaft durchdrang. Jedermann hatte in seinen eigenen Angelegenheiten Stimmrecht. Aus den Mitgliedern der Gesellschaft wurde der Gerichtsstuhl gebildet, vor welchem Jedermann zu erscheinen verpflichtet, welchem sich zu unterwerfen Jedermann bei Strafe der Ausschliessung verbunden war.

Die Verhandlungen waren mündlich, die Sitzungen öffentlich. Jedermann kannte seine Richter, jeder Richter kannte die processirenden Parteien.

Allerdings hat sich der Einfluss des römischen Rechtes allmählig

beträchtlich verändert, und zwar durchaus nicht zum Vorteile der christlichen Auffassung.

Der Geist der Pandekten wendete die Geister dem Absolutismus zu; das schroffe Betonen der Eigenberechtigung ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, die geringe Würdigung der Arbeit, die Geringschätzung derselben als Lebensaufgabe, — alldas bereitete allmählig jenen Standpunkt vor, welcher die unteren Schichten der Bevölkerung in eine feindselige Stellung zu den höheren Classen brachte.

Dies geschah indess erst später und bis zum Ende des XV. Jahrhunderts blieb im Mittelalter im Allgemeinen die christliche Auffassung die herrschende, welche in allen Lebensstellungen die Bewahrung des reinen makellosen Charakters forderte.

Ritterlichkeit und Gewissenhaftigkeit in den höheren Kreisen, Redlichkeit und Treue beim Arbeiter und beim Lehensmanne. Hingebung in der Erfüllung der frei gewählten Pflicht und die Erkenntniss des brüderlichen Verbandes in der Gleichheit vor dem christlichem Gesetze (Jansen.)

Obgleich das Leben dieser idealistischen Auffassung nicht in Allem und Jedem entsprach, da eben die Civilisation noch nicht allgemein geworden war und die Geschichte zahlreiche Aeusserungen der Rohheit zu verzeichnen hat, so darf doch zweierlei nicht ausser Acht gelassen werden: das Eine ist, dass sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters der allgemeine Wohlstand bei jeder Classe zu solcher Höhe erhoben hatte, dass der heutige Luxus dagegen verschwindend gering erscheint; das Andere ist, dass die neueren Forschungen solche Betätigungen der Wohltätigkeit constatirt haben, welche der Tätigkeit der heutigen humanitären Institutionen füglich an die Seite gestellt werden dürfen.

Der Luxus hatte sich in Deutschland im XIV. und XV. Jahrhundert zu unglaublicher Höhe erhoben. Jansen erwähnt, dass nicht nur Patrizier und Würdenträger, sondern auch einfache Bürger ihre Hüte, Wämser und Röcke mit Perlen schmückten, kostbare Ringe, silberne Gürtel, mit Edelsteinen ausgelegte Messer und Waffen trugen. Bei Vielen war der Gürtel aus gediegenem Golde. Die Gewänder waren mit Gold und Silber durchwirkt und aus Seide und Sammt gefertigt. Die Ränder der Hemden wurden mit Gold gesäumt, die Mäntel hatten Krägen aus Hermelin oder kostbarem Zobel und das Futter bestand aus den teuersten Tierfällen. Bürgerfrauen und Mädchen durchflochten ihr Haar mit Gold, trugen zahlreichen Schmuck, Kronen und mit Gold und Perlen gestickte Hauben. Die Gewänder der Frauen waren viel teuerer, als jene der Männer, so zwar, dass manches auf 3—400 Gulden zu stehen kam, was nach damaligem Geldwerte ein enormer Betrag war. Zu Strassburg ging der Kleiderluxus zu jener Zeit so über alles Maass hinaus, dass dortselbst die Gewandung aller Nationen zu sehen war. Derselbe Schriftsteller bemerkt nach Geiler, dass eine zeitlang auch das

kostpielige ungarische Kostüm dort Mode war. Die Tafeln der Kaufleute waren mit goldenen und silbernen Schüsseln und Tellern gedeckt. Gasthöfe, wo der Wein aus silbernen Pokalen getrunken wurde, waren durchaus nicht selten. Der Luxus verbreitete sich auch in die Dörfer, unter die Landbevölkerung, so zwar, dass auch dort Kleider aus Seide und Sammt nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Als im Jahre 1438 eine Gesandtschaft aus Russland zum Concil nach Florenz reiste, vermochte dieselbe den in Deutschland herrschenden Wohlstand, die Schätze und Reichtümer in den Häusern, den grossen Fortschritt in der Kunst, im Gewerbe und im Handel gar nicht genug zu bewundern.

Als Aeneas Silvius im Jahre 1458 über Deutschland schrieb, erklärte er offen, er habe dasselbe niemals reicher und glänzender gefunden, als in diesem Jahre. Ueberall bestellte Aecker, üppige Weizenfelder, Weinberge, Zier- und Obstgärten, auf den Dörfern und in den Städten überall prachtvolle Gebäude, anmutige Sommerwohnungen, Schlösser auf den Bergen, die Städte mit Mauern umgeben. Er habe nie eine prachtvollere Stadt gesehen, als Köln mit seinen herrlichen Kirchen, seinem Stadthause, seinen Türmen, den mit Blei gedeckten Häusern, den reichen Einwohnern und der fruchtbaren Umgebung.

Nirgends fand er ein solches Maass von Freiheit, als in den deutschen Städten, so dass die Bewohner der freien Städte Italiens den Deutschen gegenüber Sklaven zu nennen waren.

Aus dem Wohlstande entspringt der Geist der Civilisation, aber der Wohlstand ist zugleich auch der Siedepunkt der Civilisation. Kann also ein Zeitalter ein finsteres genannt werden, welches sich so vieler Schätze zu rühmen hatte?

Möge es mir gestattet sein, mich auf einen Zeugen zu berufen, der über die glanzvolle Civilisation in der zweiten Hälfte des Mittelalters geschrieben hat und vielleicht auch Denjenigen annehmbar erscheinen dürfte, welche meinen bisherigen Ausführungen nur mit Zweifel gefolgt sind.

Dieser Zeuge ist Martin Luther.

«So Jemand lieset alle Chroniken, so findet er von Christus Geburt in «dieser Welt in diesen hundert Jahren gleichen nicht in allen Stücken. «Solch Bauen und Pflanzen ist nicht gewesen in aller Welt: solch köstlich «und mancherlei Essen und Trinken auch nicht gewesen so gemein, wie es «itzt ist. So ist das Kleiden so köstlich worden, dass es nicht höher mag «kommen. Wer hat auch je solch Kaufmannschaft gelesen, die itzt um die «Welt fahrt, und alle Welt verschlingt? So steigen auf und sind aufgestiegen «allerlei Künste: Malen, Sticken, Graben, dass es seit Christus Geburt nicht «gleichen hat. Dazu sind itzt solch scharf verständige Leut, die nichts «verborgen lassen, also auch, dass itzt ein Knabe von zwanzig Jahren mehr «kann, denn zuvor zwanzig Doktoren gekunnt haben.»

So schrieb Luther im Jahre 1521. (Siehe sämmtliche Werke, Frankfurter Ausgabe, 10. Band, Pagina 56, desgleichen bei Jansen.)

Inmitten dieses Luxus tauchte im Mittelalter am Himmel Europas einem Phänomen gleich eine Gestalt empor, welche auf die damalige Zeit ungewöhnlichen Einfluss übte.

Es war dies der heilige Franz von Assisi in Italien.

Sein anspruchsloses Auftreten, aber auch seine unbegrenzte Ausdauer, das bescheidene Aeussere mit der für die leidende Menschheit flammenden Liebe in dem siechen Körper; seine unermessliche Begeisterung, mit der er strebte, die in dem Christentum liegende erhabene Nächstenliebe unter dem Volke heimisch zu machen; die himmlische Salbung, mit welcher er seine scheinbar communistischen Ideen mit der Erhabenheit und Lauterkeit der christlichen Moral zu vereinbaren wusste, — alldas rief in Italien eine Bewegung hervor, wie man eine ähnliche seit den ersten Tagen des Christentums nicht mehr gesehen hatte.

Das Volk, der Adel, die Kaufleute, die Industriellen, Laien und Geistliche, ja der heilige Stuhl selber sahen und beobachteten hingerissen die Tätigkeit dieses ausserordentlichen Mannes.

Als dieser ausgezeichnete Mann auftrat und unter dem armen Volke die Anwendung der christlich-katholischen Ideen zu verkünden begann, hielt man ihn für einen mystischen Schwärmer. Alsbald jedoch erwies es sich, dass dieser dem Volke entstammte Redner tiefes Gefühl dafür hatte, was dem Volke not tue, welche dessen Aspirationen, welche seine Leiden seien. Er wusste das Dogma der Denkungsart und dem Geschmacke des Volkes anzubequemen und so die erhabene christliche Lebensordnung gleichsam zu popularisiren. Er zeigte den Armen den Trost in der Religion, die Eitelkeit der irdischen Güter und den nivellirenden Geist, der in der christlichen Religion ruht, und vertiefte dadurch noch mehr die Innigkeit des christlichen Lebens.

Die Zahl seiner Schüler nahm rasch zu und als nach seinem Tode ihm zu Ehren Kirchen und für seine bettelnden Genossen Klöster errichtet wurden, als die Begeisterung des Volkes zur Verewigung einzelner Episoden aus seinem Leben selbst den Pinsel der Künstler in Anspruch nahm, da begann eine neue Aera der Kunst und der christlichen Wohltätigkeit, von welcher Henry Thode sagt, sie sei von «welthistorischer Bedeutung.»

Die neuere Literatur beginnt eben jetzt erst, sich mit jener Zeit zu befassen, welche das Gepräge dieses Mannes an der Stirne trägt und zwar sind es Nicht-Katholiken, die sich damit zu beschäftigen beginnen und die von seinem Auftreten jenen ausserordentlichen Aufschwung der Malerei herleiten, welchen dieselbe im XIII. Jahrhundert und nach demselben zeigte. Aber sie bringen mit ihm auch zugleich jenen Geist der Wohltätigkeit in Verbindung, welcher damals Europa gleichsam auf's Neue elektrisirte.

Im Uebrigen verkündete die Kirche im Mittelalter jederzeit eifrig die Lehren der Barmherzigkeit. Ist es doch die Barmherzigkeit, welche die Verwirklichung der im Dogma der Erlösung sich offenbarenden unendlichen göttlichen Liebe bildet. Es ist eine der herrlichsten Stellen in den Reden Christi: Beati misericordes. Der Mönch Telemach war der Erste, der sich zwischen die Gladiatoren stürzte und diesen furchtbaren Spielen für immer ein Ende machte. Wie wahr sagte Laboulaye: Die Kirche wusste im Mittelalter den Geist zweier Legislationen zu vereinen, indem sie aus dem römischen Rechte entfernte, was Formalismus und Selbstsucht war, aus dem deutschen Rechte, was dasselbe Hartes und Wildes enthielt, und als Gesetz des öffentlichen Lebens, als Norm des sozialen Lebens jene ernsten moralischen Gebote einführte, welche Christus verkündet hatte. Das Evangelium war das grosse legislatorische Ideal bei sämmtlichen römisch-germanischen Völkern. (Recherches sur la condition de la femme.)

Was das Mittelalter insbesondere auszeichnet, bisher aber nur von Wenigen gewürdigt worden ist, das ist die Stellung der Frau und der Kinder und jener Schutz, welchen das canonische Recht und zum Teile das deutsch-fränkische Gewohnheitsrecht beiden angedeihen liess. In den düsteren, langen Verlauf des Frauenlebens fiel ein himmlischer Lichtstrahl und das Geschöpf, welches die heidnische Welt so tief erniedrigt hatte, — das Christentum erhob es auf jenes Piedestal, welches die Stellung der Frau in der Gesellschaft, welches die Tugenden derselben verdienen. Im Mittelalter fiel der Begriff der Ritterlichkeit zusammen mit der Ehrfurcht vor den Frauen und wenn wir heute unsere Mutter bis zur Anbetung lieben, wenn wir uns ehrerbietig neigen vor der charakterreinen Frau, so sollten wir nicht vergessen, dass im Mittelalter der ruhmvollste Triumph des Ritters der von Frauenhand empfangene Lorberkranz war. Das Zeitalter des Rittertums ist verschwunden, aber die Idee desselben ist heute noch lebendig. Die Frau und das Kind wurden dem besonderen Schutze des Gesetzes unterstellt. Verführung wurde auf entsetzliche Weise gestraft. Desgleichen der Kindesmord und dieselbe Strenge wurde auch auf jene Missbräuche ausgedehnt, welche gegen die Frauen und Töchter der Untertanen gebräuchlich waren. Die canonischen Gesetze bestrafen Attentate gegen die Schamhaftigkeit und gegen das Leben der Kinder mit Ausschliessung aus der Kirche, mit langen und schweren Bussen und Kasteiungen. Es war den Eltern verboten, ihre Kinder zu verkaufen, zu verschenken oder auszusetzen. Die Strafe, welche hierauf stand, war Verbannung oder ewiger Verlust der Freiheit. Schon im VI. Jahrhundert bestand in Lyon ein Hospital im blühenden Zustand, in welches auch ausgesetzte Kinder aufgenommen wurden; ein Kinder-Asyl finden wir bereits im VIII. Jahrhundert in Mailand; im IX. Jahrhundert verordnet die Frankfurter Synode den Bischöfen, dass sie für die Erziehung von Waisenmädchen in eigens hiezu errichteten Häusern Sorge tragen mögen.

Karl der Grosse hielt nach Gott und dessen Heiligen sich selber zumeist berufen, für die Armen und die Waisen zu sorgen. Er breitete seine Wohltätigkeit bis auf Syrien und Egypten aus. Schritt auf Schritt können wir nicht nur im Auslande, sondern auch in unserem Vaterlande Verfügungen der Gesetzgebung jener Epoche verfolgen, welche die Ausübung der Humanität betonten, zu einer Zeit, welche der unsrigen um zehn Jahrhunderte voranging.

Das Rechts- und Gemütsleben, die Verstands- und Herzensbildung, die Grundsätze und Ideen, welche im Mittelalter herrschend waren, zwangen Comte, den grossen Meister der positiven Philosophie, zu dem Eingeständnisse: «Ich schmeichle mir nicht mit der Hoffnung, dem Leser jemals die hohe Bewunderung genugsam klar machen zu können, welche meine philosophischen Erwägungen schon seit lange über die Natur der katholischen Lebensordnung im Mittelalter in mir erweckten; ich muss diese Lebensordnung je länger desto mehr als ein politisches Meisterwerk menschlicher Weisheit auffassen». (Cours de la philosophie positive IV. 231.)

Die Bedeutsamkeit des Mittelalters wird erhöht durch Weltereignisse, welche, gleich wie sie der Cultur damals einen mächtigen Aufschwung verliehen, so in ihrer Auswirkung die Entwicklung der künftigen Jahrhunderte vorbereitet und die Civilisation derselben potenzirt haben. Von den Kreuzzügen von der Erfindung der Buchdruckerkunst, von der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, — von alldem kann nicht gesagt werden, dass es blos dem Mittelalter zum Vorteile gereicht hätte. Es lässt sich im Gegenteile mit Bestimmtheit behaupten, dass all diese Ereignisse, gleichwie sie dem Mittelalter zum Ruhm gereichen und den Glanz desselben erhöhen, so auch gleichsam als ein von unseren Vorfahren angesammeltes geistiges Capital heute auch schon mit ihren Zinsen unsere actuellen Bestrebungen fördern.

Dass Ungarn an dem westeuropäischen Culturleben teilgenommen hat und in dieser Beziehung mit dem Westen auf gleicher Höhe stand, das lassen die Ergebnisse der neueren Forschungen ahnen; ich sage ahnen, denn unsere Culturgeschichte beginnt jetzt erst ihre Aufmerksamkeit jenen grossartigen Ueberresten zuzuwenden, welche von der Kunst des Mittelalters auf uns gekommen sind. Unsere Fürsten standen zu den Herrschern der westlichen Reiche in verwandtschaftlichen Beziehungen und unter den Königen aus dem Hause Anjou konnten wir unmöglich ohne Kenntniss bleiben von den culturellen Bewegungen in Italien. Während ferner das übrige Europa vom Osten zumal nach dem Kirchen-Schisma beinahe völlig getrennt war, stand Ungarn mit Konstantinopel in näherer Verbindung. Die Tochter Ladislaus' des Heiligen war die Gemahlin eines byzantinischen Kaisers.

Ungarn trat bereits unter Stefan dem Heiligen in den Verband der

Civilisation des Westens ein. Ungarn war die letzte Etappe der europäischen Cultur. Denn während bei uns die Ueberreste der Cultur in Werken der Baukunst, der Skulptur, der sogenannten kleinen Künste und der verschiedenen Gewerbszweige noch immer aufzufinden sind, vermögen wir gegen Osten, über die Grenzen Ungarns hinaus fortschreitend, von solchen kaum mehr eine Spur zu entdecken.

Wir haben daher keinen Grund, uns das Mittelalter als dermassen finster vorzustellen, wie Voreingenommenheit, Interesse oder Oberflächlichkeit uns dasselbe schildern; zum allerwenigsten aber haben wir Ungarn Veranlassung, jene Zeit in solchem Colorit darzustellen.

Die Wiege unseres nationalen Lebens hat im Mittelalter gestanden und wir dürfen mit vollem Selbstbewusstsein auf jene Zeit zurückblicken, in welcher die Wurzeln unserer verfassungsmässigen Freiheit haften, in welcher die goldene Bulle, diese magna charta unserer Nation entstanden ist, aus welcher die Geschichte so viele Denkmale unserer nationalen Unabhängigkeit und unseres Ruhmes verzeichnet hat. Die grössten Gestalten unserer Geschichte haben damals geglänzt und ihr Glanz strahlt herüber bis in unsere Tage. Die grosse, staatsmännisch gestaltende Kraft Stefans des Heiligen, der unser Reich und dessen Verfassung auf jenen Grundfesten aufgerichtet hat, auf denen wir heute noch, nach mehr denn acht Jahrhunderten aufrecht stehen; der urmagyarische Charakter und die Ritterlichkeit Ladislaus' des Heiligen, dem es gegönnt war, seine Nation vollständig und endgiltig mit dem Christentume zu versöhnen, der dem ungarischen Namen Ansehen errang durch ganz Europa, vor dem die europäischen Fürsten sich neigten, der seine Nation geliebt hat und um den zum Dank dafür die Nation drei volle Jahre hindurch trauerte; Koloman der Weise, der während er fest zur katholischen Kirche stand, der Erste unter den Herrschern Europas war, der sich bestrebte, den Hexenglauben aus der Welt zu schaffen; Ludwig der Grosse, der die Grenzen seines Reiches so weit ausdehnte, wie bis dahin keiner seiner Vorfahren sie ausgedehnt hatte und vielleicht keiner seiner Nachfolger sie jemals ausdehnen wird; Sigismund, der das oberste Patronatsrecht der Könige Ungarns auf dem Konstanzer Concil so kraftvoll verteidigte, jenes Recht, welches in Ungarn bekanntermassen eine so kostbare Bürgschaft der Eintracht zwischen Kirche und Staat bildet; Mathias Hunyady, dieser grosse Hort und Apostel der europäischen Civilisation, an dessen Namen nicht nur unser Kriegsruhm, sondern auch eines der herrlichsten Denkmäler unserer nationalen Cultur geknüpft ist, — welcher Ungar erhebt nicht stolz das Haupt, wenn diese Namen genannt werden?!

Geehrte Generalversammlung! Wer die Phasen der Entwicklung des menschlichen Geistes, sei es psychologisch, sei es historisch, studiren, oder wer den culturellen Fortschritt des Menschengeschlechtes gerecht würdigen will, der muss sich namentlich vor Einem hüten: Er darf nicht einzelne

Erscheinungen aus dem Leben des Individuums, einzelne wenn auch noch so wichtig erscheinende Ereignisse aus dem Leben des Menschengeschlechtes herausreissen, denn das intellectuelle Leben des Individuums, gleichwie das culturelle Leben des Menschengeschlechtes bildet ein einiges, untrennbares Ganzes. Die Katastrophen, welche die Cultur unterbrechen, oder die glücklichen Episoden, welche dieselbe um einen Schritt fördern, treten nicht willkürlich ein. Es ist ein grossartiger Plan, in dem sie nur einzelne Details bilden; es ist ein erhabenes Ziel, dessen Erreichung die Vorsehung angeordnet hat, und wenn wir die Evolution als den Willen Gottes auffassen, welcher das Menschengeschlecht, erziehend und leitend, von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit führt, so erkennen wir in dem Mittelalter eine solche Etappe, welche einerseits reich ist an Gestaltungen des Verstandes- und Gemütslebens, welche aber noch nicht soviel Kraft in sich barg, durch ihren Glanz den Schatten vollständig zu tilgen. Und wenngleich wir in dieser Richtung bedauernswerten Verirrungen begegnen, wenngleich manche Einzelheiten eine tragische Voreingenommenheit des menschlichen Herzens und Verstandes zeigen, so sind wir deshalb doch nicht berechtigt, ein verdammendes Urteil über eine ganze Periode zu fällen, welche in so bewunderungswürdiger Weise die heutige Cultur vorbereitet hat.

Niemandem wird es einfallen, die mittelalterlichen Zustände zurückzuwünschen, deren Rückkehr ja übrigens eine Unmöglichkeit ist, und es liegt ein grosser Irrtum, um nicht zu sagen eine grosse Ungerechtigkeit darin, wenn man die katholische Kirche solcher Absichten verdächtigt. Wenn sich etwas wiederbringen liesse, dann sollte es allerdings jene tiefe Religiosität sein, welche das Mittelalter durchgeistigte; jene ideale Auffassung des Lebens, welche heute leider dem schroffen Materialismus Raum zu geben gezwungen ist; jene göttliche Kraft, welche unsere Familien durchdringend, unsere öffentliche Moral veredelnd, unserer Nation ebensolch' erhabene Geister erschaffen möchte, wie die grossen Männer des Mittelalters es waren, die den Genius unserer Nation in sich aufnehmen und bei uns jenen hochfliegenden Idealismus hervorrufen möchten, ohne welchen selbst die reichsten Nationen dem Niedergange entgegensehen.

Das ist es, was wir Alle zurückwünschen möchten, die wir die Menschheit lieben, denn wir leben des Glaubens, dass dies nur zur Veredlung der Cultur dienen würde. Diesem Ideal weiht denn auch die St.-Ladislaus-Gesellschaft ihre gesammte Tätigkeit, denn sie lebt der Ueberzeugung, dass sie damit unserer Nation einen Dienst erweist.

Möge Gottes Segen auch fernerhin ruhen auf dieser Tätigkeit der Gesellschaft!

DIE UNG. LITERATUR IN DEN LETZTEN FÜNFZIG JAHREN.

Wer die culturellen Zustände kennt, die in Ungarn vor einem halben Jahrhundert geherrscht und wer sich die Mühe nimmt zu untersuchen, in welcher geistigen Atmosphäre das heutige Ungarn lebt, der wird Contraste wahrnehmen, wie sie in einem so kurzen Zeitraume in der Entwickelungsgeschichte keines anderen Volkes der Vergangenheit oder der Gegenwart constatirt werden können. Vor 1820 eine der verlassensten und zurückgebliebensten Nationen der gebildeten Welt, hat es die ungarische Nation verstanden, in dieser verhältnissmässig so kurzen Spanne Zeit Fortschritte der stupendesten Art zu machen und mit Erstaunen und Bewunderung muss es die Culturgeschichte verzeichnen, dass aus dem Keim, der vor einem halben Jahrhundert von begeisterten Männern in den magyarischen Boden verpflanzt worden, sich ein Baum entwickelt hat, der heute bereits wohlgereifte goldene Hesperidenfrüchte trägt. Um aus der Allegorie herauszukommen, sei es sofort bemerkt, dass in den ersten Jahrzehenten dieses Jahrhunderts von einer geistig bestehenden ungarischen Nation nicht die Rede sein konnte, aus dem einfachen Grunde nicht, weil es keine ungarische Literatur gab, und dass von einer ungarischen Literatur nicht die Rede sein konnte, aus dem einfachen Grunde, weil es keine ungarische Sprache gab. Es gab wohl ein ungarisches Idiom, aber die Gebildeten bedienten sich desselben nur sehr selten, die Legislative erkannte dasselbe nicht an und die Wissenschaft —, ja die Wissenschaft existirte nur dem Namen nach und wenn sie etwas zu sagen hatte, so bediente sie sich derselben Sprache, in welcher sich auch Gesetzgeber, Redner und Dichter ausdrückten, der lateinischen nämlich. Und diese im eigentlichen Sinne des Wortes lingua rustica nicht nur zu der Sprache der Redner und Dichter, der Gesetzgebung und der Wissenschaft, diese unbeholfene Sprache zum Ausdrucke der sublimsten Kundgebungen menschlichen Geistes geeignet gemacht, in dieser Sprache schliesslich eine Literatur geschaffen zu haben, deren Erzeugnisse man bereits in die Literaturen der ältesten und fortgeschrittensten Culturvölker verpflanzen darf: all' dieser Leistungen kann sich das Ungarn seit 1820 rühmen.

I.

Wäre der Boden nicht gut vorbereitet gewesen, die Saat der Zwanziger Jahre hätte nimmer so üppig aufgehen können und wäre er kein alter Culturboden gewesen, so wäre auf eine kurze Fruchtbarkeit langwierige Dürre gefolgt. Und es darf nicht geleugnet werden, dass die Coryphäen der Zwanziger Jahre auch eine Legion von Vorkämpfern und Vorarbeitern be-

sessen und dass Ungarns Culturbrache nicht allzu alten Datums war. Schon in den Zeiten der Anjou's hat es in Ungarn blühende Künste und eifrig gepflegte Wissenschaften gegeben und in derselben Epoche, da Mathias Corvinus mit seinen ruhmvollen Waffentaten die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zog, förderte er auch Künste und Wissenschaften. Damals war es, dass das alte Buda der Mittelpunkt einer kleinen Gelehrtenrepublik war, die sich als sodalitium danubianum als vielversprechendes Glied in die Kette jener internationalen Gelehrtenverbindung einfügte, in welcher sich auch Oesterreich, die Lande am Rhein und Neckar, Sachsen und Pommern befanden, eine Gesellschaft, die dem in Ungarn lange und gern verweilenden excentrischen poeta laureatus *Conrad Celtes* ihr Entstehen verdankte. Der Bischof von Veszprim, der Kanzler der Königin, *Johann Vitéz*, stand an dieses ungarländischen Vereines Spitze, die geistigen Grössen in Mathias' Umgebung waren dessen Mitglieder.

Corvinus starb, sein Tron verdarb, die Türken überfluteten das Land und der Halbmond glänzte auf Buda's Basteien; das war keine Zeit für gelehrte Tafelrunden, keine Sonne für die Saat des Friedens. . .

Anderthalb Jahrhunderte sind bereits verstrichen, seitdem ein biederer Arzt in der Zipser Stadt Kesmark, Johann Fischer mit Namen, die Vereinsamung aller wissenschaftlichen Strebungen in Ungarn erkennend, einen lateinischen Aufruf an die Gelehrten Pannoniens ergehen liess, um dieselben zu einer Versammlung im Interesse der Gründung eines culturellen Mittelpunktes aufzufordern; allein der Aufruf scheint kaum eine grössere Wirkung erzielt zu haben, als solche einer leichten Südbrise in strenger Winterszeit eigen ist. Dreissig Jahre später erhebt ein magyarischer Kirchenschriftsteller (Peter Bod) einen Schmerzensruf, indem er in seinem Vorwort zur Geschichte der katholischen Kirche meint, «wie gut wäre es doch, eine aus gelehrten Männern bestehende Gesellschaft zu errichten zur Verschönerung der magyarischen Sprache, so wie dies andere Nationen bezüglich ihrer Sprache tun . . .» aber auch dies war noch immer eine Stimme in der Wüste.

Doch die Eiskruste der Gleichgiltigkeit und Indolenz, die um das Herz der Nation lagerte, schmolz wahrscheinlich in Folge der von Westen kommenden Lüfte immer mehr und mehr, die französischen Encyklopädisten und die deutschen Dichterheroen vereinigten sich, um einen weckenden Einfluss auf das Dornröschen der ungarischen Cultur auszuüben, der festgefrorene Boden wurde locker und empfänglicher für lebensfähige Keime und Georg Bessenyei, ein hochstrebender Leibgardist am genusssüchtigen Hofe Maria Theresia's in Wien, war es, der im Jahre 1781 «an die gnädigen und hochgeborenen Stände des ansehnlichen und wohledlen ungarischen Vaterlandes» eine Flugschrift richtete, in welcher er «seinem frommen Plane betreffs einer ungarischen Gesellschaft» schwungvollen Ausdruck ver-

lich. Diese Apostrophe hätte nun wahrscheinlich keinen grösseren und practischeren Erfolg erzielt, als ihre das gleiche Ziel verfolgenden Vorgänger, hätte ein armer Mönch, *Révay* mit Namen, nicht einen wahren Feuereifer in der Verbreitung derselben unter den Ständen des Reiches entwickelt und hätten Kaiser Josef's Germanisirungsversuche nicht eine plötzliche Reaction im Interesse der nationalen Eigenart auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens hervorgerufen.

Das nationale Gefühl artete aber in eine Orgie aus, als Kaiser Josef auf dem Todtenbette seine die ungarische Verfassung verletzenden Edicte zurückzog. Die Reaction gegen die freiheitlichen und demokratischen Principien, für welche Kaiser Josef eingetreten, machte Halbpart mit den revolutionären Ideen, die aus Frankreich einzudringen begannen, und dies war für die Wiener Regierung das Signal zum Einschreiten gegen die «ungarischen Jakobiner», zumal die europäische Mode der geheimen Gesellschaften auch in Ungarn Eingang gefunden zu haben scheint. Die Regierung Franz' liess gegen derartige Verschwörer nicht nur einige Todesurteile fällen, sondern sie liess dieselben auch vollstrecken und der Schrecken, der von diesem Schaffot auf dem Ofner Blutfelde ausging, zwang den schüchternen Versuchen zur Schaffung einer Nationalliteratur wieder eine längere Zurückhaltung auf. Dann folgte eine Epoche des geistigen und politischen Stagnirens zugleich. In Wien glaubte man bereits, alle Lebensenergie der ungarischen Nation sei geschwunden, denn dieselbe pochte nicht einmal mehr auf ihre verfassungsmässigen Rechte und schon glaubte man in Wien den Sarg für die ungarische Verfassung zimmern zu können, als plötzlich einige Dichter erstanden, die mit den begeisternden Bildern alter Grösse das Land aus seiner Lethargie aufzurütteln trachteten und die Nation an ihre Pflichten gegen das Vaterland erinnerten, und als sich an die Spitze der erwachten Patrioten ein Mann von wahrhaft providentiellem Charakter stellte. Dieser Mann hiess *Gr. Stefan Széchenyi*, der Chorführer jener Dichter aber war *Karl Kisfaludy*; jener hatte die ungarische Akademie der Wissenschaften gegründet, und diesen Namen erhält in ewiger Frische die zum Preise seines Namens geschaffene schöngeistige Kisfaludy-Gesellschaft. Beider Ziel war es, zuerst die schreckliche Gleichgiltigkeit der sogenannten höheren Kreise gegenüber den nationalen Zielen und Strebungen zu besiegen, und beide haben ihr Ziel erreicht. Das eigentliche Volk aufzurütteln aus seiner Jahrhunderte langen Betäubung, und es teilnehmen zu lassen an dem geistigen Mahle der Nation, dazu waren die Dichter einer späteren Epoche berufen, die dem Volke auch die Freiheit gab, welche bis dahin ein Privilegium der erwähnten höheren Stände gewesen. Es war dies das einzige richtige und es war dies ein weises Nacheinander; denn wäre das Volk aufgeklärt worden, noch ehe die «Gebildeten» zu dem Verständnisse ihrer Zeit und ihrer Pflichten gelangt wären, so wäre eine schreckliche soziale Revolution die

Folge hievon gewesen, und der friedliche Verlauf der Uebergangszeit ist eben dem Umstande zu danken, dass das nationale Werk der geistigen Reform von oben her seinen Anfang nahm.

II.

Der grosse Einfluss, den *Karl Kisfaludy* auf die Nation übte, lässt sich daher erklären, dass er, um auf eine grössere Masse und in unmittelbarster Weise wirken zu können, *für die Bühne* schrieb. Vor ihm glaubte man nicht an die Möglichkeit eines ungarischen Drama's und nicht an die Möglichkeit eines ungarischen Mimen; man hielt die ungarische Sprache nicht für geeignet für die pathetische Diction des Drama's und man hielt sie für zu schwerfällig für den leichten Fluss des Lustspieldialoges. Die Sprache war zu arm an abstracten Begriffen und sie schien unvermögend, die zartesten Regungen des Herzens und die verschieden nuancirten Emanationen des Gedankens zum leichtverständlichen, zum voll- und wohltönenden Ausdruck zu bringen. Da erschien Karl Kisfaludy, ein deus ex machina, und zeigte, dass man ungarische Dramen schreiben könne; er gab den ungarischen Mimen Gelegenheit, das Vorurteil, das in dem ungarischen Nationalcharakter lauter Klippen für die darstellende Kunst erblickte, sieghaft zu bannen und er bewies, dass der Gott der Poesie kein privilegirtes Idiom besitze, sondern dass er sich in jeder Sprache offenbare, die sein eingeborener Sohn, das Genie, von seiner Mutter als unveräusserliches Erbe überkommen. Und dies als Erster, ohne Vordermänner gewagt zu haben, bleibt Karl Kisfaludy's unveräusserliches Verdienst.

Und Karl Kisfaludy war ein Genie, ein Originalgenie, wie seine ganze von Anfang bis zum Ende merkwürdige Lebensführung bezeugte. Er war kein Zünftiger und gehörte keiner Schule an; nicht die classische und nicht die gallische und nicht die romantische Richtung können sich rühmen, ihn mit ihren Ueberlieferungen und mit ihren Dogmen literarisch grossgesäugt zu haben. Amme war ihm das Leben selbst und Lehrmeisterin die Not. Sein Vater konnte ihm nie verzeihen, dass seine Geburt seiner Mutter das Leben gekostet, und er steckte ihn unter die Soldaten, nachdem er in der Schule nicht gut tun wollte. Der 18jährige Fähnrich kämpft tapfer gegen die Franzosen, avancirt rasch bis zum Oberlieutenant, nimmt aber plötzlich aus bisher noch nicht aufgeklärten Ursachen seinen Abschied, verkauft sein geringes mütterliches Erbe, und seine Wanderjahre beginnen. Eine Zeit lang hält er sich in Wien auf, wo er seinen Lebensunterhalt mit Porträt- und Dosenmalereien verdient, dann richtet er seinen Wanderstab nach Süden und fast ein Jahrzehent lang bleibt er verschollen, selbst von den Wenigen vergessen, die in dem wilden und ungestümen Reiteroffizier vielleicht eine höhere geistige Begabung geahnt. Schier dreissig Jahre alt, treibt ihn das

Heimweh, dem er in einem seiner Gedichte einen so rührenden Ausdruck gegeben, ins Vaterland zurück. Was er mittlerweile getrieben, wo er die Jahre über geweilt, er hat es Niemandem gebeichtet; er liebte es auch nicht hievon zu sprechen; man glaubt aber mit Recht annehmen zu können, dass er für Geld malend und für Gottes Lohn dichtend, Italien, die Schweiz und Frankreich durchwandert habe; — als er heimkehrte, war er ein vielerfahrener und stiller Mann geworden. Bei einem armen Schuster mietete er sich ein und lebte in den dürftigsten Verhältnissen von den Aquarellbildchen, in denen er seine Reiseerinnerungen verwertete. Da geschah etwas Merkwürdiges. Eine ungarische Komödiantentruppe kam nach Pest, um daselbst im deutschen Theater — denn ein ungarisches gab es in Ungarns Hauptstadt nicht — einige Vorstellungen zu geben und sie eröffnete dieselben mit einem Originaldrama, dessen Manuscript ihr der Zufall in die Hände gespielt. «Die Tataren in Ungarn» hiess das Stück und der es vor Jahren in einer Anwandlung dichterischer Laune auf's Papier geworfen, war ein übermütiger Eszterházy-Huszár, war Karl Kisfaludy gewesen. Stück und Darstellung entflammten eine Begeisterung, die den Dichter selbst hinriss und ihn zur Erkenntniss seines eigentlichen Berufes brachte. Und er legte Pinsel und Palette beiseite und schrieb fort und fort Dramen und Lustspiele, Lustspiele und Dramen, gute und schlechte, schlechte und gute, in zehn Jahren fast ebensoviel starke Bände voll und was das Merkwürdigste an diesen dramatischen Productionen war, die Wirkung, die sie ausübten, war eine so phänomenale, dass man auch in Wien begierig ward, die Quelle der magyarischen Begeisterung kennen zu lernen, so dass man die meisten seiner Stücke auch ins Deutsche übersetzen und in Wien aufführen musste; viele erschienen auch deutsch in Kotzebue's Musenalmanach und in Gaál's «Theater der Magyaren», sie gefielen hier und missfielen dort, je nach Verdienst und Zufall. Was aber allen diesen dramatischen Werken unvergänglichen Wert verleiht, das ist die Tendenz, die in Allen zum Ausdruck kommt, die Tendenz, der Nation und der Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten; ersteres brachte er in seinen historischen Dramen zuwege, in denen er mit tiefem Ernste den Zeitgenossen die lehrreiche Vergangenheit des Vaterlandes vor Augen führte, letzteres in seinen Lustspielen, in denen er mit lachender Miene der ungarischen Gesellschaft ihre Schwächen, Lächerlichkeiten und Vorurteile zeigte. So wirkte er parallel mit Széchenyi, der ihn hochachtete und seine grosse Bedeutung sofort erkannte. Mit scharfem Blicke die Contouren der Dinge und mit dichterischem Auge ihre Wesenheit erfassend, war er der erste Ungardichter, der die Erscheinungen des Lebens auf der Scene ihr Spiegelbild finden liess, der Erste, der mit den Strahlen eines goldenen, durch das Schicksal von allen Schlacken geläuterten Gemüts den farblosen Alltag zu verklären verstand.

Ja, Karl Kisfaludy war ein Originalgenie und ein Dichter von Gottes

Gnaden; in seinem Schaffen störte ihn kein ästhetisches Dogma und keine literarische Voraussetzung. Er machte Verse, ohne eine rechte Ahnung von der Prosodie zu haben und er schrieb Dramen, ohne über den künstlerischen Zweck des Dramas. ohne über dessen innere Gliederung viel nachgedacht zu haben. Als er mit *Shakespeare* bekannt wurde, da begann er auch an sich jene peinliche Selbstkritik zu üben, die seine dramatische Fruchtbarkeit gefährden zu wollen schien. «Unum sed leonem» war von nun an sein Wahlspruch. Er sah ein, dass seine bisherigen historischen Dramen blos in Scene gesetzte Geschichte gewesen. Wie Schiller warf sich nun auch er auf das Studium der Geschichte, um aus dem Zusammenhang des Nacheinanders die Causalität der Erscheinungen zu erforschen und um seine dichterische Begabung an der Anschauung vergangener Zeiten zu befruchten; allein da kam der 21. November des J. 1830, der über alle seine grossen Pläne das düstere Grabtuch breitete.

Er starb kaum über vierzig Jahre alt, aber in der kurzen Spanne Zeit seines Lebens war es ihm gelungen, die Schatten der Kleinmüthigkeit und Engherzigkeit aus den Herzen seiner Landsleute zu bannen und das Interesse der Nation zu erwecken für höheres und edleres Streben.

III.

Als ob die Vorsehung Ungarns die Fabel von der cavalleristischen Bestimmung der Magyaren zur Wahrheit hätte machen wollen, musste auch der andere Patriot, dem Ungarn seine Wiedergeburt nicht nur auf geistigem sondern auch auf materiellem Gebiete verdankte, ebenfalls ein Huszárenoffizier sein...

Am 3. Nov. des Jahres 1825 sassen in Pressburg beim grünen Amtstische mehrere Männer beisammen und berieten über das Wohl des Vaterlandes und über die Zukunft der ungarischen Nation. Unter allgemeinem feierlichen Schweigen entwickelte ein bewährter Redner, Paul Nagy de Felsőbük, «dass es bisher stets arme Patrioten gewesen, die bei dem Scheine eines flimmernden Lämpchens, mit Hunger und Elend kämpfend, mit Hintansetzung ihrer Lebenshoffnungen, ihres Lebensglückes und mit Aufopferung ihres Herzblutes die Nation von dem Untergange gerettet; nun wäre aber schon an den überreichen Grossen des Landes die Reihe, mitzuwirken an der Entwickelung der heimatlichen Sprache und Cultur.»

Nachdem Paul Nagy von Felsőbük geendet, trat eine lange bange Pause ein. Plötzlich trat hinter dem Stuhle des Redners ein Huszárenrittmeister hervor, der sprach in der bescheidensten Weise mit fester Stimme die nachstehenden Worte: «Ich kann mich zwar nicht zu den Grossen des Landes zählen, doch bin ich bereit, im Falle eine Anstalt entstehen sollte,

welche die ungarische Sprache ausbilden und hiedurch unseren Landsleuten dazu verhelfen würde, mit Recht Ungarn genannt zu werden, einen Jahresertrag meiner Güter diesem Zwecke zu widmen.»

Dieser Huszárenrittmeister hiess *Gr. Stefan Széchenyi*, ein Name, den man auf keinem Blatte moderner ungarischer Bildungsgeschichte vermissen dürfte.

Fünf Tage später sehen wir schon den edlen Grafen im Namen der «ersten vier Gründer» ein bezügliches Gesuch an den Reichstag richten, aber es vergehen zwei Jahre, ehe die Gesetzartikel «de erigenda ad culturam lingua patriæ erudita societate seu Academia Hungarica» zu Stande kamen, in welchen die erste Liste der Spender mit dem Palatin und dem Grafen Széchenyi an der Spitze mitgeteilt wird, welch letzterer mit 60,000 Gulden Conv. Münze figurirt. Am 11. November 1830, *vier Tage vor dem Tode Karl Kisfaludy's*, war die ung. Akademie der Wissenschaften constituirt.

Da war nun die Gelehrten-Gesellschaft feierlich sanctionirt, aber es fehlten die Gelehrten! Wie nachsichtig man auch hinsichtlich der Qualification der zu Wählenden vorging, die Zahl der ordentlichen Mitglieder musste schon in der ersten Sitzung von 27 auf 23 reducirt werden. Aber was verschlug die geringe Anzahl, was die geringe Potenz derselben, hier galt einmal in Wahrheit die Sentenz: Si desunt vires, tamen est laudanda voluntas! Und nicht nur war der gute Wille lobenswert, er verrichtete auch wahre Wunder. Mit der ins Magyarische übertragenen Devise «Post Nubila Phoebus», von den Fittigen allgemeiner Begeisterung getragen, von einem feierlichen Moment zum anderen schreitend, von der Pietät einer ganzen verjüngten Nation verklärt, schuf sich das Institut bald einen grossen und bedeutenden Wirkungskreis, der sich im Interesse der allgemeinen Cultur erweiterte; der allgemeinen Cultur, denn nicht nur die Förderung der Wissenschaften hatte es im Sinne der Statuten auf seine Fahne geschrieben, auch die Verbreitung derselben hatte es sich zum Ziel gesetzt und durch die Bestellung von Uebersetzungen älterer und neuerer fremder Classiker und solcher Werke, an welche die moderne Civilisation anknüpfen muss, hat es sich nicht weniger Verdienste erworben als durch die Bestellung von Originalwerken selbst. Durch dieses Institut erhielt die junge Literatur einen starken Rückhalt, abgesehen davon, dass die Gelehrten unstreitig vieles taten, um die Sprache aus dem Rohen herauszuarbeiten und das feinere Sprachgefühl zu entwickeln, und schon in den dreissiger und vierziger Jahren sehen wir die nationalliterarische Strömung einen Erfolg nach dem anderen erringen. Von 1836 an ist bereits der magyarische Text der Landesgesetze der authentische, die Sprache der Redner ist die magyarische, die königlichen Aemter amtiren in magyarischer Sprache und gerade 17 Jahre später, am 17. November 1848 eröffnet der König den Reichstag bereits in magyarischer Sprache, die demnach in einem kurzen Feldzuge von zwei Decennien einen glorreichen Ero-

berungsweg zurückgelegt hat, dessengleichen wir in der Geschichte keiner Sprache und keiner Nation wahrnehmen können.

Und die Literatur beginnt ihre Wirkung nicht nur auf das gewöhnliche Lesepublikum, sondern auch auf die leitenden Kreise zu üben. Gegen das Bollwerk der feudalen Verfassung werden die ersten nachhaltigen Angriffe geführt, das Loos der Bauern muss gelindert, die Privilegien müssen abgeschafft, die Komitatsverwaltung muss reorganisirt werden, das Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit muss Ungarns leitendes Gesetz sein: das waren die Hauptmotive, welche die Poesie und Prosa der dreissiger und vierziger Jahre bewegten, und wenn man sagen kann, dass die französischen Encyklopädisten, ohne dies beabsichtigt zu haben, die französische Revolution von 89 vorbereitet, so kann man nicht mit minderem Rechte sagen, dass die Gründung der magyarischen Akademie der Wissenschaften die ungarische Revolution von 1848 in ihrem Gefolge hatte.

Denn es bedarf keiner weitläufigen Erklärungen, um darzutun, dass die grössten Staatsmänner und flammenzüngigsten Redner des feudalen Ungarns nur auf kleine Kreise einwirken konnten, zumal die Berichterstattung aus öffentlichen Versammlungen bis tief in die vierziger Jahre hinein gesetzlich verpönt war; bei den primitiven Verhältnissen der durch eine brutale Censur geknechteten Presse drang ihr Wort oft nicht weiter als ihre Stimme oder als der Zauber ihrer Persönlichkeit. Da war es denn die Literatur allein, welche auf weitere Schichten der Bevölkerung einzuwirken vermochte, da war es die Poesie allein, welche Begeisterung lehren konnte jene Massen, die von dem Feudalstaate aller politischen Rechte beraubt waren, und welche die Kenntniss von Idealen einem Volke vermitteln konnte, das die Knechtung von Jahrhunderten auf dem Nacken spürte. Da war es die Literatur allein, welche das Volk vorbereiten und würdig machen konnte für die Tage der Erhebung.

Die Dichter, die diesen Erfolg erzielten, mussten tiefe und wahre Töne anschlagen, um den Weg zum Herzen des Volkes zu finden. Die Vorsehung, oder wie man hierzulande sagt, der Gott der Magyaren hatte dafür gesorgt, dass solche Dichter in diesen Tagen diesem Lande erstehen, und aus dem Volke liess er die Dichter hervorgehen, die das Höchste leisten sollten, wessen der ungarische Genius in unseren Tagen fähig zu sein scheint, das Höchste, wessen Dichter überhaupt fähig sind. Aus den Reihen des Volkes gingen hervor *Alexander Petőfi* und *Johann Arany*, der eine die Blüte, der andere die reife Frucht der modernen National-Literatur der Magyaren repräsentirend. Der eine bedeutet den Höhepunkt der ungarischen Lyrik, der andere den der ungarischen Epik.

IV.

Petöfi war nicht ohne Vorgänger gewesen. Vor ihm hatte der geniale fahrende Schüler von Debreczin, der sangesfrohe Csokonai Vitéz Mihály, der übrigens auch Johann Arany im satyrischen Epos vorgearbeitet, mehr als ein sangliches Lied angestimmt, aber derselbe war der Manierirtheit verfallen, die ein Gepräge seiner Zeit war, und er konnte sich zu der voraussetzungslosen Freiheit des Genies nicht emporschwingen. Auch Vörösmarty und Bajza hatten patriotische Weisen gefunden und das Patrioten-Lied des ersteren («Szózat») gilt noch heute trotz seiner formalen Mängel und inhaltlichen Bedenklichkeit als die eigentliche Nationalhymne; es ist das Rule Britannia der Magyaren. Zwischen den zwanziger und vierziger Jahren hatte sich der ungarische Dichterwald plötzlich stark bevölkert, aber der reinste, süsseste und wirkungsvollste Sang war doch jener, den Alexander Petöfi seinen Saiten entlockte.

Vörösmarty hatte mit Titanengewalt die Nationalsprache aus den Fesseln befreit, die in deren Primitivität und Unfertigkeit lag, der Sprache ähnlich, die Herder und Lessing vorfanden und die sie beide in so merkwürdiger und epochemachender Weise meisterten. Bei Vörösmarty ertönt zuerst der Wohllaut der magyarischen Sprache in ihrem von der Kunst unterstützten Zauber, bei ihm äussert sich zuerst die gewaltige Kraft in Árpád's Idiom. Imposant und mächtig ist sein Dichterflug, dem Aare gleich, der sonnenwärts strebt. Das prächtige Pathos ungarischen Geistes, ungarischer Sprache preist in ihm seinen Entdecker.

In Vörösmarty's Erbe trat nun ein unbewusster Nachfolger, Alexander Petöfi; der dringt wohl nicht gleich zu jener allgemeinen rein menschlichen Höhe empor, wie sein Vorgänger in Apoll, aber er steht dem Volksgemüt näher, stärker pocht in ihm der Pulsschlag der Nation. In dem Zauberspiegel seiner Poesie sehen wir Alles, was sie fühlt in Freud und Leid, wie sie losbricht in Begeisterung und wie sie die Stirn entsagend beugt; da lebt die Nation mit ihrer schwellenden trotzenden Zukunftskraft, mit ihrem Sinnen und Trachten, mit ihrer weltumfassenden Liebe und ihrem weltverachtenden Stolz. — Vörösmarty's hehrer idealer Geist schwebt in den weiten Regionen des Idealen, sein Magyarentum geht auf in dem Ethos der Weltpoesie, die Eigenart des Klima's macht sich nicht bemerkbar an den Früchten, die er uns bietet; weit und hoch geht sein Flug in dem unendlichen Reich der Gedanken. Hingegen gehört Petöfi ganz und gar dem Ungarvolke an; ihm gehört jeder Schlag seines Herzens, und keinen Augenblick hört sein Gemüt auf, concentrisch zu sein mit dem seiner Nation. Er rollt vor unseren Augen die unübersehbaren Haiden des ungarischen Tieflandes auf mit ihren stampfenden und fliegenden Rossen, mit ihren zerfalle-

nen Schenken, mit ihren urwüchsigen Hirtengestalten, er zeigt uns das magyarische Volk in seiner ganzen Eigenartigkeit und doch nur so, wie es sich in dem Kaleidoskop seines Herzens wiederspiegelt. Petőfi ist der Volksdichter κατ' ἐξοχήν, der grösste magyarische Lyriker; besser, treuer, origineller und mannigfaltiger kann man die nationale Eigentümlichkeit im Fühlen und Empfinden nicht wiedergeben als er es tat. Daher war die Wirkung, die er ausübte, auch eine so gewaltige, war er doch die Verkörperung der bewussten Volksdichtung, der nationalen Subjectivität.

Und er war dabei auch die Verkörperung der Revolution. Feurig, turbulent und trotzig, pure Glut, lauter Leidenschaft, haust in ihm der Stoff des Sturmes wie im Ocean; wenn er losbricht, stürmt er die Welten, überflutet er die Erde und vernichtet am Ende sich selbst. Er lebt ganz und gar in der Gegenwart; er ist eins mit der Zeit, in der er lebt, mit der Epoche, die durch sein Sein begnadet ist; mit der Fahne in der Hand stürzt er sich in das dichteste Kampfesgewühl und Tod den Königen! ist sein Schlachtruf. Sein Alarmgesang «Auf Magyaren» (talpra magyar!) hat den Freiheitskampf vom Jahre 1848—49 bis ans Ende begleitet und den Sänger selbst überlebt, der inmitten dieser Kämpfe seinen Tod fand. Doch hätte er auch dieses Blutgewitter überlebt, so wäre er, weiss Gott, später einmal irgendwo auf der Barrikade gefallen; so sehr war er der Freiheit ein teurer, lieber Sohn geworden. Er, der fanatische Magyare, war in dieser Beziehung Kosmopolit.

Und neben diesem himmelstürmenden Sänger, gefühlsverwandt mit ihm, mit ihm um den Lorber ringend und ein Phänomen wie der flammende Tyrtäus der Revolution selbst, erscheint *Johann Arany.* Doch während Petőfi im Freiheitskampfe spurlos zerstob wie ein Meteor, entfaltete Arany seine Fittige erst auf den Trümmern der Revolution, über denen schwebend er seinen Zenith erreicht. Ruhig und sanft und tief wie ein Golf, dessen Wogen sich an verwitterten Felsgiganten brechen, die sich aber hoch aufbäumen und gewaltig erbrausen können in den Stunden des Sturmes; ein blauer und stiller Meerbusen, der das hohe Firmanent wiederspiegelt in seiner ganzen Unendlichkeit, das ist Johann Arany. Kein verzehrendes Feuer, kein aufreibendes Fieber ist seine Muse; aber vor ihrer edlen und wärmenden Schönheit beugen wir uns mit Bewunderung und Demut, wir folgen ihr und blicken ihr nach wie einem glänzenden Sternbild, das in stiller Nachtzeit seine hellen Bahnen zieht auf dunklem Plane.

Arany's Geist vertieft sich in die Vergangenheit; wie der Taucher auf den Grund des Meeres niedersteigt, um die dort seit Jahrtausenden verborgenen Schätze ans Licht zu bringen, so versenkt er sich in die Tage, die vergangen sind, und was er dem Strom der Vergessenheit entreisst, das gestaltet er noch schöner und ehrwürdiger durch den Zauber der Poesie. Seinen der Tiefe zugewandten Blick kann selbst der Kriegslärm der Revolution nicht für die Dauer fesseln; einige wenige Honvédlieder sind das Um und Auf dessen,

wozu ihn der Freiheitskrieg begeistert. Die Klänge seiner Leier mengten sich nicht in den Jubel des Siegesrausches, doch da der Kampf ausgetobt, schreitet er einsam und geisterhaft auf der Wahlstatt dahin; die Tränen der Verwundeten, die Seufzer der Sterbenden, er sammelt sie in das unsterbliche Gefäss seiner Dichtung und über den wüsten Trümmern ertönt seine ergreifende Klage. So ist Arany der Dichter des passiven und entsagenden Schmerzes; er ward es vielleicht durch seine Anlage, er ward es aber gewiss durch die Zeit, in der er sein reifendes Mannesalter lebte. Noch im Krönungsjahre 1867 ist er voll der Schwermut, die seine Landsleute und Zeitgenossen schon längst mit neuem Hoffen vertauscht; in ihm klang die Schwermut der fünfziger Jahre länger nach: hatte er sie doch auch schmerzlicher und tiefer empfunden als Alle, und die ganze Reihe seiner Epen, die ihn zum grössten aller Ungardichter dieses Jahrhunderts machen und die in dieser Stimmung empfangen und entstanden sind, sollten dem Dichter und seiner Nation Tröstung sichern in allem Ungemach.

Seine eigentliche Grösse ruht in der Ballade und im Epos. Er war es, der, an englischen Mustern gebildet, die nationale Ballade eigentlich geschaffen und er war es, der in seinem Epos «Buda's Tod» den Ursprung seiner Nation und in seiner die Toldisage behandelnden Trilogie die Ritterzeit Ungarns in grossartiger Weise verherrlicht hatte. Aber welche Saiten Arany's Leier auch anschlägt, immer klingt es voll und hell, immer ist er gross und musterhaft. Seine Volkslieder werden gesungen, wo immer eine einsame Csárda am Waldessrande steht, wo immer ein feuriges oder schwermütiges Lied aus der Kehle dringen will, und seine volkstümlichen Weisen sind so beliebt, wie seine Balladen und Epen berühmt sind. Ein grosser Denker und ein grosser Dichter, ein Mensch ohne Makel, eine Seele ohne Falsch: der arme ungarische Leibgardist Georg Bessenyei hätte sich wohl nimmer träumen lassen, dass einige Jahre nach seinem Tode in einem alten Haidukenneste armen Bauersleuten ein Kind werde geboren werden, das das Ideal eines Ungardichters verwirklichen werde!

V.

Diese zeitgenössische Blüteperiode der ungarischen Nationalliteratur, welche vor dem Tode Karl Kisfaludy's beginnt und beim Tode Johann Arany's (1882) schon längst abgeschlossen war, hat nicht nur die Lyrik und die Ballade auf einer respectablen Höhe gezeigt; auch der ungarische Roman ist nicht ohne bedeutende Pfleger geblieben. Glänzende Namen wie Baron Josef Eötvös, Baron Sigmund Kemény und Baron Koloman Jósika, haben, der erstere unter deutschem, die beiden letzteren, welche aus Siebenbürgen, diesem Schottland Ungarns stammen, unter dem Einflusse Walter Scott's stehend, Werke geschaffen, die auch im Gewande einer fremden Sprache

gerechte Würdigung finden. Am fruchtbarsten hat sich aber Moriz Jókai erwiesen, der, ein Kind der Revolution, seit nahezu vierzig Jahren die Romanproduction als Autokrat beherrscht und dessen Fruchtbarkeit nicht minder erstaunlich ist, wie die Vielseitigkeit seines Talents und die unermüdliche Frische seiner zuweilen excentrischen Phantasie. Nur auf dem Gebiete des Dramas ist der ungarische Genius unfruchtbar geblieben bis auf den heutigen Tag. Aus dem eisernen Zeitalter der ungarischen Literatur stammt wohl das Drama «Bánk bán», dessen Stoff auch von deutschen und englischen Dramatikern bearbeitet wurde und welches Zeugniss von der hohen Begabung des Dichters ablegt, aber wie reich auch bisher das Repertoir ungarischer Originaldramen ausgestattet wurde, es ist kein Meisterwerk darin zu finden. Nach Karl Kisfaludy, dessen dramatische Erzeugnisse als Bahnbrecher stets historischen Wert besitzen werden, folgte wohl ein dramaturgisches Talent von seltener Fruchtbarkeit, Eduard Szigligeti, der von der Posse bis zur Schicksalstragödie alle Gattungen durch Jahrzehente cultivirte und dem Nationaltheater das eigentliche Repertoir schuf; aber dieser Dramaturg kann höchstens dem deutschen Kotzebue an die Seite gestellt werden, denn er war kein Dichter und was seine Stücke bühnenfähig machte, war lediglich die Mache und die Bühnenroutine. Auch Jókai versuchte sich vielfach auf diesem Gebiete, doch blieben seine Dramen in Scene gesetzte Romane und die epische Behaglichkeit des Romandichters durchbrach die enggezogenen Grenzen der dramatischen Dichtung. Das Nationalrepertoir lebt daher lediglich von den Erzeugnissen der modernen und einheimischen Routine, und von den Brosamen, die uns von des grossen William reichbesetzter Tafel zugefallen sind. Und da soll bemerkt werden, dass sich keine Sprache solcher ausgezeichneter Shakespeare-Uebersetzungen erfreut, als eben die ungarische, deren Heroen miteinander gewetteifert, um die genialen Werke des Schwanes vom Avon in je gelungeneren Nach- und Mitdichtungen dem Verständniss ihrer Landsleute näher zu bringen. Vörösmarty, Petőfi und Arany haben auf diesem Gebiete Grosses geleistet und das von dem letzteren bearbeitete «Midsummer night dream» liest und hört sich an wie ein Originalgedicht. Die Einnahmen, die Richard III. erzielt, sind überhaupt die grössten, die in dem Hause des ungarischen Nationaldrama's je erzielt wurden.

Der Grund dieser unzulänglichen dramatischen Production ist schwer zu finden. Tatsache ist es, dass sich die eigentlichen Bahnbrecher und Befruchter des nationalen Geistes in der Lyrik und Epik so sehr verausgabten, dass ihnen für das Drama nichts mehr übrig blieb, während die Epigonen, vom Jahre 1860 an, in das Getriebe der Politik so sehr verwickelt wurden, dass nur der Abhub ihrer Zeit und ihrer Fähigkeiten der literarischen Production vorbehalten blieb. Nun ist es ein alter Erfahrungssatz, den *Platen* ganz richtig in Verse kleidete, indem er sagte, dass man in der Poesie nichts ausrichten könne, «geht man morgens in die Kanzlei mit Acten, abends

auf den Helikon». * Die dramatische Production erfordert in einer Weise den ganzen Mann, dass sie, als Nebenbeschäftigung betrieben, selten Grosses und Bleibendes zu Tage fördert. Was aber in nicht minderem Maasse dazu beitrug, die dramatische Production der modernen Ungarn zur Unfruchtbarkeit zu verdammen, das war der Rückfall in die literarisch-historische Kinderkrankheit des Romanticismus, der sich an Calderon begeisternd und sich von ihm parasitisch nährend, auf der Bühne die Bilder einer vielfarbigen Traumwelt vorführen wollte, während es doch in der Gegenwart vor allem not tut, das reale Leben dichterisch aufzufassen und aufs neue zu gestalten. Auch ein Realistiker versorgt nun schon seit einem Decennium die nationale Bühne mit seinen dramatischen Momentanphotographien, aber auch dieser ist noch nicht der Rechte, denn seine Erzeugnisse werfen wohl hie und da ein grelles Streiflicht auf die sozialen Zustände, aber sie wirken nicht belebend und veredelnd auf die Nation, und das beste Kriterium für den inferioren Charakter dieser Dichtungen besteht offenbar darin, dass man es nicht wagt, dieselben einem nicht ungarischen Publikum aufzutischen.

Die künstlerische Sterilität des nationalen Drama's ist es auch, welche die Wechselwirkung zwischen Bühne und Leben auf das geringste Maass reducirt. Das ungarische Publikum ist begeisterungsfähig und empfänglich wie nur irgend ein südliches Volk, und dabei wohnt ihm eine tiefe und innige Neigung für die classische Dichtung inne; dichtgefüllt sind die Gallerien, wenn da Tragödien von Sophokles, Schauspiele von Shakespeare aufgeführt werden oder wenn das nationale dramatische Lucifergedicht: «Die Tragödie des Menschen» den hohen Gedankenflug und die tiefe Weisheit seines Autors, aber auch seine geringe Begabung als dramatischer Componist verkündet. Der Fehler liegt nur darin, dass das Publikum seine Begeisterung ins Theater hinein tragen muss, dass es aber in und von demselben keine neuen und tüchtigen Anregungen erhält. Die falschen Begriffe von Ritterlichkeit, die sich in dem ungarischen Bewusstsein eingenistet haben, der lächerliche Cultus des Hochadels und aller seiner Torheiten, sie könnten nur von hier aus von ihrem Piedestal gestürzt und Achtung vor der bürgerlichen Arbeit könnte nur von hier aus verbreitet, das männermordende Vorurteil des Zweikampfs nur von der Bühne aus ausgerottet werden. Darin, dass die Dichter der dreissiger und vierziger Jahre, von innerem Berufe getragen, Grosses und Bleibendes schufen, darin war auch der grosse Einfluss begründet, den sie bereits auf ihre Zeitgenossen übten und dadurch

* «Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der die Freiheit heisser, als er Not und Hunger fürchtet, liebt.»

erklärt sich auch die bedeutsame Wirkung, die sie auch auf Politik und Gesellschaft und auf die Gestaltung der Schicksale ihres Vaterlandes hatten. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündigend, gelang es ihnen wenigstens die ersten beiden zur Tat umzusetzen und in der Wirklichkeit erstehen zu sehen. Das moderne Ungarn hat sich zur Erkämpfung des letzten Gliedes dieser Trias nicht stark genug gezeigt und im Banne der herrschenden Tagesströmungen hat es nie Selbstständigkeit genug besessen, um seiner Zeit sein eigenes Gepräge, seine eigene geistige Signatur aufzudrücken. Die moderne ungarische Production ist das Wachs, in welchem jeder Finger seinen Eindruck zurücklässt: die magyarische Production der dreissiger und vierziger Jahre war ein stählerner Prägestock, der Zeit und Zeitgenossen das Siegel seiner edlen Eigenart aufdrückte.

Albert Sturm.[1]



DAS ALTE UND DAS NEUE THEATER IN PRESSBURG.

Am 22. September 1886 ist in der alten ungarischen Krönungsstadt Pressburg ein neues prächtiges Theater mit grosser Feierlichkeit eröffnet worden. Das seltene Fest hat das Interesse der Gegenwart für die theatralischen Geschicke Pressburgs in der Vergangenheit geweckt und zur Entstehung zweier Festschriften[2] geführt, welche das alte und das neue Theater behandeln und manches interessante Material enthalten. Die Hauptquelle für die älteste Theatergeschichte Pressburgs ist jedoch eine kleine Broschüre aus dem Jahre 1793,[3] von welcher sich, wie es scheint, nur ein einziges

[1] Vortrag, gehalten in einem deutschen Vereine von Literaturfreunden. Die Red.

[2] *Otto von Fabricius, Das neue Theater in Pressburg*, Pressburg 1886, — und *Carl Samarjai, das alte und neue Theater in Pressburg*, Pressburg 1886 (ungarisch und deutsch).

[3] *Geschichte der Schaubühne zu Pressburg. Zum Vortheil der Henriette Schmidtinn, Einsagerin bei der Christoph Seippischen Schauspielergesellschaft aufgesetzt.* Gedruckt bei Johann Michael Landerer edlen von Füskut, 1793, 124 S. Der historischen Darstellung geht folgende Vorrede voraus:

»Es ist eine alte Gewohnheit, dass die Einsager bei einer Schauspielergesellschaft am Neujahrstage gedruckte Bücher vertheilen, in welchen alles das steht, was das Publikum der Stadt, für welche sie aufgesetzt sein sollen, vorlängst weiss. Der Innhalt dieser Büchlein ist meistenteils: Namensverzeichniss der Schauspieler, welche täglich auf den Anschlagzetteln zu sehen; vorgestellte Stücke, mit welchen jedermann bekannt ist; Reimlein, die sich jeder besser machen kann.

»Dasjenige, welches in diesem Jahre hier zu Pressburg, in der gewöhnlichen Absicht ausgegeben wird, hat eine wesentliche Bestimmung. Es soll die Bewohner der Stadt, und insbesonders die Jugend, mit der Geschichte des hiesigen Theaters

Exemplar (im Pressburger städtischen Archiv) erhalten hat. Die Seltenheit des Heftes und der verhältnissmässig reiche Inhalt desselben werden es wohl rechtfertigen, wenn wir dasselbe hier vollständig zum Abdruck bringen. Die von uns beigefügten Anmerkungen wollen nur als gelegentliche Ergänzungen gelten.

Der Anonymus von 1793 erzählt:

Die erste Spur, welche man vom deutschen * Schauspiele zu Pressburg hat, finden wir in Bels Historiographie. Dieser sagt: im Jahre 1733 seyen deutsche Schauspiele zu Pressburg im Weitenhof, dem Franziskanerkloster gegenüber, vorgestellt worden. Durch Unvorsichtigkeit der Spielenden ist Feuer ausgekommen.** Dieses Feuers gedenkt Bel mit einer Bitterkeit, die man dem verdienten Geschichtschreiber gern nachsieht, wann man bedenkt, welch hässliches Zeugs damals vorgestellt worden seyn mag. Die Geschichte des Theaters in Deutschland selbst mag hierüber sprechen. Es ist die Zeit gewesen, da die Neuberinn kaum angefangen hat, zu Leipzig eingelernte Stücke vorzustellen. Bel sagt über diesen Brand: Das hat man davon, wenn man solche unnütze Fremdlinge einnimmt. Diese Worte des denkenden Geschichtschreibers zeigen klar: von welchem Gehalt die damaligen Schauspiele gewesen sein mögen? Die damaligen Schauspieler sowohl als die Zuschauer selbst haben sich schwerlich denken können, dass das Ding, was da vorgestellt worden, eine Kunstarbeit sey, zu deren Ausübung nicht gewöhnliche Hülfswissenschaften erfordert werden. Der gelehrte Bel muss gewusst haben: dass kein Künstler unnütz, dass die Kunst nirgends fremd ist. Er hat nicht von Künstlern gesprochen, sondern von Histrionen.

Auch vor dieser Zeit sind im Weitenhofe deutsche Schauspiele vorgestellt worden, man findet aber nichts Geschriebenes darüber. Nach dem Brande spielten die Truppen, die meistens aus Böhmen und Oesterreich

bekannt machen, und dadurch einen kleinen Zweig an den Baum der Vaterlandsgeschichte heften, damit jeder Einwohner, welcher sein Geld für das Büchlein dargibt, auch wieder etwas wesentliches für sein Geld bekomme.

«Es wäre zu wünschen, dass jedes Theater eine solche Geschichte lieferte; die Geschichte der Schaubühne würde dadurch vieler Lücken enthoben!»

* Die ersten Spuren theatralischer Vorstellungen, aber zum Teile wohl in lateinischer Sprache, fallen bereits ins XV. Jahrhundert. Die gleichzeitige städtische Kameralrechnung erwähnt ein Schauspiel: *De quatuor virginibus fatuis atque prudentibus* (Die vier törichten und klugen Jungfrauen). Auch bezeugen die Quellen, dass im XVII. Jahrht. die Schulkomödie zuerst von den Jesuiten, bald auch von den Protestanten gepflegt wurde, die in ihrem Gymnasium ein mit sieben vollständigen Verwandlungen versehenes Theater hielten, auf welchem die von «Magister Johannes Reuchlinus» verfassten Stücke zur Aufführung gelangten. Diese Aufführungen nahmen jedoch 1672 mit der Lehranstalt zugleich ihr Ende.

** Das Theater brannte am 23. Oktober 1733 ab.

kamen, in Wirthshäusern.* So war beynahe in jedem Winter deutsches Schauspiel beym goldnen Adler, beym Schwan und andern.

Im Jahre 1741, vor angegangnem Landtage wegen der Krönung Maria Theresia's zur Königinn von Ungarn, ist vor dem ehmaligen Fischerthor, dem Wirthshaus zum goldnen Schiff (jetzt Baron Pfeffershofischen Hause) gegenüber auf dem nämlichen Platze, woselbst nun das Damenkloster steht, ein grosses hölzernes Schauspielhaus, fast von dem Umfange des damaligen Kärntnerthortheaters zu Wien, doch nur von drey innern Stockwerken, erbaut worden. (Nach diesem Haus hat Kurz ein ähnliches etlich und zwanzig Jahre nachher zu Frankfurt am Mayn auf dem Rossmarkt erbaut.) Die Verzierungen des Theaters sind von Wien nach Pressburg herab gebracht worden. Während des Landtags wurde wöchentlich zweymal italiänische Oper und viermal deutsches Schauspiel gegeben. Die Oper war die aus Wien. Das deutsche Schauspiel ward von Grätz berufen. Es stellte Possen in damaligem Geschmack vor, zu einer Zeit, da Gottschedt in Leipzig mit Macht zum Besten der gelernten Schauspiele arbeitete. Das merkwürdigste Glied dieser Grätzergesellschaft war *Schulz*. Nach ihm seine Frau, welche sich als Faustina ein und zwanzigmal zu verkleiden verstand. Mit einer Staatsaktion von ganz besonderer Art hat sich diese Gesellschaft dem Publikum zu empfehlen gewusst. Der Innhalt ist noch in gutem Andenken, obgleich der Titel vergessen ist. Die Handlung ist gewesen: Der höchste Grad der weiblichen Eifersucht so hinaufgetrieben, dass Othello, Radamist und Fayel viel sanfter zu Werk gehn. Die ganze Bühne, Seitendecke und Fussboden sind schwarz verziert und mit Todtenköpfen verherrlicht gewesen. Einer der ältesten jetzt lebenden Schauspieler nennt das Stück: Die Desperanda.

Die Italiäner gaben zwei ernsthafte Opern: Artaxerxes und Alexander in Indien, beyde von Metastasio.

Nach dem Landtage wurde wieder jeden Winter in Gasthöfen gespielt bis zum 1747-sten Jahre. In diesem ward dem deutschen Schauspiele ein geräumiges Gewölbe unter dem Redoutensaale im damaligen Landhause angewiesen. Dieser Platz ward mit jedem Jahre umso enger, als sich die Menschheit zu Pressburg vermehrte. Man zog also in den Jahren Fünfzig in den ehmalgen Schiessgraben unter dem Michaelerthor und blieb bis 1760 daselbst. In diesem Jahre war italiänisches Schauspiel im Schiessgraben. Die Noblesse wollte dasselbe einige Zeit beybehalten. Der Platz ward nicht schicklich genug befunden. Die Familien legten eine ansehnliche Summe zusammen, damit ein anständiges Theater erbaut werden könnte, unter der Bedingung: dass jede zuschiessende Familie ein Eigenthumsrecht auf der-

* Weil den Schauspieltruppen nur ausserhalb der Stadtmauern d. h. in den Vorstädten zu spielen gestattet war.

selben zuzufallenden Loge auf immer behalten sollte. Ward zugegeben. Dieses Recht besteht noch heute, und das Publikum kennt nun die Ursache dieses Rechts. Das Theater wurde im hinteren Theile des sogenannten grünen Stübels mitten in der Stadt erbaut unter der Aufsicht des damaligen italiänischen Unternehmers. Man muss gestehen, dass diess Gebände ein wahres, der Stadt angemessenes, Schauspielhaus war. Es hatte zwey Stockwerke, ein geräumiges Parterre, und sehr dauerhaft und schön gemalte Verzierungen. Es werden jetzt noch gewöhnlich ganze Szenen zu Versetzungen auf der Bühne gebraucht, die Gartenszenen gar oft, und ihr Werth ist sehr vorstehend. Ausserdem, dass nachher das Theater für die anwachsende Volksmenge zu eng schien, weil manchmal Leute nicht Raum fanden, hatte es die Hauptunbequemlichkeit eines einzigen Zugangs für alle Zuschauer. Diese Unbequemlichkeit machte eine etwaige Feuersbrunst zur wirklichen Gefahr. Die damals anwesenden K. K. Hoheiten als Lokumtenenten, bahnten den Weg zum Thron, und erleichterten die Gewährung der Bitte um ein geräumigeres und sichers Schauspielhaus.

Die Stadt wollte oder konnte sich dem Bau eines solchen Hauses nicht unterziehen. Seine Exzellenz der Herr Graf Georg Czaky von Kereszegh übernahm das Geschäft. Die Stadt tratt ihm auf zwanzig Jahre all ihre Theatergerechtigkeiten ab, mit dem einzigen Vorbehalt der Thierspectakel, der Jurisdiction über das Personale und dem freyen Eintritt der zwölf Magistratsglieder samt deren Frauen in jedes Schauspiel. Ausser den Geldern, welche der Hof und die Noblesse zur Erhaltung der Familienlogen Seiner Exzellenz zulegten, bestritten dieselben den ganzen Bau auf eigene Kosten. Da Seine Exzellenz keinen Beruf fanden, eignes Geld zum Vergnügen des Publikums zu verwenden und die Rechnung so gestellt war, dass Kapital und Interessen nach zwanzig Jahren herausgearbeitet werden mussten, so war nichts natürlicher, als dass Seine Exzellenz die Last dieser Herausarbeitung auf die Schultern der jedesmaligen Theaterunternehmer zu legen genöthigt waren. Weil aber der Fall eintretten kann, dass diese Schultern nicht stets haltbar sind; so scheint es, als haben sich Seine Exzellenz gegen manches Defizit durch Beybehaltung der Einkünfte von den Logen und gesperrten Sitzen (welche Einkünfte stäts dem Innhaber des Hauses gehören, so dass in einem Hause zwey Kassen bestehen: die des Innhabers und die des Pächters) zu sichern gewusst. Zu den Schauspielergerechtigkeiten gehört auch die der Bälle. Auch diese haben Seine Exzellenz übernommen unter den Bedingungen: dass Hochdieselben von den Einkünften derselben, wozu die der Nebensäle geschlagen werden, ein eignes Redoutenhaus erbauen, dessen Vollendung bevorsteht. Ausser dem gewöhnlichen Schauspiel hat man hier zur Sommerszeit eines von Burleskenart in einer Bude. Sie mag höchstens vier hundert Gulden werth sein, und trägt in jedem Sommer über fünf hundert Gulden ein Von jedem Schauspiel wird fünf Gulden bezahlt. Ueber hundert

Schauspiele müssen vorgestellt, oder, um die natürliche Freyheit nicht einzuschränken, bezahlt werden.

Mit dem neuen Theater hebt sich zugleich eine neue Epoche des Schauspiels an. Es ist also notwendig, zurück zu gehen, nachdem gesagt worden: wo Schauspiele bisher vorgestellt worden seyen? und zu vernehmen: wer sie vorgestellt habe?

1741 spielte die Grätzergesellschaft vom Juny bis zur Adventszeit.

1746 nachdem mehrere obskure Leute während der Zeit zu unterhalten gesucht, hat ein bekannter Mann: Piloti, beym goldnen Adler gespielt. Von dieser Zeit an kommen nur gar kleine Lücken in der Theatergeschichte von Pressburg. — Selbst Berlin hat grössere.

1747 Felix Kurz, nicht der bekannte Bernardon, sondern dessen Vater.

1749 Josef Nachtigal.

1751 Felix Kurz mit Kindern.

1753 Pilotti, gab regelmässige Stücke.

1760 Italiänisches Schauspiel, bis Fasten.

1761 Franz Joseph Sebastiani, bis Michael, dann Reut aus Grätz.

1762 Italiänische Komoedie.

1763 Im Frühjahre Johann Michael Kaiser, im Winter Josepha Schulzin.

1764 Mit Anfang des Landtags Kurz bis zum künftigen Frühjahre.*

1765 Im Frühjahre Italiänisches Schauspiel, im Winter Menninger.

* In diesem Jahre verlegte sich die Gesellschaft, da die Opern nicht mehr gehörig zogen, sogar auf höhere «Gymnastik.» Ueber die erste Vorstellung dieser Art schreibt die «Pressburger Zeitung»: «Den 29. d. (Oktober) ward auf dem hies. priv. Stadttheater von Herrn Domenico Zamperini und seinen zwei Töchtern das erste italienische Intermezzo aufgeführt. Sie haben um soviel mehr Beifall erwecket, als die ältere Tochter desselben, Signora Amina, ein Kind von zwölf Jahren, eine solche Stärke und Geschicklichkeit gezeigt hat, die man nur von grossen und in dieser Kunst schon lang geübten Personen zu Lören (!!) gewohnt ist.»

In demselben Jahre lautet eine in derselben Zeitung veröffentlichte «Gelehrte Nachricht»: «Der Verleger dieser Zeitung (Jos. Mich. Landerer) hat bereits 1761 ein Lustspiel in einem Aufzuge, «Der Hanswurst» genannt, gedruckt; und da der elende Geschmack auf unsern deutschen Bühnen noch immer fortdauert, da die neuen Stücke, die bisher für das Theater verfertigt worden, entweder im höchsten Grad kriechend und elend sind oder doch auf Cothurnen schwülstig einhergehen, so haben wir geglaubt, wir könnten den leeren Platz nicht besser anwenden, als wenn wir dieses Stück anpriesen und wenige Worte davon sagten. Der Herr Verfasser hat in seinem «Hanswurste» die auf verschiedenen deutschen Schaubühnen und *besonders bei uns noch herrschenden niedrigen und schmutzigen Scherze, falsche Schlüsse und elenden Folgen der Sittenlehre bestraffen wollen*, und es ist ihm recht glücklich gelungen. Ist der Dialog sich auch nicht in allen Stellen gleich, so ist er doch überhaupt genommen gut, und der Verfasser verdient auch ausserdem das Lob einer richtigen Denkungsart und guter Sprachkenntniss, welches ihm um so viel mehr zur Ehre gereicht, *da er ein geborener Ungar ist und nie ausserhalb Landes studirt hat.* Es sind noch Exemplare das Stück zu 17 Kr. zu haben.»

1766 Nach Menninger Jakobelli bis Ostern.
1767 Nach Ostern die Wittwe Bodenburginn, gab meistens gelernte Stücke, im Winter Menninger.
1768 Nach Menningers Abgang, Hellmann und Roberwein.
1769 Nach Ostern Berner mit Kindern, im Winter Bodenburginn.
1770 Nach Ostern Berner, im Winter Hellmann und Roberwein
1771 Bis Ende May. Im Winter Franz Paper, gab gewöhnlich gelernte Stücke.
1772 Nach Ostern Lorenz Hartmann bis Ende Juny. Bey dieser Gesellschaft tratt am Ostermontag zum erstenmale in Pressburg im Drama: der Graf von Olsbach, in der Rolle des Stornfels auf, der jetzige Theaterunternehmer Christoph Seipp. — Hierauf Wolfgang Rössel bis zum November: dann Mathias Menninger bis Fasten.
1773 Nach Menninger wieder Wolfgang Rössel bis zum Winter. Vom November Karl Wahr. Mit diesem fängt sich die Epoche des gänzlich regelmässigen (wie man es zu nennen pflegt) Theaters zu Pressburg an.
1774 Nach Wahr wieder Rössel. Auf diesen neuerdings Wahr.
1775 Rössel wechselte zum letztenmal ab. Im Winter spielte Berner mit sogenannten Kindern, und war zugleich der letzte, welcher im grünen Stübel Vorstellungen gab.

Mehreres hat man über die Oerter, wo gespielt worden ist, und über die Gesellschaften, welche gespielt haben, nicht ausforschen können, soviel man sich auch Mühe gegeben hat.

Es scheint nicht überflüssig zu sein, auch diejenigen Stücke zu bemerken, welche nach und nach unter diesen Unternehmungen und an diesen Oertern sind aufgeführet worden, um ein Geschmack-Verhältniss gegen andere Länder ziehen zu können.

1768 Schlegels Kanut, Lessings Sara Samson, Voltärs Schottländerinn, Lillos Barnwell, Heufelds Lustspiele abwechselnd mit Hafnerischen, Gellerts Betschwester, Weissens Haushälterinn und Freundschaft auf der Probe.
1769 Meist Goldonische, Heufeldische und Weissische Stücke.
1770 Graf Olsbach, die Werber, der Postzug, der Schein betrügt, der Weltweise ohne es zu wissen, Minna von Barnhelm, die Kranke in der Einbildung, Pamela, die neugierigen Frauenzimmer.
1771 Cenie, die unähnlichen Brüder, die bedrängten Waisen, Trau schau wem, Romeo und Julie, der Triumph der guten Frauen, Medon, Durimel, der Lotteriespieler, der Galeerensklave, die Brüder von Romanus, der Minister, Klementine, die Wirthschafterinn, die Kriegsgefangenen.
1772 Die Poeten nach der Mode, Solimann der Zweyte, der Ruhmredige, Richard III.

In diesem Jahre war der durch seine Intermezzen in ganz Deutschland

bis nach Russland bekannte Anton Berger hier. Der S. Zimmermann setze ihm damals die Musick zu Pierre und Narziss. In diesem Singspiele unterhalten zwey Personen in abwechselnden charakteristischen Verkleidungen einen vollen Abend. Berger hat mit diesem Werk in ganz Deutschland Ehre und Geld erworben. In der Geburtsstadt desselben ist man sehr gleichgültig dagegen gewesen.

Der Tuchmacher zu London, der poetische Dorfjunker, Hannchen; Leichtsinn und gutes Herz, Eugenie, die Osmonde, Gräfin Givri, die Liebe in Korsika, Emilia Galotti, der Handelsmann zu Lyon, der Deserteur aus Kindesliebe, das Prädikat, die bestraffte Neugierde, der Tadler nach der Mode, der geadelte Kaufmann, die eifersüchtige Ehefrau, die Juden, zwo Königinnen, die Gunst der Fürsten, der Schauspieler, der Ungar in Wien, nebst mehreren Stücken, die den damaligen Direktor Marinelli zum Verfasser haben.

1773 Von den Vorgemerkten sind stäts die bekanntesten Stücke in jedem Winter wiederhollt worden. Die neu zugekommenen werden blos angemerkt. Es sind nicht wenige gute Stücke, welche sich zur Ehre des guten Geschmacks bis zum heutigen Tage erhalten haben, und deren wahrer Werth vielleicht erst nach 20 Jahren allgemein erkannt werden wird.

Die Hausplage, die neueste Frauenschule, der Zerstreute, Semiramis, die verstorbene Ehefrau, Thamos, Yungs Brüder, der Jurist und der Bauer, Hamlet, die Jagdlust Heinrich des Vierten, die Feuersbrunst, Orest und Elektra, Macbeth, der Jude und der Bauer und Weissens Amalie. Von diesem letzten Stück ist die traurige Bemerkung nicht zu übergehen, dass die erste Vorstellung desselben zu einer Zeit, da der Hof und alle Landesstellen Pressburg glänzend gemacht haben, 17 fl. getragen hat.

1774 Tom Jones, der Krieg, der Renegat, Inez de Castro, Thorheit und Betrügerey, Fayel, der Weiberfeind, List über List, Olympia, König Lear, (In der Geschichte des deutschen Theaters findet man nicht, dass dieses Schakespearische Meisterwerk eher oder im nämlichen Jahre sey vorgestellet worden als zu Pressburg) der Spleen, Regulus, die Tugend im Bauernhause, Othello (auch hier zuerst) der Edelknabe, Clavigo, der allzugefällige Ehemann, der Westindier, der junge Greis, Ladislaus Hunyad,* Zanga, Karl der Fünfte in Afrika, das befreyte Wien, die Kandidaten, Mohomed, Tumelikus, Lessings Freygeist, Braves Freygeist, und Schakespears Macbeth mit sehr geringer Abkürzung.

In diesem Jahre gaben drey angehende Dichter ihre Arbeiten zu Probevorstellungen: Freiherr von Schilson, Spiess und Amsing, Letztrer als Starke bekannt. Der erste erhielt den grössten Beifall.

* Das M. S. liegt in der Bibliothek Seiner Exzellenz Grafen Ilyeschhazy. Anm. d. Verf.

1775 Macht eine Hauptepoche. Die Bernerischen Kinder unterhielten angenehm ohne eben dem Geschmack vorzuhelfen. Indessen ward doch etwas gethan. Weissens Oper: die Jagd, kam zum erstenmale auf die Bühne.

Auch in der Oper versuchte man den damals in Deutschland angestimmten Ton nachzuahmen, aber nicht mit Glück. Man versuchte die hillerischen und Neefischen Opern einzuführen, und man musste es beim Versuch stehen lassen. Die hiesigen Ohren sind zu sehr an italiänische Musick gewöhnt, als dass der deutsche Wohlklang Eingang zu ihnen habe finden können. Es ist, als gönne man dem Volke nicht solche Singspiele, deren Lieder im Lande Umlauf erhalten können. Man will ehrerbietige Menschen, aber nicht fröhliche, ohne zu erwägen, dass Fröhlichkeit der kräftigste Beweiss der Ehrerbietung ist. Man kann einem Staate kein grösseres Kompliment machen, als wenn man sagt: Jedermann ist darinn fröhlich! Die Opern, wie sie die Deutschen haben in Umlauf bringen wollen, würden nicht wenig zur Länderfröhlichkeit beigetragen haben. Trauerspiele und Kunstgesang bewirken gerade das Gegentheil. Man wird durch diese an solche Dinge gewöhnt, die dem Volke durchaus nicht homogen seyn dürfen. Wann einzelne Menschen so alles, sogar das öffentliche Schauspiel monopoliren wollen, so bleibt den übrigen ja gar nichts, als Thränen.

Nach dieser kurzen Uibersicht der alten Epoche kommt nun die des neuen Schauspielhauses an dem ehemaligen Fischerthor.

Das neue Schauspielhaus, welches seine Exzellenz hergestellt, ist wohl das schönste, worauf jemals deutsches Schauspiel ist vorgestellt worden. Die nacher neuerbauten Theater zu Grätz und Prag fallen zwar prächtiger ins Aug als das Pressburger, dagegen hat dieses den Vorzug, dass man, der Geräumigkeit ohngeachtet, das was gesagt wird, leichter versteht als in jenen. Schreiber dieses hat die meisten Haustheater Deutschlands gesehen, keines derselben ist so schön als das Pressburger. Es ist, so scheints, für die Würde und den Aufwand eines Hofes bestimmt, es erhebt den Zuschauer wann alle Logen und Plätze erfüllt sind, schlägt aber sehr nieder, wenn mehr Lampen an den Logen und Lichter in den Kulissen brennen, als Zuschauer da sind. Est ist ein Schauspielhaus für eine Stadt, worinn Hof, Adel und reiche Einwohner nicht Nutzen, sondern Abendverkürzung suchen. Von der Art war die Stadt, da das Theater erbaut ward. Nachdem aber der Hof, der Adel und viele reiche Beamten weggezogen sind, so ist der Stadt keine solche Gattung von Einwohnern geblieben, deren Luxus den Aufwand, den ein solches Gebäude erfordert, tragen kann; folglich ist das itzige Theatergebäude der jetzigen Stadt durchaus nicht anpassend, und keiner, der nicht eigenes Vermögen und der nicht eigenen Willen hat, sein Vermögen dem Dienste der Bühne aufzuopfern, kann bei der Pachtung desselben bestehen. Natürlich ist der Pachtzins im Verhältniss gegen andere Theater um so höher, als prächtiger das Haus selbst gegen diese ist.

Das Haus stand zum Gebrauch fertig am 9. November 1776,* nachdem der Herr Erbauer zur Fastenzeit vorher alle Gerechtssame von löblichem Stadtmagistrat übernommen hatte.

Das Gebäude selbst ist ganz massiv, alle Stiegen sind von Stein; es steht auf einem freien Platz, der die umliegenden Gebäude gegen alle Feuersgefahr sichert, nachdem von innen alle Anstalten zur Sicherheit geordnet sind. Der Umriss des Gebäudes beträgt: fünf und zwanzig Klafter und drei Schuhe in der Länge und eilf Klafter drei Schuhe in der Breite.

Es hat einen Haupteingang am Portal von drei grossen Hauptthüren, und zu beiden Seiten gleichfalls zwei Eingänge mit Vorhaus. Im Vorhaus ist ein geräumiges wohlverwarthes Bureau. Von diesem kömmt jeder Eintrettende auf zwei Seiten zu seinem gewählten Platz. Das abgetheilte Parterre ist sehr geräumig, auf der hinteren Abtheilung sind zwei hohe Oefen angebracht. Das Orchestre ist gross genug. Die zwei ersten Reihen der Bänke hinter dem Orchestre sind gesperrt, die übrigen mit Tuch beschlagen. Ausser den benannten fünf Thüren zum Eingang, sind noch auf jeder Seite fünf zum Ausgange, bei einer etwanigen Feuersgefahr. Das Publikum ist also hinlänglich gegen jede Angst gesichert. Die Treppen führen rechts in die Logen des ersten und zweiten Rangs, links in die sogenannte Gallerie des zweiten Rangs und zum dritten Stock, welcher den letzten Platz ausmacht. Wie überall so auch hier. Der letzte Platz hats am besten, er sieht und hört besser als die anderen Plätze und geniesst die aufsteigende Wärme von den in Pelzen verwahrten andern Plätzen.

Von der Seite geht ein eigner Eingang in die Hofloge, welche den Zuschauern rechts steht. Diese Loge ist zum Gebranch des damals sich hier residirenden Hofes der Erzherzoginn Maria Christina und ihres Gemahls Herzog Albert von Sachsen zugerichtet. Sie ist zwei Stock hoch, weiss mit goldenen Leisten gemahlt, mit Wandleuchtern und Trümmen versehen.

Neben dem Eingange zu dieser Loge von aussen ist ein anderer zum Gebrauch für Schauspieler und Musik; erstere gehen rechts auf die Bühne, diese links ins Orchester. In dem Gebäude selbst an der Vertiefung zu ebener Erde ist eine Wohnung angebracht für den Aufseher des Gebäudes, welcher zugleich Logenmeister ist. Dieser Aufseher ist seit Gründung des Gebäudes Herr Mahr, Stadtzimmermeister. Er begleitet diese Stelle mit aller mög-

* Maria Theresia hatte die Fundamente des Neubaues schon am 29. November 1775 besichtigt; einer Vorstellung wohnte die Königin am 22. November 1776 bei. — Eröffnet wurde das Theater in Gegenwart eines überaus zahlreichen Publikums mit dem Schauspiel «Die Mediciäer» von J. C. Brandes. «Sonntag, den 16-ten, begnadigten Ihre kgl. Hoheiten die Erzherzogin Christina und der Herr Herzog Albert von Sachsen-Teschen und Statthalter im Königreiche Ungarn die Wiederholung dieses Stückes mit Höchst dero Gegenwart.»

lichen Sachkenntniss, da er zugleich Aufseher und Angeber bei der Erbauung selbst gewesen ist.

Zu ebner Erde im Parterre sind zwei Seitenlogen. Die Malerei im Gebäude bis zur Bühne ist dauerhaft und geschmackvoll. Am Plafond tadelt man, dass derselbe mehr drückt, als erhebt.

Die Malerei der Scenen, Vorhängen und Versetzungen ist von Vandi in Wien gemalt. Das Maschinenwerk selbst ist zu Wien verfertigt, seine Dauer ist, troz der guten Bezahlung, sehr beschränkt gewesen.

Die Verzierungen bestehen in einem antiken Saal, einem schönem rothen Zimmer mit Kamin, einem gewöhnlichen Zimmer, einem besseren Zimmer nachher gemalt von Hofmann, einer Bauernstube, einem Walde, einer Landschaft, einem zierlichen Garten, einem Kerker, und einem Horizont, mit und ohne Wasser.

Der antike Saal hat im Grunde drei Eingänge, welche zu beiden Seiten mit Versetzungen vertieft werden; die gewöhnlichen Zimmer haben Mittel- und Seiteneingang; der Kerker ist unterirrdisch gezeichnet; eine sehr schöne Stiege führt hinab.

Braucht eine Schauspielergesellschaft mehrere Verzierungen, so muss sie dieselben auf eigene Kosten machen lassen.

Hinter der Bühne sind Zimmer, worinn sich die Schauspieler ankleiden.

Der Pachtherr giebt dem Pächter die gewöhnlichen nothwendigen Erfordernisse: Lampen vors Proscenium, Lampen und Leuchter zwischen die Scenen, letztere mit messingenen Blenden versehen, Stühle, Tische, Leuchter in die Ankleidezimmer und Sessel.

Sowohl auf der Bühne als in den gut beleuchteten Gängen sind Feuerspritzen und Feuereimer angebracht. Auf jeder Seite jeder Abtheilung und auf der Bühne selbst sind Retiraden mit Licht versehen.

Der erste Pächter, welcher die Gerechtigkeiten von Sr. Exzellenz übernommen, ist gewesen: Christian Hieronymus v. Moll, Sohn des seeligen Reichsagenten zu Wien.* Der Kontrakt ist auf 3 Jahre abgeschlossen worden. Der Pachtzinns ist gewesen: für jede Vorstellung im Sommertheater 3 Gulden, und für jede Vorstellung im neuen Theater 8 fl. 36 kr.

* Er hatte das Theater vom 7. April 1776 bis zum 7. April 1779 gepachtet, In der «Pressburger Zeitung» 3. April 1776 heisst es, Herr v. Moll hätte sich «auf sonderbares Verlangen der Oberdirektion auch verbunden, alle Jahre zum Besten der Armen ein gutes Stück zu geben, und nicht minder eine frey Komoedie fürs Publikum. Und da derselbe übrigens eifrig fürs Gute beyzutragen suchet und überzeugt ist, dass Genie und Talente durch nichts besser angefeyert (!) werden können, als wenn sie fürs späte Alter die traurige Aussicht nicht haben, in Armut zu leben, so wird er nebst diesen Beiden noch eine Dritte zum Vorteil alter Akteurs geben, welche wegen Schwächlichkeit nicht mehr spielen können. In Gotha und Leipzig sind Kollekten zu diesem löbl. Institute, an welche er jederzeit die ganze Einnahme überschicken wird.»

Moll errichtete eine neue Gesellschaft unter Führung des Christoph Seipp, welche sich vorher zu Wienerisch-Neustadt übte, dann mit Beyfall im hiesigen Theater zuerst spielte. Die Haupttugend dieser Gesellschaft, welche keine Helden besass, war: Einklang, Ordnung und rasches Spiel. Neue Stücke sind vorgestellet worden: die Medizeer, die Wölfe unter der Heerde, die Zwillinge, der Essigmann, Wilhelmine (in diesem Schauspiel hat das Pressburger Publikum seine verewigte Landesmutter Maria Theresia als Zuseherinn verehrt), der Bettelstudent, Eduard Montrose, die Bürgerschule, die Nebenbuhler, Waltron, Elfriede, die Reue nach der That.

Zur Fasten 1777 wurde der Mollische Kontrakt förmlich aufgehoben. Wahr erboth sich beynahe noch einmal soviel, als der Mollische Kontrakt forderte, nämlich fünfzehn Gulden für jede Wintervorstellung zu geben. Auf solche Gründe musste Moll nach Wien, und Wahr übernahm das Theater. Zur Sommerszeit war Wahr zu Esterház in Verbindung. Es traf sich der Fall, dass der hiesige Hof Besuch bekam vom Churfürsten zu Trier und dessen Schwester Kunigunde K. Hoheiten. Das Wienerhoftheater ward zu deren Unterhaltung nach Pressburg abgeschickt, stellte vor: am 16ten Juny Eugenie, am 17ten der gutherzige Murrkopf, am 18ten Emilia Galotti. Für die Einnahme, welche der Herr Pachtgeber zog, übernahm derselbe die Last der Theaterunkosten.

Noch im July kam Wahr von Esterház, spielte bis zum August, gieng dann nach Pest. Er gab: die Kindesmörderinn, Sie lebt in der Einbildung, die Hagestolzen, die Waisen, der Barbier von Sevilien, der gerechte Fürst, Gianetta Montaldi. Für jede Vorstellung entrichtete er 2 Dukaten.

Nach Wahrs Abgang nach Pest kam noch im August von Wien Koberwein in Kompagnie mit Hellman. Dieser stellte vor: die beiden Geizigen, das gelehrte Dienstmädchen, Julie und Belmont, nebst einigen Heufeldischen und Hafnerischen Stücken. Koberwein versuchte es, zwei Burlesken vorzustellen. Er hatte die Vorsicht, französische Autoren auf den Anschlagzettel zu setzen, und das Haus des Einsagers öfnen zu lassen. Eine derselben war: der Plauderer. Man muss gestehn, dass ein gewöhnlicher Zuseher diese Stücke für eingelernt halten musste. Sie gingen schnell weg, hatten reiche Handlung und wurden mit Gegenwart ausgeführt. — Koberwein hatte Ballets.

Wahr, welcher sich vorgenommen hatte blos einfaches Schauspiel zu geben, war bei seiner Rückkehr von Pest genöthiget, nun auch eine Gattung von Ballets zu geben. Er gab sie unter dem Balletmeister Josef Schmalögger, und gewiss so gut als man sie erwarten konnte.

Stücke sind, ausser den schon erwähnten, gegeben worden: Der Ehemann Vertrauter seiner Frau, Stella, geschwind eh es jemand erfährt, das befreyte Venedig, Olivie, Hermanide, Wilhelmine Blondheim, Henriette, die Wildschützen, die Wilden, verfasst von Freyherrn von Schilson, die Musik

von Zimmermann. Die Unkosten für Kleidung, Proben, Komparsen und Druck der Bücher hat die Noblesse bestritten zu diesem Schauspiele. — Sturm und Drang.

1778, Das verlassne Weib, Tankred, die Zigeuner, Werthers Leiden, Adelheid von Ponthieu, die Liebe in Korsika, Merope, Herrmanns Traum.

Wahr gieng wieder nach Pest, pachtete indessen das Sommertheater dahier, liess es verwalten, kam zu Anfang Oktobers zurück, eröfnete mit Adeline, verschrieb Jakobelli mit Familie aus Gräz, Vogt und Schlanzofsky aus Wien zu Ballets. Soviel Mühe er sich gegeben, so grossen Aufwand er auch zeigte, so wenig konnte er sich Dauer versprechen; er gieng nach Prag und Josef Schmalögger übernahm das Teater 1779. Diese Unternehmung dauerte ein Jahr. Sie war mit zu grossen Ausgaben verknüpft, als dass sie es länger hätte aushalten wollen. Alles, was den Sinnen schmeicheln konnte, wurde reizend vorgestellt in Ballets, in deren Erfindung der Unternehmer unerschöpflich war. Seine zu angestrengte Bemühung hat ihm einen frühzeitigen Tod zugezogen. Zum Direktor der Schauspiele ward Maximilian Scholz verschrieben.

1780 übernahmen Seine Exzellenz der Herr Innhaber das Theater selbst. Unter dieser Unternehmung kam die erste deutsche Oper hierher. Ein um die Oper sehr verdienter Sänger, Hubert Kumpf, hat sich eigentlich in diesem Jahre hier gebildet. Der Fleiss der Operngesellschaft war beispiellos. Sie lernte in einem Jahre sechzehn neue Opern. Nach Endigung des Jahrs, während welchem immerzu gute Stücke, deren Namen schon bekannt sind, sind gegeben worden, hielten Seine Exzellenz es nicht ferner vor gut, das Theater auf eigne Rechnung zu führen. Kuhn, welcher mit eignen Pferden von Temeschwar herauf gekommen war, bekam dasselbe 1781. Die Pferde waren nicht im Stande den Kontrakt auszuhalten, sie entgingen zeitig genug der Bürde desselben, ihr Besitzer folgte im Jänner 1782. Auch Kuhn übernahm eine Oper, deren eignem Werke er nicht gewachsen war. Im folgenden Nov. desselben Jahrs kam Schikaneder aus Gräz. Seine eigne Gattung von Schauspielen, vermischt mit denen der besten Schriftsteller, schien ihm Dauer anzukündigen. Er hielt sich lange genug im Vergleich mit andern Pächtern. 1783 ganz. Nur wenige Wochen war er im Sommer bei einer Feyerlichkeit zu Raab.

1784 tratt er mit Kumpf in Gesellschaft, die Oper war die Hauptsache. Beide Männer verstanden die Sache vortrefflich.* Doch wollt es in Pressburg

* Am 19. Feber 1784 wurde ein Stück Schikaneders: »Der Bucentaurus oder die Vermählung des Meeres zu Venedig« unter grossem Beifall aufgeführt. »Sein Inhalt«, sagt die »Pressb. Zeitung«, »war erhabene Tugend, seltenes Schicksal und feiner Witz, feine Handlung, die Augen ergötzend, angenehm verwebt und originel.« ... Einmal geriet derselbe auf den tollen Einfall, ein Stück zu geben, in welchem als handelnde Personen Hähne und Hühner vorkamen, die Hauptrolle aber einer Gans

nicht fernerhin halten.* Schikanedsr gieng im Julius nach Pest. Kumpf folgte ihm mit der Oper im August; zu Ende September kamen beide nach Pressburg zurück, giengen im Oktober nach Wien ins Theater nächst dem Kärtnerthor und hatten daselbst ausnehmend Glück. Sie bezahlten zu Pressburg für jedes Schauspiel zehn Gulden. Diese Pachtzahlung übernahm im Dezember des nämlichen Jahrs Seipp von denselben, spielte das ganze Jahr 1785 durch; im Jahre 1786 gleichfalls bis gegen Ende Dezembers. Dann gieng er nach Ollmütz. Er unterhielt während diesen zwey Jahren blos durch sprechendes Schauspiel. Seine Exzellenz der selige Herr Graf Johann Erdödy hielten diese Zeit über auf eigne Kosten zum Vergnügen des Adels eine Operngesellschaft, welche unter Kumpfischer Führung treflich geübt, die grössten Opern mit Würde und Pracht vorstellte. Der Tod Seiner Exzellenz endigte dies schöne Institut.

Nach Seipp spielte 1787 Mayer. Er hatte zugleich das Schauspiel zu Esterház in Genuss. Dafür bezahlte der Fürst zur Sommerszeit monatlich etwas gewisses. Im Winter war der Gesellschaft verstattet Pressburg zu bedienen. Der Unternehmer zog während der Zeit die Hälfte der mit dem Fürsten kontrahirten Summe. Mayer hielt das hiesige Theater bis zum Nov. 1788. Um diese Zeit übernahm es Zellner von ihm. Zellner hat seit mehreren Jahren die Sommerunterhaltung Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Philipp Batthyani zu Hainburg, zwey Meilwegs von hier, besorgt. Er hat es als nächster Nachbar versucht, beyde Sachen zu vereinigen, hat aber nicht länger als bis Aschermittwoch 1790 dabei bestehen können. Nun hat Mayer das Theater wieder übernommen bis zu der Fastenzeit 1791. Fast zu gleicher Zeit, kaum wenige Monate später, hat das nämliche Theater von Fasten 1791 an Seipp, welcher damals in Herrmannstadt gewesen, übernommen. Dieser spielt noch jetzt.

1781 ist das erste Melodrama hier vorgestellt worden.

1781 zur Fastenzeit hat die berühmte Mara hier gesungen. Das Orchester ist von dem hier unvergesslichen Zisstler, welcher ihr zugleich akkompagnirt hat, so dirigirt worden, dass diese Sängerinn Zisstlern das grosse Kompliment gemacht hat: sie wünsche sich ihn zu jedem Konzert.

1784 hat sich die Magrinische Springergesellschaft im grünen Stübel zum erstenmale gezeigt.

1787 im Sommer hat der jetzige Direktor des Mainzertheaters, Koch, hier dreymal gespielt.

zugedacht war. Die Ausstattung kostete ungemein viel Geld, der pekuniäre Erfolg blieb aber aus und Schikaneder geriet in Schulden.

* Josef II. hatte alle in Pressburg befindlichen Landesstellen, einschliesslich des Generalcommando's nach Ofen versetzt; auch die Erzherzogin Christine verliess die Stadt und zog nach Brüssel. Hiedurch verlor das Theater den weitaus grösseren Teil seiner Gönner.

Aus all dem gesagten sieht man, dass Pressburg bisher viel zu sehen Gelegenheit gehabt hat. Die Nachbarschaft von Wien zieht alles herab, was dort Beyfall gefunden. So hat man auch den sehr geschickten Künstler, Wambach, vor Kurzem hier gesehen.

Dies ist nun die Geschichte des hiesigen Theaters, in Kürze aufgesetzt. Dass man die in neueren Zeiten vorgestellten Stücke nicht bemerkt hat, ist deswegen geschehen, weil es sich von selbst versteht, dass die Stücke, wie sie nach und nach herauskommen, schnell sind vorgestellt worden,* und weil ein solches Verzeichniss zu nichts dient, als die Blätter anzufüllen, denn jedermann weiss das ohnehin.

Nach dem seligen Hintritt des hohen Erbauers des Theaters führt die hinterlassene gräfliche Familie desselben das Oberdirektorium fort.

. . . .

So weit unsere Quelle vom Jahre 1793. Die folgenden Geschicke des Theaters bis 1876, also bis zum hundertjährigen Jubiläum des alten Theaters, erzählt St. v. Rakovszky in einer kleinen Gelegenheitschrift,** der wir folgende Daten entnehmen: Nach *Seipp* (1793) übernahm Konstantin *Paraskovics* und nach diesem Georg *Jung* das Pressburger Theater, die beide besonders die Posse cultivirten. Marinelli's «Neues Sonntagskind» war zu dieser Zeit ein Hauptzugstück. Jung folgte im Jahre 1798 J. *Kuntz* als Director, der aufrichtig bemüht war, dem besseren Geschmack zu huldigen. Er erhob die tief gesunkene Bühne wieder zu einem wahren Kunsttempel, indem er tüchtige Kräfte gewann und wertvollere Stücke zur Darstellung brachte. Nun fand sich das bessere Publikum wieder ein. Aus dieser Zeit datiren auch die regelmässigen Besprechungen der Vorstellungen, welche als Beiblatt der «Pressburger Zeitung» unter dem Titel «Allgemeine Theaterzeitung» erschienen. *Kuntz* blieb bis 1802 in Pressburg.

Mit dem Abgange des Directors *Kuntz* hörte auch die «Theaterzeitung» auf, so dass wir über den folgenden Director, *Fraiss*, nicht viel mehr wissen,

* Doch verdient hervorgehoben zu werden, dass Lessings «Nathan der Weise» schon 1785 (1783 ohne nachhaltigen Erfolg in Berlin, erst 25. Januar 1819 in Wien), Schillers «Kabale und Liebe» zuerst am 7. Mai 1785, die «Räuber» (in Plümicke's Bearbeitung!) am 3. Dezember 1785, in demselben Jahre Ifflands «Mündel» und «Jäger» und wiederholt Shakespeare'sche Stücke, auch «Heinrich IV.», aufgeführt wurden. Ausserdem erwähnt die «Pressburger Zeitung» folgende Stücke: Inez de Castro, Clavigo, Oldomar und Ottilie, Der prachtliebende Geizige, Der Bürgermeister, «Der Liebhaber ohne Namen.» Ueber das Schauspiel «Baron Schlenzheim» meldet dieselbe Zeitung — dass dasselbe, «da das Interessante desselben die Kunst des Schauspielers aufforderte, mit Beifall am vorigen Sonnabend als Schauspiel, den folgenden Tag aber als Drama» aufgeführt worden sei!

** *Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Pressburger Stadttheaters am 9. November 1876 von St. v. R.* Separatabdruck aus der «städtischen Pressburger Zeitung.» Pressburg 1876. 32°, 36 S.

als dass er mit materiellen Hindernissen zu kämpfen hatte. Die Zeit war eben der Kunst nicht günstig: der französische Krieg brach mit allen seinen Schrecknissen auch über Pressburg herein, und die Invasion von 1805 und das Bombardement von 1809 führten wiederholt zur Sperrung des Theaters. Im Jahre 1812 bildete sich endlich ein adeliges Comité, den Baron *Johann Perényi* an der Spitze, welches das Theater bis 1814 unmittelbar, von 1814—18 aber durch Baron *Zinneg* leitete. Im J. 1818 berief das Comité *Friedrich Hensler* aus Wien als Director, der die Bühne später in eigene Regie übernahm und bis 1825 in Pressburg blieb. Das Theater war unter seiner Leitung vorzüglich.

Im August 1825 übernahm *Stöger* nach gründlicher Restaurirung des Hauses das Theater, das vielleicht nie einen höheren Aufschwung genommen, als unter dieser Direction. Die Zeit war aber auch überaus günstig. Die Reichstage von 1825 und 1830, die wiederholten Krönungen, die zahlreichen Fremden, die nach Pressburg strömten, schufen Stöger ein grosses und dankbares Publikum. — Im J. 1832 folgte *Leopold Hoch* als Director, der zugleich auch das Olmützer und Badener Theater leitete. In Pressburg führte seine Gattin die Direction. Auch unter ihm leistete das Theater Vorzügliches und warf sogar der Stadt einen Gewinn ab, da Hoch einen Jahrespacht von 240 fl. C. M. zahlte. Ungeachtet der günstigen Zeitverhältnisse geriet die Direction Hoch 1835 in derartige Verlegenheiten, dass die Stadt gezwungen war, das Theater in eigene Regie zu übernehmen und mit der Leitung desselben einen ihrer Beamten, *Christalli*, zu betrauen. Artistischer Leiter war *Heinrich Matte*. Im Jahre 1836 übernahm der städtische Thürmermeister *Franz Pokorny* das Theater und führte die Direction mit vorzüglichem Erfolg bis 1843. Als er Ostern 1844 nach Wien gieng, um das Josefstädter Theater zu übernehmen, folgte ihm in Pressburg *Georg Wilhelm Megerle*, der bereits 1000 fl. C. M. Jahrespacht zahlte. Die Bühne entsprach unter seiner Leitung billigen Anforderungen und brachte besonders viele Novitäten, so die zahlreichen Stücke seiner Gattin Therese Megerle, die ihre ersten Aufführungen meist in Pressburg erlebten.

Die Stürme des Jahres 1848 hatten den Ruin der Direction Megerle zur Folge. Nachdem kurze Zeit ein Gläubiger-Ausschuss die Vorstellungen fortgeführt hatte, folgten 1850—54 *Josef Glögl*, 1854—57 *Eduard Kreibig*, 1857—61 *Leopold Kottaun*, 1861—62 *Theodor Hermann*, 1862 wieder ein Gläubiger-Ausschuss (artistischer Leiter *Josef Seydl*), dann bis 1870 *Louis Schwarz*, 1870—75 *Bauer* und *Czernitz*, seit 1875 *Bauer* und *Bohrmann*, *Bohrmann* und *Kmentt* und schliesslich *Wolf*. Der Direction Bauer und Bohrmann wurde das seltene Glück zu Teil, am 9. November 1876 das hundertjährige Jubiläum des Theaters festlich begehen zu können. An diesem Abende trug das Orchester L. van Beethoven's Festouverture: «Die Weihe des Hauses» vor, dann wurde ein von Heinrich Bohrmann verfasster Prolog

gesprochen und hierauf das Stück «Die Medicäer» von J. C. Brandis dargestellt, welches vor hundert Jahren bei der Eröffnungsfeier gegeben wurde.

Nachdem die absolute Unhaltbarkeit des alten Theaters erkannt und durch vielfache behördliche und commissionelle Untersuchungen constatirt worden war, wurde der Neubau in der Generalversammlung der Stadtrepräsentanz vom 7. Juli 1884 beschlossen und alsbald mit der Demolirung des alten und der Aufführung des neuen Gebäudes begonnen.

Den von den Architecten F. Fellner und H. Hellmer entworfenen und ausgeführten, allen Anforderungen der modernen Teater-Architektonik vollkommen entsprechenden Neubau schildert *Fabricius* in folgender Weise:

Der neue Musenpalast präsentirt sich in seinem geschmackvoll und solid ausgeführten barokisirten Renaissancestyl als das schönste der Pressburger Bauwerke.

Das längliche, ein Erdgeschoss, Mezzanin und zwei Stockwerke enthaltende Gebäude krönt ein mächtiges, dreigeteiltes, mit Schiefer und starkem Eisenblech gedecktes Kuppeldach. Der mittlere Teil des Daches ist etwas niederer und flacher als die beiden anderen und bildet ein gestrecktes Viereck, dessen Mitte ober dem Kronleuchter des Auditoriums eine kleine zierliche Kuppel trägt, welche für Ventilationszwecke eingerichtet ist. Ueber dem Bühnenraum erhebt sich zwischen vier hohen Schornsteinen die grosse Kuppel, während vorn über der vorspringenden, luxuriös ausgestatteten Façade sich die kleinere Kuppel wölbt, an welcher weithin stolz und majestätisch eine riesige Steingruppe prangt, deren schöne Ausführung wir dem Bildhauer Theodor Friedl verdanken. Die Gruppe stellt Thalia, die Muse der dramatischen Kunst, dar, die von Delphinen getragen sich bei uns niederlässt.

Die Front des Hauses hat im Erdgeschoss, Mezzanin, ersten und zweiten Stock je 6 Fenster, ferner sind in der Mitte des Erdgeschosses 5 Türen und im ersten Stock 5 Fenstertüren zur offenen, auf vier Steinsäulen ruhenden Loggia. Unmittelbar ober derselben befinden sich in runden, fensterartigen Oeffnungen die vom Bildhauer W. Marhenke aus Terracotta modellirten Büsten von Goethe, Vörösmarty, Katona, Liszt und Shakespeare. Oberhalb dieser Büsten, zwischen den beiden kleinen Fensterchen, durch welche dem IV. Rang im Auditorium Licht zugeführt wird, ist mit Goldlettern die Aufschrift «Városi szinház» (Stadt-Theater) zu lesen.

Beleuchtet wird die Loggia von vorn mittelst zweier Kandelaber und im rückwärtigen, mit Wandmalerei ausgeschmückten Teile durch fünf Ampeln.

Die beiden Langseiten des Theaters weisen in jedem Stock 13 Fenster und im Parterre 4 und eine sogenannte blinde Tür auf. An der Schmalseite, nach dem Csákyplatze zu, sehen wir das grosse Bühnentor und 9 Fenster im ersten und zweiten Stockwerke, während im Parterre und Mezzanin nur je 8 Fenster vorhanden sind. Unter der grossen Kuppel ist in einem Wandfelde die Jahreszahl «1886» angebracht.

Bemerkenswert sind bei den Seiteneingängen die beiden grossen auf Sandsteinsockeln ruhenden Zinkguss-Vasen.

Was dem Aeusseren des Theaters einen ganz besonderen Schmuck verleiht, ist die imposante Auffahrtsrampe und die reizende Parkanlage vor derselben. In die Mitte dieser Anlage soll der von der I. Pressburger Sparcasse gespendete, beim Bildhauer Viktor Tilgner um den Preis von 20,000 fl. bestellte marmorne Springbrunnen zu stehen kommen.

Zu beiden Seiten der Auffahrtsrampe und beim Eingange in die Parkanlage wurden je zwei grosse eiserne Gaskandelaber placirt.

Durch die gedeckte, auf vier Steinsäulen ruhende Unterfahrt gelangt man unter dem Balkon an der Façade, mittelst fünf hoher Türen in den sogenannten Windfang, von welchem abermals fünf Türen in das Vestibul führen. Dasselbe bildet ein längliches Viereck, ist gewölbt und mit weisser vergoldeter Stukkatur im reichsten Barokstyl geschmückt. Das ganze Innere des Theaters ist, nebenbei bemerkt, in diesem Style gehalten.

Ober den Eingangstüren sind im Vestibul zwei Gedenktafeln mit folgenden Inschriften angebracht. An der ersten:

«Megnyilt I. Ferencz József császári és apostoli királyi felség dicsö uralkodásakor, Tisza Kálmán miniszterelnök kormányzata idején 1886 szeptember 22-én. («Eröffnet zur Zeit der glorreichen Regierung Sr. kaiserl. und apostolisch königlichen Majestät Franz Josef I. unter der Minister-Präsidentschaft Koloman Tisza's am 22. September 1886.»)

Und an der zweiten Gedenktafel:

«Épült Mergl Károly polgármestersége alatt. Fellner és Helmer müépitök tervezete szerint (1884—1886). A felügyeletet Sendlein Antal városi főmérnök teljesitette.» («Erbaut unter dem Bürgermeister Karl Mergl nach dem Projecte der Architecten Fellner und Helmer (1884—1886). Die Leitung des Baues führte der städtische Oberingenieur Anton Sendlein.»)

Der — am 22. Sept. einzusenkende — Schlussstein birgt eine Urkundenkapsel mit der Aufschrift:

«Pozsony szab. kir. város a müvészetnek.» («Die königl. Freistadt Pressburg der Kunst.»)

In der Kapsel befinden sich je ein Stück der laufenden Geldmünzen letzter Prägung und zwar: Dukaten, Gulden, Viertelgulden, Zwanzigkreuzerstück, Zehnkreuzerstück und ein Kreuzer. Ausserdem ein Exemplar der beiden hier erscheinenden Tagesblätter vom 22. September, des «Westungarischer Grenzbote» und der «Pressburger Zeitung», ferner die Theaterzettel der Eröffnungsvorstellung und ein Exemplar der Broschüre «Das neue Theater in Pressburg» Festschrift von Otto v. Fabricius, und als erstes Document die ungarisch abgefasste Schlussstein-Urkunde, welche zu deutsch folgenden Wortlaut hat:

«Zur Ehre und zum Ruhme der Stadt Pressburg wurde in der am 7.

Juni 1884 abgehaltenen Generalversammlung des städtischen Municipiums der Neubau dieses der dramatischen Kunst geweihten Hauses auf städtische Kosten, welche mit 300,000 fl. präliminirt waren, beschlossen, nachdem die Sperrung des alten, auf derselben Stelle gestandenen, im Jahre 1776 eröffneten, aber nun nicht mehr entsprechenden Theaters durch den Minister des Innern, Koloman Tisza, mit Erlass vom 26. Juni 1884 angeordnet wurde.

Am 25. September 1884 wurde das alte Gebäude den Bau-Unternehmern zur Demolirung übergeben; am darauf folgenden Tage begann die Demolirung und darauf sofort der Neubau.

Der diese Urkunde deckende Schlussstein wurde am Mittwoch, 22. September 1886, in feierlicher Weise gelegt.

Und nun, da mit der Niederlegung des Schlusssteins die zwei Jahre dauernde Arbeit ihren Abschluss findet, übergeben wir das Haus seiner Bestimmung, in der sicheren Hoffnung, dass in demselben die dramatische Kunst würdig gepflegt werde.

Gottes Segen sei auf diesem Werke!

Zur Zeit, als dies geschah, waren: Apostolischer König von Ungarn: Franz Josef I.; Minister-Präsident: Koloman v. Tisza; Obergespan der Stadt und des Comitats Pressburg: Graf Stefan Esterházy von Galántha; Bürgermeister: Karl Mergl; Vice-Bürgermeister: Gustav Dröxler; Stadthauptmann: Johann Kozsehuba; Magistratsräte: Paul Taller, Franz Zapletal; Obernotär Theodor Brolly; I. Vizenotär: Theodor Kumlik; II. Vizenotär: Aurel v. Andrássy; Oberfiskal: Karl von Ejury; Ober-Buchhalter: Emerich Heybl; Ober-Ingenieur: Anton Sendlein; I. Physikus: Béla Tauscher; II. Physikus: Georg Kováts; Oberkämmerer: Anton Szerinka; Archivar: Johann Batka; Honorär-Fiskal: Béla Bangha; Waisen-Vormund: Wilhelm Beck.

Das Theater-Comité bestand aus folgenden Mitgliedern: Obmann: Stadthauptmann J. Kozsehuba; Schriftführer: Ober-Ingenieur A. Sendlein, zugleich Inspicient des Theaterbaues; den Repräsentanten: Johann v. Csattogányi, Ludwig Eremit, Josef v. Jessenszky, Feuerwehr-Commandant Ferdinand Martinengo, Anton Pfonzelt, Felix Pisztóry, Professor Dr. Moriz Pisztóry und Josef v. Záborszky.

Pressburg, den 22. September 1886.»

(Folgen die Unterschriften des Magistrats und des Baucomités.)

Der Zuschauerraum hat die Form eines stark gerundeten Hufeisens und ist um 2 Meter breiter als im alten Hause. Im Ganzen kann das Theater 1167 Zuseher fassen, und zwar in den 53 Logen (à 5 Plätze) 265 Personen, in den 2 Schauspieler-Logen (à 10 Plätze) 20 Personen, Sitze im Parterre 215; im II. Rang 104, im III. Rang 201, im IV. Rang 59; Stehplätze im Parterre 153, im III. Rang 50 und im IV. Rang 100.

Die Beleuchtung des ganzen Hauses ist durch 800 Gasflammen bewerkstelligt.

Die Sicherheitsmassnahmen sind in Hinsicht der Anzahl der Ausgänge, der Disposition der Sitze und der Communication im Hause die denkbar vollkommensten. Der eiserne Sicherheitsvorhang, welcher die Bühne vom Zuschauerraum abschliesst, ist ein Meisterwerk an Construction und Handhabung.

Einen überaus schönen fesselnden Anblick gewährt die Decorirung des Zuschauerraumes. Derselbe ist prunkvoll mit vergoldetem Stukkaturwerk verziert und zeigt auch im kleinsten Detail, dass Künstlerhände mit vieler Sorgfalt daran gearbeitet. Als besonderer Schmuck sind vier prächtige Riesengemälde angebracht, welche den heimischen, durch seine Meisterleistungen bald zu einem hervorragenden Namen in der Malerwelt gelangten Künstler, den Freiherrn Leo Lüttgendorff-Leinburg, zum Urheber haben. Die Deckengemälde stellen Scenen dar aus «Bánk-bán», «Hunyadi László», «Csongor und Tünde» und eine Scene, in welcher ein altungarischer Táltos (Spielmann) einer Gruppe Sagen aus der Vorzeit erzählt.

Aus Katona's «Bánk-bán» wurde vom Maler jener Moment fixirt, in welchem Bánk gewahrt, wie Otto von Meran, der Gast der Königin, Melinda mit seinen sträflichen Liebesanträgen verfolgt. — Der Oper «Hunyadi László» ist die Scene entnommen, in welcher Maria ihren geliebten László vor dessen Hinrichtung zu bewegen sucht, aus dem Kerker zu entfliehen, während ihr Vater Gara hereinstürzt, vor dem sie Gnade flehend in die Knie sinkt. — Das dritte Bild aus Vörösmarty's «Csongor und Tünde» stellt den edlen Csongor dar, wie ihm gleichsam im Traume das geliebte Feenmädchen erscheint; und das vierte Gemälde zeigt uns eine Scene, in welcher ein Táltos (heidnischer Priester, Zauberer, auch Sänger) bei Harfenklang den um ihn Versammelten Märchen vorsingt, während ein Jüngling im Vordergrund das Gehörte in ein Buch aufzeichnet. Es ist dies eine symbolische Anspielung auf die spätere Literatur Ungarns. Im Hintergrunde dieses Gemäldes erblicken wir die Veste «Pressburg», wie sie im Mittelalter ausgesehen.

Der Grundton des Hauses ist weiss und Gold, die Durchführung voll Eleganz und Geschmack.

Die Führung des Theaters betreffend hat die Stadt dieselbe dem Director Max Kmentt anvertraut. Der Vertrag dauert vom 1. October 1886 bis 1. Mai 1889 und wird alljährlich vom 1. Feber bis Ende April in ungarischer Sprache gespielt werden. Für diese ungarischen Vorstellungen wurde zwischen Director Kmentt und dem Temesvárer Director Mosonyi ein Uebereinkommen getroffen. Während die ungarische Gesellschaft hier gastirt, spielen unsere deutschen Bühnenmitglieder in Temesvár.

PRINZ SIGISMUND RÁKÓCZY.

I.

Mit dem Falle des nationalen Königtums, verschwand auch das nationale Hofleben in Ungarn. Die Habsburgischen Könige residirten ausserhalb des Landes und erschienen nur bei seltenen Anlässen zu den Reichstagen, zu den Krönungen auf ungarischem Boden, und auch in solchen Fällen war es gewöhnlich die hart an der Grenze gelegene Stadt Pressburg, ausnahmsweise Oedenburg, die sich auf kurze Zeit am Anblick des prunkvollen kaiserlichen Hofes ergötzen konnte. Das nationale Hofleben erwachte erst mit dem Erstarken der Fürstenmacht in Siebenbürgen, hauptsächlich in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. In Weissenburg (jetzt Karlsburg) dem Sitze der Fürsten, erblühte unter Gabriel Bethlen und seinen Nachfolgern, den beiden Georg Rákóczy ein Hofleben, das sich durch sein äusserliches Gepränge, durch Festivitäten und Gelage, wie durch das warme Interesse für alle geistigen Güter auszeichnete und die Sitten speciell der höheren Stände wohltätig beeinflusste. Bethlen und beide Rákóczy wetteiferten in der Förderung von Wissenschaft und Bildung mit den berühmtesten Regenten ihrer Zeit. Sie zogen namhafte ausländische Gelehrte, Professoren und Schriftsteller an sich, bekundeten ein opferwilliges Interesse für das Schulwesen, gaben ein leuchtendes Beispiel in der gründlichen wissenschaftlichen Erziehung ihrer Kinder, errichteten Ritter-Akademien, trachteten durch weltliche und geistige Mittel den Adel an ihren eigenen Sitz zu locken und verliehen dadurch ihrer Residenz einen immer grossstädtischeren Anstrich sowie ihrem Hofe einen glanzvollen, dabei auch ausgeprägt nationalen Charakter.

In diese Zeiten des siebenbürgischen Hoflebens, in ihre glänzendste Periode werden wir zurückversetzt durch das neue Werk von Alexander von Szilágyi, des rühmlichst bekannten, unermüdlichen Forschers und Schriftstellers auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte. Wie der Name Koloman von Thaly's unlöslich verknüpft ist mit der Historiographie der spätern, katholischen Rákóczy's, speciell des berühmten II. Franz und der mächtigen Kurutzenbewegung, die eine hochwichtige Periode in der Entwicklung des ungarischen Volkes zum Abschlusse brachte, so ist Szilágyi der Geschichtschreiber par excellence der protestantischen Rákóczy's, im Allgemeinen aber der gesammten ungarisch-siebenbürgischen Geschichte in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Kein ungarischer Gelehrter leistete so Vieles und so Gründliches zur Kenntniss, zur Aufhellung jenes Zeitalters,

wie er. Seine ganze unermüdliche Tätigkeit ist diesem Zwecke gewidmet und länger als drei Jahrzehnte arbeitet er mit staunenswertem Erfolg auf diesem Gebiete der vaterländischen Geschichte. Die Menge seiner kleineren und grösseren Arbeiten und Editionen ist im wahren Sinne des Wortes unübersehbar und es gibt keine historische Persönlichkeit, kein halbwegs wichtiges politisches oder sociales Ereigniss jener Zeit, das durch seinen rastlosen Forschungseifer nicht eine neue Beleuchtung oder Ergänzung erfahren hätte. Seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkt sich aber dennoch nicht auf das XVII. Jahrhundert oder allein auf die fünfzigjährige Blütezeit des nationalen Fürstentums in Siebenbürgen. Seit mehr als dreissig Jahren ist sein Name mit allen wichtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der ungarischen Geschichtwissenschaft in rühmlichster Weise verknüpft. Kurz nach der grossen Katastrophe von 1849 betrat er die literarische Laufbahn. Mit der Unerschrockenheit, mit der patriotischen Begeisterung der Jugend begann er auf publizistischem Gebiet zu arbeiten, kämpfte ausdauernd und mutig mit der Ungunst der Verhältnisse, mit dem Uebelvollen der Censur im Interesse der nationalen Ideen. Und als die Gegenwart immer düsterer und hoffnungsloser erschien, wandte er seine Blicke der Vergangenheit zu, um durch ihre Kenntniss frischen Mut und neue Tatkraft zu verbreiten. In jenen harten Zeiten, als eine fremde Willkürherrschaft das öffentliche wie das literarische Leben in schwere Bande schlug, suchte er Trost in der Geschichte, um durch das Wiedererwecken der Vergangenheit die nationalen Aspirationen neu zu beleben und die Hoffnungen des Volkes auf eine bessere Zukunft aufrecht zu erhalten. Bereits damals lieferte er eine Reihe tüchtiger geschichtswissenschaftlicher Arbeiten, bereits damals begann er eine Masse wichtigen Quellenmaterials zu veröffentlichen. Später nahm er hervorragenden Anteil an der Edition des ungarisch-türkischen Staatsarchivs, das unter seiner Mitredaction bis zu neun Bände gedieh und eines der wichtigsten Quellenwerke bildet speciell für die Türkenherrschaft in Ungarn.

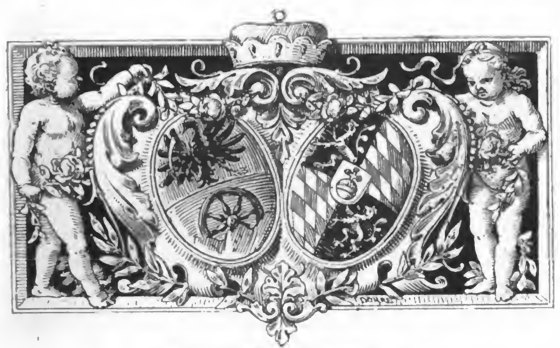
Die grossen Umgestaltungen im öffentlichen Leben erweiterten auch das Arbeitsgebiet Szilágyi's. Die wissenschaftliche Forschung wurde abermals frei und eine Unzahl von amtlichen und Privatarchiven wurde ihm zugänglich. Szilágyi arbeitete mit rastlosem Eifer und hob wahre Schätze aus ihnen. Die siebenbürgischen Fürsten Bocskay, Bethlen, die beiden Georg Rákóczy, ihr Verhältniss zum türkischen Souverain, ihre Verbindungen mit den Westmächten, ihre Kriegszüge und geheimen Aspirationen, das gesammte politische und Culturleben ihrer Zeit fanden in ihm ihren literarischen Wiedererwecker und ohne die Kenntniss der diesbezüglichen Arbeiten Szilágyi's kann die Geschichte ihrer Zeit überhaupt nicht gewürdigt werden. Durch die Veröffentlichung ihrer amtlichen Acten sowie ihrer Privatcorrespondenz, von Memoiren und anderweitigen Aufzeichnungen hat er eine lange Reihe imposanter Gestalten der Vergangenheit zu neuem Leben

erweckt. Sein grösstes Werk, von dem bereits eilf stattliche Bände vorliegen, die Monumenta Comitialia Regni Transylvaniae, behandelt die Geschichte der siebenbürgischen Landtage von 1540 angefangen und ist bereits bis zum Jahre 1658 fortgeschritten. Es ist da eine Masse neuen Materials aus den verschiedenen in- und ausländischen Archiven gesammelt und auch gründlich und anziehend verarbeitet, das wahrhaft überraschend ist. Und da die siebenbürgischen Landtage ihre Tätigkeit nicht auf legislative Arbeiten beschränkten, sondern auch richterliche und administrative Functionen ausübten, umfasst das grosse Werk Szilágyi's das gesammte Volksleben. Es ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, da es sich nicht auf das Sammeln und Veröffentlichen des Materials beschränkt, sondern in den sehr ausführlichen Einleitungen ein glänzend geschriebenes Bild der einzelnen Zeitabschnitte liefert.

Mehrere Werke Szilágyi's sind bereits in deutscher und französischer Ausgabe erschienen und auf diese Weise der europäischen Wissenschaft zugänglich gemacht. Aber auch der grösste Teil seiner übrigen Publicationen verdient die Aufmerksamkeit der ausländischen Forscher, da in ihnen eine riesige Fülle solcher Acten sich findet, die nicht in ungarischer, sondern in lateinischer, deutscher, französischer, italienischer Sprache verfasst sind und für die Verhältnisse Ungarn-Siebenbürgens zu den westlichen Staaten speciell in den Zeiten des dreissigjährigen Krieges, als das nationale Fürstentum ein nicht unerheblicher Factor der internationlen Politik war, interessante und schätzenswerte Aufschlüsse bieten. Jeder europäische Gelehrte, der sich mit jener Zeit beschäftigt, wird in den Publicationen Szilágyi's manche wichtige Aufklärung finden und speciell sein grosses Werk über den Friedensschluss von Linz im Jahre 1645, der teilweise das westphälische Friedenswerk einleitete, dürfte manchem Forscher österreichischer und deutscher Geschichte wesentliche Dienste leisten.

Doch neben den wahrhaft glänzenden Verdiensten, die sich Szilágyi durch seine Veröffentlichungen um die vaterländische Geschichte erwarb, dürfen seine eben so wertvollen Leistungen als Schriftsteller nicht vergessen werden. Eine klare, lichtvolle, formgewandte Darstellung, ein weiter europäischer Gesichtskreis, eine vorurteilslose Auffassung, eine gefällige, fesselnde Erzählungsweise und eine gründliche Kenntniss der auswärtigen Geschichte charakterisiren seine Werke und verleihen ihnen einen eigenen Reiz. Sie bieten dem Leser nicht nur Belehrung sondern auch Genuss und trugen in bedeutendem Maasse nicht nur allein zur Kenntniss der Vergangenheit, sondern auch zur Belebung und Erhaltung des historischen Sinnes im Lande bei. In seiner practischen Tätigkeit als Director der Universitäts-bibliothek — der grössten Bibliothek des Landes — als Generalsecretär der historischen Gesellschaft steht Herr von Szilágyi in persönlichem Verkehr mit vielen ausländischen Gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten und

um ihn gruppirt sich eine Reihe jüngerer Kräfte, die in ihm ihren geliebten Meister und väterlichen Förderer verehren. Weiss an Haaren, doch mit der geistigen Frische und der Schaffensfreude der Jugend arbeitet Szilágyi auch heute noch fleissig und rastlos weiter. Sein neuestes Werk,* mit welchem er den dritten Jahrgang der von ihm redigirten «Historischen Biographien» eröffnete, behandelt den kurzen Lebenspfad eines siebenbürgischen Prinzen aus dem Hause der Rákóczy, zu deren Geschichte er bereits ein wahrhaft riesiges Material veröffentlicht, teilweise auch in selbstständigen Monographien verarbeitet hat. Die Gestalt des Helden seines neuen Buches ist geschichtlich zwar nicht von hervorragender Bedeutung. Prinz Sigismund



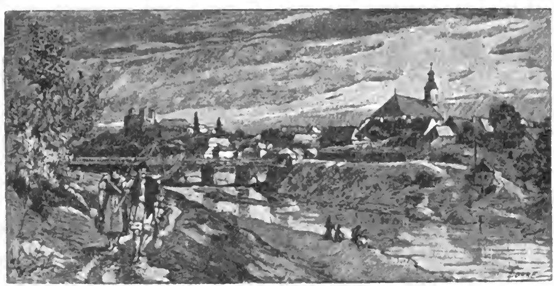
Wappen S. Rákóczy's und seiner Frau.

Rákóczy starb in einem viel jugendlicheren Alter, als dass er die Geschicke seines Vaterlandes in grösserem Maasse hätte beeinflussen können. Doch durch seine hervorragende Stellung, und teilweise auch durch seine persönlichen Eigenschaften bietet auch sein kurzer Lebenslauf manches Interessante, das sein Biograph durch die farbenreiche Schilderung des siebenbürgischen Hoflebens und der geistigen Bestrebungen seiner Zeit in hervorragender Weise zu erhöhen verstand. Das schön geschriebene Buch mit seiner lebhaften, fesselnden Darstellung, mit seiner prachtvollen Ausstattung und seinen kunstvollen lehrreichen Illustrationen gehört zu den besten Erzeugnissen Szilágyi's und der einheimischen Geschichtsliteratur.

* Felső-vadászi Rákóczy Zsigmond. Irta Szilágyi Sándor. Budapest 1886. Diesem glänzend ausgestateten Werke sind die obigen Illustrationen entnommen.

II.

Das Geschlecht der Rákóczy ist nicht aus ungarischem Boden entsprossen. Es entstammt von den Bugát-Radvány, die unter den ersten Árpádischen Königen ins Land zogen und hier eine neue Heimat fanden. Aber erst im XVI. Jahrhundert tritt die Familie, die damals den Namen Rákóczy de Felsö-Vadász trug, in den Vordergrund. Sie zerfiel in zwei Linien; die eine blieb katholisch, die andere schloss sich dem reformirten Glauben an. Beide Linien begannen zu derselben Zeit im Jahre 1607 emporzublühen. Der katholische Ludwig Rákóczy erhielt den Baronstitel, der protestantische Sigismund wurde zum Fürsten Siebenbürgens erwählt. Doch während der



Sárospatak.

kath. Zweig nach einigen Jahrzehnten in männlicher Linie erlosch, gelangte der protestantische zur höchsten Blüte und sollte später, als er abermals katholisch wurde, die Geschicke des Landes in grösstem Maasse beeinflussen. Der älteste Sohn Sigismunds Georg I. wurde nach dem Tode Gabriel Bethlens ebenfalls auf den siebenbürgischen Fürstentron erhoben. Seine Gemalin Susanna Lorántffy, eine der ehrwürdigsten Frauengestalten unserer Geschichte, von der ihr Gemal in seinem Testamente schrieb: «Nie sah ich eine schönere, gescheidtere, reichere, und in jeder Beziehung lobenswertere Person, als sie», gebar ihm vier Söhne, von denen nur zwei am Leben blieben, Georg und Sigismund, und die Laufbahn dieses letzteren, des jüngern Prinzen wird von Szilágyi in seinem neuen Werke geschildert. Sigismund wurde am 14. Juli 1622 zu Sáros-Patak geboren, als sein Vater noch nicht Fürst war und überhaupt keine Aussichten hatte es je zu werden. Er erzog seine Söhne mit grosser Sorgfalt, wie er sich im Allgemeinen für Bildung und Schulwesen lebhaft interessirte. Er war der opfermutige Beschützer



Burghof in Sárospatak.

Das Subrosa-Zimmer.

der Schule von Sárospatak, die damals auf seine Intervention erweitert reorganisirt u. für Kinder auch Nicht-Adeliger eröffnet wurde. Die Anstalt war nach dem Muster der Schule von Wittenberg eingerichtet, mit den nötigen Lehrkräften versehen und in ihren Lehrplänen erhielt auch die nationale Sprache, die ungarische, einen Platz. Diese Schule besuchten die Kinder Rákóczy's, doch nur kurze Zeit, denn bereits im Jahre 1630 wurde der Vater zum Fürsten von Siebenbürgen erkoren, womit sich auch die sociale Stellung seiner Kinder total änderte. Die Söhne des einstigen Landedelmannes wurden mit einem Male Prinzen Siebenbürgens und übersiedelten aus dem stillen Herrensitze von Sárospatak nach Weissenburg, das bereits unter dem frühern Fürsten Gabriel Bethlen zur Blüte gelangt war und durch viele Neubauten und Verschönerungen einen vornehm städtischen Charakter anzunehmen begonnen hatte.

Die fürstliche Familie traf im Anfange des Jahres 1631 in Weissenburg ein, wo die Kinder ihrem Range gemäss erzogen wurden. Der ältere Georg war bereits zum Tronfolger ausersehen und daher als Kronprinz betrachtet, während Prinz Sigismund die grossen Privatdomänen der Familie erben sollte. Ihr Vater errichtete für sie eine eigene Hofschule, eine Art Ritterakademie, wo sie mit den Kindern der Magnaten des Landes erzogen wurden. Paul Keresztury stand als Rector an der Spitze dieser Anstalt. Keresztury erwarb seine Bildung in Deutschland, war ein tüchtiger Pädagog und eifriger Verfechter der Reformideen des Wolfgang Ratichius, die damals im deutschen Reiche vielfach verbreitet und angewendet wurden und eine neue Unterrichtsmethode in das Schulwesen einführten. Dieselbe wurde auch von Keresztury mit grossem Geschick und Erfolg angewendet und speciell Prinz Sigismund gedachte seines Lehrers auch in späteren Zeiten mit aufrichtiger Zuneigung. Keresztury verstand die Wissenslust seiner Schüler zu erwecken, sie durch eine liebevolle Behandlung zu gewinnen und zu fortwährender Arbeit anzuspornen. Beide Prinzen wohnten gemeinsam mit ihren Mitschülern in der Anstalt, welche in einem eigenen Gebäude mit grossem Garten untergebracht war. Die Schule bestand aus zwei Classen und hatte mit den Prinzen etwa sechzehn Zöglinge. Geräuschlos und den Studien gewidmet floss das Leben in dieser Schule dahin und nur öffentliche Prüfungen sowie aussergewöhnliche Anlässe brachten einige Abwechslung. Ein solcher Fall war die Confirmation beider Prinzen, ein feierlicher Anlass in jedem protestantischen Hause und doppelt wichtig in einer so glaubenseifrigen, treureligiösen Familie, wie die fürstliche war. In der Kathedrale, im Beisein der höchsten kirchlichen Würdenträger, des Hofes, des Fürstenpaares, bestanden die Prinzen die ziemlich langwierige und beschwerliche Religionsprüfung. Der Jüngere, Prinz Sigismund, hielt die Gelegenheitsrede, worauf die Prüfung begann. Der Heidelberger Katechismus, die Darlegung der Grundprincipien des protestantischen Glaubens bildete den Anfang, worauf der polemische Teil folgte zur Verteidigung dieser Grundsätze und die Widerlegung der katholischerseits gegen sie erhobenen Einwendungen. Beide Prinzen, die abwechselnd antworteten, bestanden die Prüfung mit vollem Erfolg; die Lehrmethode Keresztury's hatte sich auch practisch als zweckmässig bewährt. Doch nicht Keresztury allein war damals in Weissenburg sal Schulmann tätig. Neben ihm wirkten zwei hervorragende deutsche Gelehrte und Schriftsteller, die bereits von Gabriel Bethlen, dem unermüdlichen Förderer des Schul- und Bildungswesens, in seine Residenz berufen wurden und dort sich hochangesehene, materiell wohldotirte Stellungen erwarben. Es waren dies Alstäd († 1638) und Bisterfeld († 1656). Jener Director des Collegiums zu Weissenburg, Dieser sein Schwiegersohn und ebenfalls Lehrer am Collegium, der aber öfters zu auswärtigen diplomatischen Missionen verwendet wurde. Beide waren nicht nur Lehrer im gewöhnlichen Sinne des Wortes

der beiden Prinzen, sondern wussten sich neben dem vollen Vertrauen der Eltern auch die innige Zuneigung ihrer Zöglinge zu gewinnen.

Prinz Sigismund setzte seine Studien in der Hofschule auch dann noch fort, als der ältere Bruder, Kronprinz Georg, dieselbe verliess, um einen eigenen Hofstaat zu erhalten und sich practisch zum Soldaten, zum



Susanna Lorántffy.

Feldherrn auszubilden. Nach dem Tode Alstäds entstand zwischen Bisterfeld und dem Prinzen Sigismund ein intimes Freundschaftsverhältniss, das auch dann nicht erlosch, als der sechzehnjährige Prinz die Schule verliess, um an der Seite seines Vaters in die Regierungsgeschäfte eingeweiht zu werden. In der Schule erwarb er sich tüchtige Kenntnisse. Er beherrschte ausser seiner Muttersprache das Lateinische vollkommen, hatte sich im Griechischen und Hebräischen eine grosse Fertigkeit verschafft und verstand

auch etwas deutsch und französisch. Er war ein ernster, wissensdurstiger Jüngling, der auch nach den Schuljahren tüchtig weiter arbeitete, um die Lücken seiner Bildung möglichst auszufüllen; mit unendlicher Liebe hieng er an seinen Eltern und an seinem protestantischen Glauben. Tiefreligiös und ohne besonderen weltlichen Ehrgeiz, ohne Hochmut, obzwar im vollen Bewusstsein des Ranges, den er in Folge seiner Geburt einnahm, zeigt sein edler, mehr weiblich zarter als energischer Charakter manchmal etwas von Eitelkeit. Er benützte gerne die Gelegenheit, um seine Bildung, sein Wissen manchmal in einer etwas prahlerischen Weise zur öffentlichen Schaustellung zu bringen. Sein Abgang aus der Schule wurde mit grossen Festivitäten gefeiert; sein Lehrer und Freund Bisterfeld verfasste aus diesem Anlasse ein Gelegenheitstsück, Pallas Dacica, das auch im Druck erschien und das, da eben zu derselben Zeit ein Landtag abgehalten wurde, und aus Polen und der Walachei Gesandte anwesend waren, in ihrem und der Stände Beisein mit grossem Pomp in Scene gesetzt wurde. Prinz Sigismund legte förmlich einen detaillirten Rechenschaftsbericht über seine sämmtlichen Studien ab, und die lange Feier wurde mit einer Rede Bisterfelds geschlossen. Auch die Hofschule wurde geschlossen und erst nach Jahren durch den Fürsten Georg II. wieder eröffnet. Prinz Sigismund erhielt von seinem Vater eine Reihe wohlgemeinter, ernst-sittlicher Ratschläge, die er ins Lateinische übertrug und mit einem kurzen Vorwort veröffentlichte. Er verspricht darin, das Leben des Vaters zu seinem Musterbilde zu machen sowie dessen Ratschläge und Befehle zum Ariadne-Faden zu wählen, der ihn durch die Wirrsale des Lebens geleiten soll.

III.

Es war eine ernste, gewitterschwangere Zeit, als der siebzehnjährige Prinz die Abgeschlossenheit der Schule verliess, um die Arena des öffentlichen Lebens zu betreten. Im Nachbarlande, im königlichen Ungarn, waren die Gemüter in heftiger Gährung begriffen und erbittert, hasserfült standen sich Katholiken und Protestanten gegenüber. In der Ferne, draussen im Reiche, tobte seit länger als zwei Jahrzehenten die Furie des Krieges und der Sturm sollte bald auch Siebenbürgen mit sich reissen. Der regierende Fürst Georg I., vorsichtig und klug, hielt lange Zeit Frieden, um seine Herrschaft möglichst zu befestigen und die Nachfolge seines Sohnes — Siebenbürgen war ein Wahlfürstentum — sicher zu stellen. Als beide Ziele erreicht waren, richteten sich seine Blicke auf höhere Aufgaben. Seine Finanzen waren geordnet, sein Heerwesen in blühendem Zustande, sein Verhältniss zum Souverain, zum Sultan, befriedigend; Rákóczy hatte Geld, und da mit Geld und guten Worten bei den türkischen Machthabern alles zu erreichen war konnte der Fürst den ungarischen und auch den internationalen Wirren eine

erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Die heftigen kirchlichen Wirren, die wüsten theologischen Streitigkeiten, die sich als Vorboten des Sturmes einstellten, beschäftigten den jungen Prinzen lebhaft gleich nach seinem Eintritt ins practische Leben. In der Hofkanzlei seines Vaters, wohin er eingeteilt wurde, erhielt er ebenfalls Gelegenheit, von den Bestrebungen seiner Zeit gründlichre Kenntniss zu erlangen. Fürst Georg I. hatte längst Verbindungen mit Höfen des Auslandes angeknüpft; überall hatte er seine



Die Thüre der Kapelle zu Fogaras.

Agenten, die ausführliche Berichte einsandten und von allen wichtigen auswärtigen Angelegenheiten Mitteilung machten. Durch das Lesen dieser officiellen und officiösen Acten, durch den persönlichen Verkehr mit fremden Gesandten, die am fürstlichen Hofe erschienen, wurde er bald in die Geheimnisse und Intriguen der europäischen Politik eingeweiht. Auch ein wichtiges Staatsamt wurde ihm anvertraut. Er wurde zum Obercapitän, zum General des Széklerlandes ernannt, eine Stelle, deren Inhaber zu den höchsten Wür-

denträgern gehörte und die in Folge der damaligen adelig-militärischen Organisation des Staates in erster Reihe ein militärisches Amt war, aber auch administrative Agenden in sich vereinigte.

Kaum wurde Prinz Sigismund in seine neue Würde mit dem herkömmlichen Pomp installirt, als die Würfel der Entscheidung fielen und Siebenbürgen in die letzten Phasen des dreissigjährigen Krieges, bei dessen Beginn ihm eine so wichtige Rolle zugeteilt war, tatkräftig einzugreifen begann. Die Schweden unter Torstenson näherten sich Wien und der ungarischen Landesgrenze. Der schwedische Oberfeldherr, in richtiger Würdigung der Wichtigkeit einer Mitwirkung Siebenbürgens, machte dem Fürsten bereits im Jahre 1642 förmliche Allianzanträge, die auch in Bisterfeld einen energischen Verfechter fanden. Doch erst später, im October 1643 wurde der Vertrag zwischen dem Fürsten und dem Bevollmächtigten Torstensons, Oberst Rebenstock, unterze chnet. Na h dem vereinbarten Operationsplan hätte die militärische Action der beiden Verbündeten zu gleicher Zeit beginnen und die Vereinigung ihrer Heere vor Wien stattfinden sollen, dessen Belagerung und Besitznahme den Endzweck ihrer Bestrebungen bildete. Fürst Georg beschleunigte auch die Kriegsrüstungen; als er sich aber am 2. Februar 1644 mit seiner Armee in Bewegung setzte, war Torstenson aus Mähren bereits abgerückt und so konnte die Vereinigung mit den Schweden nicht bewerkstelligt werden, obzwar die siebenbürgischen Truppen im Laufe des Jahres nicht weniger als dreimal zur ungarisch-mährischen Grenze marschirten, immer in der trügerischen Hoffnung, die Schweden endlich dort zu finden. Georg I., mit seinen Truppen allein gelassen, eroberte zwar Kaschau und die nord-östlichen Teile des Landes, doch war er nicht im Stande auf dem Schlachtfelde entscheidende Erfolge zu erringen. Auch sein Sohn, Prinz Sigismund, entwickelte in den Kämpfen mit den Kaiserlichen keine bedeutenderen militärischen Fähigkeiten, wie überhaupt der ganze Krieg beiderseits mit wenig Geschick und militärischem Talent geführt wurde. Von den Schweden und deren Plänen war man im Laufe des ganzen Krieges nur sehr unvollkommen unterrichtet und als sich der so lange erfolglos erwartete Torstenson endlich wieder nach Mähren wendete, um sich dort mit den Siebenbürgern zu vereinigen, war Fürst Georg eben an der entgegengesetzten Grenze des Landes, in Munkács, worauf die Schweden, anstatt Wien anzugreifen, nach Brünn abrückten. Während der langwierigen Belagerung dieses festen Platzes kam endlich die Vereinigung beider Armeen zu Stande, doch ohne mehr wichtige strategische oder militärische Folgen nach sich zu ziehen. Prinz Sigismund führte das aus 136 Fähnlein bestehende siebenbürgische Hilfscorps nach Mähren, wo er im Juli 1645 in der Nähe von Auspitz das schwedische Lager erreichte. Torstenson ritt an der Spitze seines ganzen Stabes dem siebenbürgischen Prinzen entgegen und das Begrüssen fand auf feierlichste Weise statt. Trommelwirbel, Trompe-

tenschall, das Donnern der Kanonen begrüsste die Anrückenden und nach einer kurzen Conferenz setzte man sich zur Tafel. Das Hauptquartier des Prinzen war in Aisgrub, im prachtvollen Schlosse des Fürsten Liechtenstein, und Prinz Sigismund's Berichte schildern mit wahrer Begeisterung die Schönheiten des Schlosses und seiner Umgebung.

Von Aisgrub machte der Prinz täglich Besuche bei den Schweden und besichtigte öfters die Belagerungsarbeiten von Brünn. Militärisch einzugreifen bot sich ihm aber keine Gelegenheit. Auch waren die Tage der schwedisch-siebenbürgischen Allianz bereits gezählt, obzwar Torstenson gerade damals eine persönliche Begegnung mit dem Fürsten Georg anstrebte. Dieser führte bereits seit langer Zeit Friedensverhandlungen mit dem Kaiser, die dem Abschlusse nahe standen. Er hatte daher wenig Neigung, die Schweden zu besuchen. Auf Zureden seines Sohnes erschien er aber mit dem Reste seiner Armee dennoch in Mähren. Doch brachte er schlechte Nachrichten. Die Pforte befahl ihm Frieden zu schliessen und drohte im Falle der Weigerung Siebenbürgen militärisch zu occupiren. Fürst Georg liess daher Torstenson ersuchen, in Konstantinopel zu interveniren, sonst müsste er mit dem Kaiser seinen Frieden machen. Torstenson befürchtete gerade damals — es war Ende Juli — einen Angriff von Seite der Truppen des Erzherzogs Leopold; er trachtete daher die Siebenbürger wenigstens so lange bei sich zu halten, bis das Corps des Generals Königsmarck zu ihm gestossen ist. Um Zeit zu gewinnen, lud er den Fürsten zu einer persönlichen Begegnung ein. Der Fürst zögerte, doch auf Zureden des Prinzen Sigismund, der einen überstürzten Bruch mit den Schweden verhüten wollte, gab er seine Einwilligung zur Entrevue, die am 20. August in Aisgrub stattfand.

Mehrere schwedische Regimenter und die Elite der siebenbürgischen Armee nahmen am genannten Tage vis-à-vis von einander auf Schussweite Aufstellung. Fürst Georg, begleitet vom Prinzen Sigismund und seinem Hofstaat einerseits, Torstenson mit dem schwedischen Prinzen Karl Gustav und seinem Stabe andererseits setzten sich zu gleicher Zeit in Bewegung, um sich einander zu nähern. Die Begrüssung war herzlich und nach einer viertelstündigen Conversation zogen die hohen Herrschaften mit ihren Truppen nach Eisgrub. Im Schlosse angelangt zogen sie sich in die für sie bestimmten Appartements zurück. Unter dem Fenster des Fürsten musizirte eine aus 24 Trompetern bestehende schwedische Capelle. Dann setzte man sich zur Tafel; den Ehrenplatz erhielt der Fürst, der zwischen dem Prinzen Karl Gustav und Torstenson sass. Eine lange Reihe von Toasten würzte das Mahl, das aber dennoch in gedrückter Stimmung verlief. Fürst Georg fühlte sich unbehaglich im Kreise seiner Verbündeten und wollte sich noch am selben Tage entfernen. Er hatte dort wirklich nichts mehr zu tun, da seine Bevollmächtigten bereits am 6. August die Friedenspräliminarien mit dem Kaiser in Lampersdorf unterzeichnet hatten.

Der Fürst selbst zog zwar die Ratification fortwährend in die Länge, doch in Folge der feindseligen Haltung der Pforte blieb ihm keine andere Wahl als die Verbindungen mit den Schweden abzubrechen. Er zog sich auch mit seiner ganzen Armee nach Ungarn zurück und bald darauf schloss der Friede von Linz die ganze kriegerische Episode ab.

IV.

Der Friedensschluss brachte sieben oberungarische Comitate in den Besitz des Fürsten Georg, der seinen Sohn, den Prinzen Sigismund zum Gouverneur des neu erworbenen Gebietes ernannte. Doch hatte er noch viel höhere Ziele mit ihm. Der König von Polen war gestorben und Fürst Georg trachtete die frei gewordene Krone in den Besitz seiner Familie zu bringen. Der Plan fand auch im Kreise der polnischen Aristokratie Anklang. Manche wollten den Fürsten Georg selbst zum Candidaten proclamiren, während dieser seinen Sohn Sigismund in den Vordergrund zu drängen trachtete. Seine Abgesandten, die nach Polen gingen, waren instruirt, eventuell auch seine Person in Combination zu bringen, doch in erster Reihe für seinen Sohn Stimmung zu machen. Fürst Georg suchte sich auch die Unterstützung Schwedens zu erwerben. Sein Abgesandter erschien in Stockholm mit der Bitte, die Königin Christine sollte auf dem polnischen Reichstage, der zur Königswahl einberufen wurde, den Prinzen Sigismund in Vorschlag bringen. Die Königin tat zwar sehr freundlich, doch refusirte sie den Antrag, da sie ihre Stimme bereits einem andern Concurrenten zugesichert hatte.

Doch die Sache Sigismunds schien nicht aussichtslos, da sich für ihn Lupul Fürst der Moldau ebenfalls zu interessiren begann. Lupul war ein schlauer, energischer Mensch, der sich Jahrzehnte lang an der Spitze des Landes zu erhalten verstand und auch in Polen einflussreiche Verbindungen hatte. Er besass zwei Töchter. Die eine war an den Fürsten Radziwill verheiratet, der zu den Hauptführern des Rákóczy'schen Anhanges in Polen gehörte. Die andere Tochter schickte Lupul nach Konstantinopel, um dadurch dem Sultan ein Pfand seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben. Mit bedeutenden Geldopfern gelang es ihm nun, seine Tochter wieder nach Hause zu bringen und er liess ihre Hand durch seine Abgesandten dem Prinzen Sigismund antragen und stellte ihm im Falle einer Heirat seine tatkräftige Unterstützung in Polen in Aussicht. Nach einigem Widerstreben wurde der Antrag von den Rákóczys angenommen, doch bald sollten alle hochfliegenden Pläne, die sich daran knüpften, mit einem Male zu Nichte werden. Fürst Georg I. wurde im Laufe des Sommers 1648 schwer krank. Sein Zustand erforderte die grösste Schonung, doch der Kranke, der von jeher ein unermüdlicher Jäger war, konnte seine Waidmannslust trotz seiner Kränklichkeit nicht zügeln. Er machte einen Jagdausflug nach Görgény, wo

er sich vor Kurzem ein Schloss bauen liess. Todtmüde kehrte er nach Weissenburg zurück, wo er am 11. Oktober verschied.

Sein älterer Sohn Georg II. übernahm die Regierung, während der Jüngere, Prinz Sigismund, riesige Besitzungen in Ungarn erbte, wohin er sich mit seiner Mutter, der verwitweten Fürstin zurückzog. Alle Aussichten auf den polnischen Königstron sowie auf die Verbindung mit der moldauischen Prinzessin waren durch den Tod des Vaters verschwunden. In Polen wurde ein Anderer gewählt; dafür erschienen Abgesandte aus dem Kosakenlande in Siebenbürgen und machten teils dem neuen Fürsten selbst, teils seinem Bruder, dem Prinzen Sigismund abenteuerliche Anträge. Sie boten ihnen die gar nicht existirende kosakische Königskrone an. Es fanden ganz exotische Verabredungen statt. Danach sollte Prinz Sigismund in der Kosa-



Die Burg Görgény auf dem Rákóczy-Berge.

kei erscheinen, dort die ihm angebotene Würde übernehmen und dann an der Spitze seiner Kosakenschaaren die polnische Krone erobern. Zur Unterstützung dieses Planes sollten auch die Russen gewonnen werden und Fürst Georg II. mit seinem Heere in die damals polnischen Gebiete der Zips einrücken. Doch alle diese überschwänglichen Pläne, die zu langwierigen Verhandlungen Anlass gaben und in Polen manche Befürchtungen wach riefen, blieben ohne den mindesten practischen Erfolg. Sigismund liess sie auch bald gänzlich fallen, um seine Aufmerksamkeit reelleren Dingen zuzuwenden.

Man nannte ihn einen Stubengelehrten und nicht ohne allen Grund. Das Verhältniss zu seinem einstigen Lehrer Bisterfeld, das sich fortwährend inniger gestaltete, zeigt einen nicht gewöhnlichen Grad von Interesse für

alle geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit. Da der Prinz auf seinen ungarischen Besitzungen, Bisterfeld aber in Weissenburg lebte, entwickelte sich zwischen ihnen eine lebhafte Correspondenz wissenschaftlichen und auch practischen Inhalts. Bisterfeld versorgte seinen jungen Freund mit Büchern, mit den neuen Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur und in Folge seiner steten Verbindung mit dem Auslande auch mit wichtigeren politischen und anderweitigen Nachrichten. In den Verhandlungen bezüglich der Verheiratung des Prinzen war Bisterfeld ebenfalls ein wichtiger Factor. Man trachtete nämlich mit einer deutsch-protestantischen Fürstenfamilie eine Verbindung anzuknüpfen. Es gingen mehrere Abgesandte nach Deutschland, um eine passende Braut ausfindig zu machen. Die Tochter des Landgrafen von Hessen, eine Prinzessin aus dem Hause Oranien und auch andere wurden in Betracht gezogen. Prinzessinen gab es damals in Deutschland genug, doch war die Eine zu jung, die Andere bereits versprochen, einige lutherischer Religion und alle ohne Aussichten auf eine namhaftere Mitgift, so, dass sich die eingeleiteten Unterhandlungen ziemlich in die Länge zogen.

In diese Zeit fällt ein Act des Prinzen Sigismund, der seinen Namen in der Culturgeschichte Ungarns für immer verewigt hat. Es ist dies die Reorganisirung der Schule von Sáros-Patak, wo er mit seiner Mutter residirte, und die Berufung des berühmten Pädagogen und Reformers, Amos Comenius. Auch anden leidenschaftlichen Kämpfen, die sich damals in der ungarisch-protestantischen Kirche zwischen Episcopalen und Presbyterianern in Folge des Einflusses der puritanischen Bewegung in England entwickelten, nahm er lebhaften Anteil. Er stellte sich mutig an die Seite der Neuerer, der puritanisch angehauchten Presbyterianer, die durch das Einbeziehen des Laienelementes dem kalvinistischen Kirchenregiment eine demokratischere Richtung zu verleihen strebten. Prinz Sigismund liess zur Verbreitung der Reformideen ein grosses Werk schreiben und die vielfach verfolgten Anführer der Bewegung erfreuten sich seiner Gunst und seines Schutzes. Diese fortschrittlichen Neigungen betätigte der Prinz auch auf dem Felde des Schulwesens speciell durch die Berufung des Comenius nach Sáros-Patak. Dieser kam im Jahre 1650 dort an und wurde vom Prinzen Sigismund in der zuvorkommendsten Weise empfangen. Nach mehrtägigem Ideenaustausch, der Comenius mit den Wünschen des Prinzen, diesen aber mit den Plänen seines gelehrten Gastes vertraut machte, wurde vom Letzteren ein längeres Memorandum vorgelegt. Der Prinz acceptirte die Anträge des Comenius, obzwar ihre Ausführung bedeutende Geldopfer beanspruchte. Der Jahresgehalt des Comenius allein repräsentirte in Geld und Naturalien, nach dem heutigen Geldwerte gerechnet, eine Summe von etwa 6000 Gulden. Die neue Anstalt, die ein eigenes Gebäude erhielt, sollte aus sieben Classen bestehen, und trotz mancher Schwierigkeiten wurde die Reform durch Come-

nius auch practisch durchgeführt. Er selbst eröffnete die drei untersten Classen, die er auch mit eigenen Schulbüchern versorgte. Die Schule von Patak in ihrer neuen Organisation nahm einen bedeutenden Aufschwung



Balcon in Sárospatak.

und wurde lange Zeit als Muster einer wohleingerichteten Hochschule betrachtet.

Inzwischen näherten sich die Wünsche des Prinzen bezüglich seiner

et utrinquè parti salutaria sunt, à Serenissimis suis Dilectionibus, sine ulla difficultate, admissum iri confidimus.

Hâc igitur declaratione praemissâ toties dicta Pacta Dotalia, praesentesq; Recessus acceptamus et approbamus, Nostramque Ratihabitionem, manuum nostrarum subscriptione, sigillorumq nostrorum appressione, omni meliori modo, corroboramus ac confirmamus. DATUM IN Civitate nostra ALBA JULIA die decima sexta Mensis Februarij. Anno Domini Millesimo Sexcentesimo Quinquagesimo primo.

Susanna Lorantffi mppr.



Georgius Rakoczy mpp.

Sigismundus Rakoczy mpria.





S. Rákóczy's Heirats-Contract.

Verheiratung ebenfalls der Erfüllung. Die Braut wurde endlich gefunden. Es war die Prinzessin Henriette von der Pfalz, die jüngere Tochter Friedrichs, des einstigen Winterkönigs. Der symbolische Trauungsakt fand in Crossen am 25. März 1651, die wirkliche Hochzeit, die im Beisein des Vertreters des Kaisers, des Königs von Polen mit grossem Pomp drei Tage lang gefeiert wurde, in Patak am 26—28. Juni statt. Das junge Paar gewann sich in kürzester Zeit aufrichtig lieb. Die Prinzessin war ein einfaches, bescheidenes Wesen, das sich mit voller Hingebung ihrem Manne anschmiegte. Doch ihr Glück sollte ein rasches Ende nehmen. Bereits nach einigen Wochen begann die junge Frau zu kränkeln und schon am 28. Dezember, nach dreimonatlichem Eheglück, ereilte sie der Tod.

Der unerwartete Schlag wirkte niederschmetternd auf das Gemüt des Prinzen Sigismund. Die Trosteswort seiner tiefgebeugten Mutter sowie sei-



S. Rákóczy's Grabstein.

ner Freunde konnten ihn nicht wieder aufrichten und der unglückliche Gatte folgte bereits nach einigen Monaten seinem jungen Weibe ins Grab. Am 4. Feber 1652 beschloss auch er sein kurzes, vielversprechendes Leben. Die erschütternde Trauerbotschaft von dem Tode des Ehepaares erweckte in ganz Europa ein tiefes Mitgefühl und von überall, hauptsächlich aus Deutschland sowie aus Polen, kamen Beileidsbezeugungen in grosser Menge an die Familie. Der ergreifende Tod des Prinzen war der erste harte Schlag, der das Fürstenhaus der Rákóczy traf und dem bald eine ganze Reihe tragischer Katastrophen folgen sollte. Doch diese liegen bereits ausserhalb des Rahmens des hochinteressanten Buches von Szilágyi. Es ist der Glanzperiode des nationalen Fürstentums in Siebenbürgen gewidmet und liefert einen wertvollen Beitrag zur Kenntniss des ungarischen Culturlebens im XVII. Jhd.

Dr. Ignaz Acsády.

PROF. HOLM UND DIE DEMOKRATIE VON ATHEN.

Prof. Holm nimmt unter den jetzigen Vorkämpfern der Grote'schen Schule eine hervorragende Stelle ein. Auch er hat sich über mein Werk vernehmen lassen. Es geschah in der «*Revue Historique*» (Mai-Juni 1885), wo er nach acht Seiten Witzeleien zu dem Endresultate gelangt, dass ich mehr erreicht hätte, wenn ich anstatt einen dickleibigen Band von 719 (sic!) Seiten zu schreiben, meine Gedanken auf 100 Seiten «avec sobriéte (!), avec mesure (!) et avec délicatesse» (?) veröffentlicht haben würde. «C'est dommage — fügt er hinzu, — car il y a quelque chose dans ce livre: *des idées justes,* des tendances louables, *de la science,* de l'éloquence, mais il en est de l'auteur comme de l'enfant dans le berceau duquel une fée avait déposé un don fatal qui l'empêchait d'utiliser tous les autres: chez M. Schvarcz, le manque de mesure gâte tout.»

Nun, was die Witzeleien des hochverdienten Geschichtschreibers von Sicilien anbelangt, muss ich unverholen gestehen, dass dieselben mich ganz nett amüsirt haben; doch mein Werk gegen diese Witzeleien zu verteidigen kann ich mich schon aus dem Grunde nicht bewogen fühlen, weil ich auf Grund einer Prüfung seiner ganzen Recension zu der traurigen Ueberzeugung gelangt bin, dass er mein Werk nicht nur nicht studirt, sondern nicht einmal sorgfältig bis ans Ende gelesen hat. Referent hat darin geblättert, hie und da wohl auch in meinen Text geblickt; doch was er zum Leitfaden seiner Recension genommen hat, das ist nicht der Text, noch viel weniger der kritische Apparat in den Anmerkungen: nein, das ist blos die kurzatmige Lapidar-Hodegetik in Diamant-Lettern auf dem *Margo.*

Um meine Behauptung zu beweisen, erinnere ich u. A. an das so sehr kennzeichnende Résumé (oder wie Referent sagt «*contenu*» pag. 157 Revue Historique, Mai-Juni, 1885), welches Ref. von meinem Capitel V zum Besten geben zu dürfen meint; und zwar mit den nachstehenden Worten: Chap. V. Démocratie d'Éphialte: «Aucun progrès sensible dans la vie politique; — le culte de l'aristocratie est encore florissante et le niveau de l'instruction génerale à Athènes, toujours très bas.» — Mit diesen Worten glaubt Prof. Holm den Inhalt eines 217 S. starken Capitels erschöpft zu haben, in welchem ich zuerst die verfassungsgeschichtlich nicht minder als cultur- und sittengeschichtlich hochwichtige Frage von der Einheit dieser sowohl das Zeitalter des Perikles als auch die Jahre der Demagogenherrschaft eines Kleon und seiner Nachfolger umfassenden Verfassungsperiode gehörig zu beantworten suche, sodann aber, nach

Voranschickung einer kritisch sichtenden Rundschau der gesammten athenischen Staatseinrichtungen, eine eingehende staatswissenschaftliche Kritik einerseits der Ἀθηναίων πολιτεία, anderseits der thukydideischen Lobrede des Perikles auf die athenische Demokratie unternehme, um auf Grund dieser Kritik die geschichtliche Wahrheit von all dem Blendwerke säubern zu können, welche der Wahn der philologischen Tradition über dieses Perikleische Zeitalter, von Generation zu Generation mit stets einer gesteigerten Emphase ausgeschüttet hatte; endlich bespreche ich innerhalb dieses Capitels wohl auch noch die gesammte geistige, sittliche und materielle Entwickelung der athenischen Gesellschaft vom Tode des Perikles an bis zur Einsetzung der Vierhundert im Jahre 412 v. Chr.! — Also «aucun progrès sensible dans la vie politique» — epitomisirt mein Capitel Prof. Holm. Ja aber wo sage ich das? Vielleicht in Bezug auf das Perikleische Zeitalter? Keine Spur von einer solchen Aeusserung. Nein, es steht S. 272 auf dem *Margo* mit *Diamant-Lettern* folgendes Hodegetikon: «Kein *erheblicher* Fortschritt im Staatsleben. Der Junkercult *blüht* unbehindert fort.» — Das hat Ref. auf dem *Margo* gelesen, nicht den Text, noch *viel weniger die Anmerkungen!* Aus dieser Marginal-Notiz hat also der hochverdiente Geschichtschreiber Siciliens die Inhaltsangabe eines Capitels herausgelesen, welches im Texte 217 Seiten gross 8° ausmacht, und zu welchem noch über 50 Seiten kritische, grösstenteils realphilologische Anmerkungen gehören. Und dass dies der Fall war, erhellt nicht nur aus seinem Ausdruck *florissante (blüht)*, sondern auch aus dem zweiten Satz in seiner Inhaltsangabe dieses Capitels: «et le niveau de l'instruction générale, à Athènes, toujours très bas»; denn auch dieser Satz steht *wörtlich* auf dem *Margo* S. 286 meines Werkes: «Das Niveau der allgemeinen Bildung zu Athen noch immer sehr niedrig.» — Ich hätte sogar diese *Marginal-Transscriptions-Recension* über mich ergehen lassen, ohne mich gegen die Holm'sche Kritik aufzulehnen — hätte der hochverdiente Geschichtschreiber Siciliens nur etwas genauer auf's Augenmerk genommen, was auf dem *Margo* bei mir geschrieben oder eigentlich in Diamant gedruckt steht. Bei mir steht auf dem Margo nicht etwa «*Kein Fortschritt*» schlechthin, sondern «Kein *erheblicher* Fortschritt» — und diesen Unterschied werden ausser Müller-Strübing wohl auch andere Realphilologen zu würdigen wissen. Und wie gefährlich es für einen Kritiker ist, blos den *Titel des Capitels* und sodann irgend eine *Marginal-Notiz* aufs Augenmerk zu nehmen, ohne dabei *fortlaufend* wohl auch in den *Text etwas* hineinzugucken: dies erhellt auch aus dem kleinen Missgriff, dessen sich Ref. eben anlässlich seiner Recension meines Capitels IV nicht erwehren konnte. Da nämlich das gesammte Capitel IV den Titel «*Die Demokratie des Ephialtes*» führt, und Ephialtes ein älterer Zeitgenosse des Perikles gewesen ist, so dachte sich dabei Ref.: hier steht auf dem Margo «Kein (erheblicher)

Fortschritt», folglich kann es sich nur auf das Perikleische Zeitalter beziehen; hätte Ref. nicht nur den Margo, sondern auch den Text meines Werkes gelesen, so würde er wahrgenommen haben: 1. dass die Charakterisirung des Fortschrittes des *Perikleischen Zeitalters* in *jener Kritik* der perikleischen Lobrede auf die athenische Demokratie *mitenthalten* ist, deren *diesbezügliche* Momente zufälligerweise auf *dem Margo nicht notificirt* sind, und 2. dass meine Margo-Notiz: «*Kein erheblicher Fortschritt*» sich auf die Zeit des sogenannten ersten Verfalls, d. i. auf die Jahre der Demagogenherrschaft eines Kleon, Hyperbolos u. s. w. bezieht.

Noch deutlicher erhellt die wahre Natur der Holm'schen Recension meines Werkes aus den nachstehenden Worten, mit welchen Ref. das «*Contenu*» meines Capitels XV wiedergibt: Chap. XV: Coup d'oeil rétrospectif. La *vie politique* à Athènes ne répondait pas aux prétentions de la société athénienne. (Bei mir auf dem *Margo:* Das athenische *Staatswesen* entsprach den *Anforderungen* der athenischen Gesellschaft nicht): intolérance anticivilisatrice (bei mir auf d. *Margo:* culturfeindliche Intoleranz); part *mesquine* faite à *l'extension* des connaissances humaines (bei mir auf dem *Margo:* Winziger Anteil des Athenertums an der *Erweiterung* des menschlichen Erkenntnisskreises); les vrais mèrites des Athèniens au point de vue de la vie intellectuelle. (Ich sage hiezu im Texte: In der Ethik hatten die Athener *einen epochalen Erfolg*, auch gab es unter denselben hervorragende Redner: trotzdem erwarb sich Athen weder Verdienste um die Lehre von der Beredsamkeit als Kunst, noch um die Politik als Wissenschaft. Die Athener nehmen den *ersten Platz* unter den Hellenen nur in Bezug auf die *Plastik* und das *Drama* ein. Die geistige Bildung der Masse hatte zu Athen selbst während *der Perioden des staatlichen Gedeihens* nicht einmal den Grad erreicht, welchen so manche Gemeinwesen des Westhellenentums in den entsprechenden Epochen schon längst zurückgelegt hatten.» *Das sage* ich im Texte; Ref. notificirt aber blos den Titel (ohne Inhalt), welcher auf dem *Margo* steht «*Seine wahren Verdienste um das Geistesleben.*» *Worin aber* diese wahren Verdienste nach meiner Schilderung recht eigentlich bestanden hatten, dies hält Ref. nicht für nötig anzudeuten; leur esprit aristocratique (bei mir auf dem *Margo:* Der Junkersinn der Athener); leur non maturité politique (bei mir auf dem *Margo:* ihre politische Unreife); leur cupidité et vénalité (bei mir auf dem *Margo:* Ihre Habsucht und Bestechlichkeit); leur aptitude à la guerre privée de tout mobile ideale (bei mir auf dem *Margo:* Der völlige Mangel an idealen Triebfedern bei der athenischen Kriegstüchtigkeit); leur facilité exemptes de scrupules à être traitres à la patrie (auch dieser Satz steht bei mir auf dem *Margo:* Ihre gewissenlose Bereitwilligkeit zum Landesverrat); la torture florissante; le mépris du travail et l'avilissement des femmes. (Bei mir steht es im Texte: Der Gedanke geknechtet; die Arbeit verachtet; die

individuelle Kraft gelähmt durch Rücksichten auf den Stammbaum und dazu noch die Frau erniedrigt zu einem æsthetischen Bruttier.) Uebrigens ist Ref. mit seiner allgemeinen Rundschau bereits am Ende. Tel est le jugement de l'auteur sur Athènes! ruft er aus, auf Grund dieser seiner, so sehr ermüdenden Marginal-Transscriptionen.

Ja, diese Marginal-Transscriptionen! Ich hätte Nichts gegen solche einzuwenden, wenn nur Referent hie und da wohl auch in den Text geguckt hätte. Ich wäre zum Beispiel zufrieden gewesen, wenn Referent zu seiner Marginal-Transscription «*leur non maturité politique*» nur mit einigen spärlichen Worten angedeutet hätte, was ich *im Texte* (zu dieser Marginal-Notiz) über die Ermangelung eines jeden Sicherheitsventils im Parteikampfe, so wie über den unheilbaren Widerwillen des Volkes (nämlich des in der Ekklesie versammelten *souverainen* Volkes) von Athen gegen die Einführung der *Einkommensteuer*, und über die unwiderrufliche Tatsache sage, dass die *meisten* uns bekannten athenischen Staatsmänner und Feldherren entweder irgend einen Diebstahl am Staatsvermögen tatsächlich begangen hatten, oder *doch* vom Volke — unschuldigerweise — als *Diebe* gebrandmarkt wurden.

Statt eines solchen Verfahrens, frägt Referent — nachdem er «le *contenu* des quinze chapitres» meines Buches auf eine *solche* Weise angegeben hatte, — M. Schvarcz a-t-il prouvé ce qu'il voulait prouver? — Und auf diese Frage antwortet Referent folgendermassen: «Il est impossible d'entrer ici dans tous les détails de cet ouvrage; ce n'est pas nécessaire, d'ailleurs, car M. Schvarcz est si absolu (!), si énergique, si excessif dans ses affirmations, qu'il serait tenu de donner toujours des preuves complètes, pour échapper au reproche d'exagèration. *Quelque exemples* nous feront voir la *manière* de *procéder* de M. Schvarcz et *combien il est outré* (!). Il traite (p. 486) *certaines assertions* (?) d'Aristote sur les avantages de la démocratie d'«indigne bavardage» el il ajoute qu'il ne tient pas compte de cette pitoyable supposition d'Aristote «que dans l'État», la domination des masses, basée sur le nombre des individus pauvres pour la plupart, devait nécessairement conduire à un partage des biens des riches. Que dit cependant Aristote dans le passage incriminé? ἂν οἱ πένητες διὰ τὸ πλείους εἶναι διανέμωνται τὰ τῶν πλουσίων κ. τ. λ. Il suppose simplement le cas où ils le feraint. Schvarcz fait de cette possibilité une nécessité, et Aristote (?) est «pitoyable». — Das ist zu arg. Zuerst sagt Referent, ich hätte die «*Supposition*» eine *pitoyable* genannt; dann vergisst er, was er eben gesagt hat, und behauptet, ich hätte den *Aristoteles* selbst einen «*pitoyable*» genannt. Ich lade den hochverdienten Geschichtschreiber Siciliens ein, mir gefälligst anzuzeigen, wo ich den Aristoteles «*pitoyable*» genannt habe! Doch zur Sache. Referent zeiht mich einer Wortverdrehung — en language ordinaire, on appelle cela «*dénaturer le sens des mots.*» Mit welchem Rechte? Auf Grund seiner Hinweisung auf Aristot. Pol. III: ἂν οἱ πένητες διὰ τὸ

πλείους εἶναι διανέμωνται τὰ τῶν πλουσίων κ. τ. λ. Ja woher weiss es denn Ref., dass ich blos diese Stelle der Aristotelischen Politik im Sinne gehabt habe, als ich meinen incriminirten Satz niederschrieb? Nein, nicht aus der Stelle habe ich geschöpft, die Referent citirt, sondern aus der Stelle Arist. Pol. VI (VII Barthèl.) 1, 12: φασὶ γὰρ οἱ δημοτικοὶ τοῦτο δίκαιον ὅτι ἂν δόξῃ τοῖς πλείοσιν, οἱ δ' ὀλιγαρχικοὶ ὅ τι ἂν δόξῃ τῇ πλείονι οὐσίᾳ. Κατὰ πλῆθος γὰρ οὐσίας φασὶ κρίνεσθαι δεῖν. ἔχει δ' ἀμφότερα ἀνισότητα καὶ ἀδικίαν· εἰ μὲν γὰρ ὅ τι ἂν οἱ ὀλίγοι, τυραννίς (καὶ γὰρ ἐὰν εἷς ἔχῃ πλείω τῶν ἄλλων εὐπόρων, κατὰ τὸ ὀλιγαρχικὸν δίκαιον ἄρχειν δίκαιος μόνος), εἰ δ' ὅ τι ἂν οἱ πλείους κατ' ἀριθμόν, (οὐκ) ἀδικήσουσι δημεύοντες τὰ τῶν πλουσίον καὶ ἐλαττόνων, καθάπερ εἴρηται πρότερον. Bei dem Zustande, in welchem sich der Text der Aristotelischen Politik noch immer befindet, dürfte doch wohl auch Referent zugeben, dass dieses καθάπερ εἴρηται πρότερον sich nicht notwendigerweise auf die vom Referenten citirte Stelle im Pol. III beziehen muss; wahrscheinlich bezieht es sich auf eine Stelle, wo jetzt in unserem eine Lücke ist. Doch gesetzt auch den Fall, dieses καθάπερ εἴρηται πρότερον bezöge sich ausschliesslich auf die Lieblingsstelle meines Referenten ἂν οἱ πένητες κ. τ. λ. — was dann? Verrät denn Aristoteles auch an anderen Stellen nicht, dass er die ἄκρατος δημοκρατία, die ἐσχάτη δημοκρατία, oder wohl auch die ἡ νῦν δημοκρατία gleichbedeutend hält mit einer schrankenlosen Herrschaft der Armen, welche sich gar heftig nach dem Vermögen der Reichen sehnen? (Vgl. Pol. VI, 9, 7). Und schlägt er denn seinen Modus «οἷον εἰ οἳ μὲν δέκα, οἳ δὲ εἴκοσιν» nicht etwa zum Behufe einer legalen Massregelung der latenten communistischen Bestrebungen der aus Armen bestehenden Majorität nach der Kopfzahl vor? Mit welchem Rechte zeiht mich Ref. also der Wortverdrehung? Referent hätte besser getan, wenn er nicht eine solche Ausdrucksweise meines Textes angegriffen hätte, welche mit meiner Theorie der athenischen Demokratie gar nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange steht, sondern wenn er ein kurzes, bündiges Résumé gegeben hätte von dem, was an meiner Theorie und Kritik wesentlich ist. Aus all diesem erhellt, dass der hochverdiente Geschichtschreiber Siciliens nicht nur meinen Text, sondern wohl auch den Text der Aristotelischen «Politik» nicht bis ans Ende zu lesen pflegt. Darum verarge ich ihm auchseine Recensions-Witzeleien nicht im Entferntesten. Wie sollte ich ihm wohl auch gar so sehr verargen, dass er meinen Text nicht liest, wenn er diese Ehre nicht einmal einem Aristoteles antut? Wie bereits erwähnt, Prof. Holm hätte gewünscht, ich hätte die Ergebnisse meiner Forschungen auf höchstens 100 Seiten dargelegt. Freilich wäre eine solche schlanke Abhandlung gar so manchen Heroen der Kritik vom Fache ganz und gar willkommen gewesen. Wie denn nicht? Ist doch das Herumblättern innerhalb LXIX + 749 Seiten eine recensorische Vor-

arbeit, die sogar auf den prickelndsten Witz ermattend einwirken muss; unvergleichlich leichter ginge es mit blos 100 Seiten!

Nun will ich dem Referenten sogar noch diese Mühe ersparen. Ich stelle ihm hier die alleransprechendsten Ergebnisse meiner realphilologisch belegten staatswissenschaftlichen Forschungen zur Verfügung: es sind blos sieben Alineas, auf nicht vollen zwölf Seiten.

Möge der hochverdiente Forscher all dies zur Kenntniss nehmen und er wird selber gestehen müssen, dass seine bisherige Recension meines Werkes kaum je einem sorgfältigen Leser meines Buches jenen Sinn für «sobriété», «mesure» und «délicatesse» beizubringen vermögen dürfte, welchen er mir in der «Revue Historique» so sehr anempfohlen hat.

Meine Ergebnisse, welche ich durch Prof. Holm in erster Linie geprüft zu sehen wünschte, sind die nachstehenden:

1. *Der Volksbeschluss des Diopeithes und die Gedankenfreiheit in Athen.* — Dass die athenische Demokratie im Zeitalter des Perikles noch keine Gedankenfreiheit kannte, wenigstens nicht in des Wortes moderner Bedeutung, dies erhellt aus der Tatsache, dass der athenische Volkstag im Jahre 431 v. Ch. den Antrag des Chresmologen *Diopeithes* — εἰσαγγέλλεσθαι τοὺς τὰ θεῖα μὴ νομίζοντας ἢ λόγους περὶ τῶν μεταρσίων διδάσκοντας (Plut. Pericl. 30) — zum Volksbeschluss — ψήφισμα — erhob und hiemit alle diejenigen Philosophen, welche die Erscheinungen der Natur, insbesondere die Sonne, den Mond, die Gestirne, so wie die Erscheinungen des Luftkreises zu beobachten und auf eine rationelle Weise zu erklären versucht hatten, einer peinlich-gerichtlichen Verfolgung preisgab. Obwohl der Philologe Bergk und nach ihm wohl auch Adolf Schmidt auf diese Stelle im Plutarch aufmerksam gemacht hatten, vernachlässigen dieselbe dennoch bis zur Stunde sämmtliche realphilologische Geschichtschreiber. Der selige Schömann meinte dem Andenken der Demokratie von Athen eine Ehrenschuld abzutragen, indem er den Sinn des erwähnten Volksbeschlusses auf nachstehende Weise wiedergab: «*Leute, die sich unterfingen über die himmlischen* (!) *Dinge neue* (!) *freigeisterische* (!) *Lehren vorzutragen*, u. s. w.» Als ob es da sich blos um ketzerische oder atheistische Afterphilosophen und nicht um sämmtliche Naturforscher zugleich gehandelt hätte! So übersetzte Schömann (griech. Alterth. III. p. 585) die bei Plutarch stehenden Worte jenes Volksbeschlusses, ohne sich vor dem unmittelbar nachfolgenden Satz bei Plutarch — ἀπερειδόμενος εἰς Περικλέα δι᾽ Ἀναξαγόρου τὴν ὑπόνοιαν — in Acht zu nehmen. Aber auch Ernst Curtius trachtete den brutalen Sinn jenes Volksbeschlusses zu mildern, indem er denselben folgendermassen übersetzte: «*Er (Diopeithes) setzte den Beschluss durch, dass alle diejenigen, welche die Landesreligion verleugneten und* (!) *über die göttlichen* (!) *Dinge philosophirten, als Staatsverbrecher belangt werden sollen.*» (E. Curtius: Griech. Gesch. II, p. 344.) Als ob der

Volkstag blos über Solche eine Strafe verhängt zu wissen gewollt hätte, welche nicht nur über *göttliche (kosmische)* Dinge Untersuchungen anzustellen, sondern *zugleich wohl auch* die Götter der Landesreligion zu *verleugnen* gewagt hätten! Die Leser der Werke Schömann's und E. Curtius' werden also nicht wissen, dass Diopeithes' Volksbeschluss gleichbedeutend überhaupt mit *einem Verbot gegen wissenschaftliche Untersuchungen über die Natur der Himmelskörper ist;* die Leser der genannten Werke werden also eben das allerwichtigste Zeugniss gegen das angebliche Vorhandensein einer ernsthaften Gedankenfreiheit im perikleischen Athen nicht zur Kenntniss nehmen können, es sei denn, es gäbe unter diesen Lesern wohl auch solche, welche nicht nur griechisch können, sondern auch mit der Geschichte der Aufklärung des Näheren vertraut sind.

Noch ärger hat es aber Grote gemacht. Dieser selbstgemachte «*Advocate of the Demos*», der in seiner, recht traurigerweise unleugbar auch in deutschen realphilologischen Kreisen epochemachenden zwölfbändigen «History of Greece» einen ganzen Band nahezu ganz mit seiner Würdigung des nur für strategische Fachmänner bedeutungsvollen *Rückzuges der Xenophontischen 10,000* anfüllen zu müssen geglaubt hat, — also dieser Grote bemüht sich in derselben zwölfbändigen «*History of Greece*» dem Armuts-Zeugniss, welches sich die perikleische Demokratie von Athen durch die Annahme des Volksbeschlusses des Diopeithes ausgestellt hatte, dadurch die Spitze abzubrechen, dass er (Grote) diese ganze verhängnissvolle ψήφισμα des Diopeithes, auf dessen Grundlage das Volk von Athen sämmtliche Naturforscher aus der Welt zu schaffen sich anschickte, nur kurzweg eine «*general resolution*» nennt, ohne deren Inhalt auch nur mit einem Worte anzudeuten. Die Redewendung, mit welcher der grosse «*Advokat des Demos*», Grote, dies sein selfgovernmentales Toast-Kunststück auszuführen nicht Anstand nahm, lautet in seinem Urtext folgendermassen: «Against Anaxagoras *himself* (!) too, a similar indictment *is said* (!) to have been preferred, *either* by Kleon, *or* (!) by Thukydides son of Melesias, *under a general resolution recently* (!) *passed in the public assembly at the instance of Diopeithes*» (!) (History of Greece, V, p. 365). Die Brandmarkung eines solchen «*delikaten*» historiographischen Advokatenkniffes überlasse ich der heranwachsenden Generation unserer realphilologischen Geschichtschreiber; ich will meinerseits hier nur so viel constatiren, dass auf Grundlage dieses blöd-brutalen Volksbeschlusses in Athen nicht nur *Anaxagoras*, sondern wohl auch *Diogenes von Apollonia, Damon* und sonstige «μεταρσιολέσχαι» und φυσικοί durch *Asebie-Processe* bis aufs Blut verfolgt wurden, und zwar noch innerhalb jenes «*Perikleischen Zeitalters*», welches unsere orthodox-realphilologischen Schwärmer «*die schönste Blütezeit des Menschengeschlechts*» zu nennen pflegen. (*Pythokleides* und *Hippon* dürften wohl noch früher auf Grund-

lage des «*Ungeschriebenen Rechts*» der altehrwürdigen *Eumolpiden* gezüchtigt worden sein.) Dass aber dieser blöd-brutale Volksbeschluss des Diopeithes auch während der folgenden Jahre in irgend einer Form (*«nach freier Debatte» :* GROTE !) erneuert wurde: dies ist ersichtlich aus der Wut, mit welcher man die Naturforscher und ihre Werke noch zu *Nikias' Glanzzeiten* verfolgt hat. (Plut. Nic. c. 23: οὔτε ὁ λόγος ἔνδοξος, ἀλλ' ἀπόῤῥητος ἔτι, καὶ δι' ὀλίγων καὶ μετ' εὐλαβείας τινος ἢ πίστεως βαδίζον — und unmittelbar vorher: οὐ γὰρ ἠνείχοντο τοὺς φυσικοὺς καὶ μετεωρολέσχας τότε καλουμένους, ὡς εἰς αἰτίας ἀλόγους καὶ δυνάμεως ἀπρονοήτους καὶ κατηναγκασμένα πάθη διατρίβοντας τὸ θεῖον. Woraus dann auch wohl erhellt, dass unter μετεωρολέσχαι nicht sowohl transcendental-philosophische Gottesleugner als vielmehr *sternguckende Naturphilosophen* zu verstehen sind, welche sich freilich mit der Lehre von den Himmelskörpern, welche die athenische Staatsreligion (Mythologie) verkündete, nicht zufriedengeben mochten. Unter die Naturphilosophen, welche man innerhalb der nächstfolgenden Jahre in Athen eben wegen ihrer Naturphilosophie verfolgt hatte, gehört auch *Archelaos.* Auch *Protagoras* und *Prodikos* wurden wegen ihrer Lehren von Staatswegen verfolgt. Zwar waren diese beiden Sophisten keine Naturforscher: doch beurkunden etwa die *Asebie-Processe,* welche man ihnen anhängte, — beurkunden denn die Scheiterhaufen, auf denen das Volk von Athen die Schriften derselben gar so feierlich durch Henkershand verbrennen liess, — beurkunden denn alle diese Dinge vielleicht das Vorhandensein einer Gedankenfreiheit in einem ernsthaften Sinne des Wortes? Ja, aber in einem Staate, dessen Wesen mit seiner Staatsreligion so innerlich verwachsen war, ging das nicht anders! erwidern die Orthodoxen. Sie haben Recht, meine hochgeehrten Herren Orthodoxen! Doch wenn das wirklich der Fall war (nämlich zu Zeiten des Anaxagoras und des Archelaos): dann haben Sie wohl auch den Mut auszusprechen, dass sich der athenische Staat, die athenische Demokratie *schon ihrem innersten Wesen nach* mit einem *ernstvollen, fortschrittsfreundlichen Maasse der Gedankenfreiheit nicht vertrug!* Ich gehe hier auf die einzelnen Asebie-Processe nicht näher ein; ich habe selbe des Näheren besprochen sowohl in meinem Texte, als auch in den Anmerkungen. (S. m. Demokratie von Athen SS. 216 ff. und 655 ff.) Dort erörtere ich auch den Druck, welcher sogar die geistige Entwicklung eines Genius wie Platon pathologisch zu beeinträchtigen vermocht hat (S. m. Demokr. v. Athen S. 404 ff. und 698 ff.; Plat. Legg. VII p. 821: τὸν μέγιστον θεὸν καὶ ὅλον τὸν κόσμον φαμὲν οὔτε ζητεῖν δεῖν οὔτε πολυπραγμονεῖν τὰς αἰτίας ἐρευνῶντας· οὐ γὰρ οὐδ' ὅσιον εἶναι· τὸ δὲ ἔοικε πᾶν τούτου τοὐναντίον γιγνόμενον ὀρθῶς ἂν γίγνεσθαι), dort spreche ich mich auch über den Process περὶ ἀσεβείας, welcher den Aristoteles von Athen vertrieb, des Näheren aus. (Des Sokrates darf ich hier gar nicht erwähnen, da meinen Ausspruch über seine Verurteilung sogar

Prof. Holm würdigen zu müssen glaubt. S. «Rev. Histor.» p. 161.) (Ich sollte hier höchstens nur noch daran erinnern, dass die Verurteilung des Sokrates nicht sowohl wegen Asebie, als vielmehr wegen seiner *verfassungspolitischen Reformideen* zu Stande kam: denn, wie ich in meinem Werke des Näheren ausführe, in Athen bestand sogar in Bezug auf die Politik eine Redefreiheit blos innerhalb der Sphäre jener Fragen, *welche sich blos auf die Tagespolitik auf Grund der bestehenden Verfassung* beziehen liessen: eine Revision, oder gar eine radicale Reform der bestehenden Verfassung öffentlich anzustreben, sogar auf rein friedlich-legalem Wege anzustreben, war gleichbedeutend mit Hochverrat. Siehe mein Capitel über die «*Demokratie des Tisamenos*». Die Gedankenfreiheit war zu Athen derart, dass man mit *verfassungspolitischen Reformideen* nur nach einer Katastrophe, nur auf Grund einer tatsächlich gewordenen tabula rasa ungeahndet hervortreten durfte. Was trotzdem in normalen Zeiten an der Verfassung verändert ward, das war lediglich irgend ein *Schleich-Werk*, von dessen verfassungspolitischer Tragweite das, nach Bluntschli und Leopold von Ranke, so hochgebildete Volk von Athen kaum eine Ahnung hatte.) — Prof. Holm witzelt auch über die Würdigung, welche ich den cultur- und fortschrittfreundlichen Verdiensten des Demetrios von Phaleron angedeihen lasse. Und doch war es dieser Staatsmann, welcher dem Volke von Athen die Gedankenfreiheit in einem ernsteren Sinne des Wortes verschafft hat. Ein schriftstellernder Forscher und Denker selber (Siehe über Περὶ τῆς Ἀθήνησι νομοθεσίας — Περὶ τῶν Ἀθήνησι πολιτῶν, — Ἐκκλησία ἔνορκος — Περὶ δημαγωγίας — Περὶ πολιτικῆς, — Περὶ νόμων, — Περὶ ἀνόμων und seine sonstigen Werke in meiner «Demokratie von Athen» Seite 552 ff. und S. 731 ff.; Diog. Lært., V, 80: πλήθει δὲ βιβλίων καὶ ἀριθμῶν στίχων σχεδὸν ἅπαντας προελήλακε τοὺς κατ' αὐτὸν Περιπατητικούς, εὐπαίδευτος ὢν καὶ πολύπειρος παρ' ὀντινοῦν κ. τ. λ.) hat er das Denkerleben zu Athen von den ererbten Fesseln befreit. Unter Perikles verfolgte man die Philosophen bis auf's Blut; der athenische Staatsrat und Volkstag, welchen die rednerischen Meisterstücke des Demosthenes begeisterten, gewährte denselben auch noch keinen Eintritt in die öffentlichen Gebäude des Staates; Platon und seine Berufsgenossen durften ihre Lehren zur Zeit des Demosthenes nur als schleichende Narren oder Missetäter unter den Säulenhallen jener Gebäude vortragen. Demetrios von Phaleron öffnete zuerst die Hallen Athens dem geistigen Unterricht: es geschah unter seiner Regierung, dass sowohl Theophrast und Zenon von Kition als auch Epikuros einen würdigen Sitz für ihre Schulen erlangen konnten; Demetrios selber hatte alle diese Philosophen von Staatswegen sogar materiell befördert, wie auch er es war, der die Hinterlassenschaft Platon's in der Akademie von dem althergebrachten Drucke befreite. Alle vier grossen Philosophenschulen Athens erhielten von diesem Sklavensohne und makedonischen Statthalter

Demetrios die wesentlichste Bedingung ihrer zukünftigen geistigen Entwickelung und auch die ihrer materiellen Blüte: die Lehr- und Lernfreiheit, welche sich vor der Staatsgewalt nicht mehr verkriechen muss. Er zeigte sich dankbar gegen seinen Lehrer Theophrastos; er erwies sich grossmütig gegen Xenokrates; er versah mit Brod und Wein den darbenden Krates; er rettete vor dem schrecklichen Tode den Freigeist Theodoros. All' dies war jedoch keine launenhafte Aufwallung seiner Ruhmsucht: es war seine Ueberzeugung, seine Regierungspolitik, sein politisches System. Nicht im Jahre 302 v. Ch., — wie Krüger möchte, — viel früher, unter der Epistasie dieses Demetrios geschah es, dass das schändliche Gesetz, welches Sophokles von Sunion im Jahre 318 v. Ch. *mit Beihilfe des Demochares* und *überhaupt der demostheneischen Partei* gegen die Philosophenschulen durchbrachte, nunmehr wieder aufgehoben wurde. Demetrios von Phaleron wollte es so: also hob der Volkstag das sophokleische Gesetz — Diog. L. V, 38: Σοφοκλέους τοῦ Ἀμφικλείδου νόμον εἰσενεγκόντος μήδενα τῶν φιλοσόφων σχολῆς ἀφηγεῖσθαι, ἂν μὴ τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ δόξῃ, εἰ δὲ μή, θάνατον εἶναι τὴν ζημίαν — Athenæi Deipnos. XIII, p. 610 F.: καὶ Σοφοκλῆς δέ τις ψηφίσματι ἐξήλασε πάντας φιλοσόφους τῆς Ἀττικῆς, καθ' οὗ λόγον ἔγραψε Φίλων, ὁ Ἀριστοτέλους γνώριμος ἀπολογίαν ὑπὲρ τοῦ Σοφοκλέους Δημοχάρους πεποιηκότος, τοῦ Δημοσθένους ἀνεψίου — wieder auf und verurteilte den Sophokles zu fünf Talenten — D. L. V, 38. Athen. Deipnos. a. a. O. u. Euseb. a. a. o. — und ermöglichte hiedurch eine ehrenvolle Rückkehr nicht nur dem Theophrast, welchen Hagnonides περὶ ἀσαβείας angeklagt hatte, sondern auch sämmtlichen Philosophen, welche in Folge des sophokleischen Gesetzes im vorigen Jahre Athen verlassen hatten (Diog. Laert. V, 38: ἀλλὰ αὖθις ἐπανῆλθον εἰς νέωτα, Φιλίωνος τὸν Σοφοκλέα γραψαμένου παρανόμων· ὅτε καὶ τὸν νόμον μὲν ἄκυρον ἐποίησαν Ἀθηναῖοι, τὸν δὲ Σοφοκλέα πέντε ταλάντοις ἐζημίωσαν· κάθοδόν τε τοῖς φιλοσόφοις ἐψηφίσαντο, ἵνα καὶ Θεόφραστος κατέλθῃ, καὶ ἐν ὁμοίοις ᾖ.) Nun ich glaube sowohl in dem Texte als auch in den Anmerkungen erwiesen zu haben, dass das schändliche Gesetz des Sophokles weder im Jahre 302 v. Ch., noch aber während der Epistasie des Demetrios von Phaleron (317—307 v. Ch.), erlassen werden konnte, und demgemäss sich wohl auch die Danksagung in den Fragmenten des Ἱππεὺς des Komikers Alexis

τοῦτ' ἔστιν Ἀκαδήμεια, τοῦτο Ξενοκράτης,
πολλ' ἀγαθὰ δοῖεν οἱ θεοὶ Δημητρίῳ
καὶ τοῖς νομοθέταις, διότι τοὺς τὰς τῶν λόγων,
ὥς φασι, δυνάμεις παραδιδόντας τοῖς νέοις
ἐκ κόρακας ἔῤῥειν φασὶν ἐκ τῆς Ἀττικῆς

sich weder auf Demetrios von Phaleron, noch aber auch auf Demetrios Poliorketes (306 v. C.), sondern auf einen Komiker gleichen Namens, der zur Partei des culturfeindlichen Demochares gehörte, aller Wahrschein-

lichkeit nach bezieht. Wie hätte sich wohl auch der culturfreundliche Philosoph und Staatsmann Demetrios von Phaleron, dieser schriftstellernde Denker an der Spitze der athenischen Staatsgewalt dazu hergeben mögen, seine Mitforscher und Mitdenker im Reiche des literarisch-didaktischen athenischen Geisteslebens, aus dem Lande — unter Androhung der Todesstrafe! — zu verscheuchen? Wie hätte Demetrios von Phaleron, der im schirmenden Schatten der makedonischen Besatzung von Munychia die Ekklesie vollkommen beherrschen konnte, wie hätte dieser Demetrios von Phaleron, der eine Σωκράτους ἀπολογία verfasste, um die blöde Intoleranz der einstigen Athener vor der Nachwelt brandmarken zu können, — dieser Demetrios, der während seiner Regierung Alles aufgeboten hatte, um die Athener zu einer Sühne wegen der Hinrichtung des Sokrates zu bewegen, — nun, wie hätte denn dieser Demetrios ein Gesetz aufkommen lassen, auf dessen Grundlage Finsterlinge wie Hagnonides, seinen vielgeliebten Lehrer Theophrast περὶ ἀσεβείας anzuklagen und mit Todesstrafe zu bedrohen vermochten? Nein, das schändliche Gesetz des Sophokles von Sunion konnte nur 318 v. Ch., d. i. unter der durch Polysperchon restaurirten Massenherrschaft erlassen und d e Aufhebung dieses Gesetzes nur im folgenden Jahre darauf, 317 v. Ch., mithin schon unter der Epistasie des Demetrios von Phaleron bewerkstelligt worden sein. (Vgl. Clinton und Meineke.) (Vgl. Luzac, Hoffmann und Bergk.) — Ja, die althergebrachte Massenherrschaft verfolgte die Philosophen noch zu Olympiodoros' Zeiten. Das Volk von Athen verfolgte da nicht nur den Philosophen Stilpon — τοὺς Ἀρεοπαγίτας εὐθέως αὐτὸν κελεῦσαι τῆς πόλεως ἐξελθεῖν, — man molestirte auch den Epikuros, und die Freiheitshelden rennen schon bei ihrem Einzuge in die Stadt die Gärten dieses Philosophen an. Auch Kleanthes hatte den Aristarchos von Samos blos aus dem Grunde περὶ ἀσεβείας angeklagt wissen wollen ,— Ἀρίσταρχον ᾤετο δεῖν Κλεάνθης τὸν Σάμιον ἀσεβείας προκαλεῖσθαι τοὺς Ἕλληνας, ὡς κινοῦντα τοῦ κόσμου τὴν ἑστίαν, Plut. Fac. Lun. c. 6 — weil er dadurch dem unwissenden und intoleranten Demos einen Liebesdienst erweisen zu können glaubte. — Also stand der Gedanke der Bewegung der Erde um die Sonne in einer ähnlichen Correlation zu derjenigen Gedankenfreiheit, welche die athenische Demokratie noch während der Verfassungsperiode des Stratokles gewährt hatte, wie Galilei's Lehre zu der Gedankenfreiheit der — Inquisition! — Eine Gedankenfreiheit im ernsteren Sinne des Wortes genossen die Philosophen zu Athen auch unter den Antoninen. (Vgl. m. «Demokr. v. Athen» S. 580 ff.)

Prof. Holm übersieht alle diese Angaben; für ihn existirt weder Diopeithes, noch Sophokles von Sunion. Er witzelt nur über meinen Hinweis auf die naturforscherfreundlichen Ideen des Komikers *Menandros,* der unter der Epistasie des Demetrios von Phaleron sogar auf der Staatsbühne Athens feierlich all' das zu verherrlichen wagte, wofür das Volk die Forscher

unter Perikles aufs Blut verfolgt hatte. In der Tat, eine sonderbare Recension das, was *Prof. Holm* in der «*Revue Historique*» zum Besten gibt. Die Sache der Gedankenfreiheit, deren Märtyrertum ich Jahrhunderte hindurch eingehend verfolge, sticht ihm erst bei Demetrios von Phaleron in die Augen. Allein auch da versucht er nicht meine soeben in Bezug auf die Culturpolitik des Demetrios von Phaleron angeführten Belege realphilologisch zu entkräften; nein, so etwas kommt ihm gar nicht in den Sinn. Er greift nur mein Lob des Menandros an: «Une seule ligne de Ménandre a exercé sur l'avenir une action plus grande que tous les drames de Sophocle.» «Voilà ce (!) qu'a fait Démétrius, l'enfant des esclaves!» On pourrait répondre que la tendance à s' humaniser (!) de la comédie nouvelle n'est qu'un héritage *d'Euripide*, et que *Philémon*, qui a *débuté* plus de dix ans avant Démétrius, n'a pu être influencé par celui-ci. *Les pompeux éloges décernés à Démétrius ne sont donc* (!) *pas mérités*». (!) Als ob Euripides nicht genug teuer hätte bezahlen müssen, was er von der Lehre des Anaxagoras mehr oder minder verschleiert auf die athenische Bühne zu bringen versucht hatte! Und als ob Prof. Holm durch seine obige Witzelei auch zugleich erwiesen hätte, dass *Philemon jene Lustspiele*, auf deren fortschrittsfreundliche Fragmente ich mich in meinen Anmerkungen *nebenbei* berufe (S. 731) alle insgesammt *unumstösslich noch vor der Epoche der Epistasie des Demetrios von Phaleron* hätte von Stappel laufen lassen! «A *débuté* plus de *dix ans avant Démétrius!*» — also diese grosse Tatsache soll der Nachwelt beweisen, dass Demetrius von Phaleron für die *Gedankenfreiheit gar Nichts getan* hat! — Nun, und Diopeithes? Und Sophokles von Sunion?

2. *Thukydides ist schon aus dem Grunde kein mustergiltiger Geschichtschreiber, weil derselbe verfassungsgeschichtliche Momente nicht gehörig zu würdigen weiss.* Thukydides schildert in seinem VIII. Buche die Umwälzung, welche die Vierhundert an der Verwaltung des athenischen Staates vorgenommen hatten, mit den nachstehenden nichtssagenden Worten (c. 70): ὕστερον δὲ πολὺ (!) μεταλλάξαντες τῆς τοῦ δήμου διοικήσεως. Schon diese Stelle an sich genügt um einzusehen, dass Thukydides die Bedeutung verfassungsgeschichtlicher Momente für die Geschichtschreibung noch gar nicht begriffen hat. Hätte er wirklich den Sinn eines denkenden πολιτικός gehabt, so würde er es doch wohl der Mühe wert gefunden haben, all die Veränderungen, um nicht zu sagen Reformen, der Reihe nach aufzuzählen und wohl auch staatsmännisch zu beleuchten, welche die autokratoren Vierhundert in der ererbten Organisation der τῆς τοῦ δήμου διοικήσεως durchgeführt oder doch angeordnet hatten. Thukydides sagt aber nur: dass die Vierhundert «später Vieles (!) an der Verwaltung des Volkes verändert haben.» Das ist die Sprache eines Laien, der — bekanntlich auch die Kunstausdrücke des athenischen Staatsrechts überhaupt nicht zu ver-

werten vermag. (Vgl. Gilbert, Beitr. z. inn. Gesch. Ath.) Thukydides sagt nicht ein Wort über die Staatseinrichtungen, wie diese zu Athen vor dem peloponnesischen Kriege bestellt waren; ja, der Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges verschmäht sogar diejenigen verfassungsgeschichtlichen Momente, welche als Ursachen in die verschiedenen Wendungen dieses Krieges hineinspielen. Thukydides unterlässt nicht zu erzählen, dass bei dem Leichenbegängnisse der gefallenen Krieger nicht nur Särge von Kypressenholz auf Wagen, und zwar einer für jede Phyle, sondern auch für die Vermissten ein *gepolstertes* Todtenbett nachgetragen zu werden pflegte (II, 34): doch über die εἰσφορά und deren verfassungspolitische Bedeutung lässt er seine Stimme ebensowenig vernehmen, wie über die Erhöhung des ἐκκλησιαστικὸν und des ἡλιαστικόν von einem Obolos auf dreie. Auch schweigt er über die Verwirkung oder Aufhebung der Competenz der durch Ephialtes eingesetzten νομοφύλακες nicht minder, als über die Einsetzung eines ἐπιμελήτης oder ταμίας, obgleich die verhängnissvolle Bedeutung des Rechtskreises desselben schon aus dem Umstande erhellt, dass die Wahlbewegungen, welche die jeweilige Besetzung dieses hohen Amtes des Schatzmeisters im Staate Athen — ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει — vorbereitet hatten, stets das ganze Parteileben der Athener auf das Wütendste zu erhitzen pflegten und auch stets einen wesentlichen Einfluss auf die Kriegs- oder Friedenspolitik der Ekklesie ausübten. Ja, Thukydides verschweigt sogar, dass Perikles und später wohl auch Kleon ihre leitende Rolle im athenischen Staatsleben nicht sowohl einer amtlosen Parteiführerschaft, sondern eben dem Umstande zu verdanken hatten, dass sie als Staatsschatzmeister — vom gesammten Volke je auf vier Jahre erwählt — die Politik des Staatshaushaltes, mithin indirect die des gesammten Staatslebens, von Amtswegen leiten konnten. Thukydides sagt uns hierüber kein Wort; was wir in dieser Beziehung wissen, das haben wir den Scholien der Komiker und sonstigen Quellen zu verdanken. Der Einrichtung der πρόβουλοι erwähnt Thukydides mit den flüchtigen Worten eines Laien: er berichtet weder über die Grenzen ihrer Competenz, noch über ihre Bestellungsweise oder Amtsdauer: und doch wäre eine Stabilisirung dieser Einrichtung gleichbedeutend gewesen mit einer radicalen Reform der athenischen Massenherrschaft, wie diese sich seit Ephialtes gestaltet hatte. Die Art und Weise, wie er den Antiphon, den Phrynichos und den Theramenes zu charakterisiren sucht, deutet viel eher auf einen politisirenden Volkstagbesucher als auf einen denkenden Politiker hin. Er charakterisirt blos die Tragweite, welche ihr rednerischer Auftritt auf dem Volkstag so wie in den Hetaireien besass, schweigt aber über ihre verfassungspolitischen Ideen nicht minder, als über den aitiologischen Hintergrund der Beseitigung der Phylen bei der Bestellung der vierhundertköpfigen autokratoren Staatskörperschaft. Dass Theramenes als Vorkämpfer einer ganz

eigentümlichen Census-Theorie den Weg zu einer Herrschaft des Mittelstandes ebnen wollte: das erfahren wir nicht aus Thukydides, sondern aus — Xenophon und aus Aristoteles. Ja — werden die recht einseitig gedrillten Thukydides-Theologen antworten, — ja, Thukydides habe all' dies blos darum nicht erwähnt, weil er dies ohnehin als etwas Allbekanntes voraussetzen durfte. Sonderbare Kritiker, diese orthodoxen Brabeuten! Hat denn Thukydides nicht auch als bekannt voraussetzen dürfen, dass bei jenem Leichenbegängnisse für die Vermissten ein *gepolstertes* (!) Todtenbett nachgetragen zu werden pflegte? Eine unsinnige Kritik das sondergleichen! Warum ereifert sich Thukydides in diesem seinem Geschichtswerke, an jener Stelle dann so sehr, wo er diejenigen corrigiren zu müssen glaubt, welche nicht richtig über das Stimmrecht der lakedaimonischen Könige unterrichtet waren? Wahrscheinlich blos darum, weil er durch eine solche kritische Bemerkung die Nachwelt, für die er sein «κτῆμα ἐς ἀεί» schrieb, belehren wollte. Und warum verschmäht er die ganze Verfassungsveränderung (412 v. Chr.) eingehender zu schildern? Zweifellos, weil er, trotzdem dass er die landläufige Ansicht über das Stimmrecht der lakedaimonischen Könige corrigiren zu müssen glaubte, im Ganzen dennoch nicht genug Sinn für verfassungsgeschichtliche Momente besass, um zu begreifen, dass die Nachwelt in diesem seinem «κτῆμα ἐς ἀεί» die erwünschten Aufklärungen über die verfassungsgeschichtlichen Momente des athenischen Staatslebens mit Bedauern und Kopfschütteln missen werde. Darum schildert er die ganze verfassungsgeschichtliche Bedeutung der Reformpolitik der «Vierhundert» mit den nachstehenden Worten — τὰ δὲ ἄλλα (!) ἔνεμον κατὰ κράτος τὴν πόλιν und sodann ὕστερον δὲ πολὺ (!) μεταλλάξαντες τῆς τοῦ δήμου διοικήσεως (VIII, p.), wobei er es nicht einmal für wert findet über die neueingesetzten Organe der Rechtspflege etwas zu berichten. Also τὰ δὲ ἄλλα: das soll all' die Fragen in Bezug auf die meisten und wichtigsten Momente des athenischen Staatslebens in diesem «κτῆμα ἐς ἀεί» decken!

Genug! Wer den Thukydides trotz solcher Blössen seines Werkes noch immer für einen «*mustergiltigen*» und «*grossen*» Geschichtschreiber hält, mit dem ist über die Bedeutung verfassungsgeschichtlicher Momente für die Historiographie überhaupt nicht zu reden. Ich erörtere alle diese und *ausserdem* noch wohlauch anderweitige Gebrechen des Thukydideischen Geschichtswerkes *eingehend* sowohl im Texte (SS. 421—436) als auch in meinen Anmerkungen (SS. 701—706). Nun, was sagt dazu Prof. Holm? Er witzelt folgendermassen: Sa colère contre Thucydide est véhémente: l'œuvre de celui-ci est ténébreuse comme le journal d'un conseiller d'administration pris en flagrant délit (p. 430). Schvarcz *confond* (?) ici l'épithète *d'obscur*, qu'on a pu parfois appliquer à Thucydide, avec celle de *ténébreux*, et il trouve l'explication du mécontentement de Thucydide dans

le fait qu'il avait été pris en flagrant délit; il va sans dire que c'est au sujet des mines d'or. Il lui reproche *encore* (!) de ne rien dire de «l'important courant intellectuel qu'occasionna l'outrage aux Hermès, ni de l'agitation réformatrice de Socrate, ni de l'influence *politique des sophistes* (!) ni de la vie *intérieure des partis* (!) *politiques*» (p. 423). *(Habe ich denn blos Das gesagt?* Vgl. SS. 421 ff. und SS. 770 ff.) D'autres, avant Schvarcz, ont déjà présenté des observations *semblables* (?), et on a fait remarquer que la conception *moderne* de *l'histoire de la civilisation* (!) n'existait pas dans l'antiquité. Cela ne suffit point à Schvarcz; il déclar p. 421, qu'il faut «blâmer sévèrement cette colossale *akrisie,* qui a poussé les historiens des peuples où l'éducation est classique à imiter uniquement le modèle proposé par Thucydide. «Cette imitation a été fatale aux savants et aux penseurs de tous les siècles et jusqu' à nos jours; car «les historiens formés à l'école de Thucydide ont étouffé dans la germe toute tendance à s'occuper de l'histoire de la civilisation,» ils ont abaissé au niveau de Thucydide l'histoire des peuples et de l'humanité! *C'est parler net!* Si le «ténébreux conseiller d'administration pris en flagrant délit» n'avait pas existé (wo sage ich das?) on aurait, *dès l'antiquité, conçu l'idée de l'histoire de la civilisation,* idée qui n'a vu le jour que dans «ces tout dernier temps.» Das ist die Apologie, mit welcher Prof. Holm das Geschichtswerk des Thukydides gegenüber meiner verfassungsgeschichtlichen Kritik verteidigt! Mir scheint, der hochverdiente Geschichtschreiber Siciliens *hält die Verfassungsgeschichte nur für irgend eine Unterabtheilung der Culturgeschichte («histoire de la civilisation»):* denn sonst hätte er doch etwas auch über die Reform der Staatseinrichtungen, welche Thukydides ganz einfach verschweigt, wenn nicht auch ernsthaft, so doch in seiner witzelnden Manier zum Besten gegeben. — Nun ich lade den hochverdienten Forscher ein, etwas wohl auch über die von mir soeben angedeuteten verfassungsgeschichtlichen Blössen des Thukydideischen Geschichtswerkes gütigst nachdenken zu wollen. Möge der hochverdiente Forscher sich aber dabei nicht durch die landläufigen Redensarten der Orthodoxen beirren lassen: denn obgleich speciell verfassungsgeschichtliche Literaturerzeugnisse zur Epoche der Veröffentlichung des Thukydideischen Geschichtswerkes nur noch äusserst spärlich und blos in der primitiven Form der diesbezüglichen Erzeugnisse eines Hippias von Elis und eines Kritias vorhanden sein mochten und auch die späteren, von der Sorte des Aristotelischen πολιτειῶν, die Werke eines Theophrast, Krateros und Demetrios von Phaleron bis auf winzige Bruchstücke verloren gegangen sind: so wissen wir dennoch bestimmt, dass schon der unmittelbare Fortsetzer des Thukydides, Kratippos, verfassungsgeschichtliche Momente in sein Werk eingeflochten hat, um die Lücken des Thukydideischen Geschichtswerkes, welches Kratippos eben ergänzen wollte, auch nach dieser Seite hin auszufüllen. Und hatte

denn *Polybios*, und noch vielmehr *Dionysios von Halikarnassos* etwa verschmäht, verfassungsgeschichtliche Momente in seinem Geschichtswerke aufzuarbeiten? Um des Philochoros und sonstiger Atthidenschreiber gar nicht zu erwähnen! (Vgl. meine «Demokratie von Athen» S. 701) Welzhoffer hegt die Ueberzeugung, des Thukydides «Zweck sei es gewesen, aus der Geschichte des peloponnesischen Krieges *ein politisches Lehrbuch* herzustellen» (Welzhoffer, Thukyd. u. s. Geschichtswerk, 1878, p. 117.) Wie wenig eine solche Annahme der Wirklichkeit entspricht: dies zu beurteilen, überlasse ich der jetzt heranwachsenden Generation der orthodoxen Schule selbst. Eins steht jedoch fest, und das ist, dass Thukydides kaum den Ruf eines *ernsthaft politischen Geschichtschreibers* verdient, nicht dass er für die Staatswissenschaft etwas Bedeutendes geleistet hätte! Nicht ich allein sage es; auch Gilbert, dieser tüchtige Forscher der orthodoxen Schule, betont «die Gewohnheit des Thukydides, in seiner geschichtlichen Darstellung die technischen Ausdrücke des athenischen Verfassungslebens zu vermeiden (a. a. O. p. 122): nun, woher das? Ich meinerseits bin überzeugt, dass dies nur durch einen Umstand zu erklären ist: durch den Umstand nämlich, dass dieser «grosse Thukydides» in der Politik überhaupt sein Lebelang ein — Laie geblieben ist. Ganz deutlich berichtet ja dies der Verfasser des Markellinischen Βίος Θουκυδίδου in den folgenden Worten, welche freilich unsere Thukydides-Theologen einfach zu verachten pflegen: οὐκ ἐπολιτεύσατο δὲ ὁ συγγραφεὺς γενόμενος ἐν ἡλικίᾳ, οὐδὲ προσῆλθε τῷ βήματι, ἐστρατήγησε δὲ ἀρχέκακον ἀρχὴν παραλαβών (Marc. Vita Thucyd. c. 23). Also hatte dieser angeblich gar so grosse «Staatsmann» sich mit Staatsgeschäften — obwohl er nach Welzhofer's Lehre in seinem Geschichtswerke nichts mehr und nichts weniger als ein practisches Lehrbuch der Politik liefern wollte — ausübend gar nicht beschäftigt, und da er die Staatsrednerbühne nie bestiegen und, was nicht minder wahrscheinlich, das athenische Staatsarchiv, das Metroon, schon aus Mangel an Zeit nicht gehörig zu frequentiren vermochte: so ist es auch ganz natürlich, dass er es mit dem athenischen Staatsrecht nicht besonders weit zu bringen vermochte. Dies rügt an ihm wohl auch schon Dionysios von Halikarnassos: τὴν μέντοι ἰδεάν αὐτοῦ τῶν λέξεων καὶ τῶν συνθέσεων αἰτιῶνται οἱ πλείους, ὧν ἐστι Διονύσιος ὁ Ἁλικαρνασσεύς· μέμφεται γὰρ αὐτῷ ὡς πεζῇ καὶ πολιτικῇ λέξει χρῆσθαι μὴ δυναμένῳ (Marcell. Vit. Thucyd. c. 53). — Dies ist wiederum sehr leicht erklärlich; sagt ja doch derselbe Gewährsmann: ᾠκείωτο γὰρ ἐκ παλαίου τῷ γένει πρὸς Μιλτιάδην τὸν στρατηγόν, τῷ δὲ Μιλτιάδῃ πρὸς Αἴακον τὸν Δίος (a. a. O. 3). Was der Verfasser des zweiten Βίος Θουκυδίδου da vortratscht — δεινὸς δὲ δόξας εἶναι ἐν τῷ λέγειν πρὸ τῆς συγγραφῆς προέστη τῶν πραγμάτων, bezieht sich, wie auch die Schlussworte des Suidas, nicht auf den Geschichtschreiber, sondern auf den conservativen Parteihäuptling Thukydides, des Melesias Sohn. Nun ist also die Sache ganz einfach so

erklärlich: Thukydides, des Oloros Sohn, ob seines Reichtums — πλούσιος μὲν ἦν καὶ μέγα ἐδύνατο Vita Thucyd. 3 — in die Möglichkeit versetzt, in seiner Jugend zu dem Rhetor Antiphon in die Lehre zu gehen und wohl auch den (geheimen) Vorträgen des Anaxagoras hie und da beizuwohnen, vermochte sich schon frühzeitig von diesem eine unbefangene Weltansicht, von jenem aber die Kraft der Sprache anzueignen; er vermochte sich jedoch politisch schon aus dem Grunde nicht auszubilden, weil er als Sprössling des höchsten Adels, ja sogar als Nachkomme des unmittelbar von Zeus erzeugten Aiakos sich mit gar leichter Mühe schon in seiner Jugend in Athen zum Strategen erwählen lassen konnte; von da an hatte er freilich keine Zeit mehr nachzuholen, was er in seiner Jugend versäumt hatte. — An die Stellen, welche von seiner angeblichen Amtführung berichten (Krüger p. 42), glaubt Welzhofer selber nicht.

Nun ich lade den hochverdienten Referenten ein, sich gelegentlich wenigstens über diese beiden Punkte des Näheren äussern zu wollen, mit realphilologischen Belegen bewaffnet, eingehend bis in die kleinsten Details, — meinetwegen mit adæquatem Humor, doch ohne unbelegte Witzelei, wie es einem ernsthaften Referenten von Ruf geziemt. Referent würde mich dadurch gewiss zu einem grossen Danke verpflichten: denn höchst wahrscheinlich würde ich Vieles von seiner Kritik lernen können. Und ich lerne so gerne, wo überhaupt Etwas zu lernen ist! Von seiner «Recension» in der «Revue Historique» könnte ich dergleichen nicht im Entferntesten behaupten: es sei denn, ich wäre durch diese seine Recension in Betreff der Gefahren einer derartigen Witzelei klüger geworden. Wenn zum Beispiel ich mehrere Seiten hindurch *diejenigen Schwärmer zu widerlegen* suche, welche von einer veredelnden Wirkung der athenischen Tragœdie fabeln und mich in meinem Texte auf die Schandtat des athenischen Feldherrn *Philokles* berufe, Xenoph. Hellen. II, 1: ἐνταῦθα δὴ κατηγορίαι ἐγίγνοντο πολλαὶ τῶν Ἀθηναίων — καὶ ὅτι λαβόντες δύο τριήρεις, Κορινθίαν καὶ Ἀνδρίαν, τοὺς ἄνδρας ἐξ αὐτῶν πάντας κατακρημνίσειαν. Φιλοκλῆς δ' ἦν στρατηγὸς τῶν Ἀθηναίων, ὃς τούτους διέφθειρεν — und zu dem merkwürdigen Ergebniss gelange, dass dieser Unmensch von einem athenischen Feldherrn wahrscheinlich identisch mit dem Tragiker Philokles, dem siegreichen Rivalen des Tragikers Sophokles ist: da meint Referent über diese Frage ganz gemütlich mit der nachstehenden Witzelei dahingleiten zu dürfen: M. Schvarcz connait-une nation que les tragédies ont améliorée et rendue plus habile? Si non, qu'est-ce que cela prouve, qu'un habitué de théâtre, général, en même temps, aît fait mettre des gens à mort (p. 289—290)? — Bemerkt denn Referent nicht, dass so Etwas nicht geht? Ich *refüsire* ja im Texte eben die entgegengesetzte Meinung, ich *widerlege* ja eben diejenigen orthodoxen Schwärmer, welche eine althergebrachte Lehre

von jener angeblich so sehr sittenveredelnden Wirkung der athenischen Tragödie Wunderdinge zu erzählen pflegen: und Prof. Holm witzelt über mich, *als ob ich zu diesen orthodoxen Schwärmern gehörte!* Ich verzeihe dem hochverdienten Referenten diesen kleinen Blunder: ich muss ja wissen, dass Referent anlässlich dieser seiner Recension *nicht sowohl* meinen *Text*, als vielmehr *blos den Margo* gelesen hat! — Wenn aber Referent sich von seinem gelegentlichen Hango zum Witzeln so weit hinreissen lässt, dass er auch in Bezug auf jenen *unmenschlichen* κατακρημνισμὸς keine Rüge, sondern wiederum blos eine — *witzelnde Redewendung* zu seiner Verfügung hat: da kann ich nur constatiren, dass Referent durch derartige Redewendungen mich nicht sowohl über die Merkmale der Demokratie von Athen, als vielmehr — wenn auch unwillkürlich — über die Maximal-Grenzen der Elasticität seiner eigenen recensorischen bona fides aufgeklärt hat.

Unter solchen Umständen kann ich es dann wohl auch nicht verargen, wenn Referent meine Forschungen auch mit der nachstehenden Redewendung beehrt: «Le portrait peu flatteur des femmes athéniennes de cette époque (p. 259) est *tiré en partie* de passages que Schömann a donné *comme isolés* et se rapportant à d'autres époques.» Ich wäre wohl neugierig zu erfahren, was Referent hier unter *en partie* versteht?

Doch genug. Ich hatte zwanzig Jahre lang an meinem Werke gearbeitet, und der hochverdiente Referent hat darüber eine Recension voll Witzeleien veröffentlicht, deren Zustandebringen ihm wohl kaum über eine halbe Stunde gekostet hat. Ja, er hat mein Werk recensirt, ohne Text und Anmerkungen bis ans Ende gelesen zu haben. Hie und da dürfte er wohl in meinen Text hineingeguckt haben; was er folgerichtig gelesen hat: das war der Margo mit seinen hodegetischen Ansätzen in Diamant-Lettern. Nun ich werde edle Rache üben: ich werde das Werk, welches er jetzt über «Griechische Geschichte» schreibt, zuerst sorgfältig studiren und erst dann werde ich es recensiren.

Julius Schvarcz.

JEHOVA.

Von *Josef Kiss.*

Durchwandert habe ich die Welt, die ferne,
Hab' angebetet heiss des Südens Sterne:
Weit von der blonden Tisza blüh'ndem Strande
Trieb es hinaus mich unstät durch die Lande,
Und durft', in Rosen fast bis zu den Knieen,
Italiens blauende Gefild' durchziehen.
Ach Farb und Duft, wie bald sind sie verschwommen,
Wie ein Gewölk' sehn wir sie gehen, kommen,
Von Windesfittigen erfasst hineilen.
Zu schön sind sie, um lange zu verweilen.
So ist denn auch der Süden, kaum gefunden,
Wie Morgentraum mir aus der Seel' geschwunden,
Sammt Farb und Pracht und aller Ueppigkeit;
All' das erstarb allmälig mit der Zeit.
Doch manche trotz'ge Felsgestalten haben,
Sich in die Seele tief mir eingegraben.
Noch seh' die scharf umrissenen Gestalten
Empor ich ragen und die Wolken spalten,
So öd und kahl, doch voll Erhabenheit,
Formlos, doch Erz . . . und unten weit und breit
Seh in der Tiefe ich zu ihren Füssen
Die üppigste Natur gedeihn und spriessen
Auf Blöcken, die aus ihrem Leib mit Macht
Der Sturm gerissen und fruchtbar gemacht:
Die Kinder sind's des Felsen stolz und hehr,
Doch seine Welt ist nicht die ihre mehr.

Wie kommt's, dass stets vor mir dies Bild ich seh ?
Sah ich's in Marmelstein gemeisselt je?
Des Auges Flammenblitz, des Armes Schwung
Ruft Angelo mir in Erinnerung.
Der Seele wilden Zorn und wilden Schmerz,
Ich lese sie von seiner Stirn aus Erz.
So wäre mir denn in St. Peters Hallen
Des Riesen Abbild in die Seel' gefallen?
Nein, nein, dort träumte damals ich's nur wieder,
Als trübe ging die Wintersonne nieder.

Aus uns'rem Dorf das Bild ich mit mir nahm.
(Dass es mir früher in den Sinn nicht kam!)
In dunkelem Talar einhergewallt,
Kam langsam stolz die hagere Gestalt
Und furchtsam wichen aus wir dem Talar.
Der Gasse nimmer müde Kinderschaar,
Zu Hauf sich duckend, wie ein Spatzenheer
Im dichten Laube, zieht ein Sturm einher.
Auf seinem Scheitel hundert Jahre fast,
Doch seinen Nacken krümmte nicht die Last,
Wie eine düstre lebende Legende,
So schritt er zwischen Sterblichen einher,
Geahnt vielleicht, verstanden nimmermehr,
Weil sich sein Leben hinzog ohne Ende.

Woher er kam, noch heut' kein Mensch es weiss,
Doch stand in grossen Wissens Ruf der Greis.
Man munkelte, dass eingeweiht er wär'
In der Kabbala alt und tief Myster,
Ein Wink von ihm und stolz erstünd' das Haus,
In dem er leben könnt' in Saus und Braus.
Doch Armut bis zum Tode sich erwählend,
Hauste in schilfgedeckter Hütte elend,
Forschend und betend er jahraus jahrein;
Von dieser Welt war nicht das Wissen sein.
Längst abgestorb'ner Stämme Sprach und Laut,
Chaldäisch, syrisch, war ihm wohl vertraut;
In krausen Schnörkeln und Hieroglyphen,
Sah'n Nacht und Morgen stets ihn sich vertiefen.
Wie Wein, meint er, steigt Weisheit stets im Wert,
Je älter sie, je mehr sind sie begehrt.
Nur eine Weisheit gibt's auf Erden da
Und diese Weisheit heisset Jehova.
Der strenge bis ins siebente Geschlecht
Der Väter Sünden an den Kindern rächt,
Das ist sein Gott! . . . Wie auf der Spiegelfläche
Der Hauch, wie eines Kindes Tränenbäche,
So gingen und vergingen und entschwanden
An ihm vorbei Geschlechter, kaum erstanden,
Er sah, dass flüchtig Alles fern und nah' —
Zwei stehen fest nur, er und Jehova!

Schweigsam und düster und an Worten karg
War er, doch unter seiner Wimper barg
Sich eine Welt, die Welt sich der Gedanken,
Getaucht in Nacht und Blitze — sonder Schranken.

Die Menschen mied, so wie sie ihn, der Greis.
Nicht mehr gehörte er zu ihrem Kreis.
Doch wo im Todeskampf sich Jemand wand,
Gerufen oder nicht, er ein sich fand,
Und aus der Glut, die in dem Aug ihm brannte,
Da dröhnend seinen Glauben er bekannte,
Die arme Seele schöpfte draus die Kraft,
Zu rüsten sich zur letzten Wanderschaft.

Oft wachte er des leid'gen Brodes wegen
Bei Ampelschein der Mitternacht entgegen.
Schrieb auf grossblätterigem Pergament
Mit Eifer ab das alte Testament;
Des alten Testaments urew'ge Lehren,
Die heute noch die ganze Menschheit nähren.
Den frischen Urquell, der da ewig fliesst.
Mysterium, Gott dein Name ist!
Buchstaben malend, ward er grau und alt,
Drum hat der Buchstab über ihn Gewalt:
Zurück sehnt' er voll wilder Schwärmerei
Sich in die düstern Zeiten, die vorbei,
Da Jehova die Fackel noch auf Erden;
Des Todes musst', wer ihn entweihte, werden.
Als lebendes Gesetz der Buchstab todt,
Der Steinigung und Flammentod gebot,
Als Scheiterhaufen lichterloh gebrannt,
Der Stahl geflammt in Hohepriesters Hand!

Am Fusse dieses Felsens kahl und hart
Erblühte heimlich eine Blume zart;
Des Bachs Gemurmel, linder Lüfte Wehen,
Sie sahen dieses Blümlein hold erstehen,
Auf dürft'gem Boden, selten sonnbeschienen.
Entbehrungen, des Vaters strenge Mienen,
Und Wünsche heiss sich regend im Gemüte:
All' das war Reif der durst'gen Menschenblüte.
Und doch, in diesem frost'gen Himmelsstrich,
Entfaltet sie zur vollen Rose sich,
Heil, unverdorben; wunderbar erscheint,
Wie zaub'risch Kraft und Anmut sie vereint,
Die Schöne hehr mit reizender Bewegung.
Melodisch, wie in stiller Dämmerregung
Die Abendglocke silberhell erschallt,
Klingt ihres Tons süsszwingende Gewalt,
Von Reden klug und von Gedanken hold:
Ein bunter Falter, der mit Flügelgold

Hoch über einem blauen Bergsee schwebt.
Und ihre Augen, o was *darin* webt!
Und sänn' ich hundert Jahr' lang, fort und fort,
Nicht fände ich das einzig rechte Wort,
Zu schildern dieser Augen Poesie;
Andeuten mag doch diese Fabel sie:
«Die Sonn' in der Höh' und des Abgrunds Nacht
«Die hegten nach einander Verlangen;
«Da fanden sie sich und schmolzen mit Macht
«Zusammen in süssem Umfangen.»
Der Fabel Deutung glüht dort wunderbar
In Hiobs Tochter schwarzem Augenpaar!

Wie Einöd' ihren Leib, so zog ihr gross
Die Seele Einsamkeit; bald sich erschloss
Manch' inn're Kraft bei solcher Amme Sang
Und kühn empor die Phantasie sich schwang.
Voll Gier lernt nächtens auf vergilbten Blättern
Zusammenfügen heimlich sie die Lettern.
Erhaschte bald, so ein zerfetztes Buch
Sie fand, manch' Wort, manch Lied, manch' tiefen Spruch,
Gar schmale Krumen von des Wissens Tische,
Damit die durst'ge Seele sich erfrische.
Und o wie dürstet diese Seele jung
Es nach Erkenntniss und Veränderung.
Möcht aus dem Alltag sich so gerne flüchten,
Tät drum sich eine neue Welt errichten,
Die sie für schöner, reicher, kühner hielt,
Halb Ahnung und halb Phantasiegebild.
Und einmal auf ein ganzes Buch sie stiess,
Das blos das Titelblatt vermissen liess,
Da fand sie Dinge drein so schön, so lieb
— Der Autor leider unbekannt ihr blieb. —
Das las wohl hundert Mal im Jahre sie,
Gleich einer zauberischen Melodie,
Die unaufhörlich uns vom Munde klingt,
Weil Herz und Geist sie ganz und gar durchdringt.
Sie las und las und Alles was sie fand,
Hat auf sich selber bald sie angewandt.
Jetzt Julia im Schosse Romeo's,
Und dann Desdemona, an Unglück gross.
Heut Lady Macbeth, blutbefleckt die Hände,
Dann Imogen, Cordelia . . . ohne Ende.
Und als die Dorfgalants mit ungeschlachtem
Schöntun sich erst um sie zu schaffen machten:
Gleich fiel ihr da Titanias Zettel ein:
Der Art war Mirjam, Hiob's Töchterlein.

Das Laub erbebt vom Abendwind bewegt,
Zum Abschied Schwalbe ihre Schwinge regt,
Leer ist ihr Nest beim nächsten Morgenrote,
Kehrst wieder du, du süsser Frühlingsbote?

Der schilfgedeckten Hütte Fensterlein
Wirft auf die Espe ihren hellen Schein.
Wie gülden ist ihr zitt'rig Laub bemalt,
Und weithin in die Nacht hinaus es strahlt.

Sein taubenweisses Haupt stützt in die Hand
Der alte Hiob, und blickt unverwandt
Auf Pergament und Tintenfass und Kiel,
Doch kommt er heute nimmermehr ans Ziel.
So oft zur Hand er auch die Feder nimmt,
Vor seinen Augen stets die Schrift verschwimmt.
Als senkte sich ein schwerer Nebel nieder,
Vorwärts du alter Aar und rühr' die Glieder!
Und wieder taucht er tief die Feder ein,
Ein Abschnitt, angepasst der Seele sein,
Harrt' seines Fleisses heut' . . .
Buch Mosis zwei,
Buch Mosis zwei, Kapitel dreissig zwei
Vers siebzehn, achtzehn, neunzehn und so fort,
Schlagt auf die Bibel, lest es Wort für Wort!
Wie Israel das gold'ne Kalb vergöttert
Und Moses drob in heil'gem Zorn gewettert,
In Demantlettern ist es dort zu lesen . . .
Welch' Dichter war, wer das besang, gewesen!
« . . . Und Josua: Horch, Meister, welcher Trubel
Her aus dem Lager dringt, wär's Siegesjubel? —
Und Moses: hör mein Sohn was ich dir sage,
Nicht einen Sieg, nicht eine Niederlage
Soll das Geschrei am Bergesfuss bedeuten,
Was du dort hörst, sind andre Lustbarkeiten!»
Und seltsam, wie er diese Verse schreibt,
Untätig plötzlich seine Feder bleibt;
Als wären Töne ihm ins Ohr gedrungen,
Die dorten vor Jahrtausenden erklungen;
Wie sonderbar das johlt und jauchzt und kreischt,
Doch nein, nichts war's, — er hatte sich getäuscht.
Nicht Geisterfitt'ge sind es, die da rauschen,
Nicht Geisterstimmen gibt es da zu lauschen,
Nur Wandermimen, die vom Sturm verschlagen,
Ihr luftig Zelt vor'm Kruge aufgeschlagen.
Und ringsumher das ganze Dorf versammelt,
Das der Komödie seinen Beifall stammelt.

Die Schwielen schwellen und die Tränen fliessen.
Den Musen dankbar soll das Volk geniessen!

Das war das Lärmen, das der Greis gehört,
Doch seine Feder das nicht lange stört,
Die knirscht und knirscht, dann hält sie wieder Rast. . .
Seltsam, welch' Unruh' heute ihn erfasst.
Verstummt ist die Musik, doch sachte steigen
Ihn marternd, um ihn schlingend ihre Reigen,
Empor Gespenster längst vergess'ner Zeit:
Was quälst den Greis Du, o Vergangenheit!

Einst war er von drei Söhnen schön umgeben,
Die raubte nicht der Tod ihm, nein, das Leben.
Ja, der des Todes starb von all den drei'n,
Ihm machte Freude dieser nur allein.
Der Kampf, die Luft, die neue Zeit, die leise,
Auf Zehen schleichend, antritt ihre Reise,
Und deren Anstrom wir erst dann vermuten,
Wenn ihre Wogen Alles überfluten.
Verschlungen hatte die gefräss'ge Flut
Der neuen Zeit ihm die drei Söhne gut,
Kein Glaube und kein Brauchtum mehr gemeinsam
Den Söhnen drei und ihrem Vater einsam,
Und jenes Band, das Alles überbrückt,
Das heil'ge Band des Blutes und der Herzen,
Unbeugsam hat er selber es zerstückt.
Der alte Vater mit dem Hochmut erzen!

Empfohlen hatte er sein Kind dem Himmel,
Hinausgestossen es ins Weltgetümmel,
Da's dreizehn Jahre alt war, zart und jung,
Denn so will es die Ueberlieferung.
Verschollen lange Zeit der Knabe blieb,
Doch endlich kam ein Brief: was er wohl schrieb?
»*Ein* Grosses gibts auf dieser Erdenbühne,
Ein Herrliches und das ist die Maschine!»
Wie lautete des Vaters Antwort da?
Ein Blättchen Pergament, drauf: »Jehova!»
Und noch ein Brief: »Sich lichtet die Savanne,
Wo am Missouri ich die Schiene spanne,
Urwälder rod' ich, mächt'ge Felsen sinken,
Sich öffnen jählings Berge auf mein Winken,
Das Firmament mein Zelt, Laubstreu mein Bett,
Im Hinterhalt der Rothaut Augen funkeln,

Und Wölfe heulen in der Nacht, der dunkeln,
Doch treu heg', Vater, ich dein Amulett!»

Dann wieder lange nichts. Die Jahre flossen,
Das Alte sank, gross wuchsen neue Sprossen,
Und keine Seele dachte mehr an ihn,
Als plötzlich wieder er im Dorf erschien,
Gefolgt, als wäre er ein Fürst gewesen,
Von einem Heer von Kutschen und von Chaisen.
Lakaien hinten, Schwarze auf dem Bock,
Das schwärmt ja wie in einem Bienenstock!
Und welch' ein Flimmern, Schimmer der Livréen —
Derart'ges hat das Dorf noch nie gesehen!

Vor Hiobs Hütte hält der Zug; voran
Der so seltsamen Cavalcad' erscheint,
Hoch an Gestalt, von Haltung stolz ein Mann,
Das Antlitz von der Tropen Glut gebräunt,
Der hebt vom Wagen, leicht wie Flaum, ein Weib,
Ein schönes Weib von kindlich holden Wangen,
Führt sie zum Greis, der vorgebeugt den Leib,
Die Arme breitet schon sie zu umfangen;
Da fährt er fahl zurück, zu Tod erschreckt,
Auf ihrer Brust hat er ein Kreuz entdeckt.
«Abtrünniger! so weints aus ihm voll Wut,
Du bist mein Sohn nicht mehr, gottlose Brut.
Nie kommst du über diese Schwelle da,
So wahr mir einstens gnädig Jehova!»

O schmerzliche Erinnerung . . . ! wie facht
Den alten Grimm in ihm sie an mit Macht!
Und wieder fühlt er bluten seine Wunde,
Wie sie geblutet einst zu jener Stunde,
Und niedergleiten lässt er müd' die Stirne,
O, wie das glüht und wühlt in seinem Hirne!

Und ach, auch einen zweiten nannt' er sein!
Noch sieht er seine Züge, kindlich rein,
Ein Flammengeist war's, Gottes Haupt entsprungen;
Die weite Wüste hat auch den verschlungen!
Der forscht' nach Gott im Stein und in der Pflanze,
Gab seine Jugend dafür hin, die ganze!
Und als des Wissens Höchstes er gefunden,
Da war von Gott ihm jede Spur geschwunden.
Sein Nam' erstrahlt, von Ruhm umkränzt und Preise
In der Unsterblichen geweihtem Kreise,

Die neue Bibel, er hat sie geschrieben,
Doch Hiob's Sohn, das ist er nicht geblieben.

Und leise rinnt — ein Gast gar selt'ner Art —
Ihm eine Träne heimlich in den Bart.
Woher sie kam, nur Gott allein es weiss,
Ach, seinem Jüngsten galt die Thräne heiss.
Nicht in die Fremde wild er diesen trieb,
Den hatt' vor Allen er am meisten lieb.
Ein fröhlich übermütig, schmuckes Kind,
Das jeder schilt, und jeder liebgewinnt.
Kaum fünfzehn Jahre war der Knabe alt,
Da gährt die Welt und kochend auf sie wallt,
Da wanken Trone, alte Mauern sinken,
Und Sensen schleift man, Bayonnete blinken,
Blut schwitzt das Gras, Blut trieft des Himmels Bogen —
Fort ist der Knabe mit dem Heer gezogen.
Kann seine Schulter das Gewehr nicht tragen,
So hängt ihm eine Trommel um den Kragen!
Und trommelnd zog er durch die Schlachten brav,
Bis eine Kugel in die Brust ihn traf.

Der Docht verkohlend, schwach die Kerze glimmt,
In Finsterniss die ganze Stube schwimmt,
Und da der Greis empor sich nun tät richten,
Da scheinen sich die Schatten zu verdichten.
«Mirjam» — so flüstert er — «du süsses Kind,
Du bliebst, da alle mir verloren sind.
So sei denn dein Lager von himmlischen Schaaren,
Von Gabriel. Rafael treulich bewacht,
Und gewappnete Streiter, sechzig der Tausend
Sie scheuchen von dir die Schrecken der Nacht,
Den schreckenden Alp sammt bösen Gesichten.
So hüten und hegen mein Kind sie mit Macht.»

Die Flamme facht, die glimmende, er an,
Und in die Kammer tritt der Greis sodann.
Sonst ruht auf Laken weiss, ein Marmorbild
Aus einer schönern Welt, wie Mondschein mild
Auf Blumenbeeten weilt, schön Mirjam dort. . .
Das Bett ist unberührt und Mirjam fort!

Doch auf dem Tischchen vor dem Bette hat
Zurückgelassen sie ein weisses Blatt,
Gar wirre Züge und die Schrift verschwommen,
Man sah, wo Tränen ihren Weg genommen.

Die Züge wirr und auch ihr Sinn verworren,
(Das arme Kind hat den Verstand verloren!)
Sie schrieb: Wie lockend sie die Musen riefen,
Die insgeheim ihr stets im Busen schliefen,
Und dass sie nun, trotz Vatersfluch mit Bangen,
Mit den Komödianten — durchgegangen.

So wie das Wild, ist erst der Schuss vorbei,
Und über ihm hinweggesaust das Blei,
Das es gestreift nur, aber nicht getroffen,
Nun da steht einen Augenblick betroffen,
Es keucht und schaut und wittert, — aber dann
Mit einem einz'gen Satze aufwärts schnellt,
Und sich dem Jäger, der Gefahr sich stellt:
So Hiob nun. Er wankt; ein Schleier spann
Um seine Augen sich . . . es dunkelt, flirrt. . .
Dass es ganz wirre ihm im Kopfe wird.
Aufschreien möchte die gequälte Seele,
Doch will kein Ton ihm lange aus der Kehle; . . .
Dann bricht es aber los: «Auch du, auch du!
Mein letztes Kind, o Mirjam, und auch du!»
Und fängt zu schluchzen an, so bitterlich,
Das Kind beklagt er, nicht sich selbst, nicht sich . . .
Allein da er sich endlich ausgewimmert,
Da hat er auch schon sein Idol zertrümmert.
Kein Sohn, kein Kind, nichts steht ihm fürder nah —
Kennt nichts als seinen Herrn, als Jehova!

Das bleigefasste Fenster reisst er auf,
Und blickt zum dunkeln Firmament hinauf,
Das sich in düstre Trauer hat gehüllt.
Nur hie und da ein einzeln Sternenbild.
Und als ob alle Heerschaaren des Herrn
Dort stünden, hergeeilt von nah und fern,
Und als ob Erd und Himmel sollten hören,
Dass er sich gegen Gott nicht wollt' empören,
Dass er in seinem Glauben nicht erschüttert:
Mit einer Stimme, dass das Haus erzittert,
Von Schluchzen halb erstickt rief er mit Macht
Rief er hinaus es in die öde Nacht:
«Gott, Adonai, Herr über Tod und Leben,
Du hast's genommen, wie du's hast gegeben!»

Albert Sturm.

DER JAKE MET DER GEIG.

Ein Schwank in Zipser Mundart von *Rudolf Weber.*

Herst Jake — sogt der alte Lock*
Und zieht sich on en Sonntachsrock —
Gleich näu der Vesper mach dich of
Und kumm dänn äuch en's Daitschendrof;
Die ween däu hait en Braihausgorten
Uns alle met der Musik worten!

Der Jake, der dos gern vernumm,
Sogt drof: Nä gut, ich wee schunt kumm!
Und denkt en Stelln sich: Es dos fein.
Krigst Guts zu essen und äuch Wein! —

Der Voter es kaum aus'n Haus,
Geiht die Gedold en Jake aus.
Und 's well därheim nen nech meih leiden,
Läift en die Vesper nach var'n Laiden,
Als wollt Niemand undern Gebirich
Säu gern wie deer geihn en die Kirich.
Und erscht nach hait! Der soll ja dach
Far'n Voter schläun die Orgel nach! —

Kaum dass se ausgelauden hon,
Stemmt en der Kirch der Jake on
Und drof er en die Orgel graift,
Dass die nar esäu brummt und tfaift.
Der jägt wie therich die Gemein
Und bleibt äuch näu en Versch kaum steihn. —

Und ersclit nach bei der Kenderlehr,
Wie wespelt er däu hin und her!
Es dauert Alls säu lang nen hait,
Als wie e halbe Eiwichkeit,
Und meint, es kinnt met die viel Lehren
Der Tfarrer gor nech fertich weren.

Der redt von Adam, von der Eiben,
— En Jake sich's var Zorn thit heiben —
Dänn mächt er e sett Langs und Breits,
Wie sich die Juden Korn und Weiz
Gehullt hon aus'n Egyptierland,

* Schulmeister und Kapellmeister.

Derzäihlt von Jäusefs sein Verstand,
Sogt, dass der Mäuse wor e Jud,
Redt von der Esther, von der Ruth,
Und aus'n naien Testament,
Dä nimmt die Sach halt äuch kein End.
Wie Alls berihrt schunt wor, dä hat er
Zureck gemisst of die Galatter
Und die Epheser und Sankt Paulus,
Dass deer zuerscht geheissen Saulus
Und wos halt en der Bibel steiht.
Der Jake schunt var Zorn vergeiht.
Na endlich sogt der Tfarrer: Amen!
Und aus es, Gott sei Dank! 's Examen.
Und itzt nach frisch en Versch gesong
Und dänn eheim geschwind gesprong!

Däu nimmt der Jake sich sein Zaig,
Wie er en Spass heisst seine Geig
Und mächt därmet sich fräihlich of
Und hat en Reck bald 's Schlogendrof. —
Wie fihlt er itzt sich esäu frei!
Därzu derqueckt nen Mancherlei:
Die Lerchelchen, die of sich schweng
Und dräuben en bläun Lefften seng,
Die Blimerchen, die of nen blecken,
Und säu getrailich nen zunecken!
Dänn denkt er äuch on Braihausgorten
Wie alle nen schunt däu ween worten!

Säu kimmt er zu die Räutbach bald.
Däu schaut er of die Geig und: Halt!
Itz ho ich — rifft er aus — nain Kranken
Därheim vergessen en Gedanken
Den ungleckseilijen Fiedelsbäugen!
Und wär äuch gleich zureckgefläugen,
Besennt sich ober — und die Geig
Versteckt er een en Strauch bei'n Steig;
Und wos er hätt en Kopp solln missen,
Dos muss er itzend hon en Fissen.

Kaum es der Jake weg, se kimmt
E Jäger aus der Felk und nimmt
En Weg en Mettel-Gewänd enäu
Und schaut sich em bald hie bald däu,
Ob nech ewos zu schissen wär.
Der schlänkelt hin die Kraitz und Quer —
Wärom äuch nech? 's es Sonntach hait,

Dä hat er dach zu jogen Zeit!
Zertängelt drof en Laiden 's Gros
Und bleibt dänn steihn als wenn ewos
En Straichen bei der Räutbach wär.
Nimmt von der Scholder sein Gewehr,
Schaut schorf — und 's kimmt nen ganz säu vor
Als rihrt sich's itzt und heibt en Ohr.
Der zielt — der zielt — der mächt en Durr,
's thit ober äuch gleich drof en Surr —
Nä wos zum Taibel es denn—k dos?
's es scher dach nech gewest e Hoos!
Kaum denkt er's, es er äuch schunt gleich
Met ein Satz metten en Gestraich.
Nä dass dich — rifft er aus verdrossen —
Itz ho ich gor e Geig geschossen!
Dos es mer nach nech vorgekumm!
Und wie er aus'n Strauch genumm
Die Geig, kimmt met'n Fiedelsbäugen
Der Jake schunt zureckgefläugen. —

Es hat nen schunt nischt Guts geäuhnt,
Wie er en Jäger hat derdäunt;
Oder wie er es von Hibel runder,
Dä sieht er erscht recht Nais und Wunder.
Der heibt die Fiss und met en Kresch
Steiht er var'n Jäger en Gebesch.
H — au 's wär nen bald ewos geschehn,
Wie 's Loch er on der Geig gesehn!
Der tfleckt sich nar esäu var Zorn.
Wos — ? Hon Se en Verstand verlorn?
Oder hon Se gor am End en Summ,
Dass Se hie Geigen schissen kumm?!
Säu kreischt er of'n Jägersmann,
Der var nen ganz bedotzt gestann.
Itzt hon Se's, 's es schunt Ihnen gut,
— Säu fährt er fart en seiner Wut —
Wenn Se zu schissen hon gewosst,
Bezohln Se, wos die Geig gekost! —

Der Jäger endlich drof: Ich — ? Therich — ?
Ja, wenn ich der bezohl, dä wär ich
Erscht recht e Narr; sei dach gescheidt,
Sonst lachen mich jä aus die Lait!
Far wos bezohln? 's Loch es zun Gleck
Säu gruss kaum wie e Kraitzersteck,
Dos es emäul der Reid nech werth!
Und redst, se reid wie sich's geheert!

Und itzt schau, dass dä weiter kimmst
Und deine tomme Geig der nimmst,
Sonst, Jonger, wenn ich dich derwesch,
Mächst gleich en Dräus hie en's Gebesch! —

Der Jake dach, der Schwerenäither,
Var'n Jäger nech derschrocken steiht er.
Deer wollt äuch gern schunt weiter geihn,
Der Jake oder deer sogt: Nein!
Und wenn Se gleich äuch mich derschissen,
Die Geig ween Se bezohln dach missen!

Na geih, du therijer Jonger du,
Und loss mich endlich schunt en Ruh!
Ob däu schunt therich oder nech,
Hie es die Felk gleich en der Näch,
Däu kumm Se nar zu'n Richter schäin,
Dänn wee ich Ihnen lossen geihn! —

Der Jake well durchaus nech ruhn!
Wos soll der orme Jäger thun?
A — denkt er sich — geihst halt zureck,
Hast ohnehin schunt hait kein Gleck!
Der Jäger und der Musikant
Zum Richter geihn se metenand. —

Die renn und scheichen ohne Anden,
Sein von der Hetz als wie gebräuden,
Kumm en der Felk die Gass evor
Und sehn en Richter grod var'n Thor.
Die jogen schnurstracks of nen zu
Und steeren nen en der Sonntachsruh.
Der hat se schunt bemerkt von weiten,
Und dass se metenander streiten.
Drom näithicht er se äuch gleich renn
Zu schlichten ihren Streit däu drenn. —

Und wie er ibern Thirpel kimmt,
Der Jake gleich en Zuläuf nimmt
Und treibt en Jäger en die Eng,
Dass deer die Lauern bald lässt häng.

Oder endlich nimmt er sich zusom:
Fängt on en Jake zu—zu—nom;
Der draiht nen, heisst nen kurz und lang,
— En Jake oder wird's nech bang —
Der thit nen Trampel und wird gräub
Der kreischt, als wär der Jake täub,

's netzt Alls nischt, 's Schlogendrofer Wirtzchen
Dos hält sich wie e Tepperschirtzchen. —

Nä — sogt der Richter — itzt wär's Zeit,
Dass ofheert der verflitzte Streit!
Herr Bruder — wessen Se — ich mein,
Vergleichen Se sich met nen schäin! —

Herr Bruder — sogt der Jäger drof —
Esän heert hie dei Streit nech of;
Wos denken Se? E setter wett
Aus mir nech machen e Gespett!
Ich zohl kein Kraitzer. denn am Ende
Ho ich die Jogd dach en Arende.
Und wee dach äuch nach schissen kinn!
Wos leigt er seine Geig dähin! —

Dos mächt en Richter ganz verwirrt;
Und wievel er äuch zimmelirt,
Und wievel er äuch remstudirt.
Gescheidt er en der Sach nech wird —
Und kimmt nech aus der Konfusiänn! —
Wos er dänn schliesslich hat gethäun
Met'n Jake und met'n Jägersmann?
Wie lang die var nen sein gestann?
Wer von die zwei wos ausgericht?
Und ob er en Prozess geschlicht?
Niemand mer driber hat bericht —
Drom es äuch aus hie die Geschicht! —

UNGARNS GRÖSSTE TRAGÖDIN.

Ein Stern, der einst Jahrzehnte hindurch am Kunsthimmel des Nationaltheaters geleuchtet, ist erloschen. Die Gattin des grössten unter den lebenden ungarischen Schriftstellern, Frau Moriz Jókai, geborene Rosa Laborfalvi, die unerreichte Heldin der Tragödie, dieser höchsten dichterischen Kunstgattung, die unvergleichliche Künstlerin, ist nicht mehr!

Vor einigen Tagen noch konnten wir mit Freuden melden, dass die ausgezeichnete Künstlerin von ihrer besorgnisserregenden Krankheit genesen sei, sich ausser Gefahr befinde, dass es die ärztliche Kunst zuwege gebracht, das teure Leben zu retten — und heute erfahren wir mit um so grösserer Bestürzung die Kunde, dass die bereits gerettet geglaubte Künstlerin in der verflossenen Nacht, gegen 4 Uhr Morgens, von einem Herzschlag ereilt wurde, welcher ihrem Leben ein Ende machte.

In Frau Jókai ist eine der letzten grossen Gestalten der glanzvollsten Epoche unserer dramatischen Kunst aus dem Leben geschieden, eine der letzten aus jener, in Kunst und patriotischer Begeisterung gleich grossen Generation, deren Mitglieder wir die Titanen der ungarischen Schauspielkunst zu nennen gewohnt sind, welche nach ihrem Hintritt eine unausfüllbare Lücke in der ungarischen Bühnenkunst zurückgelassen. Szentpétery, der unerreichte Darsteller gemütlicher Väter und ungarischer Táblabirós; Megyeri, der Komiker mit dem Proteusgesicht und dem unversiegbaren Humor; Bartha, der Heldenliebhaber mit dem Glockenton seines Organs; der ältere Szerdahelyi, dieses Musterbild aller Bonvivants; Fáncsy, der treffliche Intrigant; der ältere Lendvay und der ältere Egressy, Beide gleich unvergesslich. Jener im Liebhaberfache, Dieser in Heldenrollen; dann Joseph Tóth, der jüngere Szerdahelyi und der jüngere Egressy und viele Andere, sozusagen die Besten dreier Schauspielergenerationen, bildeten den Künstlerkreis, als dessen Krone Frau Jókai-Laborfalvi durch fast drei Jahrzehnte anerkannt war.

In sehr zartem Alter, als halbentwickelte Mädchenknospe schon betrat Rosa Laborfalvi die Bühne im Rahmen jener Ofner Gesellschaft, aus welcher sich nachmals der Generalstab des Nationaltheaters zusammensetzen sollte. Am 27. Oktober 1833, also vor mehr als dreiundfünfzig Jahren, erschien ihr Name auf dem Theaterzettel, welcher die Aufführung des Schauspiels «Benjamin Lengyelországból, vagy a nyolczgarasos atyafi» («Benjamin aus Polen, oder der Vetter mit den acht Groschen») verkündete. Stück und Verfasser wären längst der Vergessenheit anheimgefallen, hätte sich in ersterem nicht eine anspruchslose Episodenrolle, «Nani, Amaliens Stubenmädchens», befunden, welcher die Geschichte der ungarischen Bühnenkunst aus dem Grunde gedenken muss, weil diese blos aus wenigen Worten bestehende Rolle der Ausgangspunkt einer ruhm- und erfolgreichen Bühnen-Laufbahn war, auf die wir heute nur mehr wie auf einen schönen Traum zurückdenken können. «Nani, das Stubenmädchen», war die Debutrolle jener Rosa Laborfalvi, welche nachmals das schwierigste tragische Rollenfach auf ihre Schultern lud und es zu einer Höhe erhob, wie Niemand in Ungarn vor ihr und Niemand auch nach ihr.

Rosa Jókai-Laborfalvi hiess mit ihrem Familiennamen Judith Benke. Ihr Vater war einer der vornehmsten und eifrigsten Bahnbrecher der ungarischen Schauspielkunst, der literarisch tüchtig gebildete und ausgezeichnete Charakterspieler Joseph Benke, seiner Herkunft nach ein Székler; aus dessen Ehe mit der Schauspielerin Susanna Rácz wurde Judith in Miskolcz geboren, wo ihr Vater, nachdem er sich von der Bühne zurückgezogen, als Lehrer an einer Mädchenschule wirkte. In Miskolcz verlebte auch die kleine Judith die Jahre ihrer Kindheit; und Frau Déry, die treffliche Sängerin, die seinerzeit die «ungarische Catalani» genannt wurde, erzählt in ihrem Tagebuche interessante Einzelheiten von dem schönen Kinde mit dem Kirschenmunde. In dem jungen Mädchen erwachte schon frühzeitig die Sehnsucht nach den «heissen» Brettern, die die Welt bedeuten und von welchen ihr Vater so viel Interessantes zu erzählen wusste; und als dann Gabriel Döbrentey, der damalige Secretär der Akademie der Wissenschaften, ein begeisterter Förderer der eben aufkeimenden nationalen Bühnenkunst, mit welchem der alte Benke in brieflichem Verkehre stand, den Vater zu überreden anfing, das Mädchen der in jener Zeit noch undankbaren Bühnen-Laufbahn zu widmen,

da brachte Benke seine Tochter persönlich nach Ofen zu der dort wirkenden Schauspieler-Truppe, wo ihr Döbrentey nach dem Heimatsorte ihres Vaters den Künstlernamen Rosa Laborfalvi gab.

Unter den vielen grossen Talenten, welche die Hauptpfeiler der Ofner Gesellschaft bildeten, war Frau Kántor, die tragische Heldin, die unumschränkte Gebieterin der Bühne. Damals dachte noch Niemand daran, dass dieser Tragödin eine Nebenbuhlerin erstehen könne — noch weniger aber daran, dass dieses schüchterne, befangene, junge Mädchen sich dereinst zu dieser Rivalin entwickeln würde. Der Charakter dieser Debut-Rolle zeigt ja, mit welcher untergeordneten Verwendung sich die Anfängerin begnügen musste. Und Leute, die sie von dieser Zeit her kannten, erzählten von ihr, sie habe sogar in dieser geringfügigen Rolle mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wie es denn mit Döbrentey's Ausnahme gar Niemanden gab, der dieser Anfängerin trotz ihres klassisch geschnittenen Gesichts, trotz der ausdrucksvollen, grossen Augen und ihres, erst in Entwickelung begriffenen königlichen Wuchses, kurzum, trotz der sich in ihr vereinigenden Gesammtheit aller äusseren Vorzüge einer grossen Schauspielerin, eine Zukunft auf dieser Laufbahn geweissagt haben würde. Darob erbittert, sagte denn auch das junge Mädchen der Bühne Valet und kehrte mit dem Vorsatze, nie wieder an das Theater zu gehen, in's väterliche Haus zurück.

Doch auch an ihr bewährte sich das Wort: Wer je auf der Bühne ein Paar Schuhe zerriss, kann ihr nicht für immer den Rücken kehren. Nach dem Tode ihrer Mutter betrat Rosa Laborfalvi die theatralische Laufbahn wieder mit der Entschliessung, um der erhofften Rosen dieses Berufes willen auch dessen Dornen zu ertragen. Indessen es musste ein Zufall dazwischentreten, damit sich ihr der Weg zu höheren Leistungen erschloss und ihre schlummernden Fähigkeiten erwachten. Und das kam so. Ein Teil der Ofner Truppe unternahm zu Gastspielzwecken einen Ausflug nach Stuhlweissenburg. Weder Frau Kántor, noch eine andere namhaftere Schauspielerin machte diesen Ausflug mit und so fiel denn eine ganze Welt der grossen und schwierigen Rollen der Anfängerin Rosa Laborfalvi zu. Die Darstellerin unbedeutender Rollen zweiten und dritten Ranges sah sich plötzlich mitten hinein in das Fach der Heldinen versetzt. Mit heisser Gier warf sie sich auf das Studium der Heroinen-Rollen, sich wonnig in jene Pracht und jenen Ruhm versenkend, welche ihr die Zukunft verhiess. Wie eine Palme, so strebte sie unter ihren Lasten himmelwärts und ihre Berufsgenossen waren verwundert ob der Fortschritte, welche sie in jeder neuen Gestaltung aufwies. «Sie war von uns geschieden als unentwickelte Knospe — erzählte einst ein seither verstorbener Berufsgenosse der Rosa Laborfalvi dem Schreiber dieser Zeilen — und als sie wiederkam, da war sie bereits eine vollerblühte Rose, in der üppigsten Zauberpracht ihrer Kunst prangend. Wir erkannten sie kaum wieder: sie hatte sich inzwischen völlig umgewandelt. Das verhältnissmässig kurze Zeit währende Wirken in bedeutenden Rollen hatte sie, die wir noch unmittelbar vorher als schüchternes, mutloses, in seinem Auftreten fast linkisches Mädchen gekannt, zur fertigen, selbstbewussten Künstlerin umgezaubert.»

Seit diesem Wendepunkte stieg die jugendliche Künstlerin immer höher in ihrer Kunst, wie in der Gunst des Publikums. In den höheren tragischen Rollen galt aber noch immer Frau Kántor als die Unvergleichliche, die nicht ihres Gleichen

hatte. Es schien eine Kühnheit, dass eine Andere, zumal ein blutjunges Mädchen, sich in ihrem Fache versuche! Man war daran gewöhnt, eine «Sappho», eine «Medea» von Künstlerinen in reiferem Alter dargestellt zu sehen — und darum zweifelte Niemand daran, dass Frau Kántor die erste Tragödin des zu eröffnenden Nationaltheaters sein würde.

Indessen es fügte sich, dass Frau Kántor in Folge von Missverständnissen, die sie späterhin nicht mehr zu zerstreuen vermochte, niemals Mitglied des Nationaltheaters wurde. Das Directions-Comité des Nationaltheaters, dessen Mitglieder der Vicegespan Földváry, Paul Nyáry und Joseph Bajza waren, musste sich um eine andere Heroine umschauen. Sie fanden Niemanden geeigneter zur würdigen Besetzung des verwaisten Rollenfaches, als die dazumal sehr junge, in der Darstellung der Matronen und römischen Heldinen noch ungeübte Rosa Laborfalvi.

Dass diese Wahl die denkbar glüklichste war, dass die ungarische Bühne in Rosa Laborfalvi einen würdigen Ersatz für die in mancherlei Hinsicht freilich unentbehrliche Frau Kántor fand — die Folge hat dies in unzweifelhafter Form bewiesen.

Am Eröffnungsabend des Nationaltheaters, am 22. August 1837, trat Rosa Laborfalvi gleich in zwei Rollen auf: in dem zu diesem Anlass geschriebenen dramatischen Gedicht «Árpád ébredése («Árpád's Erwachen») von Vörösmarty und in Schenk's «Belisar». Ueber dieses Auftreten schreibt Frau Déry in ihrem Tagebuche:

«Dieses junge Geschöpf musste die schwierige und umfangreiche Rolle binnen drei Tagen einstudieren und dann sofort spielen. Rosa Laborfalvi spielte die Rolle mit überraschendem Erfolg! Freilich hatte sie dazu einen königlichen Wuchs, klassische Schönheit und ein Paar grosser, schwarzer, sprechender Augen! Diese Vorzüge entschädigten reichlich für die Schwächen, die sich in ihrer ersten Darstellung zeigten, und was noch mehr heisst: in der ganz höllischen Hitze zu spielen, welche an jenem Abend im Hause herrschte! Selbst im lichten Sommerkleid zerschmolz man schier vor Hitze. Und sie — in dem aus schwarzem Tuch gefertigten, bis ans Knie herabreichenden, mit schrecklich weiten Aermeln und einer drei Ellen langen Schleppe versehenen, bis an den Hals zugeknöpften Kleide! Indessen Rosa bewältigte die Sache und ward Herrin ihrer schwierigen Aufgabe.»

Die Anfangsjahre des Nationaltheaters waren reich an schweren Kämpfen, zu deren Bewältigung nur sehr bescheidene materielle Mittel zur Verfügung standen. Die geistige Kraft, die Begeisterung für den Zweck, die Selbstverleugnung mussten für Alles Ersatz bieten. Jene kleine Gruppe, welche sich um das Nationaltheater schaarte, war sich dessen wohl bewusst, dass sie nebst der Pflege der Kunst und Literatur auch noch einen anderen Beruf, eine nationale Mission, zu erfüllen habe. Und in diesem Bewusstsein entfalteten die ersten Mitglieder des Nationaltheaters jene bewundernswerte Kraftanstrengung, welche ein hoch emporragendes Moment unserer Culturgeschichte und unseres nationalen Erwachens bildet und der pietätvollen Achtung aller Zeiten würdig ist. Dabei, dass jedes Mitglied mit Aufgebot aller Kräfte bemüht war, seinen Platz auszufüllen, trachtete die Gesammtheit, einen Geist zu entwickeln, welcher anspornend auf den Einzelnen wirkte und durch ideale Motive für die Geringfügigkeit der materiellen Entlohnung entschädigte. Jene grossen Kunstkräfte, welche auf der Bühne des Nationaltheaters wirkten, waren sammt und sonders materiell sehr ärmlich gestellt. In jener Zeit

der nobilia officia erwartete man selbst von dem Schauspieler, dass er den Lohn seiner Dienste nicht in materiellen Dingen suche. Die ersten Priester der ungarischen Thalia lebten in der Tat ärmlich; Viele unter ihnen litten Entbehrungen, nur um am heiligen Altar der Vaterlandsliebe ihr Opfer darzubringen. So wie der Winter wich und der milde Lenz heranbrach, kündigten sie zum grossen Teile die kostspieligen Stadtwohnungen und wanderten nach dem Ende der Stadt aus, zumeist auf den Schwabenberg, in der entlegenen, damals noch öden Wildniss eine ganze Schauspieler-Niederlassung begründend. Und die eben jetzt verblichene Künstlerin gedachte häufig nicht ohne einen gewissen Humor der Zeit, da sie, nachdem der letzte Applaus verhallt war, die Königskrone und den Purpurmantel ablegte und, in ein warmes Tuch gehüllt, eine um einen Groschen gekaufte saure Gurke in der Hand, zu Fuss auf den Schwabenberg marschirte, um am anderen Tage um acht Uhr Morgens wieder bei der Probe zu sein.

Diese Generation, welche sich berufen fühlte, aus dem Nichts sozusagen Alles zu erschaffen, sah darum nichts Trauriges in ihrer so beschaffenen Lage und oblag ihrer hehren und schweren Aufgabe nicht allein mit Eifer, auch guten Mutes und in froher Laune. Die Schwierigkeiten, welche zu bekämpfen waren, stählten noch ihre Energie. Die grösste dieser Schwierigkeiten bildete die Concurrenz des von der Aristokratie und einem Teil der Bürgerclasse unterstützten, von einer reichen Literatur und von Gastspielen berühmter Künstler getragenen deutschen Theaters. Nun, sie überwanden auch diese Schwierigkeit. Das deutsche Theater, wie jede Anstalt, die sich nicht hauptsächlich auf die eigene Kraft stützt, war schwerfällig, es fehlte ihm an Rührigkeit, d. h. es brauchte sehr viel Zeit zur Vorbereitung neuer Stücke. So geschah es einmal, dass das deutsche Theater die Aufführung des zugkräftigen Dramas «Marie, eine Mutter aus dem Volke» seit Wochen ankündigte. Das Nationaltheater machte kurzen Prozess und spielte dem saumseligen Concurrenten das Prävenire. Sigmund Czakó, der hochbegabte Dramatiker, welcher nachmals ein so tragisches Ende nehmen sollte, übersetzte das Stück über Nacht in's Ungarische; Tags darauf wurden die Rollen verteilt und am dritten Tage wurde das Stück aufgeführt zur nicht geringen Verblüffung des deutschen Theaters und seines Publikums. Und ähnliche Fälle ereigneten sich mehr denn einmal im Laufe der Jahre.

In solcher Umgebung, von solchem Geiste beseelt sehen wir Rosa Laborfalvi in kühnem Flug jene Höhe erschwingen, auf welcher sie dann durch drei Jahrzehnte als der glänzendste Stern der ungarischen Bühnenkunst schimmerte. Bei dem Beispiel der reichbegabten Genossen, angeeifert durch den Beifall eines kunstsinnigen, begeisterten Publikums, unter der Anleitung einer wohlwollenden, gründlichen Kritik, welche damals von einem Vörösmarty, Bajza, Toldi, Erdélyi gehandhabt wurde, entwickelte sie sich von Stufe zu Stufe bis dahin, wo es keinen Meinungsunterschied mehr darüber gab, dass das ungarische Theater in ihr eine gottbegnadete Künstlerin besitze, welche es in der darstellenden Kunst zu einer bis dahin bei uns unerreichten Höhe brachte.

Der 15. März 1848 war auch dem Nationaltheater ein höchst denkwürdiger Tag. Das seitens der Censur lange Zeit verbotene Katona'sche Drama «Bánk bán» war zur Aufführung anberaumt. Es kam jedoch nicht zur Aufführung dieses Stückes. Das Publikum wollte den aus seinem Kerker an diesem Tage befreiten Tan-

csics sehen und verlangte tobend dessen Erscheinen auf der Bühne. Petőfi, Vasvári und Jókai, die Helden des Tages, betraten so kothbespritzt, wie sie von der Gasse gekommen waren, die Scene und trachteten durch patriotische Reden das Publikum zur Ruhe und zur Heimkehr zu bewegen. Als Jókai seine Ansprache beendet hatte, trat aus den Coulissen eine königliche Frauengestalt hervor, das Haupt von einem Diadem gekrönt, einen Königsmantel um die Schultern geworfen. Es war Rosa Laborfalvi, als Königin Gertrud costümirt. Sie trat auf den jungen Redner zu und heftete ihm eine nationalfarbige Kokarde an die Brust. Das Publikum jauchzte und applaudirte. Wie erst, wenn die Leute geahnt hätten, dass die improvisirte Scene zwei verwandte Herzen für das ganze Leben mit einander vermählte!

Vielleicht war es eine Fügung des Schicksals — schreibt ein Biograph des Jókai'schen Ehepaares — dass das Mädchen, welches das schönste Ungarisch sprach, die Gattin des Jünglings, welcher das schönste Ungarisch schrieb, werde. Noch in demselben Jahre wurden sie einander angetraut. Die Wogen der bewegten Zeit störten aber gar bald das Glück des jungen Paares. Jókai befand sich mit unter Denjenigen, welchen die siegreiche Gewalt zu ihrem Verderben nachstellte. Er musste flüchten und sich in einem versteckten Gebirgsdörfchen des Borsoder Comitats verborgen halten. Dort ereilte ihn eine schwere Krankheit, und da geschah es, dass seine Frau in wilden Winterstürmen unter tausend Gefahren ihn aufsuchte und dem ihr und der Nation kostbaren Leben durch ihre zärtliche Pflege die Gesundheit wiedergab. Und nicht nur dies einemal war es, dass die liebreiche Fürsorge der Gattin das teure Leben Jokai's vom Rande des Grabes rettete.

Die Heroine der Bühne war daheim am häuslichen Herde der Schutzengel, die beschirmende und ermutigende Gefährtin ihres Gatten. Der literarische Schatz, womit Jókai die ungarische Nation beschenkt hat, könnte unmöglich ein so wertvoller und umfangreicher sein, wenn die Seele des Dichters im trauten Familienheim sich beengt gefühlt haben würde. Nein, Rosa Laborfalvi gab seiner Dichterseele neue Schwingen, welche seine Phantasie zu noch kühnerem Fluge in die Sphären der Poesie befähigten. Sie wusste dem Dichter ein Heim zu schaffen, wo die Muse gern zu ständigem Verweilen einzog. Und hätte Rosa Laborfalvi nur dieses eine Verdienst, sie wäre wahrlich wert, dass unsere Nation ihren Hintritt betrauere.

Allein sie gab sich damit nicht zufrieden. Sie wetteiferte mit ihrem Gatten, um auf einem anderen Gebiete der schönen Künste Lorbeern zu erringen, gleichzeitig mit denen ihres Gatten. Mit Recht konnte zu Beginn der Fünfziger-Jahre einer ihrer Biographen sagen, dass sie der Glanz unserer Tragödie sei, mit der auf unserer Bühne die Zrinyi Ilona, Anna Bornemisza und die übrigen glorreichen Frauen der ungarischen Geschichte erstanden und in der der grösste Dichter der Welt, Shakespeare, eine würdige Darstellerin seiner Frauengestalten fand.

Wenig Schauspielerinen gibt es, die von einer gütigen Natur so reich, wie sie, bedacht worden wären mit allen inneren und äusseren Vorzügen, welche auf den Bahnen der Kunst sicheren Erfolg verheissen. Ihre schöne Gestalt, ihr stattlicher Wuchs, die edle Plastik ihrer Bewegungen, der würdevoll ernste Blick ihres ausdrucksvollen Auges und ihr biegsames, sonores Organ, das zum Ausdrucke zarter Gefühle, wie auch der höchsten Leidenschaften gleich geeignet ist, ihre

herrliche Art zu sprechen: All das macht sie zu einer blendenden Bühnenerscheinung.

Mit ihrem edlen Gesichte, ihren strahlenden grossen Augen wusste sie alle Schattirungen der Empfindungen und Affecte in malerischer Schönheit zum Ausdruck zu bringen, während sie mit der erhabenen Plastik ihrer Bewegungen Bildhauern hätte als Modell dienen können. Erschien sie auf der Bühne, so genügte ein Wink, ein Blick von ihr, um in die Täuschung zu versetzen, dass nicht eine ausgezeichnete darstellende Künstlerin, sondern die wirkliche Maria Stuart, Volumnia, Lady Macbeth vor uns steht. Welch' wahrer Schmerz sprach zu uns aus den Leiden der «Marie, einer Mutter aus dem Volke», welch' überzeugende Wahrheit aus den tröstenden Worten Gertruds über dem Sarge des Wojwoden in «Gritti», oder aus der überirdischen Ekstase der Seherin in «Charitas» (in Czakó's «Sz. László»), oder im gespenstisch wahnsinnigen Geheul Leona's. Und welche Natürlichkeit, welch' heiteres Gemüt in «Frau Bernard» aus «Rang und Liebe!»

Und mit welch' natürlichen, einfachen Mitteln erreichte sie all' die erschütternden Wirkungen, auf die Jeder zurückdenken wird. der sie einmal spielen gesehen! Das war das wahre Geheimniss ihrer Kunst. Sie verachtete die Kniffe, die auf Effect berechneten Aeusserlichkeiten. Sie schöpfte ihre Gestalten aus der Natur der Rolle, aus dem dargestellten Charakter; deshalb war sie lebenstreu, deshalb wahr und von ergreifender Wirkung, Künstelei, Manierirtheit, Chablonenmässigkeit waren ihr stets fern. Sie spielte mit der von der Situation eingegebenen Inspiration, und erhabene Ruhe charakterisirte ihr Spiel, welches über ihr Augen- und Gesichtsspiel, ihre metallreiche Stimme und ihre statuenhaft schönen Bewegungen zu herrschen wusste.

Ihr Rollenkreis war, wie erwähnt, hauptsächlich die Welt der tragischen Heldinen. Aber er erstreckte sich auch auf die Rollen der Dramen, ja selbst der Lustspiele. Eine so heitere, zungenfertige, anmutige Meierin, wie sie sie in Frau Bertrand bot, gab es auf der nationalen Bühne nicht mehr, noch auch eine so launenhafte «Rózsa». Ja, es gibt in der Bibliothek des Nationaltheaters sogar einige längst ruhende Volksstücke, in welchen wir die ungarische Frau aus dem Volke, die liebende Mutter, die sorgsame Hausfrau, die treue Gattin nur von ihr so treu dargestellt sahen, wie der ungarische Boden sie hervorbringt. Andere grosse Künstlerinen bereisen die Welt mit drei bis vier wohl einstudirten und bis zur geringsten Bewegung ausgearbeiteten Rollen; Frau Jókai hingegen hatte einen Rollenkreis, in den sich anderswo Vier bis Fünf zu teilen pflegen, und sie war eine wahre Künstlerin in jeder ihrer Rollen.

Zweiunddreissig Jahre lang war sie die fortwährend beschäftigte erste Künstlerin des Nationaltheaters. Als engagirtes Mitglied trat sie am 7. März 1869 zum letzten Mal auf, als «Predszlava» in Szigligeti's «Tronprætendent.» Sie trat aus dem Verbande des Nationaltheaters, weil sie mit Schmerz erfahren musste, dass das tragische Fach, welches sie in der schauspielerischen Gestaltung für das höchste hielt, zurückgedrängt wurde. Als Gast trat sie auch dann noch einige Mal auf, zuletzt vor drei Jahren, am 2. December in Shakespeare's «Coriolan» als «Volumnia.»

Seitdem lebte sie von der Bühne vollständig zurückgezogen. Die neue dramatische Richtung, welche seitdem in Mode ist, die fast ausschliessliche Herrschaft

der französischen Salondramen, in welchen wir ausser der geschickten Bewegung und der lebendigen Conversation kaum andere Ansprüche an den Schauspieler stellen, befriedigte ihre Begriffe von der Kunst nicht, konnte sie nicht befriedigen, die grosse Kraft erheischende menschliche Leidenschaften darstellen gesehen und auch selbst dargestellt hat, mit einem Erfolge, wie keine Andere, und die neben dem künstlerischen Gesichtspunkt auch darauf grosses Gewicht legte, dass die Kunst möglichst ursprünglich national und nicht nur eine Nachahmung des Fremden sei.

Die Kunde von ihrem Tode wird, wenigstens bei der älteren Generation, die lange Reihe der grossen Rollen in Erinnerung bringen, denen sie Leben eingehaucht und die seit ihrem Rücktritt zum grössten Teile jenen Weg gegangen sind, woher für sie kaum eine Rückkehr möglich und wohin ihnen jetzt die sie belebende grosse Künstlerin selbst gefolgt ist.

KOLOMAN TÖRS.*

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.**

Asbóth János, Bosznia és a Herczegovina. (Bosnien und die Herczegovina. Reisebilder und Studien von Joh. Asbóth. Mit 33 Vollbildern und 184 Illustrationen in Text). I. Band. Budapest, Pallas, 275 S. 4°

Bobula János, Pasigrafiai Szótár. (Pasigraphisches Wörterbuch der ungarischen Sprache nach Ant. Bachmeier's Systeme, von Johann Bobula.) Budapest, 1886, Révai, XXVIII, 32, 121 und 117 S.

Emlékek, irodalomtörténeti. (Literar-historische Denkmäler, herausgegeben von der literarhistorischen Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften. Bd. I. Andreas Pannonius ed. Wilh. Fraknói. — Nicolaus de Mirabilibus ed. Eugen Abel.) Budapest, 1886, Akademie XLVIII, 469 S.

Győry V. költeményei. (Wilhelm Győry's Gedichte, herausgegeben von seinen Freunden, mit Győry's Leben von Rud. Radnay.) Budapest, 1886, Kókai, 441 S, und das Porträt des Dichters.

Hunfalvy J, Egyetemes földrajz. Allgemeine Geographie von Dr. Johann Hunfalvy. II. Band: Geographie des Königreichs Ungarn, mit besonderer Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse.) Budapest, 1886, Athenæum, VIII und 888 S.

Hellebrant Arpadus, Catalogus librorum saeculo XV° impressorum quotquot in bibliotheca Academia Litterarum Hungaricae asservantur. Budapest, 1886, Akademie, XIII und 379 S.

Kazár Emil, Izsák. (Isaak. Roman v. Emil Kazár.) Budapest, 1886, Székely, 180 S.

Károlyi Árpád, Buda és Pest visszavivasa 1686-ban. (Die Revindication Ofens und Pests im Jahre 1686. Zur zweihundertjährigen Erinnerungsfeier im Auftrage der Hauptstadt Budapest, von Dr. Árpád Károlyi.) Budapest, 1886, Verlag der Hauptstadt. VIII, 437 S. und 6 Beilagen.

Knauz Nándor, Buda ostromához. (Zur Erstürmung Ofens von Ferdinand Knauz.) Budapest, 1886, Kilian, 4°, IV, 128 S.

* Aus dem politischen Tageblatte »Egyetértés« vom 21. November 1886 übersetzt. Frau Jókai starb am 20. November, Morgens 4 Uhr.

** Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DIE BEGEGNUNG DEÁK'S UND BEUST'S.*

Am 20. December 1866 um 8 Uhr Abends ging Beust zu Deák. Der Kanzler Mailáth war es, der ihn angemeldet hatte. Nach der Vorstellung reichten die Beiden einander nicht die Hand. Deák liess Beust auf das Kanapée setzen, er selbst nahm ihm gegenüber in dem Armsessel vor dem Tische, Mailáth aber in einem Fauteuil am Ende des Kanapées Platz. Die Conversation verlief sehr steif und es gab auch häufige Unterbrechungen, die mehrere Minuten währten. Deák wollte keine Nebenfragen stellen und mittlerweile dachte auch Beust darüber nach, was Deák gesagt und wie er die Conversation weiterspinnen solle. Beust war es, der den Anfang machte. Er erzählte, er sei hauptsächlich zu dem Zwecke nach Pest gekommen, um mit Deák conferiren zu können. Er berührte die Macht und den Einfluss Deák's im Lande. Deák sagte, all sein Einfluss rühre daher, weil er das Glück habe, dass sehr Viele seiner Ansicht seien, oder dass er die Ansicht Vieler teile. Doch reiche sein Einfluss nicht so weit, um die Meinungen bilden zu können. In Ungarn besitze jeder Gebildete in Folge des langen öffentlichen Lebens des Landes eine entschiedene politische Meinung über öffentliche Angelegenheiten; ob diese Meinung eine gute oder schlechte sei, darüber wolle er nicht streiten.

Es ergaben sich bald Meinungsdifferenzen zwischen den beiden Staatsmännern.

* Die Redaction der «Budapesti Szemle», der wir diesen Aufsatz entlehnen, begleitet denselben mit folgenden Bemerkungen: «Diese Aufzeichnungen wurden unter den Schriften Csengery's gefunden und wir verdanken sie der Freundlichkeit des Sohnes Csengery's, Roland. Franz Deák pflegte Csengery seine denkwürdigeren politischen Gespräche zu erzählen und Csengery hat diese des öfteren noch an demselben Tage aufgezeichnet. So entstand auch diese Aufzeichnung. Es war dies die erste Begegnung Deák's mit Beust in Ausgleichssachen. Ob es noch eine zweite gegeben, wissen wir nicht. Wir glauben, dass es keine solche gegeben hat. Deák sprach viel zu entschieden, als dass Beust hoffen konnte, an den Dingen etwas ändern zu können. Es scheint, dass diese Begegnung ihm die Ueberzeugung beibrachte, dass der von Deák vorgeschlagene Modus unter den obwaltenden Umständen der einzige Ausweg aus den Verwickelungen sei.»

Beust sagte, die Regierung wünsche aufrichtig den Ausgleich und Deák gab seitens der Nation eine ähnliche Versicherung ab.

Beust hob das grosse Entgegenkommen der Regierung hervor. Deák sagte, dass auch die Nation ihrerseits zur Förderung des Ausgleichs Alles getan habe, was sie vor Wiederherstellung der Verfassung tun könne. Es sei ein häufiges Vorkommniss im Leben, fügte Deák hinzu, dass von streitenden Parteien, die einen Ausgleich eingehen wollen, jede glaubt, ihrerseits alles Mögliche getan zu haben, um den Ausgleich herbeizuführen. Dass sich aber zum Mindesten die eine Partei getäuscht, gehe schon daraus hervor, dass der Ausgleich trotzdem nicht zu Stande gekommen. Wer von uns Beiden sich nun täuscht, das weiss Gott allein!

Beust sagte, die Regierung sei bei vorläufiger Erfüllung ihrer Bedingungen auch zu weiteren Concessionen bereit und sie wäre auch geneigt, ein Ministerium zu bewilligen.

Deák bemerkte hierauf, dass im Schosse der Regierung fehlerhafte Ansichten über die Rechtscontinuität herrschten. Man confundire hier zwei Ideen: die Wiederherstellung der Verfassung und die Regelung der gemeinsamen Verhältnisse. Die erstere fordere die Nation unbedingt von der executiven Gewalt, die letztere sei Sache der Transaction. Die Wiederherstellung der Verfassung und die Ernennung des Ministeriums seien keine Concession, sondern ein rechtmässiger Wunsch, welcher aus der pragmatischen Sanction und der Theorie der Verfassungsmässigkeit erfliesst. In der pragmatischen Sanction hat sich das Herrscherhaus zur Wahrung der Rechte und Constitution der Nation verpflichtet, welche dessen Erbrecht anerkannte, und ein Grundprincip jeder Verfassung, ja selbst des gut eingerichteten Absolutismus sei es, dass man die Gesetze, insolange keine neuen geschaffen sind, vollziehen müsse.

Beust machte da Deák, wenn auch in sehr zarter Weise, darauf aufmerksam, dass sich unter den wiederherzustellenden Gesetzen auch die 1848er befänden, dass der Monarch, unter welchem diese Gesetze geschaffen wurden, kränklich war, dass dieselben unter dem Drucke der Verhältnisse geschaffen wurden und dass Revolution, Bürgerkrieg und ein Völkeraufruhr die Folge davon war.

Deák erwiderte detaillirt auf diese Einwendungun. Er sagte: Wenn man gegen die 1848er Gesetze einwendet, dieselben seien unter dem Drucke der Verhältnisse geschaffen worden, so müssen wir in diesem Einwande die drohende Mahnung erblicken, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, welche für das Reich viel drückender sind als es die 48er waren, keinen Ausgleich einzugehen. Denn welche Vereinbarung wir auch immer treffen, so wird man doch mit derselben Logik, mit welcher man jetzt die Giltigkeit der 48er Gesetze angreift, einst die jetzt zu treffenden Vereinbarungen anfechten können. Was die inneren Wirren anbelangt, welche im Gefolge

der 48er Gesetze sich zeigten, so wäre es am allerwenigsten ratsam, diese Anklage vor mir zu erheben, der ich das Unglück hatte, vermöge meiner damaligen Stellung die Ereignisse näher und unmittelbar mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nicht die 48er Gesetze, sondern jene Reaction, welche in Folge dieser Gesetze ihre Macht verlor, hat jenen Bürgerkrieg, den Völkeraufruhr und die Revolution heraufbeschworen. Diese Gesetze waren kaum geschaffen, als schon die durch die Reaction aufgehetzten Volksstämme in Waffen uns gegenüberstanden. Auf Befehl des Fürsten und seiner gesetzlichen Regierung kämpften reguläre Linientruppen gegen die Empörer und diesen regulären Linientruppen stand gleichfalls österreichisches Militär an der Spitze der Empörer gegenüber. Als ich und Batthyány hierüber in Wien Beschwerde erhoben, antwortete uns höhnisch der österreichische Kriegsminister Latour, wir sollten die 48er Gesetze abschaffen und dann würde man sogleich Ordnung machen. Ein anderes Mitglied des österreichischen Ministeriums, Wessenberg, dem wir gleichfalls unsere Beschwerde vortrugen, sagte es gerade heraus, dass es in Wien gegenwärtig zwei Regierungen gäbe, eine öffentliche und eine geheime. Er sei blos Mitglied der ersteren. Was in Ungarn geschieht, das geschähe ohne sein Wissen und lediglich auf Befehl der geheimen Regierung. Eine Woche, nachdem das ungarische Ministerium schon ernannt war, wurde Jellacsics, der eingestandenermassen ein illirischer Agitator war, zum Banus von Kroatien ernannt. Man entschuldigte sich damit, dass die Gesetze damals noch nicht in aller Form sanctionirt waren. Gleichwohl gehörte es zu den ersten Geschäften des neu ernannten ungarischen Ministeriums, den mit Umgehung dieser Regierung ernannten Banus in den Ministerrat zu berufen und ihn aufzufordern, gemeinsam im Interesse Kroatiens Alles zu tun, was zur Beruhigung des kroatischen Volkes notwendig wäre. Der Banus wies die wohlwollende Aufforderung mit Verachtung zurück. Correspondenzen hochgestellter Persönlichkeiten, die uns in die Hände fielen, zeigten, wie das Feuer des Bürgerkrieges angefacht wurde. Es ist nicht ratsam, solche Dinge gegen uns vorzubringen, denn die Compromittirung reicht bis in die höchsten Kreise. Aus diesem Grunde wollte Deák über diesen Gegenstand auch nicht öffentlich sprechen; doch da diese Anklage unter vier Augen seitens eines Mannes, wie Se. Excellenz vorgebracht wurde, den er bei sich zu sehen die Ehre habe, könne er seine Bemerkungen unmöglich unterdrücken. Die 1848er Gesetze waren blos ein Rahmen, der erst später hätte ausgefüllt werden sollen. Wären die bedauerlichen inneren Wirren nicht dazwischen gekommen, so wären die Umrisse schon längst ergänzt und das Land schon längst bezüglich der gemeinsamen Verhältnisse ins Klare gekommen. Und wenn all das bisher nicht geschehen konnte, so lag die Schuld gewiss nicht an unserer Nation.

Den Angelpunkt des Gespräches bildete die Heeresfrage.

Beust hob als unerlässliche Bedingung die Einheit der Armee hervor

und damit sei, nach der übereinstimmenden Ansicht der hervorragendsten militärischen Capacitäten das besondere Rekrutenbewilligungsrecht Ungarns nicht vereinbar, es sei nicht möglich, dass die Heeresergänzung in Ungarn anders geschehe, dass das Landesverteidigungs-System in Ungarn der ungarische Reichstag regle.

Deák erwiderte, dass die Erfahrung von 150 Jahren gegen jene militärischen Autoritäten spreche; so lange sei es, dass das stehende Heer in Ungarn eingeführt wurde und seither habe der ungarische Reichstag stets die erwähnten Rechte ausgeübt und das Reich sei inmitten schwerer europäischer Kriege besser verteidigt gewesen, als in der jüngsten Epoche durch die einheitliche Armee. In jenen älteren Zeiten bestanden hinsichtlich der Capitulationen allein drei verschiedene Systeme: sechs Jahre in Italien, acht Jahre in Ungarn und zehn Jahre in den deutsch-slavischen Ländern. Das Mitbestimmungsrecht der ungarischen Gesetzgebung bezüglich des Landesverteidigungs-Systems schliesse nicht aus, dass von beiden Hälften der Monarchie ein von beiden Ministerien vorgelegtes gleichförmiges Verteidigungs-System angenommen werde. Im Gegenteil. Das Verteidigungs-System sei ein Gegenstand, hinsichtlich dessen sich kein europäischer Staat von den übrigen absondern könne. Die Umgestaltung müsse jeder im eigenen Interesse acceptiren, wie zwei Leute, die mit Stöcken gegen einander kämpfen. Wenn der Eine sich ein Gewehr anschafft, muss es auch der Andere tun, wenn er sich nicht dem Verderben aussetzen will. Ungarn sei auch bisher in dieser Hinsicht in den europäischen Reformen nicht zurückgeblieben. Zur Zeit der Condottiere hatten wir auch unsere schwarze Schaar und als Ludwig XIV. das stehende Heer einführte, vertauschten auch unsere Vorfahren das Banderial-System mit dem stehenden Militär. Früher war der Militärdienst ein ewiger; nun wurde das System der Capitulationen angenommen. Auch in diesem Belange folgten wir Europa. Unser Land wird auch die neuen Entwicklungen nicht von sich weisen, doch auf ihr Recht hinsichtlich der Rekruten-Bewilligung und des Wehrsystems kann die Nation nicht verzichten. Jede Verfassung betrachtet diese Rechte als ihre Garantien. In England ersetze die alljährliche Votirung der Mutiny-Bill die Rekruten-Bewilligung. Er spreche nicht von den übrigen europäischen Verfassungen und erwähne nur die oktroyirte Verfassung des kaiserlichen Frankreich, die trotz ihrer Mängel und auch beim Conscriptions-System das Rekruten-Bewilligungsrecht nicht entziehen zu sollen glaubte. Kein constitutionelles Volk könne freiwillig darauf verzichten. Aehnlich der Waffe, die wir zur Selbstverteidigung im Zimmer halten und die wir vielleicht jahrelang nicht benützen; wir werden uns aber deshalb nicht gern von ihr trennen, weil wir uns dann nicht mehr in Sicherheit glauben würden.

Als Beust fragte, ob Deák auch in der 67er-Commission die Annahme «unseres Wunsches» für undurchführbar halte, antwortete Deák:

— Wenn Excellenz unter dem Ausdrucke »unser Wunsch» auch meinen Wunsch verstehen, muss ich dagegen protestiren.

— Dann freilich verstehe ich, dass er nicht durchführbar sein wird, bemerkte Beust.

— Das Subcomité der 67er-Commission, fuhr Deák fort, hat sich auch mit dem bewussten Antrage Verdächtigungen ausgesetzt. Man sagt von uns, die wir ihn anfertigten, dass wir die Rechte der Nation verraten haben. Erhobenen Hauptes stehen wir diesen Anklagen gegenüber, denn wir können nachweisen, dass wir nichts aufgegeben, ja sogar neue Garantien erworben haben. Wenn wir jedoch die Rekrutenbewilligung aufgeben würden, könnten wir nicht so mutig jenen Vorwurf ertragen, denn er wäre berechtigt. Und glauben Excellenz, wenn es auch gelänge, derlei in der 67er-Commission durchzusetzen, würde es einen legalen ungarischen Reichstag geben, den wir zur Annahme veranlassen könnten? Im Gegenteil. Der eine Punkt, der in dieser Beziehung das Recht der Nation aufgäbe, würde das gesammte Elaborat über die gemeinsamen Angelegenheiten zu Falle bringen.

Beust schien sehr niedergeschlagen, wie sehr er auch bestrebt war, seine Gemütsstimmung zu beherrschen.

— Wie soll aber die österreichische Regierung vor den Reichsrat treten, wenn sie keinerlei Resultat in Ungarn aufzuweisen vermag! sagte gleichsam vorwurfsvoll der Minister des Auswärtigen. Die «Sistirung» der Verfassung jenseits der Leitha geschah im Interesse Ungarns. Und was soll die Regierung sagen, wenn sie kein Resultat aufzuweisen vermag?

— Es hängt nur von der Regierung ab, dass sich ein Resultat ergebe, erwiderte Deák. Sie möge die ungarische Verfassung wieder herstellen, die cardinalen Rechte der Nation anerkennen und es wird sofort ein Resultat da sein! Was die Sistirung der Verfassung jenseits der Leitha betrifft, kann Deák nicht anerkennen, dass dieselbe im Interesse Ungarns geschehen wäre.

— Auch die Ungarn haben sich derselben gefreut, bemerkte Beust.

— Distinguiren wir! erwiderte Deák. Ungarn freute sich darüber, dass der auf Ungarn bezügliche Teil des Februarpatents aufgehoben wurde, der Ungarn einschmelzen wollte. Dass auch der auf Cisleithanien bezügliche Teil aufgehoben wurde und dass die Verfassung dort überhaupt feiern solle, das hat Ungarn nicht gewünscht und dessen hat sich Ungarn auch nie gefreut.

Nach einer längeren Pause kehrte Beust wieder auf seine Versicherung zurück, dass die Regierung nicht abgeneigt sei, Concessionen zu gewähren, wie sie dies auch bis dahin durch die Einberufung Siebenbürgens und Kroatiens auf den ungarischen Reichstag getan; doch verlange sie ihrerseits von der Nation Garantien, wie denn auch die cisleithanischen Länder Garantien von Ungarn fordern.

Deák bemerkte vor Allem, dass die Gewährung dessen, was zu verwei-

gern ungesetzlich ist, keine Concession, sondern eine Pflicht sei. So seien Siebenbürgen und Kroatien mit Unrecht von der ungarischen Krone losgerissen worden und es war daher eine gesetzliche Pflicht, dieselben zum ungarischen Reichstag einzuberufen. Für die Erfüllung der Pflicht könne man aber nicht fordern, dass die Nation auf ihre wichtigsten constitutionellen Rechte verzichte. Diese Verzichtleistung könnte man auch damit nicht rechtfertigen, dass wir dafür materielle Prosperität gewinnen. Was die Forderung nach Garantien anbelangt, so habe er davon schon oft gehört und auch in den Zeitungen gelesen, doch habe er bisher nicht begriffen, wofür man von uns Garantien fordere und was für Garantien dies eigentlich sein sollten. In rechtlicher Beziehung könne die Nation niemals bessere Garantien bieten, als sie in jenem feierlichen zweiseitigen Vertrage bietet, welcher den «unteilbaren und untrennbaren» Besitz sichert. Wenn diese Garantie nicht genügt, wie kann die Nation neuere gesetzliche Garantien bieten, so lange ihr der Weg der Gesetzgebung verschlossen ist? So gibt man der Nation ihre Verfassung nicht zurück, ehe sie keine neuen Garantien bietet; aber zugleich verschliesst man ihr den Weg der Gesetzgebung, auf welchem solche Garantien geboten werden könnten. Es ist das ein circulus vitiosus, aus dem man nicht heraus könne. Und die Erbländer verlangen von uns Garantien hinsichtlich des Abfalles. Excellenz sagen es selbst, dass die Erhaltung des Bandes, welches zwischen uns und jenen Ländern besteht, für Ungarn eine Lebensnotwendigkeit ist. Diese Ueberzeugung kam auch in den jüngsten Debatten des Abgeordnetenhauses zum starken Ausdruck. Ein Redner berührte nur von ferne die gefährlichen Resultate einer Politik, die zum Abfalle führen würde, und wie energisch wiesen selbst die Redner von der äussersten Nuance der Linken selbst den Schatten eines Verdachtes von sich, als ob sie auf den Abfall sännen! Im Gegenteil wurde in den Landtagen und den Zeitungen der cisleithanischen Länder die Eventualität des Abfalles offen ausgesprochen und verhandelt. Wahrhaftig, nach diesen Aeusserungen und nach den jüngsten Ereignissen wäre es eher an uns, von den Ländern jenseits der Leitha Garantien gegen den Abfall und bezüglich der Aufrechterhaltung jenes Bandes zu fordern, das, wie Excellenz selbst bemerkt, für uns eine Lebensfrage ist.

In Betreff der pragmatischen Sanction bemerkte Beust, diese Garantie habe jene Ereignisse nicht verhindert, welche im Jahre 1849 eintraten.

— Ich verstehe, erwiderte Deák. Ew. Excellenz meinen die Erklärung vom 14. April. Es ist das ein bedauerliches Ereigniss, ein in politischer, wie in juristischer Beziehung gleich incorrecter Schritt. Ich meinerseits glaube zwar und kann auch Ew. Excellenz nur erwidern, dass keine der beiden Parteien berechtigt ist, einen bilateralen Vertrag als vollkommen gelöst zu betrachten, aus dem Grunde, weil die andere Partei den Vertrag verletzt hat. Die eine Partei muss fordern, dass der Vertrag auch von der anderen

Partei eingehalten werde. Ich kann nicht umhin, Ew. Excellenz, nicht als Entschuldigung, wohl aber zur Aufhellung der Sache zu erinnern, dass dem 14. April der 4. März, die Erlassung eines Schriftstückes voranging, welches mit einem Federstrich Ungarns Verfassung und Selbstständigkeit vernichtete und jenen Teil der pragmatischen Sanction ganz beiseite schob, welcher diese Verfassung, diese Selbstständigkeit zusicherte.

Beust fand keine Einwendungen mehr; in den obigen legte er nicht mehr Weisheit an den Tag, als seine Vorgänger, welche die auswärtigen und inneren Angelegenheiten der Monarchie seit achtzehn Jahren leiteten. Er schwieg lange Zeit. Schliesslich stand er auf — um Abschied zu nehmen. Er reichte Deák die Hand und gab dann seinem Bedauern darüber Ausdruck, dass er Sr. Majestät keine angenehme Antwort überbringen könne.

— Und ich bedauere es noch mehr, sagte Deák, wenn die Ansichten, welchen ich Ausdruck gab, Sr. Majestät nicht angenehm sind.

Deák gab seinen Gästen das Geleite bis zur Tür. Mailáth wendete sich ausserhalb des Zimmers noch um, um noch einmal zu grüssen, Beust entfernte sich, ohne zurückzublicken.

Tags darauf sagte Beust zum Grafen Szechen, sein Gespräch mit Deák sei sehr «widerhaarig» gewesen, *** habe einen weit besseren Eindruck auf ihn gemacht.

Ich fragte Deák, wodurch *** den Beifall des Sachsen gewonnen habe. «Ich weiss nicht,» erwiderte Deák, «aber was immer er auch versprach, er hat nicht den Mut, sich von uns zu separiren!»

Das ist wahr; doch vermehren wir mit Versprechungen, welche nicht eingelöst werden können, höchstens die Zahl der Enttäuschungen und fördern nicht die Sache des Ausgleichs.

ANTON CSENGERY.

BUDAPEST IM MITTELALTER.



(Schluss.)

III.*

In das innere Leben der ungarischen Hauptstadt Ofen im Mittelalter führt uns Prof. FRANZ SALAMON im XVI. und XVII. Capitel des zweiten Bandes seines Werkes, in denen er zuerst die Beziehungen zwischen *«König und Stadt»* erörtert und dann die Verhältnisse *«Ofens als Handelsstadt»* schildert. Wir geben den Inhalt dieser zwei interessanten Capitel im Zusammenhange.

Ueberblickt man die rechtliche öffentliche Stellung Ofens von der Zeit

* Die ersten beiden Artikel s. «Ung. Revue» VI. S. 509 und 761.

nach dem Mongolensturme bis zur Tronbesteigung des Königs Mathias, so erkennt man, dass die Festung Ofen unter König Béla IV. bis zu Ende der Regierung Ladislaus des «Kumaniers» kein selbständiges Municipium, sondern eine königliche Burg unter dem Befehle eines königl. Burgvogtes (rector) war; die «Bürger» bestanden aus königl. Ministerialen, also aus «Herren», die zugleich den Titel «Bürger» führten. So kam es, dass eine und dieselbe Person bald «civis», bald «comes» genannt wird. Ofen war somit damals im Grunde genommen nichts anderes als eine «königliche Pfalz».

Den Kern der Bevölkerung bildeten eben die Bewohner der königlichen Burg, selbst die übrige «freie Bürgerschaft» mochte in gewissen Dienstverhältnissen zum Könige stehen, der zugleich ihr «Grundherr» war. Damit stand im Zusammenhange, dass der König nicht nur den obersten Beamten der Stadt ernannte, sondern auch über die Kirche daselbst das Patronatsrecht ausübte und über einige sonstige Beneficien auf dem Gebiete der Stadt frei verfügte.

Ob die Ofner «freie» Bürgerschaft wie in den westeuropäischen Städten das Bestreben hatte, sich von dieser unmittelbaren Bevormundung durch die königl. Gewalt frei zu machen, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen; doch meint Prof. Salamon, dass die zu Ende des XIII. und im Anfang des XIV. Jahrhunderts erfolgte Vertauschung des Titels «rector» mit «judex» für den Vorsteher der Stadt Ofen auf eine solche Bewegung hinweise. Zu Beginn der Herrschaft Karl Roberts herrschte jedoch der alte Zustand wie unter König Béla IV. Erst in der zweiten Hälfte der Regierung Karl Roberts bemerkt man einen Uebergang zur freien Wahl des Stadtrichters, welches Recht Ofen aber erst mit anderen Privilegien von dem Sohne Karls, von Ludwig dem Grossen, erhielt. Dem Könige verblieb darnach nur das Recht der Bestätigung des Gewählten.

Seit den Regierungsantritte der Anjou lebte die Ofner Stadt auch mit den kirchlichen Corporationen verhältnissmässig im Frieden, obgleich die Platzmaut fortwährend im Besitze der Nonnen auf der Hasen- (jetzt Margareten-) Insel verblieb. Eine neue Aera im innern Leben der Stadt begann mit dem Privilegium Ludwig des Grossen um das Jahr 1347. Vor Allem trat in Folge dessen eine Teilung des städtischen Territoriums ein. Die königliche Burg stand unter einem Kammer-Gespan oder Burgvogt, später unter dem Palatin, Gubernator und unter dem Könige selbst. Ausserhalb des Grabens und der Mauern dieser Burg breitete sich das Terrain der autonomen Stadtbehörde aus, auf welchem jeder weltliche Einwohner ohne Unterschied des Standes oder Ranges an den bürgerlichen Pflichten teilnehmen musste. Im Laufe des XV. Jahrhunderts entwickelte sich missbräuchlich, doch wesentlich unter dem Einflusse der herannahenden Türkengefahr abermals eine gewisse Superiorität der königl. Burg über den bürgerlichen Teil der Stadt, da diese ja zugleich als wichtige Landesfeste betrachtet wurde.

Zur selben Zeit der erneuten Ausdehnung königlicher Gewalt über das städtische Bürgertum entstand jenes ausführliche Rechtsbuch, das unter dem Namen «Ofner Stadtrecht» bekannt ist und in welchem die Rechte und Pflichten der Stadt Ofen, ihre Verwaltung, Handels- und Gewerbegesetze, ja auch zahlreiche Einzelheiten über die öffentlichen und privaten Sitten und Gewohnheiten der Bürger von Ofen aufgezeichnet sind.

Das in der Zeit von 1400—1421 in deutscher Sprache verfasste Rechtsbuch wurde im Jahre 1845 zu Pressburg von den Professoren *Andreas Michnay* und *Paul Lichner* unter dem Titel «Ofner Stadtrecht» herausgegeben. Indem wir auf dieses Werk hinweisen, beschränken wir uns hier auf die Hervorhebung einiger Punkte.

Eines der wichtigsten Vorrechte Ofens war seit Ludwig dem Grossen die freie Wahl der städtischen Beamten und Diener. In erster Linie stand die Wahl des Pfarrers, dann die des Richters, der Geschwornen und endlich des Notärs oder Stadtschreibers. Der gewählte Seelsorger wurde nicht vom Diöcesanbischofe sondern vom Erzbischofe zu Gran bestätigt. Die Wahl der weltlichen Beamten fand in jedem Jahre am St. Georgs-Tage (14. April) statt, nachdem vorher die bisherigen Vorsteher und Beamten abgedankt hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Vorhandensein des grossen Stadt-Siegels durch öffentlichen Augenschein nachgewiesen, ebenso mussten die Rechnungen der Stadt revidirt werden. Der Stadtrichter von Ofen musste «von deutscher art von allem seinem geschlächt, von allen seinen vier annen» sein; unter den zwölf Ratsherren (oder Geschworenen) waren zehn Deutsche und zwei Ungarn (bis 1438). Den Stadtschreiber wählten der Richter und die Ratsherren, aus deren Mitte der Richter überdies einen «Geltrichter» bestellte, der gleichfalls «aus deutscher art» sein musste und über alle Geldschulden bis zu 40 Gulden zu richten hatte.

Die erfolgte Richterwahl wurde sofort dem Könige oder in dessen Abwesenheit dem Tavernicus oder dem Burgvogt zur Erteilung der königlichen Bestätigung angezeigt. Wenn der König oder seine Stellvertreter gegen das Vermögen oder die Vertrauenswürdigkeit des Gewählten Einsprache erhoben, musste die Stadt aus der Mitte der Bürger für ihren Richter Geiseln stellen. Ausser diesem Bestätigungsrechte des Königs war Ofen noch insoferne vom Könige abhängig, als in der Eidesformel des Stadtrichters an erster Stelle die Treue gegen den König beeidet wurde.

Der Magistrat, d. i. der Stadtrichter und die Ratsherren übten in allen Angelegenheiten über ihre Bürger auch die freie Gerichtsbarkeit aus, nur die Majestätsverbrechen («Schult verserende die kunigliche Majestaet») sind hievon ausgenommen. Die Appellation an den König oder an den Tavernicus war gestattet, doch waren die «unredlichen» Angelegenheiten, wie Verwundung, Mord und alle Criminalsachen, von der Appellation ausgeschlossen; nur in Erbschafts- und grösseren Geldschuld-Angelegenheiten

konnte appellirt werden. In diesem Falle musste der Tavernicus persönlich richten und er war verpflichtet, zu seinem Gerichtsstuhle auch den Stadtrichter und die Ratsherren einzuberufen.

In der staatsrechtlichen Abhängigkeit der Stadt bildeten den wichtigsten Punkt die finanziellen Ansprüche der königlichen Kammer; hauptsächlich um dieser finanziellen Vorteile willen, bewiesen sich die Könige als besondere Freunde und Gönner der Städte. Wie diese in Gerichtsangelegenheiten nur dem Könige unterstanden, so waren sie auch in Bezug auf die Besteuerung einzig und allein königlichen Verordnungen unterworfen. Trotzdem waren die Bürger keine Hörige des Königs, da sie von der Leistung des grunduntertänigen Neunten befreit waren. Bis in die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts hatte Ofen jährlich 4000 Goldgulden in die königliche Schatzkammer zu entrichten; ausserdem erhielt der Tavernicus von der Stadt jährlich 15 Dukaten, der Oberst-Türsteher 6 Gulden. Von allen diesen Abgaben hatte Pest ein Drittel zu leisten. Die Repartirung dieser Steuern auf die Bürger sowie die Einhebung derselben war Sache des Magistrats, der zu diesem Behufe noch 24 vornehme Bürger (16 Deutsche und 8 Ungarn) einberief, welche dann die Steuern nach dem Vermögen auf die einzelnen Bewohner verteilten. Als eine Hauptsteuergrundlage galt der Wein. Nur der Pfarrer, der Stadtrichter, die Ratsherren und der Stadtschreiber waren von den ordentlichen Steuern befreit.

Neben diesen Steuern in Geld bestand aber auch noch die ältere Form der Abgaben in Naturalleistungen unter dem Titel von «Geschenken». In der Zeit des Königs Sigismund hatte die Stadt Ofen zu Neujahr (die Ofner nannten diesen Tag bezeichnend den «Gebtag») 21 Mark Silber in Leuchtern, Trink-Gefässen und dergleichen dem König und der Königin zu überreichen. Pest musste auch hiezu ein Drittel beitragen. Ebenso wurden bei der Geburt eines königlichen Kindes «anständige» Geschenke erwartet. Alle Steuern, Abgaben, Geschenke etc., mussten aber stets von der Gesammtheit der Stadtgemeinde, nicht von Einzelnen gefordert und bestritten werden. Von ausserordentlichen Leistungen blieben nur der Pfarrer und der Stadtschreiber befreit.

Die städtische Bürgerschaft hatte im Mittelalter auch militärische Pflichten zu erfüllen. Nach der goldenen Bulle der Stadt Pest vom Jahre 1244 war diese Stadt verpflichtet, zehn Ritter, angemessen ausgerüstet, also mit völliger Ausstattung, zu stellen; doch galt diese Verpflichtung nur für den Fall, wenn der König persönlich zu Felde zieht. Auch in Ofen begegnet man noch im XIII. und XIV. Jahrhunderte dem ritterlichen Elemente unter den Bürgern; aber im XV. Jahrhunderte war dieses hier völlig verschwunden und an die Stelle der gepanzerten Ritter treten andere Wehrpflichten der Bürgerschaft. Nach dem Privilegium konnte sie diese Pflichten in Geld ablösen und zwar hatte die Stadt (nach einer königlichen Verordnung vom

Jahre 1433) für die ihr auferlegten zehn Lanzenträger eine Summe von 1680 Gulden in vierteljährigen Raten an den König zu entrichten.

Uebrigens war den Ofner Bürgern noch eine an die Ritterzeit erinnernde Verpflichtung geblieben. Wenn nämlich zu Stuhlweissenburg ein König oder eine Königin gekrönt wurde, da hielten der Ofner Stadtrichter «mit etlichen herren des rats und mit anderen erberen statleuten» im Harnisch die Wache «pey der vorderen thürr an der kirchen, do man den künig vnd dy künigin kront». Prof. SALAMON will die Entstehung dieses Brauches auf den Anfang des XIV. Jahrhunderts zurückführen, zu welcher Zeit mehrere Krönungen einander rasch folgten und wobei die Ofner eine bedeutende Rolle spielten. Uebrigens war bei diesen Bürgern noch eine andere Rittersitte in Uebung verblieben. Wenn nämlich der König nach längerer Abwesenheit in seine Burg nach Ofen zurückkehrte, da zog ihm Gross und Klein, Arm und Reich aus der Stadt unter Anführung der Geistlichkeit mit Fahnen, brennenden Kerzen und mit dem Allerheiligsten entgegen und von den Türmen aller Kirchen und Klöster ertönte der Schall der Glocken. Der Stadtrichter aber sowie die Ratsherren und sonstige vornehme Bürger nahmen in ritterlicher Tracht zu Pferde am Festzuge Teil und geleiteten den König bis zum Tore seiner Burg, wo sie untertänigen Abschied nahmen.

Ausser den schon erwähnten Kriegsleistungen hatten die Städte zur Zeit des Königs Sigismund auch noch für das Lagerfuhrwesen und für die Herstellung oder Lieferung der Belagerungswerkzeuge Sorge zu tragen. Uebrigens war unter allen Diensten, welche die Städte dem Könige und dem Lande leisteten, nahezu der wichtigste, dass sie ihre eigenen Stadtmauern in gutem Verteidigungszustand erhielten und überdies auf den Mauern, in den Türmen und bei den Toren der Stadt die Wachtdienste versahen. Auch in Ofen waren diese Verpflichtungen der Bürgerschaft übertragen; für Krieg und Frieden hatten die einzelnen Stadtvierteln ihre bestimmt vorgeschriebenen Verpflichtungen hinsichtlich der Bewachung, resp. Verteidigung der ihnen zugewiesenen Mauern, Türme und Tore. Die Ofner freie Stadt hatte nur «drei Viertel», das «vierte Viertel» war die königliche Burg. Die Erhaltung der Stadtmauern, Türme und Tore war keine geringe Aufgabe und bildete eine der Hauptsorgen des städtischen Magistrats. Da das Vermögen der ohne Erben verstorbenen Bürger der Stadt zufiel, so wurde ein Drittel dieser Hinterlassenschaften zur Deckung eines Teiles der Befestigungs-Auslagen verwendet. Wahrscheinlich diente auch ein Teil der ordentlichen städtischen Steuer diesem Zwecke.

Die damaligen Städte Ungarns nahmen an den Stände-Versammlungen im Reichstage keinen Anteil und hatten auch keine Sehnsucht nach solchem Rechte. Seit dem XIV. Jahrhunderte besassen die Städte bei dem Tavernicalstuhle eine von den anderen Ständen gesonderte Vertretung. Diese Absonderung der Städte war im Wesentlichen auch dadurch begrün-

det, weil die Bürgerschaft in diesen Städten überwiegend Deutsche waren, welche auch die deutsche Amts- und Gerichtssprache pflegten, während bei den übrigen Gerichten sowie bei den Versammlungen im Comitate und im Reichstage im mündlichen Umgange die ungarische, im schriftlichen Verkehre zumeist die lateinische Sprache angewendet wurde. Wie schon erwähnt, war für die Städte das Appellationsforum nicht der ordentliche Landesgerichtshof, sondern der König selbst, resp. dessen Stellvertreter. Und da die Städte derart auf den König angewiesen waren, so bildeten sie unzweifelhaft auch die ruhigsten und loyalsten Untertanen desselben, worauf übrigens die Natur ihrer Beschäftigungen ebenfalls von Einfluss war; die Städte standen deshalb jederzeit im besten Einvernehmen mit den Königen. Wenn Ofen in den ersten Jahren der Anjouperiode hievon eine Ausnahme zu machen schien, da die Ofner Bürger die Könige Wenzel und Otto gegen Karl Robert unterstützten, so darf nicht übersehen werden, dass Letzterer damals noch kein rechtmässiger, allgemein anerkannter König war. Nur in Geldsachen kamen die Städte mit den Königen zuweilen in Widerstreit; aber auch dieser löste sich bald, weil beide Teile einsahen, dass sie aufeinander angewiesen waren und dass sie deshalb einander unterstützen und fördern müssen.

So kam es, dass auch Ofen nicht nur als wichtiger strategischer Punkt die Aufmerksamkeit der Könige dauernd fesselte, sondern dass das Gedeihen dieser Stadt in gewerblicher und merkantiler Hinsicht ebenfalls mächtige Förderung von Seite der Könige erhielt.

Ofen lag inmitten der grossen orientalischen Handelsstrasse von Konstantinopel bis an den Rhein; diese Handelslinie wurde dann in Ofen von jenem Weg durchkreuzt, der vom Baltischen Meere an die Donau und von da nach Italien und Griechenland führte. Ein Hauptvorteil für die handelspolitische Bedeutung von Ofen und Pest war die Donau; dadurch wurde unsere Stadt der Hauptstapelplatz für den gesammten west-östlichen Schiffverkehr. Von Konstantinopel aus brachten im XIII. und XIV. Jahrhunderte genuesische Schiffe die Waaren an die Donaumündung, von hier wurden sie zu Lande über Kronstadt gegen Weissenburg im Marostale nach Szegedin oder gegen Klausenburg nach Szolnok verfrachtet, um dann bei Pest wieder die Donau zu erreichen. Hier lud man sie abermals auf Schiffe und führte sie weiter donauaufwärts.

Mit Venedig, diesem Emporium an der Adria und feindseligen Rivalen von Genua, führte Ofen (wie Ungarn im Allgemeinen) nur geringen Handelsverkehr; die Ursache hievon waren die zahlreichen Streitigkeiten und Kriege der ungarischen Könige mit der Signoria wegen des Besitzes der dalmatinischen Städte und Inseln. Ludwig d. Gr. suchte durch die Erteilung von Privilegien an Kronstadt, Hermannstadt und Ofen den orientalischen Handelszug von der Adria und von Venedig abzuhalten. Im Ofner Stadtrecht

werden unter den westeuropäischen ausländischen Kaufleuten, denen es verboten war, ihre Waaren weiter als bis Ofen zu verfrachten, die Deutschen und die Czechen genannt. Der Handel Ofens mit orientalischen Waaren und ungarischen Landesproducten war auch bedeutend gegen Norden, nach Breslau und Prag. Der Verkehr aus Schlesien fand auf der Oder, dann über Olmütz bis in die March mit Wagen und endlich auf der March in die Donau und ebenso zurück statt. Die Breslauer kauften in Ofen Kupfer und andere Bergwerksproducte und brachten Tuch und andere Textilwaaren hieher. Allein auch Gewürz und andere Spezereien aus dem Oriente gingen über Ofen nach Breslau. Der fremde Kaufmann durfte auf dem Ofner Markte nur im Grossen kaufen und verkaufen. Wir finden unter den häufigsten Artikeln aufgezählt: Pfeffer, Safran, Zucker und Zuckermehl, Seide und Seidenwaaren, Baumöl, Muscatnüsse, Mandeln, Feigen, Sraussfedern, Purpurrot, Goldfäden, italienische Weine, florentiner und venetianische Tuchsorten u. s. w. Neben diesen meist orientalischen oder doch ausserungarischen Handels-Artikeln findet man die einheimischen Naturproducte: Rindvieh, Felle und Häute, Wolle, Wachs, Wein, Getreide, Kupfer und Zinn.

Aus dem europäischen Westen und Norden brachte man nach Ofen namentlich allerlei Gewebe, vorzüglich Tuchsorten. Wir finden da zumeist die Städte von Flandern, Brabant und der Rheingegend erwähnt, aber auch London sendet seine Fabrikate; Schlesien, Mähren und Böhmen liefern Textilwaaren (darunter die berühmten böhmischen Schleier), Polen Tuchgattungen, welche aber auch in Wien und in Siebenbürgen erzeugt werden. Desgleichen sind feine Eisenfabrikate, Bürsten und Kämme (wahrscheinlich aus und über Nürnberg) und auch das Papier als Handelsartikel auf dem Ofner Markte erwähnt.

Gleich den Wiener Kaufleuten waren auch die in Ofen grösstenteils Zwischenhändler und Commissionäre. Es wurden jährlich in Ofen zwei grosse Jahrmärkte (einer in der Festung und einer in einer Vorstadt, der heutigen «Landstrasse und Wasserstadt») abgehalten, auf denen jeder fremde Kaufmann an die Einheimischen verkaufen konnte. Was er während des Jahrmarktes oder der Messe nicht an den Mann brachte, das durfte er später wieder mit sich nehmen; nach einer früheren Anordnung musste er den Rest um jeden Preis an einen Ofner Bürger verkaufen. Kein nicht-ofner einheimischer Kaufmann oder Marktbesucher durfte von einem fremden Kaufmanne etwas kaufen; dieses Kaufrecht besassen nur allein die Ofner Kaufleute. Die Einheimischen hatten ihre Bedürfnisse dann von diesen Ofnern zu befriedigen. Ebenso war es nicht gestattet, dass ein Nicht-Ofner einem Fremden etwas verkaufe.

Die oft aus weiter Ferne herbeigebrachten Industrie- und Luxus-Artikel standen in Folge der schwierigen Communication, der herrschenden Unsicherheit und der sonstigen Erschwernisse des Handels und Verkehrs hoch

im Preise. Das Ofner Stapelrecht erlitt im Jahre 1402 einige Einbussen dadurch, dass König Sigismund auch an Pressburg und Oedenburg dieses Privilegium verlieh; ausserdem besassen dasselbe schon bis dahin Raab, Kaschau, Kronstadt und Hermannstadt. Aber diese Städte machten Ofen keine grosse Concurrenz; der gefährlichste Rivale Ofens war Pest, das den natürlichen Hafen an der Donau besass. Auch stand Pest mit einem weit grössern Hinterlande in unmittelbarer Verbindung und konnte der Waarenverkehr hier das ganze Jahr hindurch ungestört geschehen. Eben deshalb war das Ofner Stapelrecht für das Gedeihen von Pest besonders nachteilig; um so mehr blühte Ofen, wo grosse Magazine und Kaufläden bestanden. Auf dem Marktplatze gab es zahlreiche Buden (Hallen und Lauben), Speisehäuser, Kneipen u. s. w. Ein Reisender des XV. Jahrhunderts meldet, dass Ofen in italienischer Manier erbaut sei. Es gab also hier zahlreiche Häuser mit Gewölben und Bogengängen (Lauben). Neben den Kaufhallen der einzelnen Grosshändler bestand wahrscheinlich auch eine gemeinsame städtische Verkaufshalle mit einzelnen Kramläden für die Kleinhändler.

Schon zur Zeit des Königs Karl Robert gab es in Ofen auch eine königliche Münze und zwar für Gold- und Silbermünzen; zum Kammergrafen durfte nur ein Ofner Bürger ernannt werden. Dass es neben den Münzern auch an Wechslern nicht fehlen konnte, liegt schon in der Natur einer mittelalterlichen Handelsstadt. Ofen besass auch sein eigenes Maass und Gewicht, welches Karl Robert für das ganze Land vorschrieb. Das ungarische Geld, namentlich der ungarische Dukaten, besass bei den Nachbarländern, insbesondere in Böhmen und Deutschland, grosses Ansehen. Der Dukaten («forint» vom italien. «fiorin d'oro», d. i. «Gold-Blume») war schon im XIII. Jahrhundert bekannt; bereits 1260 diente er als Zahlungsmittel, aber eigene ungarische Goldmünzen gab es vor König Karl Robert, also vor dem XIV. Jahrhundert wahrscheinlich nicht. Die Dukaten dieses Königs und seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig sind im Aeussern blosse Nachahmungen der florentiner Münze. Wahrscheinlich waren die ersten Münzer in Ungarn florentinischer Abkunft, wie denn die Anwesenheit zahlreicher italienischer Kaufleute, namentlich Bankiers und Wechsler, in Ofen urkundlich erwiesen ist. König Ludwig der Grosse liess später ungarische Gold-Gulden mit eigenem Gepräge herstellen. Seine Dukaten tragen das Bildniss des heil. Königs Ladislaus von Ungarn. Diese Goldgulden Ludwigs hatten einen Feingehalt von fünf heutigen Gulden in Gold. Mit einem altungarischen Goldgulden konnte man das Zwei-, Drei- ja Vierfache ankaufen als heute um den gleichen Preis.

Die Münzstätten waren eine ergiebige Einnahmsquelle für die königl. Schatzkammer in Ungarn. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts zählte man deren vier, und zwar berichtet der päpstliche Nuntius im Jahre 1463, dass der König Mathias von seiner Münzstätte in Nagy-Bánya (Frauenmarkt,

Rivo Dominarum) jährlich 20,000, von jener in Hermannstadt 6000, von jener in Kremnitz 12,000 und von jener i: Ofen 6000, also insgesammt 44,000 Goldgulden an Einkünften habe.

Der Geldhandel befand sich, wie schon erwähnt, vom Anfange des XIV. bis zu Anfang des XVI. Jahrhunderts hauptsächlich in Händen der Italiener, und zwar der Florentiner und Lombarden. In Ofen gab es auch eine eigene «italienische» Gasse. Ausser den Italienern beschäftigten sich schon damals insbesondere die Juden mit Geldgeschäften. Sie wohnten zahlreich (und in abgesonderten Gassen oder Stadtteilen) sowohl in Ofen als in Pest. Vom gewöhnlichen Handel waren die Juden ausgeschlossen; nur das Leihgeschäft gegen Pfand und Zinsen durften sie betreiben; auch die bei ihnen verbliebenen, verfallenen Pfandobjecte konnten sie nur wöchentlich einmal in der «Judengasse» feil bieten. Wurden sie damit an einem anderen Orte ertappt, dann verloren sie die Waaren. Ludwig der Grosse vertrieb im Jahre 1360 die Juden aus Ungarn; sie verloren damals ihre liegenden Besitzungen, ihre fahrende Habe durften sie mitnehmen. Doch schon nach einigen Jahren kehrten die Vertriebenen wieder nach Ungarn zurück.

Eine Art Kaufleute waren im Mittelalter auch die Apotheker; selbst Alt-Ofen hatte eine Apotheke; in Ofen gab es im XIV. und XV. Jahrhundert deren zwei. Allein gleich den damaligen Aerzten, die meist nur als «Bader» erwähnt werden, genossen auch die Apotheker nur eine untergeordnete Stellung. Das Ofner Stadtrecht verbietet ihnen, in ihrer Apotheke Schnittwaaren («Kramgewand noch ander ding, das mit der ellen sich gepurt aus zu messen») zu verkaufen.

Für Pest war, wie erwähnt, das Ofner Stapelrecht von ungünstigem Einflusse; doch scheint Pest schon damals für die Landesproducte die Hauptniederlage gewesen zu sein. Berühmt waren die Pferdemärkte, von denen ein französischer Reisender aus dem Jahre 1433 berichtet, dass man hier zu jeder Zeit 2000 Stück Pferde ankaufen konnte; nur Szegedin hatte einen noch stärkeren Pferdemarkt. In Pest wurden insbesondere auch siebenbürgische Pferde verkauft. Ausserdem liessen die Gutsherren aus Niederungarn und Siebenbürgen ihr Hornvieh zum Verkaufe hieher treiben. Auch für inländischen Wein scheint Pest der Hauptstapelplatz gewesen zu sein. Den Bürgern aus Szegedin und Pest gestattete König Mathias im Jahre 1484, dass sie die Syrmier Weine nach Oberungarn und ins Ausland verfrachten und verkaufen durften. Der Handel mit fremden Weinen befand sich in Pest in den Händen der Schifferzunft, die bei ihrem Zunfthause ihr Weinlager hatte. Es gab deshalb vielen Streit mit der Pester Stadt, bis endlich im Jahre 1466 ein Uebereinkommen zwischen dem Magistrate und der Schifferzunft abgeschlossen wurde.

Bedeutend mochte in Pest auch der Holz- und Getreidehandel sein. Die fremden Kaufleute, welche ihre Waaren in Ofen abgeladen hatten, belu-

den dann ihre leeren Schiffe mit Getreide und Wein; denn Ungarn galt schon im Mittelalter als eine «Kornkammer» von Deutschland, weshalb die Eroberung und Verwüstung Ungarns durch die Türken auch in dieser Hinsicht für das deutsche Volk von grossen Nachteilen begleitet war.

Die Bevölkerung von Pest glich in der Zeit des XIV. und XV. Jahrh. jener von Szegedin, sie war in nationaler Hinsicht vorwiegend ungarisch, obgleich das deutsche Volkselement sich auch im Anfange des XVI. Jahrhunderts noch vorfindet. Seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts begegnet man unter den Richtern und Geschwornen von Pest nur mehr selten einem deutschen Namen. Aehnlich war es in Alt-Ofen, das jedoch seinen ländlichen Charakter trotz der zeitweiligen Residenz des Königs oder der Königin daselbst nicht abstreifen konnte.

Die Bürger von Pest betrieben in jener Zeit auch das Fuhrwesen mit Lebhaftigkeit. Die Bürger von Pest waren auf den Strassen nach Agram und Zengg von allen königlichen Mautgebühren befreit; nur in Modrus hatten sie für ihre verfrachteten Waaren nach je hundert Gulden Wert einen Gulden an Zoll zu erlegen. Aehnlich mochte es auf den Strassen nach Oberungarn und Siebenbürgen gewesen sein.

Das «Ofner Stadtrecht» regelt auch das Geschäft der Hökerinnen; so durften in der Festung nur neun Oebstlerinnen (sechs Deutsche und drei Ungarinnen) auf den ihnen angewiesenen Standplätzen ihre Waare feilbieten; alle Arten von Obst durften sie verkaufen, nur keine Weintrauben. Auch gab es ebenfalls neun Samenverkäuferinnen (sechs Deutsche und drei Ungarinnen); dieselbe Zahl und das gleiche nationale Verhältniss findet man bei den Käseweibern und bei den Geflügelhändlerinnen; Wildprethändlerinnen gab es nur zwei, Grünzeugweiber sechs, Salzverschleisserinnen neun u. s. w.

Der Alles regulirende Geist mittelalterlicher Städte zeigt sich insbesondere auch auf gewerblichem Gebiete, so namentlich in der Entfaltung des Zunftwesens, das bekanntlich römischen Ursprunges ist. Ofen und Pest waren jedoch im Mittelalter wohl bedeutende Handels-, aber keine eigentlichen Industriestädte, obgleich wir daselbst zahlreichen Zünften begegnen. Unter diesen mochten hier die Luxus-Gewerbe, darunter insbesondere die Goldschmiedekunst und ähnliche Industriezweige, zu hoher Blüte gelangt sein. Das «Ofner Stadtrecht» gedenkt nach den Münzern sofort der Goldschmiede, dann der Maler und der Goldzieher.

Doch wir können uns in die interessanten Details über das damalige Gewerbe in unserer Hauptstadt nicht weiter einlassen. Für den Handel von Ofen und Pest brachen um die Mitte des XV. Jahrhunderts schlimme Zeiten herein. Die Türkenkriege verschlossen dem Handel jene Wege aus dem Oriente, welche nach Ofen führten. Ueberdies störten innere Verwickelungen und Unruhen das Gedeihen des Handels und der Gewerbe. Die Husitenkriege hemmten oder verhinderten den Verkehr mit Böhmen und Polen,

später sogar mit Oberungarn. Günstigere Zeiten für das Land sowie für dessen Hauptstadt traten in der zweiten Hälfte der Regierung des Königs Mathias (Corvinus) ein. Die vier letzten Capitel dieses Bandes der «Geschichte von Budapest» beschäftigen sich mit den Zuständen unter diesem Könige.

Im Capitel XVIII schildert Prof. SALAMON die Verhältnisse von «*Alt-Ofen unter Mathias*». Altofen war nach dem Mongolensturm bis zum Jahre 1355 kaum als Stadt zu betrachten; es herrschten daselbst zwei mächtige Grundherren: der König und die Probstei. Das königliche Schloss lag seitwärts des Ortes, wahrscheinlich auf jener erhöhten Stelle, welche noch heute der «Königshügel» (királydomb) genannt wird und wo in den Römerzeiten wahrscheinlich ein Theater gelegen war. In diesem königlichen Schlosse wohnten insbesondere die verwitweten Königinnen von Ungarn, zu deren Witwengut Altofen gehörte. Daneben besass (wie erwähnt) das dortige Capitel einen bedeutenden Teil von Altofen. Das Volk in diesem Städtchen war unter König Mathias in armseligen Verhältnissen. Der König versuchte durch Erleichterungen der Zuwanderung die Einwohnerschaft des Ortes zu vermehren; ebenso traf er Verfügungen zur Neubelebung des verwahrlosten Weinbaues. Die Bevölkerung von Altofen scheint damals fast ausschliesslich ungarischer Nationalität gewesen zu sein.

Wie reich die Altofner Probstei war, lehrt die Tatsache, dass der königl. Schatzmeister, Johann Ernest, im Jahre 1475 im Namen des Königs von derselben ein Anlehen in der Höhe von 8000 Gulden unter der Bedingung aufgenommen hat, dass im Falle der König diese Summe nicht zurückzahlen sollte, er (Ernest) hiezu verpflichtet sei. In der Tat belangte nach König Mathias Tode die Probstei den Schatzmeister Ernest wegen dieser Schuld.

Die Gemahlin des Königs Mathias, Beatrix, begann den Neubau des königlichen Palastes in Altofen und zwar im Stile der italienischen Renaissance. Damals wurde angeblich jener Inschriftstein hier aufgefunden, der von einer daselbst vormals bestandenen Stadt «Sicambria» Zeugniss ablegen sollte.

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts findet man in Altofen ausser dem Kastell der Königin, noch zwei schöne Kirchen und ein ebenfalls schönes Frauenkloster der Klarissinnen. Aber die Privathäuser dieser Stadt behielten ihren ländlichen Charakter, ja ein gleichzeitiger Schriftsteller findet den Ort beinahe einer Puszta ähnlich.

Nördlich von Altofen, auf freiem Felde lag ein Kloster und Spital der Johanniter-Ritter; die Entstehnung dieses Klosters lässt sich nicht genau bestimmen, so viel ist gewiss, dass dasselbe vom XIV. Jahrhunderte an bis zur Schlacht bei Mohács in der Nähe der warmen Quellen bei Altofen bestand. Am Fusse des Gebirges aber, etwa eine Meile von Ofen erhob sich im Felde «Vért» eine Kirche zu Unserer Lieben Frau, welche schon im

Jahre 1479 als «sehr alt» bezeichnet wird. Im Volksmunde nannte man sie die «weisse Kirche» («Fehéregyház»); sie war vordem die Pfarrkirche einer besonderen Gemeinde und bildete später einen starkbesuchten Wallfahrtsort. König Mathias suchte die Kirche in bessern Stand zu bringen und wendete sich deshalb an den Papst um die Erlaubniss, diese Kirche von der Altofner Probstei ablösen und sie den Paulinern übertragen zu dürfen, wobei der König zugleich eine Vermehrung der Dotation dieser Kirche zusagte. Ob dieses Verlangen des Königs erfüllt wurde, ist nicht bekannt, wie denn selbst der Standort der «weissen Kirche» heute einen Gegenstand gelehrten Streites bildet.

Die *«königliche Residenz zur Zeit des Königs Mathias»* schildert Prof. SALAMON im Capitel XIX seines Buches. Kaiser und König Sigismund hatte ungefähr sechsundzwanzig Jahre fast ohne Unterbrechung in Ofen residirt. Es war natürlich, dass schon er bestrebt war, dieser seiner kaiserlichen Residenz ein möglichst imposantes Aussehen zu verleihen; hatte er doch hier auch zu wiederholten Malen zahlreiche fürstliche Gäste beherbergt und bewirtet. König Sigismund liess Baumeister aus Frankreich kommen. Diese legten den Grundstein zu einem grossartigen Schlosse, dessen Vollendung Sigismund nicht zu erleben vermochte, so dass König Mathias bei seiner Tronbesteigung einen teils veralteten, teils unfertigen Schlossbau als königl. Residenz vorfand. Er liess später, namentlich über Wunsch der Königin Beatrix, durch italienische Baumeister in Ofen einen neuen Palast erbauen, dessen Inneres mit ungewöhnlichem Luxus ausgestattet wurde. Die Zeitgenossen, darunter insbesondere der Hofhistoriograph *Bonfinius*, finden nicht genug Worte, um die Pracht und den Reichtum in diesem Palaste gebührend zu preisen. Vor Allem werden die Holzschnitzwerke in diesem Palaste gelobt. Man begegnete diesen nicht nur an den Bücherschränken der berühmten Corvin'schen Bibliothek, sondern auch mehrere Säle und Zimmer zeigten im Plafond reichvergoldetes Holzgetäfel, so dass der spätere Graner Erzbischof, Nikolaus Oláh, im Jahre 1536 behauptet, er habe nur im Pariser Parlamentsgebäude ähnliche Schnitzwerke gesehen. Prof. SALAMON meint, dass Oláh in dem Schlosse der Hohensalzburg dieselben Holzarbeiten gefunden haben würde; überhaupt erinnere dieses alte erzbischöfliche Schloss an der Salzach in vieler Beziehung an die Mathias-Burg in Ofen. Vielleicht kann dies dem Umstande zugeschrieben werden, dass der ehemalige Günstling und Vertraute des Königs Mathias, Johann Peckenschläger (auch «Flans» genannt), später (1482) Erzbischof von Salzburg geworden ist.

Die Holzarbeiten in der Mathias-Burg stammen zum Teil von dem Florentiner Kunsttischler Benedikt Majano, der eine Zeit lang auch in Ofen wohnte. Den Bau der Burg leitete wahrscheinlich der Florentiner Camicia, der im Jahre 1480 nach Ofen gekommen war und hier auch starb. Derselbe

baute oder schmückte über Anordnung des Königs «Paläste, Gärten, Springbrunnen, Kirchen, Fortificationen und andere bedeutende Gebäude.» Gleich den übrigen Baumeistern jener Zeit war er Architekt, Bildhauer und Maler in Einer Person. Auch ein dritter Florentiner, Baccio Cellini, Oheim des Benvenuto, und der Bologneser Baumeister und Steinmetz Aristoteles Fioravanti, sowie die Dalmatiner Baumeister und Bildhauer, Jakob und Johann von Trau, waren bei den Bauten des Königs beschäftigt.

Derselbe legte in seinem Schlosse auch eine Sammlung von Gemälden und Skulpturen an, zu welchem Zwecke er in Italien Bestellungen und Ankäufe machte. Die Fürsten von Florenz (der grosse Lorenz Medici) und Ferrara sendeten dem ungarischen Könige wertvolle Kunstwerke. Den freien Platz vor dem königlichen Schlosse zierte ein Standbild des Kaisers und Königs Sigismund, im inneren Schlosshofe waren die Statuen der drei Hunyadi aufgestellt. Die Ambraser Sammlung in Wien besitzt noch heute die Brustbilder des Königs Mathias und seiner Gemahlin Beatrix in weissem Marmor, vielleicht Werke des Florentiners Benedetto da Majano. Der König scheint übrigens in seinem Schlosse eine Art von «Walhalla», eine Porträt-Gallerie seiner hervorragendsten Heerführer und Staatsmänner, angelegt zu haben.

Zu den grössten Schätzen des Palastes gehörte aber die Bibliothek, welche aus griechischen und römischen Schriften, sowie aus den Werken kirchlicher Schriftsteller bestand. Die Bücher dieser «Corvina» waren in Sammt gebunden, reich vergoldet oder versilbert und im Texte mit künstlerischen Initialen und Miniaturbildern geschmückt. Wahrscheinlich befanden sich wohl auch schon Drucksachen (als «curiosa») in dieser Büchersammlung, welche in verschiedenen Räumen des königlichen Palastes verteilt war.

Dieser Palast glich denn auch mehr einem Museum, als einer mittelalterlichen Königsburg; selbst die Höfe und Gänge waren mit Kunstsachen gefüllt. Uebrigens hatte der Palast des Königs Mathias auch sonst wenig Mittelalterliches an sich; er war das Product der Uebergangsepoche zur Neuzeit. Der königliche Teil der Ofner Festung war mit hohen, starken Mauern umgeben, auf denen sich schlanke Spitztürme erhoben. Das königliche Schloss lag an derselben Stelle, wo heute die königliche Burg sich befindet, nur nahm jenes Schloss mit seinen Mauern, Türmen und Höfen einen grösseren Raum ein. Im «Supplement-Bande» gibt Prof. Salamon auf S. 264—294 eine quellenmässige Untersuchung und Schilderung der königlichen Burg in Ofen in der Zeit des XV. Jahrhunderts, auf welche wir hier hinweisen. Die nahezu ununterbrochene Anwesenheit des Königs oder seines Hofes in Ofen übte auch auf die bauliche Entwickelung dieser Stadt einen bedeutenden Einfluss aus. Der rein-bürgerliche Charakter trat allmählich zurück; Ofen und Pest wurden in Wahrheit das Centrum eines ganzen Reiches.

Als Mathias im Jahre 1458 als «gewählter» König in Ofen ankam, gelobte er den Juden und Christen daselbst die ungeschmälerte Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten, nachdem die Bürger ihm schon früher den Treueid geschworen hatten. König Mathias suchte und fand gleich von Anbeginn seiner Regierung an eine mächtige Stütze in den Städten und so befasst sich Prof. SALAMON im Capitel XX seines Buches auch insbesondere mit «*Ofen in der Zeit des Königs Mathias*». Das erste grössere Unternehmen des jungen Regenten bestand in der Züchtigung und Niederhaltung der husitischen Banden (der «Zsebrákеn») in Oberungarn, wodurch zugleich der ernstlich geschädigte Handel Ofens von einer schweren Last befreit werden sollte. Der Kampf gegen diese inneren Friedensstörer dauerte allerdings jahrelang.

Die Stadt Ofen scheint gleich zu Beginn der Regierung dieses Königs von demselben erhebliche Schenkungen an liegenden Gütern erhalten zu haben. König Mathias erwähnt in der betreffenden (undatirten) Schenkungs-Urkunde, dass ein beträchtlicher Teil der Stadt in Folge der inneren Unruhen in Verfall geraten sei. Ein Grund des verminderten Gedeihens liege jedoch auch in dem geringen Besitze, den die Stadt ausserhalb ihrer Mauern habe. Um also diese Stadt, welche «der Sitz und Tron der königlichen Würde und das Haupt des Reiches ist», in bessern Stand zu versetzen, verleiht der König unter anderen Gaben derselben auch das Prädium Sassad im Komitate Pilis für ewige Zeiten als Eigentum. Sassad (oder «Sassagh») war wahrscheinlich noch im Jahre 1296 eine königliche Ortschaft mit einer Pfarrei und Kirche. Die Lage des Ortes ist unbekannt, doch befand sich dasselbe in der Nähe von Ofen, weil der König die Stadt auffordert, das ihr verliehene Prädium zu bevölkern. Es mochte dieser verliehene Besitz etwa in der Gegend des heutigen Bahnhofes der Südbahn in Ofen gelegen sein. In die erste Zeit der Regierung des Königs Mathias fiel wohl auch die Verleihung eines Jahrmarktes an die Ofner St. Peters-Vorstadt (die heutige Wasserstadt).

Die Regelung des Münzwesens übte auf den Handel von Ofen eine ebenso gute Wirkung aus; ebenso die Reform des Tavernical-Gerichtes, welches seit 1459 für sieben königl. Freistädte (Ofen, Kaschau, Stuhlweissenburg, Bartfeld, Oedenburg, Leutschau und Pressburg) als Appellationsgericht fungirte und an welchem auch die Abgesandten und Vertreter dieser Städte teilnahmen. Wenigstens fünf von diesen Städten mussten bei Fällung eines rechtsgiltigen Urteils durch Vertreter anwesend sein. Der Tavernicus oder dessen Stellvertreter hatten ihren ständigen Wohnsitz in Ofen und es durfte das Tavernicalgericht nirgends sonst als in der bürgerlichen Ofner Stadt abgehalten werden.

Diese bürgerliche Stadt war gleich dem königlichen Schlosse befestigt, und es bot die Ofner Festung bis zur Einführung der Feuerwaffen einen

fast uneinnehmbar geschützten Platz. Dieses Verhältniss änderte sich unter König Mathias, der deshalb auf das wohlbewaffnete und eingeübte stehende Heer ein grösseres Gewicht legte als auf Befestigungen, welche den neuen Geschützen keinen dauernden Widerstand entgegen zu setzen vermochten. So berichtet der päpstliche Nuntius im Jahre 1463, dass die Stadt Ofen sich keine drei Tage verteidigen könnte; desgleichen meint der gleichzeitige Bonfinius, Ofen sei überhaupt keine feste Stadt, obgleich dieselbe mit Mauern, Gräben und Vorwerken geschützt war.

Es wäre allerdings Pflicht und Interesse der Stadt gewesen, ihre Mauern den geänderten Verhältnissen entsprechend umzugestalten. Aber Niemand hielt sie dazu an, weil augenscheinlich der König selber auf die Ofner Festungswerke keinen besondern Wert legen mochte. Prof. Salamon hat in dem «Supplementbande» seines Buches die mittelalterliche Befestigungen von Ofen auf Grund der vorhandenen Beschreibungen und Abbildung ebenfalls einer eingehenden Untersuchung unterzogen (l. c. p. 289 ff.), worauf wir hier hinweisen.

Ofen war damals (wie schon erwähnt) in zwei, auch äusserlich durch Mauern und Gräben von einander getrennte Teile geschieden: in das königliche Schloss und in die bürgerliche Stadt. Die schriftstellerischen Zeitgenossen beschäftigten sich hauptsächlich nur mit dem Erstern; deshalb ist uns über die bürgerliche Stadt nur wenig bekannt. Es wird von ihr berichtet, dass sie zwar von keinem grossen Umfange, aber eine schöne und prächtige Stadt sei. Ein anderer Schriftsteller meldet: Vor dem Brande im Jahre 1526 war Ofen eine durch die grossen, zumeist im italienischen Stile erbauten Paläste der Kaufleute und der Magnaten ausgezeichnete Stadt. Die Häuser hatten sehr dicke und ungewöhnlich hohe Mauern. Der spätere Graner Erzbischof, Nikolaus Oláh, entwirft im Jahre 1536 von dem Ofen vor 1526 folgendes Bild: «Auch die Stadt Ofen selbst ist bemerkenswert. Durch die dort zahlreich eintreffenden italienischen, deutschen, polnischen und in unseren Zeiten auch türkischen Kaufleute ist die Stadt das Emporium von ganz Ungarn. Von welcher Seite immer man das königliche Schloss und die Stadt betrachtet, so wird man Vergnügen daran finden; denn es erscheinen die Gebäude wie ein kunstvolles Gemälde. Und wendet man den Blick nach der unterhalb der Stadt gelegenen reizenden Gegend, so bietet sich dem Auge gleichfalls eine hinreissende Erscheinung dar. Der Felsen selbst, auf welchem die Stadt erbaut wurde, ist zu Weinkellern untergraben, so dass der Unterbau eines Hauses nicht weniger Arbeit kostet als der oberirdische Teil desselben, deshalb hat man hier auch grosse Furcht vor den Erdbeben.»

Italiener mögen wohl in Ofen zu jeder Zeit gewohnt haben. Mit der Königin Beatrix kamen sicherlich nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern auch Kaufleute und Bankiers in grösserer Anzahl hieher. Ob diese

Alle auch Häuser gebaut oder in Besitz gehabt haben, lässt sich nicht bestimmen; das Vorherrschen des italienischen Baustils, in dem ja auch die Mathias-Burg erbaut war, wird von den historischen Quellen mehrfach bezeugt. Prof. SALAMON versuchte die Zusammenstellung einer Liste über den Häuserpreis im XV. Jahrhundert und fand, dass die Gebäude in der Ofner Festung hinsichtlich des Geldwertes die heutigen Bauten nicht weit übertrafen. Gegen Ende dieses Jahrhunderts bemerkt man die zunehmende Parcellirung der Hausgründe; der durch die Stadtmauern eingeengte Raum zwang zur Verkleinerung der einzelnen Hausstellen, wofür die Häuser selbst um so höher gebaut wurden. Was man am Boden verlor, suchte man durch den Raum in der Luft zu ersetzen.

Ohne Zweifel zeichnete die Stadt sich auch durch Reinlichkeit aus; sie war gepflastert, das Bierbrauen innerhalb der Stadt war verboten; desgleichen durfte auf dem Marktplatze in der oberen Stadt weder Heu noch Stroh verkauft werden. Die Fleischbänke waren unten am Donauufer angebracht.

Allein Ofen war zu keiner Zeit eine «grosse Stadt»; das verhinderte schon die natürliche Beschränktheit des Terrains. Die Ausdehnung des Ofner Festungsberges beträgt 86 Joch; rechnet man hievon etwa 13 Joch für das königliche Schloss und dessen Umgebung ab, so verblieben der bürgerlichen Stadt 73 Joch an Terrain, während die innere Stadt in Pest allein 159 Joch umfasst. Die Häuser und Plätze in Ofen mochten im Mittelalter zahlreicher doch kleiner als heutzutage gewesen sein; der «Paradeplatz» hatte indessen schon damals seine jetzige Ausdehnung. Die Zahl der Bewohner schätzt Prof. SALAMON für die Zeit des Königs Mathias auf höchstens 8000 Seelen. Die Vorstädte konnten sich wegen der vielen klösterlichen und königlichen Besitzungen daselbst ebenfalls nur schwer territorial entwickeln; auch bildeten die nahe gelegenen Ortschaften (wie Héviz, die St. Jakobsstadt [jetzt «Neustift»] und Altofen) selbständige Dörfer, welche der Jurisdiction von Ofen nicht unterstanden. Von dieser waren übrigens auch die vielen kirchlichen und weltlicheu Magnatenhäuser ausgenommen.

König Mathias hielt sich oft und lange in Ofen auf; zumeist verbrachte er hier die Wintermonate, manchmal aber auch den ganzen Sommer. Je häufiger der Hof in Ofen verweilte, je mehr Reichstage hier abgehalten wurden, desto mehr kauften Magnaten und Prälaten in Ofen Häuser, um so mehr verschwand aber auch der bürgerliche Charakter der Stadt. In öffentlichen oder Landes-Angelegenheiten hatte die Ofner Stadt nur geringen Einfluss. Zwischen König Mathias und der Stadt scheint zumeist ein günstiges Verhältniss bestanden zu haben; doch finden sich auch Spuren der Spannung zwischen König und Bürgerschaft. So liess der König einst folgendes Frühgebot an die Ofner ergehen: «Guten Morgen, Ihr Bürger! Wenn Ihr nicht Alle vor dem Könige erscheint, sind Eure Köpfe verloren. Der König.»

Die Ursache dieser Drohung ist unbekannt; auch stand dieses Gebot mit der Satzung des Ofner Stadtrechtes im Widerspruche, derzufolge in städtischen Angelegenheiten der König nur allein den Stadtrichter vor sich laden konnte.

Uebrigens konnte die Ofner Bürgerschaft schon vermöge ihrer innern Verfassung keine bedeutendere Action nach aussen hin entfalten. Wie schon früher wiederholt erwähnt wurde, war diese Bürgerschaft nach Nationalitäten getrennt. Diese Scheidung bezog sich auch auf die kirchlichen Verhältnisse. Es gab in Ofen zwei Pfarreien. Die heutige Hauptpfarrkirche zu Unserer lieben Frau gehörte den Deutschen, die Maria Magdalenenkirche (wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Garnisonskirche) den Ungarn. Desgleichen waren die deutschen Zünfte von den ungarischen getrennt. Ausserdem gab es in Ofen im XV. Jahrhunderte noch drei Kirchen, drei Klöster und ein Domcapitel.

Zur Zeit des Königs Mathias erfreute sich Ofen auch einer Universität, über welche Prof. Salamon in einem besonderen Capitel des «Supplementsbandes» eingehende Untersuchungen angestellt hat. Dieses Capitel wurde seinem vollen Inhalt nach in dieser «Ungarischen Revue» (1886, Heft VIII—IX., p. 577 ff.) mitgeteilt, weshalb wir hier darauf nicht weiter eingehen.

Noch einer kulturgeschichtlichen Tatsache aus der Zeit des Königs Mathias sei hier erwähnt, nämlich der Errichtung einer Buchdruckerei in Ofen. Die Chronik des Thuróczy erschien im Jahre 1473 zuerst hier im Drucke. Als Drucker zeichnet Andreas Hess, der in der Vorrede erwähnt, dass er über Aufforderung des Altofner Probstes und königlichen Vicekanzlers und gerade diesem zuliebe sich in Ungarn, und zwar in Ofen, niedergelassen und mit dessen Unterstützung das überaus schwierige Werk der Drucklegung beendigt habe. Der Probst zu Altofen war damals Ladislaus Geréb, von mütterlicher Seite her mit dem Könige verwandt. Die Druckerei des Hess bestand nur kurze Zeit; Probst Geréb wurde im Jahre 1476 Bischof von Siebenbürgen; bald nachher verschwinden auch alle Spuren von der Druckerei in Ofen.

Pest ist älteren Ursprungs als Ofen, das bezeugt schon die Tatsache, dass noch im XIV. Jahrhundert die Stadt auf dem linken Donauufer «Alt-Pest» genannt wurde; die Deutschen bezeichneten bis ins XVI. Jahrhundert Pest consequent als «Alt-Ofen», ja das «Pester Komitat» wurde auf deutsch «Alt-Ofner Komitat» genannt. Trotz dieses höheren Alters erhielt Pest den Rang als Stadt viel später als Ofen, ja in Bezug auf die Mauern und einen grossen Teil von Pest konnte dasselbe zur Zeit des Königs Mathias nur als eine «neue» Stadt angesehen werden. *Die Zustände und Verhältnisse von Pest unter der Regierung dieses Königs* bilden den Gegenstand des XXI. und letzten Capitels unseres Buches.

Der französische Reisende, Bertrandon de la Brocquière, der im Jahre 1433 eine Reise durch Ungarn machte, bewunderte den grossen Pferdemarkt in Pest, das er eine ziemlich grosse, doch dorfmässige (d. i. offene) Stadt nennt. Hier fand der Reisende 6—8 französische Familien, deren männliche Mitglieder auf dem Pester Donauufer einen Turm erbauten zu dem Zwecke, um den Fluss mittelst einer Kette abschliessen zu können. Noch im Jahre 1444 berichtet der Historiker Aeneas Sylvius (später Papst Pius II.), dass Pest weder Festungsmauern noch hervorragende Gebäude habe und darum einem Dorfe gleich sehe. Auch bei Gelegenheit der Königswahl im Jahre 1458 ist von Stadtmauern in Pest keine Rede, doch mochte die Stadt schon damals eine sehr bedeutende Ausdehnung gehabt haben; denn der Reichstag wurde nicht draussen auf dem Rákos, sondern drinnen in der Stadt abgehalten, obgleich die Freunde des Hauses Hunyadi nicht weniger als 20,000 Bewaffnete bei sich hatten und dieses Heer in den Häusern von Pest einquartiert war. Thuróczy spricht von den breiten Gassen und von der Menge ungarischer Bewohner in Pest. Ranzanus, der die Stadt von 1486 bis 1490 gesehen, nennt sie mit Allem versehen und reich; hier pflege man die ungarischen Könige zu wählen, oft versammeln sich daselbst 80,000 Menschen, die meisten zu Pferde und doch leiden sie an nichts Mangel. Ueberhaupt war es Brauch, dass die Masse des Kleinadels sich in Pest versammelte, der hohe Adel aber in Ofen seine Versammlungen abhielt.

Erst unter König Mathias erscheint Pest als ummauerte Stadt, doch eine positive Nachricht hievon hat man erst aus dem Jahre 1490. Auch aus späterer Zeit besitzt man Mitteilungen über den Reichtum und die starke Bevölkerung von Pest, das von einem breiten Gürtel von Dorfschaften bis an die Donau umgeben war. Pest war das Hauptdepot für die Weine aus Syrmien, aus der Baranya und Somogy und überhaupt für alle Handels-Artikel ein hervorragender Platz, der von zahlreichen Kaufleuten besucht wurde. Das Gebiet der Stadt ist sandig, unfruchtbar und es gedeihen hier kaum andere Lebensmittel als Melonen, Rüben und kleine Rettiche. Der spätere Graner Erzbischof, Nikolaus Oláh, dem wir diese und andere Mitteilungen über Pest verdanken, erwähnt auch den grossen Umfang der Mauern dieser Stadt und ihrer Vorstädte. Nach neueren Untersuchungen der aufgefundenen Reste dieser Mauern und Basteien, waren dieselben nicht aus Ziegeln, sondern aus gleichförmig gemeiselten Kalksteinen von Steinbruch oder Promontor aufgeführt. Die Richtung der Mauern um einen Teil der Inneren Stadt zeigen nach heute die Ungar-, die Neue-Welt- und die Weisse Schiff-Gasse an. Wahrscheinlich befanden sich in den vortrefflichen Felsenkellern von Steinbruch auch die grossen Pester Weinniederlagen.

Die Erhebung von Pest zum Range einer Freistadt mochte gleichzeitig mit der Erbauung der Stadtmauern erfolgt sein; denn ohne Mauern und Tore war zu jener Zeit eine ordentliche Stadt nicht denkbar. Das Jahr die-

ser Erhebung ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; doch erscheint Pest im Jahre 1477 in der Tavernical-Sitzung der königl. Städte, und zwar in der Reihenfolge gleich nach Ofen und im Jahre 1479 werden die zwölf Geschwornen von Pest urkundlich angeführt; gleich dem Stadtrichter Valentin Váczy waren es durchwegs Ungarn.

Interessant ist, dass im Jahre 1487 bei der Abschliessung des Friedens-Vertrages mit Deutschland zu St.-Pölten auf ungarischer Seite auch die acht Tavernical-Städte: Ofen, Pest, Stuhlweissenburg, Kaschau, Pressburg, Oedenburg, Leutschau und Bartfeld die Friedenspunkte mit unterzeichneten.

In Bezug auf die Zunahme der Bevölkerung war Pest im Vorteile, insoferne es seine Bürgerschaft unmittelbar aus der einheimischen Population vermehren konnte, was bei Ofen durch die Satzungen des »Ofner Stadtrechtes» verhindert war. Hier konnte die städtische Bürgerschaft nur durch Zuwanderung von Deutschen verstärkt werden. Auch im Handel und Verkehr bewahrte Pest weit mehr den nationalen Charakter. Der Handel mit einheimischen Rohproducten, sowie die einfacheren Gewerbe waren hier vorherrschend.

In kirchlicher Hinsicht unterstand Ofen der Wessprimer, Pest der Waitzner Diöcese; die Hauptkirche von Pest war ebenfalls Unserer lieben Frau geweiht und es hatten die verschiedenen Zünfte in derselben ihre besonderen Altäre. Der Hauptaltar zur heil. Jungfrau gehörte der angesehensten Zunft der ungarischen Schuster; der Altar zu Allenheiligen den Schildnern, Pfeilschnitzern, Helm- und Sattelmachern; der Altar des heil. Gerhard den Barbierern und Schneidern; der Altar der H. H. Stefan, Ladislaus und Sigismund den Schmieden und Schwertfegern; der Altar der heil. Könige Stefan und Ladislaus und des Herzogs Emerich den Gerbern; der Apostel-Altar den Kaufleuten, Steinmetzern, Küfern und Tischlern; der Altar zu Mariae Heimsuchung den Kürschnern.

Wie aus dieser Altarreihe ersichtlich ist, war den ungarischen Heiligen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden; es war eine ungarisch-nationale Pfarrei, und höchst wahrscheinlich bestanden auch die hier aufgezählten Zünfte nur aus Ungarn. Es gab in Pest zwar auch deutsche Zünfte, doch scheinen dieselben keine eigene Kirche besessen zu haben; sie waren sicherlich nur in geringer Anzahl vorhanden.

Ausser von der obgenannten Pester Hauptkirche hat man noch Kunde von einer Kirche der Hospital-Ritter, die dem h. Nikolaus geweiht war; dann von Kirche und Kloster der Dominikaner.

Die territoriale Lage von Pest brachte es mit sich, dass die Stadt und deren Vorstädte sich weiter ausbreiteten als dies bei Ofen möglich war. Zwischen den Stadtmauern von Pest, welche auch mit Geschützen versehen waren, und den umliegenden Vorstädten mochte eben aus Gründen der Ver-

teidigung ein breiter freier Raum, eine Art Glacis, bestanden haben. Aber auch die äussere Grenze der Pester Vorstädte scheint durch Wall und Graben geschützt gewesen zu sein. Diese Schutzlinie mochte sich in der Gegend der heutigen «Rákos-Graben-Gasse» nach beiden Richtungen in weitem Bogen bis an die Donau erstreckt haben.

Die Vorstädte entstanden jedoch weniger entlang der Donau, als vielmehr an den Landstrassen, welche nach Pest führten. Diese bildeten nach drei Weltgegenden die Lebensadern der Stadt. Die wichtigste Strasse war schon damals wie heute die «Kerepeser Strasse»; ihr folgte an Bedeutung die «Waitzner Strasse» und an dritter Stelle die «Uellöer Strasse». An diesen drei Strassen setzten sich auch allmählich die Pester Vorstädte an.

Doch hatte auch Pest bei seiner Ausbreitung mit den vorhandenen Privatgrundbesitzern manchen gerichtlichen Strauss zu bestehen; Pest befand sich aber in dieser Hinsicht insofern im Vorteile vor Ofen, als es von altersher wahrscheinlich ein weit grösseres städtisches Territorium besass und weil ausserdem der Rákos und dessen unmittelbare Umgebung keinen Privatmann oder irgend eine Corporation anlockten. Das Rákosfeld, wo die Edelleute ihre Reichstage unter freiem Himmel abhielten, war eben grösstenteils nichts Anderes als eine Sandwüste.

Nördlich von der Stadt, in der Richtung gegen Waitzen, traf die Pester Stadt bei ihrer Ausbreitung vor Allem auf die Besitzungen des Frauenklosters von der Hasen- (Margareten-) Insel; die Nonnen besassen hier zwei kleine Dörfer, welche den grössten Teil der heutigen Leopold- und Theresienstadt umfassten. Das eine Dorf «Bécs» lag in der Gegend des jetzigen «Neugebäudes». Die Stadt führte seinetwegen zahlreiche Processe mit dem Kloster. Im XV. Jahrhundert war das Dorf als «Uj-Bécs» bereits eine Vorstadt von Pest geworden. Das andere Dorf hiess «Jenő» und wurde im Laufe des XV. Jahrh. gleichfalls unter gerichtlichem Einspruche der Nonnen von den Pestern hauptsächlich zu Kraut- und Weingärten occupirt. Namentlich beschwerte sich das Kloster über die gewaltsame Beschlagnahme des Fischteiches «Agarastó» (wahrscheinlich in der Nähe des jetzigen «Hausenfanges») in Jenő, das noch im XIII. Jahrhunderte eine deutsche Colonie und hauptsächlich von Schiffern und Fischern bewohnt war. Auch mit den Prämonstratensern, die am Rákos Grundstücke hatten, führten die Pester wegen Occupation des Territoriums Process.

Entlang des Rákosbaches lagen im früheren Mittelalter mehrere Dörfer, welche später (wahrscheinlich in Folge des Mongolensturmes) verschwanden: so die Dörfer Nyir und Pardeu, ferner Nogus (Nagyos?), Czinkota, Rákos, Bókény und Süly. In der Zeit von 1440—1470 hatten übrigens die offenen Ortschaften von den räuberischen Angriffen der nordungarischen Hussiten Vieles zu leiden. Damals flohen zahlreiche Bewohner vom Lande nach den Städten. König Mathias begünstigte die Vermehrung der städti-

schen Bevölkerung nicht blos durch die Beförderung der Freizügigkeit der Untertanen, sondern auch durch die Erleichterung des Häuserbaues in der Stadt. Wer ein leerstehendes oder baufälliges Haus in bewohnbaren Zustand herstellte, genoss eine dreijährige, wer auf leerem Baugrunde ein ganz neues Haus aufführte, eine sechsjährige Abgabenfreiheit.

Pest war (wie schon erwähnt) im XV. Jahrhundert eine bedeutende Handelsstadt, namentlich für Landesproducte. Ausser dem älteren Jahrmarkte zu St. Petri Kettenfeier (1. August) hatte es in der Zeit des Königs Mathias noch einen zweiten am Niklastage (6. Dezember). Ein Teil der Marktmaut gehörte dem Könige, ein anderer Teil wurde von den Nonnen auf der Hasen-Insel beansprucht, von der Stadt jedoch verweigert, weslb es auch hier zu einem langwierigen Processe mit unbekanntem Ausnge kam.

Die Umgebung von Pest wurde durch die Anlage von Wein-, Obst-, Gemüse- und Blumengärten allmählich aus einer unfruchtbaren Sandgegend in Culturland umgewandelt, wodurch schon im XV. Jahrh. der Gartenbau hier zu grosser Blüte gelangte. Auch König Mathias hatte auf dem Pester Gebiete einen Park und Garten, wo er sich oft und gerne aufhielt und der noch im XVI. Jahrhunderte Erwähnung findet. Dieser königliche Garten und Wildpark lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen «Stadtwäldchens».

So war denn Pest im XV. Jahrhundert sowohl in merkantiler wie in territorialer Beziehung eine aufblühende Stadt. Dieses Aufblühen erfolgte trotz des Handels-Monopoliums von Ofen, welches den gesammten Grosshandel auf das rechte Ufer der Donau drängte. Gegen dieses Monopolium wurde bereits im J. 1445 auf dem Pester Reichstage ein Gesetz geschaffen, das beschliesst, es dürfen sowohl in- als ausländische Kaufleute die Waaren innerhalb des Landes in Stadt und Land frei kaufen und verkaufen. Aber dieser Beschluss erhielt nicht die gesetzliche Sanction des Königs; es wäre ein solches Gesetz ein Todesstoss für das damalige Ofen gewesen.

Was die Entwickelung des städtischen Lebens unter König Mathias in den drei Gruppen unserer jetzigen Hauptstadt anbelangt, so fasst Prof. Salamon diese in folgender Weise zusammen:

«Der Ruhm von Altofen bestand noch immer in seinen Denkmälern der römischen Grösse. Auch das Mittelalter hatte die schönsten Monumente unserer Städte dahin gestellt, aber es vermochte nicht, daselbst auch Leben hervorzuzaubern.

«Die Festung Ofen war in Bezug auf bürgerliches Leben, auf die Residenz des Königs und auf die Befestigungen eine mittelalterliche Stadt; allein dieselbe war nicht im Stande, mit dem Verschwinden des Mittelalters ihre Bedeutung festzuhalten. Vor Allem verlor schon ihr Hauptvorteil, nämlich die Befestigung, schon gegen Ende des Mittelalters vieles von

seinem Werte. Sodann veraltete das abgesonderte mittelalterliche Wesen der Stadt und deren besondere Gesetze und Rechte, insofern einerseits die städtische Bürgerschaft sich zu einem Landesstand entwickelte, anderseits die Stadt als königliche Residenz und Mittelpunkt des Reiches stets mehr von ihrem bürgerlichen Charakter einbüsste. Den Niedergang des Mittelalters bezeichnete schon der Umstand, dass zahlreiche Magnaten in der Stadt um den königlichen Hof ihre Wohnungen aufschlugen. Sie wurde dadurch reich und glänzend, erreichte jedoch ihren Culminationspunkt; auf eine fernere Entwickelung konnte sie nicht hoffen.

«Pest endlich war schon im Mittelalter die Stadt der Neuzeit, der Zukunft. Ihr Handel entwickelte sich durch besondere, auf Kosten Anderer erteilte Vergünstigungen; ihre Ausbreitung nahm bereits grosse Dimensionen an und kein ernstes Hinderniss stand ihr im Wege. Ihre Einwohnerschaft vermehrte sich aus nationalen Elementen und kannte in dieser Beziehung keinerlei Schranken.

«War Pest vor dem Mongolensturme eine grosse deutsche Stadt, so war es zur Zeit des Königs Mathias bereits eine grosse ungarische Stadt.

«Unter normalen politischen Verhältnissen musste der Umschwung eintreten, dass der Grosshandel von selbst die Ofner Festung verliess, später vielleicht mit dem Hofe und den Magnaten, indem er das allgemeine Beispiel nachahmte, demzufolge die moderne Stadt vom Berge in die Ebene herabwandert.

«Allein ohne ein stehendes Reichsheer konnte Pest vor der Verwüstung nicht geschützt werden. Unter Mathias war für die Stadt auch dieses Erforderniss der Neuzeit gesichert. Ueberhaupt bildete das Gedeihen von Pest kein geringeres Verdienst der Regierung des Königs Mathias als die Erbauung des neuen Königspalastes in der Ofner Festung. Es passte und gehörte dieses Aufblühen von Pest ebenfalls in die Epoche der beginnenden neuzeitlichen Renaissance.

«Aber alle diese Vorteile von Pest gegenüber Ofen konnten bis auf die Gegenwart nur unter der Bedingung wichtig verbleiben, wenn die Nation das Beispiel der Regierung des Königs Mathias fortsetzte.

«Doch unter den späteren Verhältnissen unseres Vaterlandes und im Hinblicke auf die eingetretenen inneren und äusseren Verwirrungen, erscheint Pest sehr früh gereift, während Ofen als die Hauptstadt des Landes und als Festung zu einer weit bedeutsamern Rolle berufen war. In der letztern Eigenschaft hätte sie ohne jenes Vorurteil, als ob sie bereits nicht zu verteidigen sei, selbst unter der damaligen schwachen Regierung im J. 1526 das Reich und sich selber vor dem Unglücke bewahren können.»

Mit diesen Worten schliesst Prof. Salamon den zweiten Band seiner «Geschichte von Budapest.» Zu diesem Bande gehört als «Beigabe» noch der Band III., der im wesentlichen «Quellenkritiken» enthält. Wir können

an dieser Stelle dem Inhalte desselben nicht die gleich eingehende Aufmerksamkeit widmen; Einzelnes, wie z. B. der Abschnitt über die «Universität des Königs Mathias», wurde in dieser «Ungarischen Revue» bereits im Wortlaute mitgeteilt; auf Anderes haben wir im Verlaufe unserer auszugsweisen Mitteilungen hingewiesen. Dennoch erachten wir es für geboten, von dem Inhalte dieses Supplementbandes mindestens im Allgemeinen Einiges anzuführen.

Derselbe enthält auf 381 Seiten in Octav siebzehn Capitel Text und ein sorgfältig gearbeitetes Personen- und Sachregister für den zweiten und dritten Band des vorliegenden Werkes.

Capitel I bis III bespricht die historischen Quellen vom XI. bis zum XIII. Jahrhunderte, insoferne diese sich auf die Geschichte unserer Hauptstadt beziehen. In Cap. IV gibt der Verfasser eine «Geschichte der goldenen Bulle» von Ofen, welche angeblich von König Béla IV. aus dem Jahre 1244 stammen soll; Prof. Salamon versucht dagegen mit sehr beachtenswerten Argumenten den Nachweis zu liefern, dass diese «Bulle» eine Fälschung aus der ersten Regierungszeit des Königs Ludwig I. (1346 oder 1347) sei und damals die Bestätigung des Königs und dadurch praktische Bedeutung gewonnen habe. Sehr eingehend und instructiv sind im Cap. V des Verfassers Untersuchungen über «Münze, Gewicht und Währung», in denen der ungarische Gulden, dessen Entstehung, Wert, Feingehalt, Gewicht etc. eingehend besprochen wird; es folgen sodann ähnliche Untersuchungen über die Ofner Mark, über das ungarische Silbergeld und über die Geldwährung, über alte Preise, namentlich über den Preis der Häuser in unserer mittelalterlichen Hauptstadt. Diese Untersuchungen, welche auch räumlich von S. 85 bis S. 246 den grösseren Teil dieses Supplementbandes einnehmen, bilden sehr dankenswerte Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Finanzwesens in Ungarn, ein Gebiet, das in unserer Geschichtschreibung bisher nur wenig ausreichende Pflege gefunden hat.

Nicht ohne specielles Interesse ist Cap. VI, in welchem das «Pester Haus der Tochter des türkischen Kaisers» besprochen wird. Diese Kaiserstochter war eine Tochter «Murads des Blinden», der aber eigentlich Mustafa hiess und ein Sohn des Sultans Bajesid war. Mustafa herrschte tatsächlich als Sultan einige Zeit, unterlag aber gegenüber Murad II., der ihn blenden liess. Mustafa flüchtete mit seiner Familie nach Ungarn. Die Tochter hiess Katharina, ihre Mutter Agnes, beide waren also wahrscheinlich getauft. Der Vater und die Brüder behielten ihre türkischen Namen. Mit einer eingebildeten Stadt Ofen (Buda) beschäftigt sich Cap. VII; hierauf folgt im Cap. VIII eine Untersuchung über die Beschreibungen und Abbildungen der «königl. Burg» und im Cap. IX über die «alten Befestigungswerke der Stadt Ofen», worauf wir schon weiter oben im Texte hingewiesen haben. Das Cap. X beschreibt die «Universität», Cap. XI das «Castrum» und Cap. XII

den «Pester Garten» des Königs Mathias. Cap. XIII bringt einige «Nachträge» und die Capitel XIV—XVII enthalten die in mehrfacher Hinsicht interessante Namensliste der Ofner Stadtrichter (von 1249 bis 1491); dann nach den Urkunden eine Sammlung von Personen- resp. Familien-Namen aus Alt-Ofen, Ofen und Pest.

Indem wir hiermit unsere ausführlichen Mitteilungen aus Prof. SALAMONS Geschichte von «Budapest im Altertum und Mittelalter» schliessen, können wir das bereits im Eingange dieser Artikel dem Verfasser gespendete, wohlverdiente Lob nur wiederholen. Das Werk zeugt von seltenem Forscherfleisse und bekundet neben einer ungewöhnlichen Erudition und Combinationsgabe zugleich den Reiz eines originellen Stils, obgleich derselbe bisweilen zu sehr in die Breite verläuft. Es wäre überhaupt dem Werke nur zum Vorteile, wenn der geehrte Verfasser auch sonst seinen allerdings zumeist anregenden, geistvollen Meinungsäusserungen und Vermutungen engere Grenzen gezogen hätte. Prof. SALAMONS «Geschichte von Budapest» ist eine wertvolle Bereicherung der ungarischen Geschichtsliteratur. Wir sehen der Fortsetzung und dem Abschlusse des Werkes mit grosser Spannung entgegen. Möge der Hr. Verfasser uns nicht zu lange warten lassen!

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

DAS UNGARISCHE SCHULWESEN IN DEN JAHREN 1884—86.

Bekanntlich ist der ungarische Minister für Cultus und Unterricht im Sinne des § 148 des G. A. XXXVIII: 1868 gehalten dem Reichstage jährlich einen Bericht über den Stand des gesammten öffentlichen Unterrichts im Lande darzulegen. Der soeben im Druck veröffentlichte und an beide Häuser des Reichstages herabgelangte *fünfzehnte Bericht des Unterrichtsministers* behandelt die Verhältnisse der Volksschulen im Schuljahre 1884/85 und die der mittleren und höheren Lehranstalten im Studienjahre 1885/86. Der wesentliche Inhalt des 366 Quartseiten starken Bandes sind statistische Daten — eine Fülle von Zahlen, welche, trotz der vielmals mangelnden und stets sehr lakonischen, nur auf das Wesentlichste beschränkten Commentirung von Seiten des Ministers, oder vielleicht gerade in Folge dieser, eine sehr beredte Sprache sprechen. Sie beweisen, dass die ungarische Unterrichtsverwaltung, trotz der Ungunst der Zeit, mit rastlosen Eifer bestrebt ist, alte Mängel zu beseitigen, neue Institutionen zu schaffen, Schulen zu errichten und zu vervollständigen, Culturinstitute aller Art zu fördern. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, welche grossartigen Fortschritte auf allen Feldern der Cultur unser Vaterland bei der gegenwärtigen Leitung unserer Unterrichtsanstalten aufzuweisen vermöchte, wenn der Minister nicht

fortwährend mit den prekären Finanzzuständen des Landes zu rechnen hätte, wenn ihm die Möglichkeit geboten wäre, seine Ideen ohne Beschränkungen und Hindernisse realisiren zu können! Davon sind wir jedoch heute weiter entfernt als jemals. Der gewiss nützliche Geist der Sparsamkeit beginnt auch dort das entscheidende Wort zu sprechen, wo die Verschwendung tausendfache Zinsen trägt — auf dem Gebiete des Unterrichts und der Cultur, in welchem die wertvollsten Errungenschaften unserer Gegenwart und die besten Hoffnungen unserer Zukunft wurzeln. Da der «Bericht» demnächst auch in deutcher Bearbeitung erscheinen soll, beschränken wir uns hier auf eine gedrängte Zusammenstellung der wesentlichsten und lehrreichsten Daten desselben.

Auch der diesjährige Bericht besteht aus fünf Abschnitten, welche die Volksschulen, die Mittelschulen, die höheren Lehranstalten, den Fachunterricht und die allgemeinen culturellen Institute umfassen. Von allgemeinstem Interesse sind unstreitig die ersten drei Abschnitte des Elaborates.

Bei den Volksschulen handelt es sich in erster Reihe um zwei wichtige Fragen: um den Zuwachs der tatsächlich die Schule besuchenden Schulpflichtigen und um die Zahl der Volksschulen, — denn ohne Schulen kein Volksunterricht und ohne strenge Durchführung des Schulzwanges kein Erfolg der Volksschule! Die Daten unseres Berichtes sind nach beiden Seiten hin durchaus zufriedenstellend. Die Zahl der *Schulbesucher* betrug im Jahre 1885 im Ganzen 1.836,459 Kinder, um 35,728 mehr als im Vorjahre, um 684,344 mehr als im Jahre 1869, d. h. unmittelbar nach der Schöpfung unseres Volksschulgesetzes. Dieser Fortschritt ist so eklatant, dass er jedes Commentars entraten kann. Allerdings entbehren noch immer 198 Kinder von Tausend des Volksschul-Unterrichts, — es ist also dafür gesorgt, dass die diesbezügliche Wirksamkeit der Regierung nicht gegenstandslos sei; wer aber unsere Populationsverhältnisse kennt, wird auch den bisher erreichten Resultaten seine volle Anerkennung nicht versagen können. Da das Areal Ungarns 280,399 □Km. beträgt und nach den Daten der Volkszählung vom Jahre 1880 die Zahl der Einwohner des Landes sich auf 13.749,603 beläuft, — so dass auf je einen □Km. im Durchschnitt 49·03 Seelen entfallen, — ergeben die für den Volksunterricht wesentlichen Factoren folgende Verhältnisse: die Zahl der Schulpflichtigen betrug 1885: 2.292,052 (um 15,135 mehr als im Vorjahre) d. h. auf tausend Einwohner entfielen 166·7 oder auf einen □Km. Areal 8·17 Schulpflichtige. Tatsächlich besuchten die Schule 1.836,459 (um 35,728 mehr als im Vorjahre und um 684,344 mehr als im Jahre 1869) d. h. es entfielen auf einen □Km. Areal 7·48 oder auf tausend schulpflichtige Kinder 858·8 sechs- bis zwölfjährige und 646·9 dreizehn bis fünfzehnjährige Kinder.

Im Lande gibt es derzeit 12,692 Gemeinden, und in diesen betrug die *Zahl der Volksschulen* 1885 zusammen 16,305, eben um 100 mehr als im

Vorjahre, und um 2507 mehr als im Jahre 1869. Besonders muss betont werden, dass seit dem Vorjahre die Zahl der vom Staate gegründeten und erhaltenen Volksschulen um 118 zugenommen hat, d. h. dass die Vermehrung eben jener Lehranstalten, die aus dem Gesichtspunkte der nationalen Bildung in erster Reihe von Bedeutung sind, gegenwärtig beinahe ausschliesslich das Verdienst der obersten Unterrichts-Verwaltung ist. Von den Lehranstalten der Confessionen entsprechen nur die Volksschulen der evangelischen und reformirten Protestanten und der Griechisch-Katholischen den Populations-Verhältnissen der einzelnen Confessionen; die übrigen leisteten weniger, als sie sollten. Dass seit dem Vorjahre einzelne Schulen verschwanden, wäre an und für sich nicht bedenklich, gibt es doch genug der Winkelschulen im Lande, die von weniger als zweifelhaftem Nutzen sind; — dass aber einige Schulen eingehen mussten, weil die schulerhaltenden Gemeinden oder Confessionen die Mittel zur Erhaltung ihrer Lehranstalten nicht aufzubringen vermochten, das ist ein weit traurigeres Symptom, welches nur dadurch etwas gemildert wird, dass der Staat gerade an solchen Orten aus eigener Machtvollkommenheit und eigenen Mitteln neue und selbstverständlich allen Anforderungen des Gesetzes entsprechende musterhafte Schulen errichtet hat. Unter den Volksschulen waren ihrem Charakter nach:

Staatliche Volkslehranstalten	611	= 3·75%
Gemeinde «	1856	= 11·38%
Röm.-katholische confessionelle Volkslehranstalten	5347	confessionelle Schulen: 13,639 = 83·65%
Griech.-katholische « «	2177	
Griech.-orientalische « «	1788	
Reformirte « «	2336	
Evangelische « «	1434	
Unitarische « «	45	
Israelitische « «	512	
Private Volksschulen	168	= 1.03%
Vereins- «	31	= 0·19%

Ihrer Rangstufe nach waren unter diesen Schulen:

Elementar-Volksschulen	16,082	= 98·63%
Höhere «	79	= 0·49%
Bürger-Schulen	144	= 0·88%

Wie die Schulen selbst, vermehrten sich natürlich auch die *Schulräume und die Lehrer*. Im Jahre 1885 zählten unsere Volksschulen 23,443 Schulzimmer, — um 291 mehr als im Vorjahre, um 6544 mehr als im Jahre 1869; und 23,457 Lehrer, — um 299 mehr als im Vorjahre und um 5655 mehr als im Jahre 1869. Und nicht nur die Zahl dieser überaus wichtigen Factoren hat sich stark vermehrt, sondern auch die Qualität derselben ist eine wesentlich andere geworden, — aus den ärmlichen, ungesunden

Schulhäusern sind bequeme, allen Ansprüchen der Hygiene entsprechende, freundliche Bauten, hie und da kleine Paläste, — aus den mangelhaft gebildeten und der fachmässigen Qualification entbehrenden Lehrern tüchtige, pädagogisch und wissenschaftlich gründlich vorgebildete Schulmänner geworden. Noch immer wirken wohl 3242 undiplomirte Volksschullehrer, d. h. 13 Percent der Gesammtsumme, — aber der allgemeine und stetige Fortschritt in dieser Richtung bürgt dafür, dass in nicht allzu ferner Zukunft an unseren Volksschulen blos diplomirte Lehrer wirken werden.

Die *Erhaltung der Volksschulen* beanspruchte im letzten Jahre eine Summe von 13.419,968 Gulden, um 502,495 fl. mehr als im Vorjahre, um 9.659,845 fl. mehr als im Jahre 1869! Der jährliche Zuwachs beträgt in den fünfzehn Jahren seit der Schöpfung des Volksschulgesetzes durchschnittlich 604,428 fl. Der Unterricht jedes Zöglings kostet heute im Durchschnitt 9 fl. 39 kr., jede Lehrerstelle 572 fl. 10 kr., — in der Tat nicht unbescheidene Ziffern!

Die Zahl der *Lehrerbildungs-Anstalten* hat sich seit dem Vorjahre nicht verändert, die Zahl derselben beträgt 70, und zwar 54 für Lehrer und 16 für Lehrerinen. Es ist auch eine Vermehrung dieser Anstalten nicht vonnöten, da die jetzige Zahl, wie es scheint, den Ansprüchen des Landes genügt. (Im Jahre 1869 gab es 44 Seminarien, 37 für Lehrer und 7 für Lehrerinen!) Dagegen entfaltet die Regierung einen aussergewöhnlichen Eifer in der besseren Einrichtung dieser Anstalten. Prächtige Bauten werden zu diesem Zwecke errichtet, tüchtige Lehrkörper ins Leben gerufen, bedeutende Sammlungen von Lehrmitteln aller Art geschaffen. Es genügt ja diesbezüglich auf die hauptstädtischen Lehrer- und Lehrerinen-Seminare des Staates zu verweisen, welche zu den ausgezeichnetesten Anstalten dieser Art gehören und keinem verwandten Institute Europas nachstehen.

Dagegen haben sich die *Kinderbewahr-Anstalten* und *Kindergärten* gegen das Vorjahr um 45 Anstalten vermehrt: es gibt deren gegenwärtig 409, allerdings um 279 mehr als im Jahre 1869, aber noch immer viel zu wenige, um den Ansprüchen gerade unseres Landes zu genügen. Hier hätte die gesellschaftliche Wirksamkeit ein weites fruchtbares Feld; — leider fehlt, wie es scheint, noch immer das nötige Verständniss für die ausserordentliche Wichtigkeit und Nützlichkeit gerade dieser Anstalten, welche unter Anderem auch der erschreckenden Kindersterblichkeit im Lande mächtige Schranken zu setzen vermöchten.

Endlich sei noch des *Lehrer-Pensions-Institutes* gedacht, das heute über ein Capital von 5.098,245 Gulden verfügt und bereits 295 Lehrer, 772 Witwen und 1358 Waisen unterstützt. Das Institut wurde im Jahre 1875 mit einem Capital von 489,379 fl. gegründet, hat demnach innerhalb der ersten zehn Jahre seines Bestandes einen erfreulichen Aufschwung genommen und unbezweifelbare Beweise seiner Lebensfähigkeit geliefert.

Der Abschnitt über die *Mittelschulen*, lange Zeit hindurch die Achillesferse des «Berichtes», ist seit einigen Jahren nicht nur an Zahlen, sondern auch an Ideen reich. Wer das ausgezeichnete Exposé des vorjährigen Berichtes, welches über Gegenwart und Vergangenheit unserer Mittelschulen orientirte, gelesen hat, kann keinen Augenblick darüber im Unklaren sein, dass unsere Gymnasien und Realschulen endlich, nach mancherlei seltsamen Experimenten, einem Fachreferenten anvertraut sind, der vollständig Herr seines Stoffes und von dem wärmsten Eifer für seine Schutzbefohlenen erfüllt ist. Tüchtige Sachkenntniss, ein freier Blick und lebendiges Verständniss für die wesentlichen Bedürfnisse dieser Anstalten charakterisiren auch den diesjährigen Bericht, der zwar kürzer gefasst, aber nicht weniger gehaltvoll und lehrreich ist, als der vorjährige.

Die Hauptaufgabe der obersten Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiete der mittleren Lehranstalten ist die *Durchführung des Mittelschulgesetzes*. Sämmtliche Lehranstalten des Landes auf das Niveau des Gesetzes zu erheben, — mit Rat und Tat, mit Verordnungen und Geldunterstützungen die schwachen Gymnasien zu halten, mit Energie und Umsicht die wertlosen zu beseitigen, — durch eine strenge und auf tüchtiger Fachkenntniss fussende Oberaufsicht die Durchführung des Gesetzes zu überwachen, — innerhalb der Schule die Lehrpläne und Einrichtungen den Forderungen des Gesetzes gemäss umzugestalten, zu ergänzen, zu verbessern: wahrlich alles Aufgaben, welche nicht mit Sachkenntniss allein gelöst werden können, welche ohne grossen Eifer und selbstlose Hingabe an eine wichtige Sache ewig ungelöst blieben. Und das ist eben das Erfreuliche an dem über die Mittelschulen handelnden Abschnitte des Berichtes, dass der Leser durchwegs den Eindruck erhält, dass sich diese grossen Aufgaben in den rechten Händen befinden und dass wir mit Zuversicht hoffen dürfen, die noch immer vorhandenen — teilweise uralten! — Mängel auf diesem Gebiete werden in naher Zukunft verschwinden und geordneten, wirklich gesetzmässigen Zuständen Platz machen.

Die Daten selbst sind bei den Mittelschulen von minderem Interesse, denn die Verhältnisse sind hier viel stetiger, Alles weit conservativer. Im Ganzen gab es im letzten Jahre 178 Mittelschulen in 125 Städten, und zwar 150 Gymnasien und 28 Realschulen, mit 35,525 und 5983, zusammen 41,508 Schülern. Gegen das Vorjahr hat die Zahl der Schüler an den Gymnasien um 1923 = 5·14% abgenommen, dagegen an den Realschulen um 494 = 9% zugenommen; die Gesammt-Abnahme beträgt 1429 Schüler d. h. 3·33%. Diese Tatsache darf erfreulich genannt werden, da sie darauf schliessen lässt, dass die Eltern nunmehr auch andere Lehranstalten aufsuchen und ihre Kinder nicht um jeden Preis, auch wo das intellectuelle Talent und die materiellen Mittel fehlen, auf die gelehrte Laufbahn zwingen. Von den insgesammt 41,508 Schülern meldeten sich 2413 Gymnasia-

sten und 222 Realschüler, d. h. gegen das Vorjahr um 50 weniger in der ersteren und um 19 mehr in der letzteren Gruppe, zur Maturitätsprüfung, welche von 1985 Zöglingen mit Erfolg bestanden wurde.

Die Zahl der Professoren betrug an den Gymnasien 2367, an den Realschulen 533, zusammen 2900, von denen 1618 ordentliche Professoren waren; jedoch besassen von diesen letzteren nur 1267 ein Diplom. Selbstverständlich sind die nicht-diplomirten an den Lehranstalten der Confessionen zu suchen, die demnächst auch in diesem Punkte den Forderungen des Gesetzes zu genügen haben werden. Uebrigens muss bemerkt werden, dass auch unter den 343 Supplenten 165, unter den 134 aushelfenden Stundengebern 103 und unter den 183 Lehrern ausserordentlicher Gegenstände 109 diplomirte Lehrkräfte waren.

Die Erhaltung der Mittelschulen beanspruchte 4.343,500 Gulden (gegen 4.252,966 Gulden im Vorjahre, was ein Plus von 90,534 Gulden ergibt), — welche Summe jedoch nur approximativ zu nehmen ist, da die Zuschüsse der Confessionen und besonders die Natural-Steuern nicht ganz genau in Ziffern zu fassen sind.

Ausserordentlich viel geschah auch im letzten Jahre für das innere Leben der Mittelschulen, ferner für Bauten und Lehrmittel. Die auf Grund des Gesetzes revidirten Lehrpläne sind bereits durchgeführt und im Anschlusse an dieselben Instructionen erlassen worden, welche auf die Verbesserung der Lehrmethode gewiss von günstigstem Einflusse sein werden. Für die Lehrer-Bibliotheken publicirte das Ministerium ein Verzeichniss der zur Anschaffung empfohlenen Werke und gedenkt demnächst auch dafür zu sorgen, dass die Lehranstalten finanziell in der Lage seien, die Ratschläge der Regierung effectuiren zu können. Besondere Sorgfalt hat das Ministerium den Maturitätsprüfungen zugewendet und im letzten Jahre nicht blos an die confessionellen, sondern auch teilweise an die unmittelbar seiner eigenen Leitung unterstehenden Lehranstalten Commissäre entsendet, deren Aufgabe es ist, darüber zu wachen, dass den Bestimmungen des Gesetzes überall Genüge getan und den Ansprüchen der Hochschulen gemäss geprüft werde.

Diese Tätigkeit der Regierung auf dem Gebiete des Mittelschul-Unterrichts müssen wir als ganz besonders wichtig und nützlich betonen. Wir bezweifeln nämlich keinen Augenblick die ausserordentliche Wichtigkeit des Volksschulunterrichts und registriren mit lebhafter Freude jedes Moment, das eine Förderung des Elementar-Unterrichts bedeutet; für den wichtigsten, in nationaler und cultureller Beziehung wichtigsten Teil des Schulwesens aber halten wir die Mittelschule, aus welcher die Intelligenz des Landes hervorgeht. Es ist gewiss von Belang, wie viele Percente der Bevölkerung eines Landes des Lesens und Schreibens kundig sind; entscheidend aber für die Rolle eines Staates und das Ansehen eines Volkes ist doch das Niveau,

auf dem sich die gebildeten Klassen der Gesellschaft befinden. Und diese gebildeten Klassen wurzeln in der Mittelschule. Deshalb rechnen wir es dem Unterrichtsminister TREFORT hoch an, dass er vom ersten Tage seiner Amtswaltung an, ohne die Interessen der Volksschule im Geringsten zu vernachlässigen, sein Hauptaugenmerk dem mittleren Unterricht zugewendet hat, auf dem ja auch die Hochschulen basiren, und diesem mittleren Unterricht im Mittelschulgesetze eine solide Grundlage geschaffen hat. Selbstverständlich wird die Verbesserung unserer Mittelschulen zunächst auf die Wirksamkeit der Hochschulen von heilsamen Folgen sein, da ja die Universitäten und das Polytechnikum ihr Menschen-Material aus den Gymnasien und Realschulen erhalten und stets auf dem Lehrerfolge dieser Anstalten fortzubauen genötigt sind.

Im letzten Studienjahre waren die wichtigsten Agenden der Regierung im Kreise der Hochschulen zumeist vorbereitender Natur. So wurde die Umgestaltung der unhaltbaren Administration der Budapester Universität initiirt, die Seminarien wenigstens principiell ins Leben gerufen, für die Heranbildung von Schul-Aerzten und Lehrern der Hygiene gesorgt, der Neubau des Budapester Universitäts-Gebäudes vorbereitet u. s. w. Der letztere Punkt ist von ganz besonderem Belang. Der bisherige alte Universitäts-Bau entspricht in keiner Weise den Anforderungen weder des Unterrichts noch der Wissenschaft und es ist gar nicht daran zu denken, dass den diesbezüglichen Mängeln durch eine Adaption abgeholfen werden könnte. Wir benötigen dringend einen vollständigen Neubau, welcher Professoren und Hörern die Möglichkeit biete, jenen zu lehren, diesen zu lernen, beiden mit einander in Berührung zu treten und einen für beide Teile fördernden, geregelten Verkehr zu unterhalten.

Die Hochschulen befinden sich übrigens, dank der speciellen Fürsorge des Ministers und der verständnissvollen und eifrigen Leitung seines Referenten, in günstiger Entwicklung. Ja, dieser Zweig unseres Unterrichtswesens weist, verglichen mit den Zuständen früherer Decennien, den auffallendsten Fortschritt auf. Die Zahl der *Professoren* an der Budapester Universität betrug im letzten Jahre 212; — im Jahre 1866, also vor zwanzig Jahren, zählte die Universität 71 Lehrkräfte! Und wie war es damals mit den Kliniken und Museen bestellt, welche heute in pracht- und geschmackvollen Palästen untergebracht sind! Wer denkt nicht mit Schaudern an das alte Bibliotheks-Gebäude, das täglich und stündlich einzustürzen drohte und in dem man nie jene Bücher fand oder erhielt, welche man benötigte? Damals betrug die Zahl der Collegien 296, heute 595, in wöchentlichen 2016 Stunden (und zwar entfallen auf die theologische Facultät 20, auf die rechts- und staatswissenschaftliche 113, auf die medizinische 185, und auf die philosophische 277 Collegien); — die Zahl der Hörer 1722, im letzten Studienjahre 3375. Nur die Berliner und Wiener Universität haben eine grös-

sere Hörerzahl aufzuweisen. Vor zwanzig Jahren betrug das Budget der Budapester |Hochschule 237,418 fl., heute nähert sich dasselbe blos in den ordentlichen Ausgaben der Summe von 600,000 fl. Und in demselben Massstabe hob sich auch das gesammte akademische Leben, auch die Qualität und Wirksamkeit der Professoren und sämmtlicher Anstalten.

In der Tat nicht unbedenklich ist die grosse und noch immer wachsende Frequenz der Hörer an der Budapester Universität. Die *Zahl der Hörer* betrug im letzten Jahre 3375, darunter 1669 Juristen und 1345 Mediziner (und Pharmazeuten). Wir wollen nicht oft und gut Gesagtes wiederholen, aber wenigstens hindeuten müssen wir auf diese Zahlen, welche eine beredte Sprache sprechen. Und die Universität ist in fortwährendem Aufschwunge begriffen; die Hörerzahl hat ihre maximale Höhe beiweitem noch nicht erreicht. Ist bei einer solchen Menge von Hörern ein eigentlicher Unterricht, ein Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern, eine persönliche Einwirkung der Ersteren auf die Letzteren möglich? Auf diese Frage wird wohl kaum Jemand bejahend zu antworten geneigt sein, haben wir doch selbst Säle keineswegs in genügender Anzahl, welche diese Hörerflut zu fassen vermögen. Es ist, diesen Tatsachen gegenüber, eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung und des Reichstages, die Universität zu entlasten, d. h. dafür zu sorgen, dass diese Masse von Hörern zu einem guten Teile sich freiwillig an eine andere Hochschule zu wenden vermöge oder auf administrativem Wege von der Budapester Universität abgeleitet werden könne. Man muss das Lied von der *dritten Universität* immer wieder anstimmen und so lange wiederholen, als die finanziellen Bedenken oder die lokal-patriotischen Velleitäten unserer Landesväter einer der wichtigsten und erfreulichsten Tendenzen des Unterrichtsministers hemmend im Wege stehen.

Bezüglich jener 3375 *Hörer* verdient noch als allgemein interessantes Moment hervorgehoben zu werden, dass in dieser Summe 1374 R.-Katholiken, 72 Gr.-Katholiken, 90 Gr.-Nicht-Unirte, 426 Reformirte, 347 Evangelische, acht Unitarier und 1058 Israeliten inbegriffen sind, — und dass 97·6 Percent sämmtlicher Hörer, nämlich 3215, aus dem engeren Ungarn stammten.

Die *Kosten der Universität* betrugen 573,835 fl., von welcher Summe 240,011 fl. aus dem Universitäts-Fond flossen, während 333,824 fl. die Casse des Staates belasten. Selbstverständlich entfällt die bedeutend grössere Hälfte dieser Summe (369,557 fl.) auf Personal-Auslagen (Gehälter, Stipendien, Prämien). Ausserdem kostete das Professoren-Seminar 16,725 fl., die vorzügliche Uebungsschule desselben 22,236 fl. Die letztere Anstalt übersiedelt nächstes Jahr in ihr eigenes Gebäude (in der Herbstgasse), wodurch der schreiendste Uebelstand dieser wichtigen Lehranstalt endgiltig aus der Welt geschafft wird.

Die *Klausenburger Universität* erfreut sich in den letzteren Jahren

mit Recht einer wärmeren und werktätigeren Fürsorge der Regierung. Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass sich die an diese Hochschule geknüpften, teilweise freilich etwas sanguinischen Hoffnungen nicht durchaus verwirklichten; doch müssen auch die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen die neue Anstalt zu kämpfen hatte, billige Berücksichtigung finden. Wir können es nur billigen und rechnen es dem gegenwärtigen Leiter des ungarischen Unterrichtswesens als grosses Verdienst an, dass er innerhalb der ihm zur Verfügung gestellten materiellen Mittel sein Möglichstes tut, um auch die in cultureller Beziehung wichtige siebenbürgische Universität zu heben. Auch hier handelt es sich, wie in Budapest, zunächst um Baulichkeiten, welche beschafft werden müssen, soll den Professoren eine wissenschaftliche Wirksamkeit ermöglicht werden. Bekanntlich hat die Regierung jenseits des Königssteiges nicht nur mit den Grenzen ihrer materiellen Machtvollkommenheit, sondern auch mit dem krähwinklerischen Geiste der Klausenburger Schildbürger zu kämpfen, — eine unangenehme Aufgabe, welche aber hoffentlich auf allen Punkten mit dem Siege der Vernunft gelöst werden wird.

Die Zahl der *Professoren* betrug in Klausenburg im letzten Jahre 67 (um 3 mehr als im Vorjahre), welche 247 Collegien angekündigt hatten. Die Zahl der *Hörer* belief sich im Wintersemester auf 534 — eine ganz ansehnliche Summe, welche z. B. von den deutschen Universitäten Giessen, Münster und Rostock *nicht* erreicht wird. Von diesen 534 Hörern waren 263 Juristen, 176 Mediziner und Pharmaceuten, die übrigen 95 Philosophen; — 235 römisch-katholisch, 42 griechisch-katholisch, 10 griechisch-nichtunirt, 135 reformirt, 53 evangelisch, 29 Unitarier und 29 Israeliten. Sämmtliche Hörer stammten aus Ungarn. Das Professoren-Seminar zählte 27 Hörer. Die ordentlichen *Kosten der Universität* betrugen 211,780 fl., um 12,476 fl. mehr als im Vorjahre. Sämmtliche Kosten trägt bekanntlich die Staatscasse.

Das *Josefs-Polytechnikum,* das sich aus einer niederen Gewerbeschule zu einer Hochschule ersten Ranges entwickelt hat, ist eines der blühendsten und ausgezeichnetesten Institute des Landes. Die Fürsorge der Regierung traf hier mit dem echt wissenschaftlichen Streben und dem lebhaftesten Pflichtgefühl vorzüglicher Fachmänner zusammen, um eine Anstalt zu schaffen, auf welche Ungarn ein Recht hat stolz zu sein. Nun erfreut sich das Polytechnikum seit Kurzem einer [trefflichen Organisation und eines würdigen Heims und kann sich daher, von keiner Seite behindert, in günstigster Weise fortentwickeln. Im letzten Studienjahre wirkten am Polytechnikum 39 *Lehrkräfte,* um zwei mehr als im Vorjahre, welche 148 Collegien (in 236 theoretischen und 206 practischen Lehrstunden) hielten. Die Zahl der *Hörer* betrug im Wintersemester 645, von denen 219 röm.-kath., 6 gr.-kath., 18 gr.-nicht-unirt, 106 reformirt, 48 evangelisch, 4 Unitarier und 220 Israeliten

waren; — 604 stammten aus Ungarn, 5 aus Kroatien, 10 aus der anderen Hälfte der Monarchie und 2 aus dem Auslande. Von diesen Hörern entfielen auf die Bau-Abteilung 55, auf die Ingenieur-Classe 381, auf die mechanisch-technische Abteilung 141, Chemiker waren 17, der allgemeinen Abteilung gehörten 10 Hörer an. Die *Kosten* der Anstalt betrugen 175,402 fl., um 12,003 fl. mehr als im Vorjahre. Auch hier trägt bekanntlich der Staat sämmtliche Kosten.

Bezüglich der noch übrigen Lehranstalten dürfen wir uns wohl kürzer fassen. An den 49 *theologischen* Lehranstalten des Landes wirkten im letzten Studienjahre 271 Lehrkräfte (187 geistliche und 84 weltliche); die Zahl der Hörer betrug 1787, und zwar 773 R.-Katholiken, 279 Gr.-Katholiken, 245 Gr.-Nicht-Unirte, 238 Reformirte, 128 Evangelische, 16 Unitarier, und 108 Israeliten.

An den 12 *Rechtsakademien* des Landes wirkten 131 Professoren, die Zahl der Hörer war 689, — in Eperies 25, in Sárospatak 32, in Raab 46, überall in je vier Jahrgängen! Ist das nicht eine sündige Verschwendung von materiellem und geistigem Capital? Kann bei solchen Anstalten von einer Lebensfähigkeit oder Existenzberechtigung gesprochen werden? Die meisten Hörer zählte im letzten Studienjahre die reformirte Rechtsakademie zu Debreczin: 104 (noch lange nicht die Hälfte der Klausenburger juristischen Facultät!), dann folgen Pressburg mit 86, Grosswardein mit 69, Kaschau mit 67, Kecskemét und M.-Sziget mit je 62 Hörern. In einzelnen Akademien betrug die Zahl der Hörer in manchem Jahrgange 4, 5, oder 6! Wir können nur wiederholen, dass eine Compensirung dieser Anstalten durchaus im Interesse des höheren Unterrichts und der nationalen Cultur liegt. Seit dem Vorjahre hat die Rechtsakademie in Pápa aufgehört, die Hermannstädter ist im Aufhören begriffen. Hoffentlich folgen die übrigen bald nach und räumen den ohne Beruf occupirten Platz vollständigen, den Ansprüchen der Gegenwart genügenden Universitäten.

Die *Fachschulen* und die *Humanitäts- und Cultur-Anstalten* erfreuen sich der ganz besonderen Fürsorge des gegenwärtigen Unterrichtsministers. Und das mit Recht, denn besonders die ersteren Anstalten sind, so weit sie bestanden, lange ungebührlich vernachlässigt worden, — auch waren deren lange Zeit viel zu wenige vorhanden. Besonders dieser Umstand hatte das beispiellose Drängen der Jugend nach den Gymnasien zur Folge, wodurch die Mittelschule nicht nur einfach überfüllt, sondern überdies von einem Materiale überfüllt wurde, das für die gelehrte Laufbahn nicht taugte. Heute ist für den Unterricht der gewerblichen Zöglinge gesorgt, gewerbliche Lehrwerkstätten sind eingerichtet, die Hausindustrie erfreut sich vielseitiger Förderung, die Zahl der Schüler in den hauptstädtischen Gewerbe-Mittelschulen nimmt von Jahr zu Jahr zu, das Technologische Gewerbe-Museum hat sich bereits ein stattliches Publikum erobert, — nun hat der

Minister seine Fürsorge auch der Heranbildung von gewerblichen Fachlehrern zugewendet. Günstig entwickeln eich auch die niederen und mittleren Handelsschulen; die Zahl der letzteren beträgt bereits 17, mit 46 Lehrgängen und 1506 Schülern. — Weiter behandelt der «Bericht» noch die sechs Hebammenschulen mit 400 Zöglingen, die blühende Muster-Zeichnenschule und Zeichnenlehrer-Präparandie mit 107 Hörern, die k. Kunstgewerbeschule mit 81 Schülern, die Meisterschule für Malerei mit 11 Zöglingen, die Lehranstalt für Malerinen mit 16 Schülerinen, das Institut für Glasmalerei, endlich die Landes Theaterschule mit 26 Zöglingen und die Musikakademie mit 100 Schülern. Schon die einfache Serie dieser Lehranstalten beweist, mit wie regem Interesse die Regierung bedacht ist, die Versäumnisse der Vergangenheit gut zu machen. Als das verantwortliche ungarische Ministerium ins Amt trat, war der Fachunterricht ein Name, kaum hie und da ein bescheidener Versuch einer wirklichen Leistung vorhanden. Aber auch unsere ersten beiden Unterrichtsminister legten ganz richtig das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit vorwiegend auf den allgemeinen Volksunterricht und haben dem Fachunterricht nur sehr geringe Dienste geleistet. Die eigentliche Regelung und Förderung dieses nicht blos in cultureller, sondern auch in nationalökonomischer Beziehung überaus wichtigen Zweiges des öffentlichen Unterrichts ist das Werk des gegenwärtigen Unterrichtsministers, der, trotz der besonders hier sehr empfindlichen Ungunst der Verhältnisse, auch auf diesem Felde Bedeutendes zu schaffen gewusst hat.

Der letzte Abschnitt des «Berichtes» behandelt *die Humanitäts-Anstalten*: das Waitzner Taubstummen- und die Budapester Blinden-Institute, die Waisen- und Rettungshäuser, die Idiotenanstalt, — und *die kulturellen Institute*: das ungarische National-Museum, in welchem ein sehr vielseitiges und an wertvollen Leistungen reiches wissenschaftliches Leben herrscht, die Landes-Bildergallerie mit der ungarisch-historischen Bildersammlung, das kunstgewerbliche Museum, die ungarische kunstgewerbliche Gesellschaft, das meteorologische und erdmagnetische Institut, endlich die Angelegenheiten der Kunstdenkmäler und der bildenden Künste. Ueberall zeugen die mitgeteilten Momente, meist auf den ersten Blick trockene statistische Daten, für das rege Streben und Schaffen auf den berührten Gebieten und in den besprochenen Anstalten, von denen mehrere bereits die Aufmerksamkeit und Theilnahme der weitesten Kreise der Gesellschaft, besonders in der Hauptstadt, auf sich zu ziehen und dauernd zu fesseln gewusst haben.

Der ministerielle «Bericht» zeigt auf jeder Seite, dass die Schulfrage eine Geldfrage ist und dass die gegenwärtige finanzielle Krise des Landes ihre Schatten auch auf die Verhältnisse der Lehr- und culturellen Anstalten wirft. Das ist gewiss eine nichts weniger als erfreuliche Thatsache. Tröstlich diesem Zwange der Not gegenüber ist jedoch die andere Thatsache, dass die Regierung den feindlichen Umständen das Mögliche abzuringen bestrebt

ist und mit allen ihr zur Verfügung stehenden intellektuellen und materiellen Mitteln die gesunde Entwickelung des Bestehenden zu fördern sucht. Der fünfzehnte Bericht des Unterrichtsministers ist auch in diesem spezielleren Sinne ein erfreuliches und beruhigendes Zeichen der Zeit.

CASPAR URSINUS VELIUS.

DER HOFHISTORIOGRAPH FERDINAND'S I. UND ERZIEHER MAXIMILIAN'S II.

(Schluss.)

Ursinus begab sich, nachdem er in Wien kaum warm geworden war, nach Olmütz, um sich Stanislaus Thurzó, der ihn in Basel und Freiburg freigebig unterstützt hatte, nach seiner Reise wieder vorzustellen und ihm Nachrichten von Erasmus zu bringen. Er verfehlte seinen Gönner, der sich zur Zeit in Ungarn aufhielt und dann nach Kremsier ging, von wo er an seinen noch in Basel geglaubten Schützling Briefe und Geschenke für Beatus Rhenanus und Erasmus schickte.[1]

Die Freude, welche Ursinus äusserte, als er die ihm lieb gewordenen Dächer von Wien wiedersah, war nicht von Bestand. Die Universität geriet in rapiden, unaufhaltsamen Rückgang, viele durch die Pest vertriebene Studenten kehrten nicht wieder, die Anziehungskraft Wittenbergs, Luthers und Melanchthons machte sich bis hieher geltend, Zwistigkeiten zwischen der Universität und ihrem Kanzler Paul von Oberstein störten den geordneten Gang des akademischen Lebens und machten die Erwerbung akademischer Grade illusorisch, daher war das Leben in Wien für Ursinus jetzt nicht verlockend.[2] Aber noch mehr berührten ihn die Fortschritte und die Ausbreitung der Reformation; die damit verbundenen Umwälzungen, die tiefe Erregung der Massen, die Beseitigung ihm werter Dinge wirkten so abstossend auf ihn, dass er sich, nachdem er die Mittel für einen Aufenthalt von einem oder zwei Jahren zusammengebracht, nach Italien zurückzog.[3]

Wie es scheint, berührte er bei dieser Reise zuerst Ungarn, wenigstens sprechen dafür Epigramme auf den jungen König Ludwig und die Königin

[1] Stanislaus Thurzó an Erasmus, 10. April 1522, Ursinus an Beatus Rhenanus, Wien 26. Mai 1522.

[2] Aus dem Jahr 1523 haben wir von Ursinus ein carmen commendaticium zu dem merkwürdigen Buche des Collimitius, worin dieser die Furcht vor der von einigen Astrologen für das Jahr 1524 vorausgesagten Wiederkehr der Sintflut zu beschwichtigen sucht. Das Buch erschien lateinisch und deutsch.

[3] Ursinus an Erasmus, Gran 10. December 1527.

Maria, an den Erzbischof von Gran Ladislaus Szálkai und an den königlichen Geheimschreiber, den Schlesier Georg von Loxan,[1] dann aber überschritt er nochmals die Alpen, er besuchte Venedig und besang die Lagunenstadt[2] und verweilte wieder für länger in Rom. Leider haben wir wenig Nachrichten über diesen zweiten Aufenthalt in Rom. Eine Reihe von Epigrammen zeigen, dass die Kunstschätze der Tiberstadt, unter ihnen der Laocoon,[3] sein Interesse sehr in Anspruch genommen haben. Dass er mit den römischen Gelehrten den alten Verkehr wieder aufgenommen hat, lassen uns neue Verse auf die Coritianischen Statuen[4] schliessen, er selbst erwähnt nur eine sodalitas Puschiana,[5] also wohl eine Vereinigung deutscher Elemente. Unterwegs, in Perugia, hatte er den Freund des Erasmus Hermannus Hajo Frisius kennen gelernt, mit dem er dann auch in Rom freundschaftlich zusammenhielt.[6] Das ungetrübte Entzücken über die römischen Freunde von ehemals aber spricht nicht mehr so überquellend aus seinen Versen; er war älter geworden, und er hat auch bittere Worte über Scheinfreundschaft in Rom.[7] Die römischen Zustände waren aber auch sonst nicht mehr die alten. An die Stelle des glänzenden Leo X. war der ernste Hadrian VI. getreten, das heitere Treiben der Künstler und Poeten hatte den Plänen für die Wiederherstellung der Kirche und den Kampf gegen die Türken Platz machen müssen.[8]

Hadrian hat, nicht abgezogen durch Rücksichten auf Nepoten und weltlich politische Unternehmungen, zuerst versucht, den wankenden Bau der katholischen Kirche in seinen Fundamenten zu sichern. Die Humanisten wandten sich von diesem strengen Manne ab, der für sie kein Ohr, kein Herz und keine Hand hatte. Ursinus aber richtete an ihn eine classische, geharnischte Ode gegen die Reformation, kein hohles Kunstproduct, sondern voll zorniger Glut.[9] Gegen den deutschen Reformator konnte so nur ein deut-

[1] In sereniss. regem Pannoniae Ludovicum hastarum certamine vincentem. In eundem venantem nondum egressum ex ephebis. De sereniss. regina Pannoniae Maria. Ad reverendiss. D. Ladislaum Zalcanum archiep. Strigonien. Ad magnif. D. Georgium Silesium regis Pannonia a secretis.

[2] De urbe Veneta.

[3] In signum Laocoontis in hortis pontificiis.

[4] In statuas Coritianas. In die Coryciana nicht aufgenommen.

[5] De sodalitate Puschiana.

[6] Ursin. an Viglius Zuichemus, Innsbruck 7. Februar 1532.

[7] In amicitiam simulatam Romae. Die Abneigung gegen den Fremden, Adrian. VI., beeinflusste wohl auch manche seiner römischen Freunde ihm gegenüber.

[8] Vrgl. C. Höfler, Papst Adrian VI, Wien 1880. Leider mangelt es diesem Buche sehr an Unparteilichkeit. Zeitschrift des Vereines für Gesch. u. Altert. Schlesiens XIX. pg. 168.

[9] Ad Adrianum Sextum pont. max. carmen. Z. B.:

Numquid ruinae proximus arduae
Labetur orbis? Num pietas cadet?

scher Poet schreiben, ein Italiener hätte mit rhetorischen Phrasen nur die Oberfläche gestreift.

Vergeblich hatte Hadrian VI. auch darnach getrachtet, die Johanniter bei ihrem heldenmütigen Kampfe um die Behauptung des letzten christlichen Bollwerkes im Osten, um die Insel Rhodus, zu unterstützen. Es fiel, aber die Ritter gaben das mit ihrem Blute geweihte Eiland nicht auf. Der tapfere Grossmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam sandte den Rhodiser Dr. Thomas Guichardus als Orator an Hadrians Nachfolger Clemens VII., der über die Belagerung und Capitulation Bericht erstattete und den Papst und das Abendland um Hilfe bat. Diese Rede ist 1524 in Rom gedruckt worden, und Ursinus hat ein heroisches Gedicht angehängt, in welchem er das unterjochte Rhodus damit tröstet, dass unter der Führung des Papstes Clemens der Kaiser und sein Bruder Ferdinand, Deutsche, Spanier, Franzosen und Ungarn ihm zu Hilfe kommen werden.[1] Der Dichter hat schon 1524 wohl selbst kaum an die Erfüllung so kühner Wünsche durch Clemens glauben können.

Indessen wurden in Wien Anstrengungen gemacht, die Universität wieder zu ihrer früheren Blüte zu erheben. Ferdinand liess eine «neue Reformation» ausarbeiten, und hatte ein lebhaftes Interesse für eine zweckmässige Besetzung der Lehrstellen. Der Lehrstuhl für Rhetorik, welchen Conrad Celtis, Johannes Cuspinianus, Angelus Cospus, Joachimus Vadianus, Philippus Gundelius inne gehabt,[2] und welchen zuletzt Ulrich Fabri aus Thornburg, ein gelehrter und fleissiger Mann, Freund und Schüler Agricolas, besessen hatte, war Mitte 1523 frei und Ferdinand befahl diese Lectur, deren Einnahmen ursprünglich 70 Dukaten betrugen, aber bei der neuen Instruction durch den Erzherzog erheblich erhöht worden waren, dem Caspar Ursinus zu übertragen.[3] Statthalter und Hofrat der niederösterreichischen Lande liessen mehrere Briefe nach ihm ausgehen, ein Bote wurde direct zu ihm gesandt, aber es blieb jede Antwort aus, auch für die Freunde war er stumm, sie bezweifelten, dass er überhaupt noch lebe, da traf er anfang April 1524 in Wien wieder ein. Die niederösterreichischen Räte hatten auf Ferdinands Anweisung, weil «er gar zu lang aus sei und nit zu hoffen, dass

Legesque maiorum sacratae et
Norma patrum vetus interibit?

Tantum ne nunc conatibus impiis
Et virulenta intemperie valet
Fatalis incestusque doctor,
Misceat ut simul ima summis!

[1] Beilage Nr. 20, C. Vrsini Velii Germani ad Rhodum consolatis (gratulatio) ob Clementis VII. Pont. Max. electionem.

[2] Denis, W. B. G. pg. 185,

[3] Frater Joh. Camers an Joh. Alexander Brassicanus, Wien 23. Januar 1524.

er in kurtz gen Wien kumen werde, und durch solchen vertzug gemainer Universitet, auch sondern personen, denen dieselb Lection zu besuchen zusteet, merchlich nachtaill und saumbsall enstee», die erledigte Stelle dem Johann Alexander Brassicanus überwiesen, der nun seine Stellung an Ursinus überlassen musste, ehe er sie noch angetreten hatte.[1] Er wurde vorläufig damit entschädigt, dass er über das kaiserliche Recht lesen und aus vacierenden Stipendien 70 Gulden erhalten sollte. Ferdinand verfügte aber auch nochmals wegen derselben Angelegenheit an die Räte: falls es sich zutragen sollte, dass Ursinus von seiner Lectur Abstand nehmen sollte, «oder inwieder uns mit ime verendernis beschehen mocht», dass Ulrich Fabri, der frühere Inhaber, die Lectur wieder erhalten sollte mit der gewöhnlichen Besoldung. Ferdinand hat danach schon andere Verwendungen Ursins im Auge gehabt.

Dieser war aber auch mit seiner neuen Stellung nicht eben sehr zufrieden. Er beklagte sich 1525 Erasmus gegenüber,[2] dass alle glaubten, er sei ein König geworden, während er in Wirklichkeit der Dürftigkeit nie näher gewesen sei als jetzt; Versprechungen, prachtvoll nach den Worten, aber leer nach der Erfüllung hätten ihn, mehr allerdings noch die Furcht vor der Pest, welche damals fast in allen italienischen Städten Opfer forderte, hätten ihn von Rom losgerissen und nach Wien zurückgezogen. Dazu befriedigte ihn sein Beruf sehr wenig, das Lehren war ihm eine Last, sein Amt legte ihm Zwang auf, er erklärte es nicht für eine feine Bühne, sondern für eine schmutzige Werkstatt. Ja, er traute sich selbst nicht genug zu, er fürchtete, bei dem gar nicht zu leugnenden Niedergange der Studien in Wien, den er besonders dem Einflusse der gewaltthätigen, sich unfehlbar dünkenden Reformatoren zuschrieb,[3] seine Stellung nicht voll ausfüllen zu können, und er dachte daher daran, Wien wieder zu verlassen. Sein Freund Jacob Piso, der Erzieher Ludwigs II., suchte ihn durch das Versprechen einer auskömmlichen Existenz nach Ungarn zu ziehen, in Schlesien, wo ihm auch Schwierigkeiten erwachsen waren, wandten sich ebenfalls die Verhältnisse ihm zum besseren, und so wollte er sich nach einem der beiden Gebiete zu

Hofbibl. Wien. Vrgl. auch Camers an J. A. Brass. 27. August, 28. September, 18. Oktober 1523.

[1] Rescript Ferdinands an den Hofrat der niederösterreichischen Lande, vom 9. Februar 1524. Rescript des Statthalters und Hofrates, Wien 8. April 1524 Rescript Ferdinands an dieselben, Stuttgart 7. Mai 1524. Alle Rescripte im Archive des Unterrichtsministeriums in Wien, zu welchem mir der Herr Minister gütigst Zugang gewährte.

[2] Ursin. an Erasmus. Wien 12. März 1525.

[3] Aber auch mit dem geräuschvollen Auftreten Fabers — er sagt: et offendebar, ut apertius loquar, ac meo more, strepitu Ἡφαίστοιο ἄνακτος — war er nicht zufrieden

bequemerem und angenehmerem Leben zurückziehen. Als er diesen Brief an Erasmus schrieb, las er publice vor einer ziemlich grossen Schar von Hörern den Orator Ciceros und erklärte privatim die Ilias Homers.[1]

Diese Zeilen schickte er an Erasmus zugleich mit der Bitte, seinem hochherzigen Gönner Stanislaus Thurzó doch endlich einmal ein Werk von grössere Bedeutung zu dedicieren; zugleich sandte er einen Becher, den Thurzó für Beatus Rhenanus bestimmt hatte. Als er Erasmus seinen Wunsch äusserte, war dieser schon erfüllt, Erasmus hatte dem Bischofe seine Plinius-Ausgabe gewidmet, und darin auch Ursinus wieder ein sehr lobendes Zeugnis ausgestellt.[2]

Ursinus beschäftigte auch nach seiner Rückkunft bald die Drucker wieder. Im Mai 1524 veröffentlichte er die seit 1522 bei ihm entstandenen Gedichte,[3] die wir meist schon erwähnt haben. Zu nennen wäre von denselben neben Epigrammen nur noch die metrische Umschreibung des Vaterunsers, welche er auf den Wunsch des königlich polnischen Geheimschreibers Justus Ludovicus Decius auf dem Pferde sitzend in Italien auf dem Wege von Bologna nach Ferrara gedichtet hatte, und die Uebersetzung der goldenen Verse des Pythagoras. Die kleine Sammlung ist Sigismund von Herberstein gewidmet, dem er durch Johannes Dantiscus empfohlen worden war und der ihm durch Wolfgang Kernbeis seine freundliche Gesinnung mitgeteilt hatte.[4]

Als am 24. Februar 1525 die Kaiserlichen den glorreichen Sieg von Pavia erfochten und Franz I. von Frankreich selbst gefangen genommen hatten, da konnte der Sänger der Habsburgischen Familie nicht schweigen. Schon am 6. März erschien von ihm eine schwungvolle alcäische Ode auf den wunderbaren Sieg.[5] Karl preist er darin als den Rächer Maximilians und Ferdinand als «totius imperii custos». Wie um Karl V. auch als den Erfüller

[1] 1543 schrieb Valentin Scheidelwitzer, der Procurator der ungar. Nation, in die Matrikel: Item Homerum totius cyclopaediae fontem privatim, quibusdam amicis efflagitantibus, hebdomatim fere singulos libros Homericos doctis scholiis enarravit. 1525 im Januar erschien in Wien bei Singrenius eine Ausgabe des Orator, Denis, W. B. G. pg. 252.

[2] Erasmus an Stanislaus Thurzó, Basel 8. Februar 1525. Erasmus an W. Pirckheimer, Basel 28. August 1525.

C. Plinii Secundi diuinum opus, cui titulus, Historia Mundi. Basel, März 1525 Froben. Fol.

[3] Beilage, Nr. 21. Das Gedicht an Hadrian VI. ausgenommen, und ebenso die consolatio ad Rhodum. Indem Aschbach (pg. 388 Note 2) das Datum der Vorrede willkürlich in den Titel einschiebt «Eiusdem epistola *mense Maio 1524* ad D. Erasmum Rotterdamum,» lässt er Ursinus Reuchlin nach dessen Tode besuchen. Confus ist dort auch der Aufenthalt Ursinus' in Italien 1522.

[4] Ursinus an Sigismund von Herberstein, Wien 1524.

[5] Beilage, Nr. 23.

der Pläne Maximilians darzustellen, hat er dahinter sein altes Lobgedicht auf Maximilian und Heinrich VIII. wieder abgedruckt. Diese patriotischen Verse weihte er dem Vorsitzenden des österreichischen Rates Leonhard von Harrach.[1] Ein treffendes Epigramm auf Franz I. führt von der Widmung zur Ode über.[2]

In demselben Jahre unternahm Ursinus, von Jacob Piso veranlasst, eine Reise nach Ungarn,[3] vielleicht im Gefolge Stanislaus Thurzós, der damals einige Tage am Königshofe in Ofen verweilte. Piso verband grosse Hoffnungen für Ursinus mit diesem Aufenthalte.[4] Im Winter 1525 zu 1526 wohnte dieser in dem gastlichen Hause des Piso,[5] das einen Mittelpunkt für die gebildeten Elemente der ungarischen Hauptstadt bildete. Auch hier hatte sich unter diesen, dem Zuge der Zeit folgend, eine freie Sodalität gebildet, in welcher sich die Genossen zu anregender Unterhaltung und heiterem Mahle vereinigten. Ursinus fand bei ihnen freundliche Aufnahme, er fühlte sich bald heimisch, und seine munteren Epigramme zeigen, dass er sich unter ihnen sehr wohl behagte. Zu diesen Sodalen gehörte der königliche Secretär Emerich Kalnai[6] und Thomas Nádasdy, wohl auch Georg von Loxan;[7] nächst Piso, dem alten römischen Freunde, aber schloss er sich am engsten an den Protonotar des Grossgrafen Benedictus Bekenyi an. Alles an diesem ist ihm lobenswert, seine Tugenden, die Schönheit des Gesichts und des Auges, seine Beredsamkeit, Unbescholtenheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit.[8] Bekenyi hat ihn auch zu seinem gelungensten Epigramme begeistert, indem er ihm einen Ring schenkte, auf dessen Steine Leda mit dem Schwane abgebildet war. Die Früchte dieser Umarmung, die untrennbaren Brüder Castor und Pollux, haben so oft als Bild in der humanistischen Freundschaftsphrase figurieren müssen, hier ergibt sich die Parallele wie von selbst, und bildet den hübschen und echt epigrammatischen Schluss.[9]

Piso hatte ihn aber nicht nach Ofen gerufen, um einen feingebildeten,

[1] Ad Leonhardum ab Harrach, equit. aurat. et archiducal. in Austria senatus praefectum.

[2] Vaticinium de rege Francisco.

[3] Im November 1525 war Ursinus schon in Ungarn. Johann Tscherte an W. Pirckheimer, Wien 22. November 1525.

[4] Jacob Piso an Erasmus, Ofen 1. Februar 1526.

[5] Ursin. an Benedictus Bekenyi, Wien 1. April 1526.

[6] Ad opt. vir. D. Emericum Calnai, regium secretarium.

[7] Ad nobilem D. Georgium Loxanum, regium secretarium, octostichon. Wiederholung von früher.

[8] De clarissimo viro Benedicto Bekenio ad Pisonem. Bekenyi hat im März 1514 die ihm von seinem Patrone Stephan Verbőczi zugesandten und von Johannes Camers, seinem Lehrer, herausgegebenen Elegieen des Janus Pannonius mit einer sehr patriotischen Vorrede versehen.

[9] Ad eundem (Bekenium).

geistreichen Genossen an ihm zu haben, sondern um ihm eine Lebensstellung zu schaffen, daher brachte er ihn in Verbindung mit den geistlichen und weltlichen Grossen Ungarns. Stanislaus Thurzós Einflus's half ihm dabei mit, Ursinus einen guten Boden zu bereiten, ein feuriges Hendecasyllabon desselben an ihn aus dieser Zeit preist ihn als seinen guten Stern, der ihn jetzt durch des Lebens stürmische Schiffahrt glücklich zum Hafen führt.[1] Fast wichtiger für ihn in Ungarn war Stanislaus' Bruder Alexius Thurzó von Bethlenfalva,[2] der als königlicher Rat, Graf von Sohl und Kammergraf von Kremnitz im Mutterlande seine Familie gewichtig vertrat, daher, und weil auch er ihm und seinem Freunde Logus wie dem Valentin Eck[3] und noch manchem anderen Humanisten ein freigebiger Mäcen war, nennt ihn auch Ursinus in seinen Gedichten. Er näherte sich auch dem durch den Adel erhobenen Palatin, dem berühmten Juristen und eifrigen Katholiken Stephan Verböczi,[4] dem Verfasser des Tripartitum opus iuris consuetudinarii inclyti regni Hungariæ, dem er auf die Frage, was seine Schritte nach Ungarn gelenkt habe, antwortete, dass ihn die Tugend Szálkais und Verbőczis, die kriegerische Tüchtigkeit Tomoris, die scharfe Geisteskraft des Stephan Brodarics, die Freundschaft Pisos und das Spartanervolk der Ungarn angezogen habe. Das sind also die Männer, die ihn des Umganges würdigten. Der einflussreiche päpstliche Nuntius Johannes Antonius Baro dal Borgo, den Ursinus mit Bezug auf seine Heimat Sizilien als den würdigen Sohn der «gesetzgebenden Mutter» (Ceres) besingt, wäre ihnen noch anzureihen.[5]

Mit dem ersten Erzbischofe des Reiches, dem Primas Ladislaus Szálkai von Gran, hatte ihn sein poetisches Talent schon früher, als dieser noch Bischof von Waitzen war, in nahe Verbindung gebracht.[6] Szálkai nahm nicht nur seine Verse freundlich entgegen, sondern wechselte als feingebildeter Mann auch selbst Verse mit ihm. Ursinus spricht von ihm mit dem höchsten Lobe; er lässt in einem Hexastichon[7] Juno, Apollo und Minerva vor Jupiter über Szálkais Besitz streiten, Juno gab ihm den Reichtum, Apollo die Dichtkunst, Pallas den Geist, daher nimmt Pallas ihn für sich in Anspruch; ein andermal vergleicht er ihn, der auch, nachdem er die Würde des Reichskanzlers niedergelegt hatte, immer noch Ludwigs Vertrauter geblieben war,

[1] Ad reverendissimum D. Stanislaum Episcop. Olumucen.

[2] Ad magnificum D. Alexium Thursonem. Auch Johann Thurzó der Jüngere gehörte zu den Gönnern des Ursinus. Vrgl. das oben zitierte Epigramm.

[3] Die meisten Werke Ecks sind Alexius Thurzó gewidmet.

[4] Ad magnif. D. Stephanum Verbentium, regni Ungariae palatinum. Ad eundem.

[5] Ad magnif. D. Joa. Antonium baronem Burgi, nuncium apostolicum.

[6] Ad ampliss. D. Ladislaum Zalcanum, antistitem Bacien. Ad eundem.

[7] Zu dem Hexastichon kommen noch vier «Aliud.» Das Hexastichon selbst ist hier nur eine Wiederholung aus dem Jahre 1522.

mit Atlas, weil er die Last so vieler Geschäfte allein trage, oder er rühmt von ihm, dass er trotz der Sorge Tag und Nacht für die königlichen Geschäfte, doch noch Gedichte mache, ihm allein nur habe es Apollo gegeben, beides gleichzeitig zu versehen. Er sprach auch den Wunsch aus, in des Primas Nähe leben zu dürfen, um ein Zuschauer bei seiner Thätigkeit zu sein, um ihn, wenn er von den schweren Mühen ausruhe, durch gelehrtes Gespräch und heitere Lieder zu erquicken,[1] und Szálkai ging auf den Wunsch ein, in einem Distichon lud er ihn ein, zu ihm zu kommen und mit ihm zu leben, seine Gesinnung werde dem Geschick Ursins eine Freundin sein.[2] Mit Freuden ging Ursinus darauf ein, er erklärte ihm, dass er niemandem so zu dienen bereit sei wie ihm, und dass er einzig das erstrebe, ihm zu gefallen.[3] Ein Gedicht auf den jungen König Ludwig, der sich im Palaste des Erzbischofes zum Turniere rüstete, zeigt uns Ursinus schon als Familiaren des Primas.[4] Dass Szálkai sich so freundlich zu ihm herabliess, war wohl nicht allein der Wunsch, den Sänger seines Lobes bei sich zu haben, sondern auch die den «Schusterbischof» ehrende Erinnerung an seine eigene niedere Herkunft. Mit seinem neuen Herrn und Freunde begab sich Ursinus nach Gran. Dort traf er mit dem Kanzler des ungarischen Reiches, dem Bischofe von Syrmien Stephan Brodarics, zusammen,[5] der auch ein Freund und Gönner von Logus und eines anderen Schlesiers, des kaiserlichen Procurators in Rom Georg Sauermann war,[6] er wird diesen wohl schon in Ofen gekannt haben. In Gran verkehrte mit ihm der gelehrte Probst Andreas, der ihn in sein gastfreies Haus lud.[7]

Ursinus band sich jedoch in Ungarn nicht, er wollte seine gesicherte Stellung in Wien nicht mit der Abhängigkeit von persönlicher Gunst vertauschen, und er that, wie die Folge lehrte, sehr klug daran.

Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, veröffentlichte er seine Gedichte an die ungarischen Gönner und Sodalen zugleich mit einer Elegie, die das Geschick eines Mitgliedes des Habsburgischen Hauses beklagte.[8] Die Schwester Karls, Ferdinands und Marias Isabella (Elisabeth), welche mit dem Könige Christian II. dem Bösen von Dänemark vermählt war und

[1] Ad Salcanum.

[2] Salcanus Ursino.

[3] Ursini responsum.

[4] In regem in eiusdem rev. D. archiepiscopi aedibus sese obarmentem. Ad eundem (Salc.). Tormentum bellicum.

[5] Ad rev. D. Stephanum Brodericum, episcop. Syrmien. etc. inclytiss. regni Hungariae cancellarium. Ad eundem venientem Strigonium.

[6] Bauch, Zeitschrift des Vereines für Geschicht. u. Altert. Schlesiens XIX, pg. 177 und Separatabdruck Ritter G. Sauermann, pg. 36.

[7] Ad rev. D. Andream, praepositum Strigonien., virum undecunque doctissimum.

[8] Beilage, Nr. 24.

dem nach dem Stockholmer Blutbade vertriebenen Fürsten in die Niederlande gefolgt war, starb 1525 in Gent nach unglücklicher Ehe; sie hatte das Herz ihres Mannes mit seiner Maitresse, dem «schönen Düveke» teilen müssen. Ursinus dichtete eine Nænie, die der Königin Maria von Ungarn in den Mund gelegt ist. Sie beklagt den Tod der ihren Brüdern, am meisten aber ihr in noch jugendlichem Alter entrissenen fernen Schwester; trotz rhetorischer Färbung hat doch das Trauerlied auch ergreifende Stellen. Auch dieses Gedicht ist gewiss in Ungarn entstanden wie die Beigaben.[1] Mit seinen eigenen Poesien druckte Ursinus Verse Szálkai's, und zwar nicht immer fehlerlose, ab, darunter ausser den schon berührten zwei Epigramme an Maria und an die Königin Bona von Polen;[2] fünf Monate später hatte der Kirchenfürst schon seinen Tod bei Mohács gefunden. Auch seinen Freund Piso sollte Ursinus nicht mehr wiedersehen, dieser kam in der Verwirrung nach der Katastrophe um all' sein Gut, und starb von Kummer gebeugt im März 1527.[3] Erasmus hatte beide 1526 nochmals zum Briefverkehr mit einander angeregt, indem er durch Piso bei Ursinus anfragen liess, ob er für Stanislaus Thurzó eine Uebersetzung aus dem Griechischen, etwa aus dem Chrysostomus, oder ein eigenes Product, etwa De modo orandi oder über das Leiden Christi, oder ein anderes, jedenfalls aber ein neutrales Argument von ihm wünschte.[4]

In Wien lebte Ursinus jetzt zufriedener als vordem,[5] er hatte sich in seine Stellung eingerichtet und auch seine materielle Lage war behaglich, vor allem aber war ihm angenehm, dass Ferdinand in seinen Erblanden die immer wieder auftauchende Ketzerei mit strenger Hand niederhielt. So milde Ursinus sonst dachte, so war bei ihm, wenn er sich auch von schroffen Aeusserungen zurückhielt, der Groll gegen die Reformation noch gewachsen; in einem Briefe an Erasmus, vor dessen Veröffentlichung er sicher war, gibt er seiner Abneigung ganz unverhüllten Ausdruck.[6] Er hoffte, dass die Bewe-

[1] Die eben citierten Gedichte, Vier Epitaphe auf Elisabeth, De veste lugubri deposita a sereniss. domina regina Maria Pannoniorum, De eadem s. d. reg. Maria apud matrem Cupidinis querela.

[2] Tetrastichon ad Mariam reginam Pannoniae ex tempore consolatio. Distichon de feliciss. puerperio seren. dominae Bonae, reginae Poloniae. Ein Distichon: L. S.

[3] Ursin. an Erasmus, Gran 10. Dezember 1527.

[4] Erasmus an Jacob Piso, Basel 9. September 1526.

[5] Als Mutianus Rufus, der Senior der Erfurter Humanisten, starb (30. März 1526), widmete ihm Ursinus einen Nachruf (Eobanus Hessus, Operum farr. II, Frankfurt 1564. pg. 295). Eobanus sagt von ihm:

Velius extinctum lepido te carmine luget,
Summa Silesiados Velius aura plagae.

[6] Ursin. an Erasmus, Gran 10. Dezember 1527.

gung, in der er nur Gewaltthätigkeit, Gottlosigkeit, Zügellosigkeit, Willkür und Hass erblickte, durch sich selbst zu Grunde gehen werde, aber er fürchtete, dass Mord, Bürgerkriege, Barbarei und Unehre und Hass bei den Fremden die unausbleiblichen Folgen sein würden. Daher findet man, wo man das sonst nicht vermuten würde, Verse des Ursinus, die allerdings direct nur gegen die Wiedertäufer gerichtet sind, bei dem durch Johann Faber veröffentlichten Edicte Ferdinands gegen die Anabaptisten, Lutheraner, Zwinglianer, Oecolampadianer etc. von 1527.[1]

Aus seiner Lehrstellung wurde er plötzlich zu einer andern Lebensaufgabe berufen. Die Schlacht bei Mohács (29. August 1526) kostete König Ludwig II. das Leben, und Ferdinand von Oesterreich rüstete, um das erledigte Reich für sein Haus in Besitz zu nehmen. Ohne Kampf konnte ihm das nicht gelingen. Johann Zápolya, der durch seinen verzehrenden Ehrgeiz und seine egoistische Rücksichtslosigkeit dem jungen Ludwig, wie vorher Wladislaus II. fast jede Autorität geraubt und ihnen das Leben verbittert hatte, griff auch nach der Krone und liess sich, von einem ansehnlichen Teile der ungarischen Grossen anerkannt, in Stuhlweissenburg zum Könige salben. Ferdinand bereitete sich zum entscheidenden Kampfe; ein Historiograph sollte ihn begleiten; die Verwendung von Freunden, besonders die des stärksten Gegners der Protestanten in der Umgebung des Fürsten, des erzherzoglichen Rates und nachmaligen Bischofs von Wien, Johann Faber, und die schon früher errungene Gunst des Fürsten verschafften Ursinus diese Stellung; er sagte den Musen Valet,[2] um Bellona und Mars zu verehren.[3] Markgraf Kasimir von Brandenburg zog als Oberfeldherr mit dem Heere voraus, bald aber folgte Ferdinand auf den Kriegsschauplatz. An der Grenze wurde er von den ihm treu gebliebenen ungarischen Grossen begrüsst, dann begab er sich über Raab, Komorn, Gran nach Ofen, und von dort nach der altehrwürdigen Krönungsstadt der ungarischen Könige. Am 3. November erfolgte der feierliche Act der Krönung in der Marienkirche. Nachdem Ferdinand aus den Händen des Bischofs von Neutra die Stephanskrone empfangen hatte und das Tedeum gesungen, das Festevangelium und das Glaubensbekenntniss recitiert worden waren, bestieg Caspar Ursinus die mit Seide ausgeschlagene Kanzel zu einer lateinischen Festrede; sein Thema

[1] Sereniss. ac invict. D. D. Ferdinandi, D. g. Ung. ac Boh. etc. Regis etc. Edictum aduersus Anabaptistas etc. Von Jo. Faber herausgegeben (10. Dezember 1527). Auf dem Titelblatte: In perniciosiss. catabaptistarum sectam epigramma. Eine gleichzeitige Hand hat auf das Exemplar der Breslauer Stadtbibliothek geschrieben: Velius Ursinus.

[2] Brassicanus versuchte damals Eobanus Hessus nach Wien zu ziehen. Eobanus Hessus an Georg Sturtz, Nürnberg 22. Juni 1527. (Epist. famil. pg. 147.)

[3] Als Quelle dient uns jetzt Ursinus' Bellum pannonicum. S. unten Beilage, Nr. 59.

waren die Gaben und Tugenden des Königs; die Ruhmestaten des tapferen Volkes der Ungarn und das Lob ihres reichgesegneten Landes. Am Ende der Panegyris führte er Ungarns grossen König Mathias Corvinus redend ein; ihm legte er das in den Mund, was der junge König Ferdinand von seinen neuen Unterthanen wünschte. Die wohlgesetzten Worte Ursins fanden bei den Zuhörern gute Aufnahme und Anerkennung bei seinen gelehrten Zeitgenossen, wie nicht nur sein Freund Georg von Logau als Ohren- und Augenzeuge versichert.[1] Für Ursinus war es eine hohe Ehre, dass gerade er für diesen Ehrentag von Ferdinand zum Festredner ausgewählt worden war; doch fiel die Rede wohl mit in seine dienstlichen Functionen. Den gedruckten Panegyrikus hat er dem Palatin Stephan Báthory als dem Urheber der Wahl Ferdinands gewidmet.[2]

Der König schlug sein Hoflager für den Winter in Gran auf. Ursinus fand hier die Ruhe zur ersten Thätigkeit als officieller Geschichtsschreiber, zur Darstellung der Vorgänge, welche sich soeben rasch und glücklich für Ferdinand abgespielt hatten; schon im Anfange des Decembers hatte er ein Buch der Geschichte Ferdinands niedergeschrieben.[3] Dies und seine Berufsänderung teilte er sofort seinem Freunde Erasmus mit, an den er aber zugleich auch schrieb, um sich in freundschaftlicher, doch fester Weise mit ihm auseinanderzusetzen.[4] Erasmus hatte ihm nicht den Gefallen gethan, wie er versprochen, ihn zur Mehrung der Gunst bei Ferdinand zu empfehlen, und er hatte in einem Briefe an König Sigismund von Polen (15. Mai 1527) von Vermittelungsversuchen zwischen »Ferdinand und Johannes, dem Könige von Ungarn«, gesprochen. Der Brief war, kaum angekommen, von den Verehrern des Erasmus in Krakau sofort durch den Druck in die Welt hinausgesandt worden,[5] vielleicht nicht nach dem Wunsche des diplomatischen Gelehrten, der dadurch, was er dem in Krakau lebenden Ungarn Johannes Antoninus aus Kaschau damals zu vermeiden angeraten hatte.[6]

[1] Epigr. des Logus hinter der Rede. Anonymi historia coronationis, hinter Kollars Ausgabe des B. P., pg. 186. Logus war 1522–26 in Italien gewesen, wo ihn Ludwig II. mit jährlich 200 Goldgulden unterstützt hatte. Vrgl. Clemens VII. an Ludwig II., Rom 24. November 1525 (Hinter L. s Hendecasyllabi). Von Bologna aus hatte er Ursinus einen Horaz mit poetischem Grusse geschickt, wofür Ursinus ebenfalls mit einem Gedichte dankte.

[2] Beilage Nr. 28.

[3] Im Jahre 1527 soll Ursinus nach Pray auch eine Beschreibung der Eroberung Roms durch die Kaiserlichen verfasst haben (Denis W. B. G. pg. 349).

[4] Ursin. an Erasmus, Gran 10. Dezember 1527.

[5] Der Herausgeber desselben ist Stanislaus Hosius; mit mehreren poetischen Beigaben von Joa. Langus Sil., G. Logus (!), L. Coxus, Stanislaus Hosius, Andreas Cricius.

[6] Erasmus an Joh. Antoninus, 1527. In diesem Briefe schreibt E., auch Ursinus habe einen Teil seiner tragicocomoedia oder besser comicotragoedia auf Joh. Faber

zwischen zwei Feuer geriet. Er entschuldigte sich damit, dass er in der Dedication zu seiner Paraphrase des Johannes Ferdinand im Herbste 1527 ohne irgend welche Beeinflussung den königlichen Titel gegeben habe, ehe noch abzusehen gewesen wäre, wie seine Sache sich entwickeln würde.[1]

Von Gran aus leitete sich für Ursinus auch noch eine andere Auseinandersetzung mit einem anderen Freunde ein, der einen von seinen Anschauungen weit abweichenden Weg eingeschlagen hatte, mit Johann Hess, dem leitenden Reformator in Breslau. Zwei Jahre früher waren Ursinus, man könnte vermuten durch König Ludwig II., die Einkünfte eines Dorfes (pagus) zugewiesen worden, die ursprünglich Johann Hess aus seiner früheren Stellung in der katholischen Hierarchie zustanden. Dieser liess sich aber, da man die alte und die neue Kirche damals vor dem Tridentinischen Concile noch nicht als verfassungsmässig und für immer geschieden ansah, in dem Genusse seiner Pfründe nicht stören. Ursinus empfand das natürlich als schwere Benachteiligung; er warf Hess vor, dass er die Katholiken der Habgier beschuldige, aber dabei auf seinen eigenen Nutzen wohl bedacht sei, und er wünschte in Besitz der ihm vorenthaltenen Einkünfte zu gelangen, wenn möglich durch friedliches Uebereinkommen, da bei ihm immer noch ein Rest der alten Freundschaft für Hess bestand. Durch Stanislaus Sauer hatte er erfahren, dass der königliche Rat und Syndicus von Breslau Heinrich Rybisch zur Uebernahme der Verhandlungen geneigt und geeignet wäre, daher wendete er sich an diesen und suchte ihn auch damit anzutreiben, dass er ihm mitteilte, auch der König wünsche eine Regelung der Sache.[2] Rybisch führte indessen nach Ursinus' Meinung seine Angelegenheit so, dass er eher für Hess als für ihn Partei ergriffen zu haben schien,[3] und wir wissen nicht, welchen Ausgang der Zwist nahm.

Das Leben in der kriegerischen Umgebung Ferdinands war dem Diener Klios wohl günstig, nicht so aber dem der Musen. Wenn vor Jahresfrist Ursinus in Ungarn, angeregt durch seinen magyarischen Umgang, überreich an poetischen Augenblicksschöpfungen war, so entfloss jetzt nicht viel seiner Feder, was er des Druckes wert hielt. Nur einige Epitaphien auf den jungen für das Vaterland gefallenen König Ludwig[4] und zwei Epigramme an den ungarischen Kanzler, den Bischof Thomas Szalaházi von Erlau[5], und den

geschoben, mit dem er noch nicht habe sprechen können. Wir wissen nicht, was damit gemeint ist.

[1] Erasmus an Ursinus, Basel 26. Juli 1528. Am Schlusse lässt E. den Gabriel Saucius (?) grüssen.

[2] Urs. an Heinrich Rybisch, Gran 12. Februar 1528.

[3] Urs. an H. Rybisch, Prag 22. April 1528. Ein undatierter Brief Ursins an Rybisch empfiehlt diesem eine bedrängte Verwandte.

[4] Inclyti regis Ludovici epitaphia (4).

[5] Ad rev. d. Thomam, Agrien. epm. et Regni Hungariae cancellarium.

Schatzmeister des Reiches Nicolaus Gerendi,[1] den Bischof von Siebenbürgen, entstammen dieser Zeit.

Diese spärlichen Uebungen des poetischen Genius sahen das Licht der Oeffentlichkeit sehr bald; als Ursinus mit dem Könige nach Wien zurückgekehrt war, liess er sie mit seinen «Monosticha» erscheinen.[2] Diese Monosticha sind für uns ein sehr sonderbares Werk, eigentlich Disticha, von welchen je ein Vers, der Hexameter und ebenso der Pentameter, je einer historischen Persönlichkeit eingeräumt ist, gegen die Natur des Distichons, wenigstens wenn es periodisch verwendet ist. Sie umfassen einen gewaltigen Zeitraum. Zuerst sind darin behandelt die ersten Könige von Italien von Janus bis Aeneas, dann die albanischen und römischen Könige. Daran schliessen sich in 82 Versen die hervorragenden Männer der Republik, auf diese folgen die Kaiser bis auf Augustus, als Anhang zu ihnen die gothischen und langobardischen Könige in Italien, und hinter diesen die griechischen Kaiser, welche parallel mit denselben geherrscht haben. Hierauf kommen die Kaiser von Karl dem Grossen an bis auf Otto I., unter ihnen merkwürdigerweise auch irrtümliche, wie z. B. Heinrich I. von Deutschland, dann die Könige von Italien und die griechischen und lateinischen Kaiser, selbst die ersten vier Sultane in Constantinopel als Kaiser, und endlich die römischen Kaiser deutscher Nation, einschliesslich des Königs Ferdinand, dieser in dem Lieblingsdistichon Ursinus' auf die Habsburgischen Brüder, welches schon die Rede von Stuhlweissenburg auf dem Titel trägt und das der Dichter auch später noch gern wiederholte.[3] Den Schluss bilden Verse auf alle Päpste bis auf Clemens VII.

Als Erasmus das Buch kennen gelernt hatte, schrieb er sofort dem Verfasser:[4] «O du Grausamer, der du so viele Könige, so viele Kaiser, so viele Päpste in solch eine Enge zusammengeschmiedet hast!» Wir können diesem Urteile nur beipflichten. Die Geschmacklosigkeit lässt sich nur einigermassen erklären, wenn man die Einzeilen als Merkverse auffasst, wozu sie zweifellos bestimmt waren; von irgendwelcher Schönheit kann nur bei einem ganz winzigen Teilchen die Rede sein; manchmal sind sie weder schön noch inhaltlich richtig. Auffallend ist, dass der Gegenkaiser Ludwigs von Baiern, der Habsburger Friedrich der Schöne von Oesterreich, gar nicht erwähnt ist.

Unter den Beistücken befinden sich mehrere Epigramme an Ferdinand,

[1] Ad ampliss. virum d. Nicolaum Gerendi, epm. Transsyluanum, regni Hungariae Quaestorem. Hierzu kommen noch einige Epigramme an Ferdinand und Bernhard von Gless.

[2] Beilage, Nr. 29.

[3] Carolus Hesperiis regnat, Fernandus Eois.
Quam bene divisum est fratribus imperium.

[4] Basel 26. Juli 1528.

darunter zwei auf des Königs neugeborenen Sohn [1] und ein solches an den obersten Kanzler Ferdinands, den Bischof von Trient Bernhard von Gless, [2] dem er auch das ganze Buch gewidmet hat; er hatte diesen einst in Bologna kennen gelernt.[3] Georg von Logan hat ein Lobgedicht auf Ursinus und den Bischof und Johannes Rosinus eins auf das Dichterpaar Ursinus und Logau beigefügt.[4]

Ursinus hatte dem Erasmus seine Beförderung zum königlichen Hofhistoriographen mitgeteilt, doch in der Absicht, dass damals noch nicht weiter davon gesprochen werden sollte. Erasmus hatte aber anderen Freunden diese Neuigkeit sofort berichtet[5] und war nicht wenig erstaunt, als ihm Ursinus, wir sehen auch nicht recht ein, warum, deshalb Vorwürfe machte. Er, der auch die geringsten Ausstellungen schwer vertrug, war ebenso nicht angenehm berührt, dass Ursinus eine Schrift, die ihn selber ehrte, dazu benützte, um ihn auf verschiedene Lücken aufmerksam zu machen. Dieses Buch war der Dialog »Ciceronianus, siue de optimo genere dicendi«.[6] Im Gegensatze zu den sclavischen Nachbetern des ciceronianischen Stiles, welche in dem Gelehrten Christophorus Longolius, einem Niederländer wie Erasmus, ihren Stimmführer besassen, hatte Erasmus in seinem Dialoge Muster reiner und doch der Zeit angepasster Stilisten aufgeführt, darunter Ursinus, von dem er sagt, er besitze, glücklich im Gedicht und nicht ohne Glück in der ungebundenen Rede, eine geistreiche und feine Art sich auszudrücken, und grosse Hoffnungen knüpften sich an seine Geschichte Ferdinand's. Aber Ursinus fragte ihn, warum er den 1527 in Rom umgekommenen kaiserlichen Procurator Georg Sauermann, Beatus Rhenanus, Hajo Frisius,[7] Brassicanus und Ludovicus Vives [8] nicht auch in seine Arbeit aufgenommen habe, und jener entschuldigte sich ziemlich grämlich.

Anfang April begab sich Ferdinand nach Znaim, wohin er einen Landtag ausgeschrieben hatte, um eine Türkenhilfe zu erlangen und Mähren in Verteidigungszustand zu setzen für die Eventualität, dass die Türken ihre Streifzüge bis dahin ausdehnen sollten; ein anderer Teil der Verhandlungen beschäftigte sich mit der Ordnung des sehr gestörten kirchlichen

[1] Inclytum ac potentiss. Ferdinandum Danubius alloquitur. Ad eundem sereniss. regem de nato rege filio.

[2] Ursin. an B. von Gless, Wien 20. März 1528. Votum ad eund. ipsum rev. d. ep. Tridentinum. Ad rev. d. d. Bernhardum ep. Trid.

[3] Ad reverend. d. Tridentinum ep. Georgius Logus.

[4] Joannes Rosinus Velio suo.

[5] Erasmus an W. Pirckheimer, Basel 1528.

[6] Zuerst Basel 1528 erschienen.

[7] Erasmus an Herm. Hajo Frisius, Basel 1529.

[8] Erasmus an Joa. Ludovicus Vives, Basel 2. September 1528. Erasmus an Ursinus, Basel 26. Juli 1528. Schon 1522 liess Vives den ihm persönlich unbekannten Ursinus durch Erasmus grüssen. Vives an Erasmus, Loewen, 19. Januar 1522.

Zustandes, und es wurden sehr harte Bestimmungen, namentlich gegen die Anabaptisten und Sacramentierer, d. h. die Anhänger Zwinglis, erlassen, wogegen das strenge Mandat gegen Luther und die Lutheraner hier nicht erneuert wurde. Ursinus und Logau begleiteten den König.[1] Ursinus frischte in Znaim seine Freundschaft mit Johann Swolski auf und schenkte ihm seine Monosticha, die dieser umgehend an Johann Hess nach Breslau weiter gab. Ursinus, Johann Rosinus und Logau lieferten damals Verse zu den von Johann Faber in Znaim gegen die Wiedertäufer gehaltenen und dem Stanislaus Thurzó gewidmeten Reden.[2]

Ferdinand hielt dann einen langen, an wichtigen Fragen reichen Landtag in Prag ab, und erst im Herbste kehrte er wieder nach Wien zurück. Dort veröffentlichte Ursinus jetzt einen Nachkommen der Monosticha, seine Disticha auf die Kaiser.[3] In derselben Reihe wie in den Einzeilen nimmt er hier die Kaiser durch; der Hexameter sucht mit wenig Strichen das Charakteristische des Fürsten oder überhaupt etwas Merkenswertes von ihm zu geben, während der Pentameter die Angabe der Todesart enthält. Wie ihre Vorläufer, sind die Disticha nur als versus memoriales aufzufassen; die Zeitgenossen benützten sie wohl auch als Unterschriften zu den Bildern der Kaiser,[4] man fand sie also (uns stossen die Pentameter[5] oft geradezu ab) schön und brauchbar. Ebenso dachte Ferdinand, sie gefielen ihm auch, und auf sein Geheiss und die Ermunterungen der Freunde, besonders Johann Fabers, wurden sie gedruckt und dem Abgesandten Karls V. an Ferdinand, Antonius de Mendoza, gewidmet.[6] Mendoza hatte sich Ursinus, als er am Hoflager Ferdinands weilte, freundlich erwiesen, und so sollten die Disticha der Dank dafür sein; Mendoza sollte sie dem Kaiser übergeben und dabei auch für den Verfasser ein paar empfehlende Worte einlegen. Der königliche Rat Johann Rosinus empfahl sie Ferdinand auch als lehrreiche Beispiele. Als Beigabe ist dem Buche auf Johann Fabers Wunsch und diesem gewidmet eine Soteria auf die Genesung des königlichen Rates Grafen Gabriel Salamanca von Ortenburg von schwerer Krankheit beigefügt.[7]

[1] Joh. Swolski an Joh. Hess, Towatschau 15. April 1528.

[2] Denis, W. B. G., pg. 267.

[3] Beilage, Nr. 31.

[4] Romanorum principum effigies cum historiarum annotatione, olim ab Jo. Hutichio confecta etc. opera Jo. Sambuci Tirnauiensis Pannonii. Strassburg 1551I, 1552), Beilage Nr. 46.

[5] Z. B.: Octavianus Caesar Augustus:

Augustus Janum clausit post bella quietus,
Inde alvi periit lubricitate senex.

[6] Ursinus an Antonius de Mendossa, Wien 20. October 1528. Der Vorrede folgt ein sonores Epigramm an Carl V.

[7] Urs. an Joh. Faber, Wien 20. October 1528. Zweite Widmung an Gabriel von Ortenburg. Dann folgt die Soteria.

Im Anfange des Jahres 1529, als Ferdinand zu dem von ihm im Namen Karls V. für den 15. März einberufenen Reichstag in Speier aufbrach, blieb Ursinus in Wien zurück.[1] Dort erholte sich bei ihm von fast einjähriger Erkrankung sein Freund und College im Hofdienste Georg von Logau. Unter der Beteiligung von Rosinus und Ursinus sammelte und gab dieser eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen heraus; beide Freunde steuerten auch Gedichte bei.[2]

In dieser Zeit bereitete sich für Ursinus eine völlige Umgestaltung seiner Lebensziele vor. Während er sich früher dem geistlichen Stande zugewendet und von ihm Musse für die Pflege seiner literarischen Neigungen, wohl auch höhere Ehren und Würden erhofft und gewünscht hatte, so beschloss er jetzt, die Alba abzulegen und sich zu verheiraten. Auf seine Bitte erliess König Ferdinand von Budweis aus ein Schreiben an den Bischof von Breslau,[3] in welchem er Jacob von Salza ersuchte, seinem Rate und Historiographen zu gestatten, dass dieser die geistliche Pfründe, welche er unter der Lehnschaft des Bischofs besass und die er jetzt aufgeben musste, einem seiner Verwandten oder wer dies um ihn verdient habe, auch ehrbar und tauglich anzusehen sei, übergeben dürfte.

In Budweis hatte Ferdinand, wie vorher in Speier mit den deutschen Fürsten, so jetzt mit den böhmischen Ständen, wegen eines Hilfsheeres gegen die Türken verhandelt. Im April 1529 brach Sultan Soliman von Constantinopel mit einem zahllosen Heere auf, um sich Ungarn ganz dienstbar zu machen und dann seine Waffen auch über die deutschen Grenzen zu tragen. Ofen fiel, ohne dass der Befehlshaber, dem die Stadt anvertraut war, Thomas Nádasdy, es hätte abwenden können, durch Verrat der Besatzung, ebenso ergaben sich die festen Plätze bis zur Leitha freiwillig, aus Furcht oder wegen Unzulänglichkeit der Besatzungen. Mit Windeseile nahte Soliman den Mauern Wiens. Der unerwartet schnelle Einbruch der Moslemin verbreitete Schrecken und Bestürzung in der Bevölkerung der bedrohten Stadt; wer nach sicheren Gebieten entweichen konnte, floh in überstürzter Hast mit Habe, Weib und Kind.

In dieser düsteren Zeit ging Ursinus auf Freiersfüssen, in der Hochzeitsnacht erdröhnte statt festlich heiterer Musik der dumpfe Donner der türkischen Geschütze von den Aussenwerken der Stadt selbst herüber. Als Ehemann einer Nacht musste er sich bei dem ersten Morgengrauen von sei-

[1] Faustus Celebris an Erasmus, Speier 23. März 1529. Ursinus gab damals zu Joh. Alex. Brassicanus' Proverbiorum symmicta (Wien März 1529) einen Applaus.

[2] G. Logi Silesii ad inclyt. Ferdinandum, Pannoniae et Bohemiae regem invictissimum Hendecasyllabi, Elegiae et Epigrammata, Wien 1529. Widmung an Ferdinand, Wien 10. Mai 1529.

[3] Breslau, Kgl. Staatsarchiv, Sign. AA III 6a pg. 53. Budweis 13. Juli 1529. Wie willkürlich Aschbach combiniert, kann man (pg. 384 Note 5) auch hier erkennen.

ner jungen Frau trennen, sie mit ihren Verwandten von sich lassen, und erst am dritten Tage konnte er selbst nach Linz folgen.

Als nach bangem Harren die Stunde der Erlösung für Wien gekommen war und die Feinde den Rückzug angetreten hatten, kehrte er mit seiner Frau dorthin zurück. Er hatte Grund, jetzt noch die Belagerung zu betrauern; die feindlichen Geschosse hatten sein und seiner Frau Eigentum schwer geschädigt; noch schlimmer aber hatten die Beschützer der Stadt, die meuterische Besatzung, gehaust: «unruhig und gewaltthätig unter einander, vor dem Feinde feige und fahnenflüchtig», hatte sie göttliches und menschliches Recht gleichmässig verhöhnt; die kleine spanische Hilfsschar hatte sich vor «jenen ausgezeichneten Cohorten, welche bis aus dem entlegensten Deutschland nach Wien geschickt waren», durch ihre Haltung vorteilhaft hervorgethan.[1] Die Zeitgenossen stimmen in diesem vernichtenden Urteile über die tapferen Verteidiger Wiens überein.[2]

Ursinus hatte in Wien nicht nur die Sorge für seine Privatangelegenheiten im Auge, er sammelte zugleich sorglich Nachrichten über die kaum beendete Belagerung für sein Geschichtswerk; drei Monate verweilte er dort und schrieb unter dem noch frischen Eindrucke der Ereignisse den Verlauf der österreichischen Türkenepisode so eifrig, dass sich sein Freund, der Geheimschreiber der Königin Maria Nicolaus Oláh, bitter darüber beklagte, dass er keine Zeile für seine Freunde habe.[3]

Das Motiv zu der Reise nach Wien war aber wohl in erster Linie ein Auftrag des Königs. Der Rector der Wiener Universität Martin Edlinger und deren Superintendent Johann Pilheimer hatten sich in einer dringenden Supplication an Ferdinand gewendet, «von wegen derselben unserer Universität Abfall, Mangl, Gebrechlichaiten und Zerstreuung, darin sy nicht allain nach disem jüngsten türgkischen Ueberfall und geverlichen Belegerung, sonder auch vorhin ettliche Jar heer in grosser Zerrüttlichait und Unordnung gespürt und gefunden worden». Ferdinand hatte schon vor dem Türkeneinfall, wie wir gehört, eine «neue Reformation» der Universität und eine Mehrung der Stipendien für die Lectoren (Docenten) geplant,[4] aber

[1] Ursin. an Erasmus, Linz 20. April 1530. Bellum pannonicum, pg. 123, 128. Ursinus gab 1529 einen Applaus zu der von Johann Vögelin aus Heilbronn, Professor der Astronomie in Wien, veranstalteten Ausgabe von Theodosii de sphaericis libri tres.

[2] Vrgl. J. A. Brassicanus an Joh. Swolski, Wien Dezember 1530, vor D. Eucherii Lugd. Ep. commentar. in libros Regum etc. Basel 1531.

[3] Oláh an Ursinus, zwei Briefe, Linz 25. Februar 1530. Oláh an Erasmus, Augsburg 1. Juli 1530.

[4] 1528 arbeitete Joh. Alex. Brassicanus an der Reformation der Universität «ex regia demandatione.» J. A. Brassicanus an Eobanus Hessus, Wien 1. Oktober 1528. (Epp. famil. pg. 30).

Mars hatte Minerva nicht aufkommen lassen, und so ernannte er durch die Regenten und Räte von Niederösterreich den Rector und den Superintendenten der Universität, seine Räte Leonhard Dobrahost und Ursinus Velius und die Doctoren Victor Gamp und Johann Alexander Brassicanus zu einer Commission für die Wiederbelebung der blutleeren Hochschule.[1] Die Vorschläge dieser Commission gibt wohl die Verfügung des Königs an die Regenten und Räte wieder, worin verlangt wird, dass die noch vorhandenen Lectoren wiederum zu lesen anfangen, dass den Lectoren die Einkünfte der Kirche zu St. Ulrich in der Neustadt zugute kommen sollten, dass eine Reformation der Stipendien und Stipendiaten vorgenommen würde, und dass die Collegiaten und Stipendiaten laut ihrer Fundation persönlich bei der Universität zu residieren hätten. Als signatura temporis ist die Stelle des Rescriptes interessant, an welcher Ferdinand bemerkt: »Das zu Aufnemung der Universitet, wie yetz die Zeit und Lauff sein, nicht wenig befurdern, wan wir von newen Dingen ettlich Doctores in hebraischer und griechischer Zungen aufrichten und ordnen wurden.« Für die Durchführung des Erlasses wurde der Regentschaftsrat angewiesen, eine neue Commission zusammenzuberufen.

Im April 1530 kehrte Ursinus wieder nach Linz zurück. Dort traf der Hofhalt des Königs Ferdinand wieder mit dem der verwitweten Königin Maria von Ungarn zusammen. Ursinus hielt hier freundlichen Umgang mit dem Hofprediger Marias, dem Dr. Johann Henckel.[2] Dieser, ursprünglich ein thätiger Anhänger der Reformation, zu welcher sich auch seine Herrin neigte, näherte sich zu dieser Zeit schon mehr dem positiven Standpunkte des mit ihm befreundeten Erasmus und pflegte nach seinem Charakter weniger die theologische Haarspalterei dogmatischer Feinheiten, als das praktische Christentum, die Seelsorge. Ursinus, obgleich ein guter Katholik, hatte ihn darum schon früher wert gehalten, jetzt erfreute er sich an der milden Art des Mannes immer mehr, und seine schlichten, massvollen, versöhnlichen Predigten rühmt er als das Gemüt erwärmend und erquickend. Mit Henckel begab er sich nach Augsburg zu dem berühmten Reichstage, dort führte er den zweifelhaften Freund des Erasmus Heinrich von Eppendorf bei ihm ein.[3] Ursinus wohnte hier im Hauptquartiere der gelehrten katholischen Gegner der Confessio Augustana,[4] der Verfasser der Confutatio; der

[1] Für diese Angelegenheit, Wiener Universitätsarchiv: Fasc. I, Reg. U. i. G. Nr. 9, Liber universitatis Viennen. ad superintendentem caesareum pertinens (1529—1585) fol. 68 b. f. Diese Sachen hat mir Herr Dr. Schrauf in Wien zugänglich gemacht.

[2] Bauch, Ungarische Revue, 1884, Heft IX, pg. 599, und separat abgedruckt: Dr. Joh. Henckel, der Hofprediger der Königin Maria von Ungarn. Budapest 1884.

[3] Joh. Henckel an Erasmus, Augsburg 1. October 1530.

[4] Matthias Kretzius theol. Dr. an Erasmus, Augsburg 29. October 1530.

Augsburger Prediger Dr. Mathias Kretz war sein Gastfreund und der von Johann Faber, Johann Eck und Johann Cochlaeus.

Kaiser Karl V. und König Ferdinand machten sich nach der Auflösung des Reichstages auf den Weg nach Niederdeutschland. Die Brüder fühlten sich stark genug, jetzt die Wahl Ferdinands auch zum römischen Könige durchzusetzen. Für den 28. December hatte der Kaiser die Wahlcomitien nach Köln ausgeschrieben. Als die Verhandlungen schon im Gange waren, erschien der Kurprinz Johann Friedrich von Sachsen, um die Abwesenheit seines Vaters zu entschuldigen, gleichzeitig aber auch, um für diesen Protest gegen jede Wahlhandlung einzulegen. Die fünf gegenwärtigen katholischen Kurfürsten liessen sich durch diesen Einspruch nicht abhalten, am 5. Januar 1531 in der Kathedrale der heiligen drei Könige Ferdinand zum römischen Könige zu wählen. Die Brüder brachen sogleich nach Aachen auf, und dort wurde Ferdinand in althergebrachter Weise am 11. Januar feierlich von dem Erzbischofe von Köln gekrönt.

Der officielle Historiograph erhielt auch hier wieder den Auftrag, dieses für das Haus Habsburg so wichtige Ereignis durch eine glänzende Rede, deren Thema die Erwählung und Krönung seines Herrn ist, zu verherrlichen, und die er, wie er einst bei gleichem Anlasse in Stuhlweissenburggethan, vor der erlauchten Festversammlung öffentlich recitiert hat.[1] An innerem Werte steht die Rede der ungarischen Krönungsrede weit nach. Das Lob Ferdinands und Karls, Weihrauch für die Kurfürsten, die Aufforderung zum Gehorsam gegen den Kaiser und zum Kriege gegen die Türken bilden den Inhalt; nicht umsonst wird den Fürsten die Sorge für die Ausbreitung und Erhaltung des orthodoxen Glaubens ans Herz gelegt, wenn auch directe Anspielungen auf die um dieselbe Zeit sich zu festem, mannhaftem Widerstande in Schmalkalden scharenden Protestanten vermieden sind. Das Gefühl, dass er nicht frei reden dürfe, und die Ueberstrahlung des neuen Königs durch den Glanz des anwesenden Inhabers der obersten, der kaiserlichen Würde haben wohl der Rhetorik die Wärme und die Kraft benommen.

Die Rede erschien auch sogleich in Köln im Druck.[2] Der nachmalige Bischof von Wien, Friedrich Nausea Blancicampianus[3] und Ortvinus Gratius,[4] der einst mit Hohn gesteinigte Adressat der Epistolae obscurorum virorum schmückten die Ausgabe mit Applausen. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Fünfzehn Jahre früher hätte Ursinus das Anerbieten eines solchen Freundschaftsdienstes von Ortvinus Gratius mit der souveränen Verachtung eines Reuchlinisten schroff zurückgewiesen. Die Zeit und das

[1] Hodoeposicon an Joh. Dantiscus, Beilage, Nr. 37 und 60.
[2] Beilage, Nr. 36.
[3] Fridericus Nausea Blancicampianus ad C. Ursinum Velium.
[4] Ortuini Gratii in laudem caesareae maiestatis ad lectorem ogdoastichon.

gemeinsame Ankämpfen gegen das übermächtige Anwachsen der protestantischen Bewegung hatten Ortwin von Graes bei den conservativen Katholiken längst rehabilitiert.[1] Merkwürdig ist bei dieser Publication auch, dass sie nicht, wie nahegelegen hätte, einem Deutschen, sondern auf Antrieb des königlichen Geheimschreibers Georg von Loxan dem polnischen Grosskanzler Christoph Schydlowiecki gewidmet ist.[2] Dieser Widmung zu Liebe ist der Rede die heterogene, schon vor sechzehn Jahren entstandene Verteidigung der Stadt Krakau gegen die hämischen Angriffe des enttäuschten, jetzt längst gestorbenen Bettelhumanisten Janus Hadelius angehängt.[3]

Die Erfolge der habsburgischen Politik meldete Ursinus seinem Freunde Erasmus, der ihn für seine patriotische Gesinnung belobte, und aus der augenblicklichen politischen Constellation, wie er sie auffasste — ein Waffenstillstand mit den Türken erschien ziemlich sicher, Italien war beruhigt, mit Frankreich herrschte nach dem Frieden von Cambrai sehr gutes Einvernehmen, selbst von den englischen Wirren erwartete er eine friedliche Lösung, Spanien war gezähmt — erhoffte er, falls in Deutschland die Waffen in Ruhe blieben, ein «aureum sæculum» ![4]

Am kaiserlichen Hoflager verweilte damals wieder einmal als Gesandter seines Königs Johannes Dantiscus. Ursinus hielt mit ihm noch immer die alte Freundschaft, er schätzte in ihm, dem gewiegten Staatsmanne, noch immer den poetischen Genossen aus der Jugendzeit. Nächst Dantiscus zogen ihn unter dem Gefolge des Kaisers am meisten an der gelehrte, wortkarge Spanier Alfonsus Valdesius,[5] der eifrige Partisan des Erasmus, und Cornelius Duplicius Scepperus, der gleich gewichtig über politische Vorgänge wie über literarische Fragen zu sprechen wusste und selbst Verse zu schreiben verstand. Wegen seiner poetischen Begabung war ihm auch der Palermitaner Gentilis wert, der an der Geschichte Karls V. arbeitete.

Auf dem Wege nach Oesterreich fuhr der königliche Hofstaat von Köln aus den Rhein aufwärts bis nach Mainz, Ursinus auf einem Schiffe mit seinen Freunden Wenzel von Wilhartitz und Georg von Loxan, auch diesmal nicht ohne Gefahr des Schiffbruches; auf allen Fahrten zu Wasser hat Ursinus der Tod bedroht, bis die Donau endlich ihn in ihren Fluten begrub. Dann ging es von Worms hinüber nach Donauwörth, darauf die Donau abwärts und nach kurzem Aufenthalte in Linz nach Wien.

[1] Ueber diesen Mann vrgl. D. Reichling, Ortwin Gratius, sein Leben und Wirken. Heiligenstadt 1884.

[2] Ursin. an Christoph Schydlowiecki, ohne Datum.

[3] Regiae ac clariss. urbis Cracouiae defensio. Vrgl. oben pg. 7.

[4] Erasmus an Ursinus, Freiburg 15. März 1531 und 7. August 1531. Erasmus an Bonif. Amerbach, Freiburg, 19. September 1531.

[5] Erasmus Opp. III, pg. 1064, 1285, 1858, 1864.

Als der königliche Hof wieder im Osten angelangt war, gewann Ursinus wieder einmal eine Zeit der Ruhe, sechs Monate verbrachte er in Wien, eifrig mit literarischen Productionen beschäftigt. Er schrieb dort jetzt das IV. Buch seiner Geschichte, das VIII. der Kollar'schen Ausgabe, die Ereignisse des Jahres 1530 und ein Buch, das uns leider gänzlich verloren gegangen zu sein scheint: «De interitu Ludovici regis et clade Hungariæ». Als poetische Frucht der Musse entstanden hier die Querela Austriæ und sein an Dantiscus gerichtetes Hodoeporicon, das die Rückreise vom Niederrhein nach Oesterreich und Wien schildert.[1]

Am 7. August beschenkte ihn daselbst seine Frau mit einem Töchterchen. Dann musste er sich aufs neue dem ruhelosen Hofe des Königs anschliessen, als Ferdinand für den 1. September einen Reichstag nach Speier angesagt hatte. Auf dieser Reise lebte er in engem Verkehr mit dem königlichen Rate und Secretär, dem Probst von Presburg, Franz Ujlaki; so oft dies durch die Fouriere eingerichtet werden konnte, bewohnten sie dasselbe Quartier, unterhielten sich freundschaftlich und beschäftigten sich mit gemeinsamer Lectüre eines Buches oder opferten, und das ziemlich häufig, dem Bacchus.[2] Eine Erinnerung an diese Freundschaft sind die Epitaphe, welche Ursinus für die Mutter Ujlaki's verfasste.[3]

Alles, was wir eben erzählten, schrieb er von Stuttgart aus seinem Freunde Nicolaus Oláh, den er zugleich darum bat, ein Bild von sich, uns wie das erste unbekannt, nach Speier abzusenden. Er wich diesmal von dem geraden Wege nach Speier weit ab, um mit Ujlaki Schlettstadt zu berühren. Er wollte, wie es scheint, Jacob Spiegel[4] dort abholen und seinen alten Freund Beatus Rhenanus wiedersehen. Da jedoch Ujlaki sehr eilte, so wurde Ursinus dieses Besuches nicht recht froh; er liess seine Querela Austriæ dem Beatus zur Censur zurück und ging nach Speier, wo er die Scholien Spiegels zum Ligurinus und zur Austrias des Bartholinus mit lebhaftem Interesse entstehen sah. Mit Voreingenommenheit und parteiischem Urteile verfolgte er von hier aus die ersten Anfänge des Religionskrieges in der Schweiz.[5]

König Ferdinand erwartete in Speier vergeblich einen halben Monat lang die Ankunft Karls aus den Niederlanden, als dieser aber, durch die

[1] Ursin. an Oláh, Stuttgart 10. September 1531. Beilage, Nr. 37 und 60.

[2] Et nonunquam libris, sed frequentius Libero operam damus.

[3] Pannoniae luctus. Krakau 1544.

[4] Das Leben dieses Mannes (vorläufig bis 1519) schildert G. Knod in dem Programme des Realgymnasiums zu Schlettstadt 1884.

Jacob Spiegel war schon 1510 kaiserl. Secretär (Briefe Maximilians I. und Wimpfelings bei «Pragmaticae sanctionis medulla excerpta,» Schlettstadt 1520) und ursprüngl. ein Anhänger der Reformation (l. c. Vorrede, wo Luther als M. Catharus erscheint, und Amoenitates Friburg. pg. 536). Alles dies ist Aschbach entgangen.

[5] Urs. an Beatus Rhenanus, Speier 16. October 1531.

dänischen Irrungen aufgehalten, ausblieb, wurde der Convent aufgelöst Der Rückweg nach Oesterreich führte, wie meist, über Augsburg, und dort übergab Ursinus seine Querela [1] endlich dem Drucker, nachdem er diese Elegie vorher nochmals dem gelehrten Patricier Conrad Peutinger, einer der letzten Säulen aus dem einstigen Celtis'schen Zukunftsbaue, zur Begutachtung vorgelegt hatte.[2] Gewidmet hat er sie seinem Freunde und Gönner, dem Prokanzler des Königreiches Böhmen, Probst zu Olmütz und Dr. i. u. Wenzel von Wilhartitz.[3] Ein carmen commendaticium hat nur Gerhard Geldenhauer aus Nymwegen beigesteuert; diesen in freundlicher Berührung mit Ursinus zu finden, darüber muss man sich billig wundern. Gerhardus Noviomagus war früher mit Erasmus befreundet gewesen, dann aber, weil er zur Reformation übergetreten war, gänzlich mit ihm zerfallen. Erasmus hatte in einem Briefe an «Vulturius Neocomus» gegen ihn und die «Pseudo-Evangelischen» einen heftigen Angriff gerichtet,[4] auf welchen Butzer in schneidiger Weise geantwortet hatte.[5] Es muss daher ein eigentümlicher Anlass gewesen sein, der Ursinus dazu vermochte, den Namen eines Mannes, dessen ganzer Standpunkt ihm zuwider sein musste, in dem engen Raume eines Bandes, der noch dazu von ihm selbst ausging, zusammen mit dem seinigen aufzunehmen, selbst auf die Gefahr hin, auch dadurch mit seinem verehrten Erasmus in Weiterungen zu geraten.

Wie die meisten Gedichte Ursins, so ist auch die Querela Austriæ aus der Zeit selbst entstanden. Soliman drohte mit einem neuen Zuge gegen Ferdinand und seine Lande nicht nur, sondern auch gegen Karl, er wollte den entscheidenden Schlag zur Erlangung der Weltherrschaft führen: von Ferdinand hatte er gefordert, dass dieser ihm den Rest von Ungarn, welchen er noch besass, überliefern sollte. In der Epistel Ursins wendet sich nun das zunächst gefährdete und an das unglückliche Ungarn geknüpfte Oesterreich an das übrige Deutschland, das, wenn Oesterreich verloren sei, von dem perfiden Feinde ungestraft verheert werden würde. Um den unmenschlichen Gegner noch eindringlicher zu malen, folgt dann die Schilderung seiner Herkunft und Ausbreitung, seiner Sitten und Kriegsführung. Die Sultane und ihre Eroberungen werden aufgezählt und sehr ausführlich die scheusslichen Grausamkeiten der Türken gegen die waffenlose Bevölkerung dargestellt. Bei der Beschreibung der kriegerischen Erscheinung wer-

[1] Beilage, Nr. 39.

[2] Ad praestantiss. virum D. Conradum Peutinger, oratorem et iureconsultum primi in Germania nominis C. U. V.

[3] Ursin. an Wenzel Wilhartitz, Augsburg Dezember 1531. Ad eundem Wenceslaum a Wilhartitz C. U. V. Bellum pannonicum, pg. 142.

[4] Contra quosdam, qui se falso iactant Euangelicos. Köln 1530.

[5] Epistola apologetica ad syncerioris christianismi sectatores etc. Per ministros Euangelii Eccl. Argentoratensis etc. Strassburg 1530.

den unparteiisch genug die türkischen Soldaten wegen ihrer Ausdauer bei Strapazen, Nüchternheit, Todesverachtung und Mässigkeit sehr gerühmt. Hieran schliesst sich eine Schilderung der Belagerung Wiens von 1529 nicht ohne Hieb gegen die zügellosen deutschen Hilfstruppen. Im letzten Abschnitte kommt dann die Bitte der Austria um Hilfe. Zuerst verlangt sie, dass Germania den Grund zu Bürgerkriegen wegräumen solle, die reformatorische Bewegung, welche in den Bauernkriegen schon viel Blut vergossen habe und durch welche die Frömmigkeit, die Autorität der Gesetze, die Studien und die Rechtlichkeit zu Grunde gingen. Sie hofft aber, der Anmarsch des furchtbaren Feindes werde die Deutschen zwingen, die innere Uneinigkeit zu beseitigen, wenn sie nicht ihren Untergang durch den Türken finden wollten. Alle deutschen Stämme sollten ihm geschlossen entgegentreten, die Spanier, Franzosen, Briten, Moskowiter und Polen würden nicht fehlen. Auch die Ungarn sollten sich aufraffen, und nun folgt eine warme Schilderung der Vorzüge Ungarns. Zum Schlusse verweist sie Deutschland das lange Zögern und hält ihm die Thaten der Ottonen und Friedriche als nachahmenswertes Beispiel vor.

Dass er mit seinem Gedichte grossen Eindruck machen würde, hat Ursinus selbst nicht geglaubt; die Not aber trieb Ferdinand und Karl dazu, mit den Protestanten zu verhandeln und mit ihnen 1532 den Religionsfrieden von Nürnberg einzugehen, um von ihnen eine nachdrückliche Türkenhilfe zu erlangen; der Reichstag zu Regensburg war hauptsächlich diesen Bemühungen gewidmet. Vor der geeinigten Kraft Deutschlands, Italiens und Spaniens wich Soliman zum erstenmale aus den österreichischen Gebieten zurück; das unglückliche Ungarn aber zog keinen Vorteil von dieser Machtentfaltung; das kaiserliche Heer machte an der ungarischen Grenze Halt; die Protestanten wollten für den gut katholischen Ferdinand keine Eroberungen machen.

Ursinus war von Speier über Wien mit dem Hofe nach Innsbruck gegangen. Hier feilte er an seinem Buche über die Schlacht bei Mohács, doch fehlten ihm noch die Namen von einigen der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen und von Gefangenen. Das Buch sollte die Königin Maria erhalten, und er wandte sich an Nicolaus Oláh,[1] der über seine Arbeit an der ungarischen Geschichte hoch erfreut war und ihm die gewünschten Namen und Nachrichten über die ihm von Maria aufgetragene Sendung an Ludwig II. vor der Schlacht schickte.[2] Franz Ujlaki und der Bischof von Wardein, Maczedoniai, leisteten Ursinus Gesellschaft. Georg von Logau, der noch 1530 mit ihm in Augsburg gewesen war und auch mit Oláh Freund-

[1] Ursin. an Oláh. Innsbruck 21. November 1531, und ebenda 23. Februar 1532 (bei Ipolyi fälschlich 1533).

[2] Oláh an Ursinus, Brüssel 26. Dezember 1531, und ebenda 10. März 1532.

schaft hielt, hatte es mit Stanislaus Thurzós Hilfe durchgesetzt, dass er nochmals nach Italien gehen konnte,[1] und lebte nun in Padua seinen Studien im Kreise der berühmtesten Gelehrten der Halbinsel.

Ursinus fühlte sich in Innsbruck nicht so wohl, seine materielle Lage war durchaus nicht günstig, seine Frau, eine eingefleischte Wienerin, hatte er nicht dazu bewegen können, ihm nach Tirol zu folgen, obgleich in Wien wieder einmal die Pest zu wüten angefangen hatte; er entbehrte schmerzlich seine Häuslichkeit, seine Frau, seine Kinder und seine Bücher. Er war aber nach Innsbruck gekommen, um ein neues, verantwortungsreiches Vertrauensamt, das ihn von dem wandernden Hofleben befreite, aus der Hand des Königs zu übernehmen; Ferdinand übergab ihm die Erziehung seiner Kinder. Mit Freuden, aber auch mit dem Bewusstsein der grossen Verantwortung übernahm er das ehrenvolle Amt, er bat den ersten Gelehrten der Zeit, seinen Freund Erasmus, um Rat und Hilfe und benützte auch dessen theoretische Werke über diesen Gegenstand.[2]

Die guten Fortschritte der königlichen Kinder gaben ihm selbst Anregung und Freudigkeit für seinen Beruf; der junge Maximilian leistete allen Ansprüchen Genüge, sein Schwesterchen Elisabeth lernte über ihr Alter und Geschlecht hinaus, in sieben Monaten lernte sie lateinisch, italienisch und deutsch lesen und vieles auswendig, die jüngeren Geschwister wurden erst nur beschäftigt; sie waren noch zu jung, aber gut geartet, so dass es keiner Mühe bedurfte, sie zum Guten zu erziehen. In einem Briefe an Oláh,[3] den er diesem durch einen vornehmen Ragusaner, Hieronymus Gradeus, der über Belgien nach England reiste, sandte, sprach sich Ursinus offen über seine Zöglinge aus, und Oláh antwortete ihm, indem er die guten Eigenschaften seines Freundes, die Gelehrsamkeit, seinen Charakter und seine Sittenreinheit, rückhaltslos lobte, und ihm zugleich die Anerkennung Marias und deren Wunsch, das Buch Ursins über die Schlacht bei Mohács zu sehen, übermittelte.

Von Innsbruck aus knüpfte Ursinus auf schriftlichem Wege eine neue Freundschaft an, die aber über die Wärme einer humanistischen Brieffreundschaft niemals hinausgegangen ist. Er war mit dem Vetter und Geschäftsvertrauten Anton Fuggers, dem Gelehrtenmäcen Georg Hermann, in nähere Berührung gekommen, und dieser hatte einen Sohn Johann Georg, der in Padua studierte, und wie die beiden ebenfalls den Fuggern verwandten Augsburger Heinrich und Quirinus Rehlinger, der Aufsicht und dem Privat-

[1] Vorrede zu Logus Ausgabe von Gratius, De venatione, und P. Ovidius Naso, Halieutica etc. Venedig 1534.

[2] Ursin. an Erasmus, Innsbruck 26. Juni 1532. Erasmus hatte Kenntnis von dem neuen Amte des Ursinus aus einem Briefe desselben an Glareanus.

[3] Ursin. an Oláh, Innsbruck 23. Februar 1532 (Ipolyi 1533).

unterrichte des berühmten Juristen Viglius (Aytta) von Zwichem aus Friesland anvertraut war.[1] Georg Hermann, der Viglius Zuichemus sehr hoch schätzte, hatte ihm einen Brief desselben gezeigt und ihm nahegelegt, an diesen zu schreiben. Ursinus that dies nach der offenherzigen Sitte der Zeit mit einem bescheiden liebenswürdigen Briefe an den bedeutend jüngeren Mann,[2] er bat um seine Freundschaft und empfahl ihm zugleich mit warmen Worten seinen Freund Georgius Logus. Viglius ging gern auf das ihn ehrende Anerbieten des anerkannten und angesehenen Mannes ein, ein langer Brief,[3] worin er in eleganten Wendungen zu bekennen vorgibt, dass ihm, dem Juristen, die feinere Bildung abgehe, und worin er ihm das schmeichelhafte Urteil der Italiener über seine Gedichte mitteilte, erfolgte als Antwort; in einem zweiten Briefe[4] sprach er sich sehr scharf über die absichtliche Vernachlässigung sprachlicher Studien bei den zeitgenössischen Juristen aus. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie immer noch trotz eines Alciatus und Zasius die Juristen sich gleich den aristotelisch-scholastischen Theologen dem Wehen der neuen Zeit zu entziehen suchten; «wenn heut einer (gut) lateinisch zu reden wagt, schreien unsere Herren, er ist ein Grammaticus, aber kein Jurist, wenn er auch Griechisch lernt oder es kann, wird er wie ein Ungeheuer verabscheut», sagt Viglius.

Zuichemus war, wie Ursinus vernommen hatte, mit Logus befreundet, oder wir sagen vielleicht richtiger, Logau hatte Zuichems Freundschaft gesucht, denn dieser war nichts weniger als Logaus Freund. In Padua hatten die Ciceronianer, also die phraseologischen Gegner des Erasmus, einen Mittelpunkt, Lazarus Bonamicus und Petrus Bembus waren ihre Häupter, und sie beherrschten das Gebiet so vollständig, dass eine andere Meinung neben der ihrigen gar nicht aufkommen konnte. Viglius als eifriger und vertrauter Anhänger des Erasmus hatte daher dort, weil er offene Feindschaft meiden wollte, einen schweren Stand, und so verdross es ihn lebhaft, dass sein Landsmann Logau es mit den Italienern hielt[5] — Ursinus hatte ihn noch besonders an Lazarus Bonamicus empfohlen[6] — und wohl auch hin und wieder sich etwas abfällig oder nicht gerade mit zu grosser Anerkennung, wie sie ein Mann von streng erasmianischer Observanz verlangte, über Erasmus äusserte, daher wurde ihm der Logus zum ἄλογος (unvernünftig, abgeschmackt) und er hatte infolge dessen an dem sonst sehr begabten Menschen viel auszusetzen; er schildert ihn in seinen Briefen an Erasmus geradezu

[1] Viglius Zuichemus an Erasmus, Padua 8. September 1532.
[2] Ursinus an Viglius Zuichemus, Innsbruck 7. Februar 1532.
[3] Vrgl. Zuichemus an Ursinus, Padua, 26. März 1532.
[4] Vigl. Zuichemus an Ursinus, Padua 1533.
[5] P. Bembus an Erasmus, Padua 29. August 1532.
[6] C. Ursinus Velius Lazaro Bonamico Bassianati. Lazarus Bonanicus C. Ursino Velio. Poet. Episteln.

als einen echten «Curtisanen», d. h. Pfründenjäger, Grosssprecher und Schuldenmacher.[1] Weil Logus aber ein Schützling des Bischofs Stanislaus Thurzó von Olmütz war, der ihn fortdauernd auch hier in Padua unterstützte, dem Erasmus soeben auf Betreiben des Ursinus seinen XXXVIII. Psalm gewidmet hatte,[2] so befürchtete dieser, der grosser Herren Gunst nicht entbehren konnte, der ἄλογος könnte ihm bei dem Kirchenfürsten schaden, und er suchte einem etwaigen Streiche desselben durch Ursinus zuvorzukommen.[3] Dies wurde für Ursinus eine Gelegenheit, seine Herzensmeinung über seinen edlen Mäcen zu sagen. Auch er war nicht mehr mit dem Gebahren Georgs von Logau zufrieden, aber er konnte Erasmus trösten, dass jener bei dem unbestechlichen Fürsten nicht so viel vermöge, dass er aus dessen Geiste die Verehrung und Liebe gegen ihn verdrängen könnte. «Ich habe es», fährt er fort, «erfahren, wieviel der heilige Mann den auf fremdes Lob Neidischen Gehör schenkt und glaubt, und wiederum ist es mir nicht entgangen, wie hoch er dich schätzt, gewiss sehr hoch, und er ist in allen Dingen von seltener Beständigkeit.»[4]

Diese von der Dankbarkeit eingegebenen und für den Bischof höchst ehrenvollen Worte sind leider auf Jahre hinaus das letzte Lebenszeichen von Ursinus für uns. Wenn wir bis jetzt von Jahr zu Jahr seinem Lebensgange in den Hauptzügen haben folgen können, so stehen wir nun plötzlich vor einer gähnenden Lücke von vier Jahren, nur eine gelegentliche Erwähnung gedenkt seiner 1534 in Innsbruck.[5]

Wir wünschten, dass diese Darstellung wenigstens die eine Folge haben möchte, dazu anzuregen, noch etwa ruhendes Material dem Tageslichte nicht weiter vorzuenthalten. Jeder Lichtstrahl, der uns gerade die Erziehung Maximilians II. eingehender verfolgen liesse, wäre von grossem historischen Werte!

Im Jahre 1538 veröffentlichte der humanistisch gelehrte Jurist und kaiserliche Rat Johann Ludwig Brassicanus, der Bruder des Johann Alexander Brassicanus, in Wien seinen Commentar zu des Angelus Politianus Nutritia.[6] Als er in Italien studierte, hatte er die

[1] Vigl. Zuichemus an Erasmus, Padua 8. Juni u. 8. September 1532, 14. Januar, 17. April u. 2. August 1533.

[2] Stanislaus Thurzó an Erasmus, Kremsier 8. August 1532.

[3] Trotzdem liess der kluge Erasmus seinen Verkleinerer grüssen, Erasmus an Franz Rupilius, Freiburg 8. September 1533.

[4] Ursin. an Erasmus, Innsbruck 26. Juni 1532. St. Thurzó trug aber doch seiner kirchlichen Stellung Rechnung, wie aus den Worten des Briefes zu ersehen ist: «Temporum horum tristissimorum iniquitas in culpa est, non τῶν ἀλόγων obtrectationes, quominus perrexerit ostendere re ipsa erga te singulare studium.»

[5] F. Ritius von Sprinzenstein an Erasmus, Tübingen 17. März 1534.

[6] In Angeli Politiani Nutritia commentarii. Authore Joanne Ludovico Brassicano iuris utriusque consulto. Nürnberg 1538.

Gunst des Johann Georg Baumgartner von Baumgarten genossen, in Erinnerung daran widmete er sein Buch dem Vater Johann Georgs, dem hochstrebenden kaiserlichen und königlichen Rate Johann Baumgartner. Ursinus schmückte das Buch seines ehemaligen Schülers[1] mit einem Lobgedichte[2] auf Johann Baumgartner, «den erprobten, tapferen, gelehrten, ersten Rat des Königs Ferdinand in den österreichischen Landen.»

Am 7. Januar 1539 richtete er an den königlichen Hofprediger Fridericus Nausea Blancicampianus ein uns fehlerhaft überliefertes Hexastichon auf die Predigt, welche dieser am Epiphanientage vor dem Könige und seiner Familie gehalten hatte.[3]

Das ist das letzte uns überlieferte Lebenszeichen Ursins, zwei Monate später gehörte er nicht mehr zu den Lebenden; auf geheimnissvolle Weise wurde er in Wien ganz plötzlich der Welt entrückt.[4] «Am 5. März 1539 Früh gegen die sechste Stunde», so schrieb 1543 sein Freund, Schüler und Landsmann, der Procurator der ungarischen Nation Valentin Scheidelwitzer aus Brieg in die Nationsmatrikel,[5] «ist er, der so grosse Mann und Philosoph verloren gegangen, und es steht nicht genügend fest, auf welche Weise er seinen Tod gefunden hat. Die einen sagen, er habe sich selbst getötet, andere. er sei, als er nach seiner Gewohnheit nachdenkend am Ufer der Donau lustwandelte, hinabgeglitten, andere, er sei in die Donau geworfen, noch andere aber, er sei durch Gift umgebracht worden, und das schliesst man aus vielen Conjecturen, die ich der Kürze wegen zu besprechen unterlasse. Der letzten Vermutung schliesse auch ich mich an». Johann Ludwig Brassicanus sandte die traurige Nachricht sogleich an Joachimus Camerarius, auch er berichtet, dass Ursinus in der Donau umgekommen sei, hineingeworfen von Räubern, oder auf irgend eine andere Weise.[6] Hiernach setzte sich also die Meinung fest, er habe in der Donau geendet; ob dies vielleicht durch Auffindung der Leiche bestätigt worden ist, wissen wir nicht.[7]

Sein rätselhafter Tod bot, wie wir gehört, zu den verschiedensten

[1] Janus Lucius Brassicanus, Carmen congratulatorium an Ferdinand «e Boëmis redeuntem.» O. O. u. J.: De C. Ursino Velio praeceptore suo.

[2] C. Ursini Velii historiographi ac paedonomi regii carmen.

[3] Urs. an Fr. Nausea, Wien 7. Januar 1539.

[4] Das Todesdatum ist in den gedruckten Quellen überall falsch angegeben (5. Mai 1538).

[5] Mir freundlichst von Herrn Dr. Schrauf in Wien mitgetheilt.

[6] F. Ludw. Brassicanus an Joachim. Camerarius, (Wien) 15. März (1539). Derselbe an denselb., Wien 13. September (1539). Libell. novus, epistolas etc. compl. Joach. Camerar. Lips. 1568.

[7] F. Faber sagt in seinem Sabothus (in dem Auctuarium zu N. Reusners Itinerarium, Basel 1598) pg. 44:

(Vistricius) Abreptum lugens *ignoto funere* vatem
Danubij ad salices ....

Vermutungen und Deutungen Anlass; dass er durch Uebelthäter aus dem Wege geräumt worden sei, wurde, wie es scheint, am wenigsten geglaubt, mehr hielt sich die Annahme, dass er durch Gift sein Ende gefunden, und ebenso vermutete man, dass er den Tod gesucht habe, manche wollten wissen, weil seine Frau ihm das Leben so schwer gemacht habe, dass es ihm unerträglich geworden sei.[1] Diese schlimmen Gerüchte, der Selbstmord wurde allein schon in jener strenger denkenden Zeit für entehrend geachtet, bewogen seine Freunde dazu, für den Abgeschiedenen einzutreten,[2] es waren dies sein ehemaliger Schüler der königliche Geheimschreiber Adam Carolus,[3] der königliche Rat Johann Rosinus, Johann Alexander und Johann Ludwig Brassicanus, der später so oft als Gesandter mit Sigismund von Herberstein verwandte Johann Lange,[4] der damals in der Mutterstadt des Ursinus, in Schweidnitz, lebte, und Georg Logus. Eine Elegie Johann Langes an den in Ungarn als königlich ungarischer Rat lebenden Landsmann und Freund des Ursinus Georg Werner über den Tod des gemeinsamen Freundes vereinte Carolus mit Gedichten der erwähnten Männer zu einem Buche. Die Verse Langes erheben den Verstorbenen als Dichter über Logau, Rosinus, Franciscus Faber, den Dichter der Bohemia und des Sabothus, und gewiss nicht mit Recht auch über Eobanus Hessus, und erzählen dann nach einem Briefe Logaus[5] das Ende Ursins etwa wie folgt. Fortwährenden Studien und schwerem Kummer hingegeben, brachte er wachend die Tage und die Nächte zu. Der Kummer wurde bald von schwerer Schlaflosigkeit begleitet und erzeugte in der schwachen Brust Herzschmerzen. Vieles versuchte er vergeblich, um seinen Geist von diesem Uebel zu entlasten. Am letzten Tage ging er bei Sonnenaufgang zum Unglück aus dem Hause in eine Kirche. Während dort der Priester die heiligen Handlungen vollzog, nahm er mit keuscher Brust am Gottesdienste Teil; bei dem Altare stehend, bat er Christum in demütigem Gebete um Vergebung und Hilfe. Dann ging er nach seiner Sitte allein an der Donau hin, langsam und im Selbstgespräch, um sich vom nagenden Kummer zu erleichtern. Da gab der Rasen am unterspülten Ufer plötzlich nach, er stürzte in den Fluss, nach angestrengten Versuchen sich aus dem Strome zu retten, versank er mit versagender Kraft. Ein Astrologe hatte ihm einst diesen Tod vorhergesagt. Logus lässt ihn in

[1] Bei Kollar, praefatio zum bellum pannonicum. Epigramm des Hadrianus Marius auf den Tod des Ursinus.

[2] Beilage, Nr. 41.

[3] Widmung: Adamus Carolus, regius secretarius an Johann Lange, Wien 1. September 1539.

[4] Joh. Lange wollte noch am 6. Juni 1539 ein Urteil des Ursinus über seine Elegie gegen die Türken einholen. So spät kam die Todesnachricht nach Schlesien!

[5] Diese Version nach einem Privatbriefe des Logus scheint der Wahrheit mehr zu entsprechen als das folgende Gedicht des Logus.

den Fluss stürzen, während er dichtend der Gegenwart entzogen nicht auf den Uferrand Acht giebt, und Johann Alexander Brassicanus, während er sich nach Muscheln bückt; diese beiden Männer erwähnen nichts von seinem Kummer. Und doch wird in einer Beigabe, einem Gedichte des Johannes Rosinus[1] aus früherer Zeit, Ursinus aufgefordert, den Schmerz, der ihm die Stirne verdunkelt, die Wolken, welche auf seinem Gesichte liegen zu verscheuchen und seinen Geist durch das Licht der Philosophie aufzuheitern, da die Lage der Menschen wechsele und Gott das Widerwärtige durch Besseres abschwäche und bittere Traurigkeit durch Freudiges. »Setze den Sorgen Mass«, so schliesst er, »ertrage es, wenn dir die rhamnusische Nemesis etwas mischt und verachte mit ungebeugtem Herzen ihre Drohungen.« Derselbe Rosinus spricht von der teuren Frau Ursins.[2] Ursinus ist hiernach schwermütig gewesen, und so erscheint doch gerade nach diesen Verteidigungsversuchen, wenn ihn auch nicht seine Frau dazu getrieben hat, ein in unglücklicher, trüber Stimmung gesuchter freiwilliger Tod sehr wahrscheinlich.

Schmerzlich wurde er von denen, die ihn gekannt, vermisst, seine Gelehrsamkeit, seine Verse, seine Geschichte, die treue Sorgfalt als Prinzenerzieher und nicht zum wenigsten sein tadelloser Charakter hatten ihm die allgemeine Hochachtung verschafft, seine einnehmende körperliche Erscheinung, sein liebenswürdiges, versöhnliches, zu selbstloser Anerkennung anderer bereites Wesen hatte ihm auch viele Freunde gewonnen, dass er je Neider in der leichterreglichen, eifersüchtigen Gelehrtenwelt oder gar Feinde gehabt hätte, davon finden wir in den vielen uns erhaltenen Briefwechseln nicht die geringste Spur. Einen wehmütigen Nachruf widmete ihm sein alter Freund Paulus Jovius und ebenso rührend sind die anonymen Worte der Wiener Rheinischen Matrikel:[3] »O bone Ursine, ubi es?«

Die Freunde haben auch sein letztes uns bekanntes Gedicht vor dem Untergange bewahrt, eins seiner liebenswürdigsten Freundschaftsgedichte, das an Johann Alexander Brassicanus, der noch im selben Jahre dem Vorangegangenen im Tode nachfolgte, gerichtet ist.[4]

Ursinus hat aber auch Späteren die Sorge für das Hauptwerk seines Lebens hinterlassen, für die Geschichte Ferdinands I., die ein Torso schon

[1] Joannes Rosinus Gaspari Ursino Velio. Ne redeat Aenipontum.

[2] Joannis Rosini Naeniae, Ursinus sagt 1531 (Hodoeporicon) von sich und seiner Fau:

> Durius in terris nil coniuge viuit amante,
> Alter ubi alterius caret adsuetudine dulci.

[3] Aschbach, pg. 385 Note 1.

[4] Ad Johannem Alexandrum Brassicanum. † 27. November 1539, Eder, Catalogus rectorum etc., pg. 83.

deshalb bleiben musste, weil der Geschichtsschreiber vor dem Helden seiner Darstellung von der Bühne abtrat. Sein Nachfolger als königlicher Historiograph Wolfgang Lazius hat zuerst den Bruchstücken des Geschichtswerkes, denn nur solche besitzen wir, seine Aufmerksamkeit zugewendet, aber erst zweihundert Jahre später hat sie Kollar unter dem Namen bellum pannonicum der Oeffentlichkeit übergeben.[1] Die Zeitgenossen haben schon, wahrscheinlich durch partielle Abschriften, Kenntnis von dem noch unfertigen Buche gehabt, so bat 1538 Anton Verancics[2] den in Wien weilenden Valentin Basó, er möge ihm des Ursinus «historia de rebus hungaricis» schicken oder selbt überbringen, auch wenn sie viel kosten sollte, und Paulus Jovius[3] sagt: «Ursinus übertraf hervorragende Historiker an Wucht des Stiles.»

Dass Ursinus nicht nur die Geschichte Ungarns unter der Regierung König Ferdinands, sondern die Geschichte Ferdinands I. überhaupt schreiben wollte, haben wir nach seinen eigenen Aeusserungen schon mehrfach berührt, und es ist eigentlich so ziemlich selbstverständlich, dass er sich als officieller königlicher Historiograph diese Aufgabe stellte, oder sie gestellt erhielt. Dass Kollar den Fragmenten die Aufschrift «bellum pannonicum» gab, erklärt sich daraus, dass die ungarischen Kämpfe den verhältnissmässig grössten Umfang darin einnehmen und am vollkommensten ausgearbeitet sind.

Hier drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, warum denn wohl das Geschichtswerk mit den Jahre 1531 abbricht, zumal da wir vernommen haben, dass Ursinus dem Ereignissen mit seiner Feder unmittelbar zu folgen pflegte. Liegt dann der Schluss nicht nahe, dass nicht, wie Kollar es sich dachte, bei den letzten Worten des zehnten Buches der Tod dem Ursinus die Feder aus der Hand geschlagen habe? Johann Cochlaeus, der ihn mindestens von 1530 her kannte und der mit dem Hofe Ferdinands Fühlung hatte, weiss 1534 zu erzählen,[4] dass das Werk des Ursinus die schweren Kämpfe Ferdinands gegen Zápolya und die Türken, die *beiden* grossen Heereszüge des Sultans gegen Ungarn und Oesterreich der Nachwelt überliefern wird.

Hierzu kommt, dass Lazius nicht einmal alle noch erhaltenen Teile der Darstellung des Ursinus kannte, das zehnte Buch bei Kollar ist ihm ganz entgangen, der einzige heute noch erhaltene Rest von der Originalhandschrift des Ursinus,[5] von diesem mit eigener Hand geschrieben. Es ist danach kaum zweifelhaft, dass uns viel von dem ursprünglichen Werke ver-

[1] Beilage, Nr. 59. Wichtig ist hier auch die gediegene Vorrede Kollars.
[2] D. d. Coloswar 12. October 1538.
[3] Elogia doctorum virorum, Basel s. a. pg. 293.
[4] Historiae Hussitarum l. XII, Mainz 1549, pg. 440.
[5] Cod. lat. bibl. Palat. Vindob. 7688, 2.

loren gegangen ist, oder dass auch vielleicht noch manches in einzelnen Partikeln, wie wir wenigstens hoffen wollen, noch irgendwo verborgen ruht.

Hinter dem zehnten Buche der Handschrift befinden sich auf Seite 364 und 364 b von Ursinus' Hand flüchtig niedergeschriebene, kurzgefasste, von Tag zu Tag schreitende, wie nach Dictat wiedergegebene Notizen zu der Expedition des Leonhard von Fels nach Oberungarn vom Jahre 1537.[1] Hiernach könnte man vermuten, dass die Arbeit des Ursinus ursprünglich mindestens bis zu diesem Jahre weitergeführt gewesen ist.

Nicht ohne Wert wäre auch eine neue, genaue Revision des Verhältnisses der Lazischen Arbeiten zu denen Ursins.

Schon das ist auffallend, dass Lazius und nach ihm Kollar die einzelnen Bücher des Werkes anders abteilen als der Verfasser. Dieser bezeichnet z. B. ausdrücklich das, was Kollar im Anfange des achten Buches untergebracht hat, als das vierte Buch seiner «historia regia».[2] Wenn eine Vermutung erlaubt ist, so hat er von dem Krönungsjahre des Königs Ferdinand 1527 beginnend die Ereignisse eines jeden Jahres als Buch zusammengefasst, und so wäre was uns gedruckt vorliegt, nur auf fünf Bücher zu verteilen.[3]

Die ursprüngliche Gestalt des Textes ist in den nicht mehr im Originale erhaltenen ersten Büchern vorläufig gar nicht mehr zu bestimmen. So erscheint besonders der Anfang verstümmelt oder lückenhaft. Das fünfte Buch ist auffallend kurz, und hieran trägt nicht der Redactor Lazius oder Kollar die Schuld, sondern es fehlen die Verhandlungen der Provinziallandtage der österreichischen Lande, welche nach dem Ende des vierten Buches vorausgesetzt werden müssen.[4] Ebenso zeigt das neunte Buch eine Lücke.[5]

[1] Expeditio regis in Ungariam duce Leonardo a Velsz. Nurbergen, auxilia machinas bellicas ex Nova civitate deduxerunt. Cum equitatu exiuit Vienna Leonardus. conuenerunt in körze. apud Posonium traiecerunt. illic biduo morati sunt, ut impedimenta transportarentur. Apud Wartperg Salai Janus et reliqui vng. primates coierunt cum nostris consultatum. In Tirnauia item, vbi Turzo et Horwat Banphi etc. ibi commorati VI dies. ex Tyrna. in freistat. Vlmen. et Norlingen. seditiosi et refractarij. In (Tapolzano) Rubtan equitatus Bohemorum ad nostros peruenerunt. 200 equites D pedites. aliquot diebus egre itum (?) est propter vias corruptas etc. et reliquas difficultates. vbi, resarcta sunt, quae fracta fuerunt. Seditio inter Germanos et Bohemos ex ludo et vino vix compressa. Ventum ad nouum Solium. Bohemi deserturiebant exercitum ob iniuriam vix retentj. Fuccari 130 equos celeriter (?) ad superandum montem Rubuz commodarunt. Machine per Wagum difficulter tractae. Nyari fiorentz CLXV equites leuis arma. etc. etc. Zu Leonhard von Fels vrgl. Denis, W. B. G. pg. 146.

[2] Widmung der Querela. Beilage, Nr. 39.

[3] M. Hanke (pg. 239) nennt das Werk «De rebus Austriacis Historia Decadibus VII.» Das kann sich aber auf Cod. lat. bibl. Palat. Vindob. 8657 beziehen.

[4] Pg. 92.

[5] Pg. 150.

Aber auch das zehnte Buch weist Lücken auf, es ist noch unfertig für die Publication gewesen. So ist zwei Seiten Raum gelassen für die Rede Johann Fabers auf den Tod der Grosstante Ferdinands Margarethe,[1] ebenso ist bei dem Krönungseide des neuen römischen Königs eine Zeile leer geblieben,[2] und einen offengelassenen Namen, den des Jurischitz,[3] hat erst Kollar, ohne Note, eingefügt.

Hinsichtlich des Wertes der Arbeit des Ursinus sind die ungarischen und die deutschen Historiker einer Meinung. Wir werden allerdings von unserm Historiographen nicht anderes erwarten können, als dass er seine Geschichte ganz vom Standpunkte des Habsburgischen Hauses und speziell von demjenigen Ferdinands schrieb, das tritt auch besonders bei den Stellen hervor, wo er das Verhalten Ferdinands zu den Akatholiken berührt.[4] Wir werden bei ihm, dem gleichzeitigen Geschichtsschreiber, nicht ein zu tiefes Eindringen in die geheimen Vorgänge der Politik suchen dürfen, er wird sie nicht kennen, oder er wird, was er davon weiss, im Interesse seines Herrn verschweigen. Sonst aber müssen wir bei ihm anerkennen, dass er auch Gegnern seines Herrn gegenüber Mass hält und dass er wirkliche Geschichte schreiben gewollt hat. Für die Folge der Ereignisse und manchen kleinen Zug ist besonders für die Darstellung der verworrenen ungarischen Verhältnisse zu bedauern, dass der Lebensfaden des Ursinus so vorzeitig abgerissen ist.[4]

Die lateinische Form ist nicht ohne Geschick behandelt, der Stil ist fliessend und klar, nirgends ist dem fremden Idiome zu Liebe der Deutlichkeit und den Zeitverhältnissen archaistischer Zwang angethan und auch die nach dem Muster des Altertumes eingefügten Reden sind nicht von der Phantasie des Autors erdachte. Wo nach classischem Vorbilde Vorzeichen erwähnt werden, entsprechen sie auch den Anschauungen der Zeit; interessant ist unter diesen die eigentümliche Verbindung von Witterungsvorgängen mit wichtigen Ereignissen für das Haus Oesterreich.[6]

Wenn seine vielen Gedichte dem Ursinus nicht die Unsterblichkeit verschafft haben, welche er sich selbst von ihnen erträumte und die bewundernden Zeitgenossen ihm davon verhiessen, so wird ihm sein Geschichtswerk für alle Zeiten sicher das «monumentum ære perennius» sein. Wir wollen wünschen, dass dieses Werk noch einmal in schönerer Gestalt und grösserer Vollständigkeit den Forschern zugänglich werden möge.

[1] Pg. 174 bei Kollar, Ms. pg. 356—357 b.

[2] pg. 174, Ms. pg. 357 b; 357 b fehlen die von K. (pg. 174) eingeschobene Worte vor Januarii.

[3] Pg. 177, Ms. pg. 359 b.

[4] Z. B. pg. 62, 71, 96, 163.

[5] Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (5. Aufl.), II, pg. 302.

[6] Pg. 4, 100, 174.

BEILAGE.

Chronologisches Verzeichniss* der gedruckten und handschriftlichen (auch der verlorenen) Werke des Caspar Ursinus Velius (soweit sie *inhaltlich* verfolgbar und nachzuweisen sind).

1513/14. 1. Carmina ad Leonem X. (Verloren, vrgl. oben pg. 17).

1514. 2. Epigrammata in Baptistæ [Mantuani] statuam Mantuæ cum Vergilii et Gonzagæ principis umbilicotenus positam, ab Ursino, dum illuc iter faceret, decantata. (Cod. lat. Monac. 4007, fol. 64.)

3. Casparis Velii Silesitæ, ad Sigismundum Regem Poloniæ, Moschorum victorem, Poema heroicum. Cracoviæ imprimebat Florianus Vngler in platea Vislensi. IV Id. Novemb. MCCCCCXIV. 4⁰ (Janociana III, pg. 351).

1515. 4. Carmen ad diuam Dominam nostram (Verloren, vrgl. oben pg. 20) heroicum.

5. Ad Reuerendissimum in Christo Patrem et Dominum D. Joannem Thurzo Vratislauien. Episcopum, patronum suum meritissimum, de conuentu Posoniensi compendiaria Epistola Gasparis Ursini Velii, Silesitani. Eiusdem in Cæsarem venantem. Aliud. Caspar Vrsinus Velius (Ogdoastichon auf die Austrias des Bartholinus. Bei: Odeporicon idest Itinerarium Reuerendiss. etc. Mathei Sancti Angeli Cardinalis Gurcensis etc. Quæque in conuentu Maximiliani Cæs. Aug. Sereniss. que regum Vladislai Sigismundi ac Ludouici memoratu digna gesta sunt per Riccardum Bartholinum perusinum ædita, Wien H. Victor. Idib. Septemb. M.DXV. 4⁰.

1516. 6. Carmen commendaticium an den Dr. i. u. Propst von Kalocsa und Canonicus von Stuhlweissenburg Michael bei der von Bartholomaeus Frankfurter Pannonus besorgten Ausgabe der Batrachomyomachie nach Reuchlins Uebersetzung. Wien, Vietor Juni 1516 (Denis, W. B. G. pg. 152). 4⁰.

1517. 7. Casparis Vrsini Velii Silesii Epistolarum et Epigrammatum liber lectu dignissimus, et iam primum in lucem editus. Impressum Viennæ Austriæ per Joannem Singrenium. Expensis vero honesti viri Joannis Meczker. 4⁰.

* Die gedruckten Werke sind naturgemäss nach dem Datum des Druckes eingefügt, daher stehen sie hier bisweilen hinter jüngeren nur handschriftlich gebliebenen Sachen. Der Briefwechsel des Ursinus ist am Ende berücksichtigt.

5. Breslau, St. Bibl. Das ganze Hodoeporicon ist wieder abgedruckt bei Freher SS. rer. Germ. II, pg. 321 (1600), und ebenso in den folgenden Ausgaben der SS.

8. Casparis Vrsini Velii ex Germanis Silesii Doctoris, Oratoris et Poetæ Lau. ad Mariam virginem matrem dei op. max. votum. Hieronymus Victor Impressit Viennæ Ann. 1517. 4⁰.

1518. 9. Casparis Velii Vrsini Silesii, Legum Doctoris ac Poetæ a Cæsare Laureati Epithalamion in Nuptiis Sigismundi Jagellonii Regis Poloniæ Magnique Ducis Lituaniæ, et Bonæ Sfortiæ Mediolani ac Bari Ducis. Cracouiæ, Joannes Haller, Die XXIV. mensis Aprilis, MDXVIII. 4⁰ (Janociana III., pg, 352, 353).

10. In germanas literas eulogium (Ad Vadianum). Fol. 95 b der Vadianischen Ausgabe von: Pomponii Melæ Hispani, Libri de situ orbis tres etc. Wien, Joannes Singrenius. Mense Maio, Anni. M.D.XVIII. Folio. (Ebenso in allen Ausgaben des Mela von Vadian.)

1519? 11. C. Vrsini Velii carmen grandiloquum eodem pertineus [sc. ad D. Erasmum R.], bei Helii Eobani Hessi a profectione ad Des. Erasmum Roterodamum hodoeporicon, cum quibusdam aliis eiusdem. etc. etc. Theodo. Martin excudebat. 4⁰.

12. Casparis Vrsini Velii Doctoris et Po. Lau. In Diuum Maximilianum Cæsarem Epicedion. Apud Singrenium. 4⁰

1520. 13. In Diuum Cæsarem Maximilianum Casparis Ursini Velii Doc. et Poe. Lau. Næuia Anniuersaria. Viennæ apud Singrenium. 4⁰.

14. Epitaphia für Maximilian I. bei Philipp Gundels In Divum Imp. Cæs. Maximilianum. P. F. Augus. Epicedion. Wien, Joa. Singrenius, Januar M.D.XX. 4⁰ (Denis, W. B. G. pg. 207).

15. Caspar Vrsinus Doctor et Poeta (Applaus). Aliud eiusdem. bei Joannis Camertis Minoritani, Artium et sacræ Theologiæ doctoris, in C. Julii Solini Πολυίστωρα Enarrationes. Wien, Joa. Singrenius, M.D.XX. fol. In den Scholien (pg. 112) eine lateinische Uebersetzung eines griechischen Epigramms De risu Democriti et Heracleti lachrymis von Ursinus. (Ebenso die späteren Ausgaben.)

1521. 16. Sancti Cyrilli Archiepiscopi Alexandrini de Animæ decessu,deque eius vita altera Sermo. C. Vrsino Velio interprete.
Eiusdem Ursini Tomos quidam Euangelij Lucani in versus redactus.
Eiusdem oratio ante sacram corporis domini communionem dicenda.
Viennæ Pannoniæ in ædibus Joannis Singrenij. Men. Martio. Anno M. D.XXI. 4⁰.

7. Wien, Hofbibl.; Breslau, St. Bbl.
8. Breslau, St. Bbl.
10. Breslau, Univ. Bbl.
11. Wien, Hofbibl.
12. Wien, Hofbibl.; Breslau, St. Bbl. und Univ. Bbl.
13. Wien, Hofbibl., Breslau, St. Bbl. u. Univ. Bbl.
15. Breslau, St. Bbl. u. Univ. Bbl.

17. De Nuptiis Sereniss. Et Illustriss. Dni. D. Ferdinandi Hispaniarum Principis, Archiducis Austriæ, Ducis Burgundiæ. &c. Et Sereniss. Dnæ. D. Annæ Reginæ Hungariæ, Austriæ Archiduccissæ. &c. Casp. Vrsini Velij, Carmen.

Eiusdem de reditu Augustiss. Imperatoris Caroli quinti in Germaniam, Carmen.

Viennæ Austriæ per JOannem Singrenium. ANNO.M.D.XXI. Die XXIII. Maii. 4⁰.

1522. 18. Casparis Vrsini Velii e Germanis Slesii poematum libri quinque. Ex inclyta Basilea, apud Joannem Frobenium. An. M.D.XXII. 4⁰.

1523. 19. Epigramm auf Georgius Tannstetter Collimitius vor dessen Libellus consolatorius. Wien, J. Singrenius, 20. März M.D.XXIII. 4⁰ (Denis, W. B. G. pg. 237).

1524. 20. C. Vrsini Velii Germani ad Rhodum gratulatio [consolatio im Text] ob Clementis VII. Pont. Max. electionem, bei Oratio habita ab eloquentissimo Viro. F. Thoma Guichardo Rhodio, iuris utriusque Doctore, Illustrissimi Herosolymitanæ Religionis Magistri Oratore, coram Clemente VII. Pont Max. etc. Romæ apud F. Minitium Caluum mense Januario. M.D.XXIIII. 4⁰.

21. In hoc libello hæc habentur.

Oratio dominica in uersus adstricta Caspare Vrsino Velio authore.

Aurea carmina Pythagoræ græce. ac deinde latina eodem Vrsino interprete.

Eiusdem epistola ad D. Erasmum Rhoterodamum.

Eiusdem varia Epigrammata.

Viennæ Austriæ per Joannem Singrenium. Anno. XXIIII. 4⁰.

22. Zwölf Epigramme in: Coryciana.

Impressum Rome apud Ludouicum Vicentinum Et Lautitium Perusinum. Mense Julio MDXIIII. 4⁰.

1525. 23. De mirabili victoria Cæsarianorum aduersus Gallos, ac potentiss. Regis captinitate. C. Vrsini Velij Ode.

Eiusdem in laudem Diui Cæsaris Maximiliani, & Henrici VIII. Britanniæ Regis Carmen. Viennæ apud Joannem Singrenium. Sexta Martij. M.D.XXV. 4⁰.

16. Wien, Hofbibl.; Breslau, St. Bbl.

17. Wien, Hofbbl.; München, Hof- u. Sts.-Bbl.

18. Wien, Hofbbl.; München: Hof- u. Sts.-Bbl.; Dresden, Kgl. Bbl.; Leipzig, Univ. Bbl.; Breslau, St. Bbl.

20. Wien, Hofbibl.

21. Wien, Hofbibl.; Breslau, Univ. Bibl.

22. München, Hof- u. Sts. Bbl.; Berlin, Kgl. Bbl.

23. Wien, Hofbibl.; München, Hof- u Sts.-Bibl.

1526. 24. Nenia Sereniss. Dominæ Mariæ Reginæ Pannoniorum de obitu Sereniss. Dominæ Elisabethæ Reginæ Danorum Sororis dulcissimæ Casp. Ursino Velio authore.

Eiusdem ad diuersos diuersa Epigrammata. Joannes Singrenius Viennensis Typographus excudebat. Anno a Christo nato. M.D.XXVI. 4⁰.

25. Epicedion oder Epitaph auf Conradus Mutianus Rufus (Verloren, vrgl. oben pg. 53).

26. Epigramma Casp. Vrsini, ad Germaniæ Principes, bei Oratio protreptica Joannis Cuspiniani ad Sacri Ro. Imp. Principes et proceres, ut bellum suscipiant contra Turcum cum descriptione conflictus, nuper in Hungaria facti, quo periit Rex Hungariæ Ludouicus etc. Excusum Viennæ Austriæ, per Joannem Singrenium. 4⁰.

1527. 27. In perniciosiss. catabaptistarum Sectam, Epigramma, bei Sereniss. ac inuictiss. Domini D. Ferdinandi, Dei gratia Vngariæ ac Bohemiæ &c Regis Edictum aduersus anabaptistas, Lutheranos, Zwinglianos, Oecolampadianos etc. 4⁰.

28. Casparis Vrsini Velii Oratio habita in Alba Regali die felicissimæ Coronationis inclyti ac potentiss., Ferdinandi Vngarię Bohemięque Regis etc. Anno M.D.XXVII.III. Non. Nouembris. Excusum Viennæ Austriæ, per Joannem Singrenium. 4⁰.

1528. 29. Hoc in libello hæc continentur.

Monosticha Regum Italiæ, Albanorum, Romanorum, et virorum illustrium, tum Cæsarum usque ad nostram ætatem.

Monosticha Summorum Pontificum Rom. a Petro usque ad Clementem Septimum. Caspare Vrsino Velio Authore.

Eiusdem Carmen ad Adrianum Sextum Pont. Maximum.

Adiuncta sunt praeterea Epigrammata quædam selectiora.

Excusum Viennæ Austriæ, per Joannem Singrenium. Anno etc. M.D.XXVIII. 4⁰.

30. Epigramma Casp. Vrsini Velii, bei Sermones aliquot Doctoris Joannis Fabri aduersos nepharios & impios Anabaptistas habiti apud Morauos etc. Wien, J. Singrenius, M.D.XXVIII, 4⁰ (Denis, W.B.G. pg. 267.)

31. Disticha Cæsarum Romanorum a Julio Dictatore usque ad nostram memoriam, Gaspare Vrsino Velio, Regio Historico Authore. Viennæ Austriæ per Hieronymum Vietorem Impressum. 4⁰.

24. Wien, Hofbibl.
26. Wien, Univ. Bibl.; Breslau, Univ. Bibl.
27. St. Bibl. Breslau, Sign. 8 F 822.
28. Wien, Hofbibl., Breslau, St. Bibl. u. Univ. Bbl
29. Wien, Hofbibl., Breslau, Dombibl., St. Bbl.
31. Breslau, Dombibl., St. Bbl.
32. München, Hof- u. Sts.-Bbl.

1529. 32. C. Vrsini Velii Regii Historiogr. ad Jo. Alex. Brassicanum suum Jurec. Epigramma, bei Prouerbiorum symmicta etc. Joanne Alexandro Brassicano iureconsulto autore. Wien, Hieronymus Vietor, März M.D.XXIX. 8⁰.

33. Carmen commendaticium bei Theodosii de Sphæricis Libri Tres, herausgegeben von Joannes Vögelin Hailpronnensis. Wien, J. Singrenius, 18. März M.D.XXIX. 4⁰ (Denis, W. B. G. pg. 284, 285.)

34. G. Vrsinus Velius (Applaus). Caspar Vrsinus Velius Logo suo. (Antwort auf: Ad Vrsinum suum) bei G. Logi Silesii ad inclytum Ferdinandum, Pannoniæ et Bohemiæ Regem inuictissimum Hendecasyllabi, Elegiæ et Eppigrammata. Viennæ Pannoniæ Hieronymus Vietor Silesius excudebat Mense Maio M.D.XXIX. 4⁰.

35. Uebertragungen des Ursinus bei: Selecta Epigrammata Græca Latine uersa, ex septem Epigrammatum Græcorum libris. Ed. Janus Cornarius Zuiccauiensis, Basel, Joh. Bebel. Mense Aug. M.D.XXIX. 8⁰.

1531. 36. Oratio de felicissima electione, inclyti ac potentissimi Regis Ungariæ & Bohemiæ Ferdinandi Archiducis Austriæ in Regem Romanorum, &c. Aquisgrani Coronati Die XI. Januarij. Anno M.DXXXI. Caspare Ursino Velio R. H. Authore. Coloniæ, Per me Petrum Quentell. Anno M.D.XXXI. 4⁰.

37. Casp. Vrsini Velii ad Jo. Dantiscum Epistola. bei: Epitaphia et Epigrammata aliquot illustrium virorum, in funere Mercurini Cardinalis, Marchionis Gattinariæ, Caroli V. Aug. Supremi Cancellarii. Ed. Hilarius Bartelephus Ledæus. Antuerpiæ. Jo. Grapheus. An. 1531. 4⁰.

1531/32. 38. Libellus de clade Vngariæ et Ludouici regis interitu (Verloren, vrgl. oben pg. 65, 67).

1532. 39. Querela Austriæ, sive epistola ad reliquam Germaniam C. Vrsino Velio R. H. Authore. M.D.XXXII. Augustæ Vindelicorum, per Alexandrum Vueyssenhorn. 4⁰.

1538. 40. C. Vrsini Velii Historiographi ac Pædonomi Regii Carmen, bei In Angeli Politiani Nutritia comentarii (!). Auth. Joan. Ludouico Brassicano Juris utriusque consulto. Norimbergæ anno domini XXXVIII. 4⁰.

1539. 41. In hoc libello hæc insunt.

Elegia Joannis Langi Silesij, de miserabili fato Casparis Ursino Velij Silesij, Poetæ Oratoris & Historici Regij. Joannis Rosini Næniæ.

34. Wien, Hofbbl.; Breslau, St. Bbl. u. Univ. Rbl.
35. Breslau, St. Bibl.
36. Wien, Hofbibl.
37. Mir nur aus Nr. 60 bekannt.
39. Wien. Hofbbl.
40. Wien, Hofbbl.; Breslau, St. Bbl.
41. Wien, Hofbibl.; München, Hof- u. Sts.-Bbl.; Schlettstadt, Rhenana.

Georgij Logi Threni. Jo. Alexandri & Joannis Ludovici Brassicanorum Epigrammata. Casparis Vrsini Velij Epistola ad Lazarum Bonamicum Carmine. Lazari Bonamici Responsum item Carmine.
Viennæ Pannoniæ in ædibus Joannis Singrenij. M.D.XXXIX. 4°.

1541. 42. G. Vrsini Velii Slesii Germani genethliacon Erasmi, in Des. Erasmi Rot. operum tertius tomus epistolas complectens universas etc. pg. 59. (Basel, Froben 1540) Basel, Hieronymus Froben und Nicolaus Episcopius, M.D.XLI. fol. (Ebenso in den folgenden Ausgaben.)

43. G. Vrsini Velij Silesij ad Lazarum Bonamicum Bassianatem epistola. Lazari ad eundem responsio, bei G. Logus Sil., Pontii Paulini viri sanctissimi doctissimique tres psalmi, primus, secumdus et CXXXVI. in versus mystica interpretatione adiecta luculentissime redacti etc. etc. Vratislauiæ. M.D.LXI (lies XLI) 4°.

1544. 44. C. Vrsinus Velius, Epitaphia (5) Claræ ab Wylak, Francisci Jaurinensis episcopi matris: Pannoniæ Luctus. quo principum aliquot, et insignium virorum mortes, aliique funesti casus deplorantur. Hieronymus Victor Cracouiæ excudebat Anno M.D.XLIIII. 8°.

1548. 45. Uebertragungen des Ursinus bei: Epigrammata. Selectorum e Græcis Scriptoribus Epigrammatum Centuriæ duæ. Ed. Rodolphus Gualtherius Tigur. Tiguri, Apud Frosch. M.D.XLVIII. 8°.

1552. 46. C. Vrsinus Velius, Disticha bei der Ausgabe von Romanorum principum effigies: cum historiarum annotatione, olim ab Jo. Huthichio confecta: nunc vero alicubi aucta et longe castigiora opera Jo. Sambuci Tirnauiensis Pannonij etc. Argentorati apud Vuolfium Cephalæum Anno 155II (i. e. 1552). 8°.

1560. 47. Casparis Vrsini Velii Poetæ et Historiographi Regii Leopoldus seu Pæan in Diuum Leopoldum Austriæ Principem et tutelare numen. Bei Viti Jacobæi Poetæ Laureati de Diuo Leopoldo Austriæ Principe Panegyricum. Viennæ Austriæ excudebat Raphæl Hofhalter. Anno M.D.LX. 4° (Denis, W. B. G. pg. 611, 612).

1563. 48. Uebertragungen des Ursinus bei: Luciani Samosetani operum tomus IIII. Ed. Gilbertus Cognatus und Joannes Sambucus. Basel, Henricus Petri. März. M.D.LXIII. 8°.

1566. 49. Diuo Maximiliano P. Clem. Aug. F. Opt. Caspar Vrsinus Doctor et Poeta Laur. Aliud. Τοῦ αὐτοῦ. bei: Tomus primus Orationum ac Elegiarum in funere illustrissimorum Principum Germaniæ, ab obitu

43. Wien, Hofbbl.; Breslau, St. Bbl.
44. Fürstl. Pless'sche Bibliothek in Fürstenstein.
45. Breslau, St. Bbl.
46. Breslau, St. Bibl.
48, 49. Breslau, St. Bbl
50—54. Breslau, St. Bbl.

Maximiliani I. etc. Ed. Simon Schardius. Frankfurt a. M. M.D.LXVI. (pg. 56) 8⁰. (Aus Nr. 14.)

50. Disticha des Ursinus auf Friedrich III., Maximilian I., Carl V. und Ferdinand I., Friedrich II. bei: Justinus Göbler, Chronica der Kriegszhändel, des Allergroszmechtigsten etc. weyland Herrn Maximiliani, des Namens der Erst, etc. etc. Frankfurt a. M. MDLXVI. Fol.

1567. 51. Verschiedene Gedichte des Ursinus in: Germania Aegidii Periandri, in qua doctissimorum Virorum Elogia, et iudicia continentur, ex diuersissimorum nostri temporis Poetarum monumentis accurate congesta etc. etc. Frankfurt a. M. Petrus Fabricius 1567. 8⁰.

52. Epigramme des Ursinus bei: Hortus Amorum secundus Floribus illustrium Germanorum poetarum consitus etc. Ed. Aegidius Periander. Frankfurt a. M. Martinus Lechler. 1567. 8⁰.

1580. 53. C. Vrsini Vehlii (sic) Silesii iter Posoniense, ad Joannem Turcum (sic) Episcopum Vratislauiensem bei (pg. 385): N. Reusner, Hodoeporicorum siue Itinerum totius fere Orbis lib. VII. Basel. Ad Perneam Lecythum MDXXC. 8⁰. (Ebenso in den späteren Ausgaben.)

1589. 54. Die Monosticha des Ursinus bei (pg. 156): Elias Reusner, Γενεαλογικον Romanum etc. Frankfurt, Apud hæredes Andreæ Wecheli. MDLXXXIX. Fol.

1591. 55. Der Leopoldus des Ursinus bei: Polzmann, Compendium Vitæ S. Leopoldi. Neoburgi 1591. 4⁰ (Denis, W. B. G. pg. 324).

1612. 56. Gedichte des Ursinus in (pg 992): Delitiæ poetarum Germanorum huius superiorisque æui illustrium, pars VI. Collectore A. F. G. G. (Janus Gruter). Frankfurt. N. Hoffmann. M.DC.XII. 12⁰. (Wiederholung von Nr. 18.)

1615. 57. Uebertragungen des Ursinus bei: Λουκιανου Σαμοσατεως φιλοσοφου τα σωζομενα. Ed. J. Bourdelotius. Apud P. Ludouicum Feburier. M.DCXV. Fol.

1619. 58. Uebertragungen des Ursinus bei: Luciani Samosatensis operum tomus II. Ed. Joannes Benedictus. Salmurii. Petrus Piededii. Anno M.DC.XIX. 8⁰.

1762. 59. Casparis Vrsini Velii de Bello Pannonico libri decem. Ex codicibus manu exaratis Cæsareis nunc primum in lucem prolati etc. Studio et opera Adami Francisci Kollarii. Vindobonæ etc. A.CIƆIƆCCLXII. Im Anhange (pg. 189) ist wiederholt: Casparis Vrsini Velii Oratio habita in Alba Regali die felicissimæ coronationis inclyti ac potentiss. Ferdinandi Vngariæ Bohemiæque Regis &c. Anno MDXXVII. III. Non. Nouembris (Vrgl. oben Nr. 28). 4⁰.

1764. 60. Casp. Ursini Velii Genethliacon Jo. Dantisci poetæ clarissimi.

56—60. Breslau, St. Bbl.

Eiusdem ad eundem epistola. Bei Joannis de Curiis Dantisci episcopi olim Varmiensis Poemata et Hymni e bibliotheca Zalusciana. Recensuit Joannes Gottlob Boehmius, Vratislauiæ A.CIↃIↃCCLXIIII. pg. 297 und 301 (Vrgl. oben Nr. 18 und 37). 8°.

Diese Aufzählung giebt jedenfalls die Bücher noch nicht erschöpfend an, in welchen besonders Verse der Ursinus zu finden sind.

Der *Briefwechsel* des Caspar Ursinus Velius ist erst zum Teil gedruckt. Die *gedruckten Briefe* sind enthalten in:

1. den Werken des Ursinus oder anderer oben im Zusammenhange Genannter als Dedications- oder Begleitbriefe;
2. Epistolarum miscellanearum ad Fridericum Nanseam Blancicampianum, Episcopum Viennensem, etc. singularium personarum libri X. Basel, J. Oporinus, 1550. Fol.
3. Monumenta pietatis et literaria virorum in re publica et literaria illustrium pars. II. Frankfurt a. M. 1701. 4°.
4. Desiderii Erasmi Roterodami Opera omnia. Tomus tertius. Lugduni Batauorum 1703. Fol. (Hier am vollständigsten);
5. C. P. Hoynck van Papendrecht, Analecta Belgica, Pars II., Hagæ comitum 1743. 4°;
6. D. Joannis Friderici Burscheri etc. Spicilegia autographorum, Lipsiæ 1802. 4°;
7. Nicolai Oláh codex epistolaris (Monum. Hungariæ hist., Diplom XXV.) recens. A. Ipolyi. Budapest 1876. 8°.
8. A. Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Johannes Reuchlins, Wien 1877, 8° (Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe der kais. Akademie der Wiss. in Wien, Band LXXXV. pg. 117, und separat).

Die *ungedruckten Briefe* sind zu finden:

1. in der Rhedigerschen Briefsammlung der Breslauer Stadtbibliothek,
2. in dem Vadianischen Briefwechsel der Stadtbibliothek «Vadiana» in St Gallen,*
3. in den Briefen des Beatus Rhenanus der Bibliothek der Mairie zu Schlettstadt und
4. in dem Codex lat. 4007 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.**

* Aus dieser Sammlung verdanke ich eine sehr erhebliche Anzahl von Abschriften der grossen Güte des Herrn Dr. Dierauer in St. Gallen.

** Diesen Codex hat Horawitz in seinen Publicationen durchaus nicht erschöpft, ja er hat mehrfach Briefe unberücksichtigt gelassen, welche als Erklärungen zu den von ihm gedruckten gehören.

Dr. GUSTAV BAUCH.

VERSICHERUNGS-POLITIK.*

Die auf dem Gebiete des Versicherungs-Geschäftes entwickelte lebhafte Concurrenz bringt fortwährend grössere oder geringere Erleichterungen zu Gunsten des versichernden Publikums; ausserdem haben auch die staatlichen und socialen Reformbestrebungen eine lebhafte Bewegung in der praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit des Versicherungswesens erzeugt. An erster Stelle muss auch hier, wie auf anderen Gebieten der Volkswirtschaft und Socialpolitik, die Initiative des Fürsten Bismarck erwähnt werden, der am 4. August 1879 als Reichskanzler und preussischer Handelsminister ein Circularschreiben betreffend die Reform des Versicherungswesens an die Regierungen sämmtlicher deutschen Staaten richtete. Die Assecuranz-Actienunternehmungen erschraken über dieses Beginnen, denn sie folgerten aus der vom Fürsten Bismarck bei Verstaatlichung der Eisenbahnen befolgten Politik, dass dieses Circularschreiben der erste Schritt zur Verstaatlichung des gesammten Versicherungswesens sei.

Diese Besorgniss erwies sich bis nun als übertrieben. Die deutsche Reichsgesetzgebung hat sich mit der im Circularschreiben berührten Regelung noch nicht befasst, jedoch wurde die im J. 1883, resp. 1884 gesetzlich geregelte Versicherung der Arbeiter gegen die Folgen von Krankheiten und Unfällen, dem Geschäftsbetriebe der Actien-Unternehmungen entrückt, und der auf Gegenseitigkeit basirten staatlichen Organisation überwiesen. — In jenem Circularschreiben documentirt sich eine gewisse Gewogenheit den auf Gegenseitigkeit basirten, so wie jenen Versicherungsanstalten gegenüber, welche mit dem Privilegium des Versicherungszwanges ausgestattet sind.

Das um ein Jahr später, am 18. August 1880 entstandene Regulativ der österreichischen Regierung, durch welches die Concessionirung der Assecuranz-Unternehmungen und die staatliche Beaufsichtigung derselben geregelt wird, kann füglich als eine Folge des Reichskanzler-Circulars betrachtet werden. Der grösste Teil der in demselben berührten Fragen wird im Regulativ positiv erledigt. Vom Standpunkte des Genossenschafts-Princips, welches ich hier zu erörtern beabsichtige, verdient es erwähnt zu werden, dass während dieses Regulativ, dem ungarischen Handelsgesetze entsprechend, von den Versicherungs-Actien-Gesellschaften die factische Einzahlung eines Fondes von 100,000 fl. für jeden Geschäftszweig fordert,

* Vortrag, gehalten im Budapester Oekonomen-Club am 16. December 1886. Das ungarische Original erschien im Jannarheft der «Budapesti Szemle».

dasselbe von der Schaffung eines gleichen Fondes bei einigen auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungs-Vereinen ganz absieht, bei anderen, den Verhältnissen entsprechend, denselben mässig normirt, und nur bei der heikelsten Branche, nämlich bei der Lebensversicherung, die effective Einzahlung eines Fondes von mindestens 20,000 fl. anordnet.

Das ungarische Handelsgesetz macht keinen Unterschied zwischen Assecuranz-Unternehmungen auf Actien oder solchen auf Gegenseitigkeit; dasselbe fordert gleichmässig die factische Einzahlung von 100,000 fl. für jeden Geschäftszweig. Dieses verhindert hier das Zustandekommen von Versicherungs-Genossenschaften, welche in anderen Ländern den Actien-Unternehmungen eine wirksame Concurrenz bereiten; es verhindert die Realisirung eines gesunden Genossenschafts-Wesens, welches doch sonst im ungarischen Landesgesetze gefördert wird, ja es verhindert dies, trotzdem es anerkannt ist, dass die Gegenseitigkeit, namentlich bei der Schadenversicherung — in Folge Haftung der Associations-Mitglieder — eine grössere Garantie bietet, als jeder besondere Sicherstellungsfond.

Aus diesen Gründen haben die «Vereinigten Landwirtschaftlichen Vereine» in ihrer am 25—27. Februar 1883 abgehaltenen Generalversammlung, nachdem erklärt worden ist, dass die Entwickelung des Versicherungswesens nicht nur von Actien-Gesellschaften, sondern auch von anderen Assecuranz-Institutionen zu gewärtigen sei, den Beschluss gefasst, dass an die Regierung das Ansuchen zu stellen sei, sie möge der Gesetzgebung die Modificirung des § 453 des Handelsgesetzes, welcher das Zustandekommen der gegenseitigen Versicherungs-Vereine verhindert, empfehlen und zwar in dem Sinne, wie dies der § 4 des österreichischen Regulativs bestimmt.

Das Genossenschafts-Princip erobert fortwährend weiteren Boden; man sucht auf dem Gebiete desselben ein Remedium gegen die krankhaften Auswüchse des Speculations-Geschäftes. Der materielle Fortschritt, welchen wir seit der Vereinigung des Capitals im Wege von Actien erfahren haben, ist riesig gross; die Gruppirung homogener Interessen in Form von Genossenschaften jedoch fördert nicht nur den materiellen Wohlstand, sondern, in Folge der Anziehungskraft der Solidarität, die sittliche Hebung ganzer Classen und die Milderung socialer Gegensätze. Eine der grössten Errungenschaften auf diesem Gebiete ist die im deutschen Reiche jüngst ins Leben gerufene Versicherung der Arbeiter gegen die materiellen Folgen von Krankheiten oder von Unfällen während der gewerblichen Arbeit. In beiden Fällen ist die Versicherung der Arbeiter imperativ ausgesprochen, die Versicherung ist bei Gegenseitigkeits-Anstalten oder bei Communal-Cassen zu bewerkstelligen; bei Assecuranz-Unternehmungen ist dieselbe untersagt. Zu den Kosten der Krankheitsversicherung trägt der Arbeiter selbst bei, während die Prämie der Unfallversicherung ausschliesslich die Arbeitgeber bestreiten. Diese letztere Art der Versicherung wird speciellen,

der jeweiligen Arbeitskategorie entsprechend constituirten Genossenschaften überwiesen, welche ihre Tätigkeit auf das ganze Reich, auf einzelne Länder oder Gebiete erstrecken. Die Beitragsleistung wird nachträglich auf Grundlage der geleisteten Schadenbeträge und sonstigen Spesen, und im Verhältnisse der in den einzelnen Fabriken bezahlten Arbeitslöhne, so wie der in dem betreffenden Betriebe vorkommenden Gefahrs-Classen repartirt. Die Bezahlung der Schadenbeträge und die Einhebung der Prämien-Beiträge wird durch die Postämter besorgt. Die oberste Leitung wird durch das Reichs-Versicherungsamt ausgeübt.

Aber es existiren in Deutschland — in geringer Anzahl auch in Oesterreich und in anderen Staaten — Genossenschaften ganz privaten Charakters für die diversen Zweige der Lebens- und Schadenversicherung, welche den nach grossen Dividenden strebenden Actien-Unternehmungen mächtige Concurrenz bereiten. Diese wechselseitigen Versicherungs-Anstalten speculiren selbstverständlich nicht auf Gewinn, ihr einziger Zweck ist der, ihren Mitgliedern den Schadenersatz im Falle des versicherten Ereignisses für ein möglichst geringes Opfer zu gewähren. Die Triebfedern dieses Geschäftes bilden die Selbsthilfe, die Selbstverwaltung und die Solidarität, bei Liquidirung der Schäden documentirt sich die gegenseitige Billigkeit. Es sind keine fixe Versicherungs-Prämien zu bezahlen, sondern der Betrag des aufgelaufenen Schadenersatzes wird — nach Einrechnung von Vorprämien — auf sämmtliche Genossenschafts-Mitglieder im Verhältnisse ihrer versicherten Werte repartirt; und damit diese Repartition in Folge grosser Fluctuation der Schäden eventuell nicht all zu drückend werde, wird ein besonderer Reservefond creirt.

Seit einiger Zeit sind bei uns höchst verdienstvolle Männer eifrig bemüht, die Genossenschafts-Idee auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Credits zu verwerten; auf dem Gebiete der Assecuranz vermag die Gegenseitigkeit in unserem Vaterlande wohl nur ein, jedoch glänzendes Resultat aufzuweisen, und dies ist die Genossenschaft der Eisenbahn-Unternehmungen, welche im Vergleiche zu den Kosten der Versicherung in früheren Jahren sehr wesentliche Ersparnisse aufweist.

Gegenwärtig poussirt die erste ungarische allgemeine Assecuranz-Gesellschaft das erwähnte Princip auf dem Gebiete der Hagelversicherung. Sie strebt dahin, die gegen Hagelschaden versichernden Landwirte unter ihrer Leitung in eine Association zusammen zu fassen, aber nicht nach dem System der gegenseitigen Versicherungs-Institute mittelst Repartition der Schäden, sondern gegen im Voraus fixirte Prämien. Die Gesellschaft stellt die Prämiensätze fest, und nicht die Association der Versicherten, welche eigentlich selbst die Versicherer sind. Diese Hagelschaden-Versicherungs-Association, welche oft fälschlich Genossenschaft getauft wird, verfügt nicht über ihre eigene Geschäftsgebahrung, die Erhebung der Schäden steht ihr

nicht zu, sie hat keine eigenen Beamten, die Controls-Organe werden nicht durch die Association gewählt, sondern durch Jene, welche eigentlich controlirt werden sollen. Die erste ungarische allgemeine Assecuranz-Gesellschaft constituirt die Association auf zwölf Jahre; wer in dieselbe eintritt, darf während dieser Zeit nur bei dieser Gesellschaft gegen Hagelschaden versichern; wenn er früher austritt oder anderwärts gegen Hagelschaden versichert, verfällt er einem empfindlichen Pönale. Die Prämien werden im vorhinein fixirt und während des ganzen zwölfjährigen Cyclus unverändert beibehalten; im Falle die einbezahlten Prämien zur Deckung der Schäden nicht ausreichen, kann die Gesellschaft bis zur Höhe der einjährigen Prämie eine Nachtragszahlung fordern; ist der Verlust grösser, muss die Gesellschaft denselben tragen. Vom etwa verbleibenden Gewinne wird die Hälfte zur Bildung eines Reservefondes verwendet, der zur Deckung späterer Verluste dient, die andere Hälfte jedoch dient zur Herabsetzung der Prämiensätze der folgenden Jahre. Der am Ende des Cyclus verbleibende Rest des Reservefondes wird den Verbandsmitgliedern nach Massgabe ihrer Beteiligung ausgefolgt. Für die Centralleitung des Geschäftes beansprucht die Gesellschaft vorerst 5% der Bruttoeinnahmen, sodann den vollen Ersatz sämmtlicher Betriebsspesen.

Das Project erregte, als es veröffentlicht wurde, grosse Ueberraschung. Wer hat es je gehört — dies war die Frage, die sich Jedermann stellte — dass eine auf Gewinn gegründete und an grosse Gewinnste gewöhnte Actiengesellschaft einen bedeutenden Geschäftszweig freiwillig aus der Hand gäbe? Was konnte geschehen, dass die erste ungarische allgemeine Assecuranz-Gesellschaft, die bei ihrem Entstehen den durch Kossuth und Gr. Battyányi gegründeten wechselseitigen Hagelversicherungs-Verein zu Grabe trug, jetzt einen wechselseitigen Hagelversicherungs-Verband schafft? und warum gründet sie einen Verband gerade gegen Hagelschäden, und nicht gegen Feuersgefahr? «In der Geschichte des Versicherungswesens — so äussert sich die Direction selbst in ihrer an den Verwaltungsrat gerichteten Vorlage — findet sich kein Beispiel, dass eine Versicherungs-Gesellschaft ihren ganzen Gewinn den versicherten Parteien überlassen hätte.» Und die Erste Ungarische begeht dennoch diesen unerhörten Schritt. «Wenn wir dies dennoch tun» — so fährt die Direction fort — «bestimmt uns hiezu nur das Gefühl des Dankes, den wir den jetzt unter so drückenden Verhältnissen lebenden ungarischen Landwirten schulden, für die Unterstützung und das Wohlwollen, das uns zu Teil wurde.» Gewiss hat sich die Gesellschaft grosse Verdienste um die Entwickelung des Versicherungswesens und um die Förderung öffentlicher Angelegenheiten erworben, und hat ihrer Dankbarkeit für die ihr aus patriotischen Gründen gewordene Unterstützung vielfach Ausdruck gegeben, indem sie aus ihren glänzenden Dividenden patriotischen Zwecken Spenden zukommen liess. Doch dass in diesem Falle nur die

Sympathie für die mit schwierigen Verhältnissen kämpfenden Landwirte die Direction zu ihrem Entschlusse bestimmte, müssen wir dennoch bezweifeln, wenn wir in ihrer erwähnten Vorlage unmittelbar nach jenem Ausdrucke ihres Mitgefühls Folgendes lesen: «Eine Nachahmung von Seite anderer Gesellschaften» — meint sie — «haben wir nicht zu befürchten.» Wenn die erste ungarische allgemeine Assecuranz-Gesellschaft die geplanten Verfügungen wirklich nur im Interesse des landwirtschaftlichen Publicums getroffen, dann dürfte sie nicht nur nicht fürchten, müsste vielmehr wünschen, dass ihr Beispiel von andern Gesellschaften befolgt werde.

Unwillkürlich tauchen demnach zwei Fragen auf: Bringt die Gesellschaft wirklich ein Opfer? und wird dem landwirtschaftlichen Publicum aus dem geplanten Hagelversicherungs-Verband Nutzen erwachsen?

Ueber beide Fragen entspann sich eine längere Discussion in der Presse, sowie in den landwirtschaftlichen Vereinen, welche die Gesellschaft zur Unterstützung ihres Projectes auffordete. Die auf die erste Frage zu gebende Antwort ist für die Landwirte deshalb von Wichtigkeit, weil, im Falle die Gesellschaft kein Opfer bringt, keinen Gewinn aufgibt, die Annahme sehr nahe liegt, dass sie Verlust erlitten habe, welchen sie für die Zukunft auf die Landwirte zu wälzen trachtet.

Die Direction weist das Hagelgeschäft der Gesellschaft folgendermassen aus. Seit ihrem 27-jährigen Bestande hatte sie 24.686,986 fl., Prämieneinnahme in der Hagelbranche, bezahlte für Hagelschäden 18.950,211 fl., die Provisionen und sonstigen Ausgaben mit 15% angenommen, bleibt, auf die ganze Zeit gerechnet, ein Gewinn von 2.203,727 fl., was im Durchschnitte jährlich 81,000 fl. ergibt. Von den 27 Geschäftsjahren schlossen 18 mit Gewinn, und 9 mit Verlust, einige sogar mit einem Verlust von mehreren 100,000 Gulden.

In der Presse wurde dem entgegen nachgewiesen, dass das Hagelgeschäft der ersten ungarischen allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft seit ihrem Bestehen in seinem Endresultate mit Verlust schloss, und gerade der Verlust der letzten Jahre gab Anlass zum Plane eines Hagelverbandes. Es war nachgewiesen, und gegen die Richtigkeit der Zahlen geschah keine Einwendung, dass im 6-jährigen Cyclus 1880—1885 die Einnahmen der Gesellschaft in der Hagelbranche insgesammt 9.416,220 fl. betrugen, die Ausgaben jedoch 10.001,226 fl., daher der Verlust 588,006. Von den sechs Jahren schloss nur eines, 1884, mit Gewinn. Doch dieser nahezu 600,000 fl. grosse Verlust ist noch nicht die volle Summe; es wäre noch der Verlust in Rechnung zu ziehen, den die rückversichernden Gesellschaften erlitten, welcher, 40% betragend, den wirklichen verlust der Ersten Ungarischen auf 800,000 fl. erhöhen würde. Daraus erhellt, dass die Gesellschaft, im Falle sie das Geschäft auf eigene Gefahr weiter führen wollte, gezwungen wäre, die Prämiensätze zu erhöhen, eine kaum durchführbare Massregel, da

das Cartell der Gesellschaften im heurigen Jahre zu Ende geht, und die erneuerte Concurrenz ein Herabsetzen der Prämiensätze herbeiführen dürfte.

Aus den Kreisen der Gesellschaft wurde rücksichtlich des Verlustes der letzten sechs Jahre die Gegenbemerkung gemacht, dass der Verlust nicht blos aus dem in Ungarn, sondern auch aus dem in andern Ländern betriebenen Hagelgeschäfte resultire, worauf jedoch hier bemerkt werden muss, dass alle durch die Gesellschaft veröffentlichten Ausweise die Daten des Gesammtgeschäftes enthalten, und dass das ausländische Hagelgeschäft in seinem Endergebnisse hinter dem ungarischen kaum zurückbleibt. Uebrigens hat die Erste Ungarische ihr ausländisches Hagelgeschäft seit Jahren zum grossen Teile sistirt. Der bedeutendste Einwand der Gesellschaft gegen die Anführung des Ergebnisses der letzten sechs Jahre ist jedoch, dass man bei sechs Jahren nicht stehen bleiben dürfe, und dass, wenn der Betrieb der Ersten Ungarischen von 1858 bis 1885 in 12-jährige Perioden geteilt werde, aus jeder dieser 17 Perioden Gewinne resultiren. Diese Perioden und die entsprechenden Gewinne werden einzeln ausgewiesen, und in der Erklärung der Gesellschaft hinzugefügt, dass die Hagelassociation — richtiger gesagt: die Gesellschaft, die Association konnte sich ja noch nicht äussern — gerade auf Grund dieses finanziellen Ergebnisses die Gründung auf die Dauer von 12 Jahren anstrebe. Dem entgegen ist der Einwurf begründet, dass das Ergebniss der früheren Jahre, als die erste Ungarische das heimische Versicherungswesen beherrschte, bei Beurteilung der Zukunft des Geschäftes nicht so massgebend sein könne, wie das der letzten Jahre, in welchen neue Concurrenten auftraten, wenngleich auch in dieser letzteren Zeit das im Hagelgeschäfte bestandene Cartell die Concurrenz bedeutend mässigte. Eine auf Grund der Publicationen der Gesellschaft angestellte detaillirte Berechnung hat jedoch erwiesen, dass diese Gruppirung nach 12-jährigen Perioden das Ergebniss zu rosig erscheinen lasse. Und wahrlich, abgesehen von allem Uebrigen — dieser eine Umstand, dass die Direction — wie wir ihrer erwähnten Vorlage entnehmen — den durchschnittlichen jährlichen Gewinn von 81,000 fl., welchen sie hinfort den Landwirten ausliefern will, in der Weise berechnet, dass sie von den Prämieneinnahmen für Provision und sonstige Spesen nur 15% in Abzug bringt, dieser eine Umstand — sage ich — zeigt zur Genüge, dass der auf 2.200,000 fl. angegebene Gewinn der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Er entspricht der Vergangenheit nicht und kann noch weniger für die Zukunft als Richtschnur dienen, da die Acquisitions- und sonstigen Kosten der Gesellschaft in einzelnen Jahren bis zu 25% steigen, ein Umstand, der den von der Prämieneinnahme verbleibenden wirklichen Gewinn wesentlich ändert.

Eine schwerwiegende Behauptung, bedeutsame Momente haben jedoch den Zweifel gegen diese Gruppirung provocirt, und die auf Grund der officiellen und erschöpfenden Daten der Gesellschaft von competenten und

gewissenhaften Fachleuten aufgestellten Berechnungen haben die Zahlengruppirung der ersten ungarischen Versicherungs-Gesellschaft angegriffen, auf welche Angriffe die Antwort grösstenteils ausblieb. Ich verweise bezüglich dieser Kritik auf den «Egyetértés» vom 21. und den «Nemzet» vom 28. September. Die landwirtschaftlichen Vereine, welche den Plan der Gesellschaft unterstützen, haben diese Zahlen als unanfechtbare angenommen; voran ging der landwirtschaftliche Verein des Zempliner Comitates, andere Vereine folgten.

Doch ist es vielleicht eine nebensächliche Frage, ob die erste ungarische allgemeine Versicherungs-Gesellschaft aus ihrem Hagelgeschäfte Gewinn oder Verlust hatte, und ob sie nun den etwaigen Verlust den Landwirten aufbürden wolle, denn die Hauptfrage bleibt schliesslich doch: welche Vorteile, welche Nachteile bietet dem Landwirte der Eintritt in den Verband?

Der erste Vorteil, der den Mitgliedern des Verbandes geboten wird, ist die Herabsetzung der Prämie um 20% auf 12 Jahre. Dem entgegen steht jedoch die Verpflichtung der versicherten Partei, dass sie durch 12 aufeinanderfolgende Jahre nur bei der Association gegen Hagelschaden Versicherung nehmen kann. Nun frage ich, ist es sicher, dass es dem Landwirte in 12 Jahren unmöglich sein werde, gleiche oder noch billigere Prämien zu erzielen, ohne sich auf so lange Zeit zu binden? Sehen wir zu dem Zwecke vorerst, wie gross der Nachlass ist. Die 20% Herabsetzung der Prämie in 12 Jahren ist gleichbedeutend mit dem Nachlasse der Prämie von 2·4 Jahren; nachdem jedoch die Parteien, im Falle eines Verlustes, zur Nachzahlung bis zur Höhe einer Jahresprämie verpflichtet sind, können sie nur auf Ersparniss einer 1·4 jährigen Prämie rechnen, so dass der Rabatt von den bestehenden Prämiensätzen nicht 20%, sondern blos 11·6% beträgt. Nun sind die Prämiensätze der ungarisch-französischen Versicherungs-Gesellschaft bei billiger Regulirung der Schäden, bei sechsjähriger Versicherungsdauer schon jetzt um ein Bedeutendes, zuweilen um ein Drittel geringer, als die Sätze der ersten ungarischen Versicherungs-Gesellschaft, der 20%-ige Nachlass mitinbegriffen, und der Partei erwächst aus dem Rücktritt vor Ablauf der 6 Jahre kein anderer Nachteil, als der Verlust der angesammelten Reserve, währenddem der Austritt aus der Association nicht nur den Verlust der sich etwa ansammelnden Reserve, sondern auch die Eintreibung der Garantiesumme, die der einjährigen Prämie entspricht, nach sich zieht. Für 6-jährige Versicherung bieten sich dem Landwirte sonach schon jetzt günstigere Bedingungen, als die durch den geplanten Verband in Aussicht gestellten.

Es kann jedoch geschehen, dass der Verband Nutzen aufweisen wird; in diesem Falle wird die Hälfte desselben zur Reduction der Prämiensätze für die folgenden Jahre, die andere Hälfte, bis zur Höhe der einjährigen Prämie, zur Bildung eines für etwaige Verluste Deckung bietenden Reserve-

fondes verwendet. Von zu erhoffendem Nutzen will ich nach dem Vorhergegangenen nicht sprechen, denn wenn derselbe bei der gegenwärtigen Prämie so zweifelhaft erscheint, was lässt sich von um 20% herabgesetzten Prämien erwarten? Zwei Momente muss ich trotzdem hervorheben.

Vorerst zieht die Gesellschaft 5% der Bruttoeinnahme für die Centralverwaltungskosten ab. Unter den eifrigen Anhängern des Projectes halten selbst Jene, die die ganze Tragweite dieses Abzuges erfassen, — denn in der am 4. dieses abgehaltenen Sitzung des Executiv-Comités der «Verbündeten landwirtschaftlichen Vereine» bezog ein hervorragendes Mitglied den Anspruch der Ersten Ungarischen auf 5% des erzielten Reingewinnes — diesen Abzug für übertrieben und irrationell. So stellte der landwirtschaftliche Verein des Eisenburger Comitates den Antrag, die Gesellschaft möge 25—30% des Reingewinnes in Abzug bringen, und ihren Ansprüchen auf 5% der Bruttoeinnahmen entsagen. Die Gesellschaft traut jedoch — so scheint es — nicht recht dem Netto-Ergebnisse, d. i. dem Gewinnst, und beharrt auf ihrem ursprünglichen Anspruch, und begründet dies damit, dass, wenn auch aus ihrer 5% Beteiligung ein Nutzen verbliebe, derselbe zur Schaffung eines Reservefondes dienen solle, um daraus den (die seitens der Association geleistete Nachzahlung überschreitenden) Verlust zu decken. Dieser beträchtliche Abzug von 5% von der Bruttoeinnahme — die Direction der Gesellschaft rechnet auf eine Million jährlicher Prämieneinnahme, daher sie vorerst 50,000 Gulden für sich in Anspruch nehmen wird — reducirt jedenfalls bedeutend die Aussichten des Verbandes auf Gewinn, und folgerichtig auf eine Herabminderung der ursprünglichen Prämiensätze.

Einen zweiten wesentlichen Umstand bilden die zum Besten der Association aufzurechnenden Betriebskosten. Von den Hagelgeschäftsspesen der Gesellschaft habe ich schon früher gesprochen, die Spesen des Verbandes werden jedenfalls höher sein. Ueber die für die Centralleitung beanspruchten 5% trägt der Verband die Personal-, Bureau- und sonstigen sachlichen Kosten der Hauptagentschaften und zwar in dem Verhältnisse, in dem einerseits beim Hagelverbande, anderseits bei der Gesellschaft in der Feuer-, Transport- und Hagelbranche einfliessenden Prämienbeträge zu einander stehen. Dies ist eine ungerechte Spesenverteilung. Der Hagelverband wird schon dadurch verkürzt, dass nach den Bedingungen des §. 21 c) die Spesen der Hauptagentschaften in der Lebensbranche ganz ausser Rechnung kommen; weiters wird jedoch der Hagelverband dadurch verkürzt, dass das Hagelgeschäft die Kosten der Hauptagentschaft nur in einem Teile des Jahres in Anspruch nimmt, währenddem die Versicherungen in der Lebens-, Feuer- und Transportbranche ununterbrochen anhalten. Und doch sollte die Gesellschaft diese Spesen aus Billigkeitsrücksichten schon deshalb geringer berechnen, da doch der Hagelverband, dem die Acquisitionsspesen zur Last geschrieben werden, der ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesell-

schaft für ihre sonstigen Betriebszweige gewiss viele Parteien zuführen wird. Wenn nämlich der Hagelverband gelingen und grössere Dimensionen annehmen sollte, würden der Gesellschaft in den mit Nutzen betriebenen anderen Geschäftszweigen so viel neue Parteien zufallen, dass dieselbe die Geschäfte des Hagelverbandes selbst mit einem kleinen Verlust an Spesen versehen könnte; denn sie wird von einem passiven Geschäfte befreit, und verbessert, teilweise auf Kosten Anderer, ihr eigenes an sich actives Geschäft. Natürlich rechnet die Gesellschaft dem Verbande alle wie immer genannten Spesen auf: die Provision der landwirtschaftlichen Vereine und der Agenten — deren Zahl sie rühmend auf 4000 setzt — die verschiedenen sonstigen Ausgaben, sowie die Erhebungsspesen, ferner die Reisespesen und Bezüge des Aufsichtsrates, sowie der bei Erhebung der Schäden fungirenden mehr als 200 Vertrauenspersonen und 60 Fachcommissionspräsidenten. — Hieraus entstehen viel neue Spesen zu Lasten des Verbandes, welche wohl ihre Begründung finden: dass den Mitgliedern des Verbandes bei Erhebung der Schäden, sowie beim Betriebe des Geschäftes Einfluss und Controle gewährt wird. Verfügungsrecht hat jedoch der Verband in keiner Richtung. Hier zeigt sich aber recht der Unterschied zwischen dem autonomen Vereine und dem durch die Gesellschaft geleiteten Verbande. Die Direction der Gesellschaft wählt diejenigen Mitglieder der Association, die berufen sind die Direction zu controliren, die Association übt gar keine Ingerenz auf die Wahl oder Ernennung der Organe, auch derjenigen nicht, welchen die Erhebung der Schäden anvertraut wird, dieselben sind ausnahmslos Organe der Gesellschaft.

Ueberdies müssen wir den Betrieb des Hagelgeschäftes der ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft bemängeln, der nun das Erbe des Verbandes werden soll. Der Betrieb ruht auf keiner sicheren Basis, die Gesellschaft hat keine entsprechende Statistik, ihr Prämientarif ist blosses Umhertappen. Und wenn irgendwo, so muss man gerade im Hagelgeschäfte die Prämiensätze so zu sagen individualisiren. Die Statistik der Hagelbranche steht derjenigen aller anderen Zweige zurück, doch sollte ein so grosses Unternehmen wie das der ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft auf die allmählige Verbesserung der Statistik besonderes Gewicht legen, zum mindesten jedoch mit den diesbezüglichen Bemühungen der übrigen heimischen, sowie hier wirkenden fremden Anstalten gleichen Schritt halten. Und doch geschah es, dass auf der Landesausstellung im Jahre 1885, die Foncière, die Ungarisch-Französische, besonders aber die Assicurazioni Generali eine sehr wertvolle ungarische Hagelschädenstatistik aufwiesen, währenddem die Erste Ungarische eine solche Statistik überhaupt nicht produciren konnte, und das einzige interessante Ausstellungsobject dieser ungarischen Versicherungs-Gesellschaft ersten Ranges — das Benczur'sche Oelgemälde war.

Die Direction erwartet, es werde der einflussreichen Mitwirkung der landwirtschaftlichen Vereine gelingen, den Geschäftskreis des Hagelverbandes auf viel mehr Landwirte und ein grösseres Territorium auszudehnen, als dies der Gesellschaft selbst bis nun gelungen, und hievon erhofft die Direction das Gedeihen des Verbandes. Die Verteilung und die Ausgleichung der Risken hat gewiss beim Hagel ebenso wie beim Feuer und Leben seine Richtigkeit, die Schattenseite der Versicherung gegen Hagelschaden ist jedoch, dass derselbe — gerade in den gefährlicheren Gegenden und für die wertvollsten Producte genommen wird. Die Agitation wird demnach in den Gegenden, die dem Hagelschlage weniger ausgesetzt sind, ein geringes Resultat haben. Wenn der Versicherungszwang nicht anwendbar ist, haben wir keinen anderen Weg, als die anhaltende, Jahre hindurch geübte Beobachtung, die sich nicht nur auf ganze Gegenden, sondern auf Ortschaften, ja sogar — wenn Missbräuche sich wiederholen — auf Personen erstrecken muss. Ein so reiches Beobachtungsmaterial und ein demselben angepasster — fast individuell zu nennender — Prämientarif liefert selbst bei einem kleineren Wirkungsgebiet die richtige Basis für den soliden Betrieb. Diese Sorgsamkeit mangelt bei der ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft, und darunter wird auch der Hagelverband zu leiden haben. Wenn dieser Mangel nicht bestünde, so wäre es kaum begreiflich, warum unter den hier operirenden Gesellschaften gerade die Erste Ungarische die grösste Schadenquote aufweist? Denn laut mehrjährigem Durchschnitte ist die Schadenquote bei der Generali 1·70%, bei der Ungarisch-Französischen 1·34%, bei der Ersten Ungarischen jedoch 2·30%, und bei der Letzten ist nicht nur der versicherte Wert, sondern auch das Versicherungsgebiet am grössten, so dass — wie wir sehen — die relative Grösse dieser zwei Elemente, bei mangelhaftem Prämientarife, den grossen geschäftlichen Erfolg bei weitem nicht sichert.

Est ist allgemein aufgefallen, warum die erste ungarische Assecuranz-Gesellschaft gerade beim Hagel und nicht bei der Feuer-Versicherung mit der Bildung von Associationen beginnt. Denn der historische Verlauf zeigt, dass sowohl die öffentlichen, als auch privaten wechselseitigen Versicherungs-Institute gegen Feuersgefahr viel früher entstanden, und diesen folgten, sich ihnen teilweise anschliessend, die Hagel-Versicherungsverbände. Die Direction sagt in ihrem, dem Comité unterbreiteten Berichte, dass auch für die Feuerversicherung die Zeit kommen werde, eine Reform auf Basis der Gegenseitigkeit anzustreben, doch sei diese Reform für die Hagelbranche dringender, da hier die Prämien zu hoch seien, wärenddem die Feuerprämiensätze genug billig wären. Nun werden viele Millionen zur Versicherung landwirtschaftlicher Objecte gegen Feuersgefahr verausgabt, jedenfalls mehr, als für Hagelversicherung, und wenn der Gesellschaft wirklich das Interesse der um ihre Existenz kämpfenden Landwirte am Herzen liegt

— wie dies die Direction in ihrer Vorlage so sehr betont — und wenn sie wirklich auf die Reduction der Productionsspesen, zu welchen auch die Versicherungsprämien gehören, hinarbeiten will, dann erstrecke sie die Reform auch auf die Feuerversicherung, oder beginne mit diesem Betriebszweige. Das tut sie jedoch nicht, denn die Feuerversicherung ist ein lucratives Geschäft, dies behält sie für sich; die Hagelversicherung ist ein schlechtes Geschäft, dies überlässt sie dem Verbande.

Nach dem Vorgebrachten lautet meine Antwort wie folgt: Das landwirtschaftliche Publikum handelt in seinem Interesse, wenn es, bis zum Entstehen wahrhaft autonomer Verbände, sich nicht auf 12 Jahre bindet, sondern der Concurrenz der Gesellschaften freien Lauf lässt. Der aus dem Hagelverbande erwachsende Vorteil würde nur der ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft zu Gute kommen, deren Direction in ihrem, an den Ausschuss gerichteten Berichte eingesteht, «dass unser eigenes, wohlerwogenes Interesse uns zur Inangriffnahme einer bedeutenderen Reform drängt, sonst wären wir der Gefahr ausgesetzt, vom Platze verdrängt, und unsere Gesellschaft auf die gefährliche schiefe Bahn der Stagnation gebracht zu werden.»

Adolf Fenyvessy.

DIE GRÄBERFELDER VON KESZTHELY.*



Die Gattungen des Gürtelschmuckes. Ich unterscheide dem Stoff nach dreierlei Gattungen von Gürtelschmuck; nämlich den silbernen, den vergoldeten oder versilberten bronzenen, und den mit Silber ausgelegten eisernen Gürtelschmuck.

Einen goldenen Gürtelschmuck, wenigstens einen vollständigen, habe ich leider nicht gefunden. Aber, dass auch diese Gattung auf unsern Gräberfeldern vertreten war, ist nicht in Abrede zu stellen, sonst hätte ich ja nicht deren Bestandteile, von denen gleich die Rede sein wird, finden können, nur wurden diese Sachen von jenen schon herausgefischt, die, wie ich bereits des öftern erwähnte, vielleicht schon vor einem Jahrtausend die Gräber der Reichen durchwühlten. Als entschiedene Ueberreste eines goldenen Gürtelschmuckes betrachte ich jene vier, 3 Cm. im Durchmesser haltenden runden Knöpfe, die im letzten
36. Grabe am Dobogó in einem Töpfchen ans Licht gefördert wurden. Schon die Art, wie sie gefunden worden, beweist, dass sie de facto nicht gebraucht wurden, und hinzugerechnet das, was ich von den letzten Gräbern am Dobogó weiter oben gesagt habe, so ist es mehr

* Vgl. dies. *Ungarische Revue*, 1886, Bd. VI. S. 1–37.

als wahrscheinlich, dass diese Knöpfe ursprünglich aus einem der regelmässigen Gräber herstammen. — Die concave Oberfläche ist aus dünnem mit sehr hübschen Linienornament versehenen Goldbleche, der untere Teil derselben ist ein dreifach durchlöchertes Beinplättchen, der Zwischenraum ist mit einem weisslichen, jetzt aber schon porösen Kitte ausgefüllt.

Der mit Silberfäden eingelegte eiserne Gürtelschmuck gehört gerade nicht zu den häufigsten Erscheinungen, er kam auf dem städtischen Gräberfelde nur zweimal, am Dobogó aber fünf- oder sechsmal vor. Seine Ausstattung bekundet eine stark entwickelte Technik, er mag auch einstens sehr hübsch gewesen sein, jetzt ist er aber, ein oder zwei Bruchstücke ausgenommen, so vom Roste zerfressen, dass eben nur ein geübtes Auge die einstige Bestimmung der einzelnen Bestandteile erkennen kann. An einigen Stücken liesse sich vielleicht noch durch geschicktes und behutsames Reinigen das Silberornament blosslegen, die meisten sind aber wahre Rostklumpen, wo an allen Orten und Enden die Silberfäden herausragen.

Silberner Gürtelschmuck. Der silberne Gürtelschmuck trat auf beiden Gräberfeldern, aber nur sporadisch, auf. Er ist von kleinerer Gestaltung, und hat weniger Bestandteile als der bronzene, denn er besteht in der Regel nur aus grösseren und kleineren Riemenenden, Gürtel- und Riemenbeschläge und Knöpfen. Characteristisch ist bei diesem die grosse blattförmige Zierplatte, mit einem gefassten Glastropfen in der Mitte, die im Ganzen nur dreimal vorkam, und der totale Mangel einer silbernen Schnalle. Wo neben dem silbernen Gürtelschmuck auch eine Schnalle sich vorfand, so war sie von Bronze oder Eisen, meist nur einfache Schnallenringe mit eiserner Zunge.

Der silberne Gürtelschmuck ist immer aus Blech. Seine, nur auf der Aussenseite befindliche Verzierung bietet nur eine sehr geringe Abwechslung, ist aber höchst geschmackvoll. Das Silber selbst, einen einzigen fast aus Feinsilber hergestellten Gürtelschmuck ausgenommen, ist so stark mit Kupfer versetzt, dass seine Oberfläche eben so grünspanig ist, wie was immer für ein Gegenstand aus Bronze. Von silbernem Gürtelschmuck sind folgende Arten zu erwähnen:

a) Zwei grössere und kleinere herzförmig zugespitzte Riemenenden, zwei grössere und zwei kleinere runde Beschläge. Die schön weissblinkende Oberfläche ist ganz glatt.

b) Ein grosses Riemenende und vier kleinere, eine weinlaubförmige
37—40. Zierplatte, sechs runde Beschläge. Sämmtliche Stücke sind mit sehr geschmackvollem, gravirten Geriemsel verziert.

41—43. *c)* Ein grosses Riemenende und vier kleinere, eine längliche Zierplatte, aus deren Mitte der Glastropfen schon herausgefallen, sechs runde Be-

schläge mit gefassten blauen Glastropfen. Alles mit gepresstem Maeanderornament versehen.

d) Gleich dem vorigen, nur haben die Beschläge keine Glastropfen. 44.

e) Sechs oval, und vier spitzig auslaufende kleinere Riemenenden, ein grosses spitz auslaufendes Riemenende, sechs quadrate Beschläge und vier kleeblattförmige Riemenbeschläge. Hieher gehört noch eine grosse und schöne, weiter unten zu besprechende Schnalle aus Bronze. Dieser Gürtelschmuck hat ein sehr hübsches gepresstes Ornament, und zwar zeigen die Riemenenden in doppeltem Perlenrahmen die Zick-Zacklinie, die Beschläge in einfachem Perlenrahmen eine doppelte Linieneinfassung, die Riemenbeschläge eine umlaufende Perlenschnur, und das grosse Riemenende 45—49. zwischen Perlenschnüren diverse concave Linienverzierung.

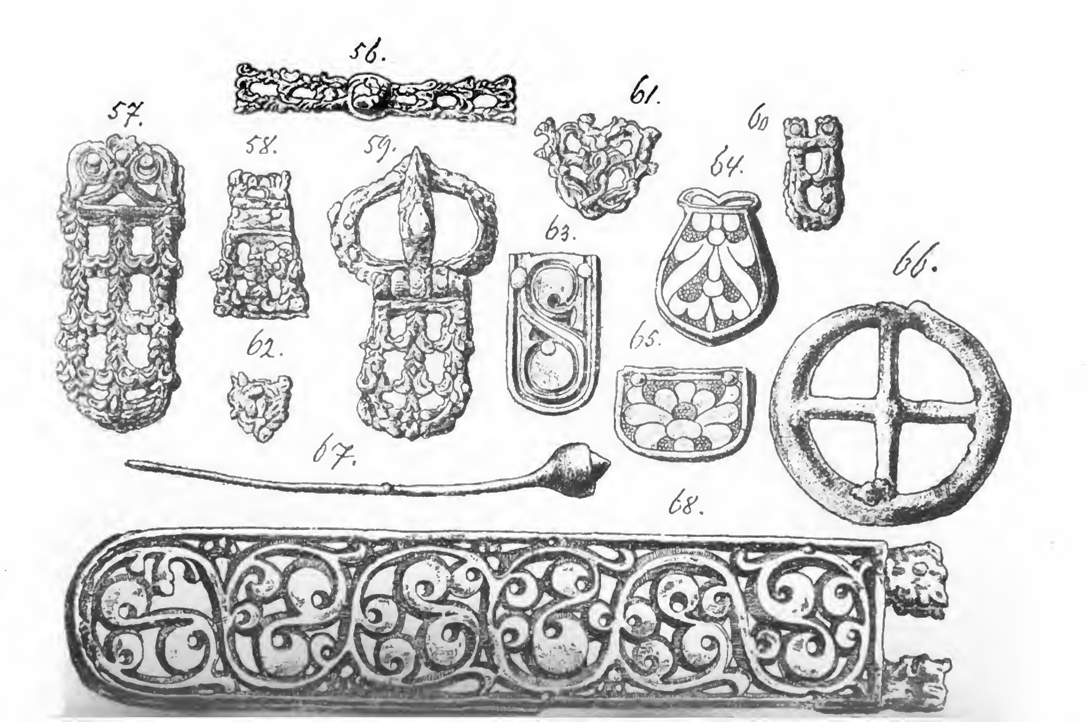
f) Ein grosses Riemenende mit punktirtem Geriemsel, sechs ebenso verzierte Beschläge, eine beschädigte Zierplatte mit verschlungenen Wellen- 50—53. linien, vier hufeisenförmige Riemenbeschläge.

g) Vier zwölfeckige Beschläge mit schön stylisirtem Blumenornament. Die anderen, auch schön verzierten Bestandteile dieses Gürtelschmuckes konnten leider nur mehr in kleinen Bruchstücken aus der Erde gelöst werden, da das Silberblech so dünn wie Seidenpapier war, so dass es als ein wahres Wunder gelten kann, dass ich die Beschläge in noch leidlich erhal- 54. tenen Zustand retten konnte.

Der silberne Gürtelschmuck unter *b) c)* und *d)* fand sich mit geringfügigen Variationen in mehreren Exemplaren, eines derselben erliegt im Eisenburger Comitatsmuseum, die übrigen aber sammt und sonders mit dem oben angeführten im Budapester Nationalmuseum. Endlich muss ich noch bemerken, dass die einzelnen Teile eines jeden silbernen Gürtelschmuckes mehr oder minder beschädigt sind, da sie vermöge der Dünne des Bleches weder den Wirkungen des Grünspans, noch dem Drucke der hineingedrungenen Erde widerstehen konnten.

Gürtelschmuck aus Bronze. Sowohl an mannigfaltiger Gestaltung, als auch an schöner, künstlerischer Ausführung gebührt dem Gürtelschmuck aus Bronze der Vorzug. Bevor ich aber diesen bespreche, ist es nötig, der richtigen Orientirung wegen, Einiges vorauszuschicken.

Der Gürtelschmuck ist entweder vollständig, als solchen betrachte ich einen jeden, der die oben aufgezählten Bestandteile, oder auch nur den grössten Teil derselben aufweist; oder er ist nicht vollständig, wenn er nur einige dieser Bestandteile hat. Diese Einteilung mache ich nur behufs einer bessern Uebersicht, denn gewiss war der Gürtelschmuck zweiter Kategorie für diejenigen, die ihn trugen, auch vollständig, da die Gürtelzierde am Ende nicht nur von der Wohlhabenheit der Betreffenden, sondern auch von deren Geschmack abhing; so wie ich selbst aus einem Grabe einen nur aus zwei Schliessen bestehenden Gürtelschmuck ausgrub,


56.
57.
58.
59.
60
61.
62.
63.
64.
65.
66.
67.
68.



72.
81.
75.
73.
76.
95.
78.
79 – 80.

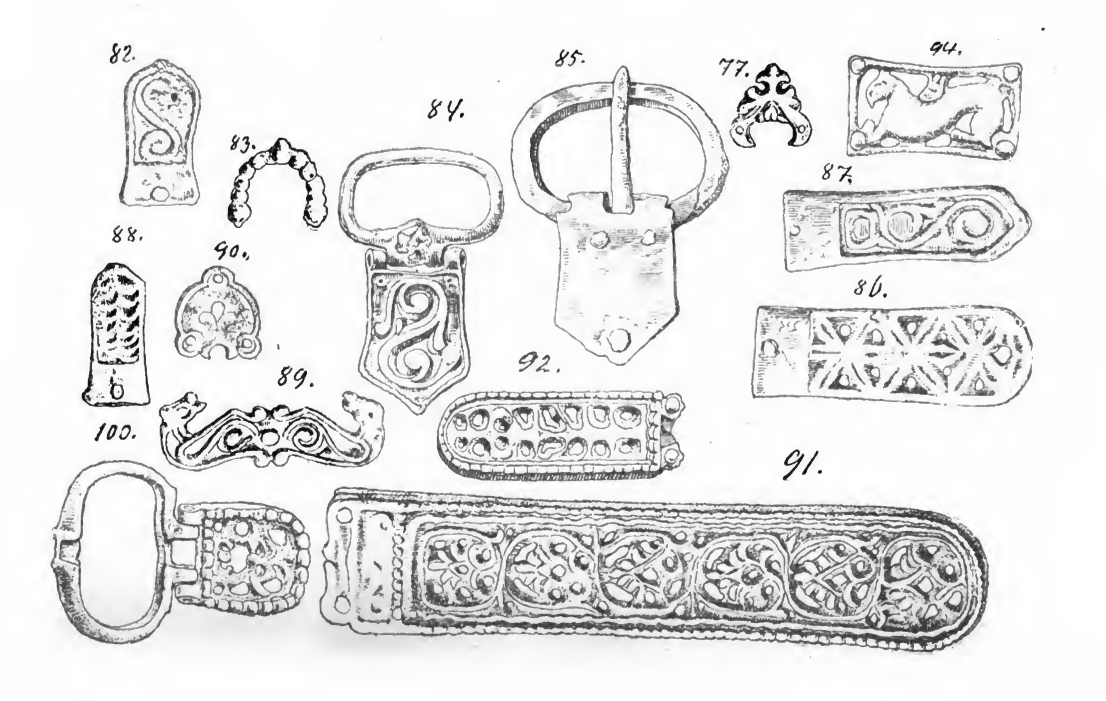
der, was Schönheit anbelangt, unbedingt mehr wert ist, als zehn Exemplare Gürtelschmuck dritten Ranges. Ferners ist noch zu bemerken, dass die eigentliche Heimat des schönsten und künstlerisch wertvollsten das städtische Gräberfeld war, und zwar diejenigen Gräber, in denen, der Hünengestalt und der Schädelbildung nach Europäer, am wahrscheinlichsten Germanen lagen. Am Dobogó war die Zahl des gefundenen Gürtelschmuckes eine grössere als in der Stadt, aber hier hatte ich mit einfacher gearbeiteten und aus weniger Stücken bestehenden Fabrikaten zu tun.

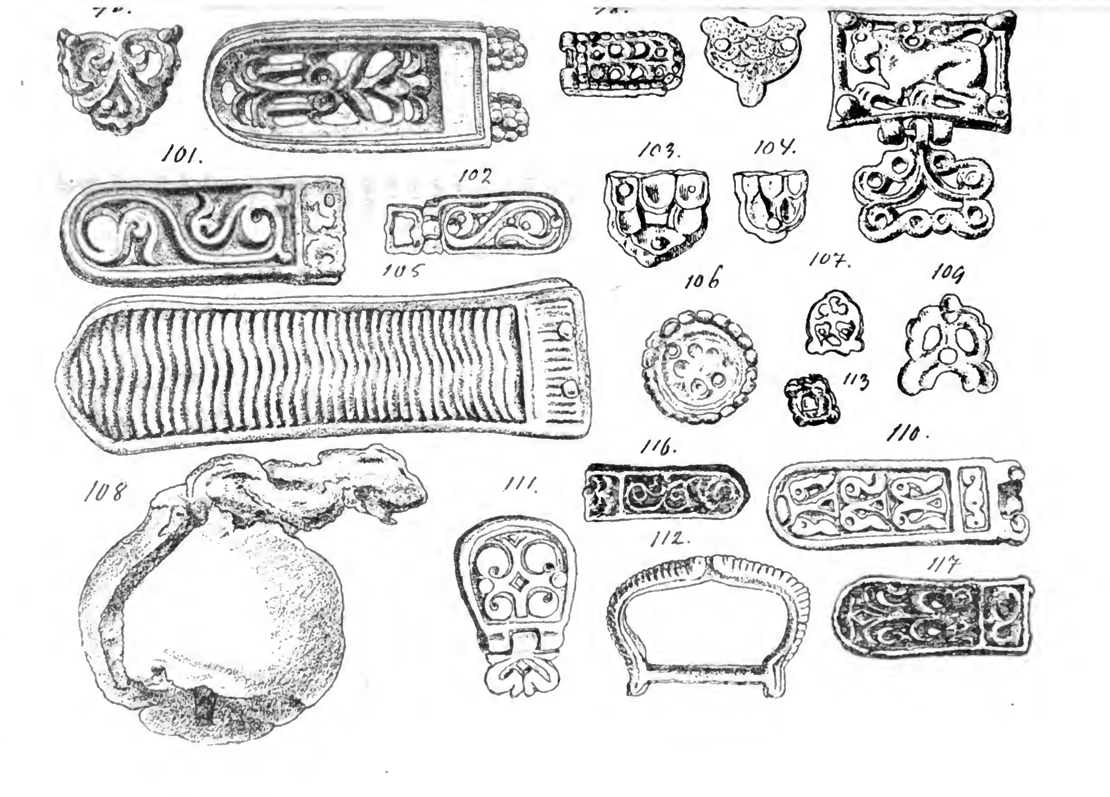
Endlich werde ich bei der Besprechung des bronzenen Gürtelschmuckes auch die detaillirte Beschreibung einiger reicheren Männergräber nicht vermeiden können. Es ist dies hier darum am Platz, weil, wenn ich dem Leser nur das blinkende Resultat und nicht auch die Nebenumstände des Fundes vorlege, er sich nie ein getreues Bild des ganzen Fundes wird bilden können. Es ist vielleicht unnötig zu erwähnen, dass ein jeder, hier zur Sprache kommende Gürtelschmuck eine eigene Gestaltung repräsentiert. Das macht die Beschreibung der Doubletten oder nur geringfügigen Varietäten überflüssig. Wo solche sind, werden sie die Leser am betreffenden Orte registrirt finden.

Reichere Männergräber. Der dankbarste Fleck des städtischen Gräberfeldes war die östlichste Ecke des Bräuhausgartens in unmittelbarer Nachbarschaft des Polácsekgartens. Die Untersuchung dieser Stelle verschob ich absichtlich auf den strengen Winter; denn als ich im Herbste 1880 die längs dem Gebäude laufende Gräberreihe angänzte, machte ich die unangenehme Erfahrung, dass die Jauche des Viehstalles hier in die durchwegs sehr tiefen Gräber durchsickerte, was deren regelrechte Durchsuchung sehr erschwerte. Und weil schon die ersten Gräber viel versprechend waren, und ich wohl wusste, dass man von der ganzen Reihe ein mehr oder minder gutes Resultat erhoffen könne, liess ich diese Stelle erst im letzten Viertel des Febers 1881, in einer Kälte von 6 Graden R. aufgraben, damit der erwähnte ärgerliche Umstand mich nicht in meiner Arbeit störe. Meine Erwartungen und Hoffnungen täuschten mich auch nicht. Der Frost verhinderte das Durchsickern der Feuchtigkeit, und die reich ausgestatteten Gräber entschädigten mich vollkommen für das einige Tage währende Frieren und Zähneklappern, aber nicht nur mich, sondern auch meine vier Arbeiter, die nicht nur fleissig, sondern ich könnte sogar sagen mit wahrem archæologischen Feuereifer arbeiteten, besonders an Stellen, wo ein schöner Fund in Aussicht stand. Es ist vielleicht nicht uninteressant, wenn ich auch dass erwähne, das meine zwei Hauptarbeiter, die Brüder Sirsom, im Laufe der Arbeiten einen solchen Scharfblick gewannen, dass sie schon aus der Beschaffenheit der Füllerde im Vorhinein sagen konnten, ob hier oder dort auf einen Fund zu hoffen wäre, oder nicht; und ich muss aufrichtig gestehen, dass sie sich nur sehr selten täuschten.

Den 24. Feber 1882 drang ich an bewusster Stelle bis zu dem letzten Grabe jener Reihe vor, die neben dem Stalle lag. Nach Abräumung der Humusschichte wurden auf dem gelben Lehmgrunde die Umrisse eines 3·84 M. langen und 2·87 M. breiten Grabes sichtbar, dessen Kopfende die Grundmauern des Stalles, das Fussende aber in querer Richtung die Umfassungsmauer des Polácsekgartens berührte. In einer Tiefe von 2 Metern stiessen wir auf zwei übereinander liegende Pferdegerippe. Aber das untere lag schon in ganz durchweichter, breiartiger Erde, die nur sehr schwer aus der Grube zu schaffen war. Glücklicherweise kamen wir darunter wieder in eine trockene Schichte. In einer Tiefe von vierthalb Meter fanden wir am Fussende Holzmoder, in dem 23—25 Cm. lange Eisennägel vertical stacken; wir hatten eben den aus dicken Bohlen gezimmerten Sarg erreicht. Vorsichtig liess ich die Erde in der Höhe des Holzmoders bis zur Mitte des Grabes herausheben, um zu wissen, ob der Sarg nicht einen Deckel gehabt habe, aber auch hier fand ich nur das, was anderswo, nämlich: dass der Sarg mit einem dicken, jetzt schon verkohlten Stoffe zugedeckt war. Auf dieser Decke, gegen das Kopfende zu traf ich einen ganzen Haufen von Eisensachen. Zwei hübsch gearbeitete Steigbügel, eine Trense, den Henkel und die Reifen eines kleinen Holzkübels, dessen äussere Form noch der zusammengehärtete Sand erhalten hatte, — weiters eine Nabe, eine Radschiene, und noch an zwanzig andere, sehr verrostete und unbestimmbare Eisenstücke.

Nachdem die Lage des Schädels und der Zehen bestimmt war, mass ich die Länge des Skelettes, das 1·93 M. ergab. Das Blosslegen des Skelettes geschah auch hier, wie überall, von den Fussspitzen aufwärts. Längs des rechten Schenkelknochens fanden wir zuerst das lange Dolchmesser, auf dessen vermoderter Holzscheide noch die Belegstücke aus Bein, sowie der Bronzering, und unter der Heftzunge der Zwinger aus Bronze vorhan- **55.**
den war. Dieser Zwinger war stark vergoldet und auf allen vier Aussenseiten mit eingravirten Arabesken verziert. Wenn schon der Zwinger so schön ist, wie muss dann der Gürtelschmuck sein? Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich unser Aller, mit gespannter Aufmerksamkeit wurde weiter gearbeitet, aber nicht mehr mit dem Spaten, sondern mit dem Sondirmesser: meine zwei Hauptarbeiter suchten, der dritte sammelte die weggeschabte Erde in einem Korbe, und reichte sie dem am obern Grabesrand stehenden Arbeiter. — Einige Centimeter von dem Dolchmesser aufwärts war der gerade Zierstab, daneben das grosse Riemenende. Und jetzt kam ober den Beckenknochen der ganze Gürtelschmuck zum Vorschein: sechs Gürtelschliessen, eine Schnalle, vier kleine Riemenenden, **56—62.**
zwei grössere und zwölf kleinere Riemenbeschläge. Alle diese Gegenstände bilden ein zusammengehöriges Ganzes. Die wunderschöne Arbeit stellt ein stark in Feuer vergoldetes belaubtes Zweiggeflecht vor. Unter den Gürtel-


82.
83.
84.
85.
77.
94.
87.
86.
88.
90.
89.
92.
100.
91.


101.
102
103.
104.
105
106
107.
109
113
108
111.
116.
110.
112.
117

schliessen und um dieselben fand ich die klebrigen Ueberreste des ganzen, bei Entfernung der Erde noch Silberschimmer zeigenden Ledergürtels doch dieser Metallglanz verschwand in Folge der Einwirkung von Luft und Licht in einigen Sekunden gänzlich. In der Gegend des Brustbeins traten wieder Bronzesachen zu Tage, und zwar ein kleineres Riemenende
63. mit dem oft vorkommenden Rankengewinde, ferner noch drei herzförmige, und zwei täschchenartige Riemenenden, hübsch vergoldet, deren Aussen-
64, 65. seite in feinster Ciselirung ein schön stylisirtes Blumenornament aufweist. Der Schädel war über die Stirne und über das linke Auge durch einen schrecklichen Hieb gespalten; den schönen, fehlerlosen Zahnreihen nach kann es ein Mann in den Dreissigern gewesen sein. Links vom Schädel stand in der Grabesecke eine vom Grünspan stark zersetzte grosse Bronzeschale, deren Rand bei der geringsten Berührung sich abbröckelte; den unteren Teil konnte ich auch nur so retten, dass ich ihn sammt der umgebenden Erde herausheben liess, und dann die Erde durch Aufweichung davon entfernte. — Dieses Grab allein nahm die Arbeit eines ganzen Tages in Anspruch, aber wenigstens nicht umsonst.[1]

Ebendort in der zweiten Reihe, etwas über deren Mitte gegen Osten zu kamen wir wieder an ein ausserordentlich breites und langes Grab. Einige Centimeter unter dem Humus warf der Spaten Topfscherben heraus, deshalb liess ich auch ganz vorsichtig mit dem Messer den Fleck untersuchen. Hier standen zwei Urnen neben einander, umgeben von einem ganzen Wall von Tellern, Töpfchen und Schalen, die aber leider fast alle zertrümmert waren. Unmittelbar unter dem Humus, also der von oben durchsickernden Nässe fortwährend ausgesetzt, wurden diese rohen und schlecht gebrannten, mehr nur am Feuer getrockneten Gefässe so mürbe, dass man manche wie Brei auseinander drücken konnte. Beide Urnen waren mit Asche, gemischt mit Erde und weissgebrannten Knochensplittern, gefüllt. In der einen Urne fand ich zwischen der Asche eine Zier-
66, 67. scheibe mit vier Speichen und eine zerbrochene Stecknadel aus Bronze, beide Gegenstände kamen später in den Gräbern auch häufig vor. — Einen Meter unter den Gefässen stiessen wir auf ein Pferdegerippe, das unmittelbar ober dem Sarge, dessen Spuren ich allsogleich erkannte, lag. Das mittelgrosse Männerskelett, mit asiatischem Schädelbau, war von der Brust bis zum Kopf mit einer dicken Schichte Kleidermoder bedeckt, das
68. grosse Riemenende lag auf der Brust, in der Magengegend die sechs Gür-
69, 70. telschliessen, und unmittelbar neben diesen die grosse Schnalle. Neben dem rechten Schenkelknochen befand sich das Dolchmesser, neben dem linken Knie waren in einem Knäuel drei Pfeilspitzen mit Dorn, zwei

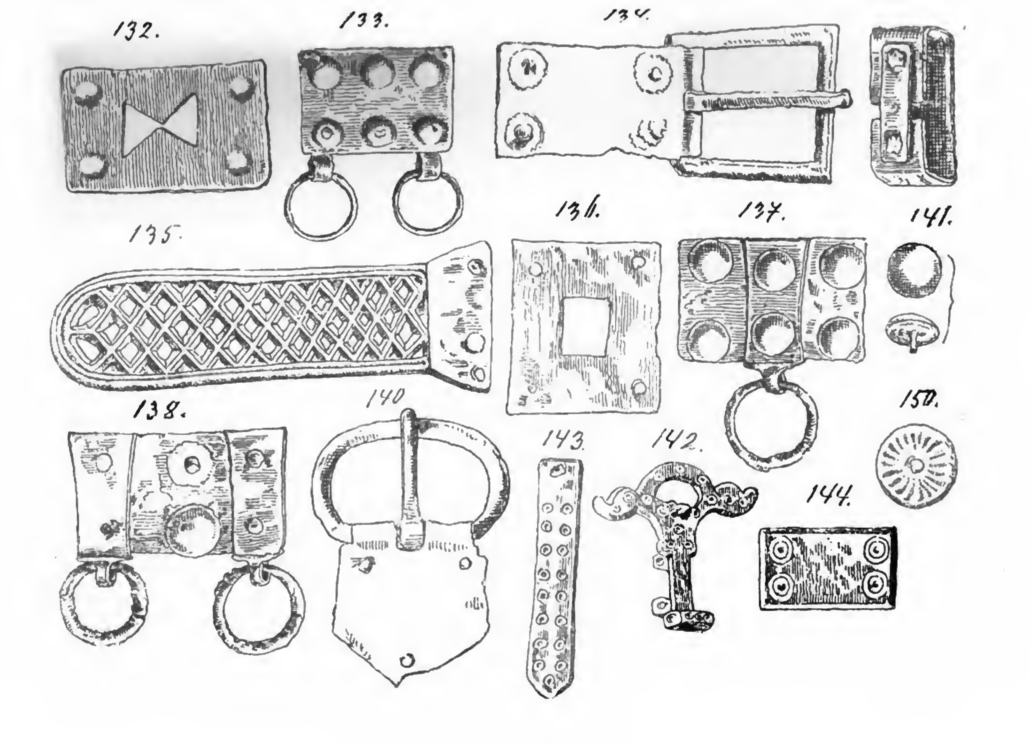
[1] Von dem daneben gewesenen reichsten Kindergrabe wird weiter unten die Rede sein.

kleinere Messer, Stahl und Stein. Dieser Gürtelschmuck ist, was Dimensionen anbelangt, der grösste, den ich gefunden habe. Das Riemenende ist 18, die Schnalle 8, die Gürtelschliesse 6 Cm. hoch. Die Verzierung ist an sämmtlichen Stücken ein und dieselbe: auf Ranken sitzen einwärts gebogene fleischige Blätter in durchbrochener Arbeit. Die vier Klammern des Riemenendes, die den Riemen aufnahmen, bilden Fratzengesichter. — Das Skelett selbst war hie und da schon zu einem rostgelben Staub zerfallen, der verhältnissmässig noch am besten erhaltene Teil des Schädels, der Unterkiefer, enthielt nur noch mehr einen einzigen, den linksseitigen vorletzten Stockzahn, ein Beweis, dass es ein sehr alter Mann gewesen sein muss. Ganz oben in der linken Ecke des Grabes kam neben dem Schädel eine faustgrosse zusammengerostete Masse zum Vorschein; bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass es lauter grössere und kleinere Eisenplatten waren, mit Bronzenägel durchschlagen. Zwischen zwei 5 Cm. langen und 2 Cm. breiten Platten stacken obereinander drei Gratianus-Bronzemünzen, auch fanden sich im Roste viele Silberfäden vor, mit welchen diese Eisenplatten ausgelegt waren. Ich habe mir redlich Mühe gegeben diese Eisenstücke in eine annehmbare Gestalt zu bringen, aber es ist mir nicht gelungen. Rechts vom Schädel waren noch die Ueberreste eines bronzebeschlagenen Holzbechers, und die Trümmer einer Bronzeschale. Der Holzhumpen mit eisernem Henkel stand gewiss in der Bronzeschale, beide wurden durch das Gewicht der Erde zerdrückt. Unter dem ausgebogenen Rand der Schale, wie auch um die Basis herum ist ein einfaches Linienornament sichtbar.

Am Ende dieser, nämlich von der Mauer des Stalles gerechneten zweiten Reihe im Osten, von dem eben beschriebenen Grabe nur durch einen kaum 40 Cm. breiten Zwischenraum getrennt, war wieder ein Männergrab und zwar auch ein über 3 Meter tiefes, dessen Fussende unter die Mauer des Polácsekgartens ging, in Folge dessen auch das Skelett nur bis zu den Knieen untersucht werden konnte. Neben dem rechten Schenkelknochen war der Henkel und die Reifen eines Holzkübels, mit dem eingedrungenen Sand zu einem Klumpen vereinigt. Darüber lag das grosse Dolchmesser mit einem sehr hübschen und grossen Bronzringe, der gewiss sehr
lange im Gebrauche war, da die Stelle, wo der Riemen durchging, canal- 71.
förmig ausgewetzt war. Unter der Griffzunge hing der einfache, ganz glatte
Zwinger aus Bronze. Ein kleines Riemenende mit Rankenornament sowie 72, 73.
der gleichförmig verzierte gerade Zierstab lagen zwischen den Schenkelknochen. Das rechte Handgelenk umspannte ein wuchtiger Armring aus
Bronze, nebenan war das grosse Riemenende, das einzige in seiner Art. 74.
Es besteht aus zwei Teilen. Der obere Teil, mit den auf beiden Seiten befindlichen, aber nicht erkennbaren Umrissen eines Tieres ist aus Platten zusammengefügt, der untere ist massiv, mit durchbrochener Arbeit, hängt mit



114.
115
118.
123
128.
120.
121.
119
127
122.
129.
125.
130
124.
126.
131


132.
133.
134.
135.
136.
137.
141.
138.
140
143.
142.
150.
144.

dem oberen mittelst einer durchlaufenden Axe zusammen und ist beweglich. Dieser untere, grössere Teil ist mit einem Blumenornament ausgefüllt. Auf den Beckenknochen lagen nahe zu einander sechs viereckige Gürtelbe-
75. schläge, zu dreien auf jeder Seite. Diese Beschläge haben ein geflügeltes, mit grossen Krallen versehenes greifartiges Tier in durchbrochener Arbeit. Der Greif, als Ornamentmotiv, kommt auf den Gegenständen des IV., V., und VI. Jahrhunderts in unzähligen Variationen vor, auch ich werde noch mehremale Gelegenheit haben, mich mit ihm zu beschäftigen. Dieser Gürtelschmuck wird noch durch eine Bronzeschnalle mit durchbrochener
76, 77. Arbeit und drei kleineren blattförmigen Riemenbeschlägen ergänzt.

Nachdem die übrigen Gräber entweder diesen gleichen, oder auf sie alles das anwendbar ist, was ich von den Gräbern im Allgemeinen gesagt habe, so werde ich mich im Folgenden nur auf die Beschreibung der verschiedenen Exemplare des vollständigen Gürtelschmuckes beschränken, aber, wo es eben nötig ist, auch die Nebenumstände nicht ausser Acht lassen.

Vollständiger Gürtelschmuck. 1. Sechs fein ciselirte Gürtelschliessen, ein grosses Riemenende, auf der Vorderseite mit Ranken, auf der Rückseite mit Wellenlinienornament, zwei kleinere Riemenenden mit Ranken-
78—84. geflecht, vier Riemenbeschläge und eine Zierschnalle.

2. Einfache Schnalle, zwei grössere Riemenenden mit Sternblumen, ein kleineres mit Ranken, ein anderes mit Linienzierde, ein sehr schöner gerader Zierstab, dessen einwärtsgebogene Enden Pferdeköpfe darstellen, und zwölf Riemenbeschläge. Von den letzteren waren mehrere zusammengeschmolzen, auch die übrigen Gegenstände waren rauh und geschwärzt,
85—90. infolge Verbrennung des Leichnams im Grabe.

3. Sechs Beschläge mit Greifen, eine Schnalle. Dieser Gürtelschmuck war auf beiden Gräberfeldern in mehreren Exemplaren vorhanden, mit oder ohne Riemenenden. Die Greifen gleichen einander, insofern sie alle in kauernder Stellung sind, an den Füssen haben sie entweder Krallen oder Hufe.

4. Ein grosses Riemenende mit durchbrochenem Blumenornament. Drei kleinere Riemenenden mit durchbrochenem belaubten Zweig in der Mitte. Fünf Gürtelschliessen mit Greifen, ein ebensolcher Beschlag. Eine viereckige Schnalle, auf deren Platte ebenfalls der Greif kauert, vier grössere Riemenbeschläge aus Astgewinde und zwölf kleinere blätterförmige. An diesem Gürtelschmuck ist die einstige Versilberung noch deutlich erkennbar. Zu diesem Funde gehört noch ein grosses Dolchmesser mit Ring und Zwinger, und ein kleiner Streithammer aus Eisen. In der Füllerde dieses
91—96. Grabes lagen mehrere Meterzentner Hausteine.

5. Einfache Schnalle ohne Platte, ein grosses Riemenende mit durchbrochenem Astornamente, dessen Klammern Trauben darstellen, zwei eben-

solche kleinere Riemenenden, ein Zierstab, sechs kleine glatte Schliessen, **97—99.**
ein grösserer, und neun kleinere glatte Riemenbeschläge.

6. Schnalle mit Platte, ein grosses und ein kleines Riemenende: dreizehn kleine Schliessen, alles mit durchbrochenem Rankengewinde. Vier grössere und zwölf kleinere Riemenbeschläge aus geschuppten Blättern. **100—104.**

7. Grosses Riemenende mit der Wellenlinie, sechs Schliessen mit ungeschlachten Greifen, einfache Schnalle mit eiserner Zunge, drei Riemenbeschläge mit Blasen-, und vier mit Punktornament. **105.**

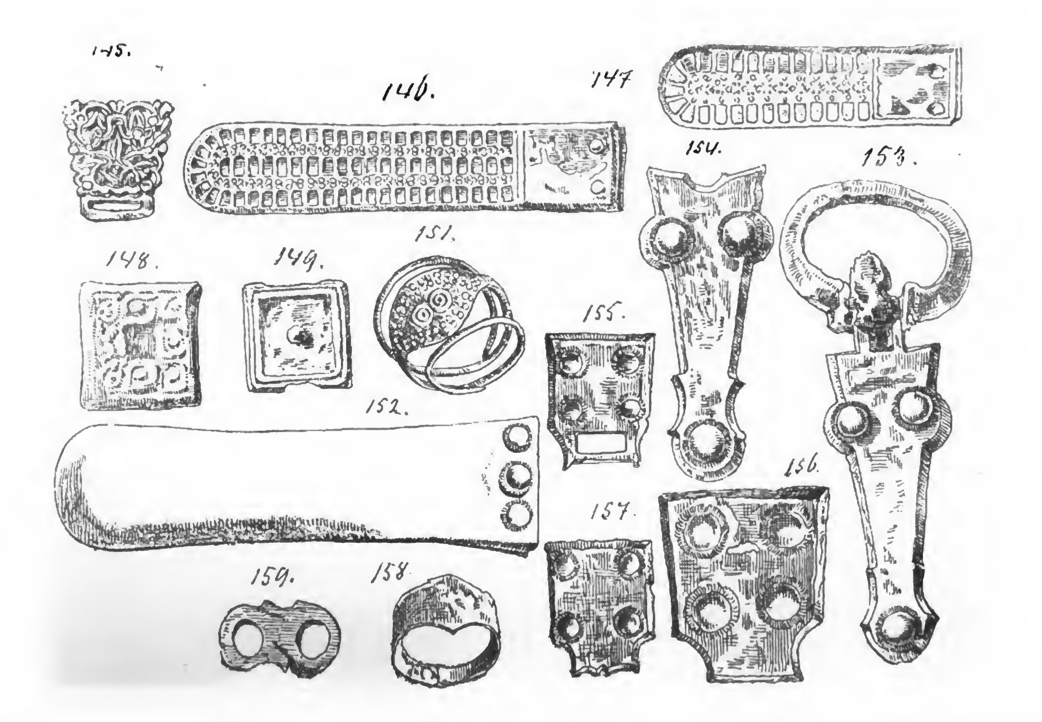
8. Ein grosses, vier kleinere und vier ganz kleine Riemenenden mit Rankengewinde, fünf runde Gürtelbeschläge mit Blumen in durchbrochener Arbeit, zwei grosse und vier kleine Beschläge aus Zweiggeflechte, ein **106. 107.**
Zierstab, und eine Schnalle mit Platte. Zu diesem Funde gehört noch ein grosses Dolchmesser mit eisernem Ringe, eine Pfeilspitze, ein kleineres Messer, ein durchlöchertes kleines Horn mit eingebrannten concentrischen Kreisen, und noch ein Gegenstand, den ich zwar beschreiben aber durch- **108.**
aus nicht bestimmen kann. Dies ist eine ziemlich unebene Kugel aus Bein, durch deren ausgebohrte Mitte ein Eisenstab gezogen ist, an dessen beiden Enden die Ueberreste von Eisenkettchen hingen. Dieser rätselhafte Gegenstand lag zwischen den verkrüppelten Knien eines jungen Mannes.

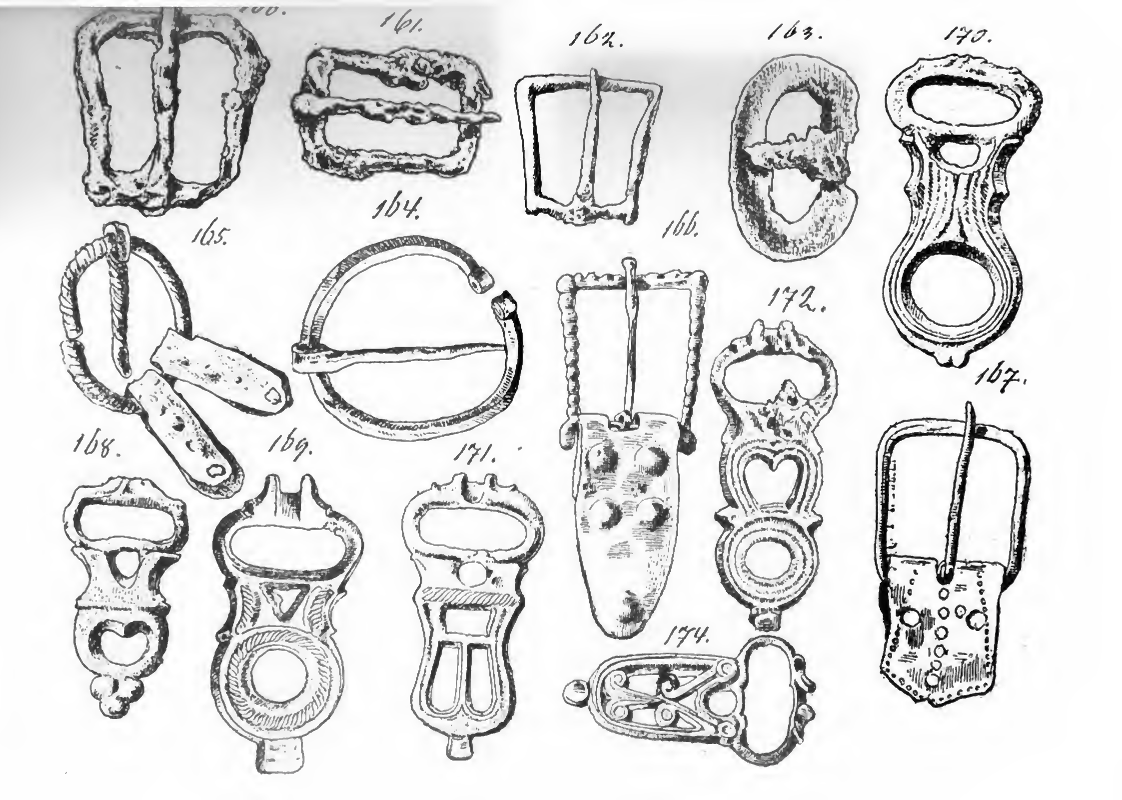
9. Ein grosses und vier kleinere Riemenenden, achtzehn kleine Schliessen, vier grössere, sechzehn kleinere Riemenbeschläge, alles mit dem oft **109.**
erwähnten Rankengewinde.

10. Ein mittelgrosses Riemenende, auf der Vorderseite mit drei Büscheln Blätterornament. Ein glatter Zierstab, sechs Schliessen, eine Schnalle, drei grössere und vier kleinere Riemenbeschläge mit Rankengewinde. **110—113**

11. Sechs Schliessen und zwei grössere Riemenbeschläge mit Ranken, einfache viereckige Schnalle ohne Platte.

Das Rankengewinde mit einwärts gebogenen fleischigen Blättern, der Greif, und das weiter unten näher zu besprechende Schrottkorn-, einfacher gesagt, Körnerornament scheint auf den Gegenständen der Völkerwanderungszeit ein permanentes und mehrere Jahrhunderte hindurch in Anwendung gewesenes Ziermotiv gewesen zu sein. Es wäre aber verfehlt, wenn man aus der Gestaltung z. B. des Rankengewindes auf die Altersverschiedenheit der Gegenstände einen Schluss ziehen wollte. Als Beispiel führe ich nur die unter 9, 10, und 11 angeführten Gürtelschmuckgruppen, sowie viele, sporadisch gefundene Bestandteile des Gürtelschmuckes an. Alle diese Sachen sind unstreitig aus einer Zeit, von einem Volk, oder wenigstens die Fabrikate eines Jahrhunderts, und weisen doch trotz des angewendeten homogenen Motivs, einen auffallenden, sozusagen handgreiflichen Unterschied unter einander auf, denn während die einen das Rankengewinde in plastischer, schwellender, wahrhaft künstlerisch ausgebildeter Form zeigen, dessen verschiedenartige Anordnung auf ein und demselben


145.
146.
147
148.
149.
151.
152.
153.
154.
155.
156.
157.
158.
159.


161.
162.
163.
170.
164.
165.
166.
172.
167.
168.
169.
171.
174.

Gürtelschmuck das Auge ergötzt, so ist hingegen bei anderen eben dieses Ornament platt, kalt, schematisch, sozusagen nur eine fabriksmässige Nachbildung. Daraus folgt eben nur soviel, dass man die homogen gezierten Stücke in einer und derselben Zeit schon verschieden erzeugte, dass daher bei diesem kein Alters- sondern höchstens ein Preisunterschied zu suchen sei.

12. Grosses Riemenende mit einwärts gebogenem Laubornament in durchbrochener Arbeit, weiters gleich verzierte sechs runde Beschläge, eine Schnalle und ein Zierstab. — Ausserdem gehören noch hieher: zwei grössere Riemenbeschläge mit Ranken, sechs solche in Akroteriumform, vier hufeisenförmige und zehn mit Blasen gezierte aus Bronzblech. Diesen Fund ergänzt noch ein Beil mit gerader Schneide. (Die Abbildung ist in ¹/₈ Grösse). Auf den Hauptgegenständen dieses sehr fein gearbeiteten
114—124. Gürtelschmuckes sind die Spuren der einstigen Vergoldung noch sichtbar.

13. Grosses Riemenende, mit schönem durchbrochenen Arabeskenornamente in Perlenrahmen. Ebenso gezierte vier Schliessen. Ein kleines Riemenende mit durchbrochenen Schlangenwindungen. Ein dicker Bronzering, mit in gleichen Distanzen aufgesetzten Kugelknoten. (Die Zeichnung
125—131. gibt die halbe Grösse.) Solche Ringe mit Kugelknoten tauchten im Ganzen sechs auf, mit Ausnahme des erwähnten immer nur einzeln, einer auf dem städtischen Gräberfelde, und fünfe am Dobogó. — Nachdem diese Ringe mehr oder minder mit Kugelknoten besetzt, auch in vielen vorzeitlichen Funden erscheinen, wäre ich geneigt zu glauben, dass diese Gegenstände unserer Gräberfelder auch noch aus der Vorzeit stammen; dem widerspricht aber der Umstand, dass diese Kugelknoten, in der kleineren Form von Schrottkörnern, auf sehr vielem weiter unten zur Sprache kommenden Frauengeschmeide vorhanden sind. — Zu diesem Funde gehört noch eine viereckige Schnalle ohne Riemenplatte, das selten fehlende Dolchmesser mit Ring und Zwinger aus Bronze.

14. Sechs länglich viereckige Plattenbeschläge, in deren Mitte zwei sich mit den Spitzen berührende Dreiecke ausgeschnitten sind, und vier ebensolche Gürtelschliessen mit herabhängenden Ringen. Eine viereckige
132—134. Schnalle mit Platte. Das einzige Ornament dieser Sachen bilden die Blasenköpfe der Nägel. Vier spitz zulaufende glatte mittlere Riemenenden. Das grosse Riemenende ist um so schöner, da dessen Körper ein sehr gefälliges
135. durchbrochenes Gitterwerk zeigt.

15. Gleich dem vorigen, nur dass die Ausschnitte viereckig sind. Bestandteile sind: sechs Beschläge, sechs Schliessen, vier kleine Riemenenden, eine Schnalle und ein Zwinger. Ich füge hier die Zeichnung eines
136—141. Nagels mit Blasenkopf bei.

Das grosse Riemenende dieses Gürtelschmuckes ist auch sehr schön, aber da ich den Gürtelschmuck sub 14 und 15 vielleicht auch in fünfzehn

Exemplaren fand, mit ganz anders verzierten grossen Riemenenden, — manchmal fehlte das grosse Riemenende ganz, — so will ich die Beschreibung dieser Riemenenden in einem eigenen Abschnitte liefern.

16. Fibulaförmige Schnalle, zwei kleine Riemenenden und vier quadrate Beschläge mit eingeschlagenen concentrischen Kreisen. Dieses, auf vorzeitlichen und römischen Sachen permanent erscheinende Ornamentmotiv, das auch auf vielen andern hiesigen Funden auftritt, beweist klar und deutlich den römischen Einfluss auf die Gegenstände meiner Gräberfelder, was ich übrigens auch noch auf eine andere Art werde constatiren können. Dieses Moment war auch die alleinige Ursache, dass ich diesen, sonst sehr unbedeutenden Gürtelschmuck einer besonderen Erwähnung **142—144.**
wert hielt.

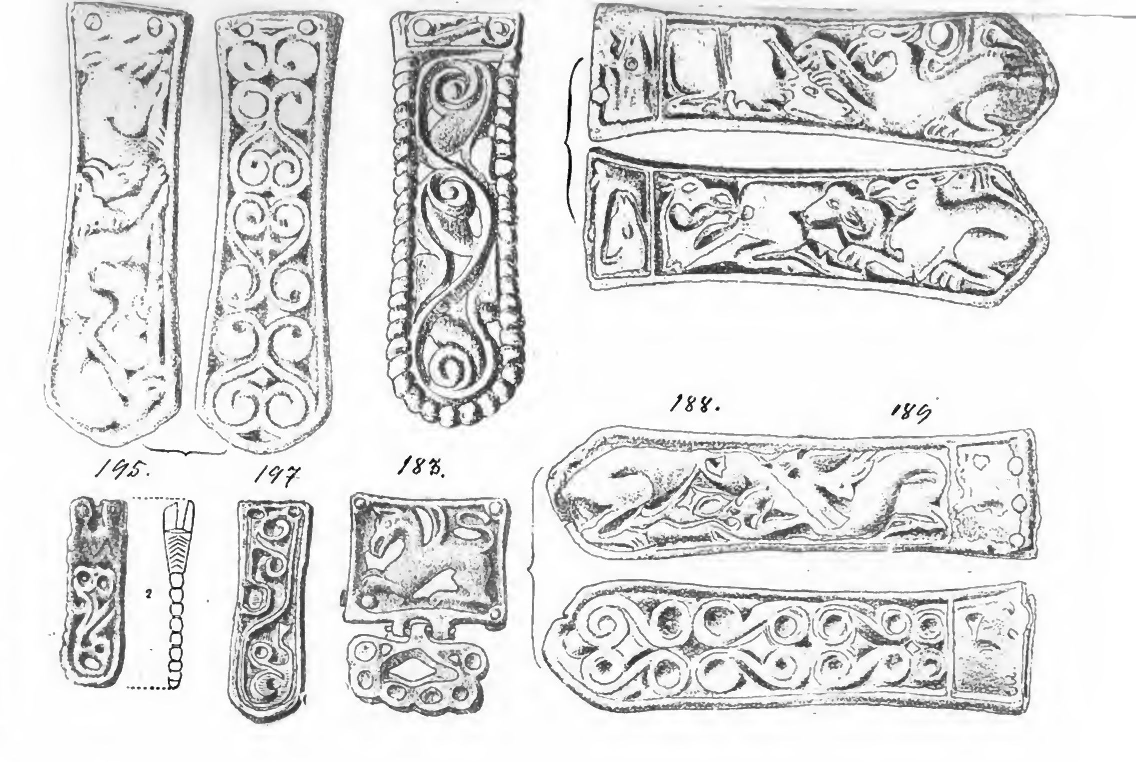
17. Glatte Schnalle und fünf stark vergoldete Schliessen. Die Vorderseiten der Schliessen prangen in einem reich ausgeführten Blumenschmuck. Dies war der erste Gürtelschmuck, überhaupt mein erster namhafter Fund am Dobogó und der erste Beweis seines gleichen Alters mit **145.**
dem städtischen Gräberfelde.

18. Zwei grosse und zehn kleinere Riemenenden aus massivem Guss, auf beiden Seiten mit sehr gefällig rangirtem Linienornament geziert. Sechs Beschläge mit gepressten maeanderartigen Linien, und zwei mit gepressten einfachen Linienrahmen. Drei massive Silberknöpfe mit Sternstrahlen. Neben diesem Gürtelschmucke fand ich das schönste Exemplar eines Fin- **146—150**
gerringes aus der Zeit der Völkerwanderung. Er besteht aus einer dicken Bronezspirale mit drei Windungen, die mittlere ist zu einer Stirnplatte ausgehämmert, in deren Mitte sich zwischen punzirten Punktreihen zwei **151.**
ebensolche concentrische Kreise befinden.

19. Grosses Riemenende, Schnalle, vier Schliessen, Zierstab, zwei grössere und vier kleinere Beschläge. Die Oberfläche dieser Sachen ist glatt, ihre Verzierung sehr originell. Und zwar sind am oberen Ende des **152—157.**
grossen Riemenendes drei grosse blaue Glastropfen sehr künstlich in Bronze gefasst, ebensolche sind auch in jeder Ecke der übrigen Gegenstände. Diesen Fund completirt noch ein Fingerring aus Bronzeblech mit breiter Stirnplatte, ein Doppelring für Riemen, eine Schlingenstange aus Bein, **158, 159.**
das obligate Dolchmesser und drei kleinere Messer.

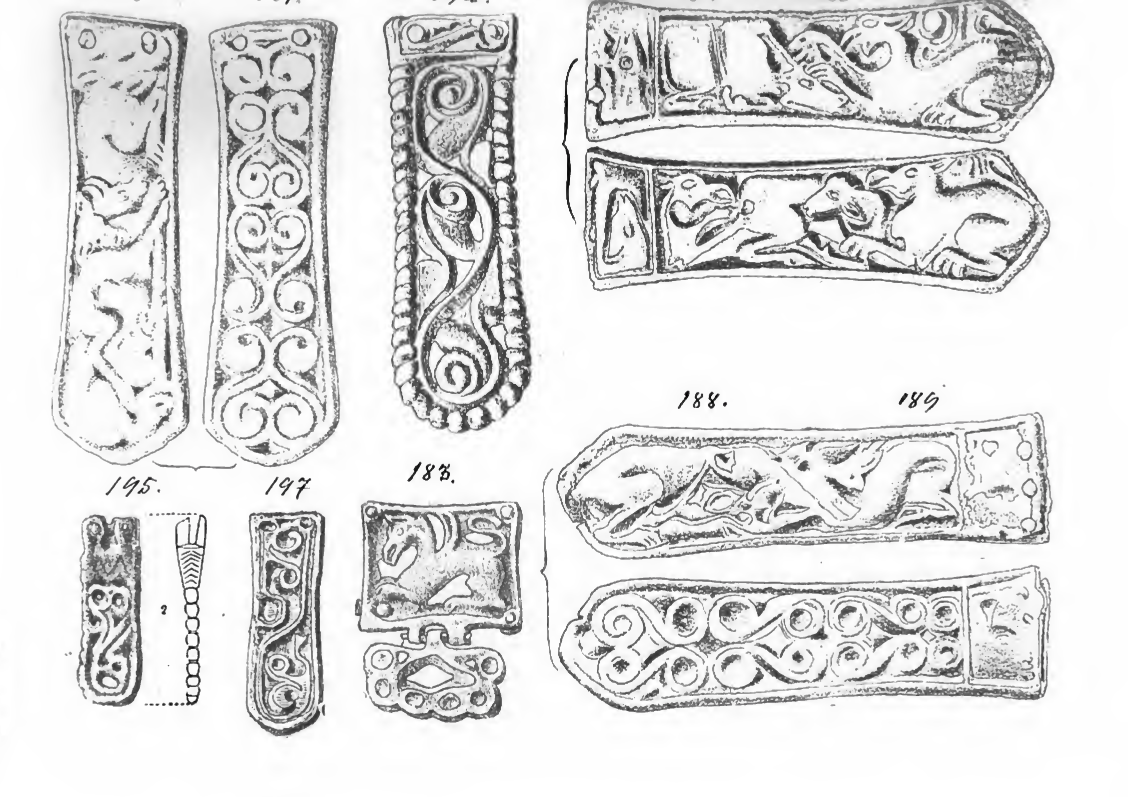
20. Mit dem obigen identisch, nur in einer um die Hälfte verjüngten Form. Die einzelnen Bestandteile eines solchen Gürtelschmuckes mit blauen Glasknöpfen, teilweise schon zerbrochen, fanden sich noch in zwei anderen, aber umwühlten Gräbern am Dobogó. Es ist characteristisch, dass dieser Gürtelschmuck, sowie auch andere Gegenstände mit eingesetzten blauen Glastropfen, wie Armbänder, Nadeln etc., nur auf einer begrenzten Stücke des Gräberfeldes auftreten. Ich machte die Erfahrung auf beiden Gräberfeldern, dass an gewissen Stellen die gleichen Schmucksachen


173.
177.
178.
179.
175.
180.
181.
182.
176.


188.
189
195.
197
187.
2



173.
177.
178.
179.
175.
180.
181.
182.
176.



188.
189
195.
197
185.

in überwiegender Zahl sich vorfinden. Die Ursache dieser Erscheinung ist meiner Ansicht nach die: dass in dem oder in den Jahren, in welchen eine oder die andere Stelle der Gräberfelder belegt wurde, diese oder jene Mode die herrschende war, daher das einst hier sesshaft gewesene Volk eben so den Strömungen der Mode huldigte wie die heutige Bevölkerung von Keszthely und seiner Umgebung.

Die sporadischen Teile des Gürtelschmuckes. a) *Die Schnalle.* Sehr häufig ist die einzige Beigabe, der einzige Schmuck des ledernen Männergürtels die Schnalle. Bei armen Leuten war der Gürtel selbst nichts weiter als ein die Lenden umspannender einfacher Riemen, von dem rechts an einem kleineren Riemen das unvermeidliche Messer
160, 161. herabhing. Die Schnallen der Armen sind einfache und schmucklose Eisenschnallen, entweder viereckig oder oval, sehr selten mit einer Riemenplatte, und sind zumeist so vom Roste zerfressen, dass sie bei der leisesten Berührung in Trümmer gehen. Trotz dem übersteigt die Zahl dieser Schnallen und der eisernen Messerscheideringe mehrere Hundert, die ich noch in erkennbarem Zustande zu Tage förderte, ja es waren sogar Fälle, wo bei dem Gürtelschmuck aus Silber oder Bronze auch nur eine eiserne Schnalle war.
162, 163. Einfache Bronzeschnallen, wo der Riemen unmittelbar an deren unteres Ende befestigt war, fand ich häufig. Diese sind entweder viereckig oder oval, die Zunge war bei den meisten von Eisen, daher abgerostet, so dass nur die Schnallenrahmen vorhanden sind. Unten offene Schnallen kamen auch mehrere vor, auf einer hingen zwei Plättchen mit Nägeln, an denen der
164, 165. Riemen angeschlagen war. Den Uebergang zu den eigentlichen Zierschnallen bilden jene, die eine glatte, mitunter mit kleinen getriebenen Blasen geschmückte breite Riemenplatte haben; auch ist häufig der Rahmen dieser
166, 167. aus einem Perlenstab gebildet.

Die bisher angeführten Schnallen sind auf beiden Gräberfeldern zu Hause. Die jetzt zu besprechende Schnallengruppe ist eine Specialität des Dobogó,[1] und zwar nur einer mässig grossen, kaum hundert □Meter ausmachenden Stelle. Diese Schnallen gehören, trotz ihrer gefälligen Gestalt, doch nicht zu den eigentlichen Zierschnallen meiner Gräberfelder, weil sie ganz eigen geformt sind und wahrscheinlich durch Handel hieher gelangten, und gewiss nicht Fabrikate jener Werkstätten sind, aus denen der übrige Gürtelschmuck hervorging, obzwar dessen einzelne Bestandteile auch mit diesen Schnallen zusammen gefunden worden. Diese Schnallen, von denen ich die sieben Hauptformen vorzuführen gedenke, sind ganz in einem Stücke gegossen und mehr oder minder geigenförmig. *a)* Ovaler
168. Rahmen, an dessen unterem Teile, wie bei einem jeden, eine kleine runde Oeffnung zur Aufnahme der meistens eisernen Zunge. An den Rahmen

[1] Neuestens fand sie sich auch auf dem benachbarten Páhoker Gräberfelde.

schliesst sich ein glatter Hals mit convexen Rändern, der sich zu einem Ring erweitert. Als Abschluss ein Kugelknoten. *b)* Aehnlich den obigen, **169.**
nur ist der Hals mit einem convexen Stabglied, und der Ring zwischen zwei flachen Stabgliedern mit einem gerippten verziert. Schluss viereckig.
c) Schlanker als die vorigen, der untere Ring ist mit von oben herablau- **170.**
fenden schmalen Stabgliedern eingefasst. *d)* Hübsche Form, am unteren **171.**
Teile mit drei Oeffnungen. *e)* Am unteren Teile mit einer herzförmigen **172.**
und einer kreisrunden Oeffnung. *f)* Hals mit Linienornament, unten huf- **173.**
eisenförmige Oeffnung. Stark beschädigt. *g)* Die schönste habe ich ans Ende **174.**
aufgespart. Ihr unterer Teil ist eine längliche Hufeisenform mit Kugelabschluss, die kreuzweise hineinlaufenden Stabglieder endigen in zwei Paar Schneckenwindungen. Diese Schnalle ist aus einer grauweisslichen Legirung gegossen.

Auf dem Gebiete dieser Schnallen fand ich noch eine andere, die **175**
auffallend unseren heutigen Hosenträgerschnallen ähnlich sieht. Sie hat drei zusammenhängende Zungen, der viereckige Rahmen ist oben mit drei Knöpfen verziert. Ein ganz gleiches Exemplar wurde vor mehreren Jahren in Begleitung von Bronzringen, die mit Kugeln dicht besetzt waren, im Comitate Somogy ausgegraben und befindet sich jetzt im Gymnasial-Museum zu Gross-Kanizsa.

Uebereinstimmend mit unserm Gürtelschmucke sind die oft zwar ganz einzeln, häufig aber mit ein zwei Bestandteilen des Gürtelschmuckes gefundenen Zierschnallen, die entweder eine ovale oder in Herzspitz auslaufende Riemenplatte haben, in der das Ende des Riemens mit Nägeln befestigt war. Diese Platten sind entweder gegossen, mit durchbrochener Arbeit geschmückt, oder sie sind aus zwei dicken Blechstücken, von welchen das obere ein ciselirtes oder eingepresstes Ornament zeigt, das untere aber glatt ist. In der nachstehenden Serie sind nur specielle Formen angeführt, denn ich muss bemerken, dass es Formen gibt, die in verschiedener Grösse mitunter sehr häufig vorkommen.

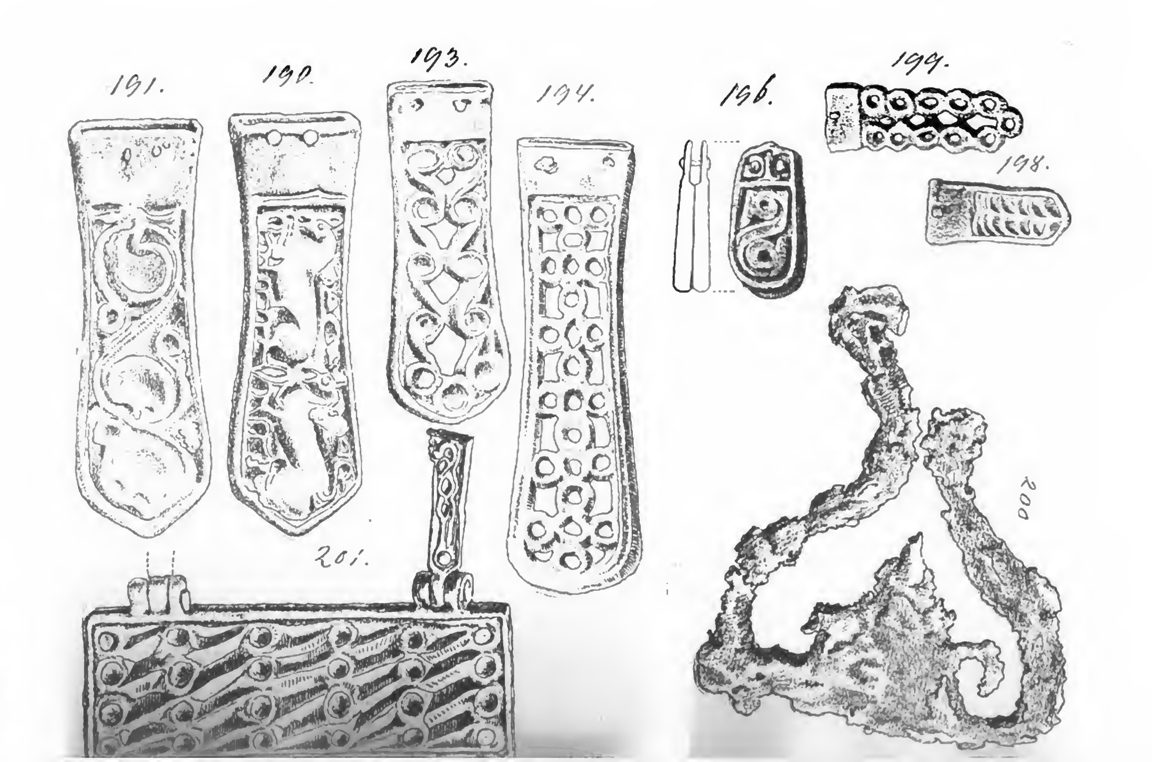
1. Viereckige Schnalle, Platte massiv mit Schneckenwindungen. In **176.**
mehreren Exemplaren vorhanden.

2. Oval mit Eisenzunge. Die Platte mit sehr geschmackvollen Arabes- **177.**
ken in durchbrochener Arbeit.

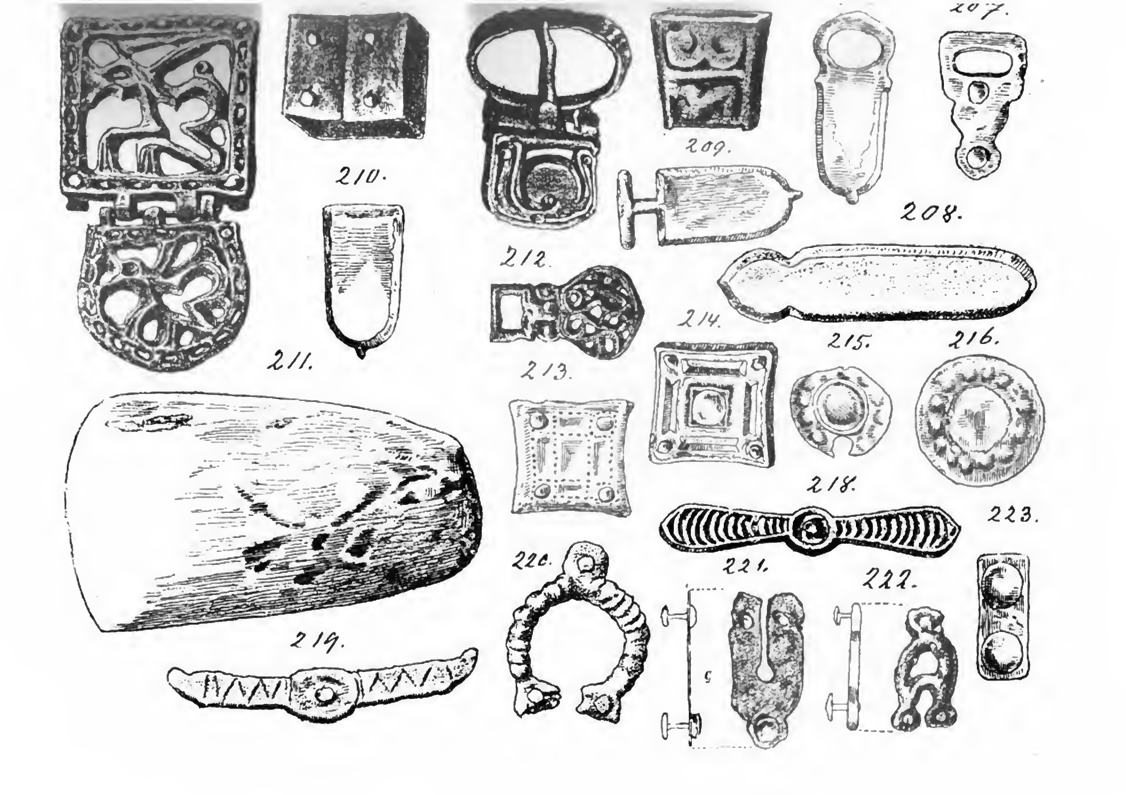
3. Ovaler Perlenrahmen. In der Platte Kreuzstab, durchbrochen. **178.**

4. Oval. Auf der breiten Platte zwei grosse Schneckenwindungen.
Rechts und links Linienornament, in der Mitte eine menschliche Maske. **179.**
Geziertes Schlussglied.

5. Sehr schöne Schnalle, Ergänzungsstück des unter *g)* beschriebenen **180.**
silbernen Gürtelschmuckes. Unter dem ovalen Rahmen ein schmaler mit Wellenlinien gezierter Hals, auf dessen beiden Seiten stylisirte langschnäblige Vogelköpfe ausgravirt sind. Zwischen diese reicht die Spitze des auf



191.
190.
193.
194.
196.
199.
198.
200
201.


207.
208.
209.
210.
211.
212.
213.
214.
215.
216.
218.
219.
220.
221.
222.
223.

der Platte befindlichen umgekehrt gravirten Herzens, das dreifach eingesäumt ist; der äusserste Saum ist ein glatter schmaler, der mittlere ein breiterer gerippter, der dritte ein gewellter Rundstab, in der Mitte prangt eine dreiblätterige Lilie.

Es würde zu weit führen, wenn ich sämmtliche oft ganz minutiöse Variationen dieser Schnallen aufzählen wollte. Ich muss in dieser Hinsicht auf meine im Budapester Nationalmuseum aufgestellte Sammlung verweisen, wo der Leser sie alle selbst besichtigen kann. Als Curiosum will ich noch erwähnen, dass in einem Grabe am Dobogó auch das Bruchstück einer grossen Schnalle aus Bein gefunden wurde.

b) *Riemenenden.* Die Riemenenden kommen einzeln, auch paarweise in Gesellschaft von ein-zwei Schliessen, oder einer eisernen Schnalle auch zerstreut vor, manchmal sogar in Kindergräbern, was als Attribut der männlichen Sprösslinge gelten kann. Allgemein giltige Regel aber ist: dass das grosse Riemenende ausschliesslich nur in Männergräbern auftrat, und dass die schönsten Riemenenden, die mit Figuralzeichnung gezierten, immer nur einzeln zum Vorschein kamen.

a) *Riemenenden mit Figuren.* 1. Auf der Vorderseite wird ein Reh von
181, 182. grosskralligen Tieren zerfleischt. Auf der Rückseite Rankengewinde. Dieses Stück gehört zu jenen Funden des städtischen Gräberfeldes, die mir noch in Steinamanger für das Eisenburger Comitatsmuseum eingeschickt wurden, und die bei jener Gelegenheit gemacht wurden, als Herr V. Reischl d. j. einen Teil seines Gartens behufs Hopfenanpflanzung rigoliren liess. Möglich, dass in demselben Grabe ein ganzer Gürtelschmuck war, wenigstens scheint die gleichzeitig gefundene und mir zugeschickte Schliesse mit dem
183. Greifen darauf hinzudeuten.

2. Oben auf beiden Seiten ein kauernder Hase. Auf der Vorderseite sitzt ein grossknalliger Greif, vor ihm liegen zwei unbestimmbare Tiere. Auf der Rückseite ebenfalls ein Greif, der ein stierförmiges Tier zu
184, 185. Boden tritt.

3. Auf der Vorderseite ein Stier, der zwei in einander verwickelte
186, 187. Tiere angreift. Auf der Rückseite Rankengewinde.

4. Eine Variation der Tierhetze unter Nr. 1. Auf der Rückseite
188, 189. Rankengewinde.

5. Auf der Vorderseite zwei hintereinander sitzende Greife. Rück-
190, 191. seite wie oben.

b) *Andere grosse Riemenenden.* 1. Geschmackvolles, massives Riemenende mit durchbrochener Arbeit. Rankengewinde mit herzförmigen Blät-
192. tern und länglichen Dolden in geperlten Rahmen.

193. 2. Massiv, mit durchbrochenen Arabesken.

3. Durchbrochen, mit ovalem Schluss; geziert mit gerippten Ringchen,
194. die fünf übereinander stehende Kreuze bilden.

Es wäre überflüssig auch noch die anderen vorhandenen grossen Riemenenden zu beschreiben, da sie doch nur, und häufig sehr unbedeutende Variationen der schon bekannten Formen darstellen.

Die vielen zerstreut gefundenen kleinen Riemenenden zeigen ver- **195—199**
hältnissmässig wenig neue Formen. Die Mehrzahl hat Ranken oder Arabesken. Es sind auch welche da mit liegenden Miniaturgreifen, einige sind mit Palmetten verziert, andere wieder sind aus durchbrochenem Geriemsel gebildet.

c) *Gürtelschliessen.* Von eisernen Schliessen kann ich nicht viel sagen, weil ich nur eine einzige, zwar sehr beschädigte, aber doch noch erkenn-
bare gefunden habe. Ihr breiteres Ende war mit Nägeln an den Gürtel **200.**
befestigt, ihr schmäleres, durch das der betreffende Haken ging, ist schadhaft. — Viel interessanter sind die einzeln, zu zweien oder zu dreien
gefundenen Schliessen aus Bronze. Von ersteren ist zu erwähnen eine läng- **201.**
liche, blattförmige glatte Platte mit in Hackenform gekrümmter Spitze. — Vom städtischen Gräberfelde ist eine einzelne Schliesse merkwürdig. Sie
besteht aus einer massiven länglich viereckigen Platte, auf der Aussenseite **202.**
mit tief eingravirten in Schnecken sich endigenden Wellenlinien in vier Reihen, die die ganze Aussenseite in fünf Felder teilen. Am unteren Ende der Platte befinden sich zwei bewegliche Hakenglieder — das eine ist ober der Axe abgebrochen und fehlt, ebenfalls mit gezierter Aussenseite. Das fehlende Hakenglied konnte trotz eifrigen Suchens nicht gefunden werden, ich meine daher, es müsse schon damals gefehlt haben, als man den Leichnam bestattete. Das ganze Stück war reich vergoldet.

Von den paarweise gefundenen Schliessen, überhaupt von unseren sämmtlichen Schliessen sind die schönsten ebenfalls vom städtischen Gräberfelde, und zwar aus einem sehr tiefen Grabe des Polácsekgartens. Ihre Erbeutung war mit vielen Umständen verbunden, da die nördliche Seite des fast vier Meter tiefen Grabes, in nächster Nähe des Ustuariums, also voll mit Asche, einstürzte, bevor wir das Skelett erreichten, und einen meiner Arbeiter unter sich begrub, den wir zwar recht bald aus seiner unbequemen Lage befreiten, der aber den ganzen Tag nicht mehr zu gebrauchen war. Nach einigen Stunden angestrengter Arbeit erreichten wir endlich die schon ganz zu Staub gewordenen Gebeine, neben welchen ein Dolchmesser mit Zwinger, die Reste eines Humpens aus Holz, die
obere Hälfte eines Riemenendes mit dem Hasen, und endlich die zwei **203—205.**
grossen Schliessen lagen. Diese reich vergoldeten Schliessen bestehen aus einem oberen viereckigen, und einem unteren beweglichen ovalen Glied, in beiden stehen höchst unförmliche Greife mit Flügeln und grossen Krallen in durchbrochener Arbeit, der Rahmen beider Glieder ist durchlöchert. Der Gürtel mit den Schliessen hat sich höchst wahrscheinlich beim Begräbniss verschoben, und kamen die Schliessen unter den Körper zu liegen,

da meine Arbeiter schon ganz ärgerlich das Grab verlassen wollten, und nur auf meinen besonderen Befehl die Stelle unter den Beckenknochen noch einmal tiefer als gewöhnlich untersuchten, und da kamen erst die Schliessen zum Vorschein als reiche Schadloshaltung des ausgestandenen Schreckens und der grossen Mühe.

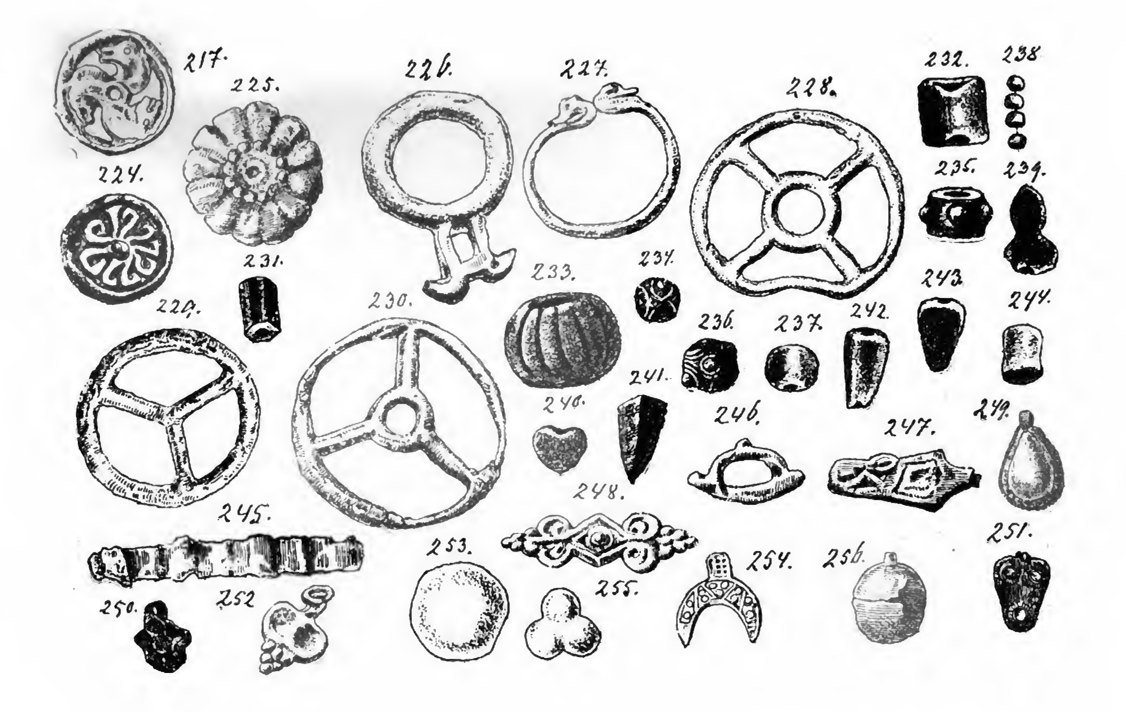
In einem Grabe am Dobogó waren zwei verschiedene Schliessen,
206—210. zwei Beschläge und ein Zierstab, alles mit ganz glatter Aussenseite, die ich nur deshalb erwähne, weil neben ihnen ein polirtes Serpentinbeil, der
211. einzige vorzeitliche Gegenstand, den ich auf meinen Grabfeldern fand, lag. Was dieses vorgeschichtliche Ueberbleibsel in einem Grabe der Völkerwanderungszeit sucht, ist mir ganz unbegreiflich, wenn ich nicht voraussetzen will, dass dieses Volk die gelegentlich gefundenen Steinwerkzeuge, eben so wie unsere heutigen Landleute, zu abergläubischen Heilungsversuchen gebrauchte. — Endlich führe ich hier noch ein Schliesse
212. von kleinerer Form an, die auf beiden Gräberfeldern sehr oft vorgekommen ist.

Die übrigen Teile des Gürtelschmuckes und die Zierscheibe. Zu den häufig erschienenen viereckigen Gürtelbeschlägen gehören die entweder mit Punktreihen verzierten, oder die in ihrer Mitte
213, 214. einen gefassten Glastropfen von verschiedener Farbe haben.

Die gewöhnlichsten runden Beschläge sind die mit punzirten Kreisen
215, 216. oder Buckeln verzierten. Besonders hübsch ist ein runder, gegossener, und nur in einem einzigen Exemplare gefundener Beschlag, der in durchbrochener Arbeit drei aus dem Mittelpunkt herausstrebende Pferdenacken
217. zeigt und sehr der altertümlichen mystischen Triquetra, Dreifusse, gleicht.
218. Der mit kreisschnittartigen Linien verzierte Zierstab ist eben nicht selten.
219. Zierstab aus Eisen war ein einziger mit der Zickzack-Linie verzierter zu finden. Hübsch aber selten sind die in Schlangenköpfen auslaufenden,
220. hufeisenförmigen Riemenbeschläge. Der hufeisenförmige Riemenbeschlag aus Blech, sowie der einfache gegossene, wie auch nicht minder der vier-
221—223. eckige aus Blech mit Blasen waren überall in grosser Anzahl anzutreffen.

Knöpfe als Riemenzier waren überhaupt selten, wir haben glatte
224, 225. und gezierte. Von den letzteren bringen die Abbildungen zwei sternförmige, die im Centrum durch einen Nagel an den Riemen befestigt waren, und sind massiv, wo hingegen die runden Gürtelbeschläge in der Regel aus Blech sind und immer drei Nägel aufweisen.

Mit dem Gürtelschmuck steht gewissermassen im Zusammenhang auch jener Ring an der Dolchscheide, durch welchen der kleinere Riemen ging, mittelst welchem der Dolch vom Gürtel herabhing. Diese Ringe waren zumeist aus Eisen, aber es gibt auch viele von Bronze, es sind dies grössere oder kleinere glatte Fabrikate, aber es gibt auch einige hübschere
226. unter ihnen, wie z. B. der mit einem eigenen Ansatz zur Aufnahme des an


217.
225.
226.
227.
228.
232.
238
224.
235.
239.
231.
234.
233.
243.
229.
230.
236.
237.
242.
244.
241.
240.
246.
247.
249.
248.
245.
251.
253.
254.
256.
250.
252
255.

226, 227. der Scheide befindlichen Hakens; oder ein anderer aus dickem Bronzedraht, dessen Enden zu Vögelköpfen gestaltet sind.

Ich will hier noch einen Schmuckgegenstand berühren, der zwar immer bei Männerskeletten, aber selten an dem gewohnten Orte des Gürtelschmuckes, sondern zumeist höher, in der Gegend des Brustbeins zum Vorschein kam. Dies ist die Zierscheibe. Von der in einer Urne gefundenen war schon die Rede, die übrigen sind aus den Gräbern. Unsere Zeichnun-
228—230. gen zeigen die drei Hauptformen derselben. Die erste ist ein Rad mit drei Speichen, die zweite mit einem inneren Ring und drei, die dritte mit einem ebensolchen und vier Speichen. Dass diese Scheiben entschieden als Schmuck irgend eines Gewandstückes gedient haben, beweist der Umstand, dass auf ihrer rostigen Rückseite der Abdruck des Stoffes deutlich sichtbar ist.

Rückblick auf den Gürtelschmuck. Wenn ich den in so vielen Exemplaren erhaltenen, und wesentlich die gleichen Bestandteile aufweisenden Gürtelschmuck unserer Gräberfelder betrachte, so ist es unmöglich jene frappante Aehnlichkeit, die zwischen diesen und dem in späteren fränkischen Gräbern gefundenen Gürtelschmucke unstreitig besteht, nicht zu bemerken. Und dennoch ist es eben so klar, dass unser Gürtelschmuck aus einer bedeutend früheren Epoche ist, als der der Franken. Ich will durchaus die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, als ob unser Volk den Gebrauch dieses Schmuckes nicht von einem nordischen Volke hätte lernen können, kamen ja doch alle Völker dieser bewegten Zeit mit den vom Norden nach Süden und von da wieder gegen den Westen ziehenden germanischen Völkern notgedrungen in Berührung. Diesbezüglich will ich nur auf das grosse Werk Lindenschmits vom germanischen Museum in Mainz verweisen, worin sich Abbildungen von römischen Grabsteinen befinden, auf welchen Centurionen und Signiferi germanischer Abkunft in ganzer Ausrüstung sichtbar sind, wo man aber auch den beschlagenen Gürtel, das von dessen Mitte herabhängende und aus gezierten und in Metallhülsen sich endigenden Riemchen bestehende Bündel deutlich unterscheiden kann. Die römische Herrschaft ging aber in den Gauen des eigentlichen Germaniens viel früher zu Ende als in Pannonien. Und was lässt sich daraus folgern? Das, dass dieser Gürtelschmuck schon unter und zwischen den Römern, besonders in den nördlichen und westlichen Grenzländern des Imperiums, allgemein in der Mode war, welcher Mode auch die Völkerwanderungszeit huldigte, und deren, wenn auch schon sehr abgeschwächte Spuren auch noch in den altungarischen Gräbern des X. Jahrhunderts zu verfolgen sind. Die Menschen einer Periode, die ein Kampf Aller gegen Alle war, wenn sie auch noch so prunksüchtig waren, wie eben alle Völker minderer Civilisation sind, haben durchaus nicht die Musse gehabt, neue und neue Formen von Schmucksachen zu

erfinden, sie übernahmen die Form, die ihnen am meisten zusagte, bildeten sie vielleicht nach ihrem eigenen Geschmack um und aus, ohne aber an der eigentlichen Grundform Jahrhunderte lang eine wesentliche Aenderung zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Wilhelm Lipp.

XL. JAHRESVERSAMMLUNG DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Die bedeutendste ungarische schönwissenschaftliche Gesellschaft hielt am 6. Februar d. J. in Gegenwart eines überaus zahlreichen Publikums ihre diesjährige Jahresversammlung. Paul Gyulai, der Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft, eröffnete dieselbe mit der folgenden Ansprache:

Geehrte Versammlung!

Es sei mir gestattet in meiner Eröffnungsrede eine Frage zu erörtern, welche den Menschengeist immer beschäftigt hat, seit er über die Kunst denkt, welche schon oft mehr-weniger entschieden geschienen hat, welche sich aber dennoch in einer oder der anderen Form fast jeden Tag erneuert. Ich meine *das Verhältniss der Sittlichkeit zur Kunst, insbesondere zur Poesie.* Die Frage ist allerdings viel complicirter, als dass sie in einer Viertelstunde entwickelt werden könnte, aber vielleicht reicht auch diese Zeit hin, um einige Ideen ins Licht zu stellen.

Die Moralisten, gleichviel ob sie auf dem Boden der Religion oder der Philosophie stehen, würdigen die Kunst mehr-weniger nur insoweit sie ihrem Zwecke dient, sind aber wenig geneigt, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Plato war ein Feind der Dichter und duldete in seiner Republik kein anderes Dichtwerk, als die zum Preise der Götter geschriebenen Hymnen und die das Andenken grosser Männer feiernden Oden. Die Stoiker hielten die Kunst für blossen Luxus, die Epikuräer für eine Feindin der Weisheit. Die Kirchenväter bewiesen eine gleiche Strenge. Die Renaissance milderte die starren Ansichten mehr in der Praxis, als im Princip; aber alsbald regte sich eine starke Reaction. Der Puritanismus war ebensosehr ein Feind Shakespeare's, wie der Jesuitismus Molière's. Das 18. Jahrhundert, welches so viele Vorurteile zerstörte, beschränkte nicht sehr die Forderungen der Moralisten, die in milderer Form auch im laufenden Jahrhundert sich fortwährend erneuern. Auch jetzt fordern Viele von der Kunst, insbesondere von der Poesie, den Cultus des sittlichen Ideals, sie machen die Versinnlichung der sittlichen Ideen zu ihrer obersten Pflicht und erwarten von ihr, dass sie die Menschen das Gute ebenso lehre, wie die Wissenschaft das Wahre.

Gegenüber diesen Forderungen hat die Poesie stets ihre Unabhängigkeit bewahrt, und wenn sie sank und auch in sittlicher Hinsicht Tadel ver-

diente, war der Grund davon nicht so sehr, dass sie den Forderungen der Moralisten nicht Genüge leistete, sondern vielmehr, dass sie ihre eigene Natur, ihren Zweck und ihre Mittel nicht kannte. In Wahrheit ist der Zweck der Poesie und überhaupt der Kunst weder mehr noch weniger als dies, dass sie ein schönes Kunstwerk schaffend den Geist ergötze und im Herzen erhabene, edle und angenehme Empfindungen errege. Wählt sie anstatt des Schönen das sittlich Gute zum leitenden Princip, so geht sie ihrer Wirkung verlustig, ohne der Sittlichkeit einen wahren Dienst leisten zu können. In der Tat besteht zwischen der Poesie und Sittlichkeit keine Gegnerschaft, ja die eine ist bis zu einem gewissen Punkte die Verbündete, aber nie die Sklavin der andern. Die Poesie kann der Sittlichkeit selbst in dem Falle nützen, wenn sie mit ihr in keiner Verbindung steht, aber als ihre Sklavin kann sie diese selbst dann nicht genügend unterstützen, wenn die Verbindung in der Tat eine sehr enge ist.

Die Forderungen der Moralisten würden vor Allem den Kreis der Poesie einengen. Nicht blos im Kreise der Poesie, sondern auch anderer Künste giebt es gar manches Werk, welches eben so wenig sittlich, wie unsittlich ist. Was hat etwa ein Landschaftsbild oder ein Porträt, ein heiteres oder trauriges Musikstück, ein einfaches Lied, welches die naive Freude oder Betrübniss des Herzens singt, mit der Sittlichkeit zu schaffen? Und von alle dem müssten wir Umgang nehmen, wenn wir anstatt des Schönen das sittlich Gute als leitendes Princip annähmen. Aber auch dort, wo die Sittlichkeit mit der Poesie enger verknüpft ist, wie in der dramatischen und erzählenden Poesie, ist es unmöglich die Forderung der Moralisten zu acceptiren. Sie fordern oft anstatt des Ideals des Schönen das sittliche Ideal, nicht die ideale, das ist, künstlerische Zeichnung des Menschen, sondern das sittliche Ideal des Menschen, als Vorbild, zum Zwecke der Nachfolge. Aber ist dies wohl genug poetisch wirksam, und eben deswegen zugleich genug sittlich? Schon Aristoteles hat gesagt, die Tragödie könne zu ihren Helden weder ganz tugendhafte, noch ganz böse Menschen erwählen, weil sie nicht im Stande sind, die gemischten Empfindungen der Furcht und des Mitleids zu erregen. Und mehr-weniger gilt dasselbe auch für die erzählende Poesie. Homer's zürnender Achilles ist eine poetischere Gestalt als Virgils frommer Aeneas. Die sittlichen Ideale lassen das menschliche Herz kalt und versetzen es höchstens in Staunen, aber der kämpfende, irrende und leidende Mensch rührt es. Die Poesie ist nicht die Darstellung der abstracten Sittlichkeit, sondern des lebendigen Menschenherzens im tausendfachen Wechsel der Affecte und Verhältnisse. Das wahrhaft Schöne kann nie unsittlich sein, aber das Sittliche ist an sich noch nicht schön, und das schöne Kunstwerk wirkt auch auf die Sittlichkeit nicht rein mit seiner sittlichen Tendenz.

Auch kann die Versinnlichung der sittlichen Ideen nicht der directe Zweck der Poesie sein. Ganz gewiss kennzeichnet das, worüber wir weinen

oder worüber wir lachen, unser sittliches Gefühl, aber die sittlichen Ideen erschöpfen nicht den Begriff des Tragischen und Komischen. Die sogenannte sittliche Weltordnung, im Conflict mit welcher das Individuum zur tragischen oder komischen Gestalt wird, ist nicht blos ein Complex rein sittlicher Ideen, sondern überhaupt der Gesetze des menschlichen Lebens, welche auf der Notwendigkeit der Dinge beruhen, und auch jene in sich fassen, ja dieselben beherrschen, wie das griechische Fatum selbst die Götter. Hätte die Tragödie und Comödie keinen anderen Zweck, als uns vor Augen zu führen, dass die Verletzung gewisser sittlicher Gesetze traurige oder komische Folgen nach sich ziehe, so würde dies weder genug poetisch, noch genug wirksam sein. Der Dichter führt mehr vor Augen: das innere Wesen des Menschen, die Entwickelung der Leidenschaften, die Abgründe des Herzens, die Macht der Verhältnisse. Die Sittlichkeit bewahrt uns noch nicht vor der Verirrung, vor der tragischen oder komischen Katastrophe, wenn wir nicht zugleich genug klug sind. Und auch die Vereinigung von Sittlichkeit und Klugheit ist nicht Alles. Unsere Handlungen haben eine Wirkung auf Andere und eine Rückwirkung auf uns. Diese Wirkungen sind selten berechenbar und am wenigsten, wenn die Hitze des Handelns uns hinreisst. Nicht mehr wir selbst, sondern unsere Leidenschaften und die Verhältnisse entscheiden unser Schicksal. Aus der guten Absicht kann Böses und aus der bösen Gutes hervorgehen. Das ernste Streben des Verstandes kann lächerlich und der einfache Trieb des Herzens wahre Weisheit werden. Ein Fehltritt, und unsere Verirrung kann uns schuldiger und Andere unglücklicher machen, denn unsere Sünden und unsere Busse sind nie im Verhältniss mit unseren Verirrungen. Und in der poetischen Wirkung dieser tragischen und komischen Darstellungen des Lebens ist zwar die sittliche Wirkung mit enthalten, aber die ganze Wirkung ist viel mehr, oder wenn es beliebt, viel weniger als diese. Wie sie immer sein mag, sie kann nicht unsittlich sein und kräftigt jedenfalls unseren Geist und macht unser Herz menschlicher und damit für die Tugend empfänglicher.

Die wahre Poesie ist, auch ohne es zu suchen, im Einklang mit der Sittlichkeit. Aber der Uebereifer der Moralisten begnügt sich damit nicht. Sie wollen bewusst oder unbewusst die ganze Poesie zur Lehrpoesie und das Dichtwerk zum Tendenzwerk machen. Und was würde damit die Poesie, was die Sittlichkeit gewinnen? Die Dichter würden genötigt sein, sich streng an die Versinnlichung der sittlichen Ideen zu halten und das Leben auf den Rahmen derselben zu ziehen. Sie würden ihrem Werke die Wärme des Lebens, die Wahrheit der Psychologie, die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse rauben und uns zwar die Vertreter der Laster und Tugenden, nicht aber den Menschen selbst, die menschliche Natur vor Augen führen. Sie würden statt poetischen Vergnügens erbaulichen Unterricht bieten und durch Langweilung des Lesers auch diesen gefährden.

Die menschliche Natur duldet keinen Zwang und liebt Alles an seinem Orte. Sie liebt die moralische Belehrung in der Kirche, ja selbst zu Hause, wenn sie meditiren will, aber im Theater sucht sie Unterhaltung. Wenn sie sich geistig erfrischen, zerstreuen, vergnügen will, schreckt sie zurück, sobald man ihr etwas Anderes anbietet. Allerdings ist ihr das materielle und moralische Gute Hauptzweck, ja Existenzbedingung, aber der Geist hat auch andere Bedürfnisse, das Herz auch andere Wünsche. Sie wollen sich am Schönen vergnügen und dieser ihr Zug steht weder mit dem sittlich, noch mit dem materiell Guten in Gegensatz, ja sie können in Wechselwirkung einander nähren.

Wir lieben die Blumen des Gartens und des Feldes nicht ihrer Früchte, sondern ihrer Anmut wegen und wir freuen uns nicht nur über das nützliche Geschenk, sondern auch über dasjenige, welchem nur der Reiz der Erinnerung Wert verleiht. Fordern wir von der Kunst nicht das, was sie nicht geben kann, und fordern wir es nicht so, wie sie es nicht geben kann, sondern vergnügen wir uns an ihr, als einer Gabe des Himmels, die er zu unserer Erheiterung, Veredlung, Tröstung bestimmt hat. Die Moralisten möchten den Zweck der Poesie verändern, dieser aber ist unveränderbar, ist ebenso ewig, wie jener der Sittlichkeit selbst. Es bleibt immer die oberste Regel des schönen Kunstwerks, dass es ergötze und gefalle, je mehr gefalle; natürlich anständigen Leuten.

Die Kunst ist sich selbst Zweck. Diesem Princip folgen instinktiv oder bewusst die grössten Dichter; diesen Grundsatz haben die hervorragendsten Kunstphilosophen als Ausgangspunkt der Aesthetik festgestellt. Dies ist zweifellos und richtig, aber unrichtig und verwerflich ist was gewisse Poeten und Kritiker aus diesem Princip abzuleiten bestrebt sind: die Poesie ist sich Selbstzweck, daher hat sie mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen, ja sie ist aus Rücksicht auf die Wahrheit der Idee, auf die Genauigkeit der Darstellung und auf die Vollständigkeit der poetischen Wirkung weder auf die sittlichen Begriffe, noch auf das sittliche Gefühl Rücksicht zu nehmen verpflichtet. Dies ist eine falsche Folgerung, eine schiefe Erklärung, an welcher ebenso der Moralist, wie der Aesthetiker Anstoss nehmen muss. Wie? die Poesie hätte mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen? die Poesie, die mehr als jede andere Kunst den sittlichen Menschen zum Object hat? Giebt der lyrische Dichter nicht meist jenen Ideen und Gefühlen Ausdruck, welche aus dem Verhältnisse des Menschen zu Gott, zum Staate, zur Gesellschaft und zu seinen nächsten Mitmenschen hervorgehen? Schildert die erzählende und dramatische Poesie nicht jene Conflicte und Verwickelungen, über welchen die Notwendigkeit der Weltordnung waltet, in welche auch die in engerem Sinne genommenen sittlichen Gesetze inbegriffen sind? Wie wird der Dichter all dies ins Licht stellen können, wenn er der Sittlichkeit gegenüber völlig indifferent ist? Und wenn wir weiter gehen: die Wahrheit welcher Ideen

fordert wohl die Ausserachtlassung oder gar Verletzung der sittlichen Gesichtspunkte, wenn nicht dies, dass wir die Sittlichkeit teilweise oder völlig auf eine andere Basis stellen? Aber die Poesie geht ihrer Wirkung verlustig, wenn sie nicht im Einklang ist mit dem sittlichen Gemeingefühl der Menschheit, und in dieser Hinsicht fliesst der künstlerische und der sittliche Gesichtspunkt völlig in eins zusammen. Wenn ein Dichter uns zwischen sittliche Paradoxen hineinreisst, oder geradezu unsere sittlichen Begriffe verletzt, dann würde die Reinigung der Affecte, welche Aristoteles für die Wirkung des Tragischen hält, in eine Trübung der Affecte umschlagen. Und wenn die Antimoralisten für ihre Principien auf dem Gebiete der Poesie mit derselben Hitze und Unduldsamkeit kämpfen, wie die Moralisten, und ihre Werke nichts Anderes sind, als Entwickelungen gewisser Thesen in Drama- und Roman, so verfallen sie ganz in die Einseitigkeit der Moralisten, und der Unterschied zwischen ihnen ist nur der, dass, während wir uns bei den Werken der letzteren höchstens langweilen, wir die ihrigen empört von uns werfen.

Auch mit der Frage der Genauigkeit der Darstellung und der Vollständigkeit der poetischen Wirkung verhält es sich nicht anders. Es ist dies eigentlich die Frage des Realismus, welcher, wenn er in der Kunst als Reaction auftritt, ebenso wenig Maass hält, wie der Idealismus selbst. Es ist sehr schwer, die Grenzen des Realismus zu ziehen, so viel ist aber gewiss, dass das poetische Werk kein Vergnügen bewirkt, wenn es unaufhörlich unser sittliches Gefühl verletzt, und aus unserem Herzen den Zartsinn, den es, als eine Quelle seiner Wirkung, pflegen sollte, sozusagen auszurotten sucht. Die genaue Wiederspiegelung des Lebens in der Poesie ist nicht die Detaildarstellung der Wirklichkeit, sondern die Concentration der wesentlichen, der charakteristischen Züge zum Ausdruck einer gewissen Idee. Darum übergeht die wahre Poesie das Unwesentliche, gestaltet auch das Wesentliche ihren Zwecken gemäss, hebt dieses schärfer, jenes weniger scharf hervor, und lässt Manches nur ahnen. Und wenn wir nun das Unwesentliche nicht übergehen, das nur Ahnenzulassende bis zur Brutalität und Unflätigkeit scharf hervorheben: wird unsere Darstellung wohl künstlerisch genauer sein? und machen wir die poetische Wirkung wohl vollständiger? Im Gegenteil, indem wir unkünstlerisch werden, verletzen wir zugleich das sittliche Gefühl, welches zu schonen, ja zu heben, mehr-weniger zur Vollständigkeit der poetischen Wirkung gehört. Jenes grosse Gewicht, welches mancher Dichter auf die Hässlichkeit des physischen Lebens legt, drängt den geistigen, den sittlichen Menschen, den eigentlichen Gegenstand der Poesie, mehr und mehr in den Hintergrund. Die Vorliebe für das physisch Hässliche führt unwillkürlich zum geistig und sittlich Hässlichen, wo sich der Dichter dann durch die Niedrigkeit des Menschen angezogen fühlt, seine Erbärmlichkeiten und Widrigkeiten gleichsam heraussucht, ja solche erdichtet, die

menschliche Natur, welche selbst in ihrer Gesunkenheit die Spuren ihres göttlichen Ursprungs verrät, erniedrigt, uns an die Verachtung unser selbst und unserer Mitmenschen gewöhnt, was eine völlige Verleugnung des Gefühles der Menschlichkeit ist.

Die Poesie ist keine Moralpredigt, aber noch weniger ein Predigen der Unmoral; das sittlich Gute ist nicht der directe Zweck der Poesie, aber das sittlich Schlechte ist dies noch weniger. Der Zweck der Poesie bleibt immer das Schöne, aber das Schöne lässt sich ohne Sittlichkeit ebensowenig schaffen, wie ohne Wahrheit. Dies erklärt am Deutlichsten das Verhältniss der Poesie zur Sittlichkeit. Auch das Wahre ist nicht der Zweck der Poesie, sondern der Wissenschaft, und dennoch giebt es keine Poesie ohne Wahrheit. Der lyrische Dichter vermag unser Herz nicht tiefer zu rühren, wenn er nicht durchempfundene und wahre Gefühle singt. Der dramatische und erzählende kann ebenfalls auf uns nicht wirken, wenn er das menschliche Herz nicht genügend kennt, wenn er nicht durch Erfahrung und Studium die socialen und staatlichen Verhältnisse in der Vergangenheit und Gegenwart kennen gelernt hat. Die wahre Empfindung, die Kenntniss der Innen- und Aussenwelt des Menschen hat zwar noch Niemanden zum Dichter gemacht, aber der wahre Dichter kann ohne sie nicht sein. Die Dichtung ist nie wahr im gewöhnlichen Wortsinne; sie ist nur Schein, aber Schein der Wahrheit; die Begebenheiten haben sich nicht ereignet, oder nicht so ereignet, aber die Zeichnung des Herzens, die Aeusserung der Charaktere, die Natur der Verhältnisse muss wahr sein. Ebenso verhält es sich mit der Sittlichkeit; sie ist ein ebensolches Element der Poesie, wie die Wahrheit.

Auch sie macht Niemanden zum Dichter, aber wenn der Dichter nicht fühlt, dass die Gesellschaft auf der Basis der Sittlichkeit besteht und der Mensch nur durch sie gross ist, wird er auch von seiner Kunst nichts verstehen. Die Poesie ist ihren Objecten nach nicht notwendig sittlich, aber sie kann nicht unsittlich sein, und wo sie sittliche Verhältnisse behandelt, ist die Sittlichkeit ein ebensolcher Bestandteil der poetischen Wirkung wie die psychologische Wahrheit. Sie ist an sich noch weder Anmut, noch Zauber, noch Erhabenheit, aber sie gehört zu der Kraft und Völligkeit eines jeden derselben dazu. Die Wahrheit und Sittlichkeit sind die beiden Hauptquellen der Poesie. Aus ihnen schöpfend schafft die Phantasie die Werke der schönen Kunst. Sie sind der Gegenstand und der Inhalt ihrer anmutigen und erhabenen Formen.

Eben deshalb ist sie nicht ein Luxus — wie die Stoiker gesagt haben —, sondern die Blüte der Cultur; sie ist auch nicht eine Feindin der Weisheit — wie die Epikuräer behauptet haben —, sondern ihre Zwillingsschwester. In der ältesten Zeit ist die Religion, die Philosophie, die Geschichte am Arme der Poesie aufgetreten, und auch jetzt sind sie nicht von einander getrennt und inspiriren einander. Die Tiefe der Wissenschaft ist auch jetzt

das Eigentum Weniger, aber der Zauber der Poesie gehört uns Allen, und sie nährt Ideen und Gefühle, welche die höchsten Schätze der Menschheit sind. Ihre beiden Hauptquellen, die Wahrheit und die Sittlichkeit, sind auch jetzt nicht versiegt; aus ihnen haben die hervorragenden Dichter zu allen Zeiten geschöpft. Mögen sie je reichlicher sprudeln, mögen unsere Dichter je tiefer aus ihnen schöpfen, zu unserem Vergnügen, zu unserem Troste, zu unserer Veredlung und zur Kräftigung unseres nationalen Geistes.

Und mit diesem heissen Wunsche eröffne ich zugleich die vierzigste Generalversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft und heisse im Namen derselben das geehrte Auditorium willkommen.

Nachdem der Beifall verrauscht war, welcher dieser Eröffnungsrede folgte, verlas der Sekretär Gregor Csiky in gedrängter Kürze den *Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr.* Er gedachte vor Allem mit Wärme der drei durch den Tod dahingerafften Zierden der Gesellschaft: Béla Tárkányi, Paul Kovács und Arnold Ipolyi, hierauf der würdigen Ausfüllung der erledigten Mitgliederstellen durch die Wahl des ausgezeichneten Redners Balthasar Horváth, des glänzenden Dramatikers Ludwig Dóczy, des beliebten Novellisten Arnold Vértesy, des begabten Aesthetikers Eugen Péterfy und des amerikanischen Uebersetzers Petőfi'scher und Arany'scher Dichtungen Henry Philips. Er gedachte der Teilnahme der Gesellschaft an der Jubilarfeier Josef Szvorényi's, an den Gedenkfeiern für Andreas Fáy und Alex. Kisfaludy und an der 200jährigen Jubelfeier der Revindication Ofens. Er verlas die Titel der im Vorjahre erschienenen und unter die Presse gegangenen Publicationen der Gesellschaft, sowie der in den Monatssitzungen derselben von Mitgliedern und Gästen gehaltenen Vorträge, endlich die Reihe der der Gesellschaft zugegangenen Gründerbeiträge, Vermächtnisse und Spenden, durch welche der Vermögensstand der Gesellschaft auf die Höhe von 103,748 fl. 81 kr. gebracht wurde.

Die folgende Programmnummer war ein inhaltlich wie formell gleich vorzügliches Gedicht: «Látogatók» (Besuche), von Josef Lévay, vortrefflich vorgetragen vom Dichter selbst, welcher in demselden in schwärmerischer Abendstunde die Geisterbesuche seiner vielen dahingeschiedenen Freunde, sowie der wenigen lebenden empfängt, von denen die letzteren ihn an die Erde fesseln, während ihn die ersteren in den Himmel emporwinken.

Hierauf folgte die *Denkrede auf Paul Kovács* von Zoltán Beöthy, in welcher der ausgezeichnete Aesthetiker und Literarhistoriker die literarische und menschliche Gestalt seines Grossonkels, des Literatur-Veteranen P. Kovács, auf dem Hintergrunde der von diesem durchlebten Literatur-Epochen mit meisterhafter Charakteristik vor dem geistigen Auge des andächtig lauschenden Auditoriums vorüberziehen liess.

Der grossangelegten Biographie entnehmen wir die folgenden Daten:

Paul Kovács wurde am 1. Juli 1808 zu Dég im Comitat Veszprim, wo sein Vater, der Freund Kazinczy's und Csokonay's, Güterdirector des Grafen Anton Festetich war, geboren; er machte seine Mittelschul-Studien in Pápa, studierte hierauf in Pest Medizin, wurde hier bald mit den literarischen Kreisen bekannt, begann schon 1828 seine Schriftstellerlaufbahn mit mehreren kleineren Theaterstücken und Novellen, wurde 1833 zum Doctor medicinæ promovirt, bereiste Deutschland, liess sich 1835 als homöopathischer Arzt in Raab nieder, cultivirte trotz grosser Praxis die Belletristik eifrig weiter und gehörte besonders bis 1846 zu unseren fruchtbarsten Novellisten und Dramatikern. Den begabten und fleissigen Schriftsteller wählte die Akademie 1833, die Kisfaludy-Gesellschaft 1838 zum Mitgliede. Nach 1846 und besonders nach der Revolution schrieb Paul Kovács zwar weniger, legte aber bis zu seinem Tode die Feder nicht nieder. Er war fast sechzig Jahre lang ein eifriger Arbeiter auf dem Gebiete der ungarischen schönen Literatur und starb am 13. August 1886 als das älteste Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft und als letzter Repräsentant jener Literatengruppe, welche unsere Literaturgeschichte den «Aurora-Kreis» nennt, dessen Mittelpunkt Karl Kisfaludy, dessen Organ das von diesem herausgegebene Taschenbuch «Aurora» war. Kovács hat sich am meisten als Novellist hervorgetan. Als solcher folgte er den Spuren Kisfaludy's und Fáy's, die in ihren teils komischen, teils humoristischen Novellen das häusliche und soziale Leben der ungarischen Mittelstände zu zeichnen begannen. Komik und Humor sind bei ihm nicht tiefer dringend, aber angenehm und heiter und nicht ohne ein gewisses ungarisches Arom. Auf dramatischem Gebiete war er weniger glücklich. Indessen gehörte er im Ganzen zu den vorzüglicheren Vertretern der ungarischen Belletristik und seine gelungeneren Novellen haben ihre Anziehungskraft bis heute bewahrt. Das meisterhaft ausgeführte Lebensbild fand stürmischen Beifall.

Der folgende Vortrag war: «*Aus Homer's Ilias*» von Alexander Baksay. Ein vorzüglicher Beherrscher der ungarischen Verstechnik und des ungarischen Volkssprachschatzes, hat Baksay den interessanten Versuch gemacht, das grosse Epos Homer's in der Sprache und Versform der ungarischen Epopoen Johann Arany's wiederzugeben. Er brachte jene Partie des I. Gesanges zum Vortrag, in welcher Achilleus von seiner göttlichen Mutter Thetis das Versprechen erfleht, ihm bei Zeus Genugtuung für den ihm durch Agamemnon angetanen Schimpf zu erwirken, hierauf die Episode der Heimführung der Chryseis zu ihrem Vater, endlich das Zwiegespräch im Olymp zwischen Thetis und Zeus und die darauf folgende Ehestandscene zwischen Zeus und Hera, welche Hephästos zu harmonischem Ausklange führt. Die trotz der himmelweit verschiedenen Form sehr gelungene Wiedergabe des Originals machte tiefe Wirkung.

Den Schluss der Vorträge bildete: «*Der biegsamere Zweig*», Erzählung

von Koloman Mikszáth, vorgetragen von Eduard Paulay. Der «biegsamere Zweig», der gemütvollere von den zwei Söhnen eines in Hass geschiedenen Ehepaares, wird vom reichen Vater verstossen, weil er heimlich die verarmte Mutter unterstützt, und später von der wieder reich gewordenen Mutter verflucht, weil er heimlich dem arm gewordenen Vater hilft. Dies die kurze Fabel des mit allem Aufwande Mikszáth'scher Erzählungskunst ausgeführten Lebenbildes, welches am Schlusse des meisterhaften Vortrages lang andauernden Beifall fand.

Zum Schluss verkündigte der Secretär Zoltán Beöthy das Ergebniss der diesjährigen sechs Preisausschreibungen. Auf fünf derselben liefen teils gar keine, teils ungenügende Concurrenzarbeiten ein; die sechste, der Árpád Széher-Preis (500 fl.) für ein einaktiges Lustspiel, lieferte ein preiswürdiges Concurrenzstück unter dem Titel: «Komédiás» (Comödiant), als dessen Verfasser sich Gregor Csiky herausstellte. Die lustige kleine Comödie hat seitdem auch schon die Feuerprobe der Bühne bestanden.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 22. November 1886 las Professor Hermann Vámbéry unter dem Titel: «*Urgeschichte und Nationaleitelkeit*» eine polemische Entgegnung auf jene Bemerkungen, welche Paul Hunfalvy in einer früheren Akademiesitzung auf den von Vámbéry gelegentlich der diesjährigen Generalversammlung der Akademie unter dem Titel: «Charakteristik der Magyaren zur Zeit der Landnahme» gehaltenen Vortrag gemacht hatte. Die Entgegnung begnügt sich nicht, jene Argumente zu wiederholen, welche Vámbéry bereits früher der Hunfalvy'schen Kritik seines Buches über den Ursprung der Magyaren entgegengesetzt hatte, sondern ergänzt dieselben durch einige neuere. Vámbéry macht vor Allem eine Anzahl Quellen namhaft, aus denen er seine von Hunfalvy angezweifelte Kenntniss von den prähistorischen Bewohnern der sich unter den südlichen Abhängen des Altaigebirges ausbreitenden Ebene geschöpft hat. Hierauf geht er zu einer Kritik der sprachvergleichenden Methode seiner Gegner Hunfalvy und Budenz und ihrer Theorie von der finnisch-ugrischen Abstammung der Magyaren über. Bei der Feststellung der Abstammung einer Nation genüge es nicht, die Sprache zu berücksichtigen, welche dieselbe gegenwärtig spricht. Die Sprache sei von Nationen oft gewechselt worden. Es müssen nebst der Sprache die verschiedenen ethnographischen Eigenschaften in Betracht gezogen werden. Selbst die Ansicht sei falsch, dass der grammatische Bau einer Sprache durch fremdsprachliche Einflüsse nicht alterirt werde; in der magyarischen Sprache zeige auch der grammatische Bau die Zusammenwirkung ugrischer und türkisch-tatarischer Elemente. Ebenso gebe es im Magyarischen zahlreiche Beispiele der geleugneten Uebernahme von Zeitwörtern aus einer fremden Sprache. Die für die indogermanischen Sprachen beliebte Sprachverglei-

chungs-Methode sei auf das ugrisch-türkische Gemisch, welches die magyarische Sprache zeige, nicht anwendbar.

Die Gegner Vámbéry's passen die sprachlichen Tatsachen ihrer Theorie an. Ebenso willkürlich und tendenziös gehe Hunfalvy auch mit den historischen Quellen, sowohl den byzantinischen als den arabischen, um. Sowohl Ibn Dasta als auch Konstantinus Porphyrogeneta nennen die Magyaren entschieden Türken. Die Identifikation der Kabaren- und Tschuwaschensprache sei unstatthaft. Die türkisch-mongolischen Elemente des Magyarischen stammen entschieden aus der Zeit ihres asiatischen Lebens. Hunfalvy fehle ferner darin, dass er die anthropologischen und ethnographischen Beweise ganz ausser Acht lasse. Es ist unmöglich, dass die einige Jahrzehnte dauernde Berührung der Magyaren mit den Kazaren die ersteren aus einem friedsamen ugrischen Fischer- und Jägervolke in ein kriegerisches türkisches Reitervolk hätte umgestalten können. Sie kamen als solches aus der südlichen Altaisteppe und haben diesen türkischen Steppencharakter auf der ungarischen Haide fortbewahrt. Auch ihre Cultur und staatsbildende Fähigkeit können sie nicht ausschliesslich von den Kazaren erworben haben. Sie lebten vor ihrer Berührung mit den Letzteren in Contact mit den gleichgebildeten Ujguren; ausserdem wirkte die nachbarliche iranisch-parsische Cultur verfeinernd auf ihre türkisch-tatarische, ohne diese ihres Originalcharakters zu entkleiden. Persische Lehnwörter aus jener Zeit beweisen die Berührung mit dieser Cultur. Für die Macht der alten türkisch-magyarischen Nation legt das türkische Wort «Majar» Zeugniss ab, welches Gebieter bedeutet und dieser ganzen türkischen Nation durch die von ihr unterworfenen ugrischen Stämme beigelegt wurde. Von dieser Macht zeugen auch die Reste der Stadt Madjar am Numastrom. Dass die Magyaren von den südlichen Altai-Abhängen als eine mächtige Eroberernation türkischen Stammes westwärts gezogen seien, sei eine dem Vortragenden aus vieljähriger gründlicher wissenschaftlicher Forschung erwachsene felsenfeste Ueberzeugung, nicht, wie ihm von seinen Gegnern imputirt werde, eine auf die Nationaleitelkeit spekulirende Fiction.

Nach Beendigung des Vámbéry'schen Vortrages beschränkte sich Paul Hunfalvy auf die trockene Richtigstellung einiger ihm zugeschriebenen Behauptungen, ohne sich auf eine weitere Polemik einzulassen.

Den Gegenstand des hierauf folgenden Emil Thewrewk'schen Vortrages bildete die in den ungarischen Gesellschaftskreisen Kronstadts lebhaft ventilirte Frage, ob das vom ungarischen Ortsnamen *Brassó* mittelst angehängtem *i* gebildete Adjectiv richtig *brassó-i* oder *brassa-i* zu sprechen sei, um deren wissenschaftliche Entscheidung sie die I. Classe der Ungarischen Akademie angingen, welche den Vortragenden mit der Beantwortung der Frage betraute. Dieser formulirt am Schlusse einer längeren, gründlichen Untersuchung die Antwort in folgender Weise: *brassói* ist die vom Sprachgefühl geforderte correcte literarische Form, *brassai* dagegen ein auf vulgärer Aussprache basirender Provinzialismus.

— In der am 29. November 1886 abgehaltenen Plenarsitzung las *Karl Vadnai* eine Denkrede auf das 1884 verstorbene corresp. Mitglied Adolf Frankenburg. Redner gab nach einer kurzen allgemeinen Charakteristik der Bedeutung Frankenburg's eine eingehendere Skizze seines Lebens und literarischen Wirkens. Adolf

Frankenburg gehörte zu jenen Schriftstellern, welche nicht durch Werke von bleibendem Glanze unvergänglichen Ruhm erwerben, sondern durch vielseitige antreibende Gesammttätigkeit auf die Literatur einen fördernden Einfluss ausüben, der in seinen Resultaten fortlebt, wenn auch die Werke, welche diese Wirkung erzielt hatten, der Vergessenheit anheimfallen. So hat Frankenburg durch mehr als ein halbes Jahrhundert insbesondere für die schöne Literatur Ungarns gewirkt. Er war kein Gelehrter, kein Dichter, aber ein geistvoller Aneiferer von vielseitiger Bildung und feinem Geschmack, voll Lebendigkeit und Ausdauer, wie sie besonders in den vierziger Jahren, der Zeit der Wiedergeburt der ungarischen Literatur, nottaten. Vor Allem hat er sich als Redacteur und später als Memoirenschreiber grosse Verdienste erworben.

Frankenburg wurde 1811 in Deutsch-Krentz im Oedenburger Comitat als Sohn eines deutschen Wirtschaftsbeamten des Fürsten Eszterházy geboren, einen Monat nachdem im benachbarten Doborján als Sohn eines anderen Eszterházy'schen Wirtschaftsbeamten Franz Liszt geboren worden war, den Frankenburg's Mutter unter das Taufwasser hielt. Die Gespielen der Kindheit trennte aber bald das Leben: Liszt wurde im Ausland ein weltberühmter Künstler, Frankenburg zuhause ein beliebter ungarischer Journalist. Frankenburg machte seine Schulstudien in Oedenburg, Fünfkirchen, Raab, Steinamanger, Keszthely und absolvirte 1832 in Erlau den juridischen Lehrkurs, wurde 1833 am Pressburger Reichstage Kanzlist des Grafen Stefan Széchenyi, 1834 Kadet beim Dragoner-Regiment Prinz von Sachsen, 1835 Gutspächter in Somogy, 1836 in Pest Kanzlist im Sekretariat der ungarischen Akademie. Hier beginnt er seine eigentliche literarische Laufbahn als Mitarbeiter von «Rajzolatok», «Természet», «Honművész», «Tudományos Gyüjtemény», «Koszoru», «Hajnal», kurz als Bundesgenosse jener jungen literarischen Generation, welche sich als Opposition gegen die Akademie und das «Athenäum» konstituirte. In Folge dessen Anfang 1838 genötigt, auf sein akademisches Amt zu resigniren, brachte er im Ueberschwemmungsjahre die mit humoristischen Vorlesungen verbundenen musikalischen Soiréen in Pest zuerst in die Mode und arbeitete an dem Wohltätigkeits-Album mit. Im August wurde er beim ungarischen Aerar Conceptspractikant, 1839 Mitarbeiter von Saphir's «Pester Tageblatt» und Verfasser deutscher Possen, dann Redateur des «Emlény», Anfangs 1841 aber Redacteur der Tagesneuigkeiten in Kossuth's «Pesti Hirlap», welche Rubrik er durch Witz, Kühnheit und patriotische Tendenz allgemein beliebt machte. Doch musste er bei seiner Ernennung zum Archivbeamten beim Aerar 1843 sein Verhältniss zum «Pesti Hirlap» lösen, schuf aber als Verfasser der «Budapesti Levelek» in Garay's «Regélő» das hauptstädtische Feuilleton, gab seine Novellen unter dem Titel «Estikék» heraus und begann die Herausgabe der «Életképek», um die sich die besten belletristischen Kräfte schaarten (hier trat auch Arany und Jókai zuerst auf) und denen er 1845 den «Irodalmi őr» als kritisches Organ anschloss. Für die Herausgabe dieser ausgezeichneten Zeitschriften wählte ihn 1845 die Akademie zum correspondirenden Mitgliede. 1847 wurde er aus dem Centrum der ungarischen Literatur als Dolmetsch zur ungarischen Hofkanzlei nach Wien versetzt, wo er nach der Revolution bei der ungarischen Abteilung des österreichischen Justizministeriums als Concipist, dann als Präsidialsecretär beim Urbarialgerichtshof angestellt wurde. Ende der fünfziger Jahre

gab er seine neueren humoristischen Arbeiten unter dem Titel: «Sirva vigadók» (2 Bände) und «Zsibvásár» (2 Bände) heraus und begann die Herausgabe des beliebten «Bolond-Miska-Kalenders» bei Heckenast. 1860 wurde er der ungarischen Hofkanzlei als Secretär zugeteilt. 1866 pensionirt, kam er nach Pest und arbeitete hier an seinen Memoiren fort, von denen schon 1861 zwei Bände «Őszinte vallomások» (Aufrichtige Geständnisse) erschienen waren, denen 1868 drei Bände «Emlékiratok» (Memoiren) folgten, die das öffentliche und Privatleben bis 1847 schildern. 1868 wurde er Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. In demselben Jahre übersiedelte er nach Oedenburg, wo er einen Schriftsteller- und Künstlerklub gründete und leitete, der 1877 Frankenburg's 50jähriges Schriftstellerjubiläum glänzend feierte. 1881 übersiedelte er nach Pest und heiratete die Sängerin Carina. Er kränkelte von da an, blieb aber fortwährend literarisch tätig und starb 1884 in der Heilanstalt Eggenberg bei Graz, fand jedoch seinem Wunsche gemäss in vaterländischer Erde ein Begräbniss, bei welchem Paulai, Vadnai und Jókai sein Andenken feierten.

Nach dieser beifällig aufgenommenen Denkrede wurden kurz die laufenden Angelegenheiten erledigt. Der Generalsecretär meldete das Ableben des ordentlichen Mitgliedes Wilhelm Zlamál, ferner, dass sich die kriegswissenschaftliche Commission constituirt, die Akademie die Herausgabe von Szinnyei's «Magyar rók névtára» (Ungarisches Schriftsteller-Lexikon) unter Mitredaction Gustav Heinrich's genehmigt und die Büchereditions-Commission das Programm ihres nächstfolgenden Cyklus festgestellt habe. Die Anmeldung der letzten akademischen Publicationen schloss die laufenden Angelegenheiten.

— In der Plenarsitzung am 3. Januar legte zunächst Generalsecretär Wilhelm Fraknói die Ergebnisse der mit dem 31. December abgelaufenen Preisausschreibungen vor. Zur offenen Concurrenz auf den Fáy-Preis von 2000 fl. für die Behandlung einer wissenschaftlichen Aufgabe aus dem Bereiche der Landwirtschaft sind drei Arbeitsprojecte eingelangt: «Die wirtschaftliche Krise» von Jakob Pólya: «Die ungarischen Traubenarten» von Stefan Molnár; «Die landwirtschaftlichen Genossenschaften» von Melchior Szántó. Zur offenen Concurrenz auf den zweiten Fáy-Preis von 2000 fl. für eine die Entwicklung der Grossindustrie behandelnde Arbeit ist kein Project eingelaufen. Zur offenen Concurrenz auf den Bükk-Preis von 1000 fl. für eine das Zeitalter der Jagellonen in Ungarn behandelnde Arbeit sind zwei Projecte eingelangt: das eine von Dr. Jósef Rézbányai in Fünfkirchen, das andere mit einem den Namen des Verfassers bergenden Devisenbrief aus Klausenburg. Zur geheimen Concurrenz um den Bésán-Preis von 1200 fl. für eine Arbeit über den Elektrodynamometer ist eine Arbeit, zur geheimen Conkurrenz um den 1000-Gulden-Preis des ungenannten Ingenieurs für eine Arbeit über die Regulirung der Flüsse von geringem Gefälle aber sind drei Arbeiten eingelaufen. Die beigeschlossenen, die Namen der Verfasser bergenden Mottobriefe wurden in üblicher Weise versiegelt und die Conkurrenzarbeiten den betreffenden Classen zur Beurteilung zugewiesen.

Damit war die Tagesordnung der Plenarsitzung erschöpft und es folgte die Sitzung der ersten Classe. Das ordentliche Mitglied Gabriel Szarvas, dessen Antrittsvortrag unter dem Titel: «Az ősi dicsőség» (Der avitische Ruhm) den

ersten Programmgegenstand bildete, dankt für die ihm durch die Wahl zum ordentlichen Mitgliede gewordene Auszeichnung und verspricht, sich derselben durch fleissige Arbeit würdig zu machen. Der Vortrag, welcher von dem correspondirenden Mitgliede Georg Volf verlesen wurde, beleuchtet mehrere Fälle, in welchen ungarische Gelehrte, sowohl Historiker wie Sprachforscher, als Beweise einer glänzenden Culturvergangenheit der ungarischen Nation Wörter benützten, welche sie für Ausdrücke urmagyarischer Anschauungen hielten, während die etymologische Wissenschaft sie als späte Entlehnungen aus fremden Sprachen erscheinen lässt.

Hierauf las das korrespondirende Mitglied Stefan Bartalics die Einleitung einer grösseren Arbeit: «Die Entstehung und Entwicklung der ungarische Palotás-Musik». Nach der Ansicht des Vortragenden unterscheidet sich die Palotás-Musik vollständig von der Musik des «Csárdás» genannten Volkstanzes, mit welcher erstere während des 1848er Freiheitskampfes vollständig verschmolz. Vortragender hält es für geboten, die über den Ursprung der magyarischen Musik herrschenden Vorurteile, namentlich die durch Liszt in Europa verbreitete Ansicht, dass die ungarische Musik ein Product der Zigeuner sei, kritisch zu beleuchten.

— In der Sitzung der ersten Classe am 24. Januar bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung der Vortrag des Gastes Professor *Ignaz Halász*: «Bericht über meine zweite sprachwissenschaftliche Lapplandreise.» Vortragender dankte vor Allem der Akademie für die wirksame Unterstützung, durch welche sie ihm die Ergänzung der vor zwei Jahren in Lappland gemachten Sprachstudien ermöglicht hat. Hierauf gab er eine interessante Schilderung seiner zweiten lappländischen Studienreise, welche er am 24. Juni v. J. antrat und die über Berlin, Malmö, Christiania, Drontheim, zunächst nach der Inselstadt Tromsö im Eismeere ging, wo er eine Woche lang die Sprache der Karesuando-Lappen studierte. Dann begab er sich südwärts zu mehrwöchentlichem Aufenthalte in die Gemeinde Hatfjelddäl nächst der schwedischen Grenze, um hier und in der Umgegend die Sprache der Lappen der Provinz Vesterbotten zu erforschen. Von hier reiste er Ende Juli über Drontheim zu den Lappen in Jemtland, unter denen er vor zwei Jahren anderthalb Monate zugebracht hatte, und kehrte Mitte August über Stockholm wieder heim. Das sprachwissenschaftliche Resultat seiner Studienreise ist folgendes: Er hat zwei weitere schwedisch-lappische Dialecte studiert, von welchen bisher noch nicht die geringste Sprachprobe erschienen war, nämlich die Karasuando-Mundart in der nördlichsten Tornio-Lappmark und die Stenseler oder Hatfjelddäler Mundart in der Ume-Lappmark, welche sich stärker von einander unterscheiden, als z. B. das Schwedische vom Dänischen. Die gesammelten Texte sind zum grössten Teile Volksmärchen, welche teils Nachbildungen der im Munde der umwohnenden Schweden, Norweger und Finnen lebenden Erzählungen, teils Erzeugnisse der eigenen mythischen Phantasie des Lappenvolkes sind. Ausserdem befindet sich darunter eine Anzahl Tiersagen und neuer Sagen mit historischen Anklängen. Die Gesammtzahl der jetzt gesammelten Texte beläuft sich auf 62.

Nach diesem Reiseberichte hielt das correspondirende Mitglied Professor *Sigmund Simonyi* einen Vortrag «über die Veränderungen der Wortstämme»,

beziehungsweise über die Ursachen dieser Veränderungen. Der Vortrag bildete die Fortsetzung eines früher gehaltenen Vortrags über die Wortstämme und beschäftigte sich hauptsächlich mit den Wirkungen der Analogie. Die Wirkung der Analogie besteht darin, dass die öfter vorkommenden und lebhafter auf das Gedächtniss wirkenden Formen auf die selteneren und sonach minder sicher gebrauchten Formen von Einfluss sind. Am Schlusse sprach Vortragender von der äusseren Analogie, bei welcher nicht die verschiedenen Formen desselben Wortes, sondern die parallelen Formen verschiedener Wörter aufeinander wirken. Die Illustration durch Beispiele war eine reiche und schlagende.

— In der Plenarsitzung am 31. Januar las das ord. Mitglied Prof. *Géza Mihálkovics* eine Denkrede auf das auswärtige Mitglied Jakob Henle. Friedrich Gustav Jakob Henle, einer der ausgezeichnetsten Physiologen und Anatomen der Neuzeit, geboren am 9. Juli 1809 zu Fürth in Franken, studierte 1827—1832 in Bonn und Heidelberg Medizin und promovirte im April 1832 in Bonn. Nachdem er hierauf einige Zeit am anatomischen Museum zu Berlin gewirkt, wurde er unter Johannes Müller Prosector an der medizinischen Facultät daselbst. Als Mitglied der Burschenschaft in Untersuchung gezogen, verurteilt und auf Alexander v. Humboldt's Intervention begnadigt, konnte sich Henle erst 1837 zu Berlin als Privatdocent habilitiren, wo er mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie vortrug. Seit 1840 lehrte er als Professor der Anatomie, später auch der Physiologie zu Zürich, bis er 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg folgte. Hier trug er ausser der allgemeinen und speziellen Anatomie auch vergleichende und pathologische Physiologie, allgemeine Pathologie und später vor einem grossen Auditorium aller Facultäten auch Anthropologie vor. 1849 fiel ihm auch die Direction der anatomischen Anstalt zu. Seit 1852 wirkte Henle als Professor der Anatomie und Director der anatomischen Anstalt zu Göttingen bis zu seinem am 13. Mai 1885 erfolgten Tode. Er war sozusagen der erste Anatom Deutschlands, der letzte Riese aus Johann Müller's Schule, durch seinen mündlichen Vortrag ebenso wie durch die Darstellung in seinen Schriften seine Professoren- und Schriftsteller-Collegen weit überragend. Seine vornehmsten Werke sind: «Handbuch der rationellen Pathologie», «Handbuch der allgemeinen Anatomie» und vor Allem das treffliche «Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen». Seit 1884 war er auswärtiges Mitglied unserer Akademie.

Hierauf folgten die laufenden Angelegenheiten. Generalsecretär Wilhelm Fraknói meldete vor Allem das Ende December erfolgte Ableben des auswärtigen Mitgliedes, Universitäts-Professor Theodor Oppolzer in Wien. Hierauf legte er den Präsidialbericht über den Stand des Vermögens der Akademie am Schlusse des Jahres 1886, sowie über die Einnahmen und Ausgaben derselben im Jahre 1886, und das Budget für das Jahr 1887 vor. Die Einnahmen der Akademie im Jahre 1886 beliefen sich am Schlusse desselben auf 145,783 fl. 78 kr., die Ausgaben dagegen auf 143.807 fl. 34 kr., also der Zuwachs des Akademievermögens auf 1976 fl. 34 kr. Das Vermögen der Akademie betrug am 1. Jänner 1886 2.121,671 fl. 57 kr., der Reinertrag des Jahres 1886 war 1976 fl. 34 kr., macht zusammen 2.123,647 fl. 91 kr. Die Activa der Akademie betrugen am 31. December 1886

2.339,401 fl. 59 kr., ihre Passiva beliefen sich auf 215,753 fl. 68., das reine Vermögen also 2.123,647 fl. 91 kr. Auf streng wissenschaftliche Zwecke hat die Akademie im Jahre 1886 im Ganzen 88,054 fl. 44 kr. verausgabt. Das Akademie-Budget für 1887 präliminirt im Ganzen: Einnahmen 132,700 fl., Ausgaben 131,200 fl.

Weiter meldete der Generalsecretär: Der Abt Karl Kanizsay hat der Akademie ein Legat von 400 fl. und eine Preisstiftung von 1000 fl. gemacht. Die Krakauer Akademie dankt der Ungarischen Akademie für die anlässlich des Báthory-Jubiläums übersandte Adresse nebst Kranz. Erzherzog Josef nimmt den Antrag der Akademie, seine Grammatik der Zigeunersprache unter ihrer Firma veröffentlichen zu dürfen, dankend an, mit dem Bemerken, dass er die Kosten der Publication selbst tragen werde. Die Generalversammlung der Akademie wird heuer vom 8. bis 15. Mai tagen. Zum Schlusse legt der Generalsecretär die letztmonatlichen Publicationen und Büchereinläufe der Akademie vor.

— Die volkswirtschaftliche Commission der Akademie hielt am 1. Februar eine Sitzung, welche der Vorsitzende, Minister *August Trefort*, mit folgender Ansprache eröffnete:

Wissenschaft und Vermögen sind die zwei hauptsächlichen bewegenden Kräfte des modernen gesellschaftlichen Lebens. Diese Wahrheit mag ein Gemeinplatz sein, sie ist aber keine Theorie; denn wenn wir Umschau halten und das Vorgehen der massgebenden grossen Nationen in der Gegenwart und Vergangenheit beobachten, können wir überall das Bestreben sehen, die Wissenschaft zu fördern und das Vermögen zu vermehren, und zwar nicht nur auf patriarchalische Weise durch den Ackerbau, sondern durch Verarbeitung des Rohmaterials, durch die Industrie. Es wäre überflüssig, von den Engländern, den Franzosen, den Deutschen in dieser Hinsicht zu sprechen; die Russen, die Vereinigten Staaten von Amerika, Canada, die englischen Colonien tun dasselbe. Ein frappantes Beispiel bot auf diesem Gebiete die vorjährige Colonial-Ausstellung in London. Obwohl ich recht wohl weiss, dass die Ausstellungen häufig nur Sommerunterhaltungen oder gewöhnliche Charlatanerien zur Ausbeutung der Fremden sind und trotzdem ich der Ausstellungen schon satt war, besichtigte ich diese Colonial-Ausstellung doch mit vielem Interesse und lernte viel daraus. Ich spreche nicht von den Sehenswürdigkeiten, von den riesigen Dimensionen des Ganzen — derlei versteht man nur in England herzustellen; allein diese Ausstellung bewies, dass Canada eine Industrie besitzt wie das Mutterland, was selbst die Engländer nicht wussten, sie zeigte ferner, dass auch in Australien, welchen Erdteil Gott mit allen Gaben ausgestattet hat, die Städte bemüht sind, Handwerk und Industrie einzuführen. Was die Vereinigten Staaten in dieser Hinsicht taten und wie entwickelt ihre Industrie ist, das ersieht man aus jedem statistischen Handbuche. Und so darf man kühn sagen, dass alle practischen Völker bestrebt sind, die Industrie einzubürgern und nicht nur Rohprodukte zu erzeugen und auszuführen. Die Ungarische Akademie leistet daher der Nation einen grossen Dienst, indem sie die Wissenschaft, in historischer und ästhetischer Richtung verbreitend und entwickelnd, auch der naturwissenschaftlichen und technischen Richtung ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

Die Errichtung der volkswirtschaftlichen Commission war ein glücklicher Gedanke, namentlich wenn das Organ derselben, die «Közgazdasági Szemle» (Volkswirtschaftliche Revue), ihrem Berufe entsprechen wird. Ebenso erspriesslich können die von der Commission zu veranstaltenden Vorträge wirken, wenn es gelingt, die Wichtigkeit und die Folgen der grossen wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit dem Verständnisse des Publikums nahezubringen. Was ich kurz gesagt habe und noch sagen werde, möge als Einleitung der Vorträge dienen.

Es leidet keinen Zweifel, dass wir seit zwanzig Jahren bedeutend fortgeschritten sind, sowie dass die Klagen über unsere Uebelstände übertrieben sind, denn wir schwelgen ebenso in Amusements, Genüssen und Luxus, wie die wohlhabendsten Nationen. Doch ist es auch wahr, dass in der Gesellschaft ein gewisses Unbehagen herrscht, gewisse Besorgnisse auftauchen, als ob wir unseren Aufgaben, unseren Bedürfnissen nicht entsprechen könnten. Unsere Hilfsquellen genügen unseren Bedürfnissen nicht. Da wir zu jenen patriarchalischen Sitten, welche vor 1848 herrschten, nicht zurückkehren können, müssen neue Hilfsquellen eröffnet werden. Und hier mögen wir uns nicht der Illusion hingeben, dass wir unsere Lage durch den Export von Mehl, Weizen, Fleisch und anderen Rohproducten werden verbessern können. Die agriculturelle Idylle ist sehr hübsch, aber unmöglich. Die überseeische Production und das zufolge derselben in den Weststaaten aufgetretene Schutzsystem machen sie unmöglich. Wir benötigen der Fabriks-Industrie. Dies müssen wir einsehen, für sie müssen wir Sinn im Lande erwecken, denn sie geht uns ab. Bei uns zu Lande wird die Arbeit nicht geachtet, auf den Industriellen und Handwerker herabgesehen; wir wollen in zu grosser Anzahl auf Staatskosten leben. Daher kommen die Uebelstände; dies zur Erkenntniss zu bringen, Mittel zur Heilung des Uebels zu suchen, ist eine der Aufgaben unserer Vorträge.

Es ist sehr charakteristisch für unsere parlamentarischen und sonstigen Redeleistungen und für unsere Tagespresse, dass sie bei Erörterung unserer finanziellen Uebelstände auf die Hauptursache derselben, auf unsere unentwickelten volkswirtschaftlichen Zustände entweder gar nicht oder nur äusserst selten ausnahmsweise hinweisen, und die Heilung nicht dort suchen, wo sie zu finden wäre: in der Entwicklung der Industrie. Da wir die Ursachen gewöhnlich in Anderen und nicht in uns selbst zu suchen pflegen, müssen wir immer hören, dass wir beim gemeinsamen Zollgebiet keine Industrie haben können, daran denken wir aber nicht, dass wir, falls das gemeinsame Zollgebiet aufhören sollte, dennoch mit den Industrie-Artikeln Oesterreichs, ja der ganzen Welt concurriren müssten. Nicht das gemeinsame Zollgebiet ist Schuld daran, dass wir keine Industrie haben, sondern der Mangel an Gemeingeist auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Uns fehlt der Sinn und das Interesse für heimische Industrie-Producte, unsere Phantasie ist verdorben, uns gefällt nichts, was bei uns gemacht wird. Diesen Geist müssen wir unterdrücken und wir werden eine Industrie haben. Ich hoffe, dass unsere Vorträge die richtigen Begriffe der volkswirtschaftlichen Wissenschaft verbreiten, den Wert der ehrlichen Arbeit zur Würdigung bringen und den guten Geist hinsichtlich unserer heimischen Production wecken und pflegen werden. Doch wenn wir wünschen, dass sich die Sitten der Consumenten bessern, müssen auch die Producenten fortschreiten. Dies hoffe ich und in dieser Hoffnung habe ich die

Ehre, die Vorträge der volkswirtschaftlichen Commission der Aufmerksamkeit des Publikums wärmstens zu empfehlen.

Die Rede des Ministers wurde mit lebhaften Eljenrufen aufgenommen. Hierauf sagte Julius Kautz dem Minister dafür Dank, dass derselbe das Präsidium in der Commission übernommen. Er bat den Minister, seine reichen Erfahrungen, seine staatsmännische Weisheit und Unterstützung der Commission auch fürderhin nicht zu entziehen. Minister Tréfort dankte der Commission für die Auszeichnung, dass sie ihn zum Präsidenten gewählt, und versprach, dass er die Interessen der Commission nach Kräften zu fördern bestrebt sein werde.

Hierauf nahm der Abgeordnete *Andreas György* am Vortragstische Platz und las seine Abhandlung über das leitende volkswirtschafliche oder finanzielle Prinzip bei den Communikations-Instituten. Der Vortragende begann mit der Darstellung der fortwährenden Aenderungen in den Regalien. Die Regalien haben die Neigung, sich immer mehr auf wenige Objekte zu konzentriren und umfassen heute nur das Geld, die Post und den Telegraphen. Die in früherer Zeit bestandenen gewerblichen Verkehrs- und Handelsregalien sind beschränkt worden und es sind auf der anderen Seite die Post- und Telegraphenregalien geschaffen worden. Der Vortragende bespricht hierauf die Verstaatlichung der Post und des Telegraphen, welche auch von der Wissenschaft gutgeheissen wurde. Nicht so klar wie bezüglich dieser Institutionen ist die Theorie bezüglich der übrigen Communications-Einrichtungen, deren Natur György vom Standpunkte der Wissenschaft erörtert, wobei er zu dem Schlusse gelangt, dass der Betrieb der Communications-Anstalten vom Staate ausgeübt werden könne, ebenso wie der Staat Verkehrssteuern im Falle des Bedarfes erheben könne. Was den Eisenbahnbau und Betrieb betrifft, so ist es eine seit Langem controverse Frage, ob der Staat im Stande sei, besser als die Privaten die Bahnen zu verwalten. Der Vortragende erklärt den gegenwärtigen Stand der Theorie dahin, dass die Eisenbahn eine wirtschaftliche Einrichtung sei, welche ihrer Natur nach ein Monopol bilde. Ohne Rücksicht auf die vielen sonstigen Motive folgert derselbe, dass die Eisenbahn zu jenen wirtschaftlichen Institutionen gehöre, die am besten durch den Staat betrieben werden. Man könne ruhig aussprechen, dass das Eisenbahn-Regale ein natürliches Regale sei. Dieses Regale ist sowohl auf den Bau, als auf den Betrieb auszudehnen.

Der Vortragende gelangt nun zu der Frage, welche Rolle die Communicationsmittel in der Finanzwissenschaft spielen und in welches Verhältniss der Staat oder die steuerzahlende Bevölkerung durch die von den Communicationsmitteln geforderten Opfer gelangen. Bei der Entscheidung dieser Frage stehen sich zwei Ansichten gegenüber, diejenige — welche Gustav Cohn vertritt —, dass die Tarifermässigungen die Lasten des Staates vermehren, und diejenige anderer Nationalökonomen, dass die Ermässigungen eine Vermehrung des Verkehres, einen Aufschwung der Wirtschaft und in letzter Linie eine Vermehrung der Einnahmen nach zich ziehen. Der Sprecher neigt sich der letzteren Anschauung zu und gelangt zu folgenden Conclusionen: die Communicationsmittel sind nach dem leitenden volkswirtschaftlichen Principe vom Staate zu verwalten. Der Staat soll die Communikation nicht zu gewinnbringenden Zwecken benützen und kann nur so weit Tarife einheben, als er zur Sicherung der Verzinsung und Tilgung des investirten Capitals nötig hat.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 7. Februar hielt den ersten Vortrag das correspondirende Mitglied *Aladár Ballagi* unter dem Titel: «Ludwig XIV. und die Schriftsteller seiner Zeit». Ludwig XIV. betrachtete, als Erbe der Politik Richelieu's, die französische Akademie als eine monarchische Institution. Er selbst war der Protector, sein Minister Colbert der Vice-Protector der Anstalt. Beide wollten die Schriftsteller social heben, jedoch um den Preis, dass sie den Interessen des Staates dienen. Colbert regierte, wie in Allem, so auch hier mit wenigen Menschen. Chapelain war der Depositär seines Vertrauens, der die vorzüglichen Schriftsteller in der ganzen Welt aufsuchte und für die Vergötterung des Königs gleichsam in Sold nahm. Aber dies war nicht der einzige Zweck: man wollte die Schriftsteller zugleich zur Förderung der Interessen des Staates benützen. In dieser Hinsicht leisteten insbesondere die deutschen Schriftsteller Conringius, Wagenseil, Grutmeier, Frischmann grosse Dienste. Chapelain erscheint in der Tat so, wie der in den modernen Staaten eine grosse Rolle spielende Pressbureauchef, welcher unter die mit ihm in Verbindung stehenden Schriftsteller die Arbeit verteilt. Für die französischen Schriftsteller bedeutet ihre Aufnahme bei Hof eine Entwicklungsstufe gegen ihren früheren Zustand. Vordem wurden die Schriftsteller an den Höfen der Grandseigneurs in gleichem Rang mit den Dienstleuten auf Gnadenbrod gehalten. Jetzt waren sie allerdings «Domestiquen» des Königs, wurden aber als solche sozusagen auf ein gleiches Niveau mit den Grandseigneurs gestellt, indem auch sie in die Umgebung des Hofes aufgenommen wurden, also nur von Dem abhingen, von dem Alle abhingen. Auch die französische Literatur musste diese Entwicklungsstufe durchmachen. Anfangs hing sie von der Kirche, jetzt vom Hofe ab, um sich nachher, unter schwachen Königen, bei veränderten Verhältnissen, sowohl von der Kirche, als auch vom Hofe unabhängig zu machen und blos dem Gebote ihres eigenen Genius folgsam leben zu können.

Hierauf hielt Dr. Karl Békésy als Gast einen sehr instructiven und in jeder Beziehung interessanten Vortrag. Der Vortragende hat ein der Beachtung wertes grösseres Werk «über die Reform des Wahlsystems» geschrieben, das er heute im Auszuge bekannt machte. Vortragender beweist vor Allem mit practischen Beispielen, sodann theoretisch, dass bei dem gegenwärtig bei uns üblichen Wahlmodus das parlamentarische Zahlverhältniss der Parteien vollständig den Chancen des Zufalls unterworfen ist und die unter den Wählern vorhandene Majorität irgend einer Partei im Hause selbst ebenso zunehmen, wie zur Minorität werden kann. Er überging wegen Kürze der Zeit die Analyse und Kritik der in seinem Werke bearbeiteten 10 bis 15 Wahltheorien, erläuterte jedoch behufs Beleuchtung des gegenwärtigen Standes der Frage das von dem in Antwerpen abgehaltenen internationalen Congresse der in allen Teilen der Welt zum Zwecke der Durchführung der proportionalen Volksvertretung constituirten Vereine angenommene Wahlsystem. Da alle diese Systeme die Quelle des Uebels nicht dort suchen, wo es wirklich steckt, nämlich in der Nullifikation der überzählig abgegebenen und der in der Minorität bleibenden Stimmen, findet Vortragender, dass keines derselben zum Ziele führe, und stellt selbst ein unseren heimischen Verhältnissen angepasstes neues Wahlsystem auf, dessen Ausführung ihm jedoch wegen vorgerückter Stunde nicht möglich wurde. Die fleissige Arbeit fand allerseits lebhaften Beifall und wurde vielerseits der Wunsch laut, dass dieselbe je eher

der Oeffentlichkeit übergeben werden möchte. Angesichts der bevorstehenden Reichstagswahlen würde die Arbeit als höchst actuelles Thema sicherlich auf das Interesse eines grösseren Publikums rechnen können.

VERMISCHTES.

— **Privat-Docenten am Polytechnikum in Budapest.** Der ungarische Minister für Cultus und Unterricht hat für die Habilitation von Privat-Docenten am kgl. Josefs-Polytechnikum in Budapest das folgende Statut erlassen:

§ 1. Privat-Docenten sind zum Unterricht in bestimmten Zweigen der Wissenschaft berechtigte Fachmänner, welche ihre Vorlesungen am Polytechnikum ankündigen und in dessen Räumen abhalten können.

§ 2. Die Privat-Docenten beziehen keinen regelmässigen Gehalt, dürfen jedoch — bis zu einem seitens der betreffenden Section bestimmten Maximalbetrag — Collegiengelder beheben.

§ 3. Vorzüglicheren Docenten, deren Gewinnung für ein Lehrfach besonders wünschenswert erscheint, können ausnahmsweise Remunerationen erteilt werden.

§ 4. Zur rechtskräftigen Lehr-Befugniss ist der vorgeschriebene Habilitationsact und die Sanction des kön. ung. Ministers für Cultus und Unterricht erforderlich.

§ 5. Die Habilitation ist überhaupt nur für solche Lehrgegenstände möglich, welche am Polytechnikum in streng wissenschaftlichem Sinne vorgetragen werden müssen.

Zu den Bedingungen der Habilitation gehört im Allgemeinen auch der Besitz eines vom Polytechnikum erteilten Diploms, eines Doctor- oder eines Mittelschullehrer-Diploms.

§ 6. In Sachen der Habilitirung hat der Candidat sich an den Senat des Polytechnikums zu wenden.

§ 7. Im Gesuch muss der Wissenszweig, für welchen sich der Candidat zu habilitiren wünscht, ausdrücklich benannt werden. Als Beilagen werden gefordert: *a)* der Heimatsschein; *b)* ein Curriculum vitæ, welches durch legalisirte Documente beglaubigt ist; *c)* das Programm der Vorlesungen mit Bezeichnung des Gebietes, der Anordnung und Methode derselben; *d)* eine grössere Arbeit oder eine grössere gedruckte Dissertation über jenen Wissenszweig, für den der Candidat sich zu habilitiren wünscht.

§ 8. Wenn der Senat gegen die Persönlichkeit des Candidaten nichts einzuwenden hat, und insofern das gewählte Fach zu dem Gebiet der polytechnischen Studien gehört, übergibt der Senat das Gesuch jener Section, welcher der fragliche Lehrgegenstand angehört.

§ 9. Die Fach-Section betraut mit der Begutachtung des Gesuches mindestens zwei Referenten, und zwar Professoren des betreffenden oder eines verwandten Faches.

§ 10. Die Referenten urteilen über den wissenschaftlichen Wert der literari-

schen Arbeiten des Aspiranten und übermitteln ihre Referate dem Decan der Section vor Abhaltung der Sitzung.

§ 11. Die betreffende Fachsection verhandelt in ihrer Sitzung über die Vorschläge der Referenten. Gemäss dem Ergebniss der Verhandlung wird der Aspirant zum Colloquium zugelassen oder abgewiesen. Wenn die Referenten verschiedener Meinung sind, werden die Acten einem dritten Mitglied der Section zur Begutachtung übergeben.

§ 12. Das Colloquium wird von den Referenten vor dem Lehrkörper der betreffenden Section abgehalten. (§ 9.)

§ 13. Der Zweck des Colloquiums ist, dem Lehrkörper zuverlässigen Aufschluss über die Fachkenntnisse des Aspiranten zu verschaffen. Die Grundlage des Colloquiums bildet die literarische Tätigkeit des Aspiranten; doch kann sich dasselbe auf das ganze Gebiet des Faches, für das sich der Aspirant habilitiren will, erstrecken.

§ 14. Wenn das Ergebniss des Colloquiums befriedigt, erstattet die Section dem Senat Bericht und legt demselben die betreffenden Acten vor. Der Senat fasst über den Vorschlag der Section seinen Beschluss und verfügt, im Fall der Annahme, die Zulassung des Aspiranten zu der öffentlichen Probevorlesung.

§ 15. Den Gegenstand der Probevorlesung wählt der Aspirant selbst und zeigt denselben dem Decan der Section an. Der Senat bestimmt gemäss dem Antrag der Section den Zeitpunkt für die Abhaltung der Probevorlesung; wobei die zur gründlichen Vorbereitung erforderliche Zeit festgesetzt wird.

§ 16. Der Zeitpunkt der öffentlichen Probevorlesung ist spätestens am unmittelbar vorhergehenden Tage am schwarzen Brett anzuzeigen. Die Mitglieder des Senats sind einzuladen, der Decan und die Referenten (§ 9) sind verpflichtet, bei derselben zu erscheinen.

§ 17. Der Decan der Section nimmt ein Protocoll über die Probevorlesung auf und legt dasselbe dem Senate vor. Falls dieselbe approbirt wurde, erklärt der Senat den Aspiranten für habilitirt und unterbreitet die gesammten Acten dem k. u. Minister für Cultus und Unterricht behufs Bestätigung des Habilitationsactes.

§ 18. Der k. u. Minister für Cultus und Unterricht verständigt den Senat von seiner Entschliessung. Nach dem Empfang der ministeriellen Bestätigung stellt der Decan der Section (unter Gegenzeichnung des Rectors) das Habilitationsdecret aus.

§ 19. Dem abgewiesenen Aspiranten steht, in welchem Stadium der Verhandlung immer er abgewiesen werden mag, der Weg der Appellation an den k. u. Minister für Cultus und Unterricht offen.

§ 20. Das Appellationsgesuch ist bei dem Rector einzureichen, welcher dasselbe dem Senat mit seinem diesbezüglichen Gutachten unverzüglich vorlegt.

§ 21. Der Senat ist befugt, Fachmännern von anerkannter wissenschaftlicher Bedeutung die Venia legendi mit Nachsicht des Colloquiums oder der Probevorlesung oder auch dieser beiden Leistungen zu erteilen; ja selbst für den Fall, dass die betreffenden Gelehrten nicht im Besitze eines Doctordiploms sind, die Habilitation zu bewilligen, und die Bestätigung des Habilitationsactes auch in den bezeichneten Fällen dem Minister für Cultus und Unterricht zu empfehlen.

§ 22. Der Senat entscheidet von Fall zu Fall darüber, ob die an einer

vaterländischen Universität erlangte venia legendi, die Grundlage der Lehrtätigkeit (der Privat-Docentur) am Polytechnikum bilden könne.

§ 23. Die Privat-Docenten sind befugt, ihren Hörern Atteste auszustellen, welche den Attesten der ordentlichen und ausserordentlichen ö. Professoren gleichwertig sind.

§ 24. In den Fächern, deren Vortrag specielle Lehrmittel erfordert, besteht die Gleichwertigkeit der Atteste (§ 23) nur für den Fall. dass der Privat-Docent tatsächlich über die erforderlichen Lehrmittel verfügt.

§ 25. Die Privat-Docenten sind im Allgemeinen nicht zu der Benützung der (unter Aufsicht der ordentlichen oder ausserordentlichen Professoren stehenden) Sammlungen und Lehrmittel des Polytechnikums berechtigt.

§ 26. Privat-Docenten, welche ihre Vorträge im Laufe der zwei auf die Bestätigung der Habilitation folgenden Jahre nicht beginnen, oder nach dem Beginn ihrer Lehrtätigkeit nicht wenigstens während *eines* Semesters in jedem folgenden Biennium ein Collegium halten, verlieren eo ipso die Venia legendi.

§ 27. Die Venia legendi kann im bezeichneten Fall nur auf Grund eines neuen Habilitationsverfahrens (§ 6—17) wieder erlangt werden; wofern der k. u. Minister für Cultus und Unterricht den betr. Aspiranten nicht, in Berücksichtigung eines diesbezüglichen Senatsgutachtens, von dieser Verpflichtung dispensirt.

— **Die ungarische Krankheit.** Die Befreiung Ofens von der Herrschaft des Halbmondes und die Niederwerfung der Türkenmacht in Ungarn sind nicht nur politische und culturgeschichtliche Ereignisse von höchster Bedeutung, sondern sie bilden auch eine bemerkenswerte Episode in der Geschichte der epidemischen Krankheiten. Wie an den peloponnesischen Krieg im alten Griechenland die Erinnerung an die grosse Seuche von Athen sich knüpft, welche durch die klassische Schilderung von Thukydides für alle Zeiten denkwürdig geblieben ist, so hat sich zu allen Zeiten in der Geschichte die Erscheinung wiederholt, dass wo verschiedene Völker und Racen massenhaft mit einander in Berührung traten, insbesondere kämpfend zusammenstiessen, verheerende Krankheiten gewöhnlich zum Ausbruch kamen. Die nähere Ursache liegt wohl darin, dass grosse Strapazen, ungewohntes Klima, die neue Lebensweise, der Wechsel in Nahrung und Trank, wenn dieselben nicht gar gesundheitswidrig sind, ferner die Aufregungen aller Art den Boden für Epidemien vorbereiten. Es ist eine feldärztliche Erfahrung, dass die Verluste, welche eine Armee durch Verwundungen erleidet, gewöhnlich klein sind gegenüber denen, welche ihnen Seuchen und Krankheiten zufügen, eine Tatsache, die den berühmten russischen Chirurgen Pirogoff den Ausspruch tun liess, dass Verhütung und Behandlung der Krankheiten im Felde eine noch viel wichtigere Angelegenheit sei, als die Pflege der Verwundeten. So kann die Zahl der Erkrankten im Felde das Vierfache der Verwundeten und darüber betragen; doch gibt es auch hier rühmliche Ausnahmen, so z. B. den Feldzug der Franzosen im Jahre 1859, den preussischen in Schleswig-Holstein 1864, den letzten deutsch-französischen Krieg, wo deutscherseits die Erkrankungen nicht einmal die Hälfte der Verwundungen betrugen.

Spielen die Erkrankungen noch immer eine so gewaltige Rolle selbst in den modernen Kriegen, welche alle Fortschritte der Wissenschaft zu ihren Bundes-

genossen, den Dampf zu ihrem willigen Diener, die Electrizität zu ihrem beflügelten Boten gemacht haben und dadurch ihre Dauer gewaltig abgekürzt haben, dann gilt dies umso mehr von den sich lange hinschleppenden Kriegen vergangener Jahrhunderte.

Weit mörderischer als Karthaunen, Feldschlangen, Mörser, Büchsen. Flinten, Pfeile und blanke Waffen mannigfaltigster Art hat unter den fremden Truppen, die in Ungarn im XVI. und XVII. Jahrhundert gegen die Türken kämpften, eine Seuche gewütet, welche die Schriftsteller jener Zeit als «ungarische Krankheit» oder «ungarisches Fieber» sehr häufig erwähnen, und über welche Dr. Julius Donath im «Pester Lloyd» einen Artikel veröffentlicht, den wir hiemit reproduciren. Nach der Darstellung von Hæser beziehen sich die frühesten Nachrichten über diese Krankheit auf das Jahr 1542. Während im weiten Gebiete der Donau verheerende Seuchen jeder Art, namentlich auch die «Pest» herrschten, verbreitete sich unter dem deutschen Reichsheere, welches unter Markgraf Joachim von Brandenburg gegen die Türken zog, zuerst im Lager von Ofen, dann hauptsächlich auf dem notgedrungenen Heimzuge, eine furchtbare Seuche, welche mehr als 30,000 Seelen dahinraffte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit zog aber diese Krankheit auf sich, als sie im Jahre 1566 weit über die Grenzen ihrer Heimat sich verbreitete. In seinem 1576 in Frankfurt erschienenen Pestis phænomena (Erscheinungen der Pest) führt Jordanus unter dem Titel: De lue pannonica als Entstehungsursache der «pannonischen Seuche» an, dass im Frühling des genannten Jahres die grossen Ströme Ungarns über ihre Ufer traten; später, im Sommer und Herbst, herrschte ungewöhnliche Hitze und Trockenheit. Im Lager der Deutschen vor Veszprim und Tacz fehlte es an Lebensmitteln, selbst an Wasser. Umso unmässiger genoss der Soldat nach dem Vorrücken bis zur Donau Fische, schlechten Wein und trübes Wasser. Nach kurzer Zeit brach im Lager bei Komorn, in einer von der heftigsten Malaria erfüllten Gegend, die «ungarische Krankheit» aus. Am meisten litten die fremden Truppen; ja die Ungarn blieben, gleich den Türken, fast ganz verschont. Noch mörderischer wurde die Seuche im Lager bei Raab, wo sich die Raab und Rabnitz in die Donau ergiessen; aber ihre höchste Wut entfaltete sie, nachdem die entlassenen Soldaten sich zerstreut und den Samen des Uebels über Deutschland, Böhmen, Burgund, Belgien und Italien, ja bis nach England ausgebreitet hatten. Am meisten litt Wien. Hier, wo zu der «ungarischen Krankheit» noch die «Ruhr» hinzutrat, waren die öffentlichen Gebäude mit kranken Truppen erfüllt, die Strassen mit Leichen und Sterbenden bedeckt.

Die Zufälle der «ungarischen Krankheit» kommen nach der Beschreibung von Jordanus, der als erster Feldarzt das kaiserliche Heer begleitet hatte, mit denen des bösartigsten Flecktyphus überein: heftige Kopfschmerzen, Aufgetriebenheit und Empfindlichkeit der Magengegend, unersättlicher Durst, Delirien, fleckiger Ausschlag, Schwerhörigkeit, Schweisskrisen am 14. bis 20. Tage, nicht selten Hautbrand der Unterschenkel.

Von neuem brach nach dem Berichte von Cober in seinen Observationum castrensium et ungaricarum decades tres (Drei Jahrzehnte ärztlicher Beobachtungen im Felde und in Ungarn), Frankfurt 1606, die «ungarische Krankheit» im Jahre 1597 bei der Belagerung von Pápa aus, besonders unter den Italienern. Von

mehr als achttausend derselben kehrten kaum fünfhundert über die Alpen heim. Aus den Lazarethen kam kaum Einer lebend zurück, selbst nicht Aerzte und Chirurgen.

Ein anderer deutscher Arzt, Esslinger, schildert achtzig Jahre später gleichfalls den Ausbruch dieser Krankheit in ihrer Heimat. Sie war ihm bereits im Jahre 1659 im Stifte Bremen bekannt geworden, wo sie, erzeugt vom schweren Ungemach des Krieges, unter den Schweden herrschte. Zwei Jahre später war Esslinger unter den 12,000 Oesterreichern, welche unter Montecuculi Ungarn besetzten. Wiederum entstand die Seuche im morastigen Lager zwischen Komorn und Neuhäusel; in kurzer Zeit riss sie über tausend Soldaten hinweg und auch diesmal bewirkte sie das schnelle Ende des erfolglosen Feldzuges.

Nicht minder litt von der »ungarischen Krankheit« das Heer der Oesterreicher unter Prinz Eugen im Jahre 1717. Der Feldherr selbst wurde ergriffen. Dieselbe Seuche war es, welche im Feldzuge wider die Türken von 1788 und 1789 über 30,000 Mann, meistens Deutsche, dahinraffte.

Diese Tatsachen genügen, um ein sicheres Urteil über die »ungarische Krankheit« zu gewinnen. Ihre Uebereinstimmung mit den typhösen Lagerfiebern, welche bis auf die neueste Zeit jeden Kriegszug begleiten, ist unzweifelhaft. Nur darin vielleicht besteht ein Unterschied, dass die einheimischen Malariafieber der Donauniederungen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung derartiger Seuchen ausüben. Sie sind zu allen Zeiten den Fremdlingen verderblich gewesen, so dass Ungarn »das Grab der Deutschen« genannt wurde. Es sind dieselben Fieber, welche zu noch höherer Entwicklung in der Moldau und Walachei gelangen, über deren Malarianatur kein Zweifel bestehen kann. Verbindet sich mit dem Einfluss der Malaria der im Gefolge kämpfender Heere fast niemals ausbleibende Kriegstyphus, dann erreichen diese Fieber den höchsten Grad der Bösartigkeit und werden zu pestartigen Seuchen.

Die geringe Empfänglichkeit des Einheimischen gegen diese Krankheit schreibt schon Cober teils dem Umstande zu, dass der gewöhnliche Ungar durch Gewöhnung gegen die Ursache derselben abgestumpft ist, teils der Schutzkraft seiner Lieblingsspeise, des Knoblauchs, den er in unglaublichen Mengen geniesst, und dessen Mangel er härter selbst als den des Brodes empfindet. Empfiehlt ja auch der berühmte Republikaner, Naturforscher und Arzt Raspail in seiner für das Volk geschriebenen Gesundheitslehre den Genuss des Knoblauchs als Schutzmittel gegen akute Ansteckungskrankheiten und nennt ihn den Kampher des Armen.

Wie richtig die Cober'sche Auffassung auch bezüglich der Abstumpfung der Einheimischen gegen die herrschenden fieberhaften Erkrankungen ist, sehen wir in noch viel prägnanterer Weise beim gelben Fieber in Central- und Südamerika, welches für den Europäer fast ausnahmslos tödtlich ist, den Neger schon viel seltener befällt, den Indianer aber gänzlich verschont; wir sehen es bei den schweren Malariafiebern und Ruhren im Innern Afrikas und in der Südsee, welche in diesen Erdstrichen der weissen Race unüberschreitbare Grenzen gesteckt haben und wo die Natur ihre minder begabten Söhne mit pesthauchenden Sümpfen schützend umgeben hat, gegen welche Befestigungswerke der rastlos vordringende, unersättliche weisse Mann weder mit seinen furchtbaren Mordwerkzeugen noch mit den viel gefährlicheren Waffen seiner geistigen Ueberlegenheit etwas auszu-

richten vermag. Allerdings treffen hier sehr verschiedene Menschenracen zusammen, deren Heimatsitze weit auseinanderliegen. In der mildesten Form machen sich Störungen bei der Uebersiedlung schon nach Orten geltend, wo die Veränderung in Klima, Lebensweise u. s. w. noch ziemlich unbedeutend ist. Die Anpassung an die neuen Lebensbedingungen, wie wir sie sowohl bei Menschen als auch bei Tieren und Pflanzen beobachten, bildet eben die «Akklimatisation».

An der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft beteiligte sich Europa fast mit derselben Gemeinsamkeit, wie einst an der Wiedereroberung des heiligen Landes durch die Kreuzzüge. Möge bei dieser Erinnerung auch der gewaltigen Zahl der Tapferen pietätsvoll gedacht werden, welche von der mörderischen Seuche hinweggerafft, namenlos ins Grab gesunken sind und denen es nicht gegönnt war, mit den Waffen in der Hand zu fallen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abonyi Lajos, Magduska öröksége. (Lenchens Erbschaft, Roman in einem Bande von Ludwig Abonyi.) Budapest, Singer & Wolfner, 146 S.

Beniczkyné Bajza Lenke, Északról, délről. (Von Nord und Süd. Novellen von Helene Beniczky, geb. Bajza). Herausgegeben von der Petőfi-Gesellschaft. Budapest, Révai, 163 S.

Beöthy Zsolt, Ráskai Lea. (Lea Ráskai, poetische Erzählung von Zoltan Beöthy. Mit Illustrationen von Paul Vágó.) Budapest, Révai, XIV, 94 S. in 32°.

— — *A széppróżai elbeszélés a régi magyar irodalomban.* (Die dichterische Prosa in der älteren ungarischen Literatur. Von der Kisfaludy-Gesellschaft gekrönte Preisschrift von demselben.) Budapest, Révai, VIII, 301 S.

Bernát Istv., Észak-Amerika (Nord-Amerika, Volkswirtschaftliche und sociale Skizzen von Stefan Bernát). Budapest, Révai, VIII, 301 S.

Deák F., Észrevételek Kemény János önéletleirásáról. (Bemerkungen über die Autobiographie Joh. Kemény's und einige Quellen der Siebenbürger Geschichte von Wolfg. Deák.) Budapest, 1886, Akademie, 18 S.

Ferenczi Gy., Homéros philosophiája. (Die Philosophie Homers, aus der Ilias und Odyssee zusammengestellt und erläutert von Jul. Ferenczi. Mit zehn Illustrationen von Gabriel Szinte.) Budapest, Hornyánszky, 241 S.

Fludorovics Zsigm., Költemények. (Gedichte von Sigmund Fludorovics.) Nagy-Károly, 1887, Selbstverlag, 74 S.

Füzesséry Bertalan, Johanna. (Johanna, die Königin Neapels. Histor. Drama in fünf Aufzügen von Berthold Füzesséry.) Kaschau, 1884, Selbstverlag, 168 S.

— — *Erzsébet.* (Elisabeth, die Regentin Ungarns. Histor. Drama in fünf Aufzügen, von demselben.) Das., 296 S.

— — *A nagy franczia forradalom.* (Die grosse französische Revolution. Histor. Tragödie in fünf Aufzügen, von demselben.) Das., 266 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

ARNOLD IPOLYI.

(1823—1886.)

Am 2. December vorigen Jahres wurde in Grosswardein ein Mann zu Grabe getragen, der während seines tatenreichen Lebens an den bedeutendsten culturellen Bestrebungen seines Vaterlandes innigen Anteil genommen und erfolgreich dazu beigetragen hat, dass jener schwierige Durchdringungsprocess der Ideen in Fluss gerate, durch welchen das moderne Ungarn mit seinem noch urfrischen, geistigen Capitale den Segnungen der westlichen Cultur näher gebracht wurde. Erfüllt von wahrer Liebe zur Humanität und von regem Eifer für Kunst und Wissenschaft, hat er, ein echter Priester, das allumfassende Gefühl der christlichen Liebe im Drange der hereinstürmenden Ereignisse seines alten, und doch so jungen Vaterlandes zur concreten Wahrheit erhoben. Der Mann, dessen klar sehendes Auge nunmehr für ewig erloschen, war der gelehrte Bischof von Grosswardein: Arnold Ipolyi.

Die innere Geschichte seines Lebens ist wahrhaft lehrreich. Die Frage, was dieser Geist gedacht und geplant, wie er es zu Wege gebracht, das Geistige zu verarbeiten und in unserem Geiste erstehen zu lassen, ist angesichts seines äusseren Lebenslaufes die ungleich wichtigere. Nachdem aber die Nachwelt auch das Beiläufige in der Biographie eines hervorragenden Mannes mit Eifer erfasst, so wollen wir hier die Hauptpunkte aus Ipolyi's äusserem Lebenslaufe herausgreifen, bevor wir seiner als Gelehrten und Menschen gedenken.

Er war geboren am 18. October 1823 in Ipolykeszi* im Honter Comitate, und entstammte einer altadeligen, katholischen Familie. Der Vater, Oberstuhlrichter im Comitate, wollte ihn der militärischen Laufbahn widmen; bald jedoch bekundete der Jüngling so viel ernsten Sinn und ausgesprochene Neigung für das Priesteramt, dass man ihn gewähren liess,

* Das biographische Material ist dem verdienstvollen (ungarischen) Buche des Domherrn Anton Pór: «Leben und Werke des Grosswardeiner Bischofs Arnold Ipolyi.» Pressburg — Budapest, 1886. entnommen.

als er sich nach Absolvirung des Gymnasiums und des zweijährigen philosophischen Lehrkurses dem Studien der Theologie zuwandte.

Im Wiener Pazmaneum, dieser hervorragendsten Pflanzstätte des ungarischen höheren Clerus, betrieb Ipolyi neben der Theologie besonders geschichtliche Studien; auch wusste er sich die reichen Kunstsammlungen und Bibliotheken der Kaiserstadt eifrigst zu nutzen zu machen. Nachdem er seine Studien beendet, sandte ihn der damalige Primas Joseph Kopácsy in das vornehme Haus des Barons Alois Mednyánsky in der Eigenschaft eines Erziehers, woselbst er bis zu seiner im Jahre 1847 erfolgten Priesterweihe verblieb. Im genannten Jahre wurde er als Seelsorger nach Szent-Péter (Komorner Comitat) entsendet, blieb aber hier nur kurze Zeit, denn schon im nächsten Jahre berief ihn Graf Ferdinand Leopold Pálffy nach Pressburg in der Absicht, die Erziehung seiner Söhne dem geistvollen jungen Priester anzuvertrauen. Während der Wirren des Freiheitskampfes zog sich Graf Pálffy mit mehreren gleichgesinnten Alt-Conservativen nach Baden zurück, wohin ihm jedoch Ipolyi nicht gefolgt war, sondern zeitweilig eine Predigerstelle an der vom Erlöser benannten Kirche zu Pressburg bekleidete. Nach beendetem Kriege kehrte auch Pálffy zurück und nahm den ihm liebgewordenen Ipolyi nach Schloss Stampfen (nächst Pressburg) mit sich; als er ihn bald darauf kraft seines Patronatsrechtes in die benachbarte Gemeinde Zohor zum Pfarrer bestellte, geschah dies nur in der Hoffnung, den jungen Mann täglich bei sich zu empfangen und mit ihm in fortwährendem Verkehr bleiben zu können. Wohltuend wirkte auf Ipolyi die Einsamkeit seines ländlichen Aufenthaltes, und nur seine häufig unternommenen Besuche auf Schloss Stampfen, wo er fast täglich mit Mitgliedern der Familien Pálffy, Zichy, Apponyi, Auersperg, Windischgrätz verkehrte, manchmal auch wohl ein kurzer Aufenthalt in Wien oder Pressburg brachten in sein ländlich-einsames Leben einige Abwechslung. Hier, in Zohor, hatte er Musse genug, seinen geliebten historisch-archæologischen Studien nachzuhängen, von deren Intensität seine schon damals im Keime erstandenen Werke sammt und sonders Zeugniss ablegen.

Im Jahre 1860 wurde Ipolyi dieser Einsamkeit entrissen, indem ihn der Erzbischof von Erlau als Pfarrer nach Török-Sz.-Miklós beorderte, wo er auch im gesellschaftlichen Leben eine seinen Fähigkeiten entsprechende Rolle übernahm. Im selben Jahre (1860) wurde Ipolyi seiner wissenschaftlichen Leistungen halber ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften; der gute Klang seines Namens drang immer weiter, so dass er um diese Zeit bereits stets genannt wurde, wenn der besten ungarischen Namen Erwähnung geschah.

Seine Reisen nach Italien, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England trugen nicht wenig dazu bei, das einsam Erdachte zu vervollkommnen, zu klären und zu schärfen, während die im Jahre 1862 in

Gemeinschaft mit Kubinyi und Henszlmann unternommene Reise nach Konstantinopel mehr den Stempel der patriotischen Begeisterung trug; es galt nämlich die geraubte Bibliothek des Königs Mathias Corvinus ans Tageslicht zu fördern, was ihm und seinen Reisegefährten trotz energischer



Arnold Ipolyi.

Fürsprache des edelgesinnten Botschafters Graf Prokesch-Osten bekanntlich nur zum geringsten Teile gelang. Im Jahre 1863 wurde Ipolyi unter Erzbischof Bartakovics Erlauer Domherr und Administrator der Kapitelgüter; 1867 übernahm er die Leitung des Pester Central-Seminars, wo er

bis 1871 wirkte. Im letztgenannten Jahre zum Bischof von Neusohl befördert, blieb er volle 15 Jahre hindurch der Stolz und die Zierde dieser intelligenten Provinzstadt, die er so lieb gewann, dass er sich nur schwer entschliessen konnte, die auszeichnende Ernennung zum Bischofe einer der grössten Diöcesen des Landes, der Grosswardeiner, anzunehmen.

Schon im Pazmaneum hat Ipolyi das Studium der bildenden Künste und der vergleichenden Mythologie begonnen. Dort schrieb er seine ersten Versuche über «Religion und Kunst» und «Die erste Religion der Magyaren», Arbeiten, in denen schon damals die drei Hauptrichtungen seines Lebens bezeichnet waren: Mythologie und Kunst waren die Objecte seines Forschergeistes, beide im Dienste seines tief religiösen Gefühles, das nicht an die Soutane, die er trug, sondern an sein Herz gebunden war.

Bei Baron Mednyánszky war es, wo Ipolyi Grimm's Mythologie das erste Mal zu Gesichte bekam. Von der genialen Methode des Buches begeistert, begann er seine Blicke auf die Urzeiten seines Vaterlandes zu wenden, und allmählich erfasste ihn der Wunsch, eine *ungarische Mythologie* zu schreiben. Wahrlich, ein kühnes Beginnen zur Zeit des Bach'schen Systems, wo jede Regung des nationalen Selbstgefühls verpönt war. Dazu der völlig ungeebnete Weg, das Bewusstsein, die Bahn mit unaussprechlicher Mühe erst brechen zu müssen, ohne Vorarbeiten, einzig auf sich und sein gutes Glück angewiesen. Ausser diesen Hindernissen galt es noch einer inneren, in der Natur der Sache gelegenen Schwierigkeit Herr zu werden. Grimm hatte eine reiche Sammlung nordischer und germanischer Sagen vor sich, die sich dem geistreichen Verfahren des Gelehrten wie von selbst darboten. Ipolyi musste in Ermangelung eines ungarischen Volksepos, einer systematischen Sammlung, die Schachte erst entdecken, aus denen das Erz vielleicht, aber vielleicht auch nicht herauszuheben war. Alte vergilbte Bücher, in- und ausländische Werke der Chronisten, das gesammte Material der Volkslieder, welche damals noch meist im Munde des Volkes gesungen und gesagt, nicht aber zu einem halbwegs vollständigen Corpus vereinigt vorlagen, Volksmärchen, Sagen, Legenden, Historienbücher, die ganze ältere Literatur, alles musste von Anfang bis zu Ende durchforscht, excerpirt, verglichen werden, um die hie und da durchblitzenden Körner des alten heidnischen Glaubens Stück für Stück an einander zu reihen und in das Gefüge eines allmählich erwachsenden Systems hinein arbeiten zu können. Gar oft versprach das Object überreichen Gewinn, und das Resultat erwies sich als unbedeutend; gar oft war es ein Herumirren im finsteren Labyrint der dahingeschwundenen Jahrhunderte, um schliesslich in einem trügerischen Zirkel zum Ausgangspunkte zurückkehren zu müssen. Es war ein so recht anziehendes Thema für einen gewissenhaften, aber auch scharfsinnigen Forscher, ein Gebiet, wo es darauf ankommt, die aufgeregte Phantasie mit der kalten Ruhe des Verstandes zu zügeln.

Ipolyi's Werk, das 1854 erschien,* erfreute sich im Allgemeinen grossen Beifalls seitens des Publikums und der Kritik, welch' letztere ja in dem Werke eine patriotische Tat erblickte und schon aus diesem Grunde kleinere Mängel, die sich bei einer Arbeit von so ausgesprochen subjectivem Gepräge von selbst ergeben, übergehen zu müssen glaubte. Nur Anton Csengery wies in einer gediegenen Studie, bei grosser Anerkennung von Ipolyi's Verdiensten, auch auf die Mängel des Werkes, besonders auf die teilweise Unhaltbarkeit seiner sprachwissenschaftlichen Grundlagen, hin. Leider hat Ipolyi später nicht wieder das Gebiet der ungarisch-mythologischen Forschung betreten.

Wie schon erwähnt, benützte Ipolyi seinen Aufenthalt im Wiener Pazmaneum auch zum Studium der Kunstwerke. Später, im Kreise der kunstsinnigen Aristokratie, gewann seine Vorliebe für Alles, was Kunst hiess, noch mehr Anregung und als er von seinem Zohorer Domicil ab und zu die Kaiserstadt besuchte, lernte er zufällig den ersten Kirchen-Archæologen der Zeit, den Kölner Professor Dr. Kreuzer kennen, der auf ihn und sein Streben den grössten Einfluss ausübte. Mittlerweile brachte die Göttinger «Zeitschrift für Mythologie» einige bemerkenswerte Arbeiten Ipolyi's (Beiträge zur Mythologie, Ungarische Sagenzüge, Die Milchstrasse im Ungarischen), die nebst seinen in ungarischer Sprache veröffentlichten Arbeiten die Aufmerksamkeit in grösserem Maasse auf den einfachen Pfarrer hinlenkten. Als daher der Wiener Gelehrte Rudolf Eitelberger im Auftrage des Ministers Grafen Leo Thun nach Pest kam, um bei Franz Toldy Erkundigungen einzuziehen über ungarische Gelehrte, die sich bei Conservirung und Beschreibung von ungarischen Kunstdenkmälern als brauchbar erweisen dürften, konnte ihm Toldy den jungen Geistlichen als einen unter den Ersten namhaft machen. Er wurde in der Tat bald darauf zum Conservator der im Pressburger Statthaltereidistricte befindlichen Denkmäler ernannt.

Hier nun war es, wo Ipolyi practisch betätigen konnte, was ihm bisher nur im Bilde der inneren Anschauung vorgeschwebt. Ungarn war auf dem Gebiete der Archæologie bislange ein wenig ausgenützter Boden. Die baulichen Reste alter Blüte, die nicht selten reine Stilrichtungen bekundenden Kirchen gothischen und noch mehr romanischen Charakters waren in Verfall geraten, vergessen, mit späterem Flickwerke verunstaltet; und wenn auch Einzelne Begeisterung und Willen besassen (Henszlmann hat schon zu

* Magyar Mythologia (Ungarische Mythologie) von Arnold Ipolyi. Pest, 1854. 8°. 660 Seiten. Preis 8 fl. Inhalt: Gott. Götter. Geister. Teufel. Feen. Riesen. Helden. Elemente. Tiere. Pflanzen. Himmelskörper. Naturerscheinungen. Welt. Seele. Schicksal. Fluch. Glück. Zustand nach dem Tode. Zauber. Hexen. Priester. Heiligtümer. Altäre. Götzen. Symbole. Gottesdienst. Opfer. Feste. Gottesgebräuche. Bestattung. Schon diese trockene Anfzählung der Kapitel-Ueberschriften zeigt, wie genau sich Ipolyi an das Grimm'sche Werk anschloss.

Ende der vierziger Jahre über Kaschau's Kirchen archæologische Studien veröffentlicht), so fehlte es dennoch teils an gehöriger Unterstützung von oben, teils an mitfühlendem Sinne von Seite der ganzen Nation. Ungarn war so lange mit den Cardinalfragen seiner Selbsterhaltung, mit vitalen Interessen aller Art beschäftigt, dass ein allgemeines Interesse für Kunst nicht nur nicht aufkeimen konnte, sondern auch das wenige, was sich hie und da zu zeigen anfing, durch den gewaltigen Strom jener hochwichtigen Lebensfragen ergriffen, spurlos verschwinden musste.

Ipolyi wollte vor Allem sein Rayon kennen lernen und organisirte zu diesem Behufe systematische Ausflüge. Er warb Architecten, Historiker, Literaten, Kunstliebhaber um seine Fahne und nun ging er mit Eifer daran, die Umgebung zu durchforschen. Die Insel Schütt, die Gegend von Pressburg bis Skalitz, die Comitate Hont, Bars, Gran, Komorn, Neutra, Trencsin, auch wohl die Landstriche jenseits der Donau (Raab, Wieselburg, Oedenburg, Eisenburg, Zala) wurden durchstreift, Volkslieder gesammelt, Denkmäler aufgenommen, Familienarchive durchstöbert. Mehrere Abhandlungen, die Ipolyi während dieser Zeit publicirte, insbesondere die kunstarchæologische Würdigung der aus dem XIII. Jahrhunderte herstammenden romanischen Basilika von Deákmonostor (Antrittsrede bei seiner Wahl zum Mitgliede der ung. Akademie der Wissenschaften), legten Zeugniss ab von dem gewissenhaften Verfahren, das Ipolyi mit diesen wissenschaftlichen Reisen verband. Und nicht nur idealer Gewinn resultirte aus ihnen: Ipolyi wollte das Wort zur Tat werden lassen, und seinem Impuls, seiner regen Tätigkeit ist es hauptsächlich zu verdanken, dass unter anderen das berühmte Benediktiner-Kloster im Wieselburger Comitate, die Kirche des Pressburger Collegial-Capitels, die Hauptkirche der Erzabtei zu Sanct-Martin stillvoll restaurirt wurden.

Indem er von Török-Szent-Miklós aus seine Expeditionen neuerdings aufnahm und seinen wissenschaftlichen Standpunkt durch seine schon oben erwähnten Reisen ins Ausland fortwährend erhöhte, gewann sein Wissen immer mehr an Tiefe und Fülle. Nunmehr kannte er schon die meisten nennenswerten Ueberreste vaterländischer Baukunst aus eigener Ansschauung, nunmehr war er in der Lage, aus einem reichen Schatz von Selbstgesehenem zu schöpfen, als er seine Geschichte der monumentalen Kunstdenkmäler Ungarns in Angriff nahm. Zuerst beschäftigte er sich mit den Baudenkmälern:* er beantwortet die Frage, in wie weit die einzelnen Baustile, der alt-christliche, byzantinische, romanische, gothische Stil in Ungarn vertreten waren. Es folgten 1863 die «Denkmäler der mittelalterlichen Sculptur in Ungarn» eine

* Später ist der Gegenstand durch Henszlmann auf breiterer Grundlage weitergeführt worden: *Die mittelalterliche Baukunst in Ungarn.* Oesterr. Revue. 1865, 1866, 1867.

Arbeit, die nicht nur im engeren Sinne des behandelten Gegenstandes, sondern auch in allgemeiner, culturhistorischer Hinsicht von Bedeutung ist. Der Verfasser weist nach, wie die Sculptur auch in Ungarn zur Zeit der Blüte des romanischen Stils breiten Fuss fasste, und wie dann mit dem Uebergang ins Gothische vermöge der grösseren Durchgebrochenheit der Wände die Sculpturelemente sich verringerten. Das Capitel über gothische Altäre ist an sich ein wertvoller Essay. Seinen Gegenstand bis zum XVII. Jahrhundert verfolgend behandelt Ipolyi in interessanten Ausführungen Tracht, Bewaffnung, Zieraten u. s. w., wodurch das Werk zu einem Nacheinander von eben so vielen Culturbildern wird und einen höhern Standpunkt gewinnt. Gleich im folgenden Jahre (1864) unternahm er es, als dritten Teil dieser kunstarchæologischen Trilogie die monumentale Malerei Ungarns in den Bereich seiner Behandlung zu ziehen, namentlich die viel verbreitete Ansicht, dass in Ungarn die Wandmalerei gar keine nennenswerten Werke hinterlassen, an der Hand seiner Erfahrungen zu widerlegen. Besonders interessant ist hier die Art und Weise, wie er an einem aus dem XIV. Jahrhundert herrührenden Wandgemälde ober dem Portale der Kirche zu Szepes-Várallya die Geschichte der mittelalterlichen Wandmalerei in Ungarn deducirt.*

Doch nur dann werden wir Ipolyi's eigentümlich regsame Individualität in ihrem vollen Umfange würdigen lernen, wenn wir seine Leistungen im Dienste der zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, in denen ihm sei es als Präsidenten, sei es als eifrigem Förderer eine hervorragende Rolle zu Teil wurde, Revue passiren lassen. Wo es nur immer galt, etwas für Cultur, für Wissenschaft, für Kunst zu tun, sehen wir ihn unter den Ersten, den Tribut seiner geistigen und materiellen Macht in die Wagschale werfen, und zwar überall mit ausgesprochenem Sinn für das *active* Eingreifen, was bei ideal angelegten Naturen bekanntlich eine so seltene Erscheinung ist.

Die Gesellschaft für bildende Künste lag zu Ende der siebziger Jahre so sehr im Augen, dass an ein Fortleben, geschweige denn Prosperiren des Institutes Niemand mehr dachte. Als Ipolyi zum Präsidenten erwählt wurde, entriss er die Gesellschaft mit starker Hand dem Untergange, brachte wieder pulsirendes Leben in den siechen Körper, warb neue Mitglieder,

* Ipolyi's archæologische Werke sind in zweierlei Ausgaben gesammelt erschienen: 1. *kleinere Werke:* I. Band: Ungarns mittelalterliche monumentale Baukunst. Denkmäler der ungarischen mittelalterlichen Malerei. Mittelalterliche Werke der ungarischen Goldschmiedekunst. Ungarische Kunstdenkmäler in Ziegelbau. Altungarische Baptisterien und die monumentale Anwendung des ungarischen Landeswappens. Præhistorische archæologische Funde aus einer Gegend Ungarns und Skizze seiner mittelalterlichen Kunstdenkmäler. Die angeblich heidnischen Funde von Zihalm. Die ungarische Archæologie. II. Band: Gelegenheitsreden. — 2. «Ungarische kunstarchæologische Studien.»

schuf Geldmittel, und setzte alles daran, dieses einzige Organ vaterländischen Kunstsinnes zu heben. Dies gelang ihm vortrefflich: aus der langwährenden Krise ging die Gesellschaft gestärkt hervor, und dieselbe war es, in der die Idee der ungarischen historischen Porträtgallerie, wie auch diejenige einer Kunstakademie (Meisterschule) angeregt wurde, um alsdann durch den kunstsinnigsten aller Minister verwirklicht zu werden. Als Präsident der St. Stephansgesellschaft hat er ebenso erfolgreich gewirkt. Auch diese Gesellschaft war ihrem Ruine nahe. Ipolyi, wohl wissend, dass ohne materielle Grundlage alles Bestreben nutzlos sei, entwarf einen Plan, dessen Gelingen den daran geknüpften Erwartungen nicht nur entsprach, sondern dieselben glänzend übertraf. Er veranlasste, dass die Ausgabe der Lehrbücher für sämmtliche katholische Volksschulen (deren Zahl damals ungefähr 15,000 betrug) durch die Gesellschaft in eigener Regie behalten werde, und sicherte dadurch den weiteren Bestand dieses nicht nur nach religiöser Seite hin wohltuend wirkenden Institutes. Die weitaus grösste Tätigkeit Ipolyi's war jedoch der ungarischen historischen Gesellschaft gewidmet, die im Jahre 1867, hauptsächlich auf seine Anregung, ins Leben gerufen, in ihm ihren langjährigen Präsidenten verehrte. Durch die historischen Wanderversammlungen, die sich von Jahr zu Jahr in einer andern Stadt Ungarns wiederholten, ist es ihm gelungen, das Interesse des grossen Publikums für diesen Verein zu erwecken und auch wach zu erhalten. Alljährlich versammelten sich die Mitglieder in einem bedeutenden Centrum des Landes, um die Gegend in allen Teilen von historischem Standpunkte aus zu durchforschen. Da wurde so mancher wertvolle Schatz aus den längstvergessenen Archiven altadeliger Geschlechter behoben; da wurden historisch denkwürdige Stellen aufgesucht und an ihnen die vielen, kleinen mitunterlaufenden Irrtümer der Geschichtschreibung, besonders was Topographie anbelangt, berichtigt; da wurden Land und Leute studirt, da wurde discutirt und auch wohl disputirt, aber immerfort mit würdigem Ernst und mit dem innigen Wunsch, unser historisches Wissen tiefer und genauer zu gestalten. Ipolyi, als Präsident, hielt gewöhnlich die Antrittsrede, und wenn wir die Reihe dieser denkwürdigen Reden, die sich sowohl durch Gedankenreichtum, als durch oratorischen Bau auszeichnen, durchmustern, da ergänzt sich uns erst recht das Bild seiner Tätigkeit zur Totalität einer Weltanschauung.

Grosse Ideen sind es, die er im Rahmen dieser Reden entwickelt, die höchsten Interessen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens berührend. Bald (1874) entrollt er uns ein in allen Teilen interessantes Culturbild von der Vergangenheit der Stadt Neusohl, in den Kreis dieses engeren Gegenstandes, getreu seiner Methode, Allgemeingiltiges hineinziehend, — bald (1876) behandelt er die actuelle Frage, wie sich ungarische Nationalität und ungarische Staatssprache seit dem ersten Könige Stephan dem Heiligen entwickelt haben. Mit ruhiger Besonnenheit zieht er seine Consequenzen

aus den geschichtlichen Tatsachen und spricht den Satz aus, dass ein Kampf der Nationalitäten in Ungarn historisch niemals nachweisbar sei, und sich somit diese Frage als ein gewaltsam aufgebauschtes Hirngespinnst einzelner Gefühlspolitiker präsentire. «Auch wir anerkennen», sagt der Redner, «die Einheit des menschlichen Geschlechtes, und bekennen uns zu dem Glauben, dass die menschlichen Typen und Racen, die Nationen und Völker im Verhältniss der Brüderlichkeit stehen. Es ist unser Bekenntniss, dass wir durch das Christentum und die Cultur Weltbürger und zugleich treue Söhne eines Vaterlandes sein können. Gleiche Brüder sind wir und gleichberechtigt können wir auch dann sein, wenn wir verschiedenen Nationalitäten angehören, sowie auch dann, wenn unserer Muttersprache keine Führerrolle in der staatlichen Administration zugefallen.» Im Jahre 1877 gab sich die historische Gesellschaft in Pressburg ein Stelldichein, und Ipolyi benützte die ereignissvolle Vergangenheit dieser Stadt, um ein Problem zu erörtern, dessen Lösung für Ungarn zur Lebensfrage geworden. In Pressburg blühte seiner Zeit die vaterländische Industrie, wie kaum in irgend einer Stadt Ungarns. Ipolyi entwirft von der Tätigkeit der zahlreichen daselbst vertretenen Zünfte, von ihrem Einflusse, von ihrer Rührigkeit ein treffendes, wahrheitsgetreues Bild. Wiederum erweitert er dann den Rahmen dieser Schilderung, und zwar um das gesammte industrielle Leben Ungarns einer Musterung zu unterziehen, auf die einstige Blüte der Gewerbe hinzuweisen, gleichzeitig aber auch den Schluss zu ziehen, dass es Ungarns Interesse im höchsten Grade erheischt, diesen so lange vernachlässigten Factor des materiellen Gedeihens zu neuem Leben zu erwecken.

Es würde zu weit führen, alle Reden Ipolyi's ausführlicher zu besprechen. Wenn wir noch erwähnen, dass er im Jahre 1878 in Kaschau über die Restaurirung der vaterländischen Kunstdenkmäler, und im Jahre 1885 bei Gelegenheit des historischen Congresses in Budapest über Geschichte, geschichtliche Methode, historisches Bewusstsein geistreich und wirkungsvoll gesprochen, wenn wir schliesslich kurz andeuten, dass auch seinen akademischen Gedächtnissreden, besonders derjenigen auf Graf Prokesch-Osten, eine hervorragende Stelle in der grossen Zahl seiner rhetorischen Arbeiten gebührt, glauben wir auch diese Seite seiner öffentlichen Wirksamkeit in der Hauptsache gewürdigt zu haben.

Ipolyi war, wie wir zur Genüge gesehen, auf dem Felde der Wissenschaft nichts weniger als eine passive Natur. Die Wissenschaft war ihm kein speculatives System, kein Land der Träume, geschaffen, um sich darin von den Drangsalen des Lebens auszuruhen; sie war ihm wirkliches Leben und wirkliche Tat. Ueberall, wo er schrieb und sprach, verfolgte sein Auge die weit hinausreichenden Fäden, die die Idee mit dem Concreten verbinden, und wo es nur immer zulässig war, kam es ihm fast ebenso sehr auf die Ausführung an, als auf die Conception. Als Priester wollte und konnte

er sich nicht mit Politik befassen, obwohl seine Reden einen nicht gewöhnlichen Sinn für gesunde Staatsgebahrung bekunden. Genügend wurde die Nachwelt dafür entschädigt durch seine, der Betätigung der Wissenschaft gewidmete Energie, die sich an bleibenden Institutionen bewährt. Rein war sein Patriotismus, nicht getrübt durch unzeitigen Stolz, rein und aufrichtig seine männliche Ueberzeugung, die er Zeit seines Lebens niemals verleugnete, einfach-gross sein Herz, das sich selbst vergessend, für Andere eine unerschöpfliche Quelle des Guten, nunmehr zu schlagen aufgehört hat. So ist nun wieder einer hingegangen von jenen seltenen Männern, die noch glaubten an hohe weltbeglückende Ideale, für die sie zu ringen und zu kämpfen, zu leben und zu sterben verstanden. Und wenn die Zeit, die dieser Mann durchlebte, einst zur Geschichte wird, dann möge jene Wissenschaft, die er so liebend umfasste, auch ihm, dem Neuschöpfer so vieler Gotteshäuser und Dome, einen würdigen Platz zuerkennen.

EDMUND FARKAS.

DIE GRÄBERFELDER VON KESZTHELY.

(Schluss.)

Die Beigaben der Frauen- und Kindergräber.

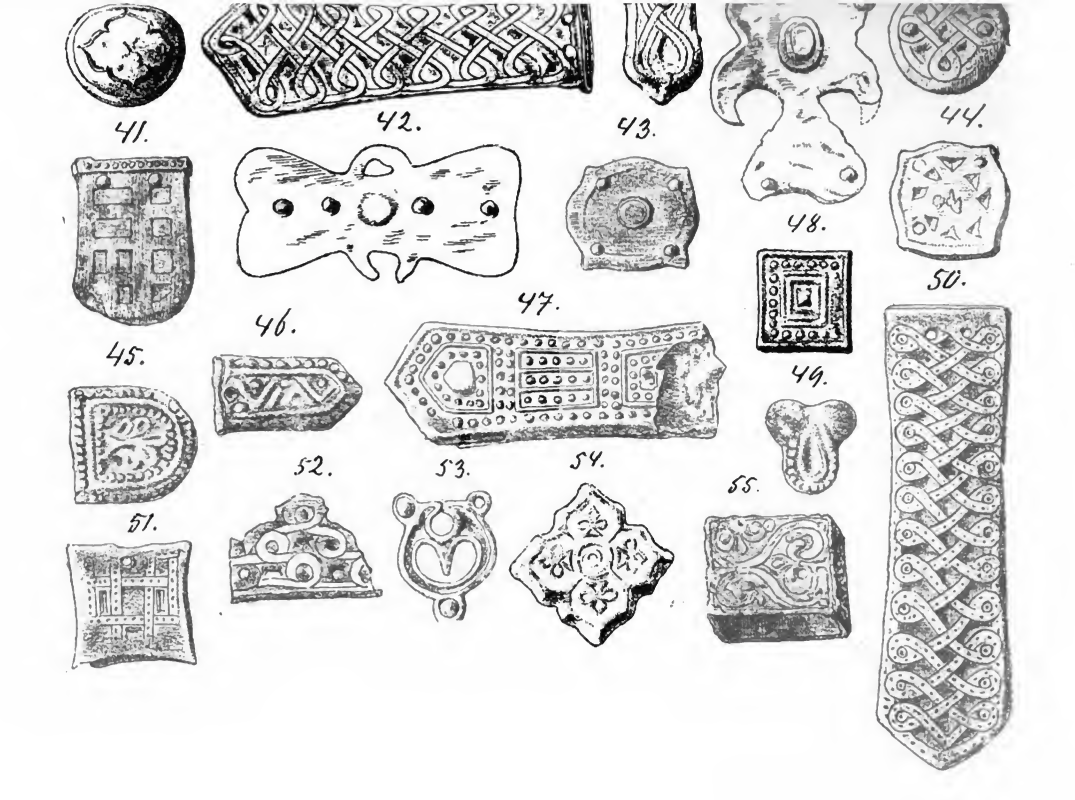
Das innige Verhältniss zwischen Mutter und Kind bringen unsere Gräberfelder auf eine mustergiltige Weise zum Ausdruck. Nicht nur, dass die Kinder noch im Grabe die liebenden Arme der Mutter umfangen, wofür ich mehrere Beispiele hatte; nicht nur, dass die später verstorbenen Kinder in das Grab der Mutter beigesetzt wurden, was in Männergräbern nie der Fall war; nicht nur, dass die Gräber der schon erwachsenen Kinder das Grab ihrer Mutter gleich einem Kranze umgeben, was sehr häufig in den Gräberreihen eine vollständige Störung verursachte: sondern man kann sogar zwischen den Beigaben der Frauen- und Kindergräber keine eigentliche Scheidewand ziehen, weil selbe zumeist identisch sind, so dass ich auch die Gräber der Kinder männlichen Geschlechts, und die müssen doch in der Masse der hier bestatteten Kinder gewiss auch in grosser Anzahl gewesen sein, nur in den seltensten Fällen von denen des weiblichen Geschlechts genau unterscheiden konnte.

Ich muss daher voraussetzen, und meine diesbezüglichen Erfahrungen weisen notgedrungen darauf hin, dass die Kinder bis zu einem gewissen Alter, wollen wir sagen bis zu ihrem siebenten bis achten Jahre, die in Abwesenheit der kriegerischen Männer einzig und allein der Obhut und

Sorge der Mütter anvertraut waren, ohne Geschlechtsunterschied den nämlichen Schmuck, vielleicht auch gleiche Kleidung trugen. Kinder- und Frauenschmuck differiren zumeist nur in der Grösse, aber sehr viele Fälle gab es auch, wo die Mutter als Zeichen ihrer bis übers Grab dauernden Liebe das hingeschiedene Kind mit ihrem eigenen schönsten Schmuck aufputzte, oder, als die Schollen auf den teuern Leichnam fielen, ihr teuerstes Kleinod in das Grab nachwarf. In Frauengräbern fand ich auch manchmal solche von Männern nachgeworfene Gegenstände, als da sind Messer, Pfeilspitzen, Beile, die sehr treffend die rauhere Denkungsart und den stummen Schmerz der Männer bezeichnen. Dies vorausgeschickt, werde ich vielleicht nicht unrichtig vorgehen, wenn ich die Beigaben der Frauen- und Kindergräber gruppenweise zusammen behandle. Es wird sich hier ein- oder das anderemal die Notwendigkeit dartun, dass ich einzelne reichere Frauen- und Kindergräber eingehender werde besprechen müssen.

Die Beigaben der Frauen- und Kindergräber können in folgende Gruppen zusammengefasst werden: 1. Kopf- und Halsschmuck. Teile desselben sind: die Perlen, die Perlenschliessen, die zwischen den Perlen gewesenen kleineren Anhängsel, die Amulette. 2. Der Ohrschmuck, nämlich die Ohrringe und zwar: die Drahtohrringe, die Ohrringe mit Perlen und Kugeltropfen, die grossen Reifenohrringe und endlich die Ohrringe mit Körbchen und deren Abarten. 3. Der Brustschmuck. Diesen bilden die Nadeln, und zwar die einfache Nadel, die Nadel mit Knopf und Keulenende, die langöhrige Nadel, die Nadel mit Ohrlöffel, die Nadel mit Schaufel oder Ringende, die Nadel mit vierfach gespaltetem Oehr, die gewöhnliche römische, die fränkische und die Scheibenfibula und deren Varietäten. 4. Der Arm- und Handschmuck, der Fingerring; der Armring; das Armband aus Blech mit Haken oder Schlangenköpfen, und deren Gattungen.

Die Perlen. Die Perlen, dieser primitivste und beliebteste Frauenschmuck aller Zeiten und Völker, fanden sich auf unseren Gräberfeldern zu Tausenden als ständige, ausschliessliche und bezeichnende Beigaben der Frauen- und Kindergräber; denn war ein solches Grab noch so arm, einige Perlen waren doch darin vorhanden. Unser Volk trug die Perlenschnüre sowohl als Kopf- als auch als Halsschmuck. Das beweisen die Fundumstände. Die um den Hals geschlungenen Perlenschnüre reichten sehr oft bis zum Brustbein herab, in diesem Falle wurden die Perlen dicht nebeneinander bis zum Kinnbein hinauf aus der Erde gelöst, manchmal hingen sie noch zu dreien auf dem Faden; die in die Haare geflochtenen Perlen drangen sogar mit der Erde durch die am Hinterhaupt befindliche Oeffnung in den inneren Schädelraum hinein. Qualität und Quantität der in einem Grabe gefundenen Perlen war immer eine verschiedene. Ich habe es häufig versucht, die in den einzelnen Gräbern gewesenen Perlen aufreihen zu lassen


41.
42.
43.
44.
45.
46.
47.
48.
49.
50.
51.
52.
53.
54.
55.

und die so gewonnenen Schnüre zu vergleichen, um vielleicht doch ein gewisses Normalmaass ausfindig zu machen, aber alle diese Versuche führten zu keinem Resultat, da die Anzahl der Perlen in den Frauen- und Kindergräbern zwischen sechs Stück und fünf- bis sechshundert schwankte. Es gab Gräber, wo um den Hals herum von Perlen gar keine Spur war, dieselben aber unter dem Schädel zu Haufen lagen, auch gab es ein Grab am Georgiconfeld, aus welchem ich allein über zweitausend Perlen bekam, da selbe nicht nur an den gewohnten Stellen, sondern um das ganze grosse Frauenskelett herum dicht gesäet waren. Dasselbe gilt auch von der Qualität der Perlen. Obzwar die überwiegende Mehrzahl der Perlen auf beiden Gräberfeldern einen gleichen, daher ganz gewöhnlichen Typus aufweist, so war doch kein Grab, mit Ausnahme eines einzigen, das nur ganz gleichförmige Perlen gegeben hätte. Die Materie der Perlen ist im Allgemeinen Glas, doch fanden sich auch sporadisch welche von Granat, Bein, weissem Marmor oder Thon, und, sehr selten aber doch einige von Bernstein. Was die Grösse der Perlen anbelangt, so ist die Grösse von einer mittelmässigen Nuss bis zu der, der noch heute gebrauchten ganz gewöhnlichen Stickperle in allen Abstufungen repräsentirt. Aus der grossen Perlenmasse, die mir zur Verfügung steht, will ich nur die charakteristischen Formen hervorheben.

1. Grösste birnenförmige Perle aus gelblich-weissem Thon, mit grünen und blauen Strichen bemalt. Im Ganzen nur zwei Exemplare aus einem Grabe.

2. Dunkle Granatperle. Zwei Exemplare als sechsseitiger Cylinder, zwei mit concaver geschliffener Oberfläche, zwei schön facettirt. Sie haben **231, 232.**
so ziemlich die gleiche Grösse und waren nur einzeln zwischen anderen Perlen zerstreut.

3. Schwarze Perlen. Entschieden römischer Provenienz, ganz dieselben fand ich 1875 in einem römischen Ziegelgrabe zu Klein-Sittke (Eisenburger Comitat). Sie haben die Form eines flachen Kuchens, differiren wenig in der Grösse, die Vorderseite ist gerippt, die Rückseite flach, und sind der Länge nach und zumeist doppelt durchbohrt. Ihre Farbe ist pechschwarz, der Bruch muschelig. Im Ganzen erbeutete ich siebzehn Stück auf beiden Gräberfeldern, eine zeigt auf der Vorderseite ein Medusenhaupt.

4. Rothe Perlen, im Ganzen seltener, und nur am Dobogó zu Hause. Ihre Gestalt ist ein doppelter Kegel.

5. Grosse pomeranzenförmige Glasperlen. Die hübschesten sind die glatten Millefiori-Exemplare, übrigens selten; nicht übel sind auch die **233.**
blau-grauen, gerippten. Von dieser Gattung haben wir in Hülle und Fülle die dunkelbraunen, dunkelrothen, blauen und grauen.

6. Emaillirte Perlen. Auf beiden Gräberfeldern ungemein zahlreich. Sie zerfallen in drei Gattungen: in bebänderte, in die mit Augen und mit Warzen, jede dieser Gattungen hat wieder eine Menge Abarten. *a)* Die bebän- **234**

derten sind entweder kugel-, trommel- oder reifenförmig. Ihre Verzierung ist ein eingebranntes anders gefärbtes Band, das entweder als Wellenlinie rundherum läuft, oder kreuzweise die Perle umspannt, wo dann in den so entstandenen Feldern gleichfärbige Punkte sind, oder es umgibt kreisförmig ein wieder anders gefärbtes Auge, oder es läuft in Streifen getrennt oben und unten zusammen, und giebt dadurch der Perle ein geripptes Aussehen, oder es bedeckt als sehr dünne Wellenstreifen oder parallele Zickzacklinien die ganze Oberfläche der Perle. *b)* Die Perlen mit Augen zeigen die schönste, noch heute farbenprächtige Emaillirung. Die schönsten sind die, die auf himmelblauem Grunde weiss gesäumte dunkelblaue, auf weissem Grunde himmelblaue, oder auf dunkelbraunem Grunde in weiss gefasste hellblaue Augen haben. *c)* Die Perlen mit Warzen erscheinen in vielerlei Variationen,
235, 236. und sind vielleicht noch schöner, als die vorigen. Sie sind kugel- oder trommelförmig, oder auch gedrückt und platt, rundherum mit andersfärbigen Warzen besetzt.

237. 7. Kleinere kugel- oder pomeranzenförmige Perlen von diverser Farbe.

8. Viereckige, cylindrige, gerippte Perlen aus durchsichtigem grünlichen Glase.

9. Flache, gebogene, oder ganz unregelmässig geformte weingelbe oder blaue Stangen aus Glas mit einem Canal durch ihre Längsachse, kommen auch in kleinere Stücke gebrochen, zwischen den Perlen vor.

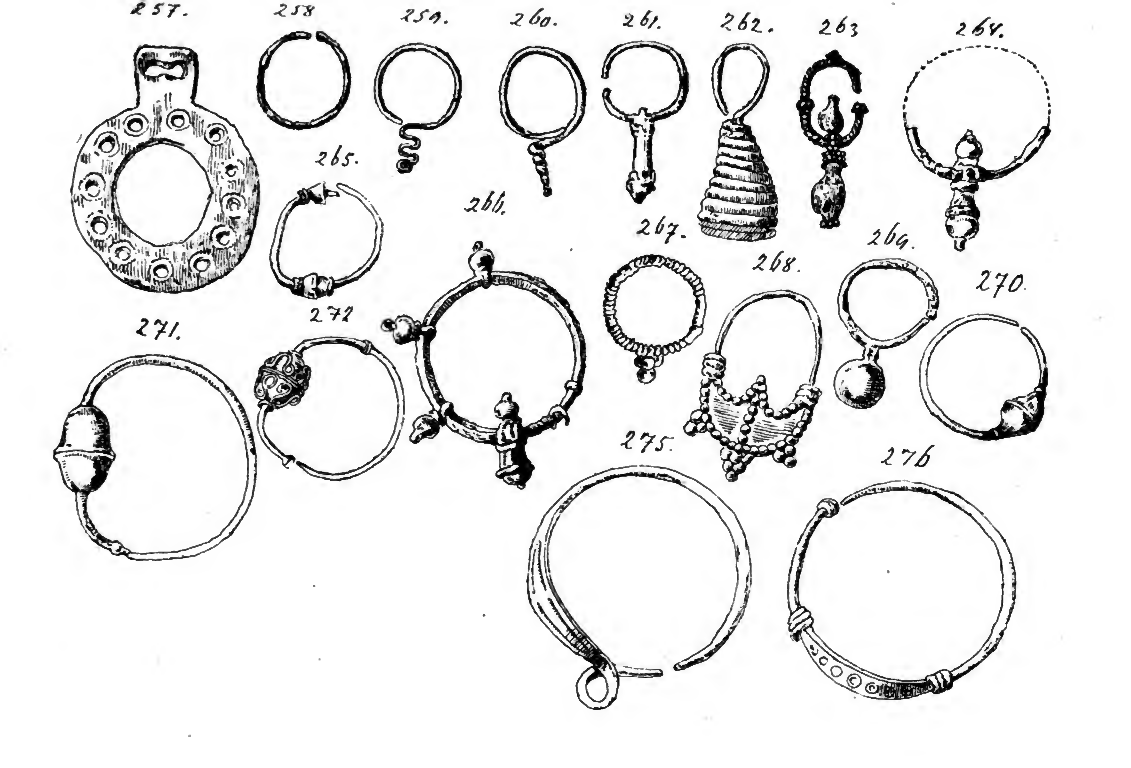
238. 10. Ganz kleine gelbe Perlen, die oft zu Hunderten in einem Grabe waren.

11. Die gewöhnlichste schwarzbraune Perle, ihr Bruch zeigt einen Metallglanz. Diese fehlte in Frauen- und Kindergräbern eigentlich nie und gab den Stock und charakteristischen Typus für die Perlenschnüre ab. Sie ist von verschiedener unregelmässiger Gestalt, aber immer flach und in der Längs-
239—244. achse durchbohrt. Unter allen Perlen hat diese am meisten durch die Feuchtigkeit des Bodens gelitten, denn die Zahl der entzweigegangenen, daher als unbrauchbar in den Gräbern zurückgelassenen, mag mehrere Tausend ausmachen.

Die kürbis- und sonnenblumen-kernförmigen sind in dieser Sorte die zahlreichsten, doch gibt es herz-, keil-, stangen- und scheibenförmige genug. Ihr Glas ist mit Kupfer versetzt, denn sie färbten die Knochen, wo sie auflagen, überall grün.

12. Flache, einfach oder doppelt kegelförmige Perlen aus Thon, einfach oder doppelt gebohrt, manchmal auch gerippt; sie gehören zu den selteneren Funden.

Die Perlenschliesse. Diese sehr einfachen und kleinen Fabrikate waren nur sehr selten mehr in erkennbarem Zustande aufzufinden, weil sie


257.
258
259.
260.
261.
262.
263
264.
265.
266.
267.
268.
269.
270.
271.
272
275.
276

zumeist schon vom Grünspan zerstört waren. Sie bestanden aus einem oder
245. zwei Gliedern. Die eingliedrigen waren entweder kleine Röhren, durch welche die Schnüre in einem Bündel gingen, oder es waren längliche schmale, mit darauf gelöteten, parallel stehenden Canälchen versehene Plättchen, wo die Perlenschnüre einzeln durchgezogen waren. Eine solche Schliesse fand ich aus Silber am Dobogó, bronzene, aber schon zerbrochene auf beiden
246. Grabfeldern mehrere. Die zweigliedrigen sind von verschiedener Form. Es gibt durchlöcherte Silberplättchen, unten mit einem Haken, aber da konnte ich das correspondirende Glied mit dem Oehre nicht finden; oder es gibt Glieder mit Oehr, wo wieder das Hakenglied fehlt. Auch gibt es eine Perlenschliesse aus feinem Bronzedraht gemacht. Ich fand auch noch zwischen Perlen kleine Bronzesachen, die Perlenschliessen sein können, aber auch
247. nicht. Das eine, dessen Vorderteil weggebrochen ist, läuft in eine zusammengekauerte Tierform aus, der beschädigte Vorderteil besteht aus zwei Plättchen, wie wenn das Ganze ein Riemenende wäre, auf der Rück-
248. seite hat es aber ein Oehr angelötet. Das andere sieht wie eine kleine Traube aus, auf der Rückseite ebenfalls mit einem Oehr. Das dritte ist ein Blättchen, und hat oben am Rande ein Oehr. Alle drei fanden sich in Frauengräbern.

Die Anhängsel. Von den, zwischen die Perlen gereihten Kleinigkeiten sind die durchbohrten Münzen die zahlreichsten, lauter grössere oder kleinere römische Münzen aus dem IV. Jahrhundert, zumeist aber so abgegriffen, dass man sie höchstens nur nach den Umrissen des Kopfbildes bestimmen kann. Constantinus I. und II.; Constantius II., III. und Constans I. und II. sind am zahlreichsten vertreten, hin und wieder kommt auch ein Julianus, Valentinianus I., II. und Gratianus vor.

Ein häufig erschienenes Anhängsel ist ein in Bronze gefasster blauer
249. oder weingelber Glastropfen, mitunter ganz hübsch gemacht.

Einzelne Anhängsel:

250. *a)* Silberplättchen mit Oehr.

251. *b)* Herzförmiges Silberplättchen mit drei Zellen, die einst mit einem färbigen Kitt ausgefüllt waren.

252. *c)* Herzförmige Traube aus Bronze, mit Ringelchen.

d) Concave glatte Scheibchen aus Silber, sind auch welche mit Linien-
253. ornament da; mit unter dem Rande angelötetem Öhre.

e) Sehr hübsch gearbeiteter kleiner Halbmond aus Silber, nur in einem
254. einzigen Exemplare vorhanden.

f) Triforien, Dreipass, aus zwei zusammengelöteten Plättchen aus
255. Silber. Oben und unten durchlöchert. Zwei Exemplare aus einem Grabe.

g) Haselnussgrosse Schellen aus Silber, das Oehr oben. Zwei Exem-
256. plare aus einem Grabe.

h) Das interessanteste Anhängsel ist eine dreieckige Bronzplatte mit einem Frauenkopfe auf der Spitze.

Ausser diesen waren noch mehrfache Anhängsel zwischen den Perlen, aber in so beschädigtem Zustande, dass ihre Form nicht mehr zu bestimmen war.

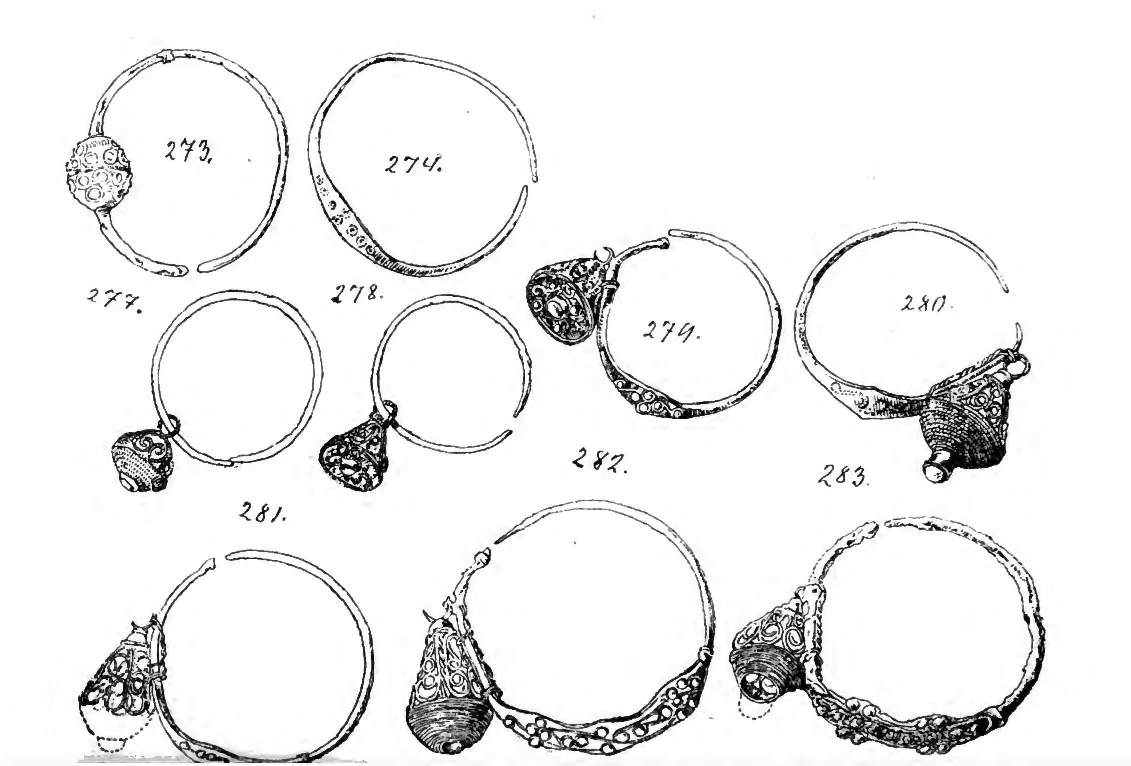
Amulette. Die Amulette unserer Gräberfelder sind weder zahlreich, noch mannigfaltig, und befanden sich, mit einer einzigen Ausnahme, nur in Kindergräbern. Das specielle Amulett des Dobogó, zugleich aber auch das primitivste und roheste, ist eine kleine, längliche, viereckige weisse Schiefertafel, am oberen Rande durchbohrt. Von diesem fand ich fünf ganze und einige zerbrochene Exemplare. Auf beiden Gräberfeldern, aber selten, im Ganzen nur viermal, kam auch der durchbohrte Wolfszahn vor. Auf dem städtischen Gräberfelde war in einem Kindergrabe der durchbohrte Hauer eines Ebers. Häufiger ist ein Amulett, das aus verschiedenfärbigem Glas einen Zahn darstellt, quer unter der Krone durchbohrt. Im Ganzen habe ich davon etliche zwanzig Stück gefunden, teils zwischen Perlen, teils allein. Ein Amulett dürfte auch ein flacher Ring aus Bein sein, der in einem Frauengrabe zwischen den Perlen auftauchte. Dieser hat oben ein Oehr, sein Rand weist zwölf in Kreislinien gefasste Löcher auf. Sehr hübscher Gegenstand in seiner Art. **257.**

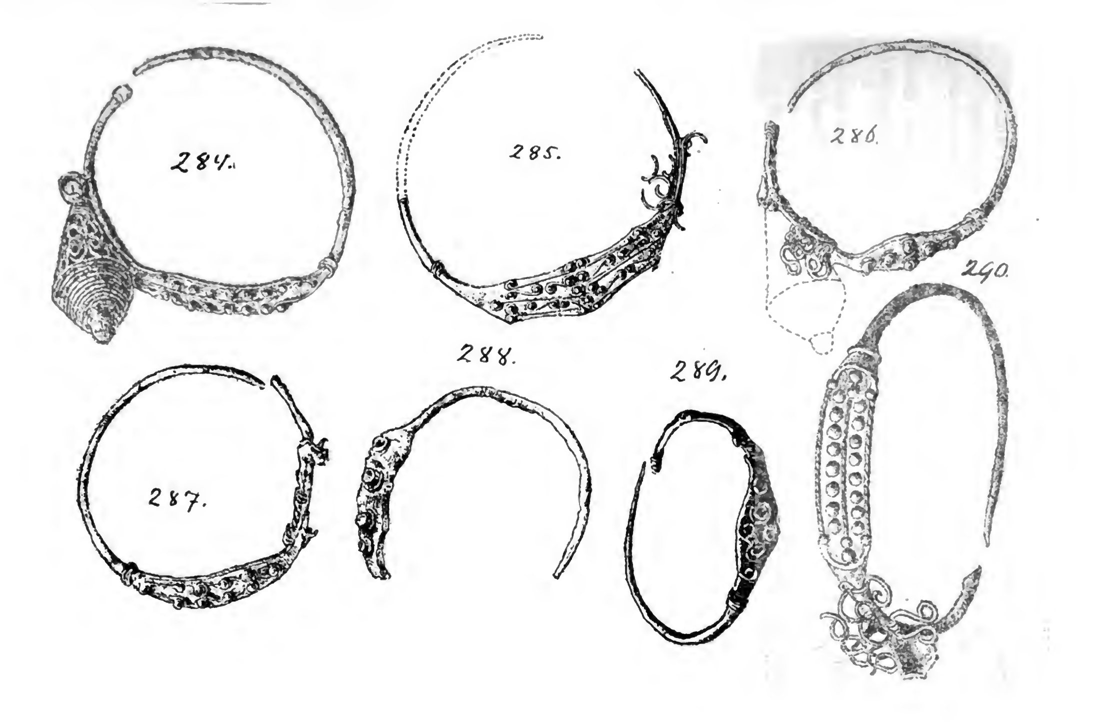
Der Ohrschmuck. Die Ohrringe aus Draht. Das Ohrgeschmeide ist eine ebenso ständige Beigabe der Frauen- und Kindergräber auf beiden Gräberfeldern, wie die Perlen. Manchmal, doch äusserst selten, kommt es auch bei einem Männerschädel vor, aber immer nur in der Gestalt eines einzelnen, ganz unverzierten Drahtringes, und, was besonders zu bemerken ist, nur in den allerärmlichsten Männergräbern. Die Ohrringe unseres Volkes, von denen ich über tausend Stück fand, sind, was deren Stoff, Grösse und Verzierung anbelangt, von einer wunderbaren Mannigfaltigkeit und Auswahl, ja ich möchte sogar behaupten, dass dieser Schmuckgegenstand an und für sich schon ein abgerundetes culturgeschichtliches Bild zu liefern im Stande ist, denn gerade in einer Gattung desselben, wie auch in der weiter zu behandelnden herrschenden Nadelform manifestirt sich der specielle, orientalisirende Geschmack dieses Volkes.

Die grosse Masse der Ohrringe will ich in Gruppen teilen, um eine leichtere Uebersicht zu gewinnen, und zwar beginne ich mit der Gruppe der einfachsten und primitivsten Fabrikate, mit den Ohrringen aus Draht.

a) Einfacher offener Drahtring aus Bronze und Silber. Die auch an **258.**
Zahl gewöhnlichste Form. Kreisdurchmesser 1—2½ Cm.

b) Glatter Draht mit Schlingendrehung. Seltener. Kreisdurchmesser 2—2½ Cm.


273.
274.
277.
278.
279.
280.
282.
283.
281.


284.
285.
286.
287.
288.
289.
290.

259. *c)* Vorzeitliche Form, gebräuchlich noch im Anfange des Mittelalters; das eine Ende des glatten Drahtes bildet mit 2—5 Wellenwindungen den Tropfen des Ohrringes. Auch auf unseren Gräberfeldern ungemein häufig, aber nur aus Bronze. Kreisdurchmesser 1—1½ Cm.

260. *d)* Das Ende des Drahtes ist zu einem spitzen Nagel gedreht. Ebenfalls vorzeitliche Form, und hier ganz gewöhnlich. Kreisdurchmesser 1½—3 Cm.

261. *e)* Auf glattem Draht als Tropfen entweder ein geschlossener kleiner Cylinder, oder ein trompetenartig sich erweiterndes Röhrchen. Kreisdurchmesser 1—1½ Cm.

262. *f)* Als Tropfen dreieckiges gekerbtes Bronzeplättchen. Selten.

Durchschnittlich sind sämmtliche angeführte Fabrikate eigentlich Kinderohrringe, aber sie kamen auch in vielen ärmlichen Frauengräbern vor. Auch das war eben keine Seltenheit, dass auf den reichsten Ohrringen so kleine Drahtringe hingen; vielleicht als Andenken an irgend ein geliebtes Kind.

Ohrringe mit Perlen und Körnern. Zunächst den Drahtohrringen stehen die mit Perlen, obwohl an diesen schon eine gewisse künstlerische Behandlung ersichtlich ist. Der ovale Ring hat in der Mitte zwei einander gegenüberstehende, mitunter sehr fein gearbeitete Gliederungen, deren eine mit einer Tülle versehen ist, zur Aufnahme des offenen spitzigen Ringendes. Als Tropfen diente entweder eine runde, oder eine vierkantige, oder eine längliche Glasperle, oft aber sitzt als Fortsetzung des Tropfens in dem Ringe
263—265. drinnen und oben aufwärts auch eine Perle. Diese Ohrringe sind aus Gold, Silber und zumeist aus Bronze sehr zahlreich vertreten. Ihr Breitendurchmesser ist 1½—2½ Cm. Eine Abart dieser Ohrringe, im Ganzen nur in zwei, einem grösseren und einem kleineren Paare vorhanden, hat kreisrunde Ringe mit einer gegliederten Tülle, der Tropfen ist eine blaue Glasperle in Bronze gefasst, und der ganze Halbring ist in gleichen Distanzen mit noch
266. drei solchen Perlen besetzt. Ihr Kreisdurchmesser ist 3½ und 2½ Cm.

Sehr zahlreich waren auch auf unsern Gräberfeldern die mit Körnern gezierten Ohrringe, an welchen nämlich den Tropfen grössere oder kleinere, in Pyramiden- oder Kegelform gestellte Körner bildeten. Der Kürze wegen werde ich diese Körnerstellungen einfach nur Knoten nennen. Ein solcher Knoten besteht wenigstens aus vier Körnern, drei oben, eines unten, aber es gibt Knoten auch aus mehreren Körnern, auch combinirte Knoten mit
267. einem Mittelgliede.

Hieher gehört noch ein Paar Ohrringe vom Dobogó. Der Ring ist ein ovaler glatter Draht, dessen eines Ende an ein halbmondförmiges Plättchen angelötet ist, das andere aber in die am entgegengesetzten Ende des Plättchens angebrachte Tülle eingreift. Das Plättchen ist mit Körnern eingefasst und wird durch einen Körnerstab in zwei Felder geteilt. Den un-

teren Rand des Plättchens ziert in der Mitte ein grösserer, und an beiden Enden je ein kleinerer Körnerknoten. 268.

Die Ohrringe mit Kugeln. Jene Ohrringe, deren Zier eine erbsengrosse, entweder aus einem Stück, oder aus zwei zusammengelöteten Halb- oder glockenartigen Hohlkugeln bestehende Kugel bildet, zerfallen in zwei Gattungen. Bei der einen ist die Kugel als Tropfen an den Ring angebracht. Diese Gattung ist in Silber und Bronze vertreten. Halb und halb gehört 269.
noch hieher ein Paar Ohrringe vom Georgiconfelde, wo die mit aufgelegter Filigranarbeit verzierte Kugel auf einem ein Centimeter langen Röhrchen sitzt, der Ring aber durch das obere Ende des Röhrchens gezogen ist.

Bei der anderen Gattung geht der Ring mitten durch die Kugel. Diese Gattung ist sehr selten, und an Grösse, Form und Verzierung verschieden.

a) Kreisdurchmesser 2½ Cm.; die Halbkugeln sind etwas spitz. Es 270.
fanden sich davon zwei Paare, aber von jedem nur einer in gutem Zustande.

b) Durchmesser 4 Cm. Die glatte Kugel hat eine Doppelglockenform. Nur aus Bronze. Es ist ein ganzes und ein beschädigtes Exemplar da. 271.

c) Durchmesser 3 Cm. Schöne silberne Ohrringe, im Ganzen drei Exemplare. Die Oberfläche der Kugel ist mit Filigranarbeit verziert. 272.

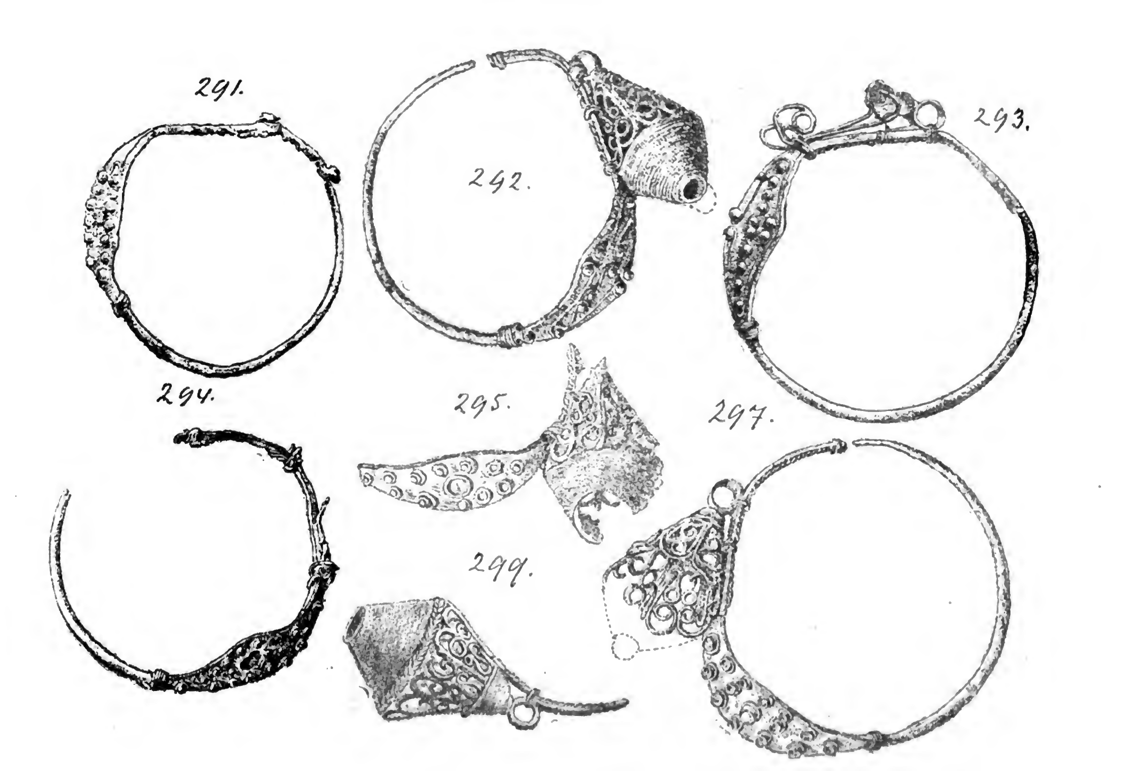
d) Durchmesser 4 Cm. Gleich dem obigen, nur grösser. Ich fand ein einziges, aber ganz gut erhaltenes Paar. 273.

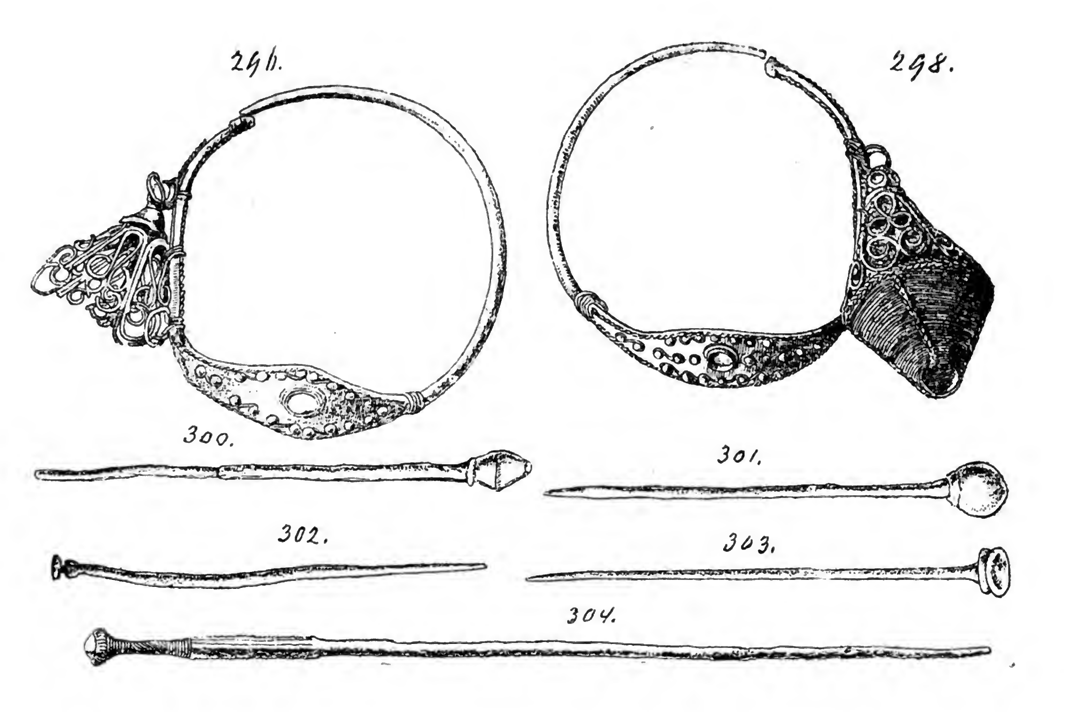
Die grossen Reifenohrringe. Obzwar diese weder in grosser Anzahl gefunden wurden, noch eine besonders gefällige Form aufweisen, müssen sie doch insofern eingehender betrachtet werden, weil diese den Uebergang zu der eigentlichen Specialität unserer Gräberfelder, den Ohrringen mit Körbchen bilden, eigentlich jene Stammform zeigen, aus welcher sich diese Gattung entwickelte. Sie sind von Silber oder Bronze. Eine bezeichnende Eigenschaft dieser Ohrringe ist, dass der offene Ring gegen sein stumpfes Ende zu einer verzierten Stirnplatte ausgetrieben ist, die, wenn der Schmuck im Ohre war, parallel mit dem Gesichte stand. Auffallend ist es auch, dass bei diesen Ohrringen, ebenso wie bei allen anderen Schmucksachen unserer Gräberfelder, die silbernen Fabrikate viel einfacher ausgeführt sind, als die bronzenen. Von grossen Reifenohrringen fand ich alles in allem vierzehn Paare, es genügt aber, wenn ich von diesen nur die drei Hauptformen vorführe.

a) Silber. Kreisdurchmeser 4 Cm. Die Stirnplatte ist mit den über- 274.
lieferten eingeschlagenen concentrischen Kreisen geziert.

b) Bronze. Durchmesser 4½ Cm. Auf der Stirnplatte ein einfaches Linienornament, der Ring ist in eine Schlinge gedreht, die jedenfalls zum 275.
Einhaken irgend eines Zierrats gedient hat.

c) Bronze. Durchmesser 4½ Cm. Die Stirnplatte hat zwischen Linien 276.
eingeschlagene Kreise, und an beiden Enden eine Drahtgliederung. Das eine Ende des Ringes ist spitzig, das andere stumpf mit einer Tülle.


291.
292.
293.
294.
295.
297.
299.


299.
298.
300.
301.
302.
303.
304.

Die Ohrringe mit Körbchen. Diese Ohrringe bilden die auffallendste und merkwürdigste Specialität der Keszthelyer Gräberfelder. Ihre zierliche Form, künstlerische Ausführung, ihr unverkennbarer orientalischer Charakter wird beim ersten Anblick die Aufmerksamkeit des Altertumsforschers fesseln; was sie aber noch weit interessanter macht, ist der Umstand, dass diese Ohrringform, die bisher in unserem Vaterlande, mit Ausnahme eines einzigen gleichartigen, aber durchaus nicht identischen, angeblich in Abrudbánya in Siebenbürgen zu Tage geförderten Exemplars, noch nirgends gefunden wurde, auf den Keszthelyer Gräberfeldern in mehreren hundert Exemplaren zum Vorschein gekommen ist. Ich muss daher als unbezweifelhafte Tatsache voraussetzen, dass diese Form in der Zeit der Völkerwanderung nicht eine allgemein verbreitete, wie die Mehrzahl der oben besprochenen Formen, sondern dass sie der eigentümliche, vielleicht schon aus der Heimat mit sich gebrachte Modeartikel des hier sesshaft gewesenen Volkes war, und dass man überall, wo vielleicht im Laufe der Zeit diese Form auftreten wird, die Stammverwandten jenes Volkes erkennen darf, das einst Keszthely und seine Umgebung bewohnte. Wo, und durch wen diese Art Ohrringe verfertigt wurde, hierüber werde ich weiter unten meine Ansicht darlegen. Vor der Hand will ich nur so viel bemerken, dass die Anfertigung dieses Schmuckes eine so ausgebildete Technik in Metallarbeit voraussetzt, die bei denen, die diesen Schmuck trugen, unmöglich zu Hause sein konnte. Auch muss ich noch vorausschicken, dass in einzelnen Strichen der Gräberfelder, wie ich das gegebenen Ortes überall speciell verzeichnen werde, einzelne Variationen, Abarten eines und desselben Typus vorherrschend waren, so dass auch diese Form im Laufe der Jahre, wenn auch nicht wesentlichen, so doch bemerkbaren Veränderungen unterworfen war. Ich fand diese Ohrringe aus Gold, Silber und Bronze. Aus Gold nur ein einziges Paar am Dobogó; aus Silber viel am Dobogó, weniger in der Stadt; aus Bronze auf beiden Gräberfeldern massenhaft, doch waren auch diese einst alle vergoldet oder versilbert.

Der charakteristische Bestandteil dieses Ohrringes ist das birnenförmige Körbchen, das eigentlich als Tropfen von dem Ringe herabhing, wie ich auch factisch noch Ohrringe mit herabhängenden Körbchen gefunden habe, — das man aber später, wahrscheinlich um es gegen das Verlieren zu schützen, an das untere Ende der Stirnplatte mittelst Drahtgeflechtes fest an den Ring anband. Das oft erwähnte birnenförmige Körbchen, das man eben so gut, oder vielleicht noch besser eine stylisirte Blütenknospe aus Filigranarbeit nennen könnte, erscheint in zweierlei Form. Die eine, die überwiegende Mehrheit, hat folgende Construction: ganz unten ein geschlossenes Ringelchen, an dem eigentlich das Körbchen in den Ohrring eingehängt war, durch das Anbinden aber seine Bestimmung verloren hat. Jetzt gehen durch dasselbe die ersten Fäden des Drahtgeflechtes.

Unmittelbar an das Ringelchen ist eine 4—5 Millimeter hohe runde Kelchkapsel gelötet, aus der in fünf Hauptästen die Wände des eleganten Filigrankörbchens emporsteigen, das durch einen mehr oder minder spitzigen konischen, aus spiralförmig dicht aneinander gelegtem Draht verfertigten Deckel abgeschlossen wird. In der Spitze des Deckels sitzt entweder ein gefasster Glastropfen, oder es bedeckt dieselbe eine kleine halbkugelförmige Blechkapsel. — Die andere, aber sehr seltene Körbchenform ist bis zum Deckel mit der eben beschriebenen identisch, nur wird sie durch keinen Deckel, sondern mit einer kreisrunden Platte abgeschlossen, die mit aufgelegtem Filigran verziert ist, und in der Mitte einen gefassten Glastropfen hat.

Die Ohrringe mit Körbchen werde ich nach ihren Abarten gruppirt besprechen.

Ohrringe mit hängenden, so wie mit flach abgeschlossenen Körbchen. Die Tatsache, dass ich die naturgemässe Verwendung der Körbchen, nämlich als frei herabhängende Tropfen, unter mehreren hundert Ohrringen nur an 3 Exemplaren fand, ist ein handgreiflicherBeweis dessen, dass das Anbinden des Körbchens am unteren Ende des Ringes schon bei der ersten Erscheinung unseres Volkes hier im allgemeinen Gebrauch gestanden, und das herabhängende Körbchen schon als veraltete Mode betrachtet ward. Diese meine Ansicht bestärkt noch der Umstand, dass ich bei keinem dieser drei Exemplare das correspondirende Gegenstück mehr fand, das bei einem Exemplar ein grosser Bronzereifen, bei den beiden anderen wieder kleine silberne Drahtohrringe ersetzte, obzwar diese Ohrringe nicht die Beigaben von Kinder-, sondern ganz entwickelten Frauenskeletten waren.

a) Silber. Kreisdurchmesser $3^1/_2$ Cm. Das rundliche, aus geperltem **277.**
Filigran bestehende Körbchen, welche Verfertigungsart sämmtlichen kleineren Silberkörbchen eigen ist, hängt an einem glatten Silberring. In die Spitze des konischen Deckels ist ein blauer Glastropfen gefasst.

b) Zwei einzelne Silberexemplare. Das Körbchen hat einen flachen **278.**
künstlerisch gearbeiteten Deckel. Der Ring ist auch bei diesen glatt. Kreisdurchmesser 3 Cm.

Von den Körbchen mit flachem Deckel oder Abschluss wage ich auch zu behaupten, dass sie eine ältere Mode repräsentiren, und zwar darum, weil ich solche Ohrringe mit angebundenen Körbchen nur von Silber, nur am Dobogó und im Ganzen nur drei Paare gefunden habe. Von diesen hatte ein Paar die Stirnplatte mit Körnern verziert — dies Ornament werde ich später eines weiteren erörtern — der flache Deckel des Körbchens enthält
in der Mitte einen gefassten strohgelben Glastropfen. Bei den beiden an- **279.**
dern Paaren waren die Körbchen an flache Silberringe gebunden.

Silberne Ohrringe mit Körbchen. Ohrringe mit Körbchen aus Silber habe ich auf beiden Gräberfeldern gefunden, am Dobogó ungefähr vierzig, in der Stadt ungefähr zwanzig Stücke. Diese sind sowohl an Grösse, als

305.

307.

306.

308.

309.

310.

312.

311.

315.

313.

314.

317.

318.


316.
328.
332.
327.

auch was die Verzierung ihrer Stirnplatten und die Qualität des Silbers anbelangt, verschiedener Gattung.

Am Dobogó war nur die kleinste Gattung vom besten Silber zu finden. Das Körbchen ist ohne Ausnahme geperlte Filigranarbeit, die Deckelspitze enthält zumeist einen Glastropfen, ist aber auch oft mit der Blechkapsel geschlossen. Diese Kapseln, ich möchte sagen, die Mützen der Körbchen sind in hundert Fällen wenigstens neunzigmal schon in der Erde vom Körbchen weggelöst, und ihre wiederholte Anbringung ist sehr schwierig, weil diese kleinen, vom Oxyd sehr angegriffenen Dinger mit Kitt nicht recht zu behandeln sind, und ein neuerliches Auflöten vermöge ihrer Dünne und ungemeiner Sprödigkeit schon durchaus nicht vertragen. Ich hatte auch eine Menge von Beispielen, wo diese Kapseln bei der geringsten Berührung in Trümmer gingen.

Der Kreisdurchmesser der kleinen silbernen Ohrringe vom Dobogó ist 2—3½ Cm. Die Stirnplatte wird in der Mitte bis zu einem Cm. breit, als das Centrum der Körnergruppirung. Von dem Korne, nämlich Schrottkorne, der ständigen Zier der Ohrringplatten, will ich in Kürze Folgendes bemerken. Die Körner, die immer paarweise erscheinen und mit einem *S*-förmigen aufgelegten Draht mit einander verbunden sind, stehen in der Regel so combinirt auf der Platte, dass die einzelnen Gruppen an und für sich, die Platte aber im Ganzen wieder eine zusammengehörige aus hervorragenden Wellenlinien mit eingestreuten Punkten bestehende sehr hübsche Zeichnung bildet. Die Körner sind verschiedentlich combinirt. Auf den kleinen silbernen Ohrringen sehen wir die folgenden :

280. *a)* Zwei Paar der Länge nach auf die Platte gestellt.
281. *b)* Drei Paar Körner zu einem Mittelpunkt gruppirt.
c) Vier Paar Körner ebenfalls mit centraler Gruppirung.

Auf diesen kleinen Ohrringen haben mehr Körner überhaupt keinen Platz. Ich will noch hinzufügen, dass ich von dieser Gattung, die zwei Drittel sämmtlicher silbernen Ohrringe ausmacht, ein Paar auch auf dem städtischen Gräberfelde gefunden habe.

Die mittelgrossen silbernen Ohrringe, von denen eine hübsche Anzahl auch das städtische Gräberfeld lieferte, sind auf verschiedene Art verziert.

282. *a)* Kreisdurchmesser 4—5 Cm. Gutes Silber. Das Filigran des Körbchens ist nicht geperlt, sondern glatt, wie auch bei allen noch zur Sprache
283. kommenden. — Die Ränder der Stirnplatte sind wellenförmig ausgeschnitten, das Körnerornament bildet an beiden Enden der Platte grössere, der Mitte zu kleinere Gruppen.

284. *b)* Kreisdurchmesser 4—5 Cm. Schlechteres Silber. Zumeist vom städtischen Gräberfelde. Längs der Stirnplatte stehen zwei Reihen Körner durch eine in der Mitte laufende Rippe von einander getrennt.

c) Gleich dem vorigen, nur ist das Körbchen abweichend geziert. Am

unteren Ende des Deckels, nämlich dort, wo er an das Geflechte des Körbchens stosst, läuft eine Körnerschnur rund herum, der Deckel selbst ist durch aufgelegtes Drahtgeflechte in drei Felder geteilt. Das Paar dieses Ohrringes war ganz zerbrochen.

Die grossen, auch aus schlechterem Silber gemachten Ohrringe sind selten, ihr Kreisdurchmesser ist 6—7 Cm., die Mehrzahl, sechs Paar, habe ich im südwestlichen Winkel des städtischen Gräberfeldes, dem Fundorte der riesig grossen Bronze-Ohrringe ausgegraben. Aber ganz gut erhaltene Exemplare habe ich nicht mehr als zwei. Ich unterscheide bei diesen drei Abarten.

a) Das einzige Paar vom Dobogó, sehr beschädigt, vom Körbchen hän- **285.**
gen nur mehr einige Fetzen am Ringe. Die Körnergruppen der Stirnplatte sind sehr hübsch arrangirt.

b) Zwischen gedrehten Rippen drei parallel längs der Stirnplatte laufende Körnerreihen. Bei zwei Paaren hat der Körbchendeckel drei 8-erförmig aufgelegte Drahtrippen. Bei einem Paare, meinen grössten silbernen Ohrringen, sind am Deckel vier solche Rippen, und den unteren Deckelrand säumt eine Körnerschnur ein.

c) In der Mitte der breiten Stirnplatte sitzt in einer grösseren Zelle ein blauer Glastropfen, rund herum sind 12—16 kleinere, mit färbigem Kitt ausgefüllte Zellen. Die Kelchkapseln der grossen Ohrringe sind mitunter auch mit aufgelegtem Drahtgeflechte verziert.

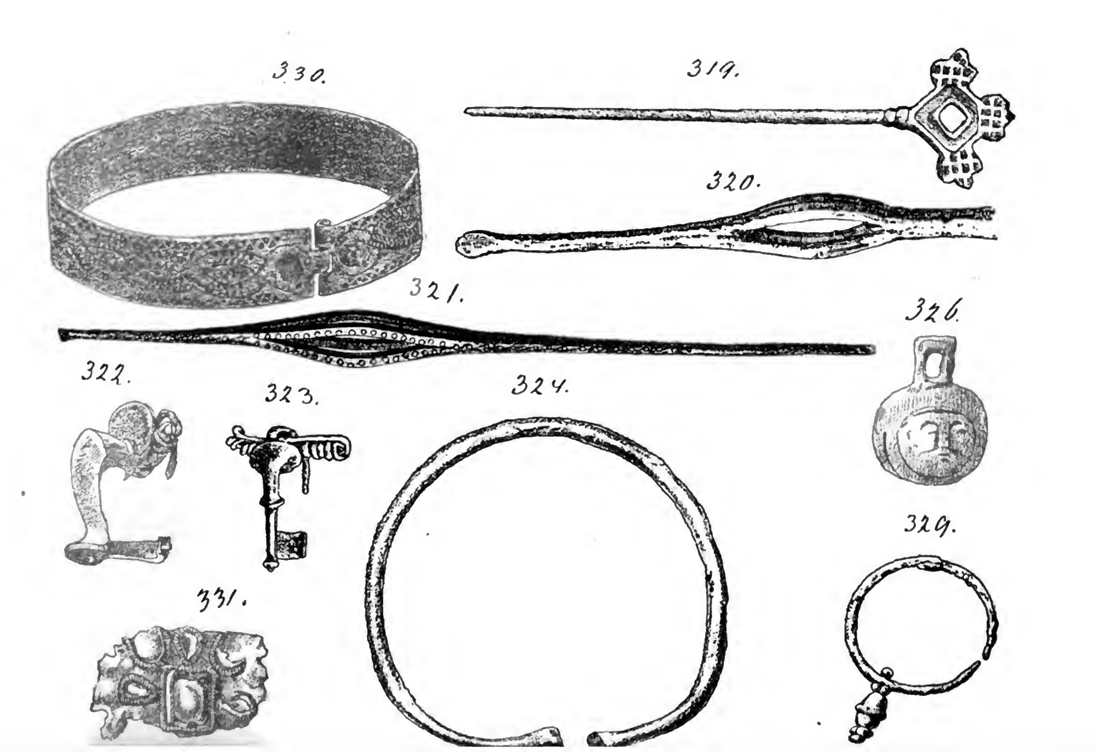
Ohrringe aus Bronze. Die imposante, mehrere Hundert übersteigende Menge der bronzenen Ohrringe mit Körbchen zeigt durchschnittlich einen und denselben Typus, aber mit verschiedenen Abarten, je nach der Verzierung der Körbchen und Stirnplatten. Der Grösse nach sind die kleinsten am wenigsten vertreten, zahlreicher sind die grössten, am allerzahlreichsten sind die mittelgrossen. Der Grösse nach in drei Gruppen geteilt, werde ich die einzelnen Abarten innerhalb dieser Gruppen besprechen.

I. *Die kleinen Ohrringe. a)* Das Körnerornament der Stirnplatten ist **286.**
identisch mit dem der kleinen silbernen Ohrringe vom Dobogó. **287.**

b) Zwei parallele Körnerreihen auf der Stirnplatte.

c) Mit färbigem Kitt ausgefüllte Zellen auf der Stirnplatte, entweder **288, 289.**
der ganzen Länge nach, oder mit centraler Gruppirung.

d) Stirnplatte gleich den Obigen, aber mit ganz verschiedenem Körbchendeckel. Am untern Ende läuft ein 8-terförmiges liegendes Drahtgeflecht herum. Ober demselben in zwei, durch Drahtrippen von einander getrennten Reihen dasselbe Geflecht, aber stehend. Diese Art von Verzierung fand ich nur bei Bronzeohrringen und zwar nur bei zwei Paaren auf dem städtischen Gräberfelde (Georgiconfeld). Eine allgemeine Mode war sie nicht, denn am


330.
319.
320.
321.
326.
322.
323.
324.
329.
331.


333.
334.
335.
336.
337.
338.
339.

Dobogó fand ich keine Spur davon, im Bräuhausgarten fand ich auch nur zwei schon abgelöste Deckel mit dieser Verzierung.

II. *Die mittelgrossen Ohrringe. a)* Stirnplatten mit Körnerornament,
290, 291. entsprechend den gleich grossen silbernen Ohrringen unter *b)* und *c)*.

b) Fünf bis sieben Paar Körner mit centraler Gruppirung.

292, 293. *c)* In der Mitte der Stirnplatte ein blauer Glastropfen von einem ge-
394. schmackvoll arrangirten Körnerkranz umwunden.

d) Glastropfen in der Mitte, einfach durch Körnerpaare eingesäumt.

e) Centraler Glastropfen umgeben von Zellen, ebenso wie bei den
295. gleich grossen silbernen Ohrringen.

III. *Die grössten Ohrringe.* Das Centrum der Stirnplatte schmückt
296—299. immer ein blauer, grüner, gelber oder weisser Glastropfen, umgeben von Zellen oder Körnerpaaren, deren Zahl bei jedem Paare Ohrringe eine andere ist. Die einzelnen Abarten dieser Gattung zeigen sich in der Verzierung des Körbchendeckels.

a) Der Deckel ist durch dichtes Drahtgeflecht in vier Felder geteilt; manchmal, aber nicht immer, läuft auch ein solches Geflecht am unteren Rande herum.

b) 8-terförmige Rippen, unten mit dichtem Geflechte umsäumt.

c) Dicht geflochtener Rippenkranz.

d) Der Deckel so bizarr verziert, wie bei den kleinen Ohrringen von Bronze der unter *d)* angeführte.

Der Brustschmuck. Dass der ergänzende Teil der Frauen- und Kinderkleidung irgend ein grosses Tuch, oder irgend ein anderer Ueberwurf gewesen sein muss, beweisen die vielerlei nadelartigen Schmucksachen, die ich in der Regel entweder unmittelbar unter dem Kinne, also am unteren Ende des Halses, oder quer über die Brust liegend gefunden habe. Die Brustnadeln sind teils aus Silber, teils aus vergoldeter oder versilberter Bronze, manchmal aus Eisen, auch fand sich ein Fragment aus Bein. Auch kam es vor, dass der ausgehämmerte Ring eines grossen Ohrringes als Brustnadel fungirte. Brustnadel und Armband sind jene Schmuckgegenstände, von denen man in vielen Fällen ganz bestimmt behaupten kann, dass sie nicht jenes Wickelkind getragen haben kann, bei oder auf dessen Skelett sie vorgefunden wurden, sondern dass sie Liebesgaben der betreffenden Mütter sind, mit denen sie die teuren Hingeschiedenen im Grabe aufputzten. Sonst wäre kaum jener häufig dagewesene Umstand erklärlich, dass auf der Brust eines Säuglings eine so kolossale Nadel lag, die nicht nur die Breite des Brustkastens, sondern nicht selten die Länge des ganzen Skelettes übertraf. Dasselbe gilt auch von den bei Kindern gefundenen fränkischen und Scheibengewandnadeln.

Die Nadeln mit Knoten- und Keulenenden und mit langem Oehr. Die

Nadeln mit Knotenenden sind nur in geringer Anzahl gefunden worden, und sind selten in gut erhaltenem Zustande. Einige von ihnen haben eine sehr primitive Form und eine glänzend schwarze Patina, daher ich diese auch zu den ältesten Nadelfabrikaten rechne.

a) Die schon erwähnte und in einer Urne gefundene Nadel, der Knoten ist zugespitzt (siehe Zeichnung 67). Es sind noch drei weitere Exemplare davon vorhanden.

b) Der Knoten ist ein doppelter stumpfer Kegel, an der Basis des **300.**
Kegels läuft ein Linienornament, um die Spitze des unteren Kegels ein dünner Rundstab herum.

c) Mit grösserem glatten Knoten. Zwei Exemplare. **301.**

d) Mit gegliedertem flachen Knoten. **302.**

e) Mit einer kleinen Scheibe auf dem breitgedrückten Knoten. **303.**

f) Die schönste Nadel mit Knoten. Um die Mitte des kegelförmigen **304.**
Knotens läuft ein gerippter Rundstab, auf dem runden Halse oben und unten paralleles, dazwischen schräg gestelltes Linienornament. Unter dem Halse hat die Nadel eine viereckige Verdickung, deren Kanten gekerbt sind, unter dieser wird die Nadel wieder rund. Diese Nadel ist eine hübsche Combination der knotigen, und einer gewissen Nadelgattung mit Ohrlöffel, von der weiter unten die Rede sein wird. Ein einziges Exemplar.

Die Nadeln mit Keulenenden, nämlich jene Nadeln, deren stumpfes **305.**
Ende sich keulenartig verdickt und flach abgeschlossen ist, sind auf beiden Gräberfeldern häufige Erscheinungen. Hübsch macht sie die Verzierung des dicken Endes, Zick-zacklinien zwischen parallelen Linien.

Die Nadeln mit langem Oehre dürften wohl auch zu anderen practischen Zwecken gedient haben, als blos zum Zusammenhalten der Kleider, insbesondere die geraden, von denen ich zwei Exemplare zeichnen liess,
deren eines ganz glatt, das andere aber vom Oehre abwärts einen canalar- **306, 307.**
tigen Einschnitt hat. Sie sind eben nicht selten. — Eine andere Gattung
aber, ebenfalls mit langem Oehre, ist schon seltener, die ist entweder fisch- **308, 309.**
oder schlangenförmig. Von ersterer, deren Körper rundlich ist, sind zwei, von letzterer, die um das Oehr herum flach wird, sind drei Exemplare zum Vorschein gekommen. — Zu dieser Gruppe rechne ich noch die einfachsten, und nur in den ärmlichsten Kindergräbern gefundenen Nadeln,
deren flach geschlagenes oberes Ende zu einer Spirale gedreht ist. Sämmt- **310.**
liche hier angeführte Nadeln sind von Bronze. Die einzige Nadelgattung von Eisen, die unsere Gräberfelder lieferte, war immer eine kürzere oder längere, ganz unverzierte Nadel mit Keulenende.

Nadeln mit Ohrlöffeln. Ich nenne sie so, weil ihr flach geschlagenes Kopfende ohrlöffelartig gekrümmt ist, ob es aber wirklich ein Ohrlöffel, oder nur die unverstandene Nachahmung des antiken Stylus ist, will ich dahingestellt sein lassen. Die grosse Masse dieser Nadeln lässt sich in zwei

grosse Gruppen scheiden, die eine hat durchbohrte Ohrlöffel, also Oehren, die andere nicht.

Die mit durchbohrtem Ohrlöffel stammen ausschliesslich aus der nördlichen Hälfte des städtischen Gräberfeldes, sie sind 8—20 Cm. lang, der Löffel breit mit grösserem oder kleinerem rundem Oehre. Sie zerfallen in vier Gattungen:

a) Die Nadel ist flach und mit horizontal übereinander gestellten Wellenlinien geziert.

b) Unter dem Ohrlöffel ein kurzer runder Hals, auf diesen folgt eine vierkantige Verdickung, deren Seiten mit eingeschlagenen Kreisen geziert sind. Unter der Verdickung wird die Nadel wieder rund.

c) Die Nadel ist bis zur Mitte vierkantig, ebenfalls mit eingeschlagenen Kreisen, dann wird sie rund.

d) Runde Nadel mit vierfacher Gliederung.

Die Nadeln mit Ohrlöffel ohne Oehren sind sehr zahlreich und theilen sich auch in mehrere Gattungen.

311. *a)* Ganz einfache, ohne jedwede Verzierung.

312. *b)* Mit eleganter Gliederung.

c) Die schönste Nadel des Dobogó, ausschliesslich dort gefunden, wie auch ihre oben beschriebene knotenendige Abart. Unter dem gegliederten Hals eine vierkantige Anschwellung, deren vier Seiten entweder mit der Wellenlinie im Zitterstich oder mit der Zick-zacklinie geziert sind, darunter
313, 314. bis gegen die Spitze der Nadel zu in gleichen Zwischenräumen entweder runde oder viereckige Glieder. Ich bin der Ansicht, dass aus dieser Form heraus sich die weiter unten zur Sprache kommende eigentliche Specialität unserer Gräberfelder, die Nadel mit vierspaltigem Oehre entwickelt hat, und zwar so, dass man die vier Seiten der Anschwellung durchschnitt und die so gewonnenen vier Aeste ausbauchte.

d) Von dieser ziemlich geschmacklosen Gattung fanden sich nur zwei Exemplare auf dem städtischen Gräberfelde. Die runde, mittelst Einkerbungen gegliederte Nadel ist ungefähr im oberen Drittel ihrer Länge zu einer Platte geschlagen, die ein aufgelegter blauer Glastropfen ziert.

Nadel mit Schaufel- und Ringende. Von beiden, auf unseren Gräberfeldern äusserst seltenen Gattungen, verfüge ich nur über einzelne Exemplare. Diese sind:

I. *Mit Schaufelende. a)* Die Nadel, deren untere Hälfte fehlt, hat oben
315. eine halbkreisförmige Platte mit scharfer Schneide, deren Rand mit concentrischen von Strahlen umgebenen Kreisen geschmückt ist, auch ist dieselbe in der Längenachse der Nadel zweimal durchlöchert. Diese Nadel fand ich auf dem städtischen Gräberfelde; ein kleineres ebensolches Exemplar, nur ohne die Kreise, lieferte der Dobogó.

b) Fast mit dem obigen übereinstimmend ist das Fragment einer Nadel aus Bein vom Dobogó, die Platte angefüllt mit einer Menge ganz unregelmässig eingebrannter concentrischer Kreise. **316.**

c) Mit einer länglichen geradlinig abgeschlossenen Schaufel, die unten dreimal, oben in jeder Ecke einmal durchlöchert ist. In den oberen Löchern hängen kleine bronzene Drahtringelchen, die Schaufel ist mit eingeschlagenen concentrischen Kreisen geziert.

d) Zwei dem vorigen ähnliche, aber kleinere Exemplare. **317.**

II. *Mit Ringende. a)* Einfache Nadel, deren Kopf ein massiver Ring bildet. **318.**

b) Der Kopf ist ein auf die Spitze gestelltes Viereck, dessen drei übrige Ecken stylisirte Blätter sind. Sehr hübsches Exemplar. **319.**

c) Kleine Nadel vom Dobogó mit ausgezacktem Ringende. Nadeln dieser Gattung sind auf den Gräberfeldern in Deutschland sehr häufig, hier aber nur durch dies einzige Exemplar vertreten.

Die Nadel mit vierspaltigem Oehre. Die zweite Specialität der Keszthelyer Gräberfelder nächst den Ohrringen mit Körbchen. Ich fand davon mehrere hundert Stück, davon sind fünf aus Silber, die übrigen ohne Ausnahme aus versilberter Bronze. Ihre allgemeine Beliebtheit beweist der Umstand, dass selbe an allen Orten und Enden der Gräberfelder zum Vorschein kamen. Zwei solche silberne Nadeln lagen auf dem städtischen Gräberfelde je unter einem Schädel in schräger Richtung; das spricht deutlich dafür, dass sie in diesen Fällen als Haarnadeln durch das Haarnest gesteckt waren, die übrigen waren sammt und sonders Gewandnadeln. Ihr Länge wechselt zwischen 11—34 Cm.; die meisten waren aber 18—24 Cm. lang, und alle mit dem unvermeidlichen Ohrlöffel. Charakteristisch ist bei diesen Nadeln das Oehr. Der Körper der Nadel teilt sich in einer gewissen Distanz unter dem Ohrlöffel in vier ausgebauchte Zweige, und das war die Ursache, dass ich anfangs diese Nadeln für Netz-Stricknadeln hielt. Diese meine Ansicht erwies sich im Laufe der Ausgrabungen als eine irrige, denn die reiche Verzierung dieser Gegenstände überzeugte mich bald davon, dass ich es hier nicht mit gewöhnlichen Werkzeugen, sondern mit eigentlichen Schmucksachen zu tun habe. Der Ausstattung nach bilden diese Nadeln mehrere Gruppen.

a) Nadel mit rundem Körper, ober und unter dem Oehre durch eingetiefte Linien gegliedert. Auf den Zweigen des Oehres sind entweder eingeschlagene Kreise oder Zickzack-Linienreihen. **320.**

b) Die Nadel ist vierkantig und wird nur gegen die Spitze zu rund. Ober und unter dem Oehre schnörkelige Linienverzierung, auf den Zweigen des Oehres entweder eingeschlagene Kreise, oder Wellenlinien im Zitterstich. In diese Gruppe fallen auch die silbernen Exemplare. **321.**

c) Der runde gegliederte Körper der Nadel hat zwischen dem Ohrlöffel und dem Oehre und in gleicher Entfernung unter dem Oehre je ein Würfelglied, dessen vier Seiten eingeschlagene concentrische Kreise zeigen; die vier Zweige des Oehres gehen aus einem ebensolchen Würfelglied heraus, und laufen in ein solches wieder zusammen. Die zwei Seiten je eines Zweiges sind mit Wellenlinien verziert. Diese hübsche Gattung ist ziemlich selten.

d) Eine besondere Gattung bilden auch die über 30 Cm. langen Nadeln, umsomehr, da diese nur in der südwestlichen Ecke des städtischen Gräberfeldes, wo auch die riesigen Ohrringe mit Körbchen zu Hause waren, gefunden wurden. Im Ganzen förderte ich eilf Stück dieser ungewöhnlich langen Nadeln zu Tage. Verziert sind sie ebenso wie die kleineren, und nur eine einzige muss besonders erwähnt werden, die bis über die Hälfte ihrer Länge in Zwischenräumen von je 2 Cm. mit sehr hübsch gearbeiteten Ringen verziert war. Diese Nadel war 34 Cm. lang, um 3 Cm. länger als das ganze Skelett des Kindes, auf welchem sie lag.

Die römische Fibula. Von dieser Art Gewandnadeln fanden sich auf beiden Gräberfeldern sporadisch fünfzehn Stücke. Der fortwährende Gebrauch dieser Fibula bei unserm Volke ist auch ein Beweis dessen, dass die Zeit unseres Volkes von der römischen Civilisation nicht weit entfernt sein kann. Diese Nadeln gehören alle den kleineren Gattungen an, und sind mehr oder minder identisch mit jenen, die der Plattensee bei Fenék auswäscht.

322. *a)* Halbkreisförmiger, mit Linien gezierter Kopf, der Bügel springt in einem Winkel heraus, der Fuss etwas vorgestreckt und eingebogen zur Aufnahme der Nadel. Vier Exemplare.

b) Eine unbedeutende Abart der vorigen, mit spitzig auslaufendem und aufwärts gebogenem Ende des Bügels.

c) Schwach gekrümmter und in der Mitte gegliederter Bügel, am Kopfe ein Spiralglied, aus dem sich die Nadel entwickelt.

d) Der Bügel ist gegliedert und endigt in einem aufwärts ge-
323. krümmten Knopfe.

e) Schmaler, ein wenig blasenartiger, unten eingebogener Bügel mit Spiralnadel.

f) Schmaler bogenartiger Bügel, der oben zu einer Nadel gedreht ist.

Die fränkische Fibula. Jene Fibulagattung, die man als merovingische zu bezeichnen pflegt, ich aber einfach nur die fränkische nenne, erschien auf unseren Gräberfeldern nur in vier Exemplaren; eine solche Fibula fand ich am Dobogó, die andere im Polácsek-Garten, die dritte im Bräuhaus-Garten, die vierte am Georgiconfeld. Meiner Ansicht nach ist die

Bezeichnung: fränkisch auch nicht ganz richtig, ich will damit nur den heutigen Anschauungen Rechnung tragen, um nicht für einen Sonderling zu gelten; denn es ist meine feste Ueberzeugung, dass diese Fibulagattung nur die germanische Umbildung der gewöhnlichen dreiknöpfigen römischen Fibula ist aus jener Zeit, als tausende von Germanen ständige Niederlassungen in dem weströmischen Reiche bildeten, und den eigentlichen Kern der römischen Heere die germanischen Soldtruppen ausmachten, also etwa seit der Mitte des dritten Jahrhunderts. Uebrigens glaube ich mit der Benennung: fränkisch auch keinen grossen Fehler zu begehen, ist es doch eine allbekannte Tatsache, dass das Imperium im vierten Jahrhundert von Franken wimmelte, deren manche sich bis zu den höchsten Hofwürden hinaufschwangen.

Wenn schon der Gürtelschmuck der Männer entchieden auf einen romano-germanischen Einfluss hinweist, so scheint wiederum der Umstand, dass ich in den ungefähr dritthalbtausend Frauen- und Kindergräbern von diesem specifisch germanischen Schmuck nur vier Stücke fand, darauf hinzudeuten, dass die schönere Hälfte unseres Volkes entweder wenig Gelegenheit hatte, diesen Schmuck kennen zu lernen, oder dass sie zäh an ihren traditionellen einfacheren Nadeln hing. Dasselbe gilt auch von der weiter unten zu besprechenden Scheibenfibula. — Betrachten wir nun unsere fränkischen Gewandnadeln einzeln.

a) Die erste kam in dem Grabe eines ungefähr 7—8-jährigen Mädchens zum Vorschein, unmittelbar neben dem weiter oben beschriebenen reichsten Männergrabe im nordöstlichen Winkel des Bräuhaus-Gartens; möglich, dass dieses Grab die Gebeine der Tochter jenes Mannes enthielt.

Das Grab war dritthalb Meter tief, seine Seiten sehr sorgfältig ausgearbeitet, auch fehlten die Spuren des Sarges nicht. Auf den Handgelenken hing je ein dicker, grosser Armring, den dieses Kind bei Lebzeiten unbe- **324.**
dingt nicht getragen haben konnte, unter den Fingern der rechten Hand befand sich eine plattgedrückte kleine Blechbüchse mit den Spielzeugen, nämlich mit drei weissen flachen Kieselsteinen, einer vergoldeten Schelle, **325.**
auf beiden Seiten mit eingravirter Männermaske, die von einem, oben und unten mit Bronzeringen versehenen eisernen Kettchen hing, — und **326, 327.**
einem Pfeifchen aus Bein. In der Gegend des Halses stiessen wir zwischen einigen Perlen auf die colossale, durchaus nicht für ein Kind passende fränkische Fibula. Ihr mit eingravirtem Geriemsel und geraden Linien gezierter Kopf hat oben in der Mitte drei, und auf beiden Seiten je zwei Zinken; von **328.**
diesen sind je eine obere und eine seitliche mit einem Kreisschnitt mit einander verbunden, der auf seiner Oberfläche eine durch Linien gebildete menschliche Fratze zeigt. Den nur sehr mässig gekrümmten Bügel kann man mit seiner etwas erhabenen Gliederung oben und unten, so wie dem Geriemsel in beiden Seitenfeldern, mit einiger Phantasie für einen Helm mit geschlossenem Visir ansehen, umsomehr, als der darunter befindliche breite

Körper der Fibula dem behelmten Kopf als Brust dienen kann. Dieser Teil hat in den zwei Seitenfeldern Geriemsel, im mittleren dreieckigen Felde aber horizontal übereinander liegende Schnörkellinien. Die Fibula wird durch einen stylisirten Tierkopf mit langem Schnabel und grossen Augen abgeschlossen.

329. Um das Bild dieses Fundes zu vervollständigen, erwähne ich noch, dass neben dem Schädel je ein Ohrring mit Körnerknoten, und auf der linken Schulter des Skelettes das Skelett eines zusammengekauerten Eichhörnchens lag.

b) Die zweite fränkische Fibula kam ebenfalls in sehr interessanter Gesellschaft zu Tage aus einem Frauengrabe des Polácsek-Gartens. Die Frau mag ungefähr 30—35 Jahre alt gewesen sein. Die schiefe Sohle des dritthalb Meter tiefen Grabes war gestampft und darum steinhart. Das Skelett bedeckte eine 30 Cm. dicke ebenfalls sehr harte Schichte von feiner, bald möchte ich behaupten gesiebter Erde. Das Skelett selbst überzog von den Fusspitzen bis zum Schädel eine 4—6 Cm. dicke Lage von Kleidermoder, als Vorbote eines anzuhoffenden schönen Fundes.

Die Beigaben waren folgendermassen verteilt. Neben dem rechten Schenkelknochen ein grösseres und kleineres Messer, in der linken Hand Stahl und Stein, neben der rechten Hand ein sehr abgegriffener Antoninus
330. Pius-Silberdenar. Auf beiden Handgelenken zwischen zwei Armringen je ein Armband aus Silber. Auch muss irgend ein Gürtel vorhanden gewesen
331. sein nach dem Fragmente einer silbernen Zierplatte, auf der in viereckigen und herzförmigen Zellen blaue und gelbe Glastropfen schimmerten. Ober dem Brustbein traten die erbsengrossen, auf weissem Grunde mit himmelblauen Augen gezierten Perlen zu Tage, etliche 60 ganz gleiche Stücke, der erste und letzte Fall auf meinen Gräberfeldern, dass in einem Grabe nur eine einzige Art Perlen gewesen wäre. Zwischen den Perlen war ein herzförmiges Anhängsel mit blauem Glastropfen. Der Kinnknochen lag auf der fränkischen Fibula, und zerdrückte dieselbe in vier Stücke.

332. Den halbkreisförmigen Kopf der Fibula zieren sieben Zinken, der Bügel ist nur sehr wenig gekrümmt und mit akanthusartigem Blätterschmuck versehen, der breite Körper der Fibula hat auf beiden Seiten eine Art Flügel, in der Mitte einen Tierkopf aus Linien gebildet, und ist unten mit einem stylisirten Stierkopf abgeschlossen.

Auch beim Schädel fand sich manches, und zwar ein Paar kleine goldene Ohrringe (siehe Zeichnung 263) und quer unter dem Schädel eine silberne Nadel mit vierspaltigem Oehre, die daher unbedingt als Haarnadel gedient hat.

c) Aus einem Frauengrabe am Georgiconfelde. Dieses Grab berechtigte gleich bei seiner begonnenen Aufgrabung zu den schönsten Hoffnungen. Unmittelbar unter der Humusschichte standen, ungefähr oberhalb des Schä-

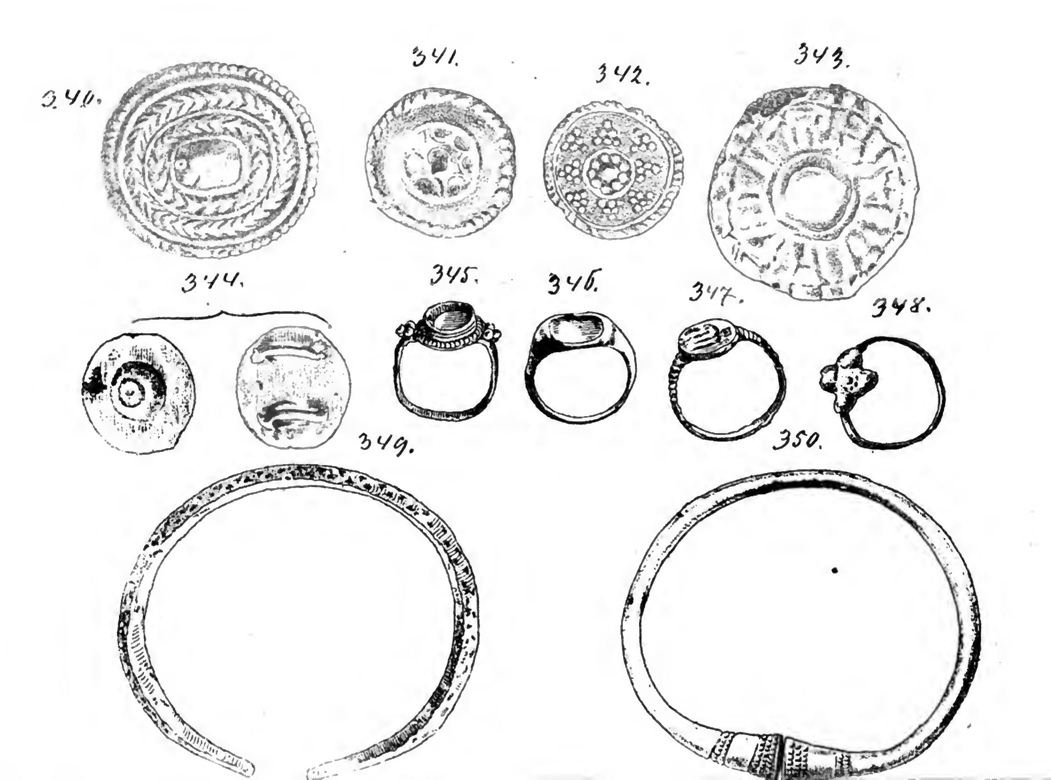
dels, zwei ziemlich grosse Schalen aus Thon, die eine ganz, die andere zerbrochen. In Metertiefe tauchten nicht weit von einander zwei, nicht einmal stark verrostete Pfeilspitzen auf, und etwas weiter unten, in der Mitte des Grabes ein vertical, mit der Spitze aufwärts stehendes Messer Aus diesen Anzeichen liess sich mit Gewissheit schliessen, dass wir ein Frauengrab vor uns haben; denn in der Füllerde der Männergräber fanden sich in der Regel nur von Frauen herstammende Sachen, wie Perlen, Nadeln u. s. w. Auf das mit schwarzem Kleidermoder dicht bedeckte Skelett kamen wir in einer Tiefe von zwei Meter. Von dem Fussknöchel bis zum Schädel zog sich auf beiden Seiten ein dicker Streifen von Perlen. Auf den Knieen lag rechts ein Armring, links ein Armband, aber schon in Stücken zerbrochen. Neben dem rechten Schenkelknochen war ein kleines Messer, ein Spinnwirtel, Stahl und Stein, auf beiden Armgelenken je drei Armringe, und an dem oberen Armknochen, ober dem Ellenbogen wieder je ein dicker Armring; quer über der Brust lag eine 31 Cm. lange Nadel mit vierspaltigem Oehre, und unter dem Kinne die fränkische Fibula.

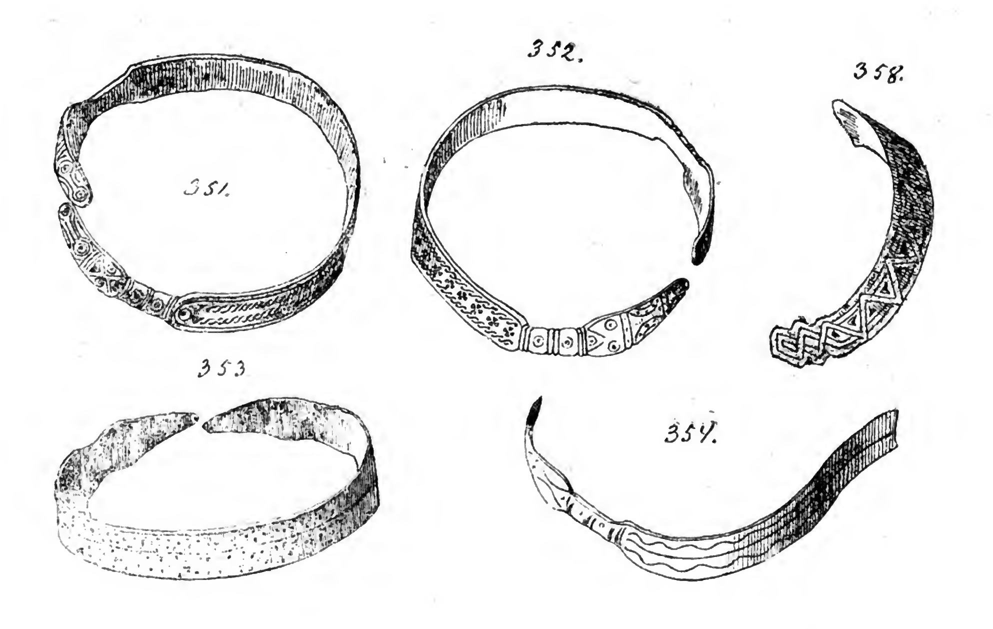
Diese Fibula ist zwar von kleinerer Gestalt als die zwei obigen, aber nichtsdestoweniger sehr hübsch. Die Zinken sind auf dem länglich viereckigen Kopfe nur durch Warzen angedeutet, oben vier, und an den Seiten je zwei; die Kopfplatte hat zwischen doppelten Linienrahmen zwei Reihen von liegenden Zickzacklinien. Der mässig gekrümmte Bügel ist in zwei Feldern mit parallelem Linienornament geziert, die breite Fläche des Körpers aber ebenso wie die Kopfplatte, nur vertical gestellt. Die Fibula schliesst ein stylisirter Tierkopf ab. Auf der Innenseite dieser Fibula befindet sich die auf der Achse drehbare Nadel aus Bronze sammt den Haken zu deren Aufnahme.

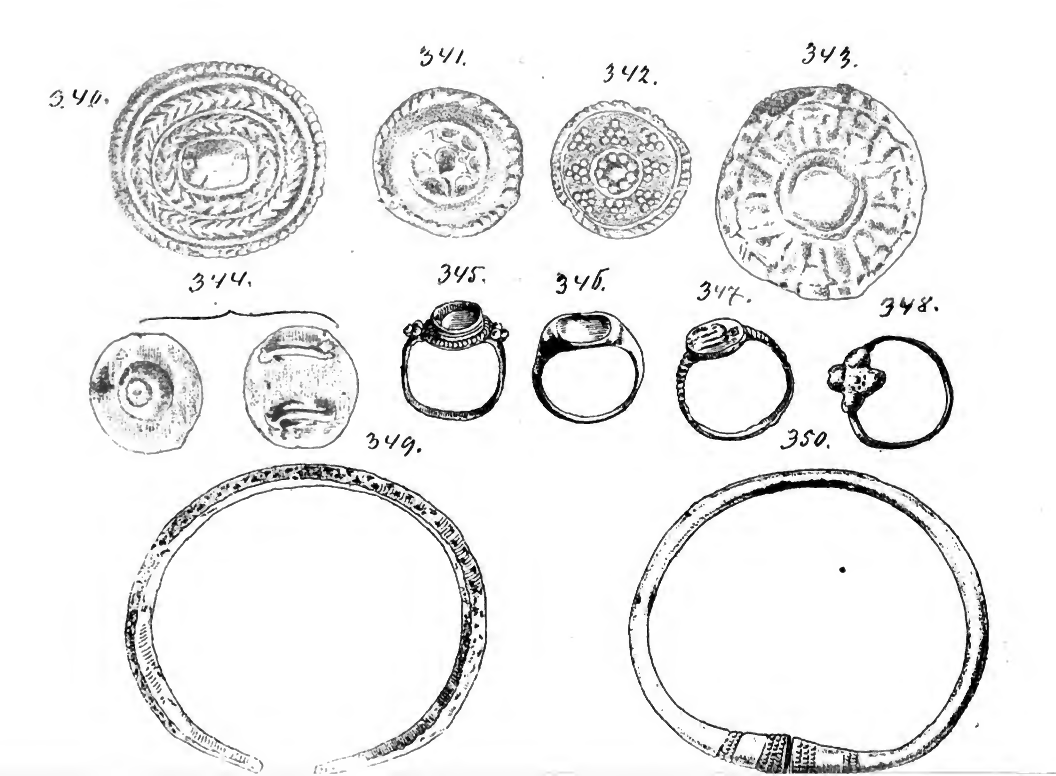
Was die übrigen Beigaben dieses Grabes anbelangt, so ist zu bemerken, dass ich hier die grössten silbernen Ohrringe mit Körbchen (siehe diese Gruppe sub *b)* fand, sowie dass unter dem ersten Halswirbel eine röhrchenartige Perlenschliesse zum Vorschein kam.

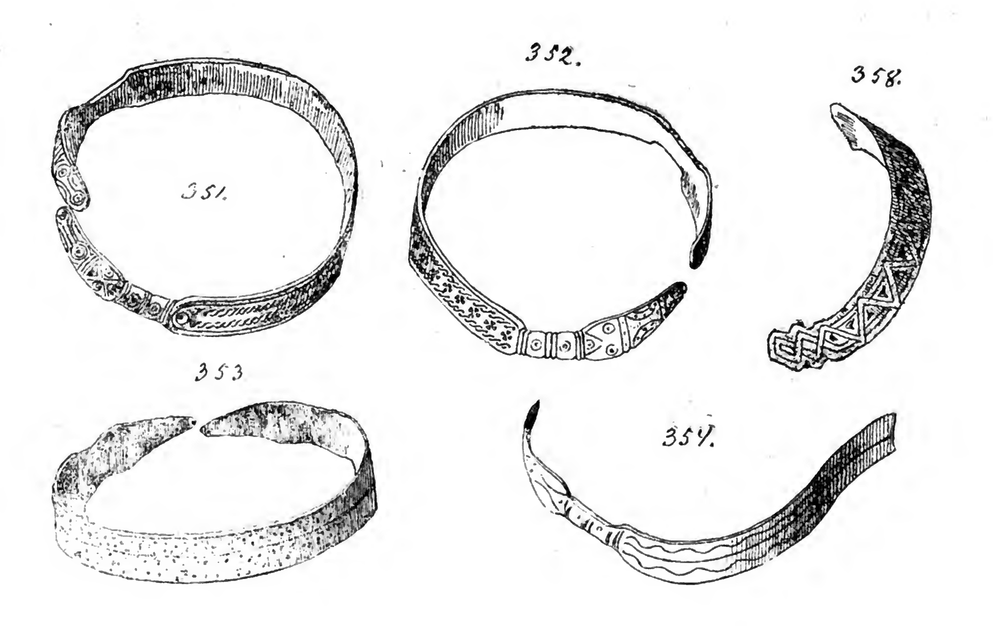
d) Die kleinste und einfachste fränkische Fibula, die einzige vom Dobogó. Sie ist aus Bronzeblech, am halbkreisförmigen Kopfe sind vier Zinken, der den Bügel vertretende Hals wie das breite untere Glied der Fibula ist mit eingeschlagenen concentrischen Kreisen verziert. Auf der Innenseite befindet sich noch die eiserne Nadel.

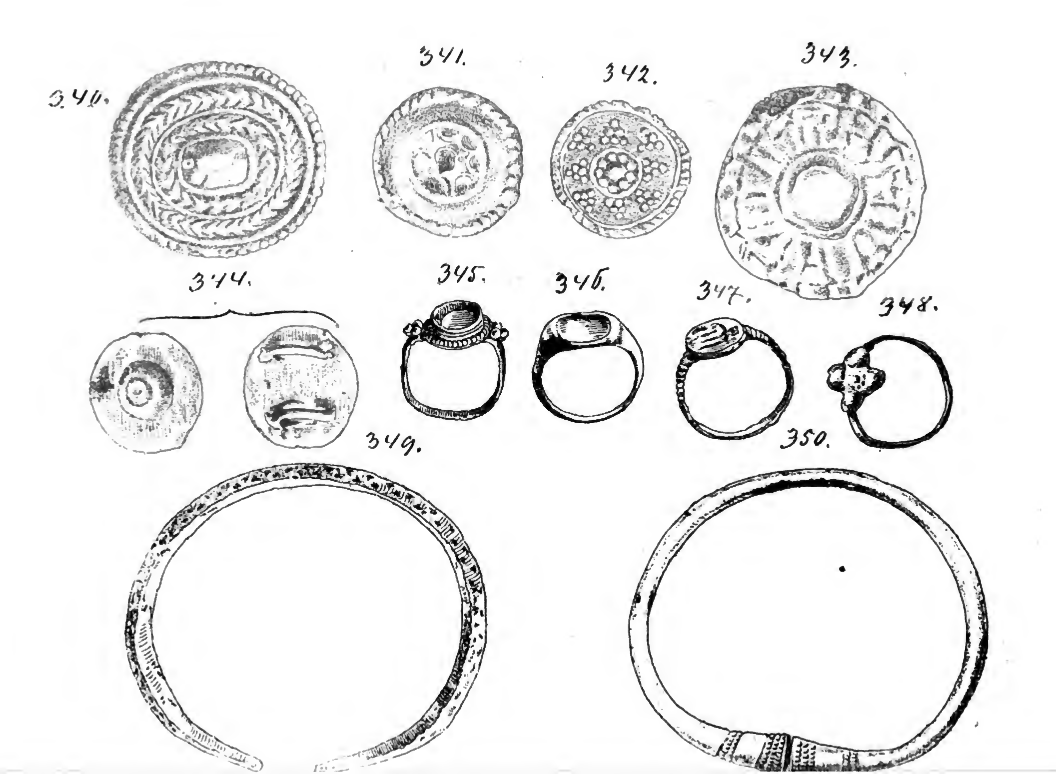
Die Scheibenfibula. Diese schönen und mitunter auch wertvollen Gewandnadeln lieferte, die zwei unbedeutendsten ausgenommen, alle der Dobogó. Es ist ein eigentümlicher, und meine oft ausgesprochene Meinung bestätigender Umstand, dass sie fast alle in Kindergräbern gefunden worden, da doch an diesem Schmuckstück alles dafür spricht, dass ihn nicht Kinder, sondern Frauen trugen. Die anzuführenden ersten vier Nadeln

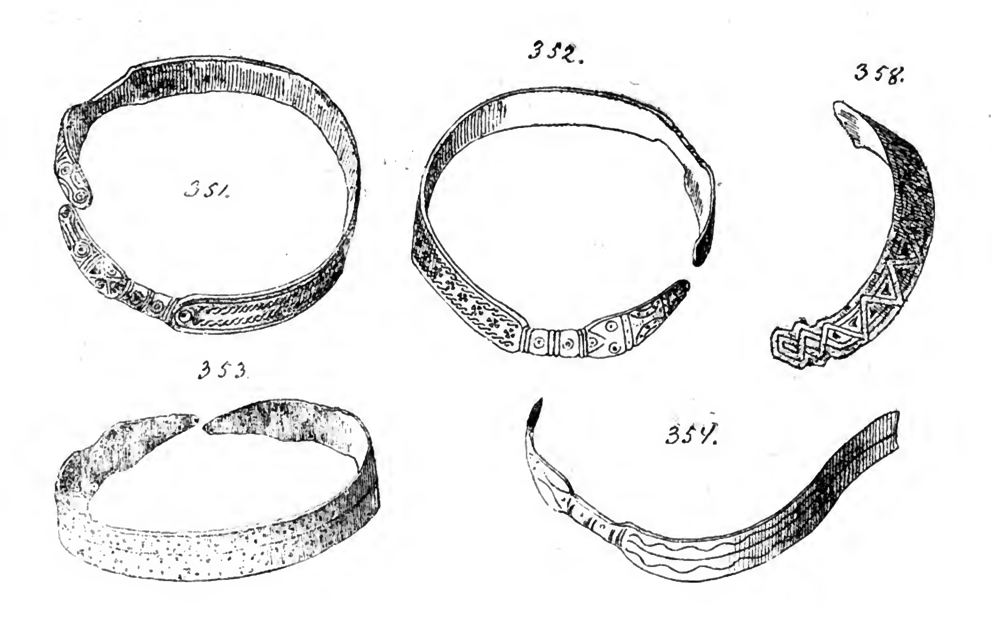

340.
341.
342.
343.
344.
345.
346.
347.
348.
349.
350.

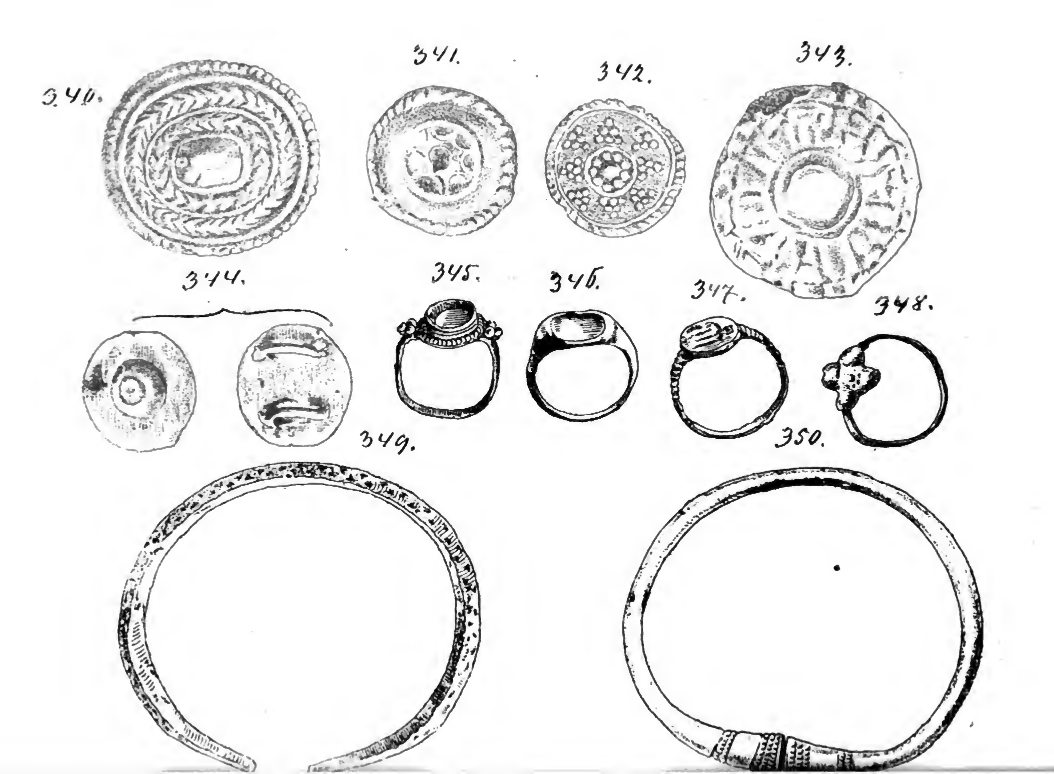

351.
352.
358.
353
354.

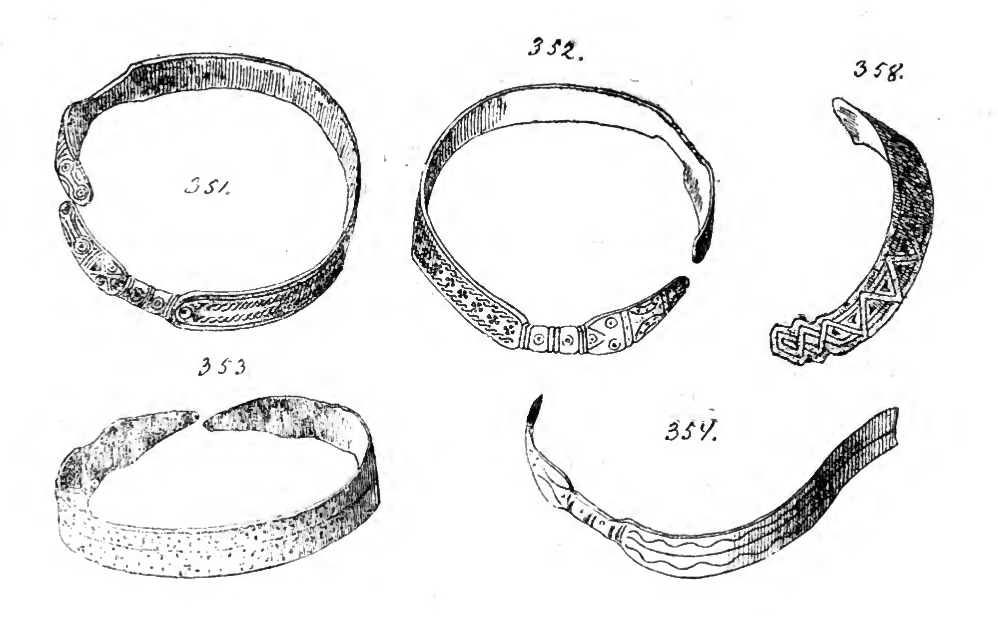

340.
341.
342.
343.
344.
345.
346.
347.
348.
349.
350.


352.
358.
351.
353
354.


340.
341.
342.
343.
344.
345.
346.
347.
348.
349.
350.


351.
352.
358.
353
354.


340.
341.
342.
343.
344.
345.
346.
347.
348.
349.
350.


352.
358.
351.
353
354.

dieser Art sind entschieden römischer Arbeit und römischen Geschmacks; die Verzierung der übrigen barbarisirt schon, und zeigt Motive der Völkerwanderungszeit. Jede einzelne Scheibenfibula verdient beschrieben zu werden.

333. *a)* Der einzige Gegenstand unserer Gräberfelder wahrhaft christlicher Provenienz, der sich wahrscheinlich sammt der nächstfolgenden Scheibenfibula, wenn auch nicht auf einmal, als Beutestück nach Pannonien verirrt hat. Die 5 Cm. im Durchmesser starke untere silberne Scheibe ist mit einer eisernen Nadel versehen. Der obere Teil besteht aus zwei Stücken, nämlich aus einem glatten Rahmen, innerhalb dessen das vergoldete, etwas beschädigte Bild in getriebener Arbeit, das die Empfängniss Mariae darstellt. Das Bild hat starre Linien, und erinnert lebhaft an die Zeichnungen auf den byzantinischen Münzen. In der Mitte steht auf einem Hügel ein gleicharmiges Kreuz, rechts davon der Erzengel Gabriel, links die heilige Jungfrau Maria. Ein kreisrunder Heiligenschein umgibt die Köpfe beider Figuren.

Mit dieser jedenfalls interessanten Fibula ist gleich Anfangs ein Unfall geschehen, da die Spitzhaue ihren Rahmen traf, wodurch auch das Bild beschädigt wurde. Meinem Arbeiter, der darüber fast in Tränen ausbrach, konnte ich, der ich gerade mit dem Aussuchen des nebenanliegenden Grabes beschäftigt war, keine Schuld geben, da die Fibula gewiss von irgend einer Leidtragenden in das Grab nachgeworfen wurde, weil sie nicht bei dem Skelett, sondern in der Füllerde war.

334. *b)* Ganz gut erhaltene und schöne Scheibenfibula aus Silber mit vergoldetem Bilde. Der hohe Rahmen ist mit einem Perlstab eingefasst und wellenförmig eingebogen. Das Bild ist eine römische Kaiser-Apotheose. Unten steht ein Adler mit ausgebreiteten, aufwärts gebogenen Schwingen. Die Krallen des rechten Fusses halten irgend einen unbestimmbaren Gegenstand, wahrscheinlich ein Blitzbündel. Zwischen den Schwingen sehen wir die Büste des Kaisers, rechts und links ein Palmzweig. Die Zeichnung bekundet schon einen grossen Verfall der Kunst. Die eiserne Nadel ist an der innern Seite der Fibula noch vorhanden. Der Zwischenraum zwischen der oberen und unteren Platte ist wie bei allen Scheibenfibula-Exemplaren mit einem weisslichen Kitt ausgefüllt.

335 *c)* Ovale Fibula aus Bronze. Der äusserste geperlte Rand umschliesst einen Blätterkranz, innerhalb desselben ist ein gerippter Rundstab, weiters wieder ein Kreis von Wellenlinien, in der Mitte ein ovaler glatter Buckel. Die einstige Vergoldung ist hie und da noch sichtbar, die eiserne Nadel fehlt.

336. *d)* Ebenfalls aus Bronze, wie sämmtliche noch folgende. Die Oberfläche enthält einen sehr hübsch gezeichneten Blumenstern, gewiss die Nachbildung eines classischen Musters.

e) Buckelkranz in geperltem Rahmen; in der Mitte, von einem Perlsaum umgeben, ein grösserer glatter Buckel. **337.**

f) Innerhalb eines Buckelkranzes abwechselnd Dreiecke und Buckeln. Den Mittelpunkt bildet ein grösserer, in einem Dreieck stehender Buckel **338.** von einer Perlenschnur umgeben. Beim ersten Anblick möchte man dieser barbarischen Zeichnung irgend eine symbolische Bedeutung beilegen.

g) Der äusserste Buckelkranz umgibt einen gerippten Rundstab, der wieder einen Buckelkranz einschliesst. In der Mitte ein flacher grösserer **339.** Buckel von Perlen eingeschlossen.

h) Gleich der unter *c)*, nur etwas kleiner. **340.**

i) Rahmen geperlt, im Centrum ein Stern. **341.**

j) Um den Buckel im Mittelpunkt läuft ein Körnerkranz, den wieder strahlenförmig Dreiecke aus Körnern umgeben. Der Rand ist geperlt. **342.**

k) Die gewöhnlichste Scheibenfibula, vorhanden in fünf grösseren und kleineren Exemplaren, vier vom Dobogó, eines vom Georgiconfeld. Die Ober- **343.** fläche zeigt eine sehr plumpe Arbeit, in der Regel einen von Strahlen umgebenen centralen Kreis.

l) Einfache massive Scheibe, oben mit einem Buckel, unten mit zwei Bügeln versehen, durch die eine grosse starke Eisennadel ging, die beim **344.** Herausnehmen zerbrach. Ein einziges Exemplar aus einem Frauengrabe des städtischen Gräberfeldes. Sie ist zwar keine eigentliche Scheibenfibula, steht aber ihr am nächsten, und so reihte ich sie hier an.

Die Ringe. Die Ringe, nämlich diejenigen, welche die hier Bestatteten als Sckmuck an ihren Fingern trugen, sind auf beiden Gräberfeldern eine seltene Erscheinung. Zwei Männerringe habe ich schon früher erwähnt, nun noch ein Wort über die Frauen- und Kinderringe. Diese sind zum grössten Teile, wie etliche zwanzig Exemplare zeigen, einfache glatte Bronzereifen, und gleichen ganz den jetzt gebräuchlichen Eheringen. Es sind auch einige hübscher geformte da, aber diese sind offenbar römischer Provenienz. Solche sind:

a) Ein Siegelring, der Stein fehlt. Den unteren Teil der Kapsel **345.** umgibt ein Perlenband, an beiden Seiten je ein Körnerknoten.

b) Glatter, massiver Siegelring, der Stein fehlt. **346.**

c) Siegelring, gerippt. Auf der Petschaftsplatte ist eine primitiv gra- **347.** virte menschliche, vielleicht Herkulesgestalt, sichtbar.

d) Dünner Ring mit vierblätteriger Stirnplatte. Sämmtliche hier **348.** angeführte Ringe sind aus Silber.

Der Armschmuck. Schon früher musste ich einigemale mich mit Armringen und Armbändern befassen, welche bei unserem Volke nicht nur allgemein in der Mode waren, sondern oft in einzelnen Frauengräbern

auch in auffallender Anzahl vorkamen. So ist die Tatsache erklärlich, dass die auf beiden Gräberfeldern gefundenen dergleichen Schmucksachen die Zahl von 400 überschreiten. Männer haben sie mitunter auch getragen, aber selten, immer nur einzeln, und zumeist aus Eisen, glatt oder gedreht mit in Haken endender Ringform; bei Frauen und Kindern habe ich im Gegenteil selten Eisenringe gefunden, aber desto mehr aus Bronze, aus Silber äusserst wenig.

Dass man solche Ringe auch an den Füssen, also Knöchelringe, im Bräuhausgarten, wo man beim Hopfenpflanzen zuerst Gräber aufwühlte, gefunden habe, weiss ich vom Hörensagen, aber mir selbst sind solche, während des ganzen Verlaufes meiner Ausgrabungen, nicht vorgekommen. Möglich, dass man die; manchmal auf die Füsse gelegten Armreifen für Knöchelringe angesehen hat. Den Armschmuck teile ich in zwei Gruppen, in die der Armringe und Armbänder.

Die Armringe. Bei den Armringen, welche die überwiegende Mehrzahl ausmachen, muss man sowohl in Betreff der Form, als auch der Verzierung verschiedene Abarten unterscheiden. Ich schicke voraus, dass diese Ringe alle offen sind, und ihre Verzierung immer gravirt oder eingeschlagen ist.

349. *a)* Schmale runde, stumpf auslaufende, glatte oder mit ein oder zwei Wellenlinien gezierte Ringe.

b) Vierkantige, am stumpfen Ende dünner werdende Ringe; auf beiden Oberseiten entweder mit Wellen oder Zickzacklinien, oder mit eingeschlagenen Kreisen verziert, die unteren Flächen sind glatt.

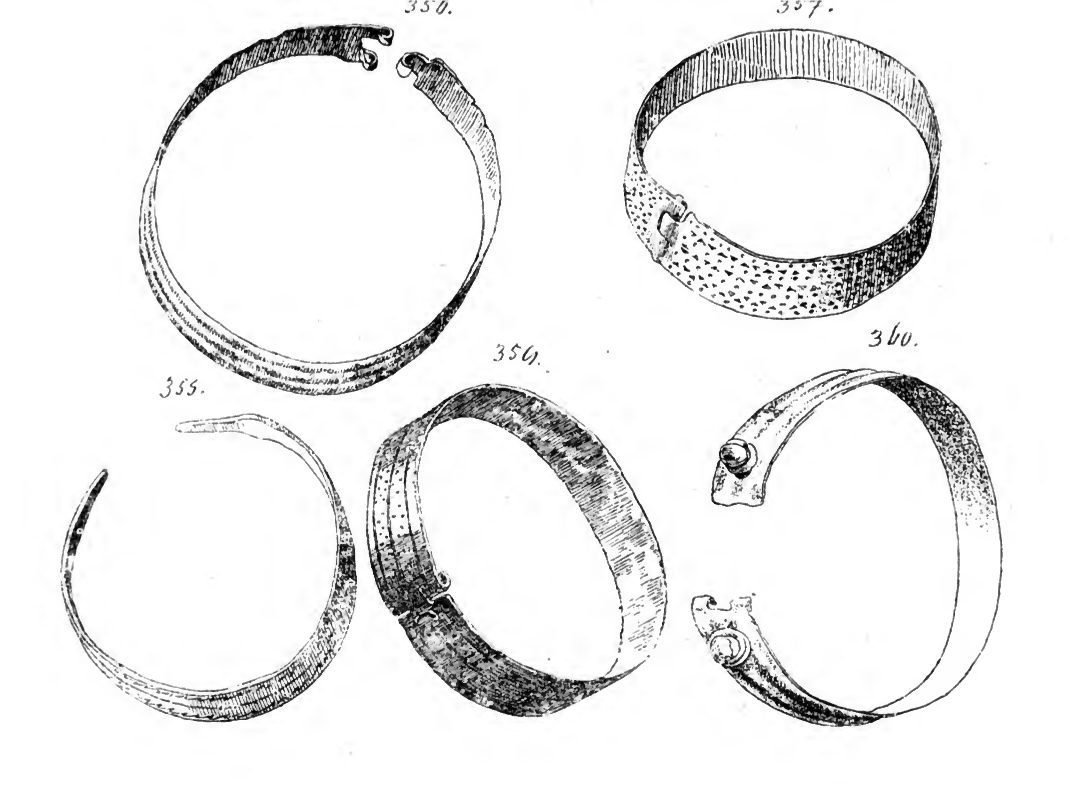
c) Sechskantig, stumpf auslaufend, auf vier Seiten mit Wellenlinien.

d) Vierkantig. Mit breiteren Mittel-, und schmäleren Seitenflächen. An den Enden Schlangenköpfe mit gegliedertem Hals. Auf der Oberfläche sind zwei parallele, auf den Seitenflächen je eine Linienverzierung.

350. *e)* Runde grosse Ringe mit Keulenenden. Die verdickten Enden sind mit geperlten Linien gegliedert. Von dieser Art habe ich nur zwei Stück am Dobogó in Männergräbern gefunden.

f) Sechskantiger, aber kleinerer, in ein rundliches, keulenartiges Ende übergehender Ring. Vier Seiten sind wellenlinig, das gegliederte Keulenende weist einen staunenswerten Fleiss und sehr entwickelten Geschmack auf, denn es ist mit sich kreuzenden Linien verziert, die so entstandenen Quadrate sind mit kleinen Kreisen und Punkten ausgefüllt. Diese kleinere Gattung von Armringen mit Keulenenden, einfacher geziert, manchmal auch ganz glatt, habe ich in ziemlicher Anzahl am Georgiconfeld in Begleitung der grössten Ohrringe mit Körbchen und der riesigen Nadeln gefunden.

g) Runde und vierkantige Ringe, deren Enden in schlangenkopfartig


357.
360.
355.

geschnittenen aber ganz glatten Schaufelchen ausgehen. Von diesen sind im Ganzen nur vier Exemplare vorgekommen.

Mit dieser Gruppirung wollte ich eben nur die augenfälligsten Unterschiede bezeichnen; aber der Wahrheit gemäss muss ich gestehen, dass mit Ausnahme der unter *e)* und *g)* die in die übrigen Gruppen eingeteilten Armringe, was die Verzierung anbelangt, unzählige Variationen aufweisen.

Die Armbänder. Die Armbänder sind nicht so häufig wie die Armringe, ihre Structur ist durchgehends plattenförmig. Es gibt offene in Schlangenköpfe auslaufende, und mit Haken geschlossene Armbänder. Das offene Armband hat sich aus dem Armringe entwickelt. Oben unter *d)* und *g)* habe ich die Uebergangsformen zum offenen Armband dargelegt.
351—355. Eben darum ist auch die Platte dieses Armbandes bedeutend stärker als jene des geschlossenen; sein eigentliches Heim ist der Dobogó, obwohl hie und da einige Exemplare auch auf dem städtischen Gräberfelde zu finden waren. Das offene Armband ist von einfacher Form, aber unendlich abwechselnd geziert. Die ganze Oberfläche ist mit eingravirtem oder eingeschlagenem Ornament bedeckt, und ich wage es mit Bestimmtheit zu behaupten, dass unter allen diesen Armbändern, — und ich habe von ihnen etliche sechzig Stücke — keine zwei ganz gleiche Exemplare sich
356. vorfinden. — Die mit Haken geschlossenen Armbänder sind auf beiden Gräberfeldern eine seltene Erscheinung. Ihre Platten sind dünner als die der offenen Armringe, ihre häufigste Verzierung besteht darin, dass sie ihrer ganzen Länge nach zwei oder dreimal gewellt sind. Einzelne Abarten sind die folgenden:

357. *a)* Die Aussenseite ist mit parallel laufenden Punktreihen und Wellenlinien geziert. Dobogóer Fund, Silber.

b) Bruchstück eines silbernen Armbandes vom städtischen Gräber-
358. felde, mit geschmackvollem Linienornament.

c) Schon früher einmal erwähnt. Zwischen eingeschlagenen Zickzacklinien zwei grosse schlangenförmig durchschlungene Wellenlinien. An den beiden Hakenenden war ursprünglich ein Glastropfen angebracht, der muss aber jedenfalls schon lange herausgefallen sein, weil er durchaus nicht zu finden war. (330. Abbildung.)

359. *d)* Zwischen geraden Linien zwei parallele Wellenlinien.

e) An beiden Seiten der Hackenenden mit je einem eingefassten blauen Glastropfen. Drei teils besser, teils schlechter erhaltene
360. Exemplare.

Die Verteilung der Schmucksachen nach Regionen.

Wiederholt berührte ich schon, dass dieser oder jener Schmuckgegenstand auf einzelnen Strichen unserer Gräberfelder in vorherrschender Menge auftritt, und dadurch den in diesen Strichen liegenden Gräbern den Stempel eines einheitlichen, zusammenhängenden Characters aufdrückt. Meine Ansicht über die Ursache dieser Erscheinung habe ich schon kurz dargelegt, welche dahin geht, dass bei der Belegung der einzelnen Striche unserer Gräberfelder zu einer und derselben Zeit, oder während einer gewissen Zeitdauer, dieser oder jener Schmuckgegenstand die herrschende Mode bildete. Damit der Leser eine allgemeine Uebersicht gewinne, will ich es versuchen, die auffallendsten Erscheinungen der Gräberfelder nach ihren Regionen einzuteilen, und da die Gräberreihen von Westen nach Osten gehen, wähle ich zum Ausgangspunkt den westlichen Rand der Gräberfelder, und verfolge diese ihrer ganzen Reihe nach.

a) *Der Dobogó.* I. Region ungefähr 2·6 Meter in der Breite bis zum untersten Rande der kahlen Spitze. Zumeist ärmliche Gräber.

II. Region. Ihre südliche Grenze bilden die vier Schottergruben, ihre nördliche aber der höchste, nördlichste Rand der kahlen Spitze. Das Gebiet des silbernen Gürtelschmuckes, der kleinen silbernen Ohrringe mit Körbchen, des offenen Armbandes mit Schlangenköpfen, der Scheibenfibula und der Ohrlöffelnadel mit vierkantiger, verzierter Verdickung.

III. Region unter den Schottergruben bis zum Rande der Strasse. Am obern Rande dieser Region war der Gürtelschmuck mit aufgelegten blauen Glastropfen zu Hause. In dem von den drei äussern Schottergruben begrenzten östlichen Winkel dieser Region liegen die Gräber durcheinander und sind durchgehends arm.

b) *Das städtische Gräberfeld.* Das städtische Gräberfeld zerfällt in mehrere kleinere Regionen.

I. Region. Der schmale nördliche Rand des Georgiconfeldes. Gürtelschmuck mit Greifen, mittelgrosse Ohrringe von schlechterem Silber, kleinere glatte Armringe mit Keulenenden.

II. Region. Ein ungefähr 20 Meter breiter Strich des Georgiconfeldes und dessen westliche Fortsetzung bis in die Mitte des Bräuhausgartens hinein. Die Gräberreihen liegen dicht aneinander, aber in den Gräbern war ausser dem nackten Skelett gar nichts. Ich war nicht im Stande auf dieser ganzen Fläche die geringste Spur von Kleidermoder zu entdecken, und so musste ich notgedrungen auf den Gedanken kommen, dass hier

die Todten nackt begraben wurden wurden. Möglich, dass hier die Opfer einer Epidemie ruhen.

III. Region. Von der Türe des Bräuhausgartens angefangen, östlich den Polácsekgarten dazu genommen, bis zur Hopfenpflanzung. In dieser Region sind zwei Teile zu unterscheiden. Der nördliche, der bis in die Mitte des Polácsekgartens eindringt, ist das Gräberfeld der Reichen, hier war der schönste Gürtelschmuck, und in den Gräbern die meisten Pferdeskelette zu finden. Im südlichen sind viel aufgewühlte Gräber und die meisten Urnengräber, wie auch die meisten Beispiele der in den Gräbern geschehenen Leichenverbrennungen.

IV. Region. Diese begrenzt im Osten die Hopfenpflanzung, im Süden der Garten des Hrn. Reischl V. senior, im Westen der Rand des Gräberfeldes am Georgiconfelde. Reichere und ärmere Gräber gemischt; hier waren die meisten mittelgrossen Ohrringe mit Körbchen aus Bronze, die sechs- und vierkantigen, sowie die ganz glatten Armringe. Diese Region hat keinen bestimmten Character.

V. Region. Der westliche Teil des Reischlgartens (senior) wie auch der dem entsprechende Teil am Georgiconfelde. Die grössten Ohrringe mit Körbchen aus Bronze und Silber, die riesigen Nadeln, der ausschliessliche Fundort der schöngezierten Armringe mit Keulenenden.

Bei dieser Einteilung machte ich der Nadel mit vierspaltigem Oehre deshalb keine besondere Erwähnung, weil ich sie überall gefunden habe und weil sie, ebenso wie der Ohrring mit Körbchen, der characteristische Schmuck beider Gräberfelder ist.

Bemerkungen. Dass ich einen grossen Teil der Schmuck- und Ziersachen, ein Drittel ungefähr, die Thon- und Eisengegenstände nicht gerechnet, nur mehr in Bruchstücken ans Tageslicht fördern konnte, das wird, so ärgerlich es auch mir, dem Forscher war, ein jeder, der sich nur einigermassen mit Ausgrabungen befasst hat, für eine ganz selbstverständliche Sache halten. Und wenn ich doch von diesen Bruchstücken, als von Bruchstücken spreche, tue ich es darum, weil auf Grund meiner Beobachtungen und Erfahrungen, selbst von diesen Bruchstücken noch einige nicht ganz uninteressante Schlüsse zu ziehen sind. Am meisten waren die Ohrringe mit Körbchen und die Nadeln beschädigt. Bei den Ohrringen ist das leicht zu erklären, da das schwache Filigran der Körbchen keine Widerstandskraft besitzt. Die Köpfe der meisten Frauen lagen halb zur Seite, und so hat das Gewicht der darauftiegenden Erde den einen Ohrring, der unter den Kopf zu liegen kam, entweder ganz zertrümmert, oder wenigstens das Körbchen flach gedrückt. Wenn ich noch dazu nehme, dass der Grünspan die Körbchen häufig ganz zerfressen hat, kann ich wirklich von Glück sagen, dass ich noch so viele unversehrt retten konnte, als erhalten sind. Bei den

Nadeln, die meist an der Spitze oder am Oehre verstümmelt sind, kann man teils den Grünspan, teils die beim Gebrauch angewendete Kraftanstrengung als Ursache betrachten. Es waren jedoch reich ausgestattete Männer- und Frauengräber da, wo jeder einzelne Gegenstand in kleine Stücke zerbrochen war. Das ist schon nicht mehr auf natürlichem Wege, sondern durch Gewalt geschehen. Das haben die einstigen Grabräuber auf dem Gewissen, deren ich schon einigemal erwähnte, die Gold und Silber suchend die Gräber aufwühlten und in ihren Erwartungen getäuscht die in ihre Hände geratenen Bronzesachen zornig zusammengebrochen und weggeworfen haben.

Jedoch war auch der Fall häufig, dass die Schmucksachen schon zerbrochen, verstümmelt oder in zusammengeflicktem Zustande mit dem Leichnam ins Grab gelegt wurden. In solchem Falle sind diejenigen, die ihre Armut verbergen oder die Reicheren nachahmen wollten, auf eine sehr originelle Art vorgegangen. So habe ich einigemale Frauenskelette gefunden mit Armring und Nadel aus Eisen, bei dem einen Ohr einen Ring aus Draht, bei dem andern einen mit Körbchen, aber so, dass der Ring durch das Filigran des Körbchens durchgezogen war. Ich habe auch solche Ohrringe mit Körbchen gefunden, wo letzteres mit Eisendraht an den Ring gebunden war, aber so ungeschickt, dass es in das Innere des Ringes zu stehen kam.

Ohrringe, von welchen die Körbchen schon längst losgetrennt, oder bei der Bestattung gar nicht mehr vorhanden waren, fand ich ungemein viele. Eigentümlich ist es auch, wie sich unser Volk geholfen hat, wenn es aus dem Bruchstück eines grösseren Schmuckgegenstandes einen kleinern für Kinder machen wollte. Das Bruchstück eines Armbandes wurde einfach zu einem Kinder-Armband zusammengebogen. Ein solches wurde auch aus dem Bruchstück eines grossen Ohrringes zu Stande gebracht, oder man hämmerte einen Ohrring sammt der Stirnplatte gerade, und die Nadel war fertig. Ich habe, aber ziemlich selten, auch solche Fälle gehabt, wo das Körbchen zum Ohrringe, oder der losgelöste konische Deckel des Körbchens zum Filigran mit Hanf- oder Flachsfäden befestigt war. Die entzwei gegangenen Nadeln, Ohr- und Armringe wurden so ausgebessert, dass man die Bruchstellen mittelst aufgelegtem Bronzeblech zusammennietete.

Daraus erhellt, dass unser Volk das Löten des Metalls durchaus nicht kannte, aber eben dieser Umstand führt zur Besprechung einer sehr wichtigen Frage: auf die Erzeugungsart der Beigaben, als auch darauf, wo wir jene Werkstätten zu suchen haben, aus denen sie hervorgegangen sind.

Das Alter der Gräberfelder und ihr Volk.

Erzeugungsart und Ort der Grabesbeigaben. Die culturgeschichtlichen Verhältnisse eines, von der Erdoberfläche schon verschwundenen Volkes, wie auch dessen Bildungsgrad kann man, in Ermanglung authentischer schriftlicher Quellen, nur nach der Gesammtheit jener Denkmäler einigermassen bestimmen, die nach ihm über oder unter der Erde geblieben und gefunden worden sind. Eine grosse Rolle spielt in der Lösung dieser wichtigen Frage die, wenn auch nicht handgreifliche, denn das ist fast unmöglich, so doch logisch richtige Klarstellung jener Vorfragen: ob das Volk die gefundenen Gegenstände, die es gebraucht oder getragen hat, selbst verfertigte oder nicht? ob man die Erzeugung eines Teiles der Funde ihm rationell zueignen könne oder nicht? — und, wenn man die Provenienz der Funde im Allgemeinen oder doch teilweise einem anderen Volke zuschreiben muss, wo das zu suchen sei und warum? Diese Gesichtspunkte betrachte ich auch als massgebend, indem ich versuchen werde, die Art und den Ort der Erzeugung jener grossen Masse von Altertümern, eigentlich Grabesbeigaben, so viel als möglich ins Reine zu bringen, oder doch menschlicher Weise wahrscheinlich zu machen, — da mir darüber absolut keine schriftlichen Quellen zu Gebote stehen, und ich sogar darüber, welcher Völkerfamilie oder Nation die hier Bestatteten angehörten, nicht einmal eine nur halbwegs positive Meinung abgeben kann.

Nach Vergleichung und eingehender Prüfung muss ich sagen, dass die mir vorliegenden Grabesbeigaben in ihrer Gesammtheit drei, von einander scharf abweichende Stufen der technischen Fertigkeit aufweisen; die erste und unterste ist Hausindustrie, die zweite gewöhnliches Handwerk, die dritte ist aber schon das Kunsthandwerk, dessen Erzeugnisse schon künstlerischen Geschmack und künstlerische Ausführung bekunden, oder die sogenannte Kleinkunst.

Bei allen, selbst auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden Völkern finden wir eine gewisse Hausindustrie, die sich teils mit der Anfertigung der Bekleidung, teils mit der Erzeugung der allernotwendigsten Hausgeräte und einiger primitiven Schmucksachen beschäftigt. Auch bei unserem Volke kann man ergründen, welche Zweige der Hausindustrie es ausübte, also welche von unsern Fundobjecten diejenigen Sachen sind, welche es selbst verfertigte. Hieher gehört vor allem anderen die Weberei; bei den alten Völkern die gewöhnliche Beschäftigung der Frauen. Die Kleidung unseres Volkes war, wie solches aus den grösseren oder kleineren zwischen dem Moder gefundenen verkohlten Restchen, noch mehr aber

aus den, auf dem Rost der Metallsachen gebliebenen Abdrücken ersichtlich ist, aus feiner oder gröber gewebten Stoffen, und es ist nicht anzunehmen, dass unser Volk seine diesfälligen täglichen Bedürfnisse von anderswoher gedeckt hätte. Der andere Zweig der Hausindustrie ist die Mattenflechterei, von welcher unzählige, wenn schon verkohlte und an der Luft zu Staub gewordene Spuren vorgekommen sind. Die Ausübung dieser Industriegattung wird hier, an den Ufern des Plattensees und inmitten seiner Stümpfe, jedermann sehr natürlich finden.

Als Fabrikate der Hausindustrie sind auch Thonwaren zu betrachten, also gehört auch die Ausübung der Hafnerei hieher, so wie sie sich in unseren Funden offenbart. Die Geschirre, diese fortwährend gebrauchten und verbrauchten Hausgeräte, haben die Völker des Altertums zumeist selbst verfertigt, und ist diese technische Geschicklichkeit von Generation auf Generation erblich übergangen. Die Bedeutung der Töpferwaare, oder auch nur einzelner Scherben liegt darin, dass man nach ihnen das Alter der Funde annäherungsweise bestimmen kann: denn die Thonwaaren einer jeden Zeit und eines jeden Volkes sind an eigentümlichem Geschmack, an Gestaltung und Verzierung von einander verschieden. Die Töpferwaare unseres Volkes ist, eine Trinkschale von vorzeitlicher Form mit durchbohrten Warzen ausgenommen, nichts weiter als plumpe Nachahmung der römischen Thonindustrie. Wir sehen darauf römisches Ornament, die Wellenlinie, die Riffelung der Bauchweite, — aber die Basen unserer Töpfe sind breit, der Thon ist grobkörnig und mit Sand gemischt, das Geschirr ist nur halb ausgebrannt, oder eben nur am Feuer oder an der Sonne getrocknet und bleischwer, während die diesfälligen römischen Erzeugnisse sich durch die Dünne ihrer Wände, durch die Feinheit des aufgearbeiteten Stoffes und die dadurch bedingte überraschende Leichtigkeit auszeichnen. Und doch sind unsere Töpfersachen ein gewichtiger Beweis dafür, dass unser Volk sich entweder zwischen die Römer eingekeilt hat, oder dass es unmittelbar die von den Römern geräumten Niederlassungen occupirte, wo es noch genug Muster zu seinen Töpferarbeiten zu finden Gelegenheit hatte Die übrigen Thonsachen, wie Spinnwirtel, einfärbige Perlen, durchlöcherte kleinere Scheiben, vielleicht Webstuhl- oder Netzbeschwerer, sind von so traditioneller einfacher Form, dass sie von den gleichartigen Gegenständen der Vorzeit ganz und gar nicht zu unterscheiden sind.

Ebenso halte ich für die Erzeugnisse unseres Volkes die primitiven Amulette: die polirten Wolfszähne und Schiefertäfelchen; weiters sämmtliche Bein- und Holzgegenstände. Das Schneiden und Schnitzeln ist ja die Lieblingsbeschäftigung eines jeden natürlichen Volkes. Holzsachen sind, ausser einigen Bruchstücken von runden Stäben und eines Sarges, zwar keine vorhanden, worüber man sich übrigens gar nicht wundern kann; aber unzählige Spuren bestätigen es, dass die Scheiden und Griffe der

Messer, Dolche und Schwerter aus Holz waren, sowie auch die Kübel und Humpen. — Beinsachen haben wir genug. Die durchlöcherten Hörnchen, die Ortbänder, Nadeln mit Schaufelende, die Pfeifchen, Flöten, kurz unsere sämmtlichen Beinantiquitäten sind entweder ganz glatt, wie die meisten von ihnen, oder mit den traditionellen concentrischen Kreisen, manchmal auch mit einem sehr primitiven, auf eine sehr ungefügige Handhabung hinweisenden Linienornament verziert; einige Schlingenstangen scheinen zwar gedrechselt zu sein, aber am allerwahrscheinlichsten ist dies auch nur eine etwas sorgfältiger ausgeführte Schnitzarbeit. Alles dies spricht für meine Behauptung, und es ist ganz und gar kein Grund vorauszusetzen, dass unser Volk seine Bein- nnd Holzsachen nicht selbst geschnitzt hat, wenn es auch die Zwinger der Dolche, sowie die Beschläge der Humpen sich von andersher verschaffte.

Es wäre sehr schwer, unserm Volke auch eine gewisse Gewandtheit im Schmieden absprechen zu wollen. Darauf weist das Zusammennieten der entzweigegangenen oder beschädigten Schmucksachen hin; aber auch im häuslichen, im Familienleben hatte es das Schmieden sehr notwendig, besonders beim Ausbessern und Zurichten der eisernen Geräte; doch dürfte man diese Gewandtheit kaum auf eine höhere Stufe, als die, welche heute unsere Kesselflicker-Zigeuner bekunden, setzen.

Unsere gewöhnlichen Eisensachen, als da sind Waffen, Messer, Schnallen, Ringe, Ketten, Wirtschaftsgeräte sind die Erzeugnisse eines ganz ausgebildeten Handwerkes, der Eisenindustrie. Unserm Volk ist der Betrieb dieser Industrie durchaus nicht zuzuschreiben, und zwar aus vielen Gründen. Da ist vor allem andern die auffallend geringe Zahl von Männergräbern, welche beweist, dass das Gros der Männer, die freien Krieger sich nur zeitweilig bei ihren Familien aufgehalten haben, obzwar bei diesen der Betrieb eines Handwerkes schon im Vorhinein ausgeschlossen ist. Es bleiben also noch die ebenfalls sehr wenigen Sklaven übrig. Wenn aber diese die Eisensachen verfertigt hätten, so hätte ich davon unbedingt eine Spur auffinden müssen, wenn sonst nichts, wenigstens einen Hammer. Doch diesbezüglich waren alle meine Nachforschungen vergebens. Zu was auch hätte sich dieser, weiss Gott von wo hieher verschlagene Volksschwarm mit so einem Industriezweig geplagt, der ohne eine dauernde Ansiedlung und ohne einen gewissen complicirten Apparat gar nicht zu denken ist, da im benachbarten Noricum, der heutigen Steiermark, die Eisenindustrie von uralten Zeiten her in Blüte stand, und von wo unser Volk seine Waffen und nötigen Werkzeuge entweder durch Tausch, oder noch bequemer mittelst eines Raubzuges sich verhältnissmässig ganz leicht verschaffen konnte? — Meine Funde beweisen mehr als jedes Raisonnement dass unser Volk seinen Eisensachen, wie den Waffen, Wirtschaftsgeräten, und Pferderüstungen, viel mehr Wert beilegte, als dem verhältnissmässig viel

wertvolleren Frauenschmucke, denn es bedachte seine Todten nur sehr selten damit. Ich erkläre mir das aus dem täglichen Gebrauch dieser Gegenstände, was kaum der Fall gewesen wäre, wenn unser Volk seine Eisensachen zu Hause fabricirt hätte. Hingegen sprechen die hie und da zum Vorschein gekommenen römischen Eisenschlüssel dafür, dass unser Volk diese auch nur so fand und für sie keine Verwendung hatte. Ich bemerke noch, dass meine Eisenfunde ohne Ausnahme geschmiedet sind, und dass der Gürtelschmuck aus Eisen mit Silber tauschiert, nicht mehr vom Standpunkt des gewöhnlichen Handwerks zu beurteilen ist. Nach alledem steht es fest, dass unser Volk die Eisenindustrie nicht kannte.

Dasselbe gilt auch von jenen Schmucksachen, welche dem Kunsthandwerke, der Kleinkunst ihr Dasein verdanken. Diese sind entweder aus Glas oder Metall. Unsere verschieden gefärbten und geformten Glasperlen, die emaillirten sowohl als die glatten, bekunden eine ausgebildete Glasfabrikation, die man mit der jetzigen fast auf eine Stufe stellen kann. Anstatt jeder anderen Beweisführung stehe hier das Urteil eines Sachverständigen, des Hrn. Professors Franz Dobos, der aus Gefälligkeit unsere Glasperlen chemisch analysirte. «Die Perlen enthalten, wie durchgehends ein jedes Glas, eine bedeutende Menge von Kieselsäure. Ausserdem enthalten sie noch Natron, Aluminium, Calcium, Magnesium, Blei, Kupfer, Zink, Eisen und Mangan. Stoff der Perlen ist also das sogenannte Natronglas, welches im Gegensatz zu dem Kalihältigen Kaliglas viel leichter schmilzt, um so mehr, da kein Atom von Kali in ihm vorhanden ist. Kupfer, Eisen und Mangan geben dem Glase diverse Farben. Die grünen Perlen haben ihre Farbe vom Eisen, die blauen vom Kupfer, die veilchenblauen vom Mangan. Bezeichnend ist es noch bei diesen Perlen, dass von ihnen, zu feinem Pulver zerrieben, ein Teil sich in Säuren auflöst, während die heute erzeugten Glasgattungen nur von der Fluorhydrogensäure angegriffen werden und dem Einflusse einer jeden anderen Säure widerstehen». Es wäre wirklich eine Torheit, von solchen chemischen Vorkenntnissen bei unserm Volke auch nur zu träumen. Unsere Perlen sind die Erzeugnisse der römischen Glasfabriken, von wo aus sie die wandernden Krämer in alle Teile der damals bekannten Welt vertrieben.

Die Gold-, Silber- und Bronzeschmucksachen, die ich auf meinen Gräberfeldern ausgrub, sind schon Producte des Kunsthandwerks, der Kleinkunst. Nach Form und Verzierung zerfallen sie in zwei grosse Gruppen: in den Gürtelschmuck und dessen Bestandteile, welche einen rein nördlichen oder germanischen Geschmack verraten; und in den Frauenschmuck, von diesem sind es wieder besonders die Ohrring- und Nadelspecialitäten, die einem bestimmt südlichen oder östlichen Geschmack huldigen.

Ein Wandervolk, so wie es das unsrige, wenigstens bis zu seiner übrigens nur kurze Zeit dauernden Niederlassung in hiesiger Gegend, gewiss

war, beschäftigt sich nicht mit Kunstindustrie, besonders nicht mit Anfertigung von Schmucksachen. Und dass unsere Schmuckgegenstände nicht einmal hier im Orte gemacht wurden, beweisen viele Umstände. So ist es in erster Reihe Tatsache, dass mir trotz aller Mühe nicht gelang, neben so grossen Friedhöfen auf die ehemaligen Niederlassungen, auf die Spur der Wohnplätze zu stossen. Daraus folgt offenbar, dass unser Volk nicht in solid gebauten Häusern, sondern unter Zelten, oder höchstens in Holzhütten, Blockhäusern wohnte. — Von Eisenschlacken, Kohlenplätzen, Schmelztiegeln, wenn auch nur in Bruchstücken, war nirgends eine Spur zu entdecken, während an Orten, wo Metallindustrie getrieben wurde, diese Spuren in der Regel nie fehlen. — So führten die Eisenschlacken im Vörösvárer Walde zur Auffindung von zwölf schon mit Erde bedekten, nebeneinander stehenden kleinen Schmelzöfen; Metallstücke, verschieden gefärbte Schlackenschichten, Schmelztiegelbruchstücke bezeichneten in Savaria jene Punkte, wo einst römische Goldschmied- oder Gusswerkstätten waren.

Die Grundformen der Verzierungen am Gürtelschmucke sind zumeist dem Pflanzenreich entnommen. Ranke, Knospe, Traube, Blatt und Blume sind die Hauptformen. Aber das Tierreich lieferte auch manche Gestaltungen. Eine solche ist der geflügelte Greif, der Hase, die menschliche Fratze, die Tierkämpfe. Auf dem gewöhnlichen wurde das Geriemsel, Strich und Fadenbündel angewendet. Diese sämmtlichen Gebilde sind die Producte einer reichen aber zügellosen, bis zum Bewusstsein des Schönen noch nicht gelangten Phantasie, welche jenen Völkern angeboren ist, die nicht in Städten, sondern auf dem Felde und in Wäldern leben, — wo sie zuerst in plumper, später aber überladener Holzschnitzerei ihren Ausdruck findet, dann zum ständigen Geschmacke wird und auch auf die Metallarbeiten übergeht. Es ist nicht unmöglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, dass z. B. die Riemenenden anfangs nichts weiter waren, als mit Schnitzwerk verzierte Hülsen aus Holz, und dass Schnallen wirklich aus Bein geschnitzt wurden, dafür haben wir Beispiele. Nichts ist natürlicher, als dass, mit Verbreitung des Bronzegusses, diese Formen mittelst Nachbildung vervielfältigt und für jeden, der sie im Gelde oder anderem Werte bezahlen konnte, zugänglich gemacht wurden. Die immer mehr sich entwickelnde technische Fertigkeit, nicht minder der Verkehr der civilisirteren Völker brachte es dann so weit, dass man diesen ursprünglich barbarischen Erzeugnissen oft einen wahrhaft künstlerischen Strich und künstlerische Ausführung gegeben.

In der gelehrten Welt ist es eine mehr oder minder verfochtene, und durch Funde auch nachgewiesene Ansicht, dass der Ursprung des Gürtelschmucks bei den nördlichen, sagen wir germanischen Völkern zu suchen sei. Nun ist aber auch das nicht zu vergessen, dass schon in der zweiten

Hälfte des dritten, noch mehr aber im vierten Jahrhundert das römische Reich voll von germanischen Elementen war, welche teils als Eingewanderte, teils als Ansässiggemachte ganze Länderstriche zu Wohnplätzen hatten, wie auch die germanischen Söldnerschaaren die eigentliche Stärke des römischen Kriegsheeres ausmachten. Doch in den mit Mauern und vorgeschobenen Festungswerken umgürteten Provincialstädten, insbesondere in Pannonien, war bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts noch immer römische Bevölkerung; herrschte, wenn sie auch nicht blühte, die römische Civilisation; war römische Sprache, Sitte, Gerichtswesen und Administration in voller Geltung. Pannonien war der Schutzwall des sinkenden Imperiums; die grossen Kaiser des dritten und vierten Jahrhunderts pannonischer Abstammung, verhinderten noch eine zeitlang den unvermeidlichen Untergang als Kinder einer nicht geistig und körperlich verkümmerten Nation, wie die war, die sich damals noch stolz als Vollblutrömer brüstete. Und das war auch die Ursache, dass die römische Bildung nie im Stande war die eingeborenen Pannonier zu verweichlichen; uralte pannonische Tapferkeit und Männlichkeit hielt immer ihre Giltigkeit gegenüber der römischen Civilisation aufrecht, sie nahm zwar deren verfeinernden Einfluss bis zu einem gewissen Grade an, ja sogar auch die römische Sprache, aber hielt nebstbei ihre angestammten nationalen Eigenschaften und Sitten immer in Ehren. So entstand in Pannonien jene eigentümliche Mischbildung, die, wie sie einerseits eine kraftvolle neurömische Generation erzeugte, anderseits auf alle hier verfertigten römischen Gegenstände ihren unverkennbaren Stempel aufdrückte.

Indem also die römischen Handwerker in Pannonien schon von Haus aus nicht der exclusiven römischen Geschmacksrichtung huldigten, sondern neben und mit derselben auch die traditionellen Formen des Landes weiter bildeten, verfeinerten, ummodelten; indem die Kunstindustrie auf ihren Fabrikaten auch der specifisch pannonischen Auffassung einen Spielraum gewährte, und selbe eben dadurch nur auffrischte, abwechselnder machte: so war sie ja doch nichts weiter als consequent, als sie sich dem Geschmack der in das Reich eingedrungenen fremden Völkerschaften anbequemte, denselben mit römischer technischer Geschicklichkeit weiter entwickelte, und diesen fremden Völkern um gutes Geld solche Schmucksachen anfertigte, die diesen gefielen, deren Muster sie aus ihrem Stammlande mit sich gebracht, und die sie in dieser veredelten Form noch mehr lieb gewonnen haben. Wenn wir noch dazunehmen, dass es unter diesen Fremdlingen auch genug solche gegeben haben mag, die Lust, Geschick und Empfänglichkeit für Handwerk und Kunstindustrie betätigten, und die einst vielleicht als Kriegsgefangene, oder aber auch freiwillig in römischen Werkstätten Beschäftigung fanden und Ausbildung genossen, so haben diese später gewiss als selbständige Arbeiter ihrer specifisch nationalen Auffas-

sung den Vorzug gegeben. Alles dieses Angeführte ist zwar einzig und allein meine persönliche Meinung, aber doch nur die natürliche Consequenz des cosmopolitischen Characters der römischen Eroberer, wie er sich sowohl im öffentlichen als auch im privaten Leben nach den unanfechtbaren Zeugnissen der Geschichte offenbarte.

Die Anfertigung unserer metallenen Schmucksachen schreibe ich demnach auch den Römern, oder den bei ihnen ausgebildeten, also mehr oder minder romanisirten Barbaren zu, das Wort: Barbar, nicht vom Standpunkte der Bildung sondern der Politik aus verstanden. — Beweise dafür liefern vor allem andern die zwischen meinen Funden vorgekommenen unbedingt römischen Gegenstände, wie die Fibulae, Schlüssel, Pfeil- und Lanzenspitzen. Noch entschiedener spricht dafür das römische Ornament auf nicht römischen Gegenständen: der concentrische Kreis, die Wellenlinie; ebenso auch die feine, jahrhundertelang ausgeübte Ciseleur- und Graveurarbeit auf unsern Schmucksachen.

Die oben erwähnte Zweiteilung unserer Schmucksachen bedingt entweder zwei gesonderte Bezugsquellen, oder wir müssen, wenn wir auch zugeben, dass der vorliegende Gürtelschmuck in einer jeden Goldschmiedwerkstätte des vierten Jahrhunderts erzeugt wurde, wie dies der in den entferntesten Gegenden gefundene Gürtelschmuck auch wahrscheinlich macht, — wenigstens für die Ohrringe mit Körbchen eine gesonderte, von hier nicht weit liegende Goldschmiedwerkstätte annehmen; denn das mit Drahtschnörkel verbundene Körnerornament, der gefasste Glastropfen, die mit färbigem Kitt ausgefüllten Zellen findet man häufig auf Ohrringen der Völkerwanderungszeit, wie zum Beispiel auch auf dem von mir besichtigten, aber schon durchwühlt gefundenen Draskoveczer Gräberfelde; aber so geformte Ohrringe mit Körbchen sind ausser Keszthely und dessen nächster Umgebung, wie Páhok, Diás und Fenék, meines Wissens in Ungarn noch nirgends zum Vorschein gekommen. Ihr massenhaftes Auftreten und einheitlicher Typus weist notgedrungen darauf hin, dass sie Erzeugnisse einer und derselben Werkstätte, oder wollen wir sagen, Fabrik sind. Und diese musste hier irgendwo in der Nähe gewesen sein, da eine grössere Entfernung zugleich auch die Ursache der grösseren Verbreitung dieser Art Ohrringe gewesen wäre. Die Körbchen, besonders das geperlte Filigran der silbernen Körbchen stehen, was künstlerische Schönheit und Ausführung anbelangt, auf einer solchen Stufe der Vollendung, die nur eine ganz entwickelte und über alle Hilfsmittel verfügende Gold- oder Metallarbeitekunst hervorzubringen im Stande ist. Professor Fr. Dobos war auf meine Bitte so gefällig, die von mir als schlechteres Silber bezeichneten Ohrringe, sowie die Ohr- und Armringe auf ihren Metallgehalt zu prüfen. Zum Schlusse will ich daher das Resultat seiner chemischen Analyse hiehersetzen:

a) Für schlechteres Silber angegeben:

73·58 % Kupfer,
18·75 « Zinn,
3·46 « Gold,
2·89 « Zink,
1·32 « Silber.

b) Bronze-Ohrringe:

80·33 % Kupfer,
13·73 « Zink,
5·94 « Zinn.

c) Bronze-Armring:

94·10 % Kupfer,
1·78 « Zink,
4·12 « Zinn,
0·44 « Blei,
0·24 « Eisen.

Der starke Kupfergehalt der Bronzesachen macht es, dass diese Gegenstände gekratzt oder angefeilt eine glänzend rote Farbe zeigen.

Von den Sitten und der Lebensweise des hier sesshaft gewesenen Volkes. Wenngleich unser Volk nicht auf der Höhe der römischen Bildung gestanden ist, kann man ihm deshalb doch nicht einen gewissen Grad von Bildung absprechen. Schon der Gebrauch der beschriebenen Schmucksachen beweist an und für sich, dass unser Volk weder einen wilden, noch einen im strengsten Sinne des Wortes barbarischen, sondern einen bizarren zwar, aber feinen Geschmack hatte; der feine, abgeklärtere Geschmack, die Erkenntniss und Wertschätzung des Schönen schliesst im Vorhinein den Begriff des Wilden, des eigentlich Barbarischen aus. Dass unser Volk keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen, ist zwar sehr zu bedauern, aber wo, und welches ist jenes fortwährend kämpfende, seine Wohnsitze so oft verändernde Volk der Völkerwanderungsepoche, welches die Kunst des Lesens und Schreibens durchgehends ausübte oder auch nur ausüben konnte?

Ueber die Religion unseres Volkes geben unsere Gräberfelder keinen Aufschluss. Das einzige christliche Denkmal, die detaillirt geschilderte Scheibenfibula, kann hier nicht in Betracht kommen, teils ihres einzelnen Vorkommens wegen, teils auch darum nicht, weil sie unverkennbar byzantinische Arbeit ist und es daher mehr als wahrscheinlich ist, dass sie als

Beutestück in die Hände unserer Leute fiel. Auch haben wir kein Denkmal, das auf einen heidnischen Cultus weisen möchte, wenn nicht jene kleine dreieckige Platte, mit dem Frauenkopfe an der Spitze, die als Anhängsel zwischen Perlen gefunden wurde, nicht irgend ein Götzenbild vorstellt, was ich ihm aber nicht andichten möchte. Der Aberglaube, der damals alle Völker, die wandernden sowohl als auch die schon Jahrhunderte lang sesshaften befangen hielt, fehlte auch bei unserm Volke nicht, obzwar seine Gräber davon nur sehr wenige Spuren bewahrt haben. Aberglauben zeigen die durchlöcherten Wolfszähne, die Stein-, Bein- und Glasamulette; darauf scheint auch die beschriebene, an einem Kettchen hängende Beinkugel zu deuten; möglich dass die Verbrennung des Leichnams im Grabe auch auf einer abergläubigen Meinung beruhte.

Was die Gemütswelt unseres Volkes anbelangt, darüber sprechen sich ihre Gräber schon deutlicher aus. Dass das Antlitz folgerichtig immer gegen Osten gewendet ist, beweist, dass unser Volk an ein Leben nach dem Tode, an die Auferstehung geglaubt hat, und dass es dies Leben nur als eine Fortsetzung des irdischen sich dachte; das drückte es durch die Beigaben der notwendigsten Hausgeräte wie Messer, Stahl und Stein, wie auch der Töpferwaare aus. Seine Pietät gegen die Verstorbenen offenbart sich in der Mitgabe der Schmuck- und Spielsachen, wie auch der Lieblingstiere. Das Schauerliche des Todes milderte es sowohl durch die, nur einen vorübergehenden Schlummer andeutende Lage der jungen Frauen, als auch durch das Abhalten der Todesmahle, deren Ueberreste in das Grab gestreut wurden. Von dem zärtlichen Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, also von dem liebevollen Familienleben, geben zahlreiche Spuren in den Gräbern Aufschluss. Die immer leicht wahrnehmbare, sorgfältigere Zubereitung der Frauen- und Kindergräber zeigt, dass unser Volk die Frauen und auch die Kinder hoch in Ehren hielt, eine an und für sich sehr beachtungswerte Erscheinung in der blutgetränkten Epoche der Völkerwanderung.

Was die Beschäftigung und Lebensweise unseres Volkes anbelangt, bieten meine Funde nur sehr lückenhafte und wenige Andeutungen, kein klares, reines Bild. Die verhältnissmässig wenigen Männergräber scheiden sich in zwei scharf von einander gesonderte Classen, in die der Freien und der Sklaven. Die hier bestatteten wenigen Freien, oder sagen wir Adeligen, sind, wie ich es schon mehrmal berührte, in der Regel Greise oder Krüppel, also kampfunfähige Männer, aber ihre Beigaben zeigen sie als einstige Krieger. Ich werde daher kaum irren, wenn ich sage, dass die Hauptbeschäftigung der freien Männer unseres Volkes vorzugsweise der Krieg war, und dass diese rauhen Krieger, die nur selten ihr Leben im Kreise ihrer Familien beschlossen, Reiter waren, das beweisen die mitbegrabenen Pferde, die Säbelbeine und die Bestandteile des Pferdegeschirres.

Die Sklaven hatten in Abwesenheit ihrer kriegerischen Herren deren zu Hause gebliebene Familien zu erhalten, die Lebensmittel herbeizuschaffen und Landwirtschaft zu treiben, die den Terrainverhältnissen nach übrigens nur sehr beschränkt sein konnte. Keszthely und seine Umgebung ist hügelig, die jetzt bebauten, auch nicht grossen Strecken sind neuesten Datums, die Hügel bedecken tausende Joch Waldungen, zur Zeit der Völkerwanderung gewiss ein wildreicher Urwald, die wahre Heimat des Rot- und Schwarzwildes. Der Hauer des Ebers, die Stange des Hirschen, in Männergräbern gefunden, beweisen, dass die Sklaven auch das Waidwerk betrieben. Uebrigens gibt es Hirschen, Rehe, Wildschweine auch noch heute im Ueberfluss in unsern Waldungen. Dass hier, am Ufer des Plattensees gewiss auch Fischerei getrieben wurde, bedarf keiner näheren Beweisführung.[1]

Die in Männer- und Frauengräbern so häufigen durchlöcherten Scheiben aus Thon können ebensogut Webestuhl- als Netzbeschwerer sein. Unmöglich ist es nicht, dass die Nadel mit vierspaltigem Oehre auch zum Netzestricken verwendet wurde. Die Anfertigung der Gefässe, die Mattenflechterei, das Schnitzen der Beinsachen und das Weben gehört zur eigentlichen häuslichen Arbeit, die Frauen und Männer, Freie wie Sklaven gemeinschaftlish verrichtet haben dürften.

Die Bestattungsarten unseres Volkes kennt schon der Leser. Meine sämmtlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen sprechen dafür, dass unser Volk hier ein von Waldungen und dem Plattensee geschütztes ruhiges ländliches Leben führte, und nur über Mogentiana mit der Aussenwelt verkehrte.

Das wahrscheinliche Alter unserer Gräberfelder. Aus der ganzen innern Einrichtung unserer Gräberfelder kann man als unzweifelhaft annehmen, dass unser Volk diese Gegend nicht vorübergehend und interimistisch, sondern durch längere Zeit bewohnte. Wann diese Niederlassung geschah, und wann sie aufhörte, wird in Ermanglung positiver Daten wohl niemand sagen können, aber dass sie länger als eine Generation dauerte, ist aus der Qualität der Skelette zu schliessen. In dieser Hinsicht können wiederum nicht die Skelette der ganz gefundenen, sondern die der aufgewühlten Gräber in Betracht kommen. An diesen Skeletten, als diese Gräber von den, nachweislich demselben Volke Angehörigen umwühlt wurden, teils um einem später Gestorbenen Platz zu machen, teils auch aus räuberischer Absicht, ich sage, an diesen Skeletten konnten schon damals keine Fleischteile mehr vorhanden gewesen sein, denn die Knochen sind von den darauf gelegenen Bronzesachen grün gefärbt. Mit Bezug auf das weiter unten zu Erörternde, glaube ich also kaum fehl zu greifen, wenn ich unseren Gräber-

[1] Das Seeufer bei Fenék wäscht genug Angeln aus Bronze, und zwar sehr hübsche, aus.

feldern einen Zeitraum von 40—60 Jahren anweise. Uebrigens ist das nebensächlich. Hauptsache ist, ob die Funde, in ihrer Gesammtheit genommen, solche Anhaltspunkte liefern, nach welchen man das Alter der Gräberfelder mit einiger Sicherheit bestimmen kann.

Der Lösung dieser Frage habe ich schon dort vorgearbeitet, wo ich von der Art und dem Ort der Erzeugung unserer Schmucksachen sprach. Ich glaube dort zur Genüge dargetan zu haben, dass der schönere und wertvollere Teil der Beigaben den unverkennbaren Einfluss der römischen Kunstindustrie, der tausendjährigen, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebrachten Technik der römischen Metallarbeitekunst aufweist, die, nachdem sie die originellen Formen der fremden Völker in sich aufnahm, dieselben weiter bildete, veredelte und verschönerte, und dadurch eine so frische Nachblüte der römischen Kleinkunst zu Stande brachte, die, trotz den entlehnten bizarren Formen, der römischen Kleinkunst des dritten und vierten Jahrhunderts, die durch das unveränderte Nachmachen der traditionellen Gestaltungen beinahe schon ganz verknöcherte und schematisch wurde, eine neue Lebenskraft verlieh. Es ist also sicher, dass unser Volk mit den Römern unbedingt in Berührung stand, was übrigens auch aus den gefundenen, wirklich römischen Gegenständen ersichtlich ist: die Frage ist nur: wo? — und wann? Mit einer Jahrzahl kann ich freilich nicht dienen, dazu wäre ein schriftliches Denkmal nötig, was ich nicht habe: aber ich werde vielleicht auf Grund der in den Gräbern gefundenen Münzen im Stande sein, auch mit dieser Schwierigkeit im Grossen und Ganzen fertig zu werden.

Den Münzen ist, was Zeitrechnung anbelangt, in Ermangelung eines bessern Anhaltspunktes, noch am meisten zu vertrauen. Auf beiden Gräberfeldern waren ausschliesslich nur römische Münzen zu finden, ein klarer Beweis dessen, das unser Volk keine anderen Münzen kannte. Diese Münzen traten auf zweierlei Art auf; entweder durchlöchert, als Anhängsel zwischen den Perlen, und diese bilden die Mehrzahl, oder nicht durchlöchert in gutem oder schlechtem Zustande in oder unter der rechten Hand des Skelettes.

Die Anhängselmünzen, zumeist bis zur Unkenntlichkeit abgegriffene Constantiner, können hier nicht in Betracht kommen; Münzen als Halsgeschmeide zu tragen war vielleicht schon seither Mode, als man überhaupt Münzen zu prägen anfing, und ist noch heute in der Mode. Unsere Aufmerksamkeit verdienen eigentlich die freiliegend gefundenen, und demnach im Verkehr gewesenen Münzen. Münzen in römischen Gräbern haben entweder eine religiöse Bedeutung, wie der Obolus des Charon, oder sie dienen als Andenken. Nur lässt sich auch nicht immer das Alter eines römischen Grabes nach den inneliegenden Münzen beurteilen, denn ich selbst habe in Savaria römische Gräber entschieden aus dem dritten und

vierten Jahrhundert aufgedeckt, in denen nicht nur diverse Kaiser, sondern sogar noch Münzen aus der Republik waren. In solchen Fällen ist natürlich die Münze jüngsten Datums bezeichnend.

Die Münzen unserer Gräberfelder sind, ausser einem Silberdenar des Tiberius und einem Mark-Aurels, lauter Bronzemünzen des vierten Jahrhunderts. Es sind die folgenden Kaisernamen vertreten: Constantinus I. II.; Constantius II. III.; Constans, Julianus, Valentinianus I. und Valens Gratianus und Valentinianus II. Eine spätere Münze als die zuletzt angeführten Kaisernamen gibt es auf unseren Gräberfeldern nicht. Der tüchtige, 24 Jahr alte Kaiser Gratian verlor bekanntlich in Folge zweifachen Verrates sein Leben zu Lyon am 25. August 383. Der Usurpator Maximus hatte nämlich das Heer Gratians bei Paris mittelst Bestechung zum Abfall gebracht. Gratian musste flüchten und nahm die aus schurkischer Absicht angetragene Gastfreundschaft seines eigenen Statthalters in Lyon an, wo ihn bei Tische Andragathius, der schon früher als er angekommene General des Usurpators, niederstach. — Valentinian II. liess sein fränkischer Minister, Arbogast, in Vienne, in Gallien, den 15. Mai 391 erdrosseln. In den acht Jahren zwischen dem Tode der zwei Kaiser war Pannonien der Schauplatz fortwährender Kämpfe, einesteils zwischen Valentinian II. und Maximus, der nach dem Besitz Italiens strebte, anderseits zwischen Valentinian II. und Kaiser Theodosius; aber weder eine Theodosius- noch eine Maximusmünze war auf unseren Gräberfeldern zu finden.

Nach dem Zeugniss der Münzen ist es also klar, dass die Keszthelyer Gräberfelder nicht älter sind, als die gemeinschaftliche Regierung Gratians und Valentinians II., aber dass sie auch nicht viel jünger sein können, erhellt daraus, dass eine spätere Münze absolut nicht da ist, denn wenn eine solche bei unserm Volke im Verkehr gewesen wäre, so hätte sich doch wenigstens eine einzige in irgend eines der dreitausend Gräber verirrt. Nach alledem könnte man fast mit Gewissheit behaupten, dass die hiesigen Colonien in den kriegerischen Jahren zwischen dem Tode Gratians und Valentinians aufgelassen worden sind. Alle Gründe zusammengenommen bin ich der Ueberzeugung, dass die Keszthelyer Gräberfelder aus der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts stammen.

Wie ich schon in meiner Einleitung angedeutet, so ist es jetzt noch nicht an der Zeit, darüber, was das für ein Volk war, das sich hier sesshaft gemacht, das seine Todten hier bestattete, irgend eine Meinung abzugeben. Es muss erstens die Ansicht der anthropologischen Sachverständigen abgewartet werden, denen ich zu diesem Zwecke genügend Stoff zur Verfügung gestellt habe; aber es muss auch das Resultat der weiteren Forschungen, die besonders, was die Völkerwanderungszeit anbetrifft, bei uns im ganzen Lande einen erfreulichen Aufschwung genommen, abgewartet werden; denn ohne die topographische Zusammengehörigkeit, ohne die Analogie oder die

wesentliche Differenz der Funde genau bestimmt zu haben, werden wir gerade die Frage der Nationalitäten nie befriedigend lösen können; ja sogar auch das ist nicht ausgeschlossen, das eine, unser Volk betreffende endgiltige Lösung dieser Frage gar nicht mehr möglich ist.

Einigermassen zur Orientirung, und gleichsam als Vorgeschmack dessen, wie schwer und verwickelt die Lösung dieser Frage ist, will ich einige historische Daten anführen. Die Bevölkerung des römischen Reiches zeigte in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, obzwar sie ausser Italien aus lauter unterworfenen Nationen bestand, doch eine gewisse Gleichförmigkeit. Sie eignete sich, anfangs gezwungen, dann freiwillig Sprache, Sitten, Lebens- und Weltanschauung der römischen Eroberer an, kurz, sie formte sich ganz zu Römern um; die Individuen der unterjochten Völker sind trotz ihrer barbarisch klingenden Namen stolz darauf, Römer zu sein, ebenso wie wir dies, obwohl schon ganz abgeblasst und verwaschen noch bei den heutigen Rumänen beobachten können. Doch dieser Zustand geriet schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, als die germanischen Söldner haufenweise in römische Dienste genommen wurden, ins Schwanken und verschwand im vierten Jahrhundert gänzlich. Die römischen Elemente zogen sich in die Städte zurück, und lebten, eigentlich vegetirten hier noch ungefähr anderthalb Jahrhundert lang; das offene Land besetzten fremde Völker, die zwar noch eine Zeit lang die Aecker für die Römer bebauten, die Schlachten der Römer ausfochten, unter der Jurisdiction römischer Beamten standen, aber nicht mehr Römer wurden. Die Gleichförmigkeit der Bevölkerung des römischen Reiches ging in Folge der unerbittlichen Logik der Tatsachen, durch die wuchtigen Schläge der Völkerwanderung, früher oder später, aber überall total zu Grunde. In Pannonien fing dieser Process schon im dritten Jahrhunderte an, und war gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts bereits eine vollendete Tatsache.

Diese Umwandlung, die zuletzt zur Zertrümmerung des weströmischen Reiches führte, ward durch die Römer selbst initiirt. Abgesehen von den germanischen Söldnerhaufen, mit denen man wieder gegen Germanen kämpfte, wurde die grosse Menge von Kriegsgefangenen, die Beute der fortwährenden Kämpfe, in den verwüsteten Landstrichen der Provinzen angesiedelt, als Colonen, die gewissermassen als Hörige das Land bebauten, dem Staate sowohl in Geld als in Naturalien Steuer zahlten, und deren Kinder militärpflichtig waren. — Anderseits baten ganze Barbarenschwärme um Aufnahme ins Reich, erhielten auch dieselbe mit freieren Institutionen als Læti oder Gentiles; diese stellten eigene Schaaren ins Feld und waren auch sonst mehr selbständig als die Colonen.

Als Geberich, König der Gothen, die Wandalen, die unter ihrem Könige Wisumar zwischen den Flüssen Körös und Maros wohnten, in der blutigen Schlacht bei der Maros aufs Haupt schlug, wies Kaiser Constantin

der Grosse dem ungefähr 300,000 Köpfe starken Rest der Vandalen Wohnsitze in Pannonien an. — Hier sassen aber auch schon Quaden und Sarmaten, denn diese empörten sich im Jahre 351 und verwüsteten die Provinz mit Feuer und Schwert. Cæsar Julianus schlug sie nieder, trieb sie über die Donau zu ihren Stammverwandten, und drang sogar in deren Land, in die grosse Ebene zwischen der Donau und der Theisz, ein, was ihm den Ehrentitel Sarmaticus eintrug. Mit den von Constantin dem Grossen in Pannonien angesiedelten Vandalen müssen auch einzelne Stämme der Alanen hereingekommen sein; denn Kaiser Gratian errichtet eine alanische Leibgarde, was sowohl die Römer, als auch die am Hofe und im Heere allmächtigen fränkischen Germanen gegen ihn in Harnisch bringt. Um 375 herum überfluten Gothen, Alanen und Hunnen Pannonien, im Jahre 380 aber sengen und morden die Gothen unter Safrach und Aletheus in dieser Provinz.

Der heilige Hieronymus schreibt so um 393 herum Folgendes in seinem an Heliodor gerichteten Briefe: «schon über zwanzig Jahre fliesst zwischen Konstantinopel und den julischen Alpen tagtäglich römisches Blut. Scythien, Thrazien, Macedonien, Dardanien, Dacien, Thessalien, Achaja, Epirus, beide Pannonien werden von den Heerhaufen der Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen mit Feuer und Schwert verwüstet».

Ein weiteres Erörtern der Völkerwanderungsstürme würde die Frage: was für ein Volk das unsrige war, nur noch verwickelter, ungewisser machen. Ich meinerseits setze mein bestes Vertrauen in den glücklichen Zufall, der den Altertumsforscher selten im Stiche lässt, dass dieser, wenn auch nicht gleich, so doch in nächster Zukunft vielleicht auch diesen, die Gräberfelder von Keszthely deckenden Schleier lüften wird.

***

Hiemit schliesse ich den Rechenschaftsbericht meiner vierjährigen fast ununterbrochenen Tätigkeit, bei der, zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, ich mehr Hitze und Frost erduldet, als geschrieben habe. Das sichtbare Resultat erliegt im ungarischen Nationalmuseum; ob mir auch seine Beschreibung in den ungeschminkten und knappen Worten gelungen, wie es meine Weise zu schreiben ist, stelle ich dem Urteil des Lesers anheim, und nehme dies auch an, wie es immer ausfällt; denn durch das Bewusstsein, dass die göttliche Vorsehung es gerade mir vergönnte, die Schätze der Keszthelyer Gräberfelder heben und dadurch der vaterländischen sowohl, als der Wissenschaft im Allgemeinen einen Dienst leisten zu können, bin ich für meine Mühen reichlichst belohnt.

Dr. Wilh. Lipp.

DIE ERLOSCHENEN FREIHERRLICHEN LINIEN DES HAUSES JURIŠIĆ.

Ein Beitrag zur Monografie von Güns.[1]

Wenn schon Niklas Jurisić durch die heldenmütige Verteidigung von 1532 wie durch manche andere ausgezeichnete Leistung, welche wir ihn, in einer verhältnissmässig nur kurzen Spanne Zeit ausführen sehen, — als Krieger, Staatsmann und Mensch leuchtend dasteht, so wird das Interesse an dieser hervorragenden Persönlichkeit jedenfalls noch dadurch erhöht, dass es *zwei* Länder sind, welche diesen seltenen Menschen den ihrigen nennen.[2]

Lange Zeit hindurch war man sogar des Glaubens, dass noch ein drittes Land ihn seinen ausgezeichneten Männern zuzuzählen berechtigt sei; übereinstimmend (mit nur wenigen Ausnahmen) nennen denselben nämlich fast alle ältern, aber auch neuere Chronisten einen «Dalmatiner» edler Geburt. Dies ist jedoch unrichtig; Jurisić wurde in Zengg geboren und da dieser Ort nicht in Dalmatien liegt, noch je gelegen war, sondern im Grenzergebiete, *schon um jene Zeit* die «Krabatische Meergrenze» oder «Meergrenze» allein genannt, so war Jurišić ein geborner Kroate. So viel, was seine Nationalität dem Geburtsorte nach betrifft.

J. Siebmacher[3] führt dieselbe Familie Jurisić (Jurischitz) kurz unter den Geschlechtern des alten Adels von Krain auf. Die Begründung dieser Meldung finden wir in dem nunmehr schon zur äussersten Seltenheit gewordenen Werke von F. K. Wissgrill[4], wo es unter anderem heisst: «Von diesem,

[1] Mit (*) zeichne ich solche Jahreszahlen, welche bisher noch gar nicht veröffentlicht, oder aber bei Chernel K. (Kőszeg sz. kir. város jelene és multja, I. u. II. Budapest 1877 u. 1878) als demjenigen Werke, welches bisher die *vollständigsten* Einzelnheiten über Jurišić und sein Geschlecht gebracht hat, — nicht vorgeführt erscheinen.

[2] Die Stadt Güns (Kőszeg) war öfters von Ungarn losgerissen und Oesterreich einverleibt worden; so 1445—1483, in welch' letzterem Jahre Mathias Corvinus die heutige Freistadt mit stürmender Hand zurückeroberte. Nachdem dieser grosse König mit Tod abgegangen, führte K. Maximilian I., noch in demselben Jahre, diesen Ort wieder unter seine Gewalt. Von da ab blieb Güns ununterbrochen mit Oesterreich verbunden bis auf d. Jahr 1647, wo diese Stadt wieder mit dem Königreiche Ungarn vereinigt, 1649 aber den königl. Freistädten zugeteilt wurde. — Es erhellt daher, dass Güns zur Zeit der Türkenbelagerung von 1532 — förmlich den österr. Landen einverleibt war.

[3] Grosses u. allgemeines Wappenbuch. — Krainer Adel. — Nürnberg etc. 10, 11.

[4] Schauplatz des nieder-österreichischen landsässigen Adels vom Herrn- und Ritterstande vom XI. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts. IV. 525—526.

im Königreiche Kroatien entsprungenem, nachhin aber auch in Krain *begütert* gewesenen alten Herrngeschlechte . . . . . .» woraus sich ergibt, dass Niklas J. nicht nur allein als späterer Landeshauptmann von Krain (1538—1547) auch dem Adel dieses Landes zugezählt wurde.

Wilhelm v. Janko ist — wie mir bekannt — der Erste, welcher in seiner «Biographischen Skizze»[5] annähernde Auskunft über des Niklas v. Jurišić Geburtsjahr bringt; er gibt an, dass derselbe um 1490 das Licht der Welt erblickt habe; nach Janko meldet es Radoslaw Lopašić.[6]

Ein bekannter Historiker in Kroatien[7] bestätigt, dass dies in Wirklichkeit dasselbe Jahr sei, welches allgemein im eigenen Lande als das Geburtsjahr des Helden angenommen erscheint; ich selber bedauere aber, dass Herr v. Janko gerade *diese* meine Anfrage bis heute unerledigt gelassen, und mich so nicht in die Lage versetzt hat angeben zu können, ob auch diese interessante Nachricht dem Archive des Reichs-Kriegsministeriums zu verdanken sei.

Was ausser allem Zweifel steht, ist sein adeliges Herkommen, denn deutlich spricht diesbezüglich der Wortlaut des ersten Freiherrn-Diplomes dto. 1532 (auf das wir noch einmal zu sprechen kommen werden), in welchem es heisst: « . . . . gedachten Juritschitz adelich Altherkommens . . .» — sowie das später an seinen Vetter Nikolaus Jurišić den Jüngeren erteilte zweite Freiherrn-Diplom d. d. 1568, in welchem wieder *ausdrücklich* das altadelige wie auch «ritterliche» (d. i. zum Ritterschlage befähigte) Herkommen dieses Geschlechtes hervorgehoben erscheint.

Im Uebrigen ist es auch schwer denkbar, dass man N. J. (und dies insbesondere in Erwägung der Denkungsweise der damaligen Zeit) eine Frau von so vornehmer Geburt zur Gattin gegeben haben würde, wie sie derselbe in einem Augenblicke zum Altare führen durfte, wo er noch genugsam entfernt von dem Vollbesitze der hohen Würden und Ehren war, die er sich erst später zu erwerben wusste.

Istvánffy nennt — auf die denkwürdige Verteidigung von Güns zu sprechen kommend — als damaligen Befehlshaber Nikolaus Jurichich aus Zengg, einer Meerstadt in Dalmatien (sic!) aus patricischem Blute entsprossen. Kretwitz G.[8] sagt: «Der Obr ware damals in diesem Ort (Güns) ein ansehnlich Hungarisch Ritter | Nicolaus Jurischitz | von Zengg einer Meerstadt in Dalmatien gebürtig | und adelichen Geschlechts . . . .» und im «Verzeichniss derer so in der Belagerung ihr Leben verlohren oder verwun-

[5] Streffleur V. Militär-Zeitschrift VII. 1881. Juliheft 1. «Niklas Jurischicz Freiherr von Güns Oberster Feldhauptmann etc.»

[6] Danica etc. Agram 1884. 92. «Nikola Jurišić.»

[7] Bojnišić J. Dr. v. Briefl. Mitthlg. d. d. Agram, 4. Januar 1885.

[8] Totius Regni Hungariae superioris etc. Frankfurt u. Nürnberg 1686.

det sind worden»[9] finden wir: «Herr ze Hoff Herr Niclas Juritschitz Ritter, Rö. K. M. Rat, Hauptman zu sanct Veit am Phlaum (Fiume) und Güns. Dieser Herr nachmals durch sein redlich und ehrlich Handlung auff Güns zu Freyherr gefreyt worden ist.»

Nach dem Vorangegangenen würde ich den Erweis des adeligen Herkommens für N. J. für völlig genügend erachten; da es indess bekannt ist, dass in manchem Adels-Diplome (obwohl in alten Zeiten seltener als dies später *erwiesen* der Fall war) wiederholt im Contexte auf edle Herkunft hingewiesen wurde, ohne dass die geringste Begründung oder irgend welcher Rechtstitel zu solchem Vorgange vorlag, *so demonstrire ich angesichts dieses, auch hier nicht genugsam gesicherten Umstandes* mit der Tatsache, dass Nikolaus Jurišić der ältere die «Ritterwürde» besessen, d. h. des heil. Röm. Reichs Ritter (so wiederholt auch genannt) war. Eben diese Ritterwürde (welche damals keine erbliche, sondern nur eine rein persönliche war) beweiset aber den *alten* Adel des Besitzers, denn Niemand erhielt dazumalen den Ritterschlag — (welche Ceremonie erst im Laufe des XVII. Jahrhunderts ausser Gebrauch kam), welcher nicht durch Geburt und durch den ausgewiesenen Besitz von adeligen Ahnen dazu befähigt war.

Obwohl es hinreichend erwiesen erscheint, dass N. Jurišić in Kroatien geboren, so würde diese angenommene Tatsache andrerseits den Umstand nicht ausgeschlossen haben, dass seine Familie eine ursprünglich *dalmatinische* gewesen. — Dass in der Militärgrenze (Perušić) eine gleichnamige Familie seit Jahrhunderten (und auch noch heute) lebt, die einst sehr angesehen gewesen sein soll, diese Nachricht besagt für unsere Beweisführung nur wenig; andrerseits werden aber von des Niklas Jurišić Blutsverwandten wiederholt auch solche genannt, welche zu seinen Zeiten in *Zara* gelebt haben sollen, so Hieronymus und sein Sohn Vespasian als kaiserlicher Gesandter bei der Pforte, so Julius Jurešić aus Zara (1575) als Hauptmann der Feste Hrastović beim heutigen Petrinja.[10] — Es war mir ferner die Existenz eines (gegenwärtig noch blühenden) adeligen Geschlechtes «Jurich» in Dalmatien bekannt und da der heldenmütige Verteidiger von Güns wiederholt auch unter *diesem* Namen aufgeführt erscheint (eine Sitte bei Geschlechtsnamen, die früher nicht zu den Seltenheiten gehörte), so in Siebmachers *altem* Wappenbuche III. 86, und nicht minder bei G. v. Windisch[11] — (diese letzte Quelle nennt ihn übrigens fälschlich statt Nikolaus, — Stefan — «Stefan Juritsch»), so habe ich, um völlig sicher berichten zu können, in

[9] Rosnak P. M. Die Belagerung der königl. Freystadt Güns im Jahre 1532. Wien, 1789 65. IX. — nach den Acten des geh. städt. Arch. v. Güns.

[10] Danica 1864. 92; — auch Graf Majláth erwähnt, so ich mich recht entsinne, diesen Hieronymus u. Vespasian J. und ihre Mission an d. Pforte.

[11] Neues ungar. Magazin I. 298.

eine der neuesten und verlässlichsten Publicationen [12] Einsicht genommen, und es hat sich als völlig zweifellos herausgestellt, dass die dort aufgenommene Dalmatiner Familie Juritsch oder auch Jurich (gegenwärtig Freiherrn) von Strugg, welche in von Gold über Rot quergeteiltem Schilde einen aufspringenden natürlichen Dammhirschen führt, mit unserem hier in Behandlung stehenden Geschlechte niemals etwas gemein hatte.

In diesem Sinne referirt ein bekannter steiermärkischer Historiker, [13] und wieder der Verfasser des Dalmatiner Adels selbst, [14] welcher behufs Zusammenstellung seines vorzüglichen Werkes lange Zeit in Dalmatien seine persönlichen Forschungen betrieben hat. Er schliesst seinen Bericht mit *der* Bemerkung, dass ihm *unser* Geschlecht J. in keinem Archive des Landes untergekommen sei.

So denke ich denn, dass es mir gestattet sein dürfte, auch was des Helden Niklas *Abstammung* betrifft, beim Lande Kroatien stehen zu bleiben, trotz Istvánffy und Kretwitz, trotz den Zaraer Verwandten und ungeachtet der Bemerkung des braven Pater Martin, dass des Niklas Jurischitz Freihaus in der Schenkenstrasse zu Wien nur *deshalb* insgemein das Kroatenhaus genannt wurde, weil man ihn für einen Kroaten «*hielt*.»

«Dieses Haus war dem Fürsten Trautsohn, wovon der letzte Wilhelm gewesen, eigentümlich. — Letztens wurde es von dem ansehnlichen Gebäude der neuen ungarischen Hofkanzlei verschlungen und macht an selber gegen die Nordseite die Ecke aus.» — So spricht der Autor weiter, — über Mitteilung von Georg v. Schwandtner.

In einem anerkannten Werke neuern Datums finden wir einerseits das Bedauern ausgedrückt, dass über die Person und über die Familienverhältnisse von Niklas Jurešić — unsterblichen Andenkens — bisher nur wenig bekannt geworden, dann aber an gleicher Stelle den Wunsch hervorgehoben, es möge sich Jemand finden, der in Zusammenfassung der fragmentarischen Chronik und bei Lüftung der noch unklar gebliebenen Momente ein vollständiges, zusammenhängendes und übersichtliches Bild im Interesse unserer vaterländischen Geschichte bieten möge.

Von dem gleichen Wunsche beseelt, begann ich schon vor geraumer Zeit mit dem Sammeln von Materialien. Heute stehen mir eine Anzahl teils noch gar nicht, teils nur zerstreut veröffentlichter Daten zu Gebote; diese verschmelze ich nun mit dem schon Gegebenen, und bringe in chronologischer Reihenfolge ein Gesammtbild, wobei *jene* Momente, welche schon genugsam bekannt sind, (in so ferne es zulässig) blos auszugsweise, — des völ-

[12] Siebmacher grosses u. allgemeines Wappenbuch, Dalmatiner Adel.
[13] Beck-Widmanstetter L. v. Briefl. Mitthlg. d. d. Graz, 2. Januar 1885.
[14] Heyer v. Rosenfeld Fr. v. Briefl. Mitthlg. d. d. Darmstadt, 5. Juli 1884.

ligen Zusammenhanges und der Richtigkeit halber immerhin jedoch vollzählig wiedergegeben werden sollen.

Ist an den Angaben von Janko und Lopašić das Geburtsjahr von 1490 betreffend etwas Richtiges, so hatte N. Jurišić ein schon reiferes Alter erreicht gehabt, als wir ihn zum erstenmale im öffentlichen Leben auftreten sehen. Dieses fällt in das Jahr 1522.

Nicht unpassend ist es wohl gleich an dieser Stelle einzuschalten, dass das *älteste* auf ihn bezügliche, im Archive des k. k. Reichs-Kriegsministeriums erliegende Actenstück aus dem Jahre 1537 stammt. Auf diesem Documente unterschrieb sich derselbe eigenhändig «Niklas Jurischicz.» In seinen Berichten über die Belagerung von Güns und im k. k. Staats-Archive zeichnete er sich mit dem Namen «Nikolizza», der bei seinen Zeitgenossen und auch unter seinen Soldaten üblich war, von denen er, gleichwie von seinen Unterthanen (für welche alle er väterlich zu sorgen stets bestrebt war) hoch geehrt und geliebt wurde. [15]

Im k. k. Adels-Archive erscheint er wieder als Jurischicz (Juritschitz). Mit dem Vorstehenden widerlege ich zugleich die neueste Angabe von Lopašić, [16] dass Jurišić sich ausschliesslich nur in «cyrillischen Lettern» zu unterschreiben pflegte, weil er, — wie es dort weiter heisst — eben nur *allein* der *kroatischen Sprache* mächtig war.

Mit vorzüglichen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet, leistete N. Jurišić seine ersten Dienste dem Könige Ludwig II. von Ungarn und Böhmen; doch schon vier Jahre früher, im Jahre

1522 (*) [17] finden wir ihn mit dem Range eines Befehlshabers bekleidet im Dienste des Königs Ferdinand I., welchem als Schwager des Königs Ludwig die Verteidigung der kroatischen Grenze, mit den Vororten Zengg, Klissa, Knin, Skradin, Likka und mehreren anderen überlassen war, wobei der rühmlichst bekannte Graf Nikolaus Salm den Oberbefehl führte. [18]

1523 (*) berief König Ferdinand diesen ausgezeichneten Kriegsmann nach Wien und an seine Stelle trat jetzt Niklas Jurišić als Feldhauptmann. [19]

1524 sehen wir ihn als vornehmes Landtagsmitglied in Nieder-Oesterreich, im Landtage zu Wien auf der Herrenbank erscheinen. [20]

[15] Bosnak P. M. etc.

[16] Danica etc. 1884, 104.

[17] Chernel K. lässt ihn zuerst auftreten mit dem Jahre 1526, beziehungsweise im J. 1524.

[18] Streffleur etc. 1881 Juliheft VII. 2.

[19] Ebendort.

[20] Wissgrill etc. IV. 525, 526, allwo N. Jurišić als «Freiherr v. Güns» Pfandherr v. Forchtenstein und von Hornstein aufgeführt erscheint, was aber ein Irrtum ist, da derselbe erst im Jahre 1529 Pfandherr und im Jahre 1532 erst Freiherr v. Güns wurde; es ist auch möglich, dass die oben angegebene Jahreszahl von 1524 auf einem Schreibfehler beruht und 1534 heissen sollte.

1526 (*) sehen wir ihn noch immer als Supremus Capitaneus der Truppen in den kroatischen Grenzen, und ist aus einem Schreiben desselben ddto. Cettinje

1526 (*) den 16. Juli an Ferdinand ersichtlich, dass er schon damals die Hauptvermittlerrolle zwischen letzterem und den kroatischen Ständen übernommen hatte.

1526 am 23. September beruft Christof Frangepán eine Notablen-Versammlung behufs Beratschlagung wegen der Landesverteidigung nach Kaproncza ein.

König Ferdinand ernennt neben Frangepán den wohlverdienten Nikolaus Jurišić zum Commissär, um dort seine Angelegenheiten zu unterstützen.[21]

1526 Ende December, wurde Jurišić von neuem, gelegentlich des kroatischen Landtages zu Cettinje, von König Ferdinand zur Interessenvertretung desselben beauftragt, bei welcher Gelegenheit, und zwar am 1. Januar des Jahres

1527, über Vorschlag der Hauptleute und königl. Räthe Niklas Jurišić, Johann Katzianer und Johann Püchler, Ferdinand im Namen der kroatischen Stände und dieses Landes zum Könige ausgerufen wurde.[22] In Einem wurde Jurišić von Seite der Notablen aufgefordert, um den im Lande eingetretenen Unordnungen zu steuern, die Würde eines königl. Statthalters (Generalis Capitaneus Regni) zu übernehmen, was nach langem Zögern von Seite Nikolizza's, neben königlicher Bestätigung auch geschah.

1527 den 28. April, gelegentlich abermals zu Cettinje abgehaltener Versammlung der kroatischen Stände, unterbreiten dieselben dem Könige nach Prag ihre in 17 Punkten gefassten Wünsche, auf welche der König antwortend, wieder N. Jurišić als Ratgeber in Vorschlag bringt und zwar sowohl wegen der Stadt und Festung Bihacs, als auch wegen der Frage über die Instandsetzung der Grenzfestungen. Jurišić erhält zugleich den Befehl, über den Zustand dieser Festungen Bericht zu erstatten.[23]

1528 beschäftigt sich derselbe mit der Ansiedlung der Uskoken in Sichelburg (Žumbrk),[24] legt die oberste Feldhauptmannschaft in den Grenzgegenden in die Hände Katzianers v. Katzenstein und richtet die Verteidigung von Güns ein, welcher Ort ihm

1529 (*) von Ferdinand pfandweise überlassen war; von hier aus machte er nun fleissig Streifzüge auf feindliches Gebiet und tat den Türken nicht unerheblichen Abbruch.[25]

[21] Fraknói W. M. országgyülések története 1, 41.
[22] Szalay L. IV. 41 nach Chernel K.
[23] Fraknói W. I. 82.
[24] Danica, 1884, 94.
[25] Streffleur, 1881, VII. Juliheft 2.

In demselben Jahre wurde derselbe auch mit einer *ersten* Mission von Seite des Königs Ferdinand an den Sultan Soliman betraut, beauftragt, um jeden Preis Frieden zu schliessen, ohne diese Aufgabe (mittlerweile eingetretener und nicht vorhergesehener Umstände wegen) durchführen zu können. [26]

Ende dieses Jahres treffen wir N. Jurišić vor dem Weichbilde der Stadt Steinamanger (Szombathely), um mit einer nur ganz kleinen Reiterschaar diesen Ort zu bezwingen, was ihm auch bis auf die Einnahme des Schlosses gelang. [27]

1530 am 17. Mai wird unser Held mit Josef Lamberg Ritter aus der Steiermark und einem Gefolge von 24 Personen, darunter der Benediktiner-Priester Curipeschitz aus Obernburg (welcher die Beschreibung dieser Botschaft in Druck veröffentlichte) — von König Ferdinand aus Innsbruck mit einer erneuerten Friedensmission als Gesandter nach Constantinopel geschickt. — Jurišić, anfangs freundlich empfangen, dann aber bis 22. December dort zurückgehalten, kehrt am 22. Februar des Jahres

1531 nach Hause mit der Nachricht, dass Soliman die Länder des Kaisers Ferdinand mit Krieg zu überziehen gedenke. [28]

Von diesem Besuche datirt sich aber die innige Zuneigung und Freundschaft, welche sich N. Jurišić von Seite des gewaltigen Ibrahim Pascha zu erwerben gewusst hatte, und welche in ihren Folgen bald darauf eine so mächtige Wirkung auf die endliche glückliche Entscheidung über die Stadt Güns erzielen sollte, welch' letztgenanntem Orte, *ohne* dieses *persönliche* Wohlwollen und ohne die hohe Achtung von Seite Ibrahim's vor dem Mute und dem Charakter Nikolizza's ohne Zweifel ein ganz anderes Loos beschieden gewesen wäre.

Es ist daher völlig unrichtig, wenn man behauptet, Niklas Jurišić wäre ohne Erreichung jedweglichen Erfolges von seiner zweiten Mission bei der Pforte zurückgekehrt.

Jurišić verbrachte nun seine Tage unter bescheidenen Verhältnissen zu Hause, als Pfandherr von Güns, als Hauptmann von Fiume. Doch nicht lange sollte dem treuen und rastlosen Diener seines Königs die Ruhe gegönnt sein, denn schon am 31. Juli des Jahres

1532 war die Vorhut des türkischen Heeres vor den Thoren der Stadt Güns erschienen, um sich am 12. August mit dem Gros der nachrückenden Armee zu vereinigen und so mit mehr als hundertfacher Uebermacht diesen Ort zu belagern und zu erobern. Und mit einer kleinen nur schlecht bewaffneten Schaar von kaum tausend Mann schlägt Niklas Jurišić alle Angriffe

[26] Szalay, IV. 86—87 und Strefflenr.

[27] Hormayer etc. Taschenbuch der vaterl. Geschichte VIII. 1829, 227—255.

[28] Strefflenr, Lopašić u. Chernel.

eines übermächtigen fanatisirten Gegners zurück, hält 25 Tage Stand allen Stürmen und Gefechten und weist auch in der äussersten Notlage alle Anerbietungen ehrenvollster und vorteilhaftester Art — (insoferne diese seine eigene Person betreffen) von Seite des gefürchteten Grossveziers zurück; bewahrt als «ehrlicher Edelmann» seinem Kaiser standhaft Treue und behauptet also den jetzt schon erworbenen glänzenden Ruhm. — Als ein echter frommer Kriegsmann seiner Zeit gibt er ferners stets Gott die Ehre und Ihm allein den Erfolg!

Der glückliche Ausgang dieser Belagerung ist bekannt; *durch ihn allein wurden zugleich die unberechenbarsten Folgen für Cultur und Civilisation, für die gesammte Christenheit auf geraume Zeit abgewendet.*

Hier will ich einen Augenblick verweilen. Nach Auffassung von V. A. von Récsey, welche dieser Herr in Századok XVII. V zum Ausdrucke bringt, wäre in Niklas Jurišić nicht jener Grad von höherer Bildung vorzufinden gewesen, welcher seiner sonst hervorragenden Persönlichkeit, sowie den hohen Würden und Ehrenstellen genügend entsprochen hätte.

Anlass zu dieser Reflexion hatten Herrn v. Récsey die beiden, zur Zeit der erwähnten Türkenbelagerung von Seite Nikolizza's eigenhändig an den Kaiser gerichteten Briefe gegeben, welche im Julihefte 1881 der Streffleur'schen Zeitschrift von Wilhelm v. Janko veröffentlicht worden waren.

«... wie aus diesen Berichten sich offenbart — schreibt Récsey wörtlich — war es Jurisich keineswegs gegeben, in gleicher Leichtigkeit mit der Feder, wie mit seinem Schwerte umzugehen und fällt in seinen Zeilen eine gewisse Schwerfälligkeit gehörig auf.»

Der geehrte Kritiker möge mir gestatten hier anderer Meinung zu sein. Allerdings lässt es sich nicht in Abrede stellen, dass etwas wie Schwerfälligkeit dort vorzufinden ist; aber dies bezieht sich nur allein auf das *eine*, auf das *erste* beider Schreiben und auch *da* vornehmlich nur für den *Beginn*. Ansonsten bin ich nicht im Stande, derartiges sonst noch herauszufinden, sondern sehe im Gegenteile eine geübte Feder, welche klar, deutlich, logisch und vor Allem recht zu Herz und Gemüte sprechend, den sicherlich schwierigen Bericht verfassen und auch zu Ende zu bringen verstanden hat, von Anfang bis zum Schlusse eine unschätzbare Illustration zu Niklas v. Jurišić erhabenem mannhaftem Soldatencharakter, zu seinem hohen Gottvertrauen und seiner seltenen Untertanentreue.

Fürwahr, die oft durchgegangene Schule der Diplomatik hatte es nicht vermocht gehabt, die offene Kriegerseele in den Hintergrund zu drängen und mit Inbetrachtziehung unserer heutigen Gewohnheiten, Anschauungen und Gepflogenheiten kann man nicht anders als staunen, wie der Verteidiger von Güns (was Zahllose in weniger bedrängten Lagen vor wie nach ihm sicher nicht unterlassen hätten) jeden und auch den geringsten Schachzug verschmäht, wie die Worte seines Berichtes — (gerade so wie er es in seiner

Unterredung mit Ibrahim hält) — nie anders wie »*ja*« oder »*nein*« lauten, und wie er im Momente der höchsten persönlichen Not den Kaiser noch aufmerksam macht (und sich so der *gewichtigsten* Fürsprache und einer *sichern* Hilfe *aus freiem Antriebe begibt*) — »dass er ja schon etlichen Räten in Wien gesagt habe, dass er nicht glaube, dass der Türke nach Wien kommen solle« . . . .

Das war nun freilich alles andere, nur nicht der Ausspruch eines Hilfe suchenden geschulten »Diplomaten«. Mangel am »*Können*« oder »nicht verstehen« gewisser gesellschaftlicher Feinheiten war es jedoch nicht; *das* hatte Jurišić vor- und nachher in heiklen Missionen, mit heiklen Leuten genugsam bewiesen gehabt, und so bleibt es nur allein *das*, was es in Wirklichkeit war, das »innere Gedrängtsein«, *so* zu seinem Kaiser zu sprechen, wie er dachte und fühlte.

Jeder verfolgt mit hohem Interesse den Gang seiner persönlichen Verhandlungen mit Ibrahim, wie sie der Berichterstatter dem Kaiser in einem zweiten Schreiben genau vorzutragen versteht. — Wo es sich um das Wohl des Kaisers und des Landes handelt, tritt Jurišić dort ausnahmslos energisch auf und hütet sich als Repräsentant des Monarchen sich selber an Ansehen und Würde etwas zu vergeben; in kleineren Fragen formeller Natur, auch da will er sich nicht demütigen, doch hält er es hier nicht unter seiner Würde mit kleinen diplomatischen Kniffen sich auch seinerseits aus der Verlegenheit zu helfen.

Der erste Brief an den Monarchen nach Wien ddto. Güns 18. August 1532 war unter dem Eindrucke der höchsten Gefahr bei stündlich zu erwartendem Untergange, nach einer ausgehaltenen Belagerung von 22 Tagen verfasst; ein von Wunden, Kämpfen und Entbehrungen aller Art ermatteter Körper hatte ihn geschrieben. Ist es da zu wundern, dass Worte und Wortfügung nicht erst gewählt und abgezirkelt worden waren? Ein auffallend frischer Zug beginnt hingegen gleich Eingangs des zweiten Schreibens d. d. Güns 30. August und verlässt denselben nicht bis zum Schlusse. Des Kaisers Lande waren ja gerettet und mit ihnen die armen Märtyrer, die Belagerten von Güns!

Eine Schülerarbeit sollten diese beiden Berichte ihrem Concepte nach sein? Wer *solche* Behauptung aufzustellen für gut findet, der — alles in Ehren — möge mir wohl gestatten zu bemerken, der kann unmöglich viele ähnliche Schriftstücke aus gleicher Zeit sich zum aufmerksamen Studium gemacht haben; oder hat der geehrte Kritiker vielleicht *den* Umstand ganz ausser Acht gelassen, dass es sich hier um das Elaborat einer Epoche handelt, welche noch kaum seit wenigen Decennien aus mittelalterlicher Cultur getreten war?

Wilhelm von Janko hat auch sonst von dieser Seite her kein wohlwollendes Urteil erfahren, und wird ihm vor Allem zum Vorwurfe gemacht,

wie er dem Lesepublicum die Meinung aufzudrängen sich bestrebe, nach welcher Er der Erste gewesen, welcher über die persönlichen Verhältnisse des Helden und über sein Wirken ein mehreres Licht gebracht, wo dies — wie v. Récsey hervorhebt — durch Andere, und in neuerer Zeit Koloman v. Chernel in seiner Monographie von Güns schon vor ihm viel ausreichender getan, insbesondere Chernel, der auch das von Janko dem k. k. Adelsarchive zu Wien entnommene Freiherrnstands-Diplom schon *vor* Janko publicirt habe. [29]

Récsey schliesst mit den Worten, wie man wohl eine fleissige Ausnützung der Quellen von Seite des W. v. Janko nicht in Abrede stellen kann, dass sich der Autor aber hier nur ausschliesslich blos um Beischaffung von *ausser-ungarischem* Materiale gekümmert habe. Statt «Jovius» wird endlich «Sovius» gesagt, ein offenbarer Fehler des Druckers, und soll damit wohl der Bischof v. Nocera gemeint sein.

Der Janko'sche, an und für sich «gedrängte» Aufsatz, ist kein *reicher* Beitrag zu nennen, aber immerhin als nicht zu unterschätzende Complettirung zu der, bis heute immer nur noch bruchstückweise erschienenen Biographie des Helden Jurišić anzusehen.

Schon allein, dass er die Briefe in der Original-Sprache gebracht hat (wenn auch nicht in der originalen Orthographie), ist ein Verdienst gewesen, (was übrigens auch Herr v. Récsey anerkannte), wenngleich diese Briefe sonst schon genügend bekannt waren. [30]

Grösser war aber jedenfalls noch jenes Verdienst, dass Er der Erste war, welcher das Archiv des k. k. Reichs-Kriegsministeriums zu Wien eigens zu diesen Zwecken durchforscht hat, und wie es scheint sehr gründlich. — Das dort erliegende handschriftliche Jurišić Materiale ist übrigens nur sehr sparsam vertreten und es befinden sich dort im Ganzen nur: 2 Akten vom Jahre 1537, 1 Akt von 1538, 3 Akten von 1539 und 10 Akten von 1540. [31] — Diese wurden von Janko mehr oder minder eingehend zu einem Aufsatze verwertet, wobei zu bemerken, dass über den Tod und den Ort des Begräbnisses unseres Helden *dort nichts* vorzufinden ist.

Von diesen dem k. k. Kriegs-Archive entnommenen Daten, welche hier teilweise schon vorgeführt erscheinen, sowie die anderen in ihrer chronologischen Reihe folgen sollen, glaube ich zwei herausheben zu müssen, weil dieselben auf den Charakter und die Denkungsweise von Niklas Jurišić ein ganz neues Streiflicht zu werfen angetan sind. — Es ist in der Beurtei-

[29] Zuerst und *vor* Chernel edirt: Heraldisch-genealogische Zeitschrift Wien, 8. 1873. III. 156. Anm.

[30] Siehe: Pray G. Epistolae Procerum Regni Hungariae II. 22—29. 1806 etc., ferners ausgezogene Stellen und Bruchstücke in verschiedenen anderen Werken.

[31] Bergmann M. R. v., Hauptmann des k. k. Kriegs-Archives, Briefl. Mitthlg. d. d. Wien 14. Juli 1883.

lung — (ich wünsche nicht hier selber in einen kaum von mir gerügten Fehler zu verfallen) — jedoch mit grösster Vorsicht zu verfahren, und die damaligen Sitten, vor allem aber die Verhältnisse gehörig vor Augen zu halten. Die eine derselben bespricht die Tatsache, wie N. Jurišić Ende Juli des Jahres 1539 als königl. Kriegsrat zu Agram sogleich bei Hand ist, dem Kaiser den Vorschlag zu machen, die Güter des Freiherrn Katzianer «und seines gemahels» zum Besten der Krone einzuziehen, was auch geschah.

Dies wäre an und für sich keine auffallende Sache. Es kommt hier aber dazu noch zu bemerken, dass eben Katzianer *derjenige* Feldhauptmann war, über welchen sich Jurisić beim Kaiser sieben Jahre früher bitter genug beschwert, dass er ihn in der Zeit der äussersten Bedrängniss von 1532 fruchtlos um Hilfe angegangen, «. . . ich habe zeitlich an E. M. Feldhauptmann . . . . . um Hilf' angesucht . . . . . ich hab aber da bisher nicht mögen erlangen . . . . .»

Jurišić scheint demnach dem unglücklichen Katzianer die Nichterfüllung seiner Bitte in der Not *nimmer* vergessen zu haben. [32]

Die zweite Nachricht betrifft eine Internirungs-Ordre, welche Niklas Jurišić noch wenige Jahre vor seinem Ableben gegen den Pfarrer Primus Gruber erlässt, einen bekannten Agitator in den reformatorischen Glaubensbestrebungen dieser Zeit in Krain, welcher später als Flüchtling in Deutschland eine hervorragende Rolle für die Verbreitung protestantischer Druck-Schriften in Oesterreich entwickelte. [33]

. . . .

1533 ddto. Linz 20. Februar wird Niklas v. Jurišić vom Kaiser Ferdinand I. sammt seinen ehelichen Leibeserben beiderlei Geschlechtes, in Anerkennung seiner mannigfachen geleisteten Verdienste, insbesondere aber in Ansehung der ritterlichen, männlichen, standhaft, ehrlich und christlich gehaltenen Verteidigung von Güns, in des heil. Röm. Reichs Freiherrnstand mit dem Prädikate «Freiherr zu Güns» erhoben, die Verpfändung der Herrschaft Güns sammt Schloss und Stadt gelöst und ihm von neuem als Lehen übergeben. — Jurisić wird in dem gleichen Diplome auch zum Kämmerer ernannt. [34]

1534 (*) am 16. Mai war Reichsfreiherr Niklas v. Jurisić zu Güns als Ausschuss des niederösterreichischen Herrenstandes gewählt. [35]

Nach der Belagerung von Güns hielt sich derselbe zumeist in diesem letztgenannten Orte auf, wie dies auch ein Brief beweist, welchen derselbe d. d. Güns 12. Aug.

[32] Streffleur, 1881 Juliheft VII. 4.
[33] Ebendort: 16.
[34] K. k. Adels-Archiv Wien.
[35] Prevenhueber Annales Styr. LVII. 256.

1536 an den niederösterr. Statthaltereirat gerichtet hatte.[36]

1537 im Monate März war Freiherr Niklas des niederösterr. Herrenstandes Abgeordneter-Ausschuss bei dem grossen Congresse der Stände der österr. Erblande und Fürstentümer zu Wien.[37]

1537 (*) am 19. Oktober, wird der bestverdiente Niklas Jurišić Freiherr, an Stelle des am 10. Oktober abgesetzten Feldmarschalls Freiherrn Katzianer von Katzenstein, zum obersten Feldhauptmann der niederösterreichischen und windischen Lande ernannt und ihm zur Seite Erasmus von Thurn als Hauptmann von Bihacs und oberster Hauptmann aller croatischen Grenzorte, ferners Sigismund von Weichselberg als Capitän von Agram gegeben.[38]

1537 am 22. Oktober d. d. Güns, bekräftiget Niklas v. Jurišić die Privilegien seiner Untertanen, Richter und Bürger der Stadt Güns und versichert, er hätte es auch ohne ihre Bitten getan, da sie sich bei der türkischen Belagerung so ehrlich, redlich und wohl, treu und gehorsam etc. gehalten hätten.[39]

1537 wird derselbe im Vereine mit Franz Batthyány und mehreren andern als Commissär entsendet zur Behebung der in Folge der Niederlage des Feldmarschalls Katzianer bei Essek entstandenen grossen Gefahren für Slavonien; Jurišić hält am 5. November dort eine Versammlung der Notablen ab.[40]

1537 (*) am 23. December, lässt K. Ferdinand ihm eine Instruction sammt Bestallung, nebst Bestimmung für die ihm ebenfalls unterstehenden Peter Keglevich und Thomas Nádasdy zukommen.[41]

1537 übergibt K. Ferdinand dem Freiherrn Niklas und seinen Erben (Mannstammes) die Stadt und das Schloss Güns *erblich*, in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste bei der Belagerung dieser Stadt.[42]

1538 erhält Niklas v. Jurišić die Landstandschaft in Krain und der windischen Mark und übernimmt dortselbst die Würde und Stelle eines Landeshauptmannes.[43] *Nicht weiter als bis hierher reichen die Angaben der Chronisten über die Person dieses ausgezeichneten Mannes und auch Cher-*

[36] Fraknói, 1. 232.

[37] Prevenhueber LVII. 256.

[38] K. k. Kriegs-Archiv.

[39] K. k. Reichs-Finanz-Archiv und Geh. städtisches Archiv Güns nach K. v. Chernel.

[40] Szalay 4. 175. — Siehe auch: Fraknói 2. 60 u. Pray hist. Hung. III. 48.

[41] K. k. Kriegs-Archiv Wien.

[42] K. k. Reichs-Finanz-Ministerial-Archiv Wien. Vergl. Auch: Geh. Stadt Archiv Güns IV. 43 sowie, Pray A. V. 262 und Ungr. Magazin I. 298.

[43] Rosnak. P. M. 9. — Der neue Siebmacher, welcher die Jahreszahl «1595» angibt, kommt auf p. 11 (Krainer Adel) richtig zu stellen.

nel beschliesst mit der letztgenannten Jahreszahl seine Meldung über des Niklas Freiherrn Jurišić ruhm- und ehrenreiche Laufbahn. Janko allein von Allen geht um einige Jahre weiter. Auch er bleibt übrigens mit dem Datum von 1540 stehen, indem er der Wahrheit entsprechend hervorhebt, dass Jurišićens Name, von 1538 an, in gleichzeitigen (aber auch in neuern) Geschichtswerken nicht mehr vorkommt, vom März 1540 an aber auch aus den Akten («des Reichs-Kriegs-Ministeriums» hätte der geehrte Verfasser dazusetzen sollen) verschwindet und setzt die Bemerkung bei, dass *dies* wohl der *Grund* sein mag, warum mehrere Geschichtsschreiber ihn 1538 oder 1539 gestorben sein lassen.

1538 (*) erfolgt auf Betreibung des berühmten Verteidigers von Güns die siebente bedeutendere serbische Ansiedlung in Ungarn (Temeser Banat). König Ferdinand erteilt hierauf mit 9. September den serbischen Capitänen und Woywoden, welche sich mit ihren Untergebenen ansiedeln und Kriegsdienste leisten wollen, umfassende Privilegien.[44]

1539 (*) im Juli, erscheint Jurišić als königl. Kriegsrat zu Agram und macht dem Kaiser den Vorschlag, die Güter des Freiherrn Katzianer und seiner Ehefrau zum Besten der Krone einzuziehen, welcher Vorschlag auch angenommen wird.[45]

1539 (*) datirt ein Bericht über einen türkischen Einfall und über die Anstalten, welche Nicolizza zu dessen Abwehr getroffen,[46] und 1540 im Jänner, macht er als Oberfeldhauptmann in der Steyermark den Vorschlag zu einem Landtage, wegen endlichen Vergleiches des Landes.[47]

1540 (*) am 13. Jänner bewilligt K. Ferdinand auf die eingegebene Supplik des Freiherrn Niklas Jurišić: dass, falls derselbe ohne Leibeserben sterben sollte, er seine Herrschaft Güns dem Sohne seiner Schwester «Ferencz» vermachen dürfe, oder falls besagter Ferencz sich nicht nach seinem Willen halten sollte, einem andern seines Namens und Stammes.[48]

1540 (*) im März war Niclas J. zum Sultan nach Constantinopel geschickt, eine durch ihn beglaubigte Tatsache, da von ihm ein diesbezüglicher Bericht im k. k. Kriegsarchive erliegt.

1540 (*) d. d. Wien 17. Februar wird er in einem Handschreiben der

[44] Schwicker J. H. Geschichte des Temeser Banats Pest 1872. 449.

[45] K. k. Kriegs-Archiv Wien.

[46] Ebendort.

[47] Streffleur 1881. VII. 15.; was aber den hier verwendeten Titel eines «*Oberfeldhauptmanns in der Steyermark*» betrifft, so ist da jedenfalls nur mit *Vorsicht* vorzugehen, da es eben so sicher ist, dass auch der berühmte Hans Ungnad mit dem *gleichen* Datum von 1540 dieselbe Stelle im *gleichen* Lande inne gehabt hatte.

[48] K. k. Reichs-Finanz-M.-Archiv Wien.

Königin Anna, wegen des Dominii und Schlosses von Bihacs in Croatien an den Grenzen von Krain gelegen, so von der krainischen Landschaft als dahin einverleibt, in Anspruch gekommen ist, in der Aufschrift also betitelt: «Dem Edlen Nik. Juritschiz Freiherrn zu Güns etc. Unseres freundlich lieben Herrn und Gemahl Ferdinandi Röm. auch zu Hungarn und Böheim Königs Kämmerer, Rat und Landeshauptmann in Krain.[49]

1540 einige Monate nach Jänner bewirkt Niklas Freiherr von Juršić in seiner Eigenschaft als Landeshauptmann von Krain, die Verweisung des reformatorischen Glaubensagitators Primas Gruber aus Laibach, auf seine Pfarre Lack.[50]

So weit Wilhelm v. Jánko.

1543 am 4. Juli d. d. Laibach, setzt Niklas Jurišić, auf die Dauer eines *halben* Jahres, den Anton Freiherrn von Thurn zum bevollmächtigten Verwalter der Landeshauptmannschaft Krain ein, cedirt für dieselbe Zeitdauer demselben seine Besoldung mit allen andern wie immer Namen habenden Beneficien, seinen Gehalt als Landesverweser aber im Betrage von 200 fl. dem Josef Lamberg. Jurišić hebt in diesem Schriftstücke *betonend* hervor, sein Nachfolger möge auf Recht und Billigkeit «gegen den Armen wie gegen den Reichen, gegen den Reichen wie gegen den Armen» nicht vergessen und legt, seine Zeilen beschliessend, nochmals und wiederholt das Loos der Armen dem stellvertretenden Landeshauptmann an das Herz.[51]

Charakteristisch genug ist die Einleitung dieses, mit der eignen Petschaft und Handzeichen versehenen Schriftstückes, in welchem der Held offen heraussagt: dass er von Sr. Mtt zu gueten *und gleichwoll mit grossem seinem Schaden* Dienst verwendet wurde.

Sollte er damit einen materiellen Schaden gemeint haben? — das ist wohl weniger zu vermuten; eher lässt sich denken, dass er damit auf die mancherlei Neider angespielt haben mochte, welche ihm gerade so beschieden waren, wie den andern Grossen und vom Schicksale bevorzugten und unter welchen an der Spitze (der übrigens damals schon nicht mehr unter den Lebenden wandelnde) Wilhelm von Roggendorff gestanden hatte, welcher doch gegenüber dem Könige erklärt hatte, dass er jedem andern Obern gehorchen wolle, nur nicht dem Niklas Jurišić, mit welchem er weder Ruhm noch Taten teilen wolle![52]

1543(*) am 23. Oktober d. d. Wien, zeigt die kais. Majestät dem

[49] Valvasor, Ehren des Herzogth. Krain. IV.
[50] Strefileur, 1881 Juliheft VII. 16.
[51] K. k. Reichs-Finanz-M.-Archiv Wien.
[52] Danica etc. 1884. 103—104.

Anton Freiherrn von Thurn und zum Creutz an, dass Freiherr Niklas v. Jurišić «auf sein vnnderthenig anlangen der Lanndshaubtmanschaft in Crain mit gnaden erlassen habe» . . . Thurn hatte bisher die Verwaltung geführt und solle sie bis auf weiteres fortführen.»[53]

1543 (*) am 29. November d. d. Laibach, richtet derselbe Freiherr v. Thurn an die Majestät ein Bittgesuch um Bestallung. Nach diesem Gesuche scheint Niklas Jurišić noch am Leben gewesen zu sein.[54]

1543 Herr Niclas Jurischitz Camerer in Oestreich, schickt Abschriften der Verschreibung über die Herrschaft Güns (Ist aufzuheben).[55]

1543. (*) *Die N. Ö. Cammer zeigen an, dass dieselbe Herrschaft Güns nach absterben Herrn Niclasen Juritschitz der K. Mtt wieder haymgefallen sein soll.* Ist Juritschitz deshalben wiedergeschrieben.[56]

Diese letzte von mir durch die Güte der bekannten Schriftstellerin Frl. Marie Heyret, sowie nicht minder des Herrn Minist.-Officials E. von Rátky dem Reichsfinanzarchive entnommene Notiz ist von mehrseitigem hohen Werte, wie wir noch im Verlaufe dieser Abhandlung sehen werden, und berufen, auf einige bisher völlig unverständlich gewesene Episoden ein genugsam helles Licht nunmehr zu verbreiten.

Ich notire hier noch einen Kaufbrief d. d. 26. April **1544**, welcher nach Wissgrill IV. in der alten n. ö. Landesregistratur noch vorzufinden war, und mittelst welchem Nikolaus Jurišić von Johann und Gerwich von Auer[57] zwei adeliche Freihäuser zu Wien in der Schenkenstrasse an sich bringt, — «davon das eine — wie es dort weiter heisst, — vermutlich des vorigen Sohn und sonstiger Erbe — Georg Jurischitz, vermöge Kaufvertrag d. d. 8. November 1559 dem Bernardin von Menesis[58] und dessen Ehefrau Catharina Rauberin wieder verkauft hat.»

Die oben angegebene Jahreszahl dürfte wohl eine *irrige* sein, in so ferne sich dieselbe auf Nikolaus Jurišić *den ältern* beziehen soll, da es ebenso genau constatirt ist, dass *er* mit demselben Datum nicht mehr am Leben war.

Jurišić der Aeltere hatte (auch darauf werden wir noch zu berichten kommen) keinen Sohn nach seinem Ableben hinterlassen; dieser angeführte Georg kann daher, — wenn der Name überhaupt richtig ist — nur ein Namensverwandter des Helden gewesen sein. — Er teilt im übrigen hier nur

[53] K. k. Reichs-Finanz-«Ministerial»-Archiv.

[54] Ebendort.

[55] Ebendort Fol. 141.

[56] Ebendort Fol. 141.

[57] Bei Hoheneck III. 898 finde ich: Gerwick Auer von Gunzing verkauft sein Haus zu Wien 1573 an denen löbl. N. Ö. Ständen. — Das war nun also zweifellos ein drittes Haus *desselben* Gerwick Auer.

[58] Bernardin v. Menesis hiess, wie wir weiter gleich unten sehen werden, der Ehegatte der Schwester der Potentiana Dersffy, der Gattin v. Niklas Jurišić dem Aeltern.

das Loos des um mehrere Jahre vor ihm auftauchenden, jedoch stets urkundlich auftretenden Vetters von Nicolizza, — des Johann Jurisić, wie nicht minder dasjenige von Hieronymus und Vespasian. — Diese alle erscheinen plötzlich, um beinahe ebenso rasch wieder zu verschwinden und so bleibt dem Chronisten nur noch das Eine übrig, sich selber kopfschüttelnd die Frage zu stellen: Woher und wohin? (Schluss folgt.) GÉZA V. CSERGHEÖ.

STEFAN BÁTHORY UND EINE UNGARISCHE VERSCHWÖRUNG.

(Anlässlich des 300jährigen Todestages Stefan Báthory's.)

Die Geschichte Stefan Báthory's, des Fürsten von Siebenbürgen und Königs von Polen, wurde weder bei uns, noch in Polen geschrieben. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn von Zeit zu Zeit bislang unbekannte, ganz neue und überraschende Daten über seine Lebensverhältnisse und hochfliegenden politischen Pläne dem Geschichtsforscher zustossen.

Vor einigen Jahren bot sich mir die Gelegenheit, solche unter dem Titel: «Geheime Pläne Stefan Báthory's bezüglich der ungarischen Königs- und der siebenbürgischen Fürstenkrone» * in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen. Auf Grund neuerer Forschungen zeigt sich mir jetzt das Bild einer Verschwörung, angestiftet vom Adel und den Herren Oberungarns im Interesse Stefan Báthory's, welches die Prätensionen des Letzteren auf die Krone Ungarns nicht nur erhärtet, sondern geradezu auf ihren Ursprung zurückführt. Es überzeugt uns zugleich, dass er es war, der den Epigonen: Bocskay, Bethlen und Rákóczy, die Richtung der ungarischen nationalen Politik vorzeichnete.

Wie wir wissen, bestieg Stefan Báthory den Fürstentron Siebenbürgens entgegen den Intentionen des Kaisers am 25. Mai 1571. Der Candidat des Wiener Hofes war Caspar Békés, welcher auch nach der Wahl noch zum Sturze des Fürsten conspirirte. Báthory sah sich genötigt, mit Waffengewalt gegen ihn vorzugehen und liess ihn des Landes verweisen. Doch Békés gab sich nicht geschlagen. Er flüchtete zum kais. Capitän für Oberungarn nach Kaschau, bald aber nach Wien und setzte dort, wie er es bisher in Siebenbürgen insgeheim getan hatte, seine Agitationen zum Sturze Báthory's offen fort.

Der Fürst bemerkte recht wohl, was sich in Wien gegen ihn vorbereitete, und rüstete sich gleichfalls. Er organisirte ein Heer und trat mit den ungarischen Magnaten und Edelleuten, die übrigens in Folge der Tyrannei der deutschen Söldlinge ohnehin mit dem österreichischen Regime unzu-

* «Századok», Juniheft 1882. — Aus dieser Zeitschrift (1886, 10. Heft) ist der obige Aufsatz übersetzt.

frieden waren, in Fühlung. Erst kurz vorher (1569) war die Verschwörung Dobó-Balassa verhallt, welche — so unschuldiger Natur sie sonst auch gewesen sein mag — dennoch bewies, dass Zündstoff vorhanden und die Unzufriedenheit im Lande zum Ueberfliessen angewachsen war. Und wenn Dobó mit seinen Genossen unschuldig gelitten, so war dies ein Grund mehr, um die öffentliche Meinung gegen die Wiener Regierung zu stimmen. Wohl lebte Stefan Dobó, der Held von Erlau, der 1572 aus der Gefangenschaft kam, nicht mehr; doch lebten dessen Verwandte und Sohn, seine verdächtigten Genossen, die Homonnay's, Nicolaus Báthory und seine Freunde. Auch haben wir klare Beweise dafür, dass die Letzteren alle mit dem Fürsten von Siebenbürgen in Verbindung standen, von dem sie die Befreiung aus österreichischer Herrschaft erwarteten.

Der Kaiser hatte den Capitän von Kaschau als Commandanten Oberungarns mit der Ueberwachung Siebenbürgens betraut. Alsbald fiel auch Rueber der rege Verkehr, der Briefwechsel zwischen Siebenbürgen und den ungarischen Magnaten, die geheimen Werbungen von Soldtruppen auf königlichem Gebiete und das Verlocken ungarischer Soldaten nach Siebenbürgen in die Augen. Dies alles konnte auch billig auffallen. Das «dienende Volk» Ungarns, das Hauptcontingent der Soldtruppen, schaarte sich um die Fahnen Báthory's. — Der Fürst stand im Rufe eines trefflichen Heerführers, war daher populär und — was die Hauptsache — zahlte seine Söldner besser als die Kaiserlichen, ja beschenkte seine tüchtigeren Offiziere mit Landgütern. Die Kaiserlichen sahen denn auch endlich, dass ihre besten Soldaten und Offiziere in siebenbürgische Dienste traten und sie schliesslich ohne ungarische Truppen blieben.

Grosses Aufsehen erregte unter Anderem der Uebertritt Paul Pernyeszi's, des Capitäns von Léva und Stellvertreters des cisdanubischen Obercapitäns Forgách. Seinetwegen erhob selbst der Kaiser Einsprache bei Báthory, indem er verlangte, man möge Pernyeszi entweder dem Capitän von Kaschau ausliefern, oder wenigstens aus Siebenbürgen verweisen.* Doch Báthory tat keines von beiden. «Nachdem er ihn einmal in seine Dienste aufgenommen — antwortete er — könne er ihn ohne Verletzung seiner Ehre nicht entlassen. Er dient auch dort dem Vaterlande, auch Siebenbürgen bedarf tüchtiger Männer.» Uebrigens habe Pernyeszi (fügt Báthory hinzu) noch unter Johann Sigmund einen Besitz in Siebenbürgen erhalten, habe dann, von den Türken aus seinem Stammsitze vertrieben, den Kaiser umsonst gebeten, man möge ihm für seine treuen Dienste eine kleine Heimstätte verleihen, damit er nicht genötigt sei, unter fremdem Dache zu wohnen,

* Kaiser Maximilian an Báthory 6. April 1575. (Concept im Wiener Staats-Archiv, Hung.)

und sei dann, nachdem man seine Bitte nicht erhört hatte, auf sein Gut in Siebenbürgen gezogen. [1]

Der Fall Pernyeszi war nur einer unter vielen. Die Werbungen und Desertionen wurden systematisch fortgesetzt. Der Fürst hatte Agenten in Ungarn, welche die Söldner im eigenen Namen rekrutirten, dann aber nach Siebenbürgen sandten; doch auch von Siebenbürgen kamen insgeheim regelmässig Werber auf königliches Gebiet. Schon im Frühjahre 1575 konnte der Mandatar Báthory's bei der hohen Pforte selbstbewusst erklären, dass sein Gebieter zehn solche Feinde wie Békés nicht fürchte, da sich sämmtliche guten Soldaten Ungarns ihm angeschlossen hätten. [2]

Die Uebertritte nahmen solche Dimensionen an, dass sich ganze Besatzungen zu desertiren anschickten: so wollten die besten Reiter der Kállaer Besatzung »abreitten«. Verdacht und Besorgniss erhielten noch durch den Umstand neue Nahrung, dass die ungar. Magnaten, welche im Geruche Báthory'scher Parteigängerei standen, plötzlich ihre Cohorten zu vermehren begannen; so engagirten Nicolaus und Stefan Báthory je um 100 mehr Reiter als sonst, trotzdem ihre Besitzungen eine solche Prachtentfaltung nicht vertrugen, und dasselbe that der sparsame Kaspar Mágócsy, welcher sonst selbst in Kriegszeiten keine Ueberzahl an Soldaten hielt. [3] Der Verdacht lag also nahe, dass auch diese im Geheimen in Báthory's Sold standen.

Der misstrauische Capitän von Kaschau gab seinen Offizieren den Befehl, die Soldatenwerber Báthory's in Haft zu nehmen. Der beste, den dieses Schicksal erreichte, war Georg Borbély, Báthory's Vertrauter und später tüchtiger General in seinen russischen Feldzügen. Rueber liess ihn durch Friedrich Pongrácz gefangen nehmen und in die Festung Sáros abführen. Borbély pflegte häufig aus Siebenbürgen herüber zu kommen und wollte auch diesmal nach Erlau reisen, unter dem Vorwande, er hätte dort im Interesse seines in türkischer Gefangenschaft befindlichen Bruders zu tun; in Wirklichkeit aber beabsichtigte er, die ungarischen Ritter und Capitäne für Báthory's Dienste zu gewinnen. Ferner war Befehl erteilt, auch Kaspar Kornis, Sebastian Szemere (ein im Jahre 1573 übergegangener Offizier) und Georg Lengyel zu verhaften, die in ähnlicher Mission aus Siebenbürgen zu kommen

[1] Báthory an Kaiser Max, Torda 8. Mai 1575. Rueber behauptete, dass die Anhänger des Kaisers in Grosswardein gefangen gehalten werden. Wohl wahr, aber wer sind diese? Räuberische Hajduken, von denen mehrere eben auf Befehl des Kaisers gehenkt und in den Kerker geworfen wurden. Die kaiserl. Kapitäne sehen freilich ruhig zu, wie diese Gegend verwüstet, wegen der Räuberbanden unbewohnbar gemacht wurde, doch nur, weil ihnen Letztere türkische Gefangene brachten, aus denen sie Nutzen zogen. Möge Se. Majestät ihren Leuten befehlen: alioqui defendendi et propulsandarum injuriarum rationes nobis non deessent. (Wien. Arch. Hung.)

[2] Peter Grujo, Báthory's Vertreter bei der Pforte sagte dies dem kaiserl. Gesandten Ungnad in Konstantinopel 30.—31. März 1575. (Das. Turcica.)

[3] Rueber's Bericht an den Kaiser 3. April 1575. (Das. Hung.)

pflegten. Dass ihre Reisen nicht erfolglos blieben, zeigt das eigene Geständniss Ruebers, »dass man in dieser ganzen Gegend kaum auf acht angesehenere Männer rechnen könne, da Alles zu Báthory halte. *

All' dies geschah vor Békés' Einbruch in Siebenbürgen. Nach einigen Monaten, am 10. Juli 1575, erfolgte die bemerkenswerte Schlacht bei Kerellö-Szent-Pál zwischen Báthory und Békés, welche mit dem glänzenden Siege des Fürsten und der vollständigen Niederlage der Aufrührer und kais. Hilfstruppen endigte. Dieser Erfolg gestaltete das Verhältniss zwischen Báthory und den an der Unterstützung Békés' beteiligten Kaiserlichen noch feindseliger. Was der Fürst bisher zur Selbstverteidigung getan hatte, setzte er nunmehr auch von Rache getrieben fort. Er erhielt und erweiterte seine Verbindungen mit den ungarischen Herren und übertrug den Kampf nach Polen, wo sich eben die Königswahl vorbereitete, zu welcher der Kaiser alle Hebel in Bewegung setzte, um die Wahl seines Sohnes Erzherzog Ernst zum König von Polen zu sichern. Báthory hatte die Candidatur schon früher angenommen, doch gewann er die Aufmerksamkeit und Sympathie des polnischen Adels erst durch seinen Sieg bei Szent-Pál. Die grosse anti-österreichische Adelspartei wandte sich vertrauensvoll dem Fürsten von Siebenbürgen, dem siegreichen Gegner des verhassten Habsburger Hauses zu, und an dem Wahltage zu Warschau riefen Tausende von Adeligen, gegen den Kaiser, den Candidaten der Magnaten und des hohen Clerus, Báthory zum Könige aus.

Die Wahl Báthory's zum König von Polen wurde nicht nur in Siebenbürgen und den angrenzenden Comitaten Ungarns mit Jubel und Freudenschüssen aufgenommen, sondern selbst die oberungarischen Herren, welche mit grösster Spannung das Resultat der Wahl erwartet hatten, so dass kaum Einzelne den Pressburger Reichstag besuchten, brachten dem neugewählten König von Polen die aufrichtigsten Sympathien entgegen. Grosse Hoffnungen wurden hieran geknüpft und schon sah man die Morgenröte der Erlösung des Vaterlandes nahen. Jene ungarische Politik, welcher Báthory den Weg geebnet hatte und zu deren Verwirklichung die ungarischen Edlen im Geheimen einverstanden waren, begann bestimmte Formen anzunehmen. Der bisherige Contact mit den ungarischen Herren begann sich zu einer regelrechten Verschwörung auszuwachsen.

Der Capitän von Kaschau sah recht wohl, was sich in den Burgen und Schlössern der Magnaten vorbereitete und war überzeugt, dass er einer organisirten Verschwörung gegenüberstand, welche auf Occupirung Ungarns und Erhebung Báthory's auf den Königstron abzielte.

Sowie er die Wahl Báthory's zum König von Polen erfuhr, säumte er nicht, mahnende Worte an den Kaiser zu richten: er möge sich den Woj-

* Nach Rueber's Bericht vom 3. April 1575 ist »Borbély der grösste Lästerer des Kaisers«. (Das.)

woden nicht über den Kopf wachsen lassen, sonst werde er in kurzer Zeit auch noch Ungarn verlieren.[1] Immer und immer wieder warnte er den Kaiser vor der bereits gemeldeten geheimen Verschwörung in Ungarn, welche dem Ausbruche nahe sei. «Wenn Báthory die polnische Krone erwirbt, dann ist Ungarn ohne Schwertstreich verloren und geht an den Wojwoden über.»[2] Er war nämlich der festen Ueberzeugung, Báthory sei entschlossen, nach Erwerbung der polnischen Krone die armen Ungarn aus der Gewalt und Tyrannei der Deutschen zu befreien,[3] und sich zu rächen, sowohl für seine Wiener Gefangenschaft (1567), als auch dafür, dass ihm der Kaiser Rueber auf den Hals gesetzt habe.»

Wenn man nur diese und keine anderen Daten zur Verfügung hätte, könnte man glauben, dass die vielbesprochene «Conspiration» nur im Wahne des Kaschauer Capitäns existirt habe und blos auf leeren Verdächtigungen basirt gewesen sei, wie es ihm einige Jahre früher gelungen war, die «Verschwörung» Dobó's und seiner Genossen zu solcher Grösse aufzubauschen. Diesmal aber standen Rueber Beweise zur Verfügung.

Noch 1573 kam man dahinter, dass Báthory selbst am Wiener Hofe Parteigänger habe, die ihn von allem unterrichteten, was dort geschah und was der Hofrat beschloss. Ein solcher war z. B. Kaspar Péchy und als Vermittler der siebenbürgische Kaufmann Peter Bárány.[4] Solche waren später Thomas, ein Abgesandter Báthory's (anfangs 1574) und ein Diener Békés', namens Franz, der Báthory alles verriet.[5]

Doch gefährlicher als alles dies war die Conspiration der ung. Herren mit Siebenbürgen. Der Capitän von Kaschau schliesst hierauf schon im Jahre 1574 aus mehrfachen Anzeichen, — auch Denunciationen gelangten an ihn, — bis endlich ein in kais. Diensten gestandener Capitän, der früher einem ung. Magnaten («einem der Häupter der Verschwörung») gedient

[1] Rueber an den Kaiser, Kaschau 22. Dezemb. 1575. «Da Ew. Mt. den Wajda über Haupt wachsen lassen, so wirdet solches Ew. Mt. nicht allein bey allen Völkern verkleinerlich sein, sondern Ew. Mt. werden in kurzer Zeit umb das übrige Thail Hungern ganz und gar kommen. Ew. Mt. haben sich gnädigist zu erinnern, was Ew. Mt. ich nun eins zeithero von heimlichen Conspirationen geschrieben und sonderlich durch meinen Feldsecretari neulicher Zeit mündtlich erboten: das würde nunmehr alles, do dem Weida die Sach gelingen sollte, ins Werk kommen. Es geschieht auch nicht vergebens, dass kein Herr auf den landtag hinauf kommt, sy warten und lauschen nur auf den polnischen ausgang.» (Das.)

[2] «Ich sag kurzumb, und wirdt eigendtlich ervolgen: Lassen Ew. Mt. dem Wajda die Cron, so ist das übrigtail Hungern on alles schwertziehen in weniger Zeit auch sein.» Rueber an den Kaiser, Kaschau 26. Dec. 1575. (Das.)

[3] «Die armen Ungarn von der Teutschen gewalt und Tyrenney zu entledigen», — Articel, so Hans Rueber ... an den Kaiser gerichtet 11. Feber 1576. (Das.)

[4] Ruebers Bericht an den Kaiser, 28. Dec. 1573 und 28. Febr. 1574. (Das.)

[5] Bericht Fried. Pongrácz an den Kaiser, Febr. 1574. (Das.)

hatte, — seinen Namen verschweigt Rueber auf dessen Bitte — wichtige und detaillirte Enthüllungen bot und die Verschwörung aufdeckte.

Wie Rueber erfuhr, standen an der Spitze der «Conspiration» Simon Forgách, der Landes-Obercapitän für Cisdanubien, die ungarländischen Báthory's und mehrere Magnaten, und ein grosser Teil der oberung. Herren und Adeligen war mit jenen im Einverständniss.

Simon Forgách, der vorzügliche Soldat, einer der hervorragendsten Heerführer des sechzehnten Jahrhunderts, war bekanntlich ein Bruder Franz Forgách's, des gewesenen Bischofs von Gr.-Wardein, jenes bekannten Geschichtschreibers, der im Jahre 1568 seinen Bischofsitz verliess, nach Siebenbürgen ging und in die Dienste Johann Sigmunds trat. Als Báthory den Fürstentron bestieg, machte er Forgách, seinen Verwandten und zugleich verlässlichen Freund, zu seinem Kanzler. Er vertrat auch den Fürsten gelegentlich der Krönung Heinrichs von Valois zum König von Polen in Krakau (21. Febr. 1574). Es ist daher sehr begreiflich, dass auch sein Bruder Simon Forgách mit Báthory sympathisirte, die Intriguen der Kaiserlichen gegen den Fürsten nicht billigte und Letzterem ihre gegen ihn geschmiedeten Pläne verriet. Der Kaschauer Capitän hatte hievon schon anfangs 1575 Kenntniss und berichtete dem Kaiser, dass Simon Forgách mit Báthory in Verbindung stehe und diesen erst kürzlich auf die Rüstungen in Oberungarn aufmerksam gemacht habe, da diese sich gegen ihn richten.[1] Forgách stand also bereits früher als alle Anderen vor den Kaiserlichen im Verdacht, und als man Georg Borbély gefangen setzte, freute man sich dessen hauptsächlich darum, weil man ihn im Gefängnisse zugleich auch über die bereits ruchbare «Affaire Forgách» geständig zu machen hoffte.[2] Der Verdacht wurde noch dadurch genährt, dass Simon Forgách einen Diener des Békés, Stefan Deák, der mit Geschenken zum Ofner Pascha gesendet war, auf offener Landstrasse gefangen nehmen liess und ihm Pferde, Wagen und die bei sich geführten Gegenstände im Werte von 100 Ducaten abnahm. Unter den für den Pascha bestimmten Geschenken befanden sich zwei vergoldete Harnische und ein Helm des Békés (zwei hernische und ein stuermbhauben). Der Capitän von Kaschau liess dies am 11. Feber 1576 dem Kaiser berichten und bat um Veranlassung der Rückgabe der dem Stefan Deák abgenommenen Wagen, Pferde, Geschirre und der Geschenke des Békés.[3] Auch diese Tat Forgách's brachte man mit der Verschwörung in Zusammenhang, denn Stefan Deák war es, der in mehreren Briefen vom «Verrate» Forgách's an den Wiener Hof berichtete und dessen Briefe in

[1] Rueber an den Kaiser, 12. Feber 1575. (Das.)

[2] Ruebers Bericht vom 3. April 1575. (Das.)

[3] Articl. so Hans Rueber .... durch seinen Boten dem Kaiser gemeldet, am 11. Feber 1576. Unterfertigt Sebastian Kugler, der Bote. (Das.)

Abschrift vom Hofe aus in den Besitz Forgách's gelangten. Stefan Deák wiederholte im März 1576 abermals seine Verratsanklage gegen Forgách, unter der Angabe, er habe bei ihm drei Briefe gesehen (vielleicht von Báthory), welche seinen «Verrat» beweisen.[1] Der Kaschauer Capitän hält demnach ihn für eines der Häupter der im Jahre 1576 entdeckten «Conspiration.»

Teilnehmer an der Verschwörung waren auch die ungarischen Báthory: Nikolaus, Stefan und Andreas. Nikolaus (der Judex Curiae) aus dem ecseder Zweige, galt schon als Mitglied der Dobó-Balassa'schen Verschwörung. Er besass eine weitreichende Macht, seine Güter erstreckten sich nicht nur jenseits der Theiss, sondern auch die Feste Füzér in Abauj war in seinem Besitz. In den Verdacht der Teilnahme an der verwandtschaftlichen Verschwörung brachte ihn, dass er vom Wojwoden dreimal grössere Geldsummen zur Anwerbung von Söldnern bekam und er auch selbst seine gewöhnliche Wachmannschaft um 100 Reiter vermehrte. Ebenso stand es mit Stefan, der sein ganzes Hab und Gut, sein besseres Aufgebot und was sonst möglich war in die Feste Ecsed überführen liess, sich selbst aber nach Csicsvár (Borsod) zurückzog, nach der Meinung der Kaiserlichen deshalb, weil ihn sein schlechtes Gewissen fürchten lasse, die Strafe werde ihn ereilen. («Nachgetrachtet werden möge.») Möge doch der Kaiser — riet man — versuchen, den jungen Stefan Báthory nach Kaschau zu entbieten; man werde sehen, dass er nicht komme, ja auch kaum in Csicsvár bleiben werde, da er sofort erkennen würde, dass ihre «Praktik» aufgedeckt sei.[2]

Der junge Andreas Báthory wünschte die Sache durch eine Heirat zu fördern. Er wollte Anna Dobó, die Witwe Stefan Perényi's heimführen, «sicherlich auf Anraten seines Onkels (des Fürsten), um auf diesem Wege das kön. Gebiet zu unterschleifen,» — fügt der Kaschauer Capitän bei, der für Georg Perényi vom Kaiser ein Empfehlungsschreiben an die junge Witwe erbat,[3] da Perényi ein in seinen Diensten stehender, treu kaiserlich gesinnter Hauptmann war, welcher auch Békés gegen Báthory unterstützt hatte, «all sein Baargeld hierauf verwendet, ja sogar einen wertvollen, mit Gold- und Silbergeschirr gefüllten Glasschrank verkauft und auch dessen Preis demselben Zwecke gewidmet hatte.»[4]

Die Witwe Stefan Perényi's (Obergespans von Ugocsa) neigte sich übrigens ebenfalls Báthory zu und liess auch in dessen Interesse die Burg Szöllös mit Besatzung und Kanonen versehen. «Frau Stefan Priny sandte einige

[1] Rueber an den Kaiser «eigenhändig,» 22. März 1576. (Das.)

[2] «Aussag eines fürnemen der R. K. Mayestät haubtmanns», der früher im Dienste der «Conspiration» stand. Kaschau 20. März 1576. (Ruebers Schrift für den Kaiser, Wiener geh. Arch. Hung.)

[3] Rueber an den Kaiser, Kaschau 20. Mai 1576.

[4] Budai's Lexicon III. 13.

Hundert Musketenbewehrte Drabanten von ihrer Besitzung . . . auch Reiter und Kanonen nach Szöllös. Jene gehörten zur andern (der siebenbürger) Partei; auch jetzt sind sie uns feindselig; vielleicht müssen wir uns mit ihnen schlagen,» — so berichtet 1576 ein Lieutenant an den Capitän in Kaschau.*

Es war also nicht nötig, Anna Dobó der Sache durch Heirat zu gewinnen, ebensowenig die übrigen Dobó's: sie alle waren schon längst für dieselbe gewonnen. Die dreijährige grundlose Gefangenhaltung Stefan Dobó's, des Helden von Erlau, hatte die Familie viel zu empfindlich beleidigt, als dass man dies — trotz aller Reverse — so leicht hätte vergessen können. Stefan war freilich bereits nicht mehr, aber seine Witwe und sein Sohn Franz, der Herr der Feste Sárospatak, hingen mit Leib und Seele an der Sache Báthory's. Die Pataker Burg war zu jener Zeit eine wichtige Position; zwar nicht gross, aber desto stärker. An der einen Seite bot der Bodrogfluss natürlichen Schutz, auf der anderen Seite aber, gegen Tokaj, war die Burg von breiten tiefen Gräben und einer so hohen Mauer umgeben, dass von aussen kein Gebäude im Innern sichtbar war. Auch in Folge ihrer Lage war sie von hoher Wichtigkeit. «Wer deren Herr, besitzt auch die übrigen (Tokaj etc.)»

Und Báthory kannte sehr wohl die Bedeutung von Platz und Burg. Falls er um die polnische Krone durch Ungarn gezogen wäre, war er entschlossen, auf Patak zu gehen und sich dabei auf die Dobós zu stützen. Ja schon im Vorjahre (1575), als sich die Nachricht verbreitete, dass Báthory in Ungarn gegen die Kaiserlichen einen Feldzug eröffnen wolle, wusste man, sein Plan sei, von Gross-Wardein kommend, bei Tokaj über die Puszten geradeswegs auf Patak zu marschiren, welche Burg ihm die Witwe Dobó und ihr Sohn zur Sicherung des Kriegsunternehmens angeboten hatten. — Franz Sulyok, ein Verwandter der Frau (sie selbst war eine geb. Sulyok), war der Vermittler zwischen Patak und Siebenbürgen, wohin er mehrmals gesandt worden war; eine Witwe namens Szénássy, welche die Witwe Dobó unter dem Vorwande der Heiratsvermittlung nach Siebenbürgen zu senden pflegte, half ebenfalls den Pakt schliessen.

Auch der Bischof von Gr.-Wardein macht den Capitän von Kaschau persönlich aufmerksam auf jene Dinge, die er am Landtage zu Pressburg gehört, dass Witwe Dobó und ihr Sohn mit Báthory verbündet seien. Diese Verbindung hatte die spätere Verwandtschaft der beiden Familien zur Folge, da Franz Dobó Elisabeth, die Schwester Stefan und Andreas Báthory's (eine Nichte des Fürsten) und Witwe Kristof Hagymássy's heiratete.

Der Kaschauer Capitän hält den Abfall der Dobó's hauptsächlich

* Johann Horváth an Rueber, Szöllös Végardó, Donnerstag, Feber 1576. (Das Original befindet sich im Wiener Staatsarchiv Hung.)

wegen der Pataker Burg für gefährlich. «Wer das Verlassen dieses Platzes vorschlug, hat Ew. Mt. einen schlechten Rat erteilt» und er seinerseits rate dringend, der Kaiser möge sie wieder in Besitz nehmen und wenigstens 300 Deutsche als Besatzung hineinlegen.[1]

Neben der Burg Patak war in den Händen der Verbündeten auch noch die Feste Munkács zu wichtiger Rolle berufen, welche zur Zeit Caspar Mágócsy befehligte, ebenfalls ein Mitglied der Verschwörung und eine der Hauptstützen derselben. Als einer der reichsten Herren Oberungarns, Ober-Gespan der Comitate Bereg und Torna, hatte er grossen Einfluss. Auch er war Einer von Jenen, die ihre Wehrmacht ohne wirklichen Grund vermehrten, trotzdem seine Sparsamkeit überflüssige Pracht nicht kannte. Jetzt hatte er 300 gute Reiter u. z. ganz besonders auserwählte Streiter. Diese Herren nahmen sich nämlich die besten Soldaten und wenn von einem in kaiserlichen Diensten stehenden tapferen Kämpen die Rede war, zahlte man einen Sold, wie nie zuvor. Mágócsy sagte zwar, er halte seine Soldaten für den Dienst des Kaisers, doch glaubte ihm dies wohl Niemand.[2]

Für Mitglieder der Verschwörung hielt man ferner die Drugeths von Homonna, jene reiche und mächtige Familie, welche im nördlichen Zemplin und Ung herrschte. (Mit Ausnahme Stefans, von welchem der berichtende Capitän nichts weiss.)[3] Franz, zu einer Zeit Obergespan des Ungêr Comitats, dessen Tochter der Judex Curiae Stefan Báthory zur Frau nahm; sein Sohn Georg, der von Georg Perényi im Jahre 1567 die Herrschaft Terebes erbte, und Nikolaus waren damals die Häupter der Familie.

Die Verschwörung erstreckte sich bis ins Comitat Sáros hinauf. Wir wissen, dass einer der Intimsten des Fürsten sein Vicekanzler war, den er auch nach Polen mit sich nahm und dort an die Spitze der siebenbürgischen Hofkanzlei stellte: der aus Sáros stammende Martin Berzeviczy, ein Studiengenosse Báthory's in Padua und zeitlebens dessen Schicksalsgefährte. Aber ausser Berzeviczy (der damals nicht mehr in Sáros wohnte), stand Báthory mit den dortigen Herren in Verbindung. So war einer seiner Vertrauten Caspar Péchy, ein früherer Höfling des Kaisers und Königs Ferdinand, der auch als Gesandter in Rom war, um den Kaiser wegen der Ermordung Martinuzzis beim Papste zu entschuldigen. Péchy lebte noch am Wiener Hofe, als er bereits mit Báthory in Fühlung trat und ihm über dortige Vorkommnisse Nachrichten zugehen liess. Zu jener Zeit verlegte er seinen Wohnsitz von Wien nach Péch-Ujfalu, von wo aus er seine Verbindung mit dem fürstlichen Hofe fortsetzte. Anfangs 1576 liess er Báthory

[1] Rueber an den Kaiser, Kaschau 28. Mai 1576 (Wiener geh. Archiv. Hung.)

[2] Ruebers Berichte vom 3. Apr. 1575 und 28. Mai 1576. Aussag eines fürnemen des R. K. haubtmans, 20. März 1576.

[3] Enthüllungen des Capitäns vom 20. März 1576.

sagen, er sei zum Beweise seiner treuen Anhänglichkeit bereit, sein ganzes Hab und Gut zu verlassen und wenn er es wünscht, mit Weib, Kind und Kegel nach Siebenbürgen zu übersiedeln.[1] Kaiser Ferdinand seligen Andenkens war sein Herr, dem Kaiser Max aber sei er keine Treue schuldig, sondern er anerkennt ihn (Báthory) als seinen Gebieter und will ihm gehorchen. Der Fürst liess ihm antworten, die Zeit sei noch nicht da, jetzt könne er ihm draussen (in Ungarn) noch bessere Dienste leisten; im gegebenen Momente werde er ihn benachrichtigen.[2] Caspar Péchy wurde durch seinen eigenen Diener, den er nach Siebenbürgen zu senden pflegte, dem Kaschauer Capitän verraten. Rueber zögerte nicht, Péchy vor sich zu laden, um ihm seine Untreue vorzuwerfen; doch Péchy erschien trotz dreimaliger Aufforderung nicht. Unter den Sároser Herren hielten auch die Bánó's zu Báthory, wenigstens bekamen sie später Adels- und Wappenerneuerungs-Briefe von ihm.

Das Einverständniss mit Báthory war selbst in der Zips bemerkbar. In den 13 Zipser Städten trank man auf das Wohl Báthorys, begeisterte sich für ihn und liess ihn als gewählten Polenkönig hochleben.[3] Rueber fand es für geraten, die Richter und Ortsvorsteher der 13 Zipser Städte vor sich zu citiren und sie zur treuen Anhänglichkeit an den Kaiser zu ermahnen; beim Wiener Hofe dagegen drang er darauf, dass der Kaiser Redern mit 500 Mann nach Käsmark sende, um sich der Zips zu versichern, denn die «Praktik» erstrecke sich so weit und man müsse eilen, damit die Parteigänger nicht die Oberhand erlangen.[4]

Ausser den Magnaten war fast der gesammte Adel für die Sache gewonnen. Der ganze Adel (schreibt Rueber an den Kaiser) gegen Siebenbürgen, Polen und die von den Türken occupirten Landesteile ist unzufrieden (ist voller unwillens), angeblich aus dem Grunde, weil sie und ihre armen Bauern von den kaiserlichen Soldaten (die nur selten ihren Sold erhalten) gebrandschatzt werden. Die Anwohner Polens und Siebenbürgens conspiriren deshalb, weil sie dem Wojwoden Glück wünschen, der den Adel auf jede Weise anzulocken versteht; die den Türken Anwohnenden aber, weil sie weder Hilfe noch Befreiung sehen. Allerwärts wird öffentlich gesagt, Báthory werde sie schon befreien, sein Anhang unter den Herren, dem Adel

[1] Bereit «all sein vermögen heraussen verlassen und sich und weib und khind zu ihme hinein begeben». Bericht des Kaschauer Capitäns Rueber an den Kaiser, 22. März 1576.

[2] «Es seie noch nicht zeit, er könne Ime noch besser jeczo in diesem land dienen, wann es aber zeit sein wurde, so wollte er es inen wol wissen lassen.» Ruebers Bericht vom 22. März (Wiener Geh. Arch. Hung.)

[3] Julius Rottenberg, ein Werkzeug des Kaschauer Capitäns, berichtet ihm von Käsmark, 4. Jänner 1576: «Alda trinkt man nur von des Weyda aus Siebenbürgen gesuntheit wegen und nennen den electus rex Poloniae.» (Wiener Staatsarch. Polonica.)

[4] Rueber an den Kaiser, 15. Jänner 1576.

und im Volke sei so gross, dass, wenn er nur die Hand um das Land ausstrecken würde (und ich zweifle nicht, dass er es tun wird!) und Ew. Majestät nicht rechtzeitig für Verteidigung vorsorgen, dasselbe ohne jede Schwierigkeit ihm gehören wird! — Denn abgesehen von dieser Treulosigkeit sind auch sämmtliche Festungen in schlechtem Zustande; in manche, wie z. B. Erlau, kann man ganz bequem hineinreiten. Nirgends ist Proviant und Munition vorrätig, oder kaum soviel, als von einem Tage zum andern nötig. Die gewöhnliche Besatzung ist unzulänglich und auch hievon fehlt stets der dritte oder vierte Teil. So steht die Sache hierzulande! In Erlau befinden sich nicht mehr als 280 Deutsche; treulose Ungarn will er nicht hineingeben, damit sie nicht einen Verrat begehen. Das Land befindet sich in grosser Gefahr, es ist unterminirt und bedarf nur eines Funkens zur Entflammung; er übernimmt für eine eintretende Katastrophe keine Verantwortung.[1]

Ausser der öffentlichen Meinung Ungarns konnten die Kaiserlichen selbst auf jene nicht zählen, welche Sold bezogen und im Militärdienste standen, denn sogar diese griffen die Hauptleute Paul Perényi und Kristof Kapy an, weil sie mit den Deutschen halten.[2] Es ist nicht ausgeschlossen, dass einer dieser Beiden die ganze Verschwörung aufgedeckt habe.

Und diese «Conspiration» war, wie es scheint, organisirt. Wie nämlich der Angeber berichtet, «wechseln Tag und Nacht Posten aus Siebenbürgen. Von Siebenbürgen sendet man die Nachrichten nach Ecsed und von hier weiter an die «Mitconsorten».

Auch die Nachrichten aus Ungarn brachte man nach Ecsed und beförderte sie von hier nach Siebenbürgen. Besonders drei Personen spielen die Vermittlerrolle: Barnabas Balog, Paul Rózsa (der bei Kálló wohnt) und Stefan Morádi, Gespan zu Helmecz (span zu Helmiz). Diese sind in alle Geheimnisse eingeweiht.»[3]

Ob nicht Stefan Bocskay (der spätere Fürst), den man aus seiner Prager Gefangenschaft zum Besuche seiner kränklichen, betagten Eltern freigelassen hatte, seine Rückkehr nach Wien darum so sehr verzögerte, weil er den Ausbruch der Verschwörung erwartete? Er würde zurückkehren, doch hört er, dass sich das kais. Heer zum Angriffe vorbereite, deshalb wagt er sein Haus (in Kismarja) nicht zu verlassen und bittet um Aufschub bis zur Hochzeit seiner Schwester.[4]

[1] Rubers detaillirter Bericht an den Kaiser, Kaschau 28. Mai 1576. (Wiener Staatsarch. Hung.)

[2] Der Capitän von Kaschau an den Kaiser, 4. Feber 1576. (St. Arch. H.)

[3] «Aussag eines fürnemen der R. K. M. haubtmans.» Kaschau 20. März 1576.

[4] Stefan Bocskay an den Kaiser und an den Geheimrath Trautsohn, Kismarja 13. März 1576. (Wiener Staatsarch. Hung.)

Was die vielerwähnte Conspiration planen mochte, lässt sich aus der Aussage des berichtenden Hauptmannes schliessen: «Im ganzen Lande spricht man vom Kaiser abträglich (spottlich und verkleinerlich) und lobt Báthory, überall wünscht man, dass die deutschen Bastarde (die teutschen Hueren) aus dem Lande getrieben würden. Man wartet, bis der Wojwode die polnische Königskrone erlangt, dann (und dafür setzt der betreffende Hauptmann seinen Kopf zum Pfande) die erwähnte «Praktik» in Erfüllung geht und endlich die Flammen aus dem im Innern bereits brennenden Hause schlagen;» [1] — das ganze Land werde sich der Botmässigkeit des Kaisers vollends entziehen. [2]

Die Verschwörung hatte daher keinen anderen Zweck, als Ungarn von den Deutschen zu befreien u. z. unter der Führung Báthorys. Die natürliche Folge wäre dann seine Wahl zum König von Ungarn gewesen. Dass er selbst hieran dachte, schlossen die Kaiserlichen aus seinen eigenen Aeusserungen. Als Teuffenbach, der Capitän von Szatmár, als Gesandter des Kaisers zu ihm kam, um ihn zur Zurückweisung der polnischen Krone aufzufordern, hörte derselbe von solchen Aeusserungen des Wojwoden, welche auf den Tron von Ungarn abzielten. «Gott hat mich zu wunderbaren Dingen ausersehen, über welche die ganze Christenheit staunen wird! (soll Báthory unter seinen Vertrauten erwähnt haben) und liess sich von seinen kühnen Hoffnungen soweit verleiten, dass er selbst von seiner künftigen ungarischen Königschaft träumte. [3]

Alles dies zeigte, wenn nicht mehr, so doch zum Mindesten, dass sein Weg in Ungarn geebnet war. Und wenn der Plan zur Ausführung gelangt wäre, ist es zweifellos, dass die schwachen kaiserl. Besatzungen den vereinten Kräften des Fürsten, der ung. Magnaten und des Adels nicht hätten Widerstand leisten können. Hievon überzeugt uns ein Blick auf jene lehrreiche Liste, welche der Capitän von Kaschau über die Kriegsmacht der ung. Herren, Städte und Comitate verfasste, die sie im Kriegsfalle beizustellen hätten, deren grösster Teil jedoch, nach der im Vorstehenden klargelegten Verschwörung zu urteilen, sich Báthory angeschlossen hätte. Beizustellen hatten:

Nicolaus Báthory	150
Stefan Báthory	200
Ungnad	200
Mágócsy	200

[1] Die citirte Anzeige vom 20. März 1576.

[2] «Von Nichts geringerem ist die Rede — berichtet Rueber am 22. März — dass sich das Land aus Ew. Mt. gehorsam genczlich entziehen möge.»

[3] . . .«Und sollte sich mit Wordten also gekützledt haben, dass man verstehen müssen, noch darzu Khönig in Hungarn werden.» Teuffenbachs Bericht vom 20. und 22. Jänner 1576. (Wiener Staats-Arch. Hung.)

Dobó		200
Thurzó		100
Die Homonnai's		200
« Perényi's		200
« Balassa's		100
« Städte: Kaschau, Eperies, Bartfeld, Leutschau und Altsohl		500 Fussgeher
Die 13 Zipser Städte		500 «
Rueber auf eigene Kosten	200 Reiter und	200 «
Die Comitate	200 « «	200 «
Aus den Festungen kann man nehmen ...		6—700
«Schwarze Reiter»		300
Gr. Julius Salmb		50
Der Bischof von Gr.-Wardein		200
« « « Csanád		50
« « « Erlau		200 Soldaten

Der höhere Adel (Die Fürnembste von Adel):

Franz Káthai	100	Georg Perbisch (Porusics?) ...	100
Nicol Zeleméri (Sallimiri) ...	100	Johann Desewffy	100
Paul Deregnyei	100	Kristof Csapi	100
Johann Horváth	100	2 Lányai je	100
Prépostvári	100	Thomas Széchy (Zhettschi) ...	50
Franz Kálnási	100	Georg Kún	50
Bornemisza	100	Senyei (Shenej)	50
Georg Darvas (Darbasch) ...	100	Paul Melith	50
Daniel Senyei (Shenej)	100	Johann Ujfalusi	50
Peter Branka	100	Stefan Kiss	50
Andreas Kapi	100	Franz Rédey	50
Anton Simon	100		

Summe der Reiter (summa der Pferd) 2050.
Insgesammt über 6000 Reiter und Fussvolk.[1]

Die ungarischen Herren hatten jedoch keine Gelegenheit, ihre Banderien unter die Fahnen Báthorys zu führen, da sich die Verhältnisse anders gestalteten. Die Verschwörung war da, aber zur Tat kam es nicht. Der Kaschauer Capitän brachte den Wiener Hof mit seinen Enthüllungen in Aufregung und man machte die gefährliche «Conspiration» zum Gegenstande eingehender Beratungen;[2] doch wollte man nicht voreilig auftreten

[1] Ruebers Zusammenstellung an den Kaiser zu seinem Briefe vom 24. Jänner 1576. (Wiener Staatsarchiv. Hung.)

[2] Kaiser Max an Rueber und Batthyányi vom 19. Juni 1576: er habe erfahren, in welcher Gefahr sich Oberungarn befinde, daher mögen sie dem Kriegsrat ihre Meinung abgeben. (Wiener Arch. Hung.)

um nicht so zu fahren, wie mit der als unschuldig erwiesenen Verschwörung Dobó-Balassa. Doch Rueber konnte es nicht verwinden, die Sache zum wenigsten mit den Handschuhen anzufassen. «Als er sah, dass die Herren Kenntniss erlangt hatten, ihre geheime Conspiration sei entdeckt, und sich gegenseitig hierüber benachrichtigten, man sogar im Lande öffentlich hievon sprach, wollte er nicht anstehen, ihnen doch ihre Untreue vorzuwerfen. Er schrieb an Nicolaus und Stefan Báthory, Mágócsy und Andere, verständigte sie von den über sie verbreiteten Gerüchten und erteilte ihnen vertrauliche Warnungen. Sie verteidigten sich (selbstredend) durch Briefe und Delegirte und ermahnten Rueber, solchen gefährlichen Verdächtigungen keinen Glauben zu schenken!» Und wie dies bei entdeckten Verschwörungen in der Regel zu geschehen pflegt, beeilten sie sich, zur eigenen Entlastung, sich gegenseitig zu verdächtigen, so auch jetzt Mágócsy und der Gr.-Wardeiner Bischof die Dobó's und Báthory's,* — womit sie den besten Beweis lieferten, dass die Verschwörung nicht blos ein Hirngespinst des Kaschauer Capitäns war.

Dass die geheime Conspiration so unschuldig ablief, ist keineswegs der Anzeige jenes gewissen Hauptmannes oder den Enthüllungen Ruebers zuzuschreiben, sondern vielmehr der Gestaltung der siebenbürgischen und polnischen Verhältnisse. Sobald Báthory zur Besitznahme des Trones nach Polen gegangen war, wurde seine ungarisch-nationale Politik durch die polnische Politik in den Hintergrund gedrängt und seine Befreiungspläne durch die Sorgen der Krone vertagt.

Báthory vergass zwar seine ungarischen Getreuen auch nach seinem Auszuge nach Polen nicht, doch verschob er den Plan, wenn er ihn auch nicht aufgab. Sowie die Verbündeten ungeberdig wurden und den König zur Realisirung ihrer Pläne drängten: empfahl ihnen Báthory Geduld und Abwarten des günstigen Augenblicks. «Was die Liebe meines Vaterlandes und meiner Verwandten von mir wünscht, ich führe es stets im Gemüte. Ich schulde Gott Dank, dem Vaterlande aber . . . Schutz, Fürsorge und Unterstützung. Alle Arbeit und Mühe, selbst der Tod wären süss, wenn ich damit meinem Vaterlande in seiner letzten Not helfen könnte. . . Aber wenn wir unsere Taten nicht auf gutes Fundament basiren, würde ich mir selbst fruchtlose Arbeit und schlechten Ruf, dem Vaterlande aber jähe Gefahr verursachen.» Man muss daher die richtige Gelegenheit abwarten und Gott bitten, «er gebe mir Anlass und Mittel, zum Wohle und zur Erhaltung des Vaterlandes würdig beitragen zu können.» Eine solche gute Gelegenheit wäre, «wenn sich Gott Euer erbarmen und Euern jetzigen Kaiser und König (damals bereits Rudolf), den ich als sehr kränklichen Menschen kenne, von dieser Welt nehmen würde: dann wäret Ihr frei und

* Ruebers Bericht an den Kaiser 28. Mai 1576.

hättet ohne jeden Aufruhr freie Wahl, auch die Welt würde Euch nicht schmähen, noch den, der Euch unter seinen Schutz nähme. . . .» «Ein anderer Grund — sagt er — warum ich nicht initiirt (also das Signal, die Initiative erwartete man von ihm!), ist der, dass mich die Russen sehr beunruhigten und auch jetzt rüsten, auf die ich im kommenden Jahre . . . losgehe. Auch die Polen würden, «so lange sie den russischen Feind im Rücken haben, zu einer anderen Sache nicht zu haben sein.» Sie mögen daher nicht ungeduldig sein, es kommt uch die Zeit der Befreiung Ungarns. So schreibt Báthory an Mágócsy, eines der Häupter der ungar. Verbündeten aus Polen, «indem er ihm seine Herzensgeheimnisse beichtet,» — indem er ihn ermächtigt, dies allen Jenen mitzuteilen, «die es angeht und bei denen es bewahrt bleibt.»*

Die polnische Krone auf dem Haupte Báthory's hemmte also den Ausbruch der Verschwörung. Er vermochte sich nicht mit den Deutschen für die Befreiung seines Vaterlandes zu messen, — da er erst sein zweites Vaterland gegen die Moskowiter verteidigen und sichern musste. Nach seinen russischen Feldzügen nahm er zwar abermals die Fäden seiner früheren Pläne auf und bemühte sich für die Verwirklichung jener grossartigen Ideen, welche auf die Befreiung Ungarns aus deutschem und türkischem Joch abzielten, — doch sein früher Tod (12. December 1586) liess seine schönen Pläne mit ihm ins Grab steigen.

Ludwig Szádeczky.

GRAF NIKOLAUS BERCSÉNYI.

Rüstig und erfolgreich arbeitet Koloman von Thaly, der unermüdliche Forscher und gründlichste Kenner einer der wichtigsten Epochen vaterländischer Geschichte, an dem grossen Werke, in welchem er das wechselvolle, an tragischen und glänzenden Momenten überreiche Schicksal der gräflichen Familie der Bercsényi darzustellen gedenkt. Kaum vor einem Jahre erschien der erste Band, der den Ursprung der Familie und die Begründung ihrer Grösse, sowie eine wertvolle Charakteristik jener Mitglieder bot, welche den Grund zu ihrem Emporblühen legten und sie mit Gütern und Würden austatteten. Mit dem Tode des ersten Grafen Nikolaus Bercsényi, eines mutigen Soldaten, der sich seinen Grafentitel mit dem Schwerte erkämpfte und tätig mitwirkte in den Türkenkriegen seiner Zeit, schloss der erste, grösstenteils auf bisher unbenutztem archivalischen Material beruhende Band des Thaly'schen Werkes. Nun ist bereits auch der zweite erschienen,

* Báthory an Mágócsy; das Datum ist abgerissen, doch musste der Brief im J. 1578 geschrieben worden sein, da der russische Feldzug 1579 begann. (Aug. Szalay: Báthory's Briefe, M. Tör. Tár VIII. 213.)

umfasst aber zusammen nur einen Zeitraum von etwa vierzehn Jahren. Dafür bietet er einen wahren Schatz von neuen und hochwichtigen Daten nicht allein zur Geschichte der Bercsényi, sondern auch zur Kenntniss des gesammten politischen, wirtschaftlichen und culturellen Zustandes Ungarns in jener Periode, welche zu den wichtigsten, zu den ergreifendsten seines tausendjährigen Bestandes gehört.

Ursprünglich gedachte Herr von Thaly die Geschichte jenes ruhmreichen Geschlechtes, das im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich eine neue Heimstätte fand und sich auch im Dienste seines Adoptivvaterlandes auszeichnete, mit dem zweiten Bande vollständig abzuschliessen. In Folge seines unermüdlichen Forscherfleisses, der sich von den heimischen Archiven auch auf jene von Wien und Paris ausdehnte, häufte sich aber in seinen Händen eine so immense und auch inhaltlich wertvolle Masse bisher unbekannten Materials zusammen, dass er gezwungen war seinen ursprünglichen Plan abzuändern und im zweiten Band nur einen Teil dessen zu bieten, was er anfänglich beabsichtigte. So umfasst dieser Band kaum anderthalb Jahrzehente aus dem Leben jenes Mannes, der dem Namen seines Geschlechtes zu einem früher unbekannten Ruhme verhalf, der durch seine mächtige Persönlichkeit das Schicksal seines Volkes und Landes wesentlich beeinflusste und durch seine vielfältigen auswärtigen Beziehungen eine internationale Bedeutung erlangte. Es ist dies Graf Nikolaus II. Bercsényi, neben Franz II. Rákóczi die wichtigste Persönlichkeit der grossen Volksbewegung, die zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts sämmtliche socialen Schichten Ungarns mit einer Intensivität erfasste, wie keine zuvor und ausser der von 1848 auch keine nachher. Glanzumwoben, von einem sagenhaften Glorienschein umstrahlt lebt sein Name auch heute noch im Gedächtniss der Nachwelt; das Volkslied nennt ihn neben Rákóczi in der Reihe der Führer der Nation und der Vorkämpfer seiner staatlichen Unabhängigkeit.

Den Lebensgang, das wirklich romanhafte Schicksal dieses Mannes mit allen seinen Abenteuern und ergreifenden Episoden, mit seinen Erfolgen und harten Prüfungen, erzählt uns in hochinteressanter, wahrhaft spannender Weise das neue grosse Werk Koloman von Thaly's. Aber nicht einmal die Biographie dieses einen Bercsényi beschliesst der neue Band. Er umfasst nur die Zeit von 1689 von dem Tode seines Vaters bis 1703, bis zu seiner Rückkehr aus dem Exil aus Polen, welche mit dem Beginne der grossen Kuruzenbewegung zusammenfällt, mit der sein Name unlösbar verknüpft ist. Sein Wirken in jener nationalen Bewegung, seine weiteren Schicksale, sowie die seiner Nachkommen soll uns der nächste Band bringen. Jedenfalls verdient Herr von Thaly die aufrichtigste Anerkennung, dass er von seinem ursprünglichen Vorsatz abstand und sein Werk bedeutend erweiterte. Denn kein zweites ungarisches Werk bietet eine so reiche Fülle von wichtigen Daten zur Kenntniss jener bewegten Zeit, wie dieser neue

Band, der auch vom Standpunkte der Gesammt-Geschichte Europas hohe Wichtigkeit besitzt, da er die Verbindungen jener nationalen Bewegung mit dem Auslande, speciell mit den Wandlungen der französischen und polnischen Politik in ganz neue Beleuchtung stellt. Diesbezüglich standen Herrn von Thaly die Schätze der französischen Archive zur Verfügung, welche noch während der Herrschaft Napoleons III. den ungarischen Forschern verschlossen blieben. Herrn von Thaly gelang es endlich die wertvollsten Acten benützen zu können und er tat es in der alten ausgiebigen Weise. Er hat vollkommen recht, wenn er behauptet, dass sich in der Tätigkeit Bercsényi's nicht nur ein Stück nationaler, sondern auch europäischer Geschichte abspiegelt und wie reichhaltig auch sein Werk bezüglich der innern Landesgeschichte sein mag, wir wollen diesmal hauptsächlich auf diejenigen Ergebnisse seiner Forschungen ausführlicher eingehen, welche mit dem Gang der gesammteuropäischen Geschichte in Verbindung stehen.

I.

Die Jugendjahre Bercsényi's, seine Erziehung und seine ersten Erfolge im praktischen Leben wurden im ersten Bande des Thaly'schen Werkes eingehend und interessant geschildert. Graf Nikolaus II. Bercsényi wurde im Jahre 1665 geboren und erhielt eine äusserst sorgfältige Erziehung. Kaum sechzehn Jahre alt, nahm er an der Seite seines Vaters rühmlichen Anteil an den Kämpfen wider die Türken, welche der Befreiung Wiens gefolgt waren. Auch bei der Belagerung und glorreichen Zurückeroberung Ofens zeichnete er sich aus. In dem darauf folgenden Feldzug unter dem Markgrafen Ludwig von Baden kämpfte er tapfer mit und erstritt sich gleichzeitig mit seinem Vater die Grafenwürde, mit welchen Beide vom Kaiser Leopold I. im Jahre 1687 ausgezeichnet wurden. Kurz darauf verheiratete sich der junge Graf mit einer Gräfin Drugeth de Homonna, einer der reichsten Erbinnen des Landes. Im Jahre 1689 starb sein Vater und sein einziger Sohn Nikolaus trat in den Besitz der grossen Familiengüter. Bis zu diesem Abschnitte seines Lebens begleitete ihn Thaly im ersten Bande der Geschichte der Grafen Bercsényi. Seine weiteren Schicksale werden uns in wahrhaft spannender Darstellung im jüngst erschienenen zweiten Bande * erzählt.

An der Schwelle des Mannesalters, in seinem vierundzwanzigsten Jahre tritt uns Graf Bercsenyi entgegen. Zu seinem hohen Range, zu seiner militärischen Stellung — er wurde bald zum Vice-General der Truppen der Bergstädte und zum Obercapitän von Szegedin ernannt — gesellten sich einflussreiche Familienverbindungen, sowie auch ein riesiges Vermögen. Er

* A székesi gróf Bercsényi család, 1470—1835. Eredeti kézirati kútfőkből irta *Thaly* Kálmán. Második kötet: 1689—1703. Kiadja a m. tud. akadémia történelmi bizottsága. Budapest, 1887.

selbst von Natur äusserst begabt, besass eine gründliche und vielseitige Bildung. Von einnehmendem Aeussern und gewinnenden Manieren, tapfer und unerschrocken, ein tüchtiger Soldat, aber auch mit einem lebhaften Gefühl für Künste und Wissenschaften führte er, wenn ihn seine militärischen Berufspflichten nicht in Anspruch nahmen, in seinen Schlössern, speciell in Ungvár, seinem Lieblingssitze, ein fröhliches, glänzendes Leben, welches nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde, als seine Gemalin, nach kaum zweijähriger Ehe, starb.

Bercsényi hielt auch zum zweiten Male Hochzeit und nahm sich die Gräfin Christine Csáky, eine junge, ebenfalls sehr reiche Witwe zur Frau. Ihre Ehe war gesegnet in jeder Beziehung und sie führten in Ungvár einen prunkvollen Haushalt, der an Glanz und Lebhaftigkeit nicht hinter dem Hofleben mancher deutschen Fürsten zurückstand. Das Schloss von Ungvár wurde restaurirt und erweitert. Prachtvolle Bauten und Gartenanlagen wurden ausgeführt, die inneren Räume glänzend ausgestattet und möblirt und mit einer Masse von Kunstgegenständen aller Art geschmückt. Herrn von Thaly ist es gelungen, auch die verschiedenen Inventare jener Zeit aufzufinden; er war daher im Stande Bercsényi's glänzenden Herrensitz im Geiste wahrheitsgetreu zu restauriren und dessen längst verödete Räume von Zimmer zu Zimmer in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit zu beschreiben. Sehr treffend sagt er vom Ungvárer Schloss, dass es zur Zeit seines berühmten Besitzers ein wahres Museum für Kunstschätze und Kunstindustrie war.

Denn Bercsényi war ein Mann von echter Bildung, der sich für Alles am lebhaftesten interessirte und mit grossen Geldopfern auch für geistige Genüsse sorgte. Er besass eine reichhaltige Bibliothek, in der die besten Erzeugnisse der zeitgenössischen Litteratur zu finden waren. Speziell für Geschichte, Kriegskunst, für technische Wissenschaften bekundete er ein lebhaftes Interesse und seine Büchersammlung enthielt eine lange Reihe einschlägiger Werke, die von ihrem Besitzer auch oft und gründlich studirt wurden. Auch besass er ein Archiv und war ein eifriger Sammler von Handschriften, von Landkarten und Antiquitäten. Im Verzeichniss seiner Manuskripte befindet sich eines, das zum grossen Schaden der Literatur in Verlust geriet und das Schauspiele in ungarischer Sprache enthielt. Auch seine Frau teilte seinen Sinn für alle diese geistigen Genüsse, ja sie schrieb sogar auch selbst und stellte sich zu eigenem Gebrauch ein kleines Hilfsbuch für Heilkunde in ungarischer Sprache zusammen. Auch für Malerei interessirten sie sich und in ihrem Schlosse gab es eine grosse Bildersammlung. Nach dem durch Herrn Thaly aufgefundenen Verzeichniss waren in Ungvár nicht weniger als 136 Oelgemälde, etwa 600 Aquarellbilder und noch mehr Kupferstiche zu finden. Die Bercsényi's hielten sich einen eigenen Hofmaler sowie eine eigene Musikcapelle. Eine wertvolle Waffensammlung, ein chemisches Laboratorium sowie die verschiedensten technischen Instrumente ergänzten die Schätze des Ungvárer Schlosses.

In den prachtvollen, mit Geschmack und Eleganz eingerichteten Sälen herrschte ein buntes und geräuschvolles geselliges Treiben. Die Bercsenyi's — Mann und Frau — waren von gleicher Lebenslust durchdrungen und wussten auch zu leben, ihren Reichtum ganz und voll zu geniessen. Doch weit entfernt von unsinnigem Verschwenden verwalteten sie ihre immensen Güter haushälterisch und in bester Ordnung. Beide von lebenslustigem, fröhlichem Temperament, wussten sie aber ihre reichen Einkünfte zu geniessen und führten einen standesgemässen Haus- und Hofhalt. Ihr Schloss sah oft grosse und heitere Gesellschaften; Musik, Tanz, theatralische Vorstellungen, verschiedene Spiele wechselten mit grossartigen Jagden und anderen Arten von Sport ab und verliehen ihrem Privat- und Familienleben ein angenehmes fröhliches Gepräge.

Die Capitel, in welchen Herr von Thaly dieses Leben und Treiben schildert, gehören zu den besten und interessantesten des Buches und liefern einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte des Landes am Schlusse des XVII. Jahrhunderts. Denn im Privatleben Bercsényi's spiegelt sich das Leben der damaligen ungarischen Aristokratie wieder. Doch wie verlockend es auch wäre auf diese Teile des wertvollen Werkes ausführlicher einzugehen, welche beim heimischen Lesepublikum das lebhafteste Interesse erweckten, müssen wir uns dies hier versagen, um uns mehr mit der öffentlichen Tätigkeit Bercsényi's beschäftigen zu können.

Bis zum Abschlusse des Jahres 1697 war Graf Bercsényi auch in amtlicher Stellung tätig und sein Verhältniss zum kaiserlichen Hofe war durch nichts gestört. Er besass den Rang eines kaiserlichen Obersten, kam mehrmals in verschiedenen Missionen nach Wien und Kaiser Leopold zeichnete ihn öfters mit seiner Huld aus. Unter Anderem ernannte er ihn auf Vorschlag der ober-ungarischen Stände zum obersten Kriegscommissär jener Gebiete. Der Sitz des Commissariats war in Eperies und da sich damals — 1697 — auch Fürst Franz II. Rákóczy in der Nähe dieser Stadt auf seinen Gütern aufhielt, entwickelte sich zwischen Rákóczy und Bercsényi jene innige Freundschaft, welche für Beide auf ihre ganze Zukunft und ihren Lebensgang entscheidend werden sollte und auch auf die Geschicke des Landes im höchsten Maasse zurückwirkte. Keiner von Beiden dachte damals noch auf einen Bruch mit der Regierung zu Wien, mit welcher sie vielfach in Berührung standen. Doch nahmen die Ereignisse bald eine Richtung, von der auch sie fortgerissen und auf Bahnen gedrängt wurden, die ihnen grossen Ruhm, aber auch die härtesten Prüfungen bringen sollten.

Die Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes nahm immer mehr eine höchst düstere und auch kritische Wendung. Der Wiener Hof, durch den glücklichen Gang des Türkenkrieges geblendet, hob die althergebrachte Verfassung Ungarns auf und entfremdete sich durch die Willkürherrschaft sowie durch die herzlose Verfolgung der Protestanten alle

Schichten des hohen und des niedern Adels. Die im Lande befindliche Soldateska hinwieder trieb durch die unerhörtesten, wahrlich unmenschlichen Bedrückungen und Ausschreitungen das ohnedies schon arme und gänzlich erschöpfte niedere Volk förmlich in Verzweiflung. Nicht der Adel, sondern das erbitterte Landvolk, die Bauern begannen den Widerstand gegen die rücksichtslose Regierung. In der Hegyalja, dem berühmten Tokajer Weingebiet, ergriffen die Bauern die Waffen, um sich durch sie eine menschenwürdigere Existenz zu erkämpfen. Die allgemeine Erbitterung kam zu allererst in einer Bauernrevolte zum Ausbruch und wendete sich nicht nur gegen die fremden Soldaten und kaiserlichen Beamten, sondern auch bald gegen den einheimischen Adel. Manche Herrenhöfe wurden geplündert und verwüstet und bald nahm der Adel ebenso Anteil an der blutigen Unterdrückung des Aufstandes, wie das kaiserliche Militär. Auch Bercsényi marschirte an der Spitze seiner Soldaten gegen die Aufständischen. Die Revolte wurde auch im Blute erstickt, doch ohne dass die allgemeine Unzufriedenheit der Nation sich vermindert hätte. Die Massregeln der Regierung waren vielmehr geeignet sie fortwährend zu steigern, und Herr von Thaly gibt auf Grund zeitgenössischer Aufzeichnungen ein wahrhaft erschreckendes Bild der inneren Zustände des Landes.

Alles drängte zum gewaltsamen Bruch und die leidenschaftlich erregte öffentliche Meinung musste auch das Gemüt Bercsényi's beeinflussen. Auch hatte er bereits früher manche Unannehmlichkeiten von Seite der kaiserlichen Beamten und Generale zu erdulden und so zeitigte sich in ihm immermehr der Entschluss, den Staatsdienst zu verlassen und sich — einstweilen ohne bestimmte Pläne und Absichten — gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen. Er legte seine Stellung als Kriegscommissär nieder und zu Beginn des Jahres 1698 zog er sich zu seiner Familie nach Ungvár zurück.

II.

Etwa zwei Jahre verbrachte Bercsényi im Kreise der Seinigen, sich geselligen Zerstreuungen hingebend, ohne sich mit Politik näher zu beschäftigen. In dieser Zeit erhielt seine Freundschaft mit dem jungen Fürsten Rákóczi jene Innigkeit, jene grenzenlose Intimität, die bis zu ihrem Lebensende in Glück und Unglück fortdauern sollte. Ihre Freundschaft datirte sich noch aus Eperies, und der junge, kaum einundzwanzigjährige Fürst fühlte sich lebhaft angezogen durch den Geist des um zehn Jahre älteren, lebenserfahrenen Grafen Bercsényi. Seit dem Herbst 1698 verbrachte der Fürst, dem es in Wien, wo er fortwährend mit einer ganzen Schaar von Spionen umgeben war, nicht mehr behagte, auf seinen ober-ungarischen Besitzungen. Er empfing den Grafen oft bei sich, und besuchte ihn auch auf seinen eigenen Gütern. Beide liebten die Jagd und gaben sich eifrig diesem Ver-

gnügen hin. Sie jagten oft, manchmal wochenlang in den unermesslichen Waldungen der Munkácser und Ungvárer Herrschaft. Dort im freien Walde, beim hellen Lagerfeuer auf Bärenfellen ruhend, während ihre Begleiter sich zurückzogen, berührten sie im intimen Zwiegespräch die Verhältnisse ihres Vaterlandes, die Gesetzwidrigkeiten der Regierung, die Attentate, welche speciell nach dem Frieden von Karlovicz durch den Erzbischof Grafen Kollonics gegen die angestammte Verfassung gerichtet wurden, die schreckliche Militärherrschaft, welche das ins Elend gestürzte Volk bedrückte — und befreundeten sich immermehr mit dem Gedanken, dass das Heil nur noch in einem bewaffneten Widerstand zu finden sei.

Hauptsächlich der feurige Bercsényi war von dieser Idee vollkommen durchdrungen. Er war ein Mann der Action; seine mutige, tatkräftige Natur fühlte sich unbehaglich in der Ruhe des Privatlebens; ein glühender, unversöhnlicher Hass gegen die kaiserliche Willkürherrschaft erfüllte seine Seele und im Laufe des Jahres 1699 gelang es ihm auch seinen fürstlichen Freund vollkommen seinen Ideen zu gewinnen. Man entschloss sich zur Action und bereitete auch die hevorragenderen Mitglieder des oberungarischen Adels zur Tat vor. Man besprach die Sache untereinander, man hielt kleinere Versammlungen ab — doch hatte die Sache einstweilen nur eine ganz theoretische Bedeutung. Die Unzufriedenen wussten allzu sehr, dass ihre eigenen Kräfte absolut ungenügend zu jedwelcher Action wären. Das Land war mit kaiserlichem Militär überfüllt und dieses konnte jede Bewegung gleich im Keime ersticken. Es blieb daher nichts Anderes übrig als zu warten und die Ausführung der gehegten Absichten auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Man wusste, dass sich in Europa grosse Dinge vorbereiten. Der später zum Ausbruch gelangte spanische Erbfolgekrieg warf bereits seine Schatten voraus und die französische Diplomatie trachtete schon im Jahre 1698 mit dem Fürsten Rákóczi in Berührung zu treten. Damals wies der Fürst alle diese Lockungen standhaft zurück. Mit dem Beginne des neuen Säculums im Jahre 1700 wurden die Anträge französischerseits erneuert: man versprach dem Fürsten eine Unterstützung in Geld und Waffen, wenn er sich an die Spitze der ungarischen Unzufriedenen stelle und sich gegen den Kaiser erhebe. Der Fürst teilte das Geheimniss seinem Freunde Bercsényi mit, der die Sache mit anderen Malkontenten besprach. Man entschloss sich den Antrag anzunehmen und mit dem Hofe von Versailles auf diese oder jene Weise in Verbindung zu treten. Der Fürst hatte einen Bekannten, den Hauptmann Longueval, der im Infanterie-Regiment des Markgrafen Ludwig von Baden diente und das Vertrauen des Fürsten zu gewinnen wusste. Longueval wurde in das Geheimniss eingeweiht; er erklärte sich bereit, von Seite der Ungarn gewisse Briefe an Ludwig XIV. nach Versailles zu überbringen. Doch Longueval war ein Verräter und lieferte die ihm anvertrauten Schriftstücke der kaiserlichen Regierung aus, worauf der nichts ahnende

Rákóczi am 16. April 1701 gefangen genommen wurde und bald auch andere Adelige verhaftet wurden.

Auch dem Grafen Bercsényi wollte man das gleiche Schicksal bereiten. Doch ein glücklicher Zufall befreite ihn aus den Klauen seiner Verfolger. Bercsényi war zur selben Zeit eben auf einer Reise nach Wien begriffen. In seiner prachtvollen sechsspännigen Karosse kam er mit seiner Frau am 21. April in Tyrnau an. Nach kurzer Rast wollte er eben seine Reise fortsetzen, als ihm gemeldet wurde, dass Franz Szluha, ein Beamter des bereits verhafteten Baron Stefan Szirmay, mit ihm zu sprechen wünsche. Von Szluha erfuhr Bercsényi, was sich in den letzten Tagen in Ober-Ungarn zugetragen und was auch ihm in Aussicht steht. Im Momente war der Entschluss Bercsényi's gefasst. Er liess seine Frau allein die Reise fortsetzen, während er selbst in sein nahes Schloss Brunócz zurückkehrte, dort sich mit Geld versah und mit einigen bewaffneten Getreuen sich in die nahen Wälder flüchtete, um dort das Weitere abzuwarten. Seine Flucht geschah gerade im geeignetesten Moment, indem bereits am andern Morgen eine Abteilung Dragoner in Brunócz erschien, um den Eigentümer des Schlosses festzunehmen. Von den nahen Anhöhen sah sie der Flüchtling ankommen und später auch unverrichteter Sache abziehen. Es war für ihn Zeit die polnische Grenze zu überschreiten, was ihm auch nach manchen Schwierigkeiten und Gefahren glücklich gelang. Doch wurden seine Güter confiscirt und er selbst später in contumaciam zum Tode verurteilt.

Ohne Freunde, ohne Verbindungen, ohne Kenntniss der Landessprache betrat Bercsényi den Boden Polens. Doch kaum nach einigen Monaten hatte er bereits Gönner in den höchsten Kreisen, sogar in dem König August II.; er erwarb sich eine hervorragende Stellung und erlernte die polnische Sprache. Sein Leben in Polen ist überhaupt ein ganzer Roman voll der spannendsten Episoden sowie glücklicher und unglücklicher Zufälle. Er wendete sich zuerst nach dem berühmten Wallfahrtsorte Czenstochau und stieg im Minoritenkloster ab, ohne seinen wirklichen Namen anzugeben. Doch im Laufe weniger Tage wusste er sich den Verlässlichsten von den Vätern auszuwählen, den er dann auch in seine Geheimnisse einweihte und ihn um Beistand mit Rat und Tat ersuchte. Der Pater machte ihn mit dem Obersten Meczinski bekannt, der ihn seinem Bruder, dem Starosten von Vilna vorstellte. Bercsényi wusste bald ihre volle Sympathie zu gewinnen, er besprach mit ihnen seine Pläne, während er durch seine neuen Freunde genaue Kenntniss der Verhältnisse und leitenden Persönlichkeiten Polens erhielt. Sie begleiteten ihn nach Warschau, stellten ihn den einflussreichsten Staatswürdenträgern vor und unterstützten ihn überhaupt durch ihren Einfluss auf jede mögliche Weise.

Kaum in Warschau angelangt, trat Bercsényi auch mit dem dortigen Vertreter Frankreichs, dem Marquis Du Heron in Verbindung, — und eben

die Beziehungen Beider vollkommen aufgehellt zu haben, ist ein bleibendes Verdienst des neuen Buches von Thaly. Die früher ängstlich gehüteten Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris boten ihm eine Fülle neuen Stoffes. Er konnte die Relationen des Marquis Du Heron, sowie die ihnen beigeschlossenen und bis jetzt unbekannten Denkschriften Bercsényi's benützen und aus ihnen eine Fülle von hochwichtigen bis jetzt unbekannten Details schöpfen.

Die Ankunft des Grafen Bercsényi in Warschau geschah in einem Momente, wo der spanische Erbfolgekrieg mit baldigem Ausbruch drohte und Europa bereits in zwei feindliche Lager spaltete. Kaiser Leopold stand dem König Ludwig XIV. gegenüber und beide trachteten den König August II. von Polen an sich zu fesseln. Die Vertreter beider Mächte, Du Heron und Graf Strattmann, wetteiferten mit ganzer Kraft am Hofe zu Warschau, um den König für sich zu gewinnen. Strattmann verlangte die Auslieferung Bercsényi's, während Du Heron denselben mit dem König in persönlichen Verkehr zu bringen trachtete. Und da einstweilen der französische Einfluss die Oberhand behielt, wurde auch im Laufe des Sommers Bercsényi in aller Stille während eines Ausfluges in Brali vom König August empfangen. Der ungarische Graf trachtete den König zu einem Bündniss mit Frankreich zu überreden und bot ihm die Krone Ungarns an; er entwickelte sogar allsogleich einen militärischen Operationsplan zur Besitzergreifung des Landes. König August zeigte sich diesen Anerbietungen geneigt und stellte sogar in Aussicht, dass er, wenn die polnisch-schwedischen Wirren durch Vermittlung Frankreichs beseitigt würden, gegen den Kaiser die Waffen ergreifen werde. Einstweilen zeichnete er Bercsényi dadurch aus, dass er ihm aus den Krongütern in Lithauen eine Domäne zur Nutzniessung überliess. Bezüglich der Verhandlungen verwies der König den ungarischen Grafen an seinen Premierminister Beuchling, mit dem er auch in freundschaftlichen Verkehr trat.

Die Aussichten Bercsényi's gestalteten sich sehr günstig und sein Verhältniss zu Du Heron wurde fortwährend intimer, sein Zielpunkt war Ungarn mit Hilfe Frankreichs oder Polens der Herrschaft der Habsburger zu entreissen. Er betonte nachdrücklich, dass ihn keine selbstsüchtigen oder ehrgeizigen Motive leiten und dass er nur dann in Action zu treten gedenke, wenn er von der bewaffneten Unterstützung der genannten Staaten versichert wird. Er trachtete durch Du Heron Ludwig XIV. der Idee einer feindlichen Diversion nach Ungarn zu gewinnen. Du Heron empfahl diese Ideen in einer Depesche vom 7. Juli 1701 seinem Herrscher, der sie aber einstweilen ziemlich scharf zurückwies. Er antwortete, dass die Pläne der ungarischen Unzufriedenen nur für Polen nützlich sein könnten und wies daher Du Heron an, sich nicht mehr in die Sache zu mengen, sondern sie ganz den Polen zu überlassen.

Bevor aber diese Antwort nach Warschau gelangte, erhielt Du Heron eine sehr ausführliche Denkschrift von Bercsényi, in welcher derselbe die Lage Ungarns eingehend beleuchtete. Sie fand so sehr den Beifall Du Heron's dass er sie persönlich ins Französische — sie war lateinisch verfasst — übersetzte, um sie später nach Versailles abzuschicken. Einstweilen verwendete er sich in seiner Depesche vom 14. abermals für die Sache der Ungarn. Ludwig XIV. wiederholte aber seine frühere Ansicht, dass eine Diversion nach Ungarn einzig und allein nur dem König von Polen nützlich sein könnte und dass er selbst nichts gegen den Kaiser unternehmen will, da Leopold den Krieg an Frankreich noch nicht erklärt hat. Diese Antwort war vom 28. Juli datirt.

Du Heron, von Bercsényi vollkommen gewonnen, gab die Hoffnung seinen König für die Sache Ungarns interessiren zu können, noch immer nicht auf. Im August überschickte er das Bercsényische Memoire mit einem äusserst warmen Empfehlungsschreiben nach Versailles. Das Memoire hat, wie Du Heron selbst hervorhebt, in der Uebersetzung und teilweisen Abbreviation viele seiner Schönheiten eingebüsst, ist aber jedenfalls eine Staatsschrift ersten Ranges und beleuchtet die Zustände Ungarns mit einer seltenen Gründlichkeit und Schärfe. Bercsényi blieb aber nicht bei der Schilderung der Zustände des Landes stehen, sondern gab auch die Mittel und Wege an, wie dasselbe den Händen der Kaiserlichen entrissen werden könnte. Du Heron übersendete nicht nur das Memoire nach Frankreich, sondern arbeitete auch dahin, dass Ludwig XIV. Bercsényi nach Paris berufe, um dort mit ihm die Angelegenheit persönlich zu besprechen.

Ludwig XIV. blieb aber allen diesen Plänen auch jetzt noch entschieden abgeneigt und antwortete am 1. September, dass es ganz unnütz wäre, wenn sich der Verfasser des Memoires nach Frankreich bemühen würde; er möge in der Nähe des Königs von Polen bleiben, um ihm gegebenen Falles dienen zu können. Doch zu solchen Diensten sollte sich nicht sobald Gelegenheit bieten. Schweden erklärte an Polen den Krieg, wodurch Letzteres sich von Frankreich abwendete und August II. zwar nur als Kurfürst von Sachsen und nicht als König von Polen mit dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündniss abschloss, das aber einstweilen noch geheim gehalten wurde.

In Folge dieser Umkehr des Königs August sollte auch die Situation Bercsényi's in Polen eine gründliche Umgestaltung erfahren. Der Premier-Minister Beuchling verkehrte zwar noch immer freundschaftlich mit ihm und Du Heron suchte, wie seine nach Paris gesendeten Depeschen bezeugen, den polnischen Hof fortwährend der Idee einer Diversion nach Ungarn zu gewinnen. Dieser Plan wurde auch von Beuchling nicht zurückgewiesen, doch nur deshalb, um Du Heron und seinen ungarischen Freund irre zu führen. Die Höflichkeit Beuchlings war einfach Heuchelei und König August schloss sich immer enger an die Sache des Kaisers an. In Wien hatte man genaue

Kenntniss von den Bemühungen Bercsényi's und um sich seiner zu entledigen, verlangte man seine Gefangennahme und Auslieferung an den Kaiser.

Weder König August noch sein Minister Beuchling hatten den Mut, diesem Wunsche zu willfahren und das Asylrecht der Republik auf eine so auffallende Weise zu verletzen. Sie befürchteten mit Recht, dass eine so ruchlose Tat die für sie bereits nicht sehr günstig gestimmte öffentliche Meinung Polens allzusehr aufregen würde und wiesen das Verlangen des Kaisers ab. Hingegen gaben sie ihre Zustimmung zur Ausführung eines Anschlages, der teuflisch ausgedacht, nur durch die Kaltblütigkeit und den Mannesmut Bercsényi's vereitelt wurde.

Beuchling, der gegen den ungarischen Grafen noch immer Freundschaft heuchelte, gab ihm in der ersten Hälfte des November 1701 vertraulich zu wissen, dass ein Abgesandter des in der Türkei internirten Emerich Thököly, des einstigen «Kuruzenkönigs», in Polen angelangt sei, um mit König August wegen der Insurgirung Ungarns zu unterhandeln. Warschau aber — behauptete Beuchling — sei mit kaiserlichen Spionen überfüllt, wodurch es dem König unmöglich wäre, den Abgesandten in der Hauptstadt zu empfangen. Um die Sache ganz im Geheimen abzuwickeln, würde dem Thökölyschen Emissär bedeutet, in Czenstochau zu bleiben, wohin ein königlicher Commissär abgesendet wurde, um mit ihm dort ohne Aufsehen zu verhandeln. Beuchling gab dem Bercsényi zu verstehen, dass es höchst angezeigt wäre, wenn er den königlichen Commissär nach Czenstochau begleiten und an den Verhandlungen Teil nehmen würde; nur müsste dies ohne Aufsehen geschehen. Er überredete daher Bercsényi, die Reise ohne grössere Begleitung mitzumachen und bot ihm sogar seine eigene bequeme Kalesche zur Reise an.

Graf Bercsényi, nichts Böses ahnend, war bereit die Reise in Begleitung des königlichen Commissärs mitzumachen. Er nahm zwei ungarische und einen polnischen Diener mit sich und machte sich in Begleitung des Commissärs auf den Weg. Zwei Tage lang passirte nichts Aussergewöhnliches. Am 16. November kamen sie in die dichten Wälder zwischen Petrikow und Czenstochau. Der Commissär sass links von Bercsényi, der eben im Gebet vertieft war. Auf einmal fielen einige Schüsse und der Wagen blieb stehen. Eine — wie es sich später herausstellte — aus 15 kaiserlichen Dragonern bestehende Truppe unter Commando des Hauptmanns Brückner überfiel den Wagen. Ein ungarischer Diener Bercsényi's wurde erschossen, sein polnischer Diener schwer verwundet, worauf Hauptmann Brückner rechts den Wagenschlag aufriss und mit der Pistole in der Hand Bercsényi aufforderte, sich zu ergeben.

Das Alles war das Werk einiger Augenblicke. Bercsényi glaubte zuerst, dass sie von Räubern überfallen worden seien. Als er aber sah, dass sein Reisegefährte, der angebliche Commissär des Königs ganz gemächlich den

linken Wagenschlag öffnete und in aller Ruhe ausstieg, als wenn nichts vorgefallen wäre, begriff er allsogleich seine Lage und wusste, dass er verraten sei. Im Momente entschloss er sich zu einer verwegenen Tat. Hauptmann Brückner wendete sich rückwärts, um seinen Leuten Befehle zu erteilen. Diesen Augenblick benützte Bercsényi. Mit seiner linken Hand die auf ihn gerichtete Pistole abwendend, ergriff er mit der Rechten seine eigene Pistole, schoss den Hauptmann nieder, sprang links aus dem Wagen und schwang sich, während die Dragoner sich um ihren schwer verletzten Anführer schaarten, auf das Pferd seines verwundeten polnischen Dieners und suchte sich in die Wälder zu retten.

Das Glück war ihm hold. Die Geschichte seiner Rettung ist ein förmlicher Roman, die von Herrn von Thaly detaillirt und in spannender Weise mit Benützung der Berichte Du Heron's erzählt wird. Mit Hilfe menschenfreundlicher Mönche und als Mönch verkleidet, gelang es Bercsényi nach mehrtägiger Irrfahrt wieder in Warschau einzutreffen. Er traute sich aber nicht seine Wohnung aufzusuchen, sondern nahm im Missionshaus eines französischen Ordens Quartier. Von dort verständigte er in vertraulicher Weise den Marquis Du Heron von seiner Ankunft. Der französische Gesandte hatte bereits früher Nachricht von dem Attentat im Walde zu Petrikow erhalten und obzwar er noch nicht wusste, was mit Bercsényi geschehen war, wendete er sich an König August und machte ihm Vorwürfe wegen seines Treubruches. Der König war in grosser Verlegenheit und verriet bei diesem Anlass zum ersten Male, wie Du Heron in seiner Depesche vom 17. November nach Paris berichtet, dass er mit dem Kaiser einen Vertrag abgeschlossen hat, welcher dem Kaiser auch das Recht einräumt, seine auf polnischem Territorium lebenden aufrührerischen Untertanen gefangen nehmen zu lassen. Auch gab der König bei dieser Gelegenheit Du Heron zu verstehen, es wäre am besten, wenn sich Bercsényi nach der Walachei begeben würde.

Als daher Du Heron die Nachricht erhielt, dass Bercsényi wieder in Warschau im französischen Missionshause sich befindet, besuchte er ihn und gab ihm den Rat sich noch eine Zeit lang verborgen zu halten, da seine persönliche Sicherheit auch in Warschau äusserst gefährdet sei.

III.

Im Kloster, abgeschlossen von der Welt, erhielt Bercsényi von Du Heron die Nachricht, dass Fürst Franz Rákóczi aus dem Gefängniss von Wiener-Neustadt entsprungen sei (7. Nov. 1701) und etwas später, dass er sich wahrscheinlich nach Polen geflüchtet hat Als Kaufmann verkleidet kam Rákóczi wirklich in Warschau an, wendete sich ebenfalls an Du Heron, der ihn bald darauf zu Bercsényi führte. Die Freunde sahen sich nach langer Trennung auf fremdem Boden als heimatlose Flüchtlinge wieder. Du Heron

wusste einstweilen selbst nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Er unterbrachte sie beim Cardinal Radziovski, später bei anderen polnischen Magnaten. Inzwischen regten sie, wie Du Heron in seinen Depeschen berichtet, die Idee an, dem Fürsten Konstantin Sobiesky, dem jüngern Sohn des berühmten Königs, die Krone Ungarns anzutragen und wollten auch Ludwig XIV. diesem Plane gewinnen. Der König von Frankreich zeigte aber noch immer keine Lust sich in die ungarischen Angelegenheiten zu mengen und wies die Anträge seines Warschauer Gesandten eben so beharrlich zurück, wie dieser nicht müde wurde in allen seinen Berichten zu wiederholen, man müsse die Unzufriedenheit des ungarischen Adels und Volkes benützen, um dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Erst am 26. Jänner 1702 erklärte sich Ludwig bereit den ungarischen Flüchtlingen wenigstens eine Geldunterstützung zu gewähren, doch hebt er ausdrücklich hervor, er sei an ihrem Unglücke unschuldig, wolle sie aber dennoch nicht verlassen. Das war das erste Versprechen, welches Du Heron nach langwierigen Bemühungen für seine ungarischen Schützlinge überhaupt zu erhalten im Stande war. Herr von Thaly hebt daher mit Recht hervor, dass die Meinung, wonach die Wirren in Ungarn durch die Verlockungen Ludwigs angezettelt wurden, den Tatsachen absolut widerspricht. Ludwig wollte mit den ungarischen Unzufriedenen auch dann nicht in Verbindung treten, als diese sich freiwillig an ihn wendeten, um seine Unterstützung zu gewinnen. Alle diesbezüglichen Anstrengungen Du Heron's scheiterten an dem entschiedenen Widerspruche des Königs von Frankreich. Und wirklich war es nicht Frankreich, welches für Rákóczi und Bercsényi die Tore der Heimat wieder eröffnete. Das ungarische Volk, durch die erbarmungslose Wirtschaft der Kaiserlichen bis zum Aeussersten verhetzt, erhob sich aus eigenem Antrieb und ohne fremde Aufwiegelung gegen das tyrannische System und rief die Flüchtlinge aus der Fremde zurück, um seine Geschicke ihrer Leitung anzuvertrauen.

Rákóczi und Bercsényi fanden nach manchen Irrfahrten in der Fürstin Lubomirska eine hochherzige Beschützerin und zogen sich auf eines ihrer Güter in Rot-Russland, in das Waldschloss von Moscsenitza zurück, wo sie im Januar 1702 anlangten und den grössten Teil des Winters auch verbrachten. Dort besuchte sie endlich ein Abgesandter aus der Heimat, Johann Szalontay, und informirte sie über die Stimmung in Ungarn. Er wollte sie überreden ohne fremde Hilfe einen Einfall nach Ungarn zu unternehmen, wo das unzufriedene Volk sich ihnen in grossen Massen anschliessen würde. Weder Rákóczi noch Bercsényi wollten sich in ein so gewagtes Unternehmen einlassen und wendeten sich wieder an Du Heron, um durch ihn die Unterstützung Frankreichs zu erlangen. Du Heron machte sich bei Ludwig XIV. abermals zum warmen Fürsprecher seiner ungarischen Freunde. In einer Depesche vom 20. Januar 1702 berichtete er seinem König über den Besuch Szalontay's — seine Depeschen haben allein diese Tatsachen der Nachwelt

überliefert — und schrieb ihm unter Anderem: «Ew. Majestät können keine so idere Politik machen, als wenn Sie die ungarischen Malcontenten unterstützen.» Auch empfahl er Rákóczi bei den Verhandlungen mit dem König von Schweden zu benutzen, um durch ihn den König Karl XII. für Frankreich zu gewinnen. Du Heron hatte bald darauf eine Conferenz mit Bercsényi und berichtete darüber am 26. Januar nach Versailles. Endlich in seiner Antwort vom 2. März zeigte sich auch Ludwig den Plänen Rákóczi's und Bercsényi's geneigter, doch verlangte er detaillirte Berichte über die Grösse der beanspruchten Unterstützung, die nach seiner Ansicht nur in Geld geleistet werden kann; er fügte jedoch allsogleich hinzu, dass auch die Geldhilfe nicht allzu bedeutend sein könnte. Inzwischen wies er für die persönlichen Bedürfnisse Rákóczi's 12,000, für Bercsényi 8000 Livres als Jahresrente an. Du Heron, durch diesen kleinen Erfolg ermutigt, verdoppelte seinen Eifer, um seinen königlichen Herrn für die Idee einer bewaffneten Diversion nach Ungarn zu gewinnen. Endlich zeigte sich Ludwig auch diesbezüglich geneigter und in seiner Antwort vom 18. Mai versprach er Rákóczi und Bercsényi in einigen Monaten drei bis viermal hunderttausend Taler zu schicken, damit sie Truppen werben und mit bewaffneter Hand in Ungarn einfallen können.

Ihre Angelegenheit nahm bereits eine hoffnungsvolle Wendung, als eine unerwartete Katastrophe eintrat, welche sie ihres unermüdlichsten Beschützers beraubte. Du Heron wurde unter der Anklage mit den Schweden in geheimer Verbindung zu stehen, auf Befehl König August's verhaftet und nach Danzig escortirt, von wo er sich in seine Heimat begab. Bald wurde aber auch August durch den Schwedenkönig Karl XII. aus Warschau vertrieben. Rákóczi und Bercsényi, sich selbst überlassen, waren gezwungen, die Ausführung ihrer Projecte abermals zu verschieben. Sie schwebten sogar wieder in der grössten Gefahr. Fürst Jakob Sobieski, der Schwager des Kaisers Leopold, wollte die Gelegenheit benützen, um sie gefangen zu nehmen. Doch wurde der Anschlag noch rechtzeitig verraten und vereitelt. Die Flüchtlinge verbrachten die zweite Hälfte des Jahres im Schlosse von Brzezan, ohne etwas Positives im Interesse ihrer Sache leisten zu können.

Dort erschienen im März 1703 die Abgesandten der ungarischen Unzufriedenen, um Rákóczi und Bercsényi einzuladen heimzukehren und sich an die Spitze des Volkes zu stellen. Rákóczi wendete sich durch die Vermittlung des französischen Konsuls in Danzig, Marquis v. Bonnac, abermals an Ludwig XIV. und da auch aus Ungarn fortwährend günstige Nachrichten einliefen, wurden in Lemberg etwa zwölf Fahnen mit der Aufschrift: Cum Deo pro Patria et Libertate angeschafft und die Vorbereitungen zur Heimkehr getroffen. Am 12. Mai wurde das berühmte Patent von Brzezan — im ungarischen Original jetzt zum ersten Male von Thaly veröffentlicht — erlassen. Es ist dies eine Proclamation an das ungarische Volk, das von Rákóczi und Bercsényi gemeinsam unterzeichnet, sammt den Fahnen nach Ungarn gesendet

wurde. Die beiden Führer blieben einstweilen noch in Polen, um mit Unterstützung ihrer Freunde Truppen zu werben und sie kriegsgemäss auszurüsten.

In Ungarn brach bald darauf die Bewegung los und in zehn Tagen sammelte sich ein Heer von 6000 Mann unter den Fahnen des Aufstandes. Rákóczi selbst wurde wie ein neuer Messias erwartet. Während der Fürst im Juni nach Ungarn aufbrach, blieb Bercsényi einstweilen noch in Polen zurück, um dort die polnische und französische Hilfe zu betreiben. Er sendete am 15. Juni ein ausführliches Memoire an Bonnac und verlangte dringend eine vorläufige Unterstützung von 41,000 Thalern zu Kriegszwecken. Bonnac wendete auch Alles an, damit Bercsényi Geld bekomme und verschaffte ihm mehr als 50,000 Livres, die zum Ankauf von Waffen und Kriegsmaterial verwendet wurden. «Nicht mit leeren Händen» konnte endlich auch Bercsényi die Reise in die Heimat antreten. Er kam mit 800 Mann Hilfstruppen in den ersten Tagen des Juli dort an und bald darauf eroberten die Kuruzen einen grossen Teil Ober-Ungarns und am 2. August befand sich ihr Hauptquartier bereits in Debreczin.

Bis zu dieser Zeit erzählt uns Koloman von Thaly im zweiten Band seines grossen biographischen Werkes die wechselvollen Schicksale seines Helden, des berühmten Grafen Nikolaus Bercsényi. Der neue Band bietet auch speciell für die ersten Anfänge der gewaltigen Kuruzenbewegung eine immense Masse von neuen, bisher unbekannten Details. Die Lage des Landes, die Bedrückung des Volkes durch die fremde Willkürherrschaft, die Ausschreitungen der Soldateska werden in ergreifenden Farben geschildert und damit die wahren Ursachen sowie die Anfänge der grossen Volksbewegung in allen Details klargelegt. Das Buch Thaly's ist eine wissenschaftliche Leistung von hohem Wert und bildet mit seiner lebhaften, energischen Darstellungsweise, mit seinem kernigen farbenreichen Styl eine Zierde unserer Geschichtsliteratur. Dr. Ignaz Acsády.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der Plenarsitzung am 28. Feber, in welcher Präsident August Tréfort den Vorsitz führte, las zunächst Andreas György eine *Denkrede auf das correspondirende Mitglied Leo Beöthy.* Leo Beöthy wurde 1839 in Wien geboren, wo sein Vater Alexander Beöthy bis zum Jahre 1848 bei der Hofkanzlei angestellt war. Seine literarische Tätigkeit begann er auf journalistischem Gebiete als Feuilletonist der in Temesvár erscheinenden Zeitschrift «Delejtű» (Die Magnetnadel). In den Jahren 1865 bis 1867 redigirte er die volkswirtschaftliche Rubrik des «Hon» (Vaterland). Er war seit der Organisation des staatlichen statistischen Landesbureaus Mitglied, später Vicedirector desselben und wirkte an der Redaction der Mitteilungen desselben

so lange mit, bis seine Arbeitsfähigkeit durch eine langwierige Krankheit erschüttert wurde. Seine gehaltvollste Arbeit ist die «Nemzetlét» (Der Bestand der Nation) betitelte soziologische Abhandlung. Bedeutenden wissenschaftlichen Erfolg ernteten auch seine Werke «A bankügy elmélete» (Theorie des Bankwesens) und «A társadalom kezdetei» (Die Anfänge der Gesellschaft). Seine ernste literarische Tätigkeit blieb nicht ohne Anerkennung, insofern sie einmal durch den Marczibányi-Nebenpreis, ein anderes Mal durch den Fáy-Preis belohnt wurde. Die Akademie wählte ihn am 24. Mai 1877 zum correspondirenden Mitgliede; am 5. Jänner 1886 schloss er seine irdische Laufbahn. Denkredner charakterisirte in eingehender Weise Beöthy's menschliche und literarische Individualität, analysirte und kritisirte seine soziologischen und volkswirtschaftlichen Werke. Die gediegene Denkrede fand aufmerksame Zuhörer und anerkennenden Beifall.

Hierauf las das ordentliche Mitglied Johann Hunfalvy seinen Bericht über die Feier der hundertsten Jahreswende des Todes des berühmten kroatischen Gelehrten *Josef Boskovics*, geb. 1711 in Ragusa, gestorben 1787 in Mailand. Der Bericht schildert zuerst das Leben und Wirken des seinerzeit weltberühmten Mathematikers, Physikers, Astronomen und Philosophen, dessen Wirksamkeit in Rom, Mailand, Paris, London, seine umfassende literarische Tätigkeit und hierauf den Verlauf der Denkfeier, welche die südslavische Akademie zu Ehren ihres berühmten Compatrioten am 14. d. M. in Agram veranstaltete und bei welcher die Ungarische Akademie der Wissenschaften auf Veranlassung ihres Präsidenten August Tréfort durch den Berichterstatter vertreten war. Der interessante, umfassende Bericht wurde sehr beifällig aufgenommen.

Zum Schlusse folgten die laufenden Angelegenheiten. Das Magnatenhaus erklärt in einer Zuschrift seine Bereitwilligkeit, der Akademie seine Publicationen für die Bibliothek zukommen zu lassen. — Das gelegentlich der letzten Generalversammlung zum Ehrenmitgliede gewählte ordentliche Mitglied Karl Szász lehnt in einer Zuschrift die Annahme dieser Auszeichnung dankend ab. — Eine Grammatik der subkarpathischen ruthenischen Sprache wurde der Akademie zur Begutachtung eingesandt. Den Schluss machte die Vorlage der letztmonatlichen Publicationen der Akademie.

— In der Sitzung der zweiten Classe vom 7. März, welcher Franz Pulszky präsidirte, bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung ein Vortrag des ord. Mitgliedes Koloman Thaly über «*Graf Nikolaus Bercsényi und die Diplomatie Ludwig's XIV. 1701—1703*». Der Vortrag ist ein auch in sich abgeschlossenes Capitel aus jenem grösseren Werke Thaly's über Bercsényi, dessen erster Band in dieser *Revue* mit grösster Anerkennung besprochen war. Vortragender war durch die Liberalität der französischen Republik in der Lage, die bisher unzugänglichen bezüglichen Acten aus dem Archive des Auswärtigen Amtes in Paris zu benützen, welche die Beziehungen Frankreichs zur Rákóczi'schen Bewegung in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen. Es sind dies hauptsächlich die Berichte des französischen Gesandten Marquis Duhéron am Hofe des Polenkönigs August und die eigenen an Ludwig XIV. gesandten Denkschriften Bercsényi's, welcher nach seiner Flucht aus Neutra in Polen weilte, bei der polnischen Aristokratie, beim Polenkönig, beim französischen Gesandten und durch ihn beim König von Frankreich

den Plan der Befreiung Ungarns durch polnische und französische Hilfe mit ebenso viel Eifer wie Talent und Erfolg betrieb, bis der kaiserliche Einfluss bei dem wankelmütigen August wieder die Oberhand gewann, Bercsényi einem kaiserlicherseits veranstalteten Ueberfall mit Not entging und sich im Kloster der französischen Mission verbergen musste.

Hierauf folgte ein Vortrag des correspondirenden Mitgliedes Michael Zsilinszky, welcher *«Die Eperjeser Verhandlungen im Jahre 1648»*, wo die Abgeordneten des Königs einerseits, die des Fürsten Georg Rákóczi I. andererseits die beiderseitigen Wünsche und Beschwerden des Langen und Breiten verhandelten und die Beschlussfassungen des 1649-er Reichstages vorbereiteten, auf Grund bisher unbenützter Urkunden eingehend darstellt.

Den Schluss der Vorträge machte das correspondirende Mitglied Aladár Ballagi, welcher einzelne Partien aus seinem Essay über *Die Individualität F. B. Colbert's* vortrug. Colbert, der Sohn eines Tuchmachers, ist gleichsam die Personification des französischen Bürgerstandes seiner Zeit. Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Freude und Streben nach Besitz, welche oft in Habsucht entarteten, fester, manchmal bis zur Hartnäckigkeit gesteigerter Wille, Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter und ans Vaterland und über das alles Liebe zur Arbeit kennzeichnen zugleich Colbert und die Bürger seiner Zeit. Unser Zeitalter, welches sich das Jahrhundert der Arbeit nennt, hat wohl manche schöne Paränese der Arbeit aufzuweisen, aber wie viel mehr Kraft und Nachdruck ist in den Aeusserungen Colberts enthalten! Er unterscheidet zwischen Arbeit und Arbeit. Nur die schwere, im Schweisse des Angesichts geleistete Arbeit, «l'excès du travail», nennt er wahre Arbeit. Er selbst hat solche geübt, fünfzehn Stunden täglich, und was in Folge dessen bei ihm gleichsam Temperament wurde, das hat er auch von seiner Umgebung gefordert, die er so animirte wie Gladstone die Schulbuben: wenn ihr läuft, so laufet aus allen Kräften, wenn ihr springt, springet so stark ihr vermöget. Die unablässliche Sorge im Dienste des Staates stimmt ihn düster, er wird mürrisch und erlangt denselben Ruf, wie später Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Man nennt ihn zwar nicht «Bête brutte», aber das auf ihn bezügliche «sévérité insupportable» besagt ja fast dasselbe. Nach Madame de Sèvigné heisst er «le Nord», nach Gui Patin «vir marmoreus», in einem gleichzeitigen Chanson wird er der Mann mit dem Felsenherzen genannt. Wer es jedoch versteht, in seinen Handlungen zu lesen, wer da sieht, wie er sich Tag und Nacht abmüht, um sein Ideal zu verwirklichen, der wird an der Stelle des Marmors, des Felsens feurige Lava in seinem Innern entdecken. Einer einzigen Idee lebend, ist er für alles Andere wie abgestorben, aber dies Einzige cultivirt er mit wahrer Begeisterung, mit wahrer Schwärmerei.

Er war wie verliebt nicht in ein schönes Weib, nicht in weltliche Güter, in Geld, in hohe Ehrenstellen; sondern, wie einen zweiten Pygmalion hat sein eigenes Werk, das er geschaffen, dem er seine Seele eingehaucht, ihn bezaubert, und ihn bis an die Grenze des Wahnsinnes hingerissen. «Ich wünschte nichts sehnlicher — sprach er einst in solcher Begeisterung, — als dass meine Pläne in Erfüllung gingen: *dass Wohlstand im Lande herrschen und darin Jedermann zufrieden leben sollte*, und wenn dies auch nur um den Preis zu erreichen wäre,

dass ich selbst, der Aemter und der Würden entbunden, fern vom Hofe leben müsste und Gras meine Hausflur bedeckte.»

— In der Gesammtsitzung der Akademie am 19. März, deren Hauptgegenstand die Zuerkennung des Teleki-Dramenpreises war, meldete der Präsident August Tréfort vor Allem, dass er vorgestern Sr. Majestät ein Exemplar des von der Akademie herausgegebenen Prachtwerkes über die heilige ungarische Krone und die Reichs-Insignien überreicht und Sr. Majestät dasselbe allergnädigst anzunehmen, in seiner Gegenwart zu besichtigen und sich über dasselbe lobend auszusprechen geruht habe. Die Mitteilung wird mit Éljenrufen aufgenommen.

Hierauf verlas das correspondirende Mitglied Gustav Heinrich den Bericht der Preisrichter-Commission über die um den letztjährigen Teleki-Preis concurrirenden Stücke. Der Teleki-Dramenpreis war im Jahre 1886 auf reine Tragödien ausgeschrieben. Im Ganzen wurden eilf Stücke eingereicht, von denen einzelne schon einmal, ja sogar schon zweimal vorgelegen hatten, ohne Beachtung gefunden zu haben. Die Beurteilungs-Commission bestand unter dem Vorsitze Anton Zichy's aus den Akademikern Zoltán Beőthy und Gustav Heinrich und von Seite des Nationaltheaters aus den Herren Nikolaus Feleki und Eduard Paulay.

Die eingelangten Stücke sind in ihrer überwiegenden Mehrheit so mangelhaft und verraten so wenig dichterische, noch weniger dramatische Begabung, dass eine eingehendere Analyse derselben ganz zwecklos wäre. Alles in allem haben nur zwei Dramen die Aufmerksamkeit und das Interesse der Kritiker erregt: «Gorgo», Tragödie in fünf Akten, und «Der Mann von Eisen», Trauerspiel in drei Akten. Die Majorität hat sich für das letztere Stück erklärt.

«*Gorgo*» ist eine wässerige Jambentragödie, ohne irgend merkliches dramatisches Talent entworfen und ausgeführt. Der Stoff ist mit dem Inhalte von «Lucrezia Borgia» identisch: Das verworfene, unsittliche Weib und der idealisch angelegte, reine Jüngling stehen sich als Mutter und Sohn gegenüber. Von einer Lösung des Problems kann aber nicht die Rede sein, denn der Ausgang der Personen steht nur in äusserlichem Zusammenhange mit ihrem Schicksale, und ihr Charakter kann sich in der endlosen Flut glatter, von lyrischer Sentimentalität erfüllter Jamben nicht ausgestalten. Der Verfasser scheint lyrisches Talent zu besitzen, — aber weder genug Phantasie noch hinreichende Gestaltungskraft, weshalb auch das Werk den Eindruck dramatischer Talentlosigkeit macht. Das Stück ist eine Sammlung von Reminiscenzen aller Art und entbehrt des dramatischen, wie des theatralischen Elements.

Da «Gorgo» weder als Drama literarischen Wert hat, noch geeignet ist, zur Darstellung zu gelangen, konnte die Majorität sich nicht entschliessen, demselben den Preis zuzusprechen, und das um so weniger, da «*Der Mann von Eisen*», unstreitig die Leistung eines echten dramatischen und theatralischen Talents, ein wirkungsvolles Bühnenstück ist, das schon jetzt als erfreuliche Bereicherung unseres Repertoires bezeichnet werden kann. Der Held, der Eisenfabrikant Bárdi, stammt aus der Familie der «Erbförster» und des Meister Anton (in Hebbel's Maria Magdalena). Bárdi ist Eisen, wie das Metall seines Bergwerkes, und will sich weder biegen noch brechen. Sein Sohn liebt eine Baronesse und der von seinen bürgerlichen Tugenden eingenommene und für die Ideale der rechtschaffenen

Arbeit begeisterte Mann sieht in dieser «Verirrung» seines Sohnes den Ruin seines Hauses, den er mit allen verfügbaren Mitteln, besonders durch unbeugsames Festhalten an seinen Principien und eisernen Widerstand, abwenden will. Selbstverständlich gelingt ihm dies nicht; er richtet seinen Sohn und dessen Ideal zugrunde und bricht schliesslich selbst zusammen. Das Stück ist in erster Reihe ein Bühnenstück, den Schauspielern auf den Leib geschrieben, mit meisterhafter Technik abgefasst, des theatralischen Erfolges sicher. Es hat aber auch innere Vorzüge: die einheitliche Charakteristik der Personen, den präcis und nur auf die Förderung der Handlung gerichteten Styl, die straffe Einheitlichkeit, Klarheit und Folgerichtigkeit im Aufbau und in der Composition der Handlung. Nur die Motivation dürfte stellenweise etwas tiefer gehen, besonders bei dem Helden, auf dessen Schultern die ganze Handlung mit allen ihren tragischen Consequenzen ruht.

Da das Statut des Teleki-Dramenpreises (§ 133) die Bühnenfähigkeit des Stückes ausdrücklich betont und dem edlen Gründer in erster Reihe die Bereicherung des ungarischen Repertoires vorschwebte, hat die Majorität der Commission der modernen Tragödie «Der Mann von Eisen» den Preis zugesprochen.

Das Plenum acceptirt das Urteil der Preisrichter-Commission, der Präsident öffnet den dem Drama beigelegenen Mottobrief, aus welchem der Name Gregor Csiky hervorgeht. Die übrigen Devisenbriefe wurden verbrannt.

— Die nationalökonomische Commission der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hielt am 22. März eine Sitzung, welcher in Abwesenheit des Präsidiums Paul Hunfalvy präsidirte. Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag des Abgeordneten Béla Grünwald, der ein sehr zahlreiches distinguirtes Auditorium mit einem meisterhaft ausgeführten Gemälde der *volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Sohler Comitats* anderthalb Stunden lang in gespannter Aufmerksamkeit erhielt. Wir geben nachstehend eine gedrängte Inhaltsübersicht des interessanten Vortrages.

Im Sohler Comitat leben auf 50 Quadrat-Meilen Areal 103,285 Einwohner und diese arbeiten in verschiedenen Wirtschaftszweigen, deren Vielfältigkeit und verschiedene Entwicklungsstufen vor dem Beschauer ein interessantes Bild aufrollen. Das Comitat ist auch landschaftlich anziehend. Waldbedeckte Berge, himmelanragende Alpen, Schluchten durchbrausende Wildbäche, die in anmutigen Tälern mit Bächen und Flüssen vereint auf den Gebieten der Dörfer und Städte den prosaischen Zwecken des Menschenlebens dienstbar werden. Doch leider verwendeten die Menschen die Naturkräfte sehr wenig zu den Zwecken der Industrie. Breitere Täler mit grösseren Wassern hat das Comitat wenige: die Täler der Gran, der Szalatna, der Nyeresznicza und der Bistricza. In diesen entfaltet sich das regsame wirtschaftliche Leben: Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern, den Gewässern entlang Gewerbe und Handel, Fabriken und blühendes Städteleben. Die entlegenen, in Talkessel gedrängten oder auf Waldrodungen entstandenen Dörfer sind auf die unteren wirtschaftlichen Beschäftigungen angewiesen; Rindvieh- und Schafzucht, Hirtenleben, primitive Feldwirtschaft charakterisiren sie. Die intensivere, rationellere Landwirtschaft hat sich bei der beweglicheren, gebildeteren, mit den Städten verkehrenden Landbevölkerung der Täler entwickelt. Hier befinden sich auch die den Verkehr vermittelnden Haupt-Communicationsmittel: die

Wasserstrasse der Gran, die Landstrassen, die Eisenbahnen, welche sämmtlich einen sehr lebhaften Verkehr zeigen. Auf dem Gebiete der Viehzucht kann die Sohler Bevölkerung weder qualitativ noch quantitativ Bedeutendes aufweisen. Eine Spezialität des Sohler Comitats sind die halbwilden Forsthühner, deren Zahl sich im Végleser Dominium auf 15,000 beläuft. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft ist auch in bäuerlichen Kreisen ein Fortschritt sichtbar. Die Forstwirtschaft ist im Sohler Comitat sehr bedeutend, da sein Waldareal 255,858 Katastraljoch, also 56 Percent des Comitats-Areals umfasst, wovon 148,441 Joch dem Aerar gehören. Der einst blühende Bergbau weist heute nur mehr traurige Ueberreste auf. Das Sohler Comitat hatte einst auch eine blühende Industrie: Kleinindustrie findet sich nicht blos in den Städten, sondern auch in den Dörfern; Grossindustrie ist hier schon im XVII. Jahrhundert zu finden. Der Rückgang der Klein-Industrie im Oberland beginnt schon im vorigen Jahrhundert als Folge des wirtschaftlichen Krieges, den Oesterreich gegen uns führte. Was davon noch übriggeblieben ist, zeigt die Zeichen des Verfalls, weil sie mit der Production der entwickelteren Industrie nicht concurriren kann und die gewerbetreibende Classe selbst in jeder Hinsicht sinkt. Ein erfreulicheres Bild zeigt die Grossindustrie, die sich hier entschieden entwickelt, da billige Arbeitskraft, unerschöpfliche Wasserkraft und leichte Communication diese Entwicklung unterstützen. Die bedeutenderen Fabriken des Comitats sind: Die Hermanetzer Papierfabrik, welche weitberühmt ist und die höchsten Ansprüche befriedigt; die beiden Fabriken für gebogene Möbel in Neusohl und Altsohl; die Neusohler Tuchfabrik; die Neusohler Walz- und Kunstmühle; die Sohler Pfeifenfabrik; die Majolikafabriken in Farkasfalva und Hajnik; die Glasfabriken in Hrenyova, Szikla und Péteri; die Rónicz-Brezóer und Libethener ärarischen und die Bikáser und Sohler privaten Eisenfabriken; die Neusohler Bierbrauerei; die Neusohler und Hrinovaer Dampfsäge. Der Handel des Sohler Comitats ist in Folge des Eisenbahnbaues stark zurückgegangen; besonders der einst blühende Handel Neusohls empfand die Wirkung der veränderten Verkehrsverhältnisse. Eine eigentümliche Erscheinung dieses Comitats ist die Entwicklung des Hausirhandels, dessen Beginn in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts zurückgeht und der sich weit über das Land erstreckte. — Das Sohler Comitat zählt sechs Credit-Institute; die Neusohler Sparcasse, den Neusohler Creditverein, die Altsohler Sparkasse, die Breznó-Bányaer Sparcasse, die Breznó-Bányaer wechselseitige Hilfsgenossenschaft, die Obersohler Hilfsgenossenschaft in Péteri (mit 13 Millionen, beziehungsweise 10 Millionen, 3 Millionen, 31 Millionen, 105,000 fl. und 28,000 fl. Verkehr.) Der Wucher ist auch hier eine bekannte Erscheinung und nimmt besonders aus Bauernkreisen seine Opfer. Fragt man nach dem Ueberblick der sämmtlichen wirtschaftlichen Verhältnisse und Factoren, ob sich der allgemeine Wohlstand gehoben hat, so muss darauf mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden. Die Bauern beginnen intensiver zu wirtschaften, sind aber grösstenteils verschuldet, ihr Viehstand nimmt ab und die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse lassen keine Besserung hoffen. Auf dem Gebiet der Kleinindustrie sehen wir Verfall und Pauperismus, statt Aufschwung und Prosperität. Auf dem Gebiete des Handels drängt ein Bankerott den andern und die blühendsten Geschäfte fallen, des Bodens günstiger Verhältnisse verlustig. Die Grossindustrie ist der einzige Zweig des wirtschaftlichen Lebens,

welcher Entwickelung und Erstarkung zeigt. Die Steuerrückstände erreichten im Sohler Comitate 1886 17% der vorgeschriebenen Steuer; die Zahl der nur unter Anwendung von Zwangsmitteln Zahlenden nimmt zu. Wiewohl ein bedeutender Teil der Sohler Bevölkerung aus Fabriksarbeitern besteht, sind die Wirkungen der sozialistischen Ideen und die daraus entspringenden Strebungen und Bewegungen hier unbekannt, wegen der Entfernung der Arbeiter von den Centren der europäischen Arbeiterbewegung und wegen ihres Bildungsmangels, der sie nicht zum Bewusstsein ihrer Rechtsansprüche kommen lässt. Die Gesellschaft wäre demnach ruhig, wenn die mit den Arbeitern grausam umgehenden Organe des Forstärars nicht eine soziale Frage schüfen, welche auch die Aufmerksamkeit der Behörden bereits erregt hat.

Die Sterblichkeit beträgt unter normalen Verhältnissen drei Percent, bei Epidemien vier Percent der Bevölkerung. Die hygienischen Verhältnisse sind im Allgemeinen günstig. Die ethnographischen Verhältnisse des Comitats sind in Vergangenheit und Gegenwart sehr interessant. Sohl wird heute mit Recht unter die slovakischen Comitate gezählt, da es keine einzige magyarische oder deutsche Landgemeinde aufweist. Im Mittelalter war die Bevölkerung fast ganz deutsch. Heute ist eine neue ethnographische Umgestaltung im Fluss. Die Masse des Volkes wird wohl slavisch bleiben; doch in den Städten, den Verkehrs- und Cultur-Centren, findet die magyarische Sprache starke Verbreitung und die Haussprache der jüngern Generation, wenigstens in den gebildeteren Kreisen, wird die magyarische sein. Dies Ergebniss ist dem Umstande zu danken, dass die Sprache des öffentlichen Lebens, der Aemter, der Schule, der Literatur die magyarische ist, und mit der Zeit wird sie auch die Sprache des Handels und der Industrie werden, und die künftige Generation erlebt es vielleicht, dass Ungarn einen echten magyarisch redenden Bürgerstand hat. Diese höchst wichtige Frage, sowie auch den Zustand der Verwaltung und der Culturmittel im Sohler Comitat eingehender zu besprechen, reservirt Vortragender einer besonderen Abhandlung.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 4. April las das correspondirende Mitglied Julius Schwarz über *Die Bedeutung des Staates und der Gesellschaft von Athen für den menschlichen Fortschritt von Kleisthenes bis Ephialtes (507—462 vor Chr.)*. Der Vortragende beleuchtete und kritisirte vor Allem die staatsrechtlichen Momente dieses seines Themas. Hierauf ging er zu den persischen Kriegen über und wies nach, dass in dieser Zeit die griechische Cultur nicht in Athen, sondern in den unteritalischen Colonien und in Sizilien culminirte. Die Reform des Aristides war nicht ein Ausfluss der Grossmut, sondern der dringenden Notwendigkeit. Zu Aristides' Zeit stand das geistige Leben in Athen noch immer auf niedrigem Niveau. Neben roheren Sitten war die Corruption auch damals schon in hohem Maasse vorhanden. Massenhafte Defraudationen, kolossale Seelenkäufe charakterisiren die Parteikämpfe des Kimon und Ephialtes. Das Ideal der Menschheit können nur Schwärmer in diesem Zeitalter suchen.

Hierauf teilte das corr. Mitglied Ludwig Láng einige statistische Notizen über *den ungarischen Mittelschulunterricht von 1867—1885* mit, nachdem er dasselbe an derselben Stelle vor einem Jahre bezüglich des Volksschulunterrichts getan. Er führt in einer reichen Auswahl ziffernmässiger Vergleiche die Entwick-

lung des ungarischen Mittelschulwesens während der constitutionellen Aera vor und schliesst mit dem Satze, dass die staatliche Pflege der Mittelschulen nicht nur durch culturelle, sondern auch durch nationale und politische Gesichtspunkte geboten und die diesbezüglichen Investitionen die fruchtbringendsten seien.

Sodann las Ignaz Acsády als Gast ein in sich abgeschlossenes Capitel aus seinem Werke: *«Ungarns Finanzgeschichte unter Ferdinand I. 1526—1564.»* Das Werk, welches die verschiedenen Steuergattungen, die Staatsbedürfnisse und die Organisation und Wirksamkeit der gesammten Finanzverwaltung beleuchtet, ist fast ausschliesslich auf Grund bisher unbekannten archivalischen Materials gearbeitet. Vortragender las einen Teil des Capitels: *«Steuer und Gesellschaft»* vor, welches die Vermögensverhältnisse der alten Gesellschaft, die Verteilung des Grundbesitzes und den Zustand der Untertanen darstellt. Er hob hervor, dass in den 24 Comitaten, über welche Rechnungen erhalten blieben, 51% des Grundbesitzes in der Hand weniger Magnatenfamilien waren, und erklärte daraus die damalige überwiegende politische Macht der Oligarchen. Dann wies er nach, dass die Steuerlast hauptsächlich die untersten Volksclassen drückte, welche dem Vaterland auch hohe Blutsteuern zahlten. Wenn wir den geringen Schutz, welchen der Staat damals den Untertanen bieten konnte, mit den grossen Opfern vergleichen, welche er von ihnen verlangte, müssen wir staunen über die äusserste Entsagung, über die an Heroismus grenzende Hingebung, welche dieses arme, von Jedermann ausgebeutete, an Leben und Gut fortwährend bedrohte Volk für das Land seiner Geburt hegte. Dieser Hingebung ist es zu verdanken, dass in jener drangsalreichen Zeit das ungarische Vaterland nicht zu einer unbewohnten Wüste wurde.

— In der Sitzung der national-ökonomischen Commission der Ungarischen Akademie am 5. April hielt Dr. Moriz Pisztory, Professor an der Rechtsakademie in Pressburg, einen Vortrag *über die volkswirtschaftlichen und culturellen Zustände der Stadt Pressburg,* dessen Hauptinhalt wir in nachstehendem resumiren.

Die Landwirtschaft kann auf dem Gebiet einer eminent industriellen Stadt keine grosse Rolle spielen. Blos die Borstenviehzucht, respective das Selchergeschäft, der Weinbau und die Gemüsegärtnerei erhoben sich in Pressburg zu grösserer Bedeutung und entwickelten sich zu exportfähiger Industrie. Die Zahl der Weinbauer ist 720, somit nährt der Weinbau etwa 3000 Menschen. Ihre Existenz ermöglicht hauptsächlich das von ihnen geübte beschränkte Weinschankrecht. Die Weinbauerclasse ist äusserst fortschrittfreundlich; sie hat eine Winzerschule, einen Weinbauerverein und einen Kellerverein ins Leben gerufen. Die Landwirtschaft hat in den letzten zehn Jahren in Folge der Ausbreitung der Industrie sehr abgenommen. Die Dynamitfabrik, der Viehmarkt und das Waarenhaus haben allein mehr als 100 Joch Culturboden occupirt.

Die Industrie Pressburgs betreffend widmete Vortragender seine Aufmerksamkeit vornehmlich der Grossindustrie. Es gibt dort 32 Industrie-Etablissements, welche mit Dampfmaschinen und 17, welche mit Gasmotoren arbeiten. Es sind in denselben im Ganzen 55 Dampfmaschinen und Gasmotoren, zusammen mit 530 Pferdekraft, in Tätigkeit. Vortragender referirt über die Fabrikseinrichtung, Arbeiterzahl, Productions- und Exportfähigkeit von 40 grösseren Etablissements, deren Erzeugnisse zum Teil in allen fünf Weltteilen Exportplätze haben, besonders

eingehend über Schleifer's Hut-, Grünberger's Bürsten- und Kühmayer's Posamentfabrik. Pressburgs Grossindustrie charakterisirt Arbeitslust, Unternehmungsgeist, Fachkenntniss und hingebender Eifer. Die meisten Fabriken arbeiten nur mit halber Kraft und klagen, dass sie von den besten westlichen Märkten durch hohe Schutzzölle verdrängt und von jedem neu erworbenen Platz durch Zollerhöhungen vertrieben werden. Pressburgs Grossindustrie könnte nur im Falle der Durchführung einer allgemeinen freisinnigen Handelspolitik einen Aufschwung nehmen. Der Schutzzoll schafft bei der heutigen Stufe der volkswirtschaftlichen Entwicklung keine Industrie. Die Verwirklichung des Freihandelsprincips würde auch dem Kleingewerbe zu Gute kommen, von welchem Vortragender mit weniger Anerkennung sprechen kann. Die Kleingewerbetreibenden Pressburgs widerstreben der obligatorischen Gewerbegenossenschaft und den Lehrlingsschulen, sie erwarten alles Heil vom mittelalterlichen Zunftwesen. Die Hälfte von ihnen ist in so ungünstiger Lage, dass sie unter 10 fl. Steuer zahlen. Diese Classe fühlt am schwersten jene Tendenz des Staatslebens, welche der künstlichen Grossziehung eines einzigen Centrums Alles aufopfert, indem sie in widernatürlicher Weise Alles — Rechtspflege, höheren Unterricht und geistiges Leben — centralisirt, und dadurch in der Hauptstadt Hypertrophie, in den Provinzstädten Atrophie herbeiführt. Die Bevölkerung Budapests ist blos achtmal so gross als jene Pressburgs, die Steuerfähigkeit Budapests aber ist 20mal so gross als jene Pressburgs.

Ueber den Handelsstand Pressburgs äussert sich Vortragender wieder günstiger. Er erwähnt die Schaffung des Viehmarktes und des Waarenhauses, die Errichtung der Handelsakademie, die rationelle Benutzung der von den Pressburger Geldinstituten reichlich gebotenen Creditmittel (die Pressburger Erste Sparcasse allein verfügt über 13 Millionen Einlagen) als Zeugnisse des Unternehmungsgeistes, commerziellen Fachverständnisses und fortschrittlichen Sinnes des Handelsstandes. Schliesslich fasst er die Handels- und Verkehrsdaten in zehnjährige Ausweise zusammen.

Im Ganzen kommt Vortragender zu dem Resultat, dass Pressburgs volkswirtschaftlicher Wohlstand stagnirt. Hierauf kommt er zur Beleuchtung der hygienischen Zustände der Stadt, welche er in vier graphischen Tabellen nach allen Richtungen hin veranschaulicht. Für die Verbesserung des Sanitätswesens ist in neuerer Zeit viel geschehen. Die Einführung der Sanitätspolizei, der Bezirksärzte und der Wasserleitung gehört der jüngsten Zeit an.

Zur Unterstützung der Armen und überhaupt zu humanitären Zwecken werden durch 24 Wohltätigkeitsvereine, durch die Stadt und die Confessionen jährlich im Ganzen über 160,000 fl. verausgabt. Das Culturniveau Pressburgs ist ein ungewöhnlich hohes. Das höchste Percent der des Lesens und Schreibens Kundigen (90 Percent), eine ganze Reihe Schulbauten und Culturvereine legen dafür Zeugniss ab.

Vortragender schliesst seinen Vortrag mit der folgenden Mahnung: Wir müssen die grösseren Provinzstädte einer grösseren Beachtung als bisher würdigen, sie zu ebenso vielen Centren für die ganze Umgegend machen, wodurch einesteils die gewerbetreibende Classe gekräftigt wird, anderenteils den Landwirten sichere einheimische Absatzplätze geschaffen werden. Die gesteigerte Förderung der materiellen Interessen der Städte wird nicht nur zur Hebung der Wohlhaben-

heit und Steuerfähigkeit, sondern zugleich zur Schaffung eines ungarischen Mittelstandes führen. Der Fortschritt der Cultur ist heute in Ungarn schon gleichbedeutend mit der Zunahme und Kräftigung der ungarischen Nationalität, und dies gilt nicht blos für die Hauptstadt, sondern auch für Pressburg. Es ist die Zeit dafür gekommen, dass wir die sämmtlichen materiellen und geistigen Kräfte der Nation nicht weiter an einem Ort concentriren, intensiv entwickeln und dadurch ihrer jungen Lebenskraft berauben, sondern im Gegenteil durch die Decentralisation gewisser, dazu geeigneter staatlicher Institutionen und Functionen auch die grösseren Provinzstädte verhältnissmässig so blühend und so ungarisch machen, wie wir die Landeshauptstadt gemacht haben.

AN DER BAHRE DER ENKELIN JOHANN ARANY'S.

Aus dem Ungarischen des *Ludwig Bartók.*

Ein Mägdlein man zu Grabe aus einem Garten trägt;
Mit Flören nicht — mit Rosen ist ihre Truh' belegt.
Der greise Pastor stammelnd sein Vaterunser spricht,
Der Vöglein hell Gezwitscher rings von den Bäumen bricht.

Der Thau auf diese Blume sind Tränen da und dort!
Die Rosen selber weinen beim letzten Scheidewort.
Doch keiner aus der Menge sich es zu deuten weiss:
Warum so heiter singen die Vöglein all im Kreis?

Und Ihr, aus deren Mitte sie fort — so jung! — sich schwang,
Und deren Herz beraubt steht, ein Käfig, öd' und bang:
Ihr sitzt im Abendstrahle im Garten schmerzensreich . . .
Mit Euch ihr Angedenken — sie selbst doch nicht mit Euch!

Dann plötzlich aus dem Laube hervor ein Tönen dringt,
Als wär's der Gram, der klagend sich Eurer Brust entschwingt;
Es klingt so süss . . . erschauernd lauscht Ihr dem Liederschall:
Wer magst du sein, du kleine, du fremde Nachtigall?

LADISLAUS NEUGEBAUER.

VERMISCHTES.

— **Schulärzte und Lehrer der Hygiene an Mittelschulen.** Der ungarische Minister für Cultus und Unterricht hat bezüglich der Ausbildung, Befähigung und Anstellung der an Mittelschulen verwendeten Schulärzte und Lehrer der Hygiene das folgende Statut erlassen, dessen Bestimmungen, wenigstens an einzelnen Lehranstalten, schon demnächst ins Leben treten sollen:

§ 1. Als Schularzt und als Lehrer der Hygiene an einer Mittelschule kann

nur Derjenige angestellt werden, welcher durch ein an einer inländischen Universität erlangtes Diplom dazu qualificirt ist.

§ 2. Zu diesem Behufe wird an den medicinischen Facultäten der kön. ung. Universitäten ein Lehrcurs zur practischen Schulung und Befähigung von Schulärzten und Lehrern der Hygiene organisirt.

§ 3. Dieser Lehrcurs wird im I. Semester jedes Schuljahres abgehalten; derselbe beginnt am 15. September und endet am 15. December.

§ 4. Der Decan der medicin. Facultät kündigt in jedem Jahre vor Beginn des Studienjahres die Abhaltung des Curses und die Modalitäten der Aufnahme in einer besonderen Anzeige an.

§ 5. An jeder Universität können 20 aus der Zahl der Aspiranten aufgenommen werden. In besonders berücksichtigungswerten Fällen kann der k. Minister für Cultus und Unterricht auch nach der Ueberschreitung jener Zahl Einzelnen die Aufnahme gestatten.

§ 6. In erster Linie werden Doctoren der Medicin aufgenommen. Insoweit jedoch die Zahl der diplomirten Aerzte geringer ist als die festgesetzte Zahl (§ 5), können auch Rigorosanden aufgenommen werden.

§ 7. Wer in den Curs eintreten will, reicht sein Gesuch, welchem die auf seine Studien, seine Stellung und Wirksamkeit bezüglichen Documente beizuschliessen sind, in der Zeit vom 1. bis 10. September bei dem Decan der medicin. Facultät ein.

§ 8. Bei einer grösseren Anzahl von Aspiranten hängt die Auswahl der Würdigeren und Geeigneteren von dem Uebereinkommen des mit der Aufnahme betrauten Decans und des Professors der Hygiene ab. Insoweit die normirte Zahl noch nicht erreicht sein sollte, sind die nach dem festgesetzten Termin eingelaufenen Aufnahmsgesuche mit einem Gutachten dem k. u. Minister für Cultus und Unterricht vorzulegen, welcher die nachträgliche Aufnahme bewilligen kann.

§ 9. Die aufgenommenen Hörer erhalten von dem Decan der medicin. Facultät einen Anmeldungsbogen. mit welchem sie sich am ersten Tage des Lehrcurses bei dem Professor des hygien. Faches behufs Einschreibung melden.

§ 10. Für diejenigen, welche sich im Laufe der ersten Woche bei dem Professor nicht melden, gilt die Präsumption, dass sie zurückgetreten sind.

§ 11. Das Programm des Lehrcurses umfasst das Schul-Sanitätswesen und den für die Mittelschulen vorgeschriebenen Teil der Hygiene; der Lehrplan wird von dem k. u. Minister für Cultus und Unterricht nach Anhörung der betreffenden Professoren festgestellt.

§ 12. Den Unterricht besorgt der ö. o. Professor der Hygiene im hygienischen Institut der Universität.

§ 13. Die Hörer des Curses sind verpflichtet bei den Vorträgen zu erscheinen und an den Uebungen teilzunehmen. Der Professor bestätigt nach Beendung des Curses in der entsprechenden Rubrik des Anmeldungsbogens den Besuch der Vorträge und die fleissige Beteiligung an den Uebungen. Wo sich anhaltende Nachlässigkeit oder ungenügender Fortgang zeigt, kann der Professor die Unterschrift verweigern.

§ 14. Wer an der betr. Universität den Uebungscurs absolvirt hat: wird zur Befähigungsprüfung zugelassen. In besonders berücksichtigungswürdigen Fällen

kann der k. u. Minister für Cultus und Unterricht Doctoren der Medicin, welche sich durch ihre Vorbildung und ihre wissenschaftlich-literarische Tätigkeit auszeichnen, nach Befragung der Universität, auch mit Nachsicht der Absolvirung des Lehrcurses, zur Befähigungsprüfung zulassen.

§ 15. Die Mitglieder der Prüfungscommission sind: *a)* Der Decan der medicinischen Facultät als Präses. — *b)* Der öff. ord. Professor der Hygiene als Examinator. — *c)* Ein Delegirter des kön. ung. Ministers für Cultus und Unterricht.

§ 16. Die Befähigungsprüfung zerfällt in eine practische Prüfung und eine mündliche Prüfung. Bei der praktischen Prüfung demonstrirt der Candidat ein Vortrags-Experiment oder führt eine in das Gebiet des Schul-Sanitätswesens gehörende Untersuchung aus, wozu mindestens eine Viertelstunde Zeit gewährt wird. Bei der mündlichen Prüfung, welche ³/₄ Stunden dauern kann, weist der Candidat seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Schul-Hygiene und seine Befähigung zum Vortrage nach.

§ 17. Die practische und die mündliche Prüfung können sofort nach Beendigung des Curses, spätestens aber nach Jahresfrist abgelegt werden. Die Prüfungen werden in den Monaten December. März, Juni und September gehalten.

§ 18. Der Canditat meldet sich mit dem die Absolvirung des Curses bestätigenden Anmeldungsbogen oder mit dem Ministerialerlass, welcher den Dispens bewilligt (§ 14), bei dem Decan der medicinischen Facultät zur Prüfung. Der Dekan bestimmt den Tag der Prüfung und verständigt hievon die Prüfungscommission und den Candidaten. Der Professor der Hygiene hält vor der mündlichen Prüfung in der vorher bestimmten Stunde die practische Prüfung ab und meldet das Ergebniss der Prüfungscommission. Die mündliche Prüfung wird zu der von dem Decan festgesetzten Zeit vor der ganzen Prüfungscommission abgehalten; die Note wird bezüglich der hygienischen Kenntnisse von dem examinirenden Professor, bezüglich der Befähigung zum Vortrag von dem Ministerial-Commissär erteilt. Ueber die Approbation entscheidet bei dieser Prüfung die Commission, bei Meinungsverschiedenheit durch Abstimmung. Rigorosanden, welche den Curs absolvirt haben, können erst nach Erlangung des medicinischen Doctordiploms zur Prüfung zugelassen werden.

§ 19. Die Noten für die einzelnen Teile des Examens sind: »befriedigend« und »ungenügend«. Derjenige Teil der Prüfung, bei welchem der Candidat nicht approbirt worden ist, kann — frühestens nach 3 Monaten — einmal wiederholt werden.

§ 20. Ueber die Prüfung ist ein Protokoll zu führen, welches die Noten und die Unterschriften der Commissionsmitglieder enthält.

§ 21. Der bei der Prüfung approbirte Candidat erhält ein Befähigungs-Diplom, welches mit der Unterschrift des Decans der medicinischen Facultät, des Professors der Hygiene und des Ministerial-Commissärs, sowie mit dem Siegel der Facultät zu versehen ist.

§ 22. Der Curs wird für jeden Hörer unentgeltlich gehalten. Für die Prüfung sind 9 fl. bei dem Decan zu erlegen. Dieser Betrag wird unter den Mitgliedern der Commission zu gleichen Teilen geteilt. Bei Wiederholungsprüfungen ist die Prüfungstaxe neuerdings zu entrichten. Für die Ausfertigung des Diploms ist 1 fl., und für den Stempel ebenfalls 1 fl. zu erlegen.

§ 23. Candidaten, welche sich mit einem Ministerial-Dispens (§ 14) zur Prüfung melden, haben ausser den erwähnten Taxen (§ 22) noch 50 fl. bei dem Decan der medicinischen Facultät zu erlegen. Die unter diesem Titel erlegten Beträge werden zur Deckung der Ausgaben des hygienischen Instituts verwendet und von dem betreffenden Professor zugleich mit dem jährlichen Pauschale des Institutes verrechnet.

§ 24. Der mit dem Befähigungs-Diplom versehene Arzt führt den Titel «Zum Vortrag der Hygiene an Mittelschulen befähigter Professor», nach seiner Anstellung erhält derselbe den Titel «Mittelschul-Arzt und Professor der Hygiene.»

§ 25. An jeder Mittelschule wird ein gemäss diesem Statut qualificirter Arzt und Lehrer der Hygiene angestellt. An vollständigen Staats-Mittelschulen wird das Honorar des Schul-Arztes und Lehrers der Hygiene auf 200 Gulden, an unvollständigen Mittelschulen, wo der Unterricht in der Hygiene entfällt, auf 100 Gulden festgestellt. Wo die eigenen Mittel einer Schule dies nicht gestatten, kann der Minister für Cultus und Unterricht eine Subvention zu diesem Zwecke gewähren.

§ 26. Die Aufgaben des Schul-Arztes und Lehrers der Hygiene sind:

a) Die Beaufsichtigung der Schulen vom Standpunkte der Hygiene, sowie die Beaufsichtigung des Gesundheitszustandes der Schüler, gemäss den Anordnungen des kön. ung. Ministers für Cultus und Unterricht.

b) Die Beaufsichtigung der den Schülern vermieteten Wohnungen und der Verpflegung der Kostgänger (in gänzliche Verpflegung gegebener Schüler). Der Schul-Arzt kann die Untersuchung der Privathäuser jedesmal nur auf Grund der Aufforderung des kön. Schulinspectors vornehmen.

c) Der Unterricht der Hygiene nach dem durch den Minister für Cultus und Unterricht festgesetzten Unterrichtsplan.

Die Mittelschul-Aerzte und Professoren der Hygiene an Mittelschulen sind verpflichtet, sobald sie diesbezüglich durch den kön. ung. Minister für Cultus und Unterricht beauftragt werden, sich auch anderweitiger Angelegenheiten des Schul-Sanitätswesens anzunehmen. Sie erhalten hiefür besonders festzusetzende Remunerationen.

§ 27. An den Mittelschulen ist der Arzt und Lehrer der Hygiene Mitglied des Lehrkörpers und besitzt in hygienischen Fragen Stimmrecht.

§ 28. Der Arzt und Professor der Hygiene ist in Fragen bezüglich der Hygiene und des Gesundheitszustandes der Schüler im vorhinein zu vernehmen; der Director der Anstalt kann nur auf eigene Verantwortung von dem Gutachten des Arztes abweichen.

§ 29. Die Hygiene ist in der VII. oder VIII. Classe jeder vollständigen Mittelschule (Gymnasium oder Realschule) durch das ganze Schuljahr in zwei Stunden wöchentlich als ausserordentlicher Lehrgegenstand vorzutragen. Der Director der Schule macht zu Beginn des Schuljahres die Eltern und Vormünder auf die Wichtigkeit des Lehrgegenstandes aufmerksam. Der an unvollständigen Mittelschulen staatlich angestellte Arzt und Lehrer der Hygiene besorgt die Agenden des Schularztes.

§ 30. Beim Abschluss des Schuljahres ist eine Prüfung aus der Hygiene abzuhalten. Die Fortgangsnote wird in den Trimestralausweis und in das Zeugniss über die Ergebnisse des betreffenden Schuljahres eingetragen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Anakreoni dalok. (Anakreontische Lieder, übersetzt von Johann Bedőházi). Gran, 1886, Buzárovits, 80 S.

Bethlen Gabor, Okleveltár B. G. diplomacziai összeköttetései történetéhez. (Actenstücke zur Geschichte der diplomatischen Verbindungen Gabriel Bethlen's, im Staatsarchive zu Venedig copirt von Joh. Mircse, im Auftrage der ung. Akademie herausgegeben von Leopold Óvári.) Budapest, 1886, Akademie, VI, 822 S.

Gálffy Ignacz, Azok a nehez idők. (Jene schwere Zeiten. Historischer Roman von Ignacz Gálffy.) Miskolcz, 1886, Selbstverlag, 2 Bde, 228 und 218 S.

Grossschmid G., Történeti tanulmányok. (Historische Studien von Gabriel Grossschmied, I. Heft: Der letzte Baron Kray unter den Serben. — Die Entstehung der serbischen Wojewodschaft, Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848—49.) Zombor, 1886, Selbstverlag, 71 S.

Harrach J. Schopenhauer és Wagner Rikhárd. (Schopenhauer und Richard Wagner. Studie zur Aesthetik der Tonkunst.) Budapest, 1887, Franklin, 144 S.

Haraszti Gy., A naturalista regenyről. (Ueber den naturalistischen Roman von Julius Haraszti.) Budapest, Révai, XVII, 410 S.

Heinrich Gusztáv, A német irodalom története. (Geschichte der deutschen Literatur von Gustav Heinrich.) I. Band, Budapest, Révai, XV, 576 S.

Ipolyi Arnold, A magyar szent korona. (Geschichte und Beschreibung der heiligen ungarischen Krone. Im Auftrage der ungar. Akademie der Wissenschaften von Arnold Ipolyi. Beilage: Die Krone und die Krönungs-Insignien in Farbendruck.) Budapest, 1886, Akademie, 4°, XIV, 233 S. und 4 Beilagen.

Jókai Mór, A Maglay család. A ki holta után áll bosszut. (Die Familie Maglây. Der sich nach seinem Tode rächt. Zwei Erzählungen von Moriz Jókai). Budapest, Révai, 168 S.

Kálmán Dezső, Tarka világ. (Bunte Welt. Erzählungen, Bilder, Skizzen, Kleinigkeiten aus dem Leben, von Desiderius Kálmán.) Kölesd, 1887, Selbstverlag 153 S.

Kovács Dénes. A berlini magyar egylet története. (Die vierzigjährige Geschichte des Berliner Ungar-Vereins, von Dionys Kovács.) Berlin, 1886, Ungar-Verein, 84 S.

Klapka Georg, Aus meinen Erinnerungen. Aus dem Ungarischen übersetzt. Budapest, Singer & Wolfner, XII, 474 S.

Madach Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von Josef Siebenlist. Pressburg, 1886, Stampfel, VIII, 214 S.

Madarassy László, Eldorado. (Eldorado. Roman aus dem amerikanischen Leben von Ladislaus Madarassy). Budapest, Nagel, 246 S.

Magyarország statisztikája. (Die Statistik Ungarns. Unter Mitwirkung von Karl Keleti und Ludwig Jekelfalussy herausgegeben von Ludwig Láng. II. Bd. Die volkswirtschaftliche Statistik Ungarns). Budapest, Athenaeum, VIII, 680 S.

Magyarország köz- és magánkönyvtárai. (Die öffentlichen und Privat-Bibliotheken Ungarns. Im Auftrage des kgl. ung. statistischen Bureaus redigirt von Aladár György). Budapest, statist. Bureau, 401 S. 4°.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

ÜBER TÜRKISCHE SCHATTENSPIELE. («KARAGÖS.»)

Bis heute hat noch das Osmanentum äusserst wenig Material zur Kenntniss der allgemeinen Literatur beigetragen, und speziell zur Kenntniss der Volksliteratur fast gar keines. Unter Osmanentum sind hier, an dieser Stelle, nur die anatolischen und rumelischen osmanischen Sprachgebiete gemeint, deren sprachliche und volksliterarische Erforschung leider noch in den ersten Anfängen liegt. Daher kommt es wohl auch, dass vielfach, sogar von berufenen Orientalisten, die Existenz einer rein türkischen Volkspoesie gänzlich bezweifelt wurde; — als Offenbarungen des osmanischen Volksgeistes wurden bisher fast lediglich die mehr oder weniger gelungenen farblosen Nachahmungen persischer und arabischer Literaturproducte angesehen. Dennoch aber hat das Osmanentum seine Volkspoesie, seine Märchen, Volkslieder und Volksstücke wie jedes andere Volk, welche die Gefühle und die geistigen Erscheinungen in der Volksseele ebenso getreu und charakteristisch wiederspiegeln, als dies bei den Erzeugnissen der Volksliteratur aller übrigen Völker der Fall ist. Auch bei den Osmanen giebt das Volkslied die lyrische Stimmung wieder, das Märchen stellt die erzählende phantastische Poesie dar und die Karagös-spiele die humoristisch-dramatischen Aeusserungen des Volkstums. Letztere Erscheinung ist hauptsächlich deswegen höchst interessant und bemerkenswert, *weil kein anderes islamitisches Volk im Oriente derartige*, wenn auch noch so elementare Anfänge einer *dramatischen Dichtkunst aufzuweisen hat.* Die Karagös-spiele, von denen im Folgenden die Rede sein soll, sind die Schattenspiele der heiligen Ramasanabende, die beliebtesten Volksbelustigungen im heiligen Monate.

Karagös bedeutet Schwarzauge und ist — der Tradition zufolge — zu gleicher Zeit der Name des zwerghaften Spassmachers eines der ersten Kalifen der osmanischen Dynastie. Er entspricht im Wesentlichen dem deutschen Hanswurst, dem italienischen Polichinell, dem ungarischen Paprika Jantschi. Die Karagös-spiele werden übrigens auch Hajal- oder Schattenspiele genannt, da — ähnlich wie bei den chinesischen Schattenspielen — die agirenden Puppen, des komischen Effectes halber, immer von ihrem möglichst barok gezeichneten Schatten begleitet werden. In Folge dieser letzten Eigenschaft wird auch vielfach angenommen, dass die türkischen

Karagös-spiele überhaupt chinesischen Ursprungs seien und nur durch persisch-azerbaidschanische Vermittlung, gleich so vielen anderen ostasiatischen Anregungen und Culturatomen von den Chinesen auf die Osmanen überkommen wären. Einer anderen Version gemäss wäre der Scheich Küschderi aus Brussa der Erfinder des Karagös, wofür auch noch der Umstand spricht, dass in den Prologen aller Karagösstücke der Scheich Küschteri als «Pir» d. i. quasi als Altmeister der Karagösspiele gefeiert wird. Türkische Literatoren behaupten, dass der genannte Derwischscheich durch diese Spiele belehrend und erziehend auf die breiten Volksmassen einwirken wollte, was mir Achmed Vefik Pascha, der bekannte Turkologe persönlich bestätigte, welcher mir erzählte, dass noch in seiner Jugend die Karagösspiele durchaus moralischen und didaktischen Inhalts gewesen sind und nur durch Degeneration zu ihrer gegenwärtigen Obscönität herabgedrückt worden wären.

Inhaltlich sind die Karagösspiele gegenwärtig nichts anderes als lose Faschingspossen, welche als Volksbelustigungsmittel im islamitischen Fasching, im Ramasan, ihren Platz gefunden haben. Irgend welche religiöse Tendenzen besitzen sie nicht und würden solche auch mit dem obscönen Charakter der Hauptfigur Karagös unvereinbar sein. Wenn der heilige Ramasanmonat herangekommen ist und auf die dreissig langen Fastentage die dreissig lustigen Faschingsnächte folgen, dann ertönen aus der mit bunten Fahnen und Emblemen geschmückten Bretterbude des Hajaltschis die ohrenzerreissenden Töne des «Sil» (eine Art von Kastagnetten) und des «Daira» (türkische Halbtrommel), um das belustigungssüchtige Publicum auf die groben Scherze und Wortspiele der beiden Helden *Karagös* und *Hadschewat* vorzubereiten. Die Schaubühne ist in einem Winkel eines mit Zelttuch oder Brettern bedeckten Raumes errichtet. Sie ist dem Casperltheater der deutschen Jahrmärkte nicht unähnlich, nur dass die Scene, auf welcher die Puppen spielen, nicht offen, sondern mit weissem Oelpapiere glatt überspannt ist. Statt des Programms figurirt bis zum Beginne der Vorstellung das Bild des Helden der zu erwartenden Posse gleich einem Vorhange auf der Vorderseite des Theaters. Das Innere des Kastens, der das eigentliche Theater vorstellt, wird durch eine Lampe erhellt, welche die Puppen beleuchtet und ihre Schatten auf das durchsichtige Oelpapier wirft. Drei Personen agiren im Bauche des Kastens: der Hajaltschi, d. i. der Puppenlenker, und zwei Musikanten. Die Vorstellung beginnt nun mit einem, von den Musikanten auf dem Kamusch, einer Art Flöte, vorgetragenen Volksliede. Inzwischen entfernt der Hajaltschi das Programmbild, welches bisher die mit dem Oelpapier überspannte Scene bedeckte, die Lampe wird aufgeputzt, damit sie heller leuchtet, und mit grotesken Sprüngen und Armbewegungen erscheint Vater Hadschewat auf der Scene. In diesem Momente legen die Musikanten ihre Flöten bei Seite und *singen* das

begonnene Volkslied zu Ende, welches Hadschewat mit passenden Gesten und Bewegungen begleitet, um die Meinung hervorzurufen, als ob er selbst es sänge. Jede der im Laufe der Vorstellung die Scene betretenden Puppen beginnt ihre Rolle mit einem Liede, einem Scharki oder Türki. — Nach dem Gasel, dem Eröffnungsliede, beginnt Hadschewat unter feierlichen, aber durch den Schatten verzerrten Geberden, und mit gewählten Worten den Prolog zu sprechen. Er verspricht darin dem Publikum sofort seinen lustigen Gefährten Karagös vorzuführen, dessen Worte wie Balsam die Schmerzen der geehrten Zuschauer lindern würden. Die schönsten Schattenspiele des Weltalls sollen ihren verzückten Augen sichtbar werden; jedes Zittern der Puppen wird ungeahnte Schönheiten auf den die Welt bedeutenden Vorhang hinzaubern, und indem er seinen Prolog mit den aufmunternden Worten endet: «Sehen wir also, was für Bilder im Spiegel der sich drehenden Welt erscheinen werden!» beginnt er seinen vom Publikum sehnsüchtig herbeigewünschten Gefährten Karagös zu rufen, und es entspinnt sich nun folgender Dialog:

Hadschewat: «O, mein lustiger College Karagös! He, Karagös!»

Karagös: (hinter der Scene, mit verstellter, wie aus der Tiefe klingender Stimme) «Was solls? was ist?!»

H.: He! Kerl!! Lump!!! Du Lump, wo bist du? Es scheint, als ob deine Stimme aus der Tiefe kommt!

K.: «Auf dem Grunde des Brunnens bin ich.»

H.: «Kerl, was machst du im kalten Brunnen?»

K.: «Ich will schwitzen!»

H.: «Du dummer Kerl, kann man denn im kalten Wasser schwitzen?!»

K.: «Komm nur herunter und versuchs! Wenn ich dir Ohren und Mund zustopfe, wollen wir sehen, ob du nicht schwitzen wirst, wie in einem Bade.»

H.: «Unsinn! Sprich die Wahrheit. Wo steckst du?»

K.: «Auf dem Dache.»

H.: «Kerl, was machst du auf dem Dache?»

K.: «Mit den Ratten habe ich Tawla (Puff oder Trick-Track) gespielt. Sie haben sich aber in ihre Löcher verkrochen, und jetzt warte ich, bis sie wiederkommen, um mir meinen Gewinnst zu bezahlen.»

H.: «Dummkopf! Kann man mit Ratten Tawla spielen? Sage also, wo du bist!»

K.: «Ich bin im Kohlenschuppen.»

H.: «Und was machst du dort?»

K.: Ich wechsle meine Weisswäsche....»

.... So geht das noch eine Weile fort, bis endlich auch Karagös mit einem gewaltigen Sprunge auf der Bühne erscheint und seinen Freund

Hadschewat mit einer langen Ohrfeige begrüsst. Er entschuldigt sich natürlich wegen seiner Grobheit, die er, unter dem Gelächter des Publikums als zärtliche Liebkosung auslegt, und setzt hierauf seinen, mit oft recht zotigen Wortspielen gepfefferten Dialog mit Vater Hadschewat fort. Eine Puppe nach der andern springt nun auf die Scene, und mit allen zankt, streitet und schlägt sich Karagös herum, bis endlich die Stunde der Morgenmahlzeit dem für orientalische Ohren höchst belustigenden Zeitvertreibe ein Ziel setzt.

Das Sujet dieser Karagösspiele ist fast ausschliesslich dem türkischen Volksleben entnommen, und obwohl es in Folge der Nachbarschaft des «Tiatro», der europäischen Schaubühne, schon viel von seinem charakteristischen Wesen eingebüsst hat, so spiegelt es dennoch in drastischer und origineller Weise das Leben des niederen türkischen Volkes wieder. Eine Einheit oder einen gefügteren Zusammenhang der Handlung darin zu suchen, ist vergebene Mühe. Das gewählte Sujet ist zumeist nur ein Rahmen, in dem das Extemporirtalent des Hajaltschi seine Wortspiele, Scenen und Bilder mosaikartig zusammenstellt. Aber trotzdem, welche Verschiedenartigkeit in den kleinen Begebnissen des alltäglichen Lebens! Welche treffende Zeichnungen und Typen der städtischen und ländlichen Gesellschaft werden da geboten! Hier ein cynisch aber getreu gezeichnetes Stück Badeleben. Das kuppelbedeckte türkische Bad mit seinen verschiedenartigen Einrichtungen, Bedürfnissen und Belustigungen. Dort das Treiben auf einer Hochzeit, mit dem lärmenden und doch dabei melancholisch gestimmten Tumulte, mit den singenden und tanzenden Kötschek's (Zigeunermädchen). Wiederum ein anderes Charakterbild: der Kahwetschi mit seinen dummen stereotypen Begrüssungen und Ausdrücken, von Nargileh's und Tschibuks umgeben. Kurz überall wahre Bilder orientalischen Volks- und Gemüthslebens: harmlose und pfeilspitze Wortspiele, blöde und ausgelassene Figuren, von der Gasse aufgelesene Zoten und Nuditäten, tiefgefühlte aus dem Herzen kommende Volkslieder, tiefsinnige Sprichwörter und naturphilosophische Sentenzen und das Alles überflutet von dem Glanze des Orients und dem Zauber seiner noch unentdeckten Geheimnisse! — Alle auftretenden Figuren sind dabei recht gemütliche, aber dennoch hoch interessante Typen. Im Vordergrunde stehen *Karagös*, der einfache aber spitzfindige, und *Hadschewat* der gekünstelte, aber einfältig-pathetische Türke. Der Erstere ist der Schlaue, welcher alle Welt und vor Allem seinen Freund Vater Hadschewat aufzieht, und Letzterer dünkt sich schlauer als alle Welt, wird aber von Jedem und zumeist von seinem Kameraden Karagös aufgezogen. Sie sind Gefährten, ohne sich Treue geschworen zu haben, und Feinde, ohne sich ernstlichen Schaden zuzufügen. Die Rauhheit Karagös' ist die des türkischen Volkshumors und die aufgeblasene Naivetät von Hadschewat ist die des europäisirenden Türken. Sie ergänzen sich und bilden zusammen ein sonderbares Gemisch zur Charakteristik von Jung- und Alttürkentum. Karagös und Hadschewat bestimmen

gemeinsam den Gang der Handlung und das Schicksal der übrigen mithandelnden Personen, aber trotzdem bleiben sie Gegensätze und vereinigen sich selbst dann nicht, wenn es sich um die Bekämpfung eines beiderseitigen Gegners handelt, und in solchen Fällen ist dann Karagös der Repräsentant der brutalen Kraft, während Hadschewat mehr durch Spitzfindigkeit und Finesse charakterisirt ist.

Andere Stereotypen im Karagös-spiele sind: der eigentliche Darsteller des Efenditums, als die zumeist in die Augen fallende Zielscheibe für die Witze Karagös', dann der tyrannische, aber immer bestechliche Saptieh oder Janitschar. Ferner treten als Charakterfiguren auf: Badediener, ungeschickte anatolische Bauern, die eifersüchtige und kreischende «Hanum Efendi», so wie Vertreter aller in der Türkei sesshaften Nationalitäten; doch sind alle diese nur Nebenfiguren, welche erst Leben erhalten und unsere Aufmerksamkeit herausfordern, wenn die Seele des Ganzen, Karagös auftritt, und sich mit ihnen beschäftigt.

Um dem Leser einen Begriff von dem wesentlichsten Inhalte der Karagösspiele zu geben, sei es mir nun gestattet, die Handlung der drei bekanntesten derselben hier kurz wieder zu geben. Da ist zunächst das «Badespiel» (Hamam ojunu). Ein reicher Bey, Namens Resaki Sade, der von seinem Vater ein halb verfallenes Bad geerbt hat, sucht Hadschewat auf, und übergibt ihm, als Vertrauensmann, die Restaurirung und Neueinrichtung des Bades. Hadschewat engagirt nun eine grössere Anzahl Diener und Wächter, alles scharfgezeichnete hauptstädtische Typen. Die Unterhandlungen Hadschewats mit den sich ihm zur Dienstleistung Offerirenden bildet den ersten Teil des Stückes. Im zweiten Teile ist das Bad bereits im Betriebe, und es erscheinen nun: Juden, Griechen, Araber, Armenier, selbst ein completer Hochzeitszug als Badegäste und handelnde Personen, um sich mit Hadschewat zur Unterhaltung des Publikums zu unterhalten. Die Rolle des Karagös in diesem Spiele ist die des lustigen ausgelassenen Schabernaktreibers. Im ersten Teile tritt er zugleich mit jeder einzelnen Person auf, um sich gleichfalls als Badediener engagiren zu lassen, wird aber immer erkannt und hinausgeworfen. Im zweiten Teile will er sich als Badegast ins Bad einschleichen, jedoch mit demselben Misserfolge. Er verkleidet sich sogar als Frau, um sich im Trubel des Hochzeitszuges ins Bad einzuschleichen, aber natürlich wieder umsonst. Als er schliesslich einsieht, dass ihm Alles nichts nützt, steigt er auf die Glaskuppel des Bades und beginnt von dort aus die Badenden zu necken und zu insultiren, bricht jedoch unglücklicher Weise durch das Glas durch, und fällt ins Bad hinunter, mitten unter die kreischenden und erschreckt auseinanderstiebenden Verwandten der Braut hinein. Jetzt erscheint der Saptieh, der Arm der Gerechtigkeit, um Karagös für diesen lockeren Streich zu züchtigen; er soll bei lebendigem Leibe geköpft, geschunden und gespiesst werden, und es würde ihm wahrschein-

lich übel ergehen, wenn sich nicht Hadschevat für ihn ins Mittel legen würde. Karagös wird jedoch nur unter der Bedingung begnadigt, das nächste Mal no h lustiger und unterhaltender zu spielen.

Die letzte Scene zwischen Karagös, Hadschewat und dem Saptich spielt sich eben folgendermassen ab:

Saptich (ins Bad rufend): Wer ist noch im Bade?

Karagös (aus dem Bade rufend): Niemand!

S.: Ich höre aber doch eine Stimme.

K.: Das sind die Badewürmer.

S.: Kerl, komm heraus, sag' ich, sonst zieh ich mein Schwert!

K.: Nein, mache das lieber nicht, du bist zu ungeschickt dazu und könntest deine Kleider dabei zerreissen.

S.: Noch einmal sag ich's dir: Komm heraus!

K. (heraustretend): Glaubst du etwa, dass ich mich vor dir fürchte?! Da bin ich.

S.: Gut, dass du mir gefolgt hast! — Also jetzt wähle dir den Tod, den du am liebsten hast.

K.: Bei deiner Mutter!! Welchen Tod soll ich am liebsten haben? Ich liebe gar keinen Tod.

S.: Kerl, jetzt biege ein wenig deinen Kopf um!

K.: Wozu?

S.: Damit dein Hemd nicht blutig wird, wenn ich dir den Kopf abschlage.

K.: O du dummer Kerl! Mein Hemd ist dir mehr wert, als mein Leben!!

S.: Lege dein Taschentuch auf die Erde!

K.: Warum denn?

S.: Damit dein Kopf nicht staubig wird, wenn er auf die Erde fällt.

K.: Er bekümmert sich noch um meinen Kopf nach meinem Tode.

Hadschewat (auftretend): Jai! Begir Agha, deine geehrte Zeit soll glücklich sein! —

S. (ihn gleichfalls begrüssend): Gott soll dir langes Leben schenken, Meister Hadschewat.

H.: Was suchst du denn hier um diese Zeit?!

S.: Hier dieser Kerl (auf Karagös zeigend) hat das Bad entehrt und ich will ihn tödten.

H.: Da wär's doch Schade drum. Schenke ihm lieber das Leben.

S.: Also um dir gefällig zu sein, sei's also. Aber du musst mir dafür in seinem Namen versprechen, morgen ein noch schöneres Spiel zum Besten zu geben, als heute.

...... Und ein Lied singend, treten alle dreie ab, und die Lampe hinter dem Oelpapier erlischt.

Der Inhalt eines zweiten Spieles: »Der Sängerkrieg« (Uruschma ojunu) ist folgender: Hadschewat besucht Karagös, und spricht zu ihm:

H.: Soeben habe ich mir einen neuen Fez gekauft.

K.: Was gehts mich an?!

H.: So sagt man zu einem Freunde?!

K.: Wie sonst?

H.: Lachend, lachend soll er auf deinem Kopfe zerstückelt werden.

K.: Also gut, wenn du es so willst: Lachend, lachend soll er auf deinem Haupte zerstückelt werden.

H.: Aber ich muss dir auch erzählen, dass ich Brennholz gekauft habe.

K.: Maschallah! Lachend, lachend soll es auf deinem Kopfe zerstückelt werden.

H.: Kerl! Auf meinem Kopfe soll es zerstückelt werden?!

K.: Was weiss ich; du hast mir ja selbst gesagt, dass ich so sagen soll.

H.: Ja das galt nur für den Fez. Jetzt musst du aber sagen: Lachend, lachend verbrenne es und blicke in die Asche.

K.: Also gut, wenn du es so willst: Lachend, lachend verbrenne es und blicke in die Asche.

H.: Indessen habe ich mir auch ein Haus gekauft.

K.: Peh, Peh!! Lachend, lachend sollst du es verbrennen und in die Asche blicken.

H.: Nicht so sagt man, du dummer Kerl!

K.: Wie denn? Du hast mir's ja so befohlen.

H.: Man sagt: Es freut mich sehr. Lachend, lachend wohne darin, und nie sollst du es verlassen.

K.: Also gut: Lachend, lachend wohne darin, und nie sollst du es verlassen.

H.: So ist's recht. Als aber einer meiner Gläubiger hörte, dass ich mir ein Haus gekauft habe, kam er zu mir und verlangte sein Geld. Ich konnte ihm nichts geben, es kam zu Streitigkeiten, dann zu einer Rauferei, und am Ende sperrte man uns alle Beide ins Gefängniss.

K.: Lachend, lachend wohne darin, nie sollst du es verlassen.

H.: Bist du von Sinnen?! Das wünscht man seinem Bruder?

K.: Du hast ja selbst angeordnet, dass ich so zu sagen hätte!

H.: Nein, in diesem Falle musst du sagen: Gott sei's gedankt, der Eine ist schon draussen; hoffentlich kommt der Andere auch bald heraus.

K.: Wie du willst: Gott sei's gedankt! Der Eine ist schon draussen und hoffentlich kommt der Andere auch bald heraus.

H.: Nun muss ich dir aber weiter erzählen. Als ich aus dem Gefängnisse herauskomme, gehe ich bei einem Bäcker vorbei, der gerade sein Brot in

den Ofen schiebt. Stösst mir nicht der blinde Maulwurf mit seinem Brotschieber eins meiner Augen aus!!

K.: Gott sei's gedankt! Das Eine ist schon heraus; hoffentlich kommt auch das Andere bald heraus.

In dieser Weise unterhalten sich Karagös und Hadschewat noch eine lange Weile, bis Beide darüber einig werden, dass sie — kein Geld haben, und nun beratschlagen sie, wie sie sich welches verschaffen können. Nach einigen dummen Vorschlägen seitens Karagös, erzählt Hadschewat, dass er vor Kurzem in einem Kaffeehause singen gehört habe. Er sei eingetreten, und habe dort drei Sänger gesehen, und an der Wand, auf einem Teppiche zehn Goldstücke, welche demjenigen zugesagt worden wären, der die drei Sänger im Singen übertreffen würde. Karagös und Hadschewat beschliessen nun den Wettkampf aufzunehmen und machen sich auf den Weg zum Kaffeehause. Sie beginnen dort mit den drei Sängern um die Wette zu singen und am Ende geht Karagös als Sieger aus dem Kampfe hervor, in welchem er auf jedes der phantastisch-idealistischen Lieder der Kunstsänger mit einem derben, realistischen Türki antwortet. Beim Teilen des Preises kommt es selbstverständlich zu Zänkereien und Auseinandersetzungen zwischen Karagös und Hadschewat, bis sie endlich singend verschwinden.

In einem dritten Stücke: «Karagös als Schreiber» (Karagösün jasitschi ojunu) fungirt Karagös als öffentlicher Schreiber. Wieder werden die verschiedenartigsten Typen und Nationalitäten vorgeführt, von denen Karagös gefoppt und betrogen wird. Auch ein Trupp Mädchen erscheint, um sich von ihm Liebesbriefe verfertigen zu lassen, doch da sich Karagös in seiner gewohnten Manier den jungen Damen zu viel zu nähern versucht, so mischt sich zum Schlusse wieder der obligate Saptieh in die Handlung, und das Stück endigt mit dem bekannten Versprechen für den nächsten Abend.

Diese drei hier auszugweise erzählten Karagösspiele sind von mir vollständig gesammelt worden und sowohl in den «Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften» als auch in Separatabdruck mit ungarischer Uebersetzung und Anmerkungen im Verlage der genannten Akademie in Budapest erschienen. Ich habe dieselben in Gemeinschaft eines meiner türkischen Freunde in sommerwarmen Ramasannächten in den Stambuler Karagösbuden niedergeschrieben, und mit grosser Befriedigung erinnere ich mich noch heute der amusanten Hajaltschis. Verkörpert sich doch in ihnen ein gutes und wesentliches Stück osmanischen Volkslebens und türkischer Volkspoesie.

Der Hajaltschi ist nicht nur der Puppenlenker, sondern in den meisten Fällen auch der Verfasser oder Improvisator der Karagösspiele. Er erfindet das Stück, schmückt es jeden Tag mit anderen actuellen Witzen, Anspielungen und Wortspielen aus, er gibt jeder Figur eine besondere Stimme, so dass er oft *ein* Stück in mehr als *zehn* verschiedenen Stimmen

sprechen muss, und lässt alle Puppen charakteristische und zum Texte passende Gesten und Bewegungen machen. Das schauspielerische Talent paart sich in ihm mit dem dichterischen, und hierin liegt zum guten Teile die meritorische und sachliche Bedeutung des Hajaltschi und der Karagösspiele.

Die literarische und sprachliche Bedeutung der Karagös-spiele ist ungleich mehr hervorzuheben, als ihre innere. Um dies verständlicher zu machen, sei es mir gestattet, einige kurze Bemerkungen über die türkisch-osmanische Volkssprache (nicht die moderne türkische Efendisprache) folgen zu lassen. Dieselbe teilt sich in zwei Hauptzweige: Die *rumelis he* (europäische) und die *anatolische* (kleinasiatische), welche Beide sich wieder in viele weniger bedeutende Dialekte verzweigen. Die *rumelische* Sprache ist die «intsche dil» d. h. die feine Sprache, die Sprache der *Osmanen*, und *anatolisch* ist die «kaba dil», die grobe Sprache, deren sich die *Türken*, die Bauern Anatoliens bedienen. Im rumelischen Volkssprachgebiete ist der Stambuler Dialekt der vorherrschende; an ihn klingen alle übrigen rumelischen Dialekte an, so dass er fast der *allgemeinen* Umgangssprache gleichkommt. Im anatolischen Sprachgebiete dagegen liegen die Verhältnisse anders. Nicht nur jedes Vilajet hat dort seinen eigenen Dialekt, sondern selbst Städte, Flusstäler, Gebirgszüge; aber alle diese sind lebende, sich ausbildende Patois-zweige des osmanisch-türkischen Sprachstammes, nicht versteinerte Ueberbleibsel einer früheren Zeit. Trotzdem aber nehmen sie nicht den geringsten Anteil an der Weiterbildung des grossen osmanisch-türkischen Sprachstammes, denn der Stambuler Efendi will sie nicht als zu seiner Sprache gehörig anerkennen, und spricht mit der grössten Verachtung von diesen Türkdialekten im Gegensatze zur osmanischen Sprache. Das Osmanlitum nämlich hat nicht nur Volks-, sondern auch besondere Sprachschichten. Der geschulte Efendi zum Beispiel, mit seinem gezierten Gemisch von persisch-arabisch und einigen türkischen Brocken, spricht weder die «intsche dil» noch die «Kaba dil.» Für ihn sind alle Volkssprachen «Kaba diller» d. h. grobe Sprachen im Vergleich zu seiner Efendisprache, welche auch als Literatursprache dient. Nur höchst selten, im intimsten Kreise seiner Freunde, erinnert er sich noch der Sprache seiner ersten Jugend, die er seit seinem Austritte aus dem Harem und seit seinem Eintritt in die Schule fast verlernt hat. Dann — aber nur in sehr vereinzelten Fällen — bedient sich auch der «gelehrte» Efendi des Reintürkischen, trotzdem ihm in der Schule als erste Sprachregel gelehrt wurde, dass es keine eigentliche türkische Sprache mehr gebe, sondern nur eine aus Persisch, Arabisch und Türkisch zusammengesetzte *osmanische Sprache*. Dieses unnatürliche Sprachenchaos steht im strikten Gegensatz zu dem, was er als «Kaba dil» bezeichnet, nämlich zu der reinen, unverfälschten türkischen Sprache. Die Efendis schämen sich die «Kaba dil» zu sprechen, und die anatolischen Bauern verstehen die Stambuler Efendisprache mit keinem Worte.

Aus diesen sprachlichen Missständen nun resultirt die eminente sprachliche Bedeutung der Karagösspiele. Sie sind ihr Spiegel, aber ein Spiegel, welcher das Uebel in einem parodistisch verzerrten Bilde wiedergibt. Aus der Bude des Hajaltschi ist die Efendisprache — abgesehen vom Prologe — vertrieben, nur als Zielscheibe für die Witze Karagös' dient sie noch ab und zu. Der satyrische Karagös ist der Repräsentant der verachteten Volkssprache, sein Gegensatz ist Hadschewat, welcher gerne in gespreizter Weise das Efenditürkisch parlirt, und dabei von Karagös rücksichtslos verspottet und parodirt wird. Die an Wortspielen und Redewendungen reiche Volkssprache ist also in den Karagösspielen die herrschende, und das vom Volke so geliebte Aschenbrödel, welches nur noch in den Türkis (Volksliedern) und Massals (Volksmärchen) von Generation zu Generation sich fortbringt, soll durch den Hajaltschi wieder zu Ehren gebracht werden. Hierauf basirt seine philologische Wichtigkeit. Karagös, der nie in seinem Leben eine Schule besucht hat, versteht nur selten die Ausdrücke des «gebildeten» Hadschewat, welcher selbst Mekka bereist hat und den Typus des oberflächlichen Efenditums darstellen soll. Er wiederholt in komischer Weise die unverstandenen Phrasen und erklärt sie coram publico, einmal auf volksetymologische Manier, ein zweites Mal, wenn ihm die Worte dazu keinen Anhalt bieten, mit seinem Mutterwitz.

Fast die sämmtlichen, so viel belachten Wortspiele und Gegenreden des Karagös entstammen einem missverstandenen fremden Worte.

Zunächst sind es die oft aus allen orientalischen und abendländischen Sprachen zusammengesetzten Namen der auftretenden Personen, welche ihm dazu Anlass bieten. Der Badebesitzer im Badespiele (hamam ojunu) z. B. heisst Resaki. Es ist das ein arabischer Personenname, in der Kaba dil dagegen die Bezeichnung für eine weitverbreitete Traubenart. Karagös frägt nun den Badebesitzer, ob er vielleicht zu derjenigen Familie Resaki gehört, welche eine so dicke Haut hat, dass man sie in keinem anständigen Hause leiden will. Der Badediener heisst auf arabisch Kadir, auf volkstürkisch bedeutet Katir Maultier, und erkundigt sich Karagös deshalb bei ihm aufs Angelegentlichste nach dem Fräulein Schwester, welche sein Nachbar, der Mistbauer vor einen Mistkarren spannt. Ein Freund, der ihm kein Geld leihen will, nennt sich Künap Sade. Im Türkischen heisst Künap: Strick, und Karagös bemerkt deshalb, dass schon seines Freundes Vater ein Strick gewesen sein müsse.

Dann sind es vielfach solche arabische Worte, die Karagös zur Grundlage seiner Witze nimmt, welche nur literarisch benützt werden, dem Volke aber vollständig fremd geblieben sind. Als er sich einmal für einen Journalisten ausgibt, frägt ihn Hadschewat, ob er denn auch die Oekonomie, servet feni verstehe, worauf Karagös erwidert, dass es ihm leid tue, aber Servet Efendi sei ihm unbekannt. «Und wie steht's denn mit der Logik,

mandik?» prüft Hadschevat weiter. «O, die esse ich sehr gerne», ist seine Antwort. Er meint damit mandi, eine beliebte Ramasanspeise.

Aber Karagös verspottet nicht nur die Efendis, welche ihre eigene Sprache verderben, sondern auch das türkische Kauderwelsch der unter den Türken lebenden fremden Nationalitäten, denn nirgends wird vielleicht eine Sprache von so vielen und verschiedenen Nationen gesprochen, als beispielsweise das Türkische in Konstantinopel. Die der türkischen Sprache so eigentümliche Vocalharmonie wird von ihnen nur selten zum Ausdrucke gebracht, und dann macht noch jede Nationalität ihre besonderen, geradezu unausrottbaren Sprachfehler. Die Griechen können z. B. die Z'schlaute nicht aussprechen, die Juden prononziren das «g» am Anfange eines Wortes immer wie «j», der Lase sagt statt «k» immer «ch» u. s. w.

Auch haben die im Karagös-spiele auftretenden fremden Nationalitäten alle ihre stereotypen Namen. Der Jude heisst immer: Meister Zacharias, der Araber: Hadschi Kandil, der Perser: Ali Ekber, der Armenier: Meister Sackis, der Grieche: Nikololaki, der Arnaut: Beiram, der Lase: Cheiraddin. Sein Witz entzündet sich hierbei übrigens nicht allein an der türkischen Sprache der Fremden, sondern an den Fremden überhaupt. Er führt also gegen seine Landsleute einen Sprachkrieg und gegen die Fremden einen Sprach- *und* Nationalkrieg.

Aus allem Diesem dürfte die interessante Wichtigkeit der Karagösspiele zur Genüge erwiesen erscheinen, und sei deshalb nur nochmals zum Schlusse hervorgehoben, dass uns Karagös mit mutwilligen Federstrichen nicht nur das Bild einer, durch fremde Missbildung unterdrückten Sprache in seinen Schattenbildern verzeichnet, sondern dass uns seine Spiele — wie schon eingangs angedeutet — trotz ihrer unzusammenhängenden Handlung und trotz der willkührlich zusammen gewürfelten Scenen auch eine schemenhafte Skizze von der in der Wiege erstickten dramatischen Kunst des türkisch-osmanischen Volksstammes vor Augen führen. Dies darzulegen war der Zweck vorstehender Zeilen. — Konstantinopel, Ende April 1887.

Dr. Ignaz Kúnos.

ZUR PHILOSOPHIE DES UNBEWUSSTEN IN DER UNGARISCHEN SPRACHE.

Ueber das Nichts und die Verneinung.

In dem December-Hefte der «Ungarischen Revue» vom Jahre 1885 habe ich nachzuweisen versucht, dass die ungarische Sprache sehr strenge das «Ist» und «Sind» als Copula in Urteilen, von dem «Ist» und «Sind», durch welche eine Daseins-Behauptung im Raume und in der Zeit ausgedrückt wird, unterscheidet, indem der Ungar, wenn er urteilt, *van* und

vannak als Copula nie gebrauchen darf, dagegen *van* und *vannak* gebrauchen muss, wenn er nicht urteilt, sondern ein Dasein im Raume und in der Zeit ausdrücken will.

An der Hand der «Logischen Untersuchungen» des deutschen Philosophie-Professors Adolf TRENDELENBURG (Zweite Auflage, Leipzig 1862), welcher von der ungarischen Sprache und ihrer Philosophie des Unbewussten über das Nichts und die Verneinung gewiss keine Ahnung hatte, unternehme ich es nun, zu zeigen, was für eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Gesetzen der ungarischen Sprache und den Resultaten besteht, zu welchen dieser deutsche Denker in dem Abschnitte seines Buches «XII, die Verneinung» (2. Band S. 146—155) gelangt ist.

Ueber das Nichts äussert sich Trendelenburg folgendermassen: das Nichts ist kein logischer Begriff, sondern eine phantastische Hypothese, in welcher Inhalt und Form im grellsten Widerspruche stehen, denn dem, was nicht ist und nicht sein soll, ist die Substanz des Etwas geliehen. Darum nennt Trendelenburg das «Nichts» einen Widerspruch der Sprache, eine imaginäre Grösse, eine reine Verneinung, die sich nirgends ausser im Denken befindet. Ich glaube nicht unrichtig zu verstehen, wenn ich das, was Trendelenburg hier sagt, so interpretire, dass wir uns das Nichts unmöglich als seiend denken können.

Auch J. H. von Kirchmann, der verstorbene Präsident der philosophischen Gesellschaft in Berlin, sagt in seiner Lehre vom Vorstellen (Berlin 1864): «Das Nicht kann nicht wahrgenommen werden und ist in keinem Seienden enthalten .... Das Nicht kommt zu dem Sein erst durch das Wissen hinzu; erst wenn das Wissen ein Seiendes auf ein anderes bezieht, entspringt das *Nicht*, dann wird durch dieses Beziehen das Eine das Nicht des Andern.»

Jedes einzelne Ding in der Natur existirt in seinen Grenzen. Jenseits dieser Grenzen hört das einzelne Ding auf zu sein und fängt etwas Anderes an. Das Andere ist eine Negation des Ersteren. Dies hat Spinoza veranlasst zu sagen: Omnis determinatio est negatio, und Campanella hat als Lehrsatz aufgestellt: Ens particulare finito esse constat et infinito non esse.

Das ungarische Wort *semmi*, zusammengesetzt aus dem verneinenden «*se*» und «*mi*» «Etwas», drückt es für jeden Ungarn klar und verständlich aus, dass wir zum «Nichts» nur auf dem Wege des «Nichts-Etwas» gelangen.

Ich bin zu wenig Linguist und Philologe, um die Frage entscheiden zu können, ob nicht das deutsche Nichts, das französische *rien*, das slavische *nic*, das lateinische *nihil*, das italienische *niente* und das romanische *nimic* ganz auf demselben Wege gebildet wurden, wie das ungarische *semmi*; gewiss aber ist, dass keine der mir bekannten Sprachen durch das Wort, mit welchem das «Nichts» bezeichnet wird, das Wesen und die Bedeutung des Nichts so allgemein fasslich und gemein verständlich ausdrückt wie die

ungarische. Der Ungar muss nicht erst gelehrter Altertumsforscher und Sprachgrübler sein. Er lernt unmittelbar aus seiner Sprache, dass Nichts nur ein Etwas ausdrückt, an das wir denken, das uns aber irgendwo und irgendwann fehlt.

Es hat also Trendelenburg recht, wenn er sagt: «Die Negation wird von einer Position getragen. Die reine Verneinung findet sich nirgends ausser im Denken.»

Diese Ansicht, so könnte es scheinen, mag philosophisch bewährt sein, aber dem grossen und kleinen Katechismus, wie er uns als Kindern in der Schule gelehrt worden ist, entspricht sie nicht. Im Katechismus lernten wir: Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen. Bevor also Gott die Welt hervorgebracht hat, gab es also doch eine Zeit und einen Raum, in welchen Nichts vorhanden war, wo also das Nichts als existirend gedacht werden muss, wenn wir nicht mit dem Katechismus in Widerspruch kommen wollen. Es wird aber das ungarische *semmi* auch durch den Katechismus zu Ehren gebracht, denn in diesem wird angenommen, dass Gott jedenfalls existirte und dass nur die Welt, somit ein gewisses Etwas, vor der Erschaffung nicht vorhanden war. Es ist also das Nichts, von dem im Katechismus die Rede ist, nicht ein absolutes Nichts, sondern ganz so, wie es der Ungar anders gar nicht sagen kann, ein Nicht-Etwas.

Dass das Nichts nur als Nicht-Etwas gedacht werden muss, das beweisen auch die Begründer und Anfänger der griechischen Philosophie, die jonischen Naturphilosophen, die von dem Gedanken ausgingen, dass nur ein Wesen existire, aus welchem Alles entstehe, und in welches es zurückgehe, so dass es kein eigentliches Entstehen und Vergehen gebe, sondern Alles nur Veränderung der einen zu Grunde liegenden, sich selbst gleich bleibenden Substanz sei. Die jonischen Naturphilosophen hatten eine solche Scheu vor dem Nichts, dass sie selbst das Entstehen und Vergehen nicht gelten liessen, denn Entstehen ist ein Uebergehen aus dem Nichtsein in das Sein, und Vergehen ein Uebergehen aus dem Sein in das Nichtsein, während in der Veränderung das Sein, an dem sich die Veränderung vollzieht, immer Sein bleibt.

An der Hand des *semmi* in der ungarischen Sprache kommt man vielleicht blos zu der Anschauung, dass das Nichts nur abstrakt gedacht, ein leeres Gedankending ist, das in der Wirklichkeit nie existirt hat, nicht existirt und nie existiren wird; um dann um so grössere Bedeutung dem concreten Nichts beizumessen.

Das concrete Nichts scheint ein sehr wirksamer Factor in allen Verhältnissen und bei allen Wesen zu sein. Es findet sich, wie es scheint, nicht blos im Denken, sondern leider nur zu oft auch im Sein, wo es die traurigsten Wirkungen hervorbringt. Das concrete Nichtsein des Sonnenscheins oder des Regens richtet die Pflanze zu Grunde; das concrete Nichtsein der

Speise und des Trankes bewirkt, dass die Menschen verhungern und verdursten; das concrete Nichtsein des Präparirens für eine bevorstehende Prüfung bewirkt, dass der Candidat bei derselben durchfällt; das Nichtheizen des Ofens im Winter bewirkt, dass man friert; und das Nichtzahlen der Schulden bewirkt Execution oder gar das Concursverfahren. Man frage den Vater oder die Mutter, welche den heissgeliebten Sohn, die heissgeliebte Tochter traurig überleben, wenn sie am Grabe unter der Grösse ihres Schmerzes zusammenbrechen, ob das Nichtsein ihrer Lieben ein blosses Gedankending ist, das in der Wirklichkeit nicht existirt.

Das Auffassen des nichtwissenschaftlichen Bewusstseins, dem zu Folge das concrete Nichtsein eben so Wirkungen hervorzubringen vermag, wie das concrete Sein, haben zunächst die deutschen Juristen in ihren Theorien über die Anführungs- und Beweisverbindlichkeit im Civilprozess aufgegriffen, indem sie zwei Gattungen von Tatsachen, auf welche Klagen und Einwendungen gegründet werden können, von einander unterschieden, nämlich positive und negative Tatsachen. Wenn z. B. der Schuldner zur Verfallszeit zahlt, was er schuldig ist, so ist dies eine positive Tatsache, wenn er dagegen nicht zahlt, so ist dies eine negative Tatsache. Eine wie die andere bringt nach der Auffassung der deutschen Juristen rechtliche Wirkungen hervor, und es muss daher die eine wie die andere von demjenigen bewiesen werden, welcher auf die eine oder die andere das in Anspruch genommene Recht oder die gemachte Einwendung gründet. Wenn der Schuldner zahlt, so bringt diese Tatsache die positive Wirkung hervor, dass der Gläubiger befriedigt ist, und wenn er nicht zahlt, so bringt diese negative Tatsache die negative Wirkung hervor, dass der Gläubiger nicht zufrieden ist, und diese Unzufriedenheit veranlasst den Gläubiger gegen den säumigen Schuldner Execution zu führen.

So erscheint dem wissenschaftlichen Bewusstsein der Juristen nichts so klar, als dass auch etwas, was nicht ist, ebenso gut Wirkungen hervorbringen kann, wie ein Etwas, das ist. Es trat zwar unter den Juristen einer von ihnen — Dr. Theobald Rizy — mit einer Abhandlung über die Verbindlichkeit zur Beweisführung hervor, der über die negativen Tatsachen mit ihren negativen Wirkungen eine solche Gegenansicht entwickelte, dass man versucht wäre, in ihm nicht einen idealistischen Deutschen, sondern einen realistisch denkenden Ungarn zu erblicken, welcher an seinem Sprichwort festhält: «*nehéz a semmiből teremteni*» («Es ist schwer aus dem Nichts etwas hervorzubringen»). Rizy lehrte nämlich, dass rechtserzeugende, rechtshindernde und rechtsvernichtende Tatsachen im Rechtsleben immer nur positive Tatsachen sein können, indem eine negative Tatsache (ein unpassend sogenanntes Nonfactum), als ein Nichtgeschehensein, nicht Ursache einer Wirkung sein könne. Diese Einwendung Rizy's ist bewältigender Natur und beweist die Wahrheit des eben angeführten Sprichwortes, denn eine negative

Tatsache ist keine Tatsache, und eine negative Wirkung, welche sie angeblich hervorbringt, keine Wirkung. Die Theorie der Juristen stellt also Ursachen auf, die gar nicht vorhanden sind und dennoch wirken, und nimmt Wirkungen an, die keine Wirkungen sind, und die eben deswegen, wie ihre Ursachen, negative Wirkungen genannt werden.

Diese Einwendung Rizy's war so gewichtig, dass der ehemalige österr. Sprechminister Dr. Josef Unger in seinem System des österr. allgemeinen Privatrechts sich veranlasst sah, für die Juristen einen ganz abgesonderten Begriff von Ursache und Wirkung in Anspruch zu nehmen, und damit das Recht über die Logik zu stellen. Unger sagt nämlich: Rizy übersieht, dass Tatsachen nur in dem Sinne juristische Ursachen sind, dass das Recht gewisse Wirkungen an sie knüpft: nicht die Tatsache als solche erzeugt oder zerstört aus eigener Kraft Rechtsverhältnisse, wie etwa der Baum Früchte bringt, oder das Feuer das Haus verzehrt, sondern das Recht legt dem Umstand, dass ein gewisses Ereigniss eingetreten oder nicht eingetreten ist, jene Wirkung bei, gleichwie ja auch die Parteien das Dasein oder Nichtdasein ihres Willens vom Eintreten oder Ausbleiben eines Umstandes abhängig machen können. In diesem Sinne könne eine negative Tatsache gewiss eben so rechtswirksam sein, als eine positive.

Unger's Argumentation fusst also auf der Voraussetzung, dass das Recht und der disponirende Privatwille stärker sind als die Logik, und aus Nicht-Ursachen Ursachen, aus Nichtwirkungen Wirkungen machen können. Tröstend dabei aber ist es, dass Unger stillschweigend hiemit anerkennt, dass im Sinne der Logik negative Tatsachen nicht Ursachen, und negative Wirkungen nicht Wirkungen sind und nicht sein können.

«Jede Verneinung», sagt Trendelenburg, «muss sich in ihrem Grunde als die ausschliessende zurücktreibende Kraft einer Bejahung darstellen. Sonst ist sie nichts als Willkür oder ein leeres Spiel des Verstandes. Die Negation wird von einer Position getragen.» Das «Nichts» in abstrakter, deutschphilosophischer Bedeutung scheint im Ungarischen nicht anders übersetzt werden zu können als mit *semmiség*, von welchem Worte das Wörterbuch der ungarischen Akademie der Wissenschaften folgende Erklärung gibt, welche beweist, dass auch dieser abstrakte Begriff von einer Position getragen wird, indem *semmiség* dort folgendermassen erklärt wird: *Azon fogalom, melyet a nemléttel azonositunk; megszünt lét, vagy a mi soha sem létezett.* Daraus geht hervor, dass das Nichts im Ungarischen, das *nemlét*, von dem *lét* (Dasein) getragen wird, und sich als ein aufgehobenes Dasein, oder als Etwas darstellt, was nie existirte. Im weiteren Sinne bedeutet *semmiség* eine solche Kleinigkeit, die kaum bemerkbar ist und gar keinen Wert hat. Dann bedeutet *semmiség* soviel wie Hinfälligkeit, Vergänglichkeit und Eitelkeit, endlich kann es auch als geringschätzender Vorwurf gegen eine Person gebraucht werden, um ihr ungarisch zu sagen, was wir im Deutschen

beiläufig mit «Taugenichts» ausdrücken. Diese Erklärung Czuczor's und Fogarasi's im Wörterbuch der ungarischen Akademie und die verschiedenen Bedeutungen, welche *semmiség* im Ungarischen annimmt, können im Vergleich mit der Rolle, welche das Nichts und das Nichtsein bei vielen deutschen Philosophen, zumal bei Hegel spielt, mit als Beleg dafür gelten, dass der deutsche Geist dem abstrakten Denken weit mehr zugeneigt ist, während der ungarische mehr realistisch das Allgemeine und Abstrakte nur im Einzelnen und Concreten sucht.

Durch den Mangel an Sonnenlicht und Regen können allerdings die Pflanzen, durch den Mangel an Speise und Trank Tiere und Menschen zu Grunde gehen; aber nicht das Nichtsein ist im Stande, diese Wirkungen hervorzubringen, sondern das Gesetz des Lebens, welches Sonnenschein und Regen für die Pflanze, Speise und Trank für das menschliche und tierische Leben erfordert, bringt diese Wirkungen hervor. Die Mineralien werden durch derlei Mängel nicht berührt und angefochten, weil sie das gleiche Gesetz des Bestandes und Lebens nicht beherrscht. Wenn der der Prüfung sich unterziehende Student nicht die positive Pflicht hätte, zu lernen und sich gehörig vorzubereiten, könnte er bei der Prüfung nicht geworfen werden. Im warmen Sommer braucht Niemand seinen Ofen zu heizen, und wenn er im Winter nicht geheizt wird, so bringt nicht das Nichtheizen, sondern die Stellung der Erde gegen die Sonne die Kälte hervor. Das Nichtzahlen der Schulden ist nur eine Veranlassung für die Gläubiger, die Execution gegen den säumigen Schuldner zu führen; die hervorbringende Ursache liegt in der executionsfähigen Urkunde, der zu Folge der Schuldner zahlen soll. Nicht das Nichtsein der Todten, sondern die Liebe und Erinnerung, mit welcher wir ihnen zugetan sind, bringt die Trauer und den Schmerz um unsere Todten hervor.

Die sogenannten negativen Tatsachen der Juristen stellen sich einer aufmerksameren Betrachtung nicht als Ursachen, welche Wirkungen hervorbringen, sondern nur als Veranlassungen dar, durch welche die eigentliche Ursache, ein massgebender positiver Wille, mag er nun als Gesetz oder als Vertrag, oder als Urteil des Richters erscheinen, in Bewegung gesetzt wird, um gegen einen ihm nicht entsprechenden Zustand zu reagiren. Wenn Juristen zum Beweise ihrer Ansicht, dass auch negative Tatsachen, insbesondere z. B. die Nichtzahlung bewiesen werden müssen, sich auf den § 41 der ungarischen Wechselordnung berufen, welcher vorschreibt, dass zur Aufrechthaltung des Zahlungs-Regressrechtes gegen den vorangehenden Giranten und den Wechsel-Aussteller erforderlich ist, dass der Wechsel zur Zahlung präsentirt, und diese Präsentation und die «*nicht erfolgte Zahlung*» durch einen in gehöriger Zeit aufgenommenen Protest dargetan werde, so braucht man nur das Gesetz und die Protesturkunden zu lesen, um sich zu überzeugen, dass das Schwergewicht dieser Bestimmung in dem positiven Um-

stande liegt, dass der Wechsel rechtzeitig zur Zahlung präsentirt wurde, dass kein Notar die Nichtzahlung des Wechsels, sondern nur solche positive tatsächliche Umstände zu bezeugen vermag, aus welchen folgt, dass die Zahlung auf den Wechsel nicht zu erhalten war, dass das Gesetz sich eines negativen Ausdruckes bedient, um alle möglichen positiven Tatsachen darunter zu begreifen, aus welchen gefolgert werden muss, dass die Zahlung auf den Wechsel nicht zu erhalten war, und dass auch hier die nicht erfolgte Zahlung des Wechsels durch den Acceptanten keine Ursache, sondern nur die Veranlassung der Entstehung des Regressrechtes ist. Das Recht auf Regress Mangels Zahlung entsteht auch hier nicht aus der Nichtzahlung des Wechselschuldners, sondern aus dem Wechsel und dem Wechselrecht, welches ausnahmsweise fordert, dass der Kläger als Zahlungs-Regressberechtigter nicht blos sein Recht, sondern auch beweise, dass er Veranlassung und Grund zur Geltendmachung desselben habe, indem dargetan wird, dass von dem Acceptanten die Zahlung nicht zu erhalten war. Durch diese Verfügung des Gesetzes wird ein Nicht-Factum aber nicht in eine rechtserzeugende Ursache verwandelt.

Der Deutsche sagt: «Ich habe Nichts gesehen» und betrachtet somit das Nichts als ein Object, welches gesehen wird. Der deutsche Professor, der in seinem Collegium sagte, ich sehe schon wieder einige, die nicht da sind, wurde ausgelacht, wie es scheint mit Unrecht, denn wenn, wie der Deutsche sagt, nichts gesehen werden kann, so können um so mehr einige gesehen werden, welche nicht da sind. Die ungarische Sprache geht nach meinem Dafürhalten correcter zu Werke, indem sie wie die französische, romanische und böhmische sagt: ich habe Nichts nicht gesehen.

Der Deutsche sagt: Ich habe ihn niemals oder nirgends gesehen, der Ungar dagegen: ich habe ihn nicht gesehen niemals oder nirgends, wie es scheint richtiger, denn wer Jemanden niemals oder nirgends gesehen hat, von dem kann bejahend nicht gesagt werden, dass er ihn gesehen hat.

Das ungarische Wörterbuch der ungarischen Akademie der Wissenschaften sucht das Gesetz der ungarischen Sprache, nach welchem: Nichts, Niemand, niemals, nirgends, weder noch u. dgl. verneinende Wörter noch eine zweite Negation mit *nem, sem, nincs, sincs, ne* und *se* verlangen, unter dem Schlagworte *semmi* damit zu rechtfertigen, dass gesagt wird, die zweite Verneinung diene blos zur Verstärkung der ersteren, und sei nur als accessorisches verneinendes Wort zu betrachten, welches zu dem eigentlich verneinenden: Nichts, Niemand, niemals u. s. w. hinzukommt, wobei stillschweigend vorausgesetzt wird, dass das Gesetz der deutschen Sprache, die nur einmal verneint, das richtige ist, während die ungarische Sprache im Verneinen des Guten zu viel tut und statt einmal ganz überflüssig mehrmals verneint.

Die ungarische Sprache hat aber eine ganz andere Auffassung als die deutsche über das Nichtsein und das Nichts. In einem mit *semmi* u. a. ver-

neinenden ungarischen Satze ist durch *semmi* u. a. das Prädikat noch nicht verneint; damit die Verneinung vorhanden sei, muss auch das Prädikat noch insbesondere verneint werden. Der Deutsche sagt: Weder Peter, noch Paul, noch sonst Jemand möge es wagen, dahin zu gehen. Der Ungar dagegen sagt: *Se Péter, se Pál, se senki ne merjen oda menni* (wörtlich: Nicht Peter, nicht Paul, nicht Niemand wage, nicht hinzugehen). Uebrigens muss hervorgehoben werden, dass es Fälle gibt, wo der Ungar nach «weder» «noch» das Prädikat nicht verneint, sondern geradezu bejaht. Dies geschieht in dem Falle, wenn er den mit weder und noch angeführten verneinenden Behauptungen als Gegensatz eine bejahende entgegenstellt z. B.: *Szónok kijelenti, hogy ő sem porosz, sem orosz, hanem osztrák politikát ohajt.* (Redner erklärt, dass er weder eine preussische, noch russische, sondern eine österreichische Politik wünscht.) Würde der letztere Gegensatz nicht vorkommen, so müsste im Ungarischen jedenfalls gesagt werden: Redner erklärt, dass er weder eine preussische, noch russische Politik nicht wünsche.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung in dem internationalen Verhältniss zwischen dem Ungarn und dem Deutschen, welche hervorgehoben zu werden verdient. Sobald es sich um praktische Sachen, z. B. im politischen Leben handelt, da ist der selbstbewusste Ungar geneigt, sich dem Deutschen weit überlegen zu halten.

Hat doch erst vor Kurzem ein ungarisches Blatt seinen Leitartikel aus Anlass der 1887er Februar-Wahlen für den deutschen Reichstag folgendermassen begonnen: Wenn zwei Deutsche zusammenkommen, so bilden sie drei Parteien. Jeder von ihnen schmiedet aus der Politik ein politisches System.

So selbstbewusst sich der Ungar dem Deutschen gegenüber, sobald es sich um das Praktische handelt, fühlt: so gefügig und abhängig ist er, wenn der Deutsche irgend eine wissenschaftliche Theorie verkündet.

Der Deutsche musste freilich im Sinne der Gesetze seiner Sprache bezüglich der doppelten Negation auf den Gedanken kommen, dass die Gesetze seiner Sprache die allein richtigen sind, dass die zweite Negation im Ungarischen, Französischen, Böhmischen und Romanischen eigentlich überflüssig ist und nur den Zweck hat, die erste Negation zu verstärken. Dass aber der Ungar, dessen Sprache ein ganz anderes Gesetz hat, sich auch zu dieser deutschen Theorie, welche nur für die deutsche Sprache gilt, bekennt, scheint nicht gerechtfertigt zu sein, und zwar um so weniger, nachdem der Ungar, wenn er nur einmal verneint, wie der Deutsche, seiner Rede einen ganz andern Sinn gibt, als wenn er dem Gesetze seiner Sprache getreu bleibt, und zweimal verneint. *Semmire ment* heisst deutsch: Er ist zu Grunde gegangen; *semmire sem ment* mit der ungarischen doppelten Verneinung: Er hat es zu Nichts gebracht; *semmire való* heisst Taugenichts, und ist ein Schimpfname; *semmire sem való* mit der doppelten Verneinung drückt blos aus, dass mit dem Betreffenden Nichts zu machen ist.

Dass die Negation einer Negation eine Bejahung ausdrückt, dass der Satz, ich habe nicht Nichts bekommen, kein verneinender, sondern ein bejahender Satz ist, und so viel bedeutet, als ich habe etwas bekommen, das weiss der Ungar so gut wie der Deutsche, darum sagt er auch nicht: Ich habe nicht Nichts bekommen, sondern ich habe Nichts nicht bekommen, was nicht Eins und dasselbe ist, weil im ersten Falle das Nichts, im zweiten Falle aber der Sache vollkommen entsprechend das Bekommen verneint wird. Daraus erklärt es sich auch, warum die ungarische Sprache so pedantisch ist, die Verneinungspartikeln nur vor jene Worte zu setzen, welche verneint werden. Dieses Gesetz der Wortfolge im Verneinen ist im Ungarischen so strenge, dass, wenn das Verbum, welches verneint werden soll, mit einer Präposition zusammengesetzt ist, die Präposition von dem Verbum getrennt und die Verneinungspartikel nicht vor die Präposition, sondern unmittelbar vor das verneinte Verbum gesetzt werden muss. Von einer solchen Strenge des Gesetzes der Wortfolge beim Verneinen hat die deutsche Sprache keine Ahnung. Der Deutsche sagt z. B.: er ist nicht ein Held, oder eben so gut: er ist kein Held, und Niemand ist im Stande zu entziffern, was eigentlich mit dem nicht verneint wird: ob das «Ist», oder der «Held». Der Ungar kann, auch wenn er wollte, die Copula «ist» in diesem Urteile nicht verneinen, weil er keine hat, und weil das *nem* unmittelbar vor Held im Ungarischen steht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass nur die Eigenschaft «Held» als verneint, beziehungsweise als von dem Subjecte «Er» ausgeschlossen zu betrachten ist.

Die deutschen Logiker lehren meines Wissens übereinstimmend, dass in verneinenden Urteilen die Verneinung mit der Copula «Ist» und «Sind» verschmilzt. Trendelenburg nennt aus diesem Grunde die Copula die formale Kraft des Urteils. Zum Beweise dessen, dass im Urteile nur die Copula verneint wird, beruft sich Trendelenburg auf Grimm's Wörterbuch III, S. 710, aus welchem hervorgehen soll, dass im Altdeutschen die Verneinung mit der Copula grammatisch verbunden war «daz nist (ni ist) guot». Erst als sich die Negation mit einer Anschauung zu verbinden und durch eine solche Stütze zu verstärken suchte, löste sie sich von der Copula ab.

Da aber der Deutsche eben so gut, wie: er «ist» nicht ein Held, oder ein Held ist er nicht, sagen kann: er ist kein Held, und das Wort «kein» nicht auf die Copula, sondern nur auf Held bezogen werden kann, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass im deutschen die Verneinungspartikel sich nicht auf die Copula, sondern nur auf das Prädikat, welches durch sie von dem Subjecte ausgeschlossen wird, bezieht und beziehen muss.

Der Ungar hat drei Formen der Verneinung, welche durch drei verschiedene Wörter ausgedrückt werden. Diese drei Formen sind: 1) *nem* und *sem*; 2) *ne* und *se*; und 3) *nincs* und *sincs*.

Nem hat im Ungarischen keine andere Bestimmung, als nicht zu

einander Gehöriges und daher Verschiedenes von einander zu trennen und auszuschliessen. *Nem* hat für das Schauen und Denken eine durchaus theoretische Function, indem es einzig und allein dazu dient, um damit zu sagen, dass ein Subject irgend ein Prädikat nicht an sich habe, oder dass ein ganzer Satz nicht gilt. Sagt Jemand z. B.: die Rose ist ein Vogel, so dient das einzige Wort *nem* dazu, um mit dem verneinenden Urteil: *a rózsa nem madár* auszudrücken, dass das Subject Rose das Prädikat Vogel nicht an sich habe.

Es wäre undankbar, wenn ich nicht jene Stelle aus den «Logischen Untersuchungen» Trendelenburgs hier wörtlich anführen würde, welche mich auf die Spur des Gedankens gebracht hat, welcher dem Unterschied in der ungarischen Sprache zwischen *nem*, *ne* und *nincs* zu Grunde liegt, und den ich in mehr als tausend gesammelten Beispielen aus Petőfi, Eötvös und ungarischen Zeitungen bestätigt fand.

Die betreffende Stelle Trendelenburgs lautet: «Auch in die Verneinung, welche allen Kategorien aufhebend gegenübersteht, greift der Zweck ein, und prägt seinen Gedanken und Willen in ihr aus, sowohl wenn von ihm eine Verneinung ausgeht, als wenn er eine Verneinung erfährt. Auf jenen Begriff bezieht sich im Lateinischen der Unterschied von non und ne; diesen bemerkten wir unter den Kategorien des Zweckes als *Mangel*, und er kann sich im Ethischen bis zum Bösen steigern. Die Sprachen vermischen in ihren Zeichen den Unterschied der reinen Verneinung, des Mangels und des Gegensatzes. Es wäre nicht unnütz, dass die Logik das Verständniss des unbestimmten grammatischen Zeichens schärfe.»

Der ungarischen Sprache darf dieser Vorwurf nicht gemacht werden.

Sie hat ein eigenes Zeichen: *nem* für die reine Verneinung, d. h. dafür, um auszudrücken, dass ein Subject ein Prädikat nicht an sich habe, und dass deshalb das Prädikat von dem Subjecte auszuschliessen ist.

Wenn nicht das Denken, sondern der Wille das Ausschliessende ist, welcher etwas affirmativ als möglich Gedachtes von dem Sein in der Aussenwelt ausgeschlossen haben will, so gebraucht der Ungar *ne* und *se*; z. B.: *senki se bántsa a magyar sereget* (Niemand tue der ungarischen Schaar etwas zu Leid), oder: *ha nem akarja, hogy felgyujtsam a házát, meg ne illesse kend ezt a szegény árvát* (wenn Sie nicht wollen, dass ich Ihr Haus anzünde, so rühren Sie diese arme Waise nicht an).

Das *nincs* und *sincs* dagegen dient einzig und allein dazu, um einen Mangel, ein Nichtvorhandensein eines Etwas im Raume und in der Zeit auszudrücken, ein Nichthaben dessen, was man haben will oder soll, oder ein Nichtvorhandensein eines Etwas im Raume und in der Zeit auszudrücken, ein Nichthaben dessen, was man haben will oder soll, oder ein Nichtvorhandensein dessen, was man als vorhanden wähnt.

Der Ungar sagt z. B.: *Ezt nem szükség tudnod* (es ist nicht notwendig, dass du das wissest) und darf in diesem Falle: «es ist nicht» keineswegs mit

nincs übersetzen, weil er sich in diesem Satze nur urteilend verhält, denn er entscheidet darüber, ob das Subject das Prädikat: dass für dasselbe etwas notwendig ist oder nicht, an sich habe oder nicht.

So wie aber der Ungar mit seinen Gedanken sich in einen bestimmten Raum versetzt, und in diesem oder für diesen etwas behauptet, so gebraucht er *nincs*; z. B.: *a város egy részében nincs olyan szükség kasinóra, mint az uj telepen* (in keinem Teile der Stadt ist ein Casino so notwendig, wie auf dem neuen Grund). *Nincs más mód* (es bleibt nichts anderes übrig), d. h. es mangelt jedes andere Mittel. *Más hibám nincs* (ich habe keinen andern Fehler) d. h. es fehlt an mir jeder andere Fehler. *Mire szükséged nincsen, egy pénz is sok érte* (für das, was du nicht notwendig hast, ist auch ein Kreuzer zu viel). «Er ist nicht mehr» kann im Ungarischen nicht anders als mit *nincs többé* übersetzt werden, weil es sich um ein Fehlen im Raume und in der Zeit handelt. *Nincs oka félnie senkitől* (Es ist kein Grund vorhanden, sich vor Jemandem zu fürchten). In diesem Satze wird nicht der Grund von dem Subject ausgeschlossen, sondern als im Dasein nicht vorhanden erklärt, weshalb im Deutschen eben so gut gesagt werden könnte, er hat nicht Grund zu fürchten, oder es mangelt am Grunde, zu fürchten. Wenn ich dagegen sagen will: Niemand ist mir gut, so urteile ich über alle diejenigen, die ich unter Niemand begreife, und darf daher nicht sagen: *Nincs jó hozzám senki,* sondern muss sagen: *nem jó hozzám senki,* denn ich schliesse die Eigenschaft *jó* von dem Subject *senki,* beziehungsweise von den darunter Begriffenen aus.

Auf diese Weise habe ich getrachtet, den Gedanken auf die Spur zu kommen, welche der ungarischen Sprache in ihren drei verneinenden Formen: *nem, ne* und *nincs* zu Grunde liegen. Dass meine Erörterungen nicht ganz ohne Grund sind, sondern Manches für sich haben, dafür spricht der Umstand, dass ich sie in vielen gesammelten Beispielen bestätigt finde. Gegenüber allenfälligen Schwächen und Fehlern in meiner Arbeit wage ich es als Milderungsgrund geltend zu machen, dass ich von deutschen Eltern in den österreichischen Ländern geboren und erzogen wurde, dass ich keinen Anspruch mache Altertumsforscher oder Philologe zu sein, dass ich erst in Ungarn ungarisch gelernt habe und noch fortwährend lerne, und dass in mir nichts so fest steht als die Ueberzeugung, dass den Gesetzen der ungarischen Sprache nicht Willkür, sondern ein hoher Geist zu Grunde liegt.

Dr. ALOIS SENTZ.

ISOTA NOGAROLA.

Vor uns liegen in zwei starken, überaus elegant ausgestatteten Bänden die Werke einer italienischen Humanistin des XV. Jahrhunderts, * welche unstreitig zu den anziehendsten Gestalten jener interessanten Zeit gehört. Die Sammlung von Isota Nogarola's Werken verdanken wir dem Eifer und der Opferfreudigkeit, aber auch der Pietät ** eines unserer gebildetsten Magnaten, des für verschiedene Zweige der Wissenschaft mit tiefem Verständnisse und tätigem Anteil begeisterten Grafen Alexander Apponyi, — die wissenschaftliche Verwertung und Erläuterung des in diesen Quellen erhaltenen cultur- und literaturgeschichtlichen Materials ist ein Verdienst Professor Eugen Abel's, der in Ungarn wie im Auslande mit Recht als einer der vielseitigsten und gründlichsten Kenner des Humanismus und seiner Geschichte anerkannt ist. Das schöne und geistvolle Mädchen, das den Freuden der Welt den Rücken gekehrt, um sich ganz dem Dienste der Wissenschaft zu widmen, verdient es übrigens, auch ohne Rücksicht auf ihre Beteiligung an den Bestrebungen der Renaissance, dass auch spätere Geschlechter sich ihrer mit sympathischer Teilnahme erinnern.

Isota stammte aus der gräflichen Familie Nogarola, welche zur Zeit Karl's des Grossen aus Frankreich nach Verona gekommen war und somit als eines der ältesten Adelsgeschlechter Italiens gelten konnte. Aber nicht nur hervorragende Heerführer und Diplomaten entstammten dieser sehr bald zu hohem Ansehen und grossem Reichtum gelangten Familie, sondern auch zahlreiche Dichter und Gelehrte beiderlei Geschlechts, welche dem Namen Nogarola einen bleibenden Platz in der Geschichte des Humanismus erwarben. Und zwar überbieten die weiblichen Mitglieder des edlen Hauses ihre männlichen Verwandten ganz entschieden an regem Interesse für Poesie und Wissenschaft. Die Teilnahme für die Schöpfungen der Dichtkunst und Gelehrsamkeit, die Anregung zu selbständigem literarischem Wirken war in dieser Familie dergestalt zur lebendigen und herrschenden Tradition geworden,

* *Isotae Nogarolae Veronensis opera quae supersunt omnia. Accedunt Angelae et Zeneverae Nogarolae epistolae et carmina. Collegit Alexander Comes Apponyi, edidit et praefatus est Eugenius Abel.* Budapest, 1886. Fr. Kilian. 2 Bände, CLXXII, 269 und 477 Seiten und 5 Beilagen. (Angela war die Tante, Zenevera die Schwester Isota Nogarola's.) — Prof. Abel hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Isota's Leben und Schriften gleichzeitig in einem in der Ungarischen Akademie gehaltenen Vortrage und in einer deutschen Abhandlung (in der «Vierteljahrsschrift für Cultur und Literatur der Renaissance») zusammengefasst.

** Die gräfliche Familie der Apponyi steht mit den Nogarola in verwandtschaftlichem Verbande.

dass sich diesem Geiste selbst diejenigen Frauen nicht ganz zu entziehen vermochten, die durch Heirat in das Haus der Nogarola gelangt waren. So wurde auch Bianca Nogarola, Isota's Mutter, die aus der Familie der Borromeo zu Padua stammte, trotzdem sie wahrscheinlich des Schreibens unkundig gewesen, eine warme Freundin der Wissenschaften und — da ihr Gatte Leonardo früh starb — eine geneigte Förderin der auf gelehrte Tendenzen gerichteten Bestrebungen ihrer zahlreichen, hochbegabten Kinder, unter denen Isota und Zenevera mit Recht der Stolz der Familie sind. Schon zu ihren Lebzeiten und mehr noch bald nach ihrem Tode waren sie einstimmigen, begeisterten Lobes teilhaftig geworden; das literarische Genie der Familie scheint in diesen zwei schönen Frauen seinen Höhepunkt erreicht zu haben.

Die Mutter, Bianca, wird wegen der hingebenden Opferwilligkeit, mit der sie sich der Erziehung ihrer Kinder gewidmet, von den Zeitgenossen wiederholt mit der Mutter der Gracchen verglichen; dieselben Zeitgenossen erzählen uns auch von den literarischen Neigungen Bianca's, die ebenso zwischen Theologie und Humanismus geteilt war, wie ihre berühmte Schwägerin Angiola und ihre noch berühmtere Tochter Isota. Diese Letztere, die etwa 1418 geboren war, begann ihre Studien unter der Leitung des Humanisten Martin Rixenius und beschäftigte sich in ihren Jugendjahren vorwiegend mit den classischen Dichtern des alten Rom; die Kirchenväter, die später ihr hauptsächlichstes, beinahe einziges Studium waren, können in ihrer Jugendlectüre nur einen untergeordneten Platz eingenommen haben. In den classischen Studien machten jedoch die Schwestern Isota und Zenevera so rasche und bedeutende Fortschritte, dass sie schon im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich zogen.

Das erste öffentliche Auftreten Isota's fällt etwa in das Jahr 1434; denn wohl aus dieser Zeit stammt ihr erster erhaltener, an Ermolao Barbaro gerichteter, in äusserst bescheidenem Ton abgefasster Brief, in welchem sie dem Adressaten zu seiner Ernennung zum apostolischen Protonotar Glück wünscht; und schon zwei oder drei Jahre später sprechen junge Humanisten auf dem Hauptplatze Bologna's mit ungeteilter Begeisterung von der vielseitigen Bildung und dem hohen Geiste der reizenden Schwestern Nogarola. Der Ruhm der zwei Mädchen hatte sich demnach rasch ausgebreitet und ihnen, nach der Sitte der Zeit, bald zu vielfachen brieflichen Verbindungen mit bedeutenden Humanisten in Nah und Fern verholfen, so mit Francesco Barbaro, dem hervorragendsten Humanisten Venedigs, mit Giacomo Foscari, dem Sohne des Dogen Francesco Foscari, selbst mit dem Gelehrten Guarino, dem hervorragendsten italienischen Humanisten seiner Zeit. Die Briefe der Humanisten gingen bekanntlich, wie literarische Producte — denn das waren sie auch — von Hand zu Hand und förderten den Ruhm des Briefschreibers ebenso, wie den des Adressaten und veranlassten auch persönlich

sehr fernstehende Mitglieder der gelehrten Republik einen Briefwechsel mit ihnen übrigens ganz unbekannten Personen zu eröffnen. Als Foscari an ihn gerichtete Briefe Isota's und Zenevera's seinem Meister Guarino mitteilt, ist dieser voll der überschwänglichsten Lobeserhebungen über die jugendlichen Humanistinen; er kann sich kaum fassen vor Staunen über das reine und elegante Latein der Schwestern, über ihren abwechslungsreichen Styl, über ihre umfassenden Kenntnisse. Selbstverständlich gelangte dieser an Anerkennung reiche Brief des Meisters, wie dies wohl beabsichtigt war, in die Hände der Mädchen, die in demselben mit Recht von berufenster Seite das denkbar günstigste Zeugniss über den Wert ihrer literarischen Tätigkeit erblickten. Und in einem etwa 1438 geschriebenen Briefe eines sonst unbekannten Veroneser Humanisten an einen Freund heisst es so recht im Geschmacke der Zeit: «Aus dem ehrwürdigen Hause der Nogarola stammen Isota und Zenevera. Wenn Du sie sehen würdest, hieltest Du sie nicht für Zeitgenossen, sondern für Gefährtinen der Diana, und glaubtest, Venus selbst habe ihnen in der Wiege die Nahrung gereicht. Ihre Augen, Stirne, Antlitz, zarte Lippen, schön geformte Nase, Elfenbeinhände, ihr Goldhaar und ihre übrigen Glieder sind derart, dass man sich nichts Schöneres, Süsseres, Bewunderungswürdigeres vorstellen kann. Ich habe oft von der Schönheit der Helena gelesen, welche den Untergang Troja's herbeigeführt hat. Doch wäre es ein müssiges Unterfangen, sie mit unseren Jungfrauen vergleichen zu wollen, denn von diesen würde Jedermann glauben, sie seien vom Himmel zu uns herabgestiegen. Wenn sie einherschreiten, strahlen sie von Güte, Frohsinn und Bescheidenheit, so dass Jedermann sie bewundern muss und von unbeschreiblicher Liebe zu ihnen erfasst wird. Mit ihren flinken Händen entlocken sie der Zither süsse Töne, sie führen kunstvolle Tänze auf und singen wahrhaft mit einer Engelsstimme. Hiezu kommt noch, dass sie sich so eingehend mit der Literatur und Beredtsamkeit befassen, dass ich nicht zögere, sie zu den eloquentesten Menschen zu zählen, obwohl sie noch nicht einmal vier Lustra ihres Lebens hinter sich haben. Ich berufe mich dabei auf ihre zahlreichen Briefe, auf ihre Reden voll Gravität und Eleganz, schliesslich auf ihre Gedichte voll Schwung und Kraft. Was soll ich über ihren Vortrag sagen? Da die Hauptzierde der Beredtsamkeit im schönen Vortrag liegt, haben sie sich mit grossem Eifer darin geübt und zeichnen sich auch durch ausserordentliche Modulationsfähigkeit der Stimme und durch ruhige, angenehme Gestikulation aus.» Dieselbe schwärmerische Begeisterung für die Schönheit, Anmut und Gelehrsamkeit der Schwestern spricht aus den anderen Briefen der Zeitgenossen, die sich immer mehr um die Freundschaft der berühmten Mädchen bewarben.

Doch bald trennten sich die Schwestern. Zenevera wurde 1438 die Gattin Brunoro Gambara's, eines hervorragenden Edelmannes in Brescia, und verschwindet von dieser Zeit an fast ganz vom literarischen Schauplatze.

Sie lebt nunmehr nur ihrem Gatten, ihren Kindern, den Armen und Verlassenen. Ihre weiblichen Tugenden finden begeisterte Anerkennung, aber von ihren schriftstellerischen Erfolgen ist nicht mehr die Rede. Sie schreibt wohl noch manchmal lateinische Briefe an ihre alten Freunde, doch haben sie die Freuden und noch mehr die Sorgen der Ehe bald ganz jener literarischen Wirksamkeit entfremdet, welcher sie in ihren Mädchenjahren so grosse, so begeistert anerkannte Erfolge zu verdanken hatte. Auch scheint ihr das Glück an der Seite des Gatten nicht allzu hold gewesen zu sein, und dieser Umstand mag sie auch zu schriftstellerischer Wirksamkeit wenig angespornt haben. Als Damiano dal Borgo, ein Freund der Schwestern, sie Ende November 1440, also schon im zweiten Jahre ihrer Ehe, auf ihrem Landgute am Gardasee besuchte, war er entsetzt über die Veränderung, welche im ganzen Wesen Zenevera's Platz gegriffen hatte. «Wie anders sieht sie jetzt aus», schreibt er an Isota, «als jene Zenevera, deren Schönheit die Sterne des Himmels verdunkelte!» Ihre Augen leuchten nicht mehr so, ihre glatte Stirne, die einst ihre Seelenruhe widerspiegelte, ihre Rosenlippen, ihre schlanke Gestalt, ihr Schwanenhals, — alles dies lebte nur mehr in des Freundes Erinnerung; so stark hatten sie körperliche Leiden und ein von Damiano nur zu vorsichtig angedeuteter Seelenschmerz, den nur das Geplauder ihres kleinen Mädchens auf kurze Zeit zu verscheuchen im Stande war, mitgenommen. So verschwindet sie nach nur vierjähriger Teilnahme am literarischen Leben der Zeit aus dem Kreise und bald auch aus der Erinnerung ihrer Zeitgenossen, — gerade in dem Moment, als ihre Schwester Isota die Bewunderung ihrer Landsleute in erhöhtem Maasse und für alle Zeiten zu erobern begann.

Im Jahre 1438 floh die Familie Nogarola vor dem Wüten der Pest aus Verona nach Venedig, von wo sie erst drei Jahre später in die Vaterstadt zurückkehrte. Aus diesem Exil besitzen wir zahlreiche Briefe Isota's, welche ganz im Geiste und im Sinne der Humanisten nicht eigentlich für den Adressaten, sondern für die gesammte Gelehrtenrepublik bestimmt waren und daher uns keinen Einblick in die Seele des geistvollen Mädchens gestatten. Dies ist um so bedauerlicher, da gerade während dieses Aufenthaltes der Nogarola in Venedig in Isota's Seele eine gewaltige und in jeder Hinsicht überraschende Veränderung vorgegangen war. Isota pflegt seit ihrer Rückkehr nach Verona ihre alten Bekanntschaften nicht weiter, wechselt nicht mehr elegant stylisirte Briefe mit ihren humanistischen Freunden, sondern widmet sich fast ausschliesslich theologischen Studien, die bisher nur einen geringeren Teil ihrer Musse in Anspruch genommen hatten, und ergibt sich einem weltfeindlichen, asketischen Leben.

Woher dieser unerwartete Umschwung? Die Trennung von der Schwester hat auf Isota keinen Eindruck gemacht und ihre literarische Wirksamkeit war, im Sinne der Zeit, die denkbar erfolgreichste. Was mochte also ihr

Gemüt dergestalt umstimmen? Abel meint, sie hätte das Fruchtlose ihres bisherigen literarischen Wirkens eingesehen und deshalb mit ihrer Vergangenheit vollständig gebrochen. Selbstverständlich ist hier nicht daran zu denken, als ob sie mit dem Erfolge ihrer Briefe nicht zufrieden zu sein die geringste Veranlassung gehabt hätte; im Gegenteil, sie erntete ja für ihre Leistungen so überschwängliche Lobeserhebungen, dass wir uns bei der Lectüre derselben, auch wenn wir den Geschmack und Geist der Zeit in Rechnung ziehen, nur zu oft eines Lächelns nicht erwehren können. Abel meint, ihre gesellschaftliche Stellung hätte in ihr den Entschluss gereift, eine Beschäftigung aufzugeben, von der sie wohl einsehen musste, dass sie keine Zukunft hatte. Da sie als junges Mädchen in der Gesellschaft keine Rolle spielte und das wissenschaftliche Leben Veronas kein eben reges war, hätte ihr der Stoff zum Schreiben gefehlt, da sie doch nicht ewig Complimente machen, loben und aufmuntern konnte, und so hätte sie das Verfassen humanistischer Briefe aufgegeben und sich dem Studium der Kirchenväter zugewendet. Zugegeben, — aber muss, wer weiter keine eleganten Briefe schreiben will, der Welt den Rücken kehren und seinen Geist in enge Fesseln schlagen und seinen Leib mit asketischen Uebungen martern? Und muss dies gerade ein vornehmes, reiches, schönes und geistvolles Mädchen tun, auf welchem die Augen der Humanisten mit Bewunderung und gewiss die Blicke der jungen Nobili mit begehrlicher Zärtlichkeit ruhten? Schon Damiano argwohnt, dass Isota in Venedig in die Bande der Liebe geraten sei, — und ganz grundlos kann man diesen Argwohn nicht nennen, am wenigsten aber mit Abel behaupten, es weise nichts darauf hin, dass Isota sich auch nur für einen Augenblick von dem Gefühle der Liebe hätte bethören lassen. Mag sein, dass die Quellen diesbezüglich stumm sind, mag sein, dass Damiano's Argwohn aus der Luft gegriffen gewesen, was man jedoch keinen Grund hat ohne Weiteres vorauszusetzen, — der unerwartete Umschwung in der Seele und in der Weltansicht dieses reizenden und geistreichen Wesens fordert unbedingt eine tiefer greifende Erklärung und diese Erklärung führt beinahe mit Notwendigkeit auf die Voraussetzung einer unerwiderten Liebe, deren verzehrende Leidenschaft Geist und Körper Isota's erst umgestaltete und schliesslich vernichtete.

Nun treten ganz andere Persönlichkeiten in den Gesichtskreis Isota's, als in der ersten Periode ihrer literarischen Wirksamkeit, und statt der alten Dichter, welche sie früher so liebevoll gelesen, beschäftigen nun die Haarspaltereien der scholastischen Dialektik ihren regsamen Geist. Im Jahre 1450, dem Jahre des grossen Jubiläums, pilgerte Isota nach Rom, um am Grabe der Apostel zu beten, und hielt gleichzeitig vor Papst Nikolaus V. eine Rede, deren Eloquenz die ganze Zuhörerschaft entzückte. Im nächsten Jahre wurde sie mit Lodovico Foscarini bekannt, der zu den bedeutendsten Verwaltungsbeamten Venedigs im XV. Jahrhundert gehört und allmälig der

vertrauteste Freund Isota's wurde. Aus den Gesprächen mit Foscarini, der im Jahre 1451 Statthalter Venedigs in Verona war, und aus dem Briefwechsel, der jenem persönlichen Verkehr folgte, erwuchs Isota's Dialog über die Schuld Adam's und Eva's. Der Freund hielt Eva für den schuldigen Teil, weil sie Adam zum Sündenfall verleitete, weshalb sie auch von Gott härter bestraft wurde, während man zu Adam's Gunsten wenigstens den Umstand gelten machen könne, dass er seiner Gattin zuliebe gesündigt habe. Hingegen behauptete Isota, dass man es Eva, deren Einsicht und Standhaftigkeit viel geringer gewesen sei, als die Adam's, nicht verargen könne, dass sie den Einflüsterungen des Satans nicht zu widerstehen vermocht; ferner dass Eva blos sich selbst, Adam dagegen der ganzen Menschheit geschadet hätte. Dieser entgegengesetzte Standpunkt der beiden Correspondenten wird in ihren Briefen und auf Grund dieser in Isota's Dialog mit allen Mitteln der Scholastik verfochten, ohne dass eine der streitenden Parteien den Sieg davongetragen hätte.

Foscarini sieht in seiner Freundin das Ideal einer gottesfürchtigen und gelehrten Frau. «Ich wundere mich», schreibt er ihr 1543 in einem sehr interessanten, aber überaus langen Briefe aus Brescia, «über Diejenigen und verachte sie, die deine Tugenden welche schon denen der unsterblichen Götter nahekommen, nicht lobpreisen. Mit Verlaub der ausgezeichnetesten Frauen unserer Zeit wage ich zu behaupten, dass du nicht nur alle übrigen Frauen, sondern die Natur selbst übertriffst.» Denn Isota liebt ihre Mutter und Verwandten mit Zärtlichkeit, so dass Derjenige unaussprechlich glücklich zu schätzen ist, dem es vergönnt ist längere Zeit in ihrer Nähe zu weilen. «Du hast alle Gelüste im Keime erstickt», heisst es weiter; «den Reichtum, den doch selbst die Weisesten über Gebühr zu schätzen pflegen, hast du verachtet; ... aus eigenem Willen, nicht aus Not hast du die Armut gewählt ... Du bist immer mit religiösen Gedanken beschäftigt und verachtest unsere öffentlichen und Privatgeschäfte. Du hast auf das Vergnügen Verzicht geleistet, hast den Genüssen den Rücken gekehrt, lebst blos den Wissenschaften und dem Gebete; Christus ist das einzige Ziel deiner Wünsche ... Und da du des Geldes nicht begehrst, wenig bedarfst und dich mit dem Geringsten zufrieden gibst, führst du ein sorgenloses Dasein und bist reicher als jeder König. Obwohl du auf der Erde lebst, ahmst du den Sitten der Engel nach; was immer du denkst oder sagst, dient zu Gottes Lobe ... Der Adel deiner Familie, dein Vermögen, deine Bildung, deine Schönheit hätten es dir ermöglicht, dir unter den hervorragendsten Männern Italiens einen Gatten auszuwählen. Wenn alle deine Schwestern vornehme Männer bekommen haben, welch' einen Mann hättest du bekommen sollen, in der die Tugenden aller lebenden, verstorbenen und zukünftigen Frauen beisammen sind! Und du hast doch dem heiligen Lebenswandel den Vorzug gegeben.» Und nun zählt er alle ihre glänzenden Eigenschaften, alle ihre

Tugenden auf, setzt sie über alle berühmten Frauen der Geschichte und in eine Reihe mit den Heiligen der christlichen Kirche, um sie schliesslich als Wunder ihres Geschlechts dithyrambisch zu verherrlichen.

Es ist natürlich in diesem Hymnus Manches nur rhetorische Floskel; aber einerseits bleibt zu bedenken, dass Foscarini durch einen verwandten Zug seiner Seele zu Isota gezogen wurde: auch er hatte Momente, in denen er sich von dem unnützen Treiben des politischen Lebens mit Ekel abwandte und von weltflüchtiger Sehnsucht nach einem stillen beschaulichen Leben im Sinne Isota's ergriffen wurde; — und andererseits darf nicht bezweifelt werden, dass seine angebetete Freundin in der Tat ein edles, grosses, seltenes Weib war, — wenn uns ihre Schriftstellerei heute auch oft den Eindruck stylistischer Schreibübungen in hergebrachten Formen und mit verbrauchten Wendungen macht. Foscarini hatte auch Gelegenheit, sich als werktätiger Freund Isota's zu erweisen, besonders in den fünfziger Jahren, als die Brüder Nogarola's bei der Teilung des väterlichen Erbes die Töchter vollständig ausschliessen wollten.

Indess wurde es im Laufe der Jahre um und in Isota immer stiller. Wachsende Kränklichkeit schloss sie stets mehr von der Welt ab. Selbst ihr Briefwechsel mit Foscarini weist im sechsten Jahrzehnt des Jahrhunderts bedeutende Lücken auf. Immer tiefer vergrub sie sich in dem Labyrinth scholastischer Grübeleien und quälte sich stets schmerzlicher mit Gebeten und Entbehrungen. Heiligenreliquien, Heiligenbilder, mit religiösen Symbolen verzierte Teppiche bildeten den Hauptschmuck ihres kleinen Gemaches; ihre ganze Zeit verbrachte sie mit Beten, frommen Uebungen und Meditationen, mit der Pflege der Kranken und Verlassenen und mit fortgesetzten ernsten Studien. Sie hatte den Freuden des Lebens vollends entsagt und lebte ausschliesslich ihrem Seelenheile. Die Ideale ihrer Jugend waren längst entschwunden; es lag ihr nicht mehr im Sinn, mit den Schönheiten ihres eloquenten Styls glänzen zu wollen; sie sang nun heilige Hymnen und Psalmen und setzte auch mit dem alten Freunde den alten Briefwechsel, wenn auch lässig, so doch noch immer nur deshalb fort, weil ihr der Verkehr mit einem Manne wohltat, der tiefer wurzelnde Sympathie mit ihrem frommen Lebenswandel hegte. Nur einmal suchte sie noch mit einem Zeitgenossen in Verkehr zu treten; doch war dieser Mann kein heidnischer Humanist, sondern ein ehrwürdiger Theolog, der Domherr Matteo Bosso, — doch übertrafen dessen Grundsätze an vorsichtiger Strenge selbst die Lebensphilosophie Isota's. Trotzdem er nämlich als Knabe viel im Hause der Nogarola verkehrt hatte, wies er doch Isota's Antrag auf Erneuerung ihres alten Freundschaftsbundes entschieden zurück, denn — schrieb er ihr — seitdem er Geistlicher geworden, habe er sich immer mehr von der Richtigkeit jenes Ausspruches überzeugt, dass es viel gefährlicher sei mit der frömmsten Frau als

mit dem verworfensten Bösewicht zu verkehren, und dass es für den Mann nichts Gefährlicheres gebe als die Frau, für die Frau nichts Gefährlicheres als den Mann, denn beide seien wie Feuer und Stroh! . . .

In das Jahr 1453 fallen einige bedeutendere Schriften Isota's: ihr Brief über die Ehe, der merkwürdiger Weise ein warmes Lob des ehelichen Lebens enthält, ihre Lobrede auf den h. Hieronymus, ihren Lieblings-Schriftsteller, und ihre Ansprache an den neuen Bischof von Verona, deren schöner, mit classischen Reminiscenzen reich verzierter Styl das Staunen und die Bewunderung Foscarini's erregte. Aus dem Jahre 1459 stammt ihr Brief an Papst Pius II., in welchem sie den heiligen Vater zum Kampfe gegen den Türken begeistert, und aus dem Jahre 1461 ihr Trostbrief an Jacob Marcellus über den Tod seines kleinen Sohnes Valerio. Das letzte Schreiben quoll ihr aus tiefster Seele, hatte sie doch soeben die geliebte Mutter durch den Tod verloren und bedurfte selbst in vollstem Maasse des Trostes, den sie warmen Herzens Anderen spendete. Auch ihr Körper begann hinzusiechen; ihre asketische Lebensweise und das unausgesetzte Studium untergruben ihre zarte Gesundheit. Isota starb im Jahre 1466, betrauert von Allen, die sie wegen ihrer Wohltätigkeit geliebt und wegen ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bewundert hatten.

Die Zeitgenossen übertrieben wohl zuweilen, wenn sie von Isota Nogarola's Wissen und Genie sprachen; trotzdem ist ihr auch in den Annalen der Literaturgeschichte die Anerkennung der Nachwelt gesichert, denn sie ist zwar beiweitem nicht die einzige Schriftstellerin aus dem Zeitalter des Humanismus, wohl aber die einzige, bei welcher von einer ausgesprochenen literarischen Individualität die Rede sein kann, deren Entwicklung wir von ihrer frühen Jugend bis beinahe an ihr Sterbebett verfolgen können. Sie ist die Einzige, der die Wissenschaft ein Gegenstand des Cultus war, während ihre Zeitgenossinen die nur zum Zeitvertreib betretene literarische Laufbahn sofort verliessen, sobald sie in den ersehnten Hafen der Ehe eingelaufen waren. Auch genügte ihr das Spiel mit leeren Versen und seichten Briefen nicht; Isota versenkte sich in tiefe Studien und trat manchem ernsten Probleme des Wissens nahe. Nehmen wir hinzu ihr reines Leben, ihren edlen Charakter, das Opfer an Glück, Schönheit und Liebe, das sie ihren Idealen gebracht, so werden wir uns schliesslich doch, wenn auch in etwas anderem Sinne, ihren Zeitgenossen anschliessen, die zu diesem seltenen Weibe mit Teilnahme und Bewunderung emporblickten.

Gustav Heinrich.

DIE ERLOSCHENEN FREIHERRLICHEN LINIEN DES HAUSES JURIŠIĆ.

II. (Schluss.)

Um ein annähernd erschöpfendes Bild des Wirkens und der persönlichen Verhältnisse eines Nikolaus Jurišić zusammenstellen zu können, haben auch die Vorstudien dazu einen umfassenden Charakter zu tragen, umsomehr, als sich die Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes auf verschiedene Ländergruppen unserer heutigen beiden Reichshälften erstreckt. Derjenige, der daher nicht die vornehmsten Archive und Werke *aller* dieser Länder durchforscht hat, in welchen Niklas Jurišić gelebt und gewirkt, hat sich schon im vorhinein eine nur *einseitige* Aufgabe zum Ziele gesteckt.

Ich zweifle nicht, dass auch heute noch manches Interessante und Wissenswerte, ja noch genügend Wichtiges, den Helden und sein Geschlecht Betreffendes vorzufinden sein dürfte und ist in dieser Beziehung noch immer das Reichsfinanz-Ministerialarchiv (Akten des alten Hofkammer-Archives) als beste Fundgrube zu betrachten, wie nicht minder (wenn auch in geringerem Maasse) das croatische Landesarchiv und die in Agram erliegenden Landtagsprotocolle, in welch' letzteren, wie mir bekannt gemacht wurde, seiner oft Erwähnung geschieht aus der Zeit, als er dort noch «generalis capitaneus Regni» gewesen. — Auch in den «Bamberger-Akten» wird sein Name gefunden. Wenn Janko in Századok der Vorwurf trifft, sich nicht um die Niklas Jurišić angehenden «Hungarica» gekümmert zu haben, müssen Andere wohl den *gegenteiligen* Vorwurf, aus völlig gleichem Grunde und mit gleichem Rechte, stillschweigend über sich ergehen lassen!

Niclas Jurišić war wie bekannt vermählt gewesen mit Potentiana, dem achten und vorletzten Kinde des Johann IV. Derzsffy de Zerdahely und der Perpetua Batthyány; «Potentiánát, wie Budai Fr.[59] von ihr schreibt, — «a ki pártát Alsó-Lindvai Bánffy Antalért, a gyászt pedig Jurisich Miklósért vetette el.»

In der Bestimmung des Taufnamens des Vaters der Potentiana herrscht nicht die erwünschte Sicherheit. Wagner C.[60] nennt ihn Johann IV. Wissgrill F. C.[61] führt ebendenselben beim Artikel «Pálffy v. Erdöd» als «*Nikolaus* Freiherrn Dersffy von Zerdahely» an, während wir wieder den-

[59] Magyarország Polgári Historiájára való Lexicon. N.-Várda 1804. 536.

[60] Collectana Geneal.-Histor. 1802. 38.

[61] Schauplatz des nieder-österr. landsässigen Adels etc. abgedruckt in: Herald. geneal. Zeitschrift 6. Wien. 1873. III. 122.

selben im Suppl.-Bande p. 206 des bekannten Werkes von Nagy J.[62] in dem Artikel «Dersffy» als Johann IV., ebendort aber u. z. unter dem Artikel «Batthyány« auf p. 109 des Suppl.-Bandes wieder als Nikolaus vorfinden. — Neuere Arbeiten und Werke bringen übereinstimmend den Namen Johann; *dieser* Name dürfte wohl der richtige sein.

Was die Mutter der Potentiana, Perpetua Batthyány betrifft, so war sie, nebst ihrer jüngern Schwester Sofie (vermählt an Nicolaus Botth) die Tochter des Balthasar I. v. Batthyány († 1520).[63] Später hier noch vorkommende Momente machen eine Klarstellung der genauen Verwandschaftsverhältnisse wünschenswert.

Wie aus dem Obigen erhellt, trat Potentiana v. Dersffy als Witwe mit Nikolaus Jurišić zum Altare.[64] Ihr erster Eheherr, der schon vorgeführte Anton Bánffy v. Alsó-Lindwa, gehörte der Bolondóczer Linie an und war derselbe, welcher stets getreulich an der Seite des Johann Zápolya gestanden hatte und mithin also ein politischer Gegner des zweiten Gatten seiner Frau gewesen war. Aus dieser Ehe des Niklas Jurišić mit Potentiana Dersffy, verwitweten Anton Bánffy v. Alsó-Lindwa, mögen nun wohl die beiden Kinder Adam und Anna entsprossen sein,[65] welchen der Vater einen Grabstein zu Güns setzen liess.

Derselbe aus rotem Salzburger Marmor verfertiget, steht links vom Hauptportale, beim Eintritte in die dortige Sct. Jacobskirche und unmittelbar vor und neben dem zweiten Seitenaltare senkrecht mit dem Getäfel des Fussbodens zusammenstossend in die Mauer gefügt, ist 2 M. 4 Dm. hoch und 1 M. 28 Dm. breit, vollkommen wohl erhalten und oben mit einem eisernen Haken noch überdies in das Mauerwerk befestiget. Rechts und links in den Oberecken befinden sich geflügelte Engelsköpfe, in der Mitte, fast die ganze Breite des Monumentes einnehmend und stellenweise, insbesondere beim Helmschmucke bei 3—4½ Cm. aus dem Marmor herausgearbeitet, in der Gesammthöhe von 1 M. 28 Cm. das freiherrliche Wappen «Jurišić», welches am Schlusse besprochen werden soll.

Gleich unter dem Wappenschilde eingegraben aber ist die Inschrift,

[62] Magyarország Családai Czímereikkel etc. 236.

[63] Ebendaselbst. Suppl. 109, sowie bei Wagner und Budai.

[64] Es kommen in diesem Sinne zu ergänzen: Herald. geneal. Zeitschrift 7. Wien, Juli 1873 III. 137 u. Chernel K. Kőszeg sz. kir. város etc. II. 53. sowie a. W.

[65] *Vollkommen Sicheres* kann hier nichts behauptet werden, so lange man keine darauf bezüglichen Quellen kennt, welche sich bestimmt aussprechen; nicht einmal der Grabstein gibt Aufschluss darüber, ob Potentiana die Mutter eines, oder aber der beiden Kinder gewesen. — Nikolaus Jurišić konnte schon früher vermählt gewesen sein und aus früherer Ehe Kinder gehabt haben. Jedenfalls ist es auffallend, dass diese Beiden blos des Vaters allein, als des Erbauers der Gruft, gedenken und kein letztes Wort für die Mutter haben, während doch auch Potentiana zu dieser Zeit noch gelebt hat.

welche ebenfalls beinahe durch die ganze Breite des Denkmales gehend, eine Gesammthöhe von 68 Cm. hat und also lautet:

Ich Adam jurischitz Freyherr zv Ginſs lig in disem grab mit sambt meiner schwester Anna, welches mir mein Vater niclas jurischitz. Freyherr zv Ginſs Ro Kr. Mt. rat Camerr Obrister veldhauptman der Fünff niederösterreichischen und vindischen land vnd Lands-hauptman in Chrain pauen hat laſſen hiemit wel uns der Gütig Got »genedig v̄n barmhertzig Sei. A? 1.5.3.8

Diese Inschrift wurde schon wiederholt veröffentlicht, wiewohl noch *keinmal* getreu der originalen Orthographie. P. Martin Rosnak bringt dieselbe gleichfalls ihrem ganzen Wortlaute nach und weist zugleich auf die grobe Unrichtigkeit bei C. G. von Windisch[66] hin, allwo wir verzeichnet finden: »Dieser Juritschitz Freyherr von Güns, Oberster und Landeshauptmann liegt in der Kirche daselbst begraben. *Sein Epitaphium* (sic!) vom Jahre 1538 ist aus rotem Salzburger Marmor . . . . .«

Was die Beschreibung des Grabsteines selbst (sammt Wappen) betrifft, so wurde diese zuerst von mir veröffentlicht im Organe der k. k. heraldischen Gesellschaft Wien,[67] bei welcher Gelegenheit ich mir, nebst Beigabe einer getreu ausgeführten Abbildung des Monumentes, das freie Uebersetzungs- und Verfügungsrecht vorzubehalten wusste. Chernel beschreibt nach mir; das Bild hat er nicht gebracht, dieses erscheint daher hier (S. 26.) zuerst in einem vaterländischen Organe.

Wir haben angenommen, dass Adam und Anna Jurišić die Kinder aus der Ehe von Niklas mit Potentiana Dersffy gewesen seien; ist dem so, so konnte das Alter dieser beiden sich ausschliesslich nur zwischen dem Augenblicke der Geburt und ihrem 10. Lebensjahre bewegt haben, da der erste Gatte der Potentiana 1527 erwiesen noch am Leben, der Grabstein aber noch vor Ablauf des Jahres 1538 gesetzt war.

Es ist aber noch viel wahrscheinlicher, dass diese zwei von ihrem zehnten Jahre noch weit entfernt waren, denn es ist nur sehr schwer zu glauben, dass, selbst bei dem angenommenen Falle, dass Anton Bánffy, — (was mir nicht bekannt ist) — in demselben Jahre gestorben sein sollte, in welchem wir ihn urkundlich auftreten sehen, d. i. 1527 — Potentiana schon 1528 die Gattin des Niklas Jurišić gewesen sein sollte.

Ein interessanter Artikel in Századok vom Jahre 1875 p. 128 bespricht einen, von Seite mehrerer Interessenten am 24. April 1873 unternommenen Gräberbesuch in der Sct. Jacobskirche zu Güns.

Den Verfasser des genannten Artikels hatte hiebei die Hoffnung geleitet, Spuren von Marie Széchy's Grabstätte aufzufinden, — sowie der Schrei-

[66] Geographie des Königr. Ungarn. Pressb. 1780. I. 313.
[67] III. 1873, 137.

ber *dieser* Zeilen von dem ausschliesslichen Interesse geleitet war, Endliches über den Begräbnissort des Helden Jurišić feststellen zu können, weshalb auch die Idee zur Eröffnung *dieser* Gruft von ihm ausgegangen war, was an dieser Stelle nachzutragen kommt.

Die stattgehabte Untersuchung führte zu keinem positiven Resultate; was aber die irdischen Kinder-Ueberreste betrifft, welche am angeführten Tage aus der Jurišić-Gruft an das Licht gefördert worden waren, — Schädelknochen, kleine grüne Schuhe und ein geblümtes Seidenkleidchen,[68] einem zarten Geschöpfe von etwa 2—4 Jahren angehörig, — so können wir diese Gegenstände deshalb als keine absolut wertvollen Anhaltspunkte für unsere Zwecke ansehen, weil erwiesen diese selbe Gruft schon wiederholt und schon seit Langem ihren exclusiven Charakter als Nikolaus Jurišić'sche Familien-Begräbnissstätte eingebüsst hatte, ganz abgesehen davon, dass, wie wir weiter unten noch sehen werden, schon auch unmittelbar nach dem Erlöschen der ältern freiherrlichen Linie die Mitglieder des jüngern Zweiges, wie nicht minder die mit diesen letztern verwandten Pulchheims, diese fortlaufend in Benützung genommen haben dürften.

Die Jahreszahl von 1538 auf dem Grabsteine muss ich *unbedingt* zugleich auch als diejenige des Todesjahres eines der zwei (wenn nicht der beiden) Kinder ansehen. Diese Zahl bezieht sich, wie sich auch aus dem ganzen Inhalte und Wortlaute der Grabesinschrift ergibt, auf die *Kinder* und *nicht auf die Errichtung*, was auch gar keinen Sinn hätte, da die Hinterlassenen wohl das Todesjahr, aber nicht das Jahr der Aufstellung einer gewöhnlichen Grabsteinplatte zu verewigen im Sinne gehabt haben konnten. Im Uebrigen sei wohl gemerkt, dass auf dem Epitaphe *die Kinder* «sprechen» und nicht der Erbauer; die warme Leiche, die noch halb unter den Lebenden weilt, kann man noch «sprechen» lassen, — einen verwesten Körper, ein vermorschtes Beingerippe nimmer!

Wäre zwischen der Zeit des Ablebens und dem Augenblicke der Monuments-Aufstellung ein bedeutender Zeitunterschied gewesen, so kann man überzeugt sein, dass dies auf der Grabesinschrift irgendwie ersichtlich gemacht worden wäre, denn man war eben in solchen Dingen dazumalen gerade sehr minutiös.

Ich kann mich also mit dem im oft genannten Werke von Chernel auf p. 43 des II. Bandes ausgesprochenen Zweifel nicht einverstanden erklären.

Ob die Ehe des Nikolaus J. mit Potentiana D. ausser diesen beiden Kindern noch weitern Segen gebracht hat, ist mir nicht bekannt; überlebt haben diese Letztern (falls dennoch welche gewesen sein sollten) ihren Vater schwerlich, — Söhne aber auf keinen Fall, da das eingangs citirte Majestäts-

[68] Diese Gegenstände wurden im städtischen Museum zu Güns deponirt.

gesuch des Niklas J. d. d. 13. Januar 1540, dann aber die kurz vor seinem Tode erfolgte endliche kaiserliche Bestimmung d. d. 1543, mit welcher nach des alten Niklas J. Ableben die Herrschaft Güns der Majestät wieder zurückzuerstatten sei, — eine solche Annahme unbedingt auszuschliessen berechtigen.

Da nun aber diese Herrschaft ein ausgesprochenes *Manneslehen* war, so schliessen die hier erwähnten Umstände andrerseits jene fernere Möglichkeit keineswegs aus, dass Niklas J. *weibliche* Nachkommenschaft hinterlassen und dass jene Potentiana Jurišić, verwitwete Nikolaus IV. Cziráky v. Denysfalva (1548) und zuletzt wieder vermählte Zalay v. Nemes-Apáthi,[69] welche gegen die von König Maximilian II. sub. d. Pressburg 20. Juli 1567 mehreren Mitgliedern der Familie Cziráky gemachte Donation im Eisenburger Comitate persönliche und förmliche Einsprache erhebt, — denn doch eine Tochter des Helden Nikolizza und seiner Frau Potentiana Dersffy gewesen sein konnte, wofür auch der gleiche und seltene (wenn auch dazumalen immerhin hie und da gebrauchte) Taufname sprechen würde, sowie die sonstigen passenden Zeitangaben.

Dass Adam Freiherr von Swetkhouicz in seinem Gesuche d. d. 1567[70] um Verleihung des Freiherrntitels an seinen Schwager Niklas Jurišić den Jüngern dort *ausdrücklich* erwähnt: «. . . . so dann *diss Namens* (Jurišić) und Stammes *keiner Mer* als Jeeziger Pfandt-Inhaber Niclass d. jüngere etc. *am Leben ist* etc. . . . . .» kann diese unsere Annahme auf keine Weise alteriren, denn, da entgegen der obigen Behauptung Potentiana *Jurišić* = Cziráky = Zalay mit *ebendemselben* Datum *urkundlich* auftritt, wie nicht minder und noch später in den Regesten des Oedenburger Comitats, sub 1583 und 1584 nochmals eine Potentiana Jurisić, vermählte Nikolaus Ághy, so ist es offenkundig, dass Swetkhouicz in seinem Majestätsgesuche nur *allein* die *männlichen* Namensträger gemeint haben wollte. Ob, was diese zweite Potentiana Jurisić (1583, 1584) betrifft, wir es mit einer und derselben Persönlichkeit zu tun haben, wornach dann «Nikolaus Ághy» (auf einem Schreibfehler des Copisten beruhend) nicht anders als «Nikolaus Cziráky» zu heissen hätte, — diese Vermutung ist sehr naheliegend.

Koloman v. Chernel darf unbedingt das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Zeitpunkte des Ablebens von Nikolaus Jurišić bisher am nächsten gekommen zu sein; ich aber schätze mich besonders glücklich, auch hier dieser trotz jahrelanger mühevoller Forschungen noch immer nicht auf den Tag präcisirten Frage um einiges näher treten zu können.

Das letzte in den Archiven auf Jurišić den ältern bezügliche Document, wonach derselbe *ausgewiesen* noch am Leben war, ist datirt vom 14. Novem-

[69] Turul I. 1. 1883. 9. Turul I. 2. 1883. 64, 65.
[70] Orig. im k. k. Adels-Archive Wien.

ber 1543, am letzten Tag Dezembris l. J. wird er bereits *todt* genannt (R. Finanz Archiv v. J. 1543. Fol. 420). Im Bestallungsbrief für Josef Lamberg als Nachfolger des Niklas J. finden wir als Datum den 1. Jänner 1544 sowie den Passus: «als kürzverschiener Zeit weilandt Niklas Jurischitz mit Tod abgangen.»

Nikolaus Jurišić Freiherr von Güns, der ältere, ist daher positiv im J. 1543 mit Tod abgegangen u. z. zwischen dem 14. November und letzten Dezember jenes Jahres.

Sein Sterbeort dürfte das eigene Haus in der Schenkenstrasse zu Wien, (nicht Schneckenstrasse, wie Andere berichten), sein Begräbnissort aber die Kindergruft in der Sct. Jacobskirche zu Güns gewesen sein. — Genug befremdend ist es, dass kein eigenes Denkmal die letzte Ruhestätte dieses wahrhaft grossen Mannes ehrt, obwohl auch dafür eine mehrseitige Erklärung vorliegt, indem seine Witwe sich bald darauf wiedervermählte, die Herren der jüngern Linie aber, ihrem nachgewiesenen Charakter nach, gerade nicht die Männer der Dankbarkeit und Pietät gewesen sein dürften.

R. Lopašić bringt zuerst ein Conterfei desselben, in dessen sympathischen Zügen wir Energie mit Wohlwollen angenehm gepaart finden; Jurišić ist hier in Rüstung gekleidet mit goldener Ehrenkette; nach diesem Bilde dürfte wohl die Büste geformt werden, welche das Königreich Kroatien dem ausgezeichneten Sohne in kurzer Zeit auf dem Zrinyi-Platze zu Agram zu setzen gedenkt.

Sonst mahnt kein Andenken an den unvergesslichen Helden und kein Platz nennt sich nach dem Namen des aufopfernden todesmutigen Befreiers; nur einige von der Zeit und den Motten zerfressene Fasern des osmanischen Banners, unter dessen Schatten zuletzt der beste unserer Krieger gestanden, bilden noch ein sprechendes Zeichen zu dem Abschlusse einer ruhmvollen Epoche!

Nach erfolgtem Ableben ihres zweiten Gatten, Niklas Jurišić, brachte Potentiana (wie aus den Acten des Reichs-Finanzministerial-Archives ersichtlich ist) noch eine Zeit lang in der Stadt Güns zu und vermählte sich später mit Erasmus Freiherrn Eitzinger von Eitzing,[71] der von 1540—1542 oberster Schiffmeister bei der Armee in Ungarn war, auf diese Stelle dann aus Gesundheitsrücksichten resignirte.[72] Auch er war schon früher vermählt

[71] Siehe: Wagner C. Collect. Geneal-Histor. 38, — Wissgrill II. 379, 387—391 und Siebmacher.

[72] Auch Eizzinger, Einzinger, Eyzing, Eizing; — alles gleich richtig. Ursprünglich bayrisches Geschlecht, im Besitze des Erbkämmereramtes in Oesterreich, erloschen mit Freiherrn Philipp i. J. 1620. — Erasmus Freiherr v. Eitzinger, der Potentiana v. Dersffy Gatte, war der Sohn des 1522 als Rebell zu W.-Neustadt enthaupteten Freiherrn Michael. Siehe auch: Siebmacher, der Adel von Ungarn.

gewesen mit Margarethe Truchsessin von Staatz, welche ihrem Gatten am 5. Jänner 1542 in den Tod vorangegangen war.

K. v. Chernel bewegte sich demnach auf ganz richtiger Spur, als er, das wahrscheinliche Ueberleben ihres Mannes Niklas Jurišić von Seite der Potentiana betonend, *der* Vermutung Raum gab, dass die sichere Potentiana Eychinger (sic!), mit welcher Nikolaus und Gabriel Dersffy im Jahre 1563 Prozess führten, wohl Niemand anderer gewesen sein mochte, als des Niklas des ältern hinterlassene und wieder vermählte Witwe, und citirt Sz.-Benedeki Conv. D. 235 nach Iván Nagy.[73]

Nach den sehr verlässlichen Berichten von Wissgrill II. etc. starb Erasmus Eizinger im Jahre 1554 und so überlebte denn Potentiana auch ihren dritten Gatten noch geraume Zeit, da wir ja gesehen, dass sie 1563 noch in einer Verhandlung persönlich auftritt. Kinder nach Erasmus Eizinger und Potentiana Dersffy waren keine geblieben: Pfandherrin von Güns, wie Chernel vermeint, war dieselbe *niemals* gewesen.

Janko schliesst seine Skizze damit, dass er die Witwe des Nikolaus Jurišić des ältern »Namens Potentiana« auf dem Günser Schlosse in dieser Eigenschaft sterben lässt;[74] zweifellos eine eigenmächtige und völlig unrichtige Combination des Autors, welcher ich hier als Schluss die Behauptung von Radoslav Lopasić[75] anzureihen mich gezwungen sehe, nach welcher die Gattin des heldenhaften Ritters Nicola Jurisić, eine sichere Potentiana Držanić aus Topolovac im Belovarer Comitate, mithin also eine geborne echte und rechte Kroatin gewesen wäre.

Ebendort wird übrigens auch als seinen Vater überlebender Sohn des Helden vorgeführt — Niklas Jurišić der Jüngere!

Mit Niklas Jurišić des ältern Ableben war wohl die neugegründete freiherrliche Linie erloschen, und zwar, wie angenommen werden muss, im Mannsstamme, aber keineswegs zugleich auch der zu solcher Berühmtheit gekommene Name, wenn es auch andrerseits der Wahrheit entsprechend erscheint, dass der diesen Namen begleitende Glanz und das hohe Ansehen zugleich mit dem Erwerber auf immerwährende Zeiten zu Grabe getragen war; denn nur mit Bedauern muss hervorgehoben werden, dass die beiden hinterbliebenen männlichen Blutsverwandten nur allein als die Erben des Namens (und wie es scheint auch eines Teiles des Vermögens), nicht aber zugleich auch als diejenigen der erhabenen Tugenden ihrem zu früh für Vaterland und Reich verstorbenen grossen Vetter zu folgen wussten.

Wiewohl denselben eben keine — (nach den Begriffen der damaligen

[73] Nagy J. Magyarország családai III, 287, allwo diese Potentiana als *Tante* der beiden obgenannten Dersffy bezeichnet erscheint.

[74] Streffleur etc. österr. Milit. Zeitschr. 1881. 16.

[75] Danica 1884, 104.

Zeit) — entehrende oder gemeine Tat nachzuweisen ist, so ist ihr Name in der Folge dennoch ausschliesslich (zum mindesten derjenige des jüngern Nikolaus) in eine ununterbrochene Kette von Verwicklungen aller Art verwoben, von argen Streitigkeiten, Uebergriffen, Vergewaltigungen und Prozessen, ja sogar von persönlichen Misshandlungen — gegen Untergebene wie gegen Nachbarn und Standesgenossen, und dies vom Beginne seines ersten urkundlichen Auftretens an, bis zu dem Augenblicke seines Ablebens. — Ja einmal ist sogar ernstlich von des Nikolaus J. Auslieferung die Rede, und wiederholt erscheinen zwei Todtschläge in den Acten erwähnt, welche er selbst verübt, oder aber, welche über sein Geheiss an Untergebenen verübt worden waren!

Chernel [76] nennt diesen Nikolaus Jurišić den jüngern — (der übrigens ebenfalls gegen die Türken gefochten hatte) — sowie Johann Jurišić wiederholt Gebrüder, sowie *Bruders-Kinder* des Niklas J. des ältern.

Ich erlaube mir diesen nahen Verwandtschaftsgrad zu Nikolizza in Frage zu ziehen und motivire meine Zweifel wie folgt:

In dem als Original im k. k. Adels-Archive zu Wien erliegenden Freiherrn-Diplome ddto. Linz 20. Februar 1533 des ältern Jurišić finden wir die Reihenfolge der Succession für den Fall des Ablebens von Nikolaus J. wie folgt:

1. Des Nikolaus des ältern eheliche Leibeserben Mannesstammes. 2. Seine Töchter. 3. Die ehelichen Söhne der ältern Töchter. 4. Die ehelichen Söhne der jüngern Töchter, — wo aber diese Töchter weder Söhne noch Töchter hätten, alsdann 5. Des Niklas Jurišić des älteren *Schwester Sohn* Franz Twarkowigh und dessen männliche Leibeserben.

Es erhellt aus dem ganzen Wortlaute des Diplomes zur Genüge das Bestreben und die Absicht, als fernern Act der Belohnung der hohen Verdienste des Helden, seinen *Namen* an dem Orte der Tat, so weit menschliche Berechnung reicht, fortleben zu lassen, weshalb diese, ich möchte beinahe sagen, advokatisch vorsichtige und genaue (übrigens schon bald darauf ausser Kraft gesetzte und wieder anders erneuerte) Bestimmung der Erbfolge.

Wirft sich nun aber da zugleich nicht die Frage auf, warum im Diplome von den directen Leibeserben und Erbeserben abspringend, gerade auf des Nikolizza *Schwestersohn* übergegangen wird, der nicht einmal den *Namen* «*Jurišić*» geführt hatte und warum nicht auf die Söhne seines *Bruders*, falls ein solcher wirklich existirt hatte? Warum «Twarkowigh» und warum nicht «Jurišić», wo es doch vor allem galt, gerade *diesen Namen* zu verherrlichen und zu verewigen? Freiherr Swetkhouicz nennt Nikolaus den

[76] II, 48.

jüngern einfach seinen «Schwager»,[77] als er bei der Majestät um die Erlangung des Freiherrntitels für denselben im Jahre 1568 einkommt. — Die Erreichung dieser Bitte scheint demselben sehr am Herzen zu liegen und bringt er daher *alles* in dem Gesuche vor, was er zu Gunsten seines Schützlings und Verwandten zu referiren in der Lage ist; und doch, merkwürdiger Weise, wird das Wichtigste, d. i. der so nahe Verwandtschaftsgrad des Niklas des jüngern zu dem Helden *nicht* präcisirt, was doch sicherlich *am meisten* für denselben gesprochen hätte. Warum nicht? Weil ein solcher Verwandtschaftsgrad niemals bestanden hatte, — Niklas war ein Vetter (wiederholt in den verschiedenen Archiven so benannt), ein entfernterer Verwandter des Verteidigers von Güns, aber nicht der Sohn seines leiblichen Bruders, und vermutlich auch nur ein Vetter und kein leiblicher Bruder des nur kurz auftretenden Johann Jurišić. . . . .

Zum ersten Male sehen wir Niklas den jüngern sowie Johann auftreten am 25. April

1544. (*) Seine Majestät benachrichtiget ddto. Speier die nieder-österr. Regierung und die Kammer-Räte über den, den Niklasen und Hannsen (Vetter des weiland Niklas Jurišić des ältern) zu Prag gegebenen «vorgegebenen Abschied», sowie dass denselben auf ihr «ferner anlangen» wegen Abtretung der Herrschaft Güns an den Kaiser, noch neun Wochen Frist als ihnen bestimmter Termin bewilligt worden sei. [78]

Dieses für die Monographie von Güns genügend wichtige Actenstück klärt also die bisher wiederholt in Widerspruch gestanden gewesenen Meldungen in so ferne auf, als wir nun sehen, dass trotz der frühern kaiserl. Bestimmung und trotz der bestimmten Zuschrift der Kammer (siehe oben) die beiden jüngern Jurišić (zweifellos ganz eigenmächtig und ohne sich viel um hohe Befehle und Verordnungen zu kümmern) nach Ableben ihres Verwandten dennoch Besitz von der Herrschaft Güns ergriffen hatten, wenn auch nur auf kurze Zeit.

1544 (*) am 30. Mai d. d. Wien machen die Kammerräte von Niederösterreich Se. Majestät aufmerksam, dass Nikolaus Jurisić «seit längst» einen seiner Untertanen erschlagen habe, oder zu Tode habe schlagen lassen, sowie ferner darauf, dass es für gewiss verlautet, dass derselbe auch seinen, oder der weiland Herrn Jurišić Witwe Koch umge-

[77] Wohl nur «Schwager» im weitern Sinne des Wortes, — der heutigen ungarischen Bezeichnung «sógorság» enteprechend. — Wie es hier schon vorgekommen, war die Frau des Niklas Jurišić des ältern eine Tochter der Perpetua Batthyány; der ältere Bruder dieser Perpetua, Franz Batthyány, hatte aber eine Katharina Svethkouicz zur Gattin und ebenso war auch der Sohn Christof († 1570) des zweiten Bruders der Perpetua mit einer Svethkouicz vermählt gewesen.

[78] K. k. Reichs-Finanz-Ministerial-Archiv.

bracht haben soll. Wegen der ersten Tat stehe Niklas J. auch «zu Verhör» vor der Regierung.[79]

1544 (*) am 14. Juli berichten die niederösterr. Kammerräte wiederholt über den verübten Todtschlag an dem Koche; sie meinen, man solle sich demnach der Person des Uebeltäters bemächtigen.[80]

In der Monographie von Güns II. 47—48 finden wir die schon oben berührte Successionsfrage in der Pfandherrschaft von Güns betreffend verzeichnet, dass in Ermanglung directer Leibeserben von Seite Niklas des ältern, Ferdinand I. diese Herrschaft wieder in seinen Besitz nahm, worauf er dieselbe dem Johann Weisspirach, Freiherrn v. Koblstorf etc. in Pfand gab. Nach Kurzem überging dieses Pfand jedoch weiters an den Christof Teuffl, den Schwiegersohn des J. Weisspirach, auf welchen in gleicher Eigenschaft (als Pfandherr von Güns) Nikolaus Jurišić der jüngere und Johann Jurišić folgten, wie dies eine von Kaiser Ferdinand I. ausgestellte Urkunde ddto. Wien 16. Januar

1546 beweiset, in welcher auf jene Vereinbarung (Ausgleich) hingewiesen wird ddto 14. April

1545, welche im Beisein der kaiserlichen Commissäre zwischen Nikolaus J. dem jüngern und Johann Jurišić einerseits, und der Stadt Güns andererseits zu Stande gekommen war, und welche damit endete, dass die Günser den beiden Jurišić Gehorsam versprachen und sich verpflichteten 50 fl. jährlich an dieselben zu bezahlen. In diesem Schriftstücke geschieht auch jener Summen Erwähnung, welche Kaiser Ferdinand dem Nikolaus J. zum Wiederaufbaue der Stadt gegeben, sowie jener 20 Kanonen, welche die Günser vom deutschen Reiche erhalten hatten.[81]

Dieser Meldung von K. v. Chernel, dass Nikolaus und Johann Jurišić schon im Jahre 1546 dem Christof Teuffl in der Pfandherrschaft Güns gefolgt waren, halte ich entgegen:

I. Das Schreiben des Kaisers Ferdinand I. ddto. Leitmeritz 15. Februar 1547 (siehe unten), in welchem von Nikolaus und Johann Jurišić, als von den *gewesenen Besitzern* der Herrschaft Güns die Rede ist. In der Ueberschrift werden sie dort auch nur ganz kurz und einfach «Fideles Nicolaus et Johannes J.» genannt.

II. Dass Christof Teuffl zu Chrottendorf, Rö. kais. Mt. Rat u. *Haubtmann* u. *phandt-Inhaber* der Stadt u. Herrschaft *Güns*, noch in einem Documente d. d. 1550 *so* genannt wird; derselbe Teuffl, welcher *urkundlich erwiesen* seinem Schwiegervater Johann Weisspirach in der Pfandherrschaft, und

[79] Ebendort.
[80] Ebendort.
[81] Geh. städt. Arch. Güns 2. 61.

welchem wieder andrerseits Niklas der jüngere *unmittelbar* in gleicher Eigenschaft dort gefolgt war.

III. Die Meldung aus Streffleur's Zeitschrift 1881 (basirt auf archival. Forschungen), dass Niklas der Jüngere zwei Jahre nach dem Tode seines



Vetters die Herrschaft wieder an den Kaiser abtreten musste, hernach jedoch, und zwar erst im Jahre

1556 durch Tausch von dem Freiherrn Christof v. Teuffl wieder an sich zu bringen wusste. . . . . .

1547 (*) d. d. Leitmeritz 15. Februar befiehlt Kaiser Ferdinand eine gemischte ungarisch-österreichische Commission an Ort und Stelle zur Schlichtung

von ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den *gewesenen* Besitzern der Herrschaft Güns, den beiden Jurišić einerseits und mehreren Besitzern des Eisenburger sowie des Oedenburger Comitats andrerseits. — Wie aus dem kaiserl. Schreiben erhellt, hatten sich die beiden genannten Herren eigenmächtige Besitzergreifungen und Vergewaltigungen, wie nicht minder Verletzungen der persönlichen Freiheit und des Hausrechtes zu Schulden kommen lassen.[82]

1556 (*) bringt die Familie Jurišić die Herrschaft Güns durch Tausch von Freiherrn Christof Teuffl an sich.[83]

1556 (*) wendet sich Stefan Rumy an Nikolaus Jurišić mit der Bitte um Schutz gegen den Nachbar Georg Kechkés, der ihm mit Tod und Feuer drohte. — In der Ueberschrift erscheint folgende Titulatur: «Magnifico Domino Nicolao Iwyssyth *capitano* S. Cæsare Mayestatis in *Kewzegh* etc. etc.»[84]

1568 ddto. Wien 7. Februar wird Nikolaus Jurišić der Jüngere von Kaiser Maximilian in den Freiherrnstand erhoben, mit dem Prädikate «von Güns.»[85]

1568 fasst die Hofcommission über entstandene Streitigkeiten (starke Händel) zwischen Nikolaus J. dem jüngern und den Stadtbewohnern folgenden Beschluss: «Betreffend des alten Jurischizens Wappen, so in dem Vberzug dess Erbfaindt des Thürkhen an denen Stadtthürmen vertilgt, vnd hinweckh geschossen wurden, sollen die von Güns an ein anders Orth zur Gedächtnus seiner Person auf ihren Vnkosten wiederumben verneuen vnd malen lassen.[86]

Mit den verschiedenen Ausgleichen, welche zwischen Nikolaus und seinen Nachbarn und Untergebenen im Laufe der Zeit, wie wir gesehen, zu Stande gebracht waren, hatte es jedoch keineswegs sein Bewenden und war der Friede und die Ruhe noch lange nicht hergestellt, am wenigsten zwischen den armen Städtern und ihrem streitsüchtigen Herrn, welch' erstere endlich müde erneuert um Abhilfe an höhern Orten bittlich werden. Eine zu diesen Zwecken erschienene Commission schlichtete endlich i. J.

1568 auch diese Kalamitäten[87] und entscheidet ein Jahr darauf —

1569 der Landtag auch die Grenzstreitigkeiten zwischen Nikolaus dem jüngern, Hauptmann von Güns, und den Adeligen der Umgebung.[88]

Niklas Jurišić starb l. Eingabe seines Tochtermannes Franz von Schon-

[82] Hazai okmánytár II. 283, 447—449.
[83] Streffleur. Österr. Milit. Zeitschr. Juli 7. 1881 15.
[84] Szalay A. Négy száz magyar levél 1361, 315, 303.
[85] K. k. Adels-Archiv. Wien.
[86] Rosnak P. M. Die Belagerung v. Güns. 9.
[87] Geh. Stadt-Arch. Güns 3, 71, nach K. v. Chernel.
[88] Gesetz-Art. 44.

aich, Hauptmann auf Sáros, an Kaiser Maximilian, am 7. März 1572, wornach die Witwe des erstgenannten als Pfandinhaberin von Güns folgte,[89] «Mit Nikolaus Jurišić dem jüngern, ... fährt K. v. Chernel fort, — erlosch dieses Geschlecht; vier Jahre später 1576 starb auch seine Witwe und mit ihr wurde auch zugleich der Name Jurišić zu Grabe getragen.»

Die letzte Bemerkung ist jedoch eine mehrseitig unrichtige.

Des Nikolaus Freiherrn Jurišić des jüngern Witwe, Margaretha (geboren am Pfingsttag vor Martini 1540,) eine Tochter des Freiherrn Joachim von Schönkirchen[90] auf Angern, Röm. k. Mt. Rat und Statthalter in den n. ö. Landen, und der Ludowica geb. Herrin von Zelking, vermählte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten Niklas J.

1573 (*) zu Wien, am 25. Jänner zum zweiten Male mit Hanns Freiherrn von Haim zum Reichenstein und Margarethen an der Wien[91] (geb. 1544), des K. Max II. Rat und Regent der n. ö. Lande, sowie auch Reichshofrat des K. Rudolf, dem siebenten Sohne des Freiherrn Hanns des älteren.

Es ist demnach völlig erklärlich, warum wir Franziskus Zenák im J.

1574 (*) als Hauptmann der Stadt Güns vorfinden,[92] da mit dem Tage ihrer Wiedervermählung resp. der Ablegung ihrerseits des Namens «Jurišić» Margarethens Recht als Pfandherrin von Güns erloschen war.

Nachdem diese ihrem zweiten Manne zwei Kinder geboren hatte, Hanns Ehrenreich und Margarethe,[93] starb sie am 24. Jänner 1602 und wurde in der Pfarrkirche am Wartberge mit folgendem Epitaphium begraben[94]:

> Diese Christliche Gedächtnuss hat der Wohlgebohrne Herr, Herr Hanns Frey-Herr von Haim Herr zum Reichenstein Röm Kayserl Maj Reichs-Hof-Rath, seiner geliebten Gemahel der Wohlgebohrenen Frauen, Frauen Margaretha gebohrnen Herrin von Schönkirchen machen lassen, welche gebohren, ist im Jahr Christi 1540 Pfingsttag vor Martini hat mit gedachtem

[89] 4, 73.

[90] Hoheneck J. G. A. Freiherr v., Die löbl. H. H. Stände etc. v. Oesterreich ob d. Enns III. 233, 1747.

[91] K. k. Hof-Kammer-Archiv; nach Wissgrill, IV. 526.

[92] 1574. Gesetz-Art. 29. 1575. Gesetz-Art. 5.

[93] Hoheneck l. Orig. Conduct Ladschreiben III. etc.

Anmerkung. Zu der Bemerkung in der Monogr. v. Güns, den Deckstein der Jurišić-Gruft und das dort befindliche *Puchheim*wappen betreffend, gebe ich bekannt, dass die Puchheim zu den nächsten Verwandten der Margaretha gehörten; *diese* dürften daher in der Folge die Jurišić-Gruft benützt haben.

[94] Hoheneck III. 233. 1747.

Herrn Ehelich gelebt gleich gantze neun
und zwantzig Jahr, auch ein Sohn und
Tochter mit ihm erzeugt so aber beyde in
der Kindheit gestorben, folgendes ist auch
die Frau selbst Catholisch in Gott verschieden
den 24 January 1602 und allhier be-
graben werden, Gott verleihe ihr das ewige Leben. Amen.

Wie wir also ersehen, überlebte Margarethe Schönkirchen, entgegen der Behauptung von Chernel, ihren ersten Gatten Nikolaus Jurišić über volle 30 Jahre. — Hanns v. Haim, ihr Witwer, vermählte sich später nochmals mit Johanna Freiin Hoyos, mit welcher er auch noch Kindersegen hatte.

In der Monografie von Güns I. 61, finden wir eine Vereinbarung zwischen der Stadt-Commune Güns und dem Schlossherrn Niklas Jurišić dem jüngern v. J.

1577 den 9. Februar (bestätiget v. der ungar. Hofkammer), in welcher u. a. auch *der* Punkt vorkommt, nach welchem es den Günser Bürgern freisteht, im ganzen Territorium der Stadt das Wild ohne alle Beschränkung zu fällen, unter der Bedingung, dass man gehalten sei, den vierten Teil dieses dem Gutsherrn auszufolgen. Die obige Jahreszahl ist aber *unrichtig*, da es erwiesen, dass Niklas der jüngere bereits viele Jahre früher verstorben war. P. Martin Rosnak bringt über denselben die *spätesten* Angaben mit der Meldung, dass die Günser «um das Jahr 1570 von diesem ihrem Pfandherrn gar jämmerlich geplagt wurden.»

Ich beschliesse diesen Aufsatz mit der Vorführung der Wappen der Herren u. Freiherren von Jurišić. — Zwei *Hauptvarianten* sind mir von diesen bekannt, sowie in der Jurišić-Wappenfrage vor Allem auf drei Momente das Augenmerk gerichtet zu werden hat; erstens: auf die Zeit bis zur Uebernahme der Pfandherrschaft von Seite Niklas des ältern, dann auf diejenige von der Uebernahme der Pfandherrschaft bis zur Erlangung der Freiherrnwürde (resp. bis zur Erlangung der k. Donation), endlich auf diese letztgenannte Zeitperiode.

Meine Ansicht ist, dass das Jurišić-Wappen *ursprünglich* nur einfach geteilt, d. i. nur *zweifeldrig* gewesen, mit nur *einem* Helme und dem Straussenbusch-Kleinode, belegt mit dem Scorpione.

Diese Annahme kann als völlige Sicherheit gelten und wäre nur für den einen Fall nicht vollinhaltlich massgebend, als Niklas Jurišić schon *vor* seiner Freiherrnstandserhebung eine Wappen*besserung* erhalten haben sollte, was uns nicht bekannt ist.

Ich will es übrigens hier nicht in Abrede stellen, dass ein *Grund* zu einer solchen Wappen*besserung* allerdings noch *vor* der Baronisirung des ältern Jurišić vorgelegen haben konnte, u. z. zur Zeit, als er zu des heil. röm. Reichs Ritter geschlagen wurde. — Es kam bei solcher Gelegenheit hie und

da vor, dass zu dieser Feier auch zugleich eine Wappen*vermehrung* und sogar ein zweiter Helm verliehen wurde. Da dieser Gebrauch jedoch viel mehr im XVII. Jahrhundert geübt wurde, im XVI. aber noch zu den Seltenheiten gehörte, so will ich nur darauf hindeuten, ohne im geringsten eine Tatsache anerkennen zu wollen.

Vor allem sei hier bemerkt: die auf p. 157 des III. Jahrganges 1873 der herald-genealogischen Zeitschrift, sowie nach mir von K. v. Chernel II, 47 gebrachte Vermutung, dass der Held Niklas das Wappen, wie es auf dem Grabsteine von 1538 vorkommt, erst *nach* der Belagerung, und zwar speciell das dort in Feld 2 und 3 vorkommende Wappen der Stadt Güns, erst als besondere Auszeichnung für seine mutige Verteidigung vom Monarchen erhalten haben dürfte,—war eine völlig irrige, obwohl allerdings manches zu einer solchen Annahme berechtigt hatte. Heute stehen wir vor zwei zweifellosen Momenten: Jurišić der ältere hatte zuerst als Pfandherr, sowie wir es kurze Zeit darauf von Johann Weisspirach als Pfandherr von Forchtenstein ausführen sehen, sein eigenes Stammwappen (eventuell sein schon früher »verbessertes«) mit dem Wappen des Pfandobjectes nach damaligem Rechte und Gebrauche noch *vor* der Belagerung von Güns *quadrirt*, wornach also diese neue Construction blos ein *Personalwappen* des Pfandherrn bildete und zwar blos ein temporäres Personalwappen, allein für die Zeit und Dauer der Pfandherrschaft; vom Augenblicke der Uebernahme der Stadt aber in sein *Eigentum*, also von 1537 angefangen, bei weiterer Besserung eines neuen zweiten Kleinodes, das Wappen der ihm nun eigentümlichen Stadt Güns definitiv in sein Wappen aufgehen lassen, das nunmehr auch zugleich das Wappen der ganzen neuen freiherrlichen Linie geworden war.

In seiner Eigenschaft als Pfandherr räumte Niklas der ältere dem Wappen der Stadt *vor* dem eigenen Geschlechtswappen die Ehrenstelle ein, den *rechten* Platz; als diese Stadt aber sein Eigentum geworden war, trat das Stammwappen in seine alten Rechte und die Felder wurden *verwechselt*.

Der zweite Helm, mit dem Turme der Stadt Güns, wie Siebmacher denselben gebracht hat, ist wohl nichts anderes als eine Spielerei aus der beginnenden Zeit des Verfalles der Heraldik; nachdem das Jurišić'sche Familienwappen mit dem Wappen von Güns vermehrt worden war, glaubte der Eigentümer oder aber der Wappenmaler, auch *über* dem Schilde eine Vermehrung eintreten lassen zu müssen, d. i. ein zu den neu eingefügten Feldern correspondirendes Kleinod, ohne zu wissen, dass einem Stadtwappen, streng genommen, kein Helm gebühre. — Freilich finden wir aber andrerseits gerade hier bei uns in Ungarn genügende Ausnahmen, wobei ich nur flüchtig auf das im Jahre 1502 der Stadt Kaschau verliehene Wappen mit zwei Helmen sammt Kleinodien verweise.

Die an verschiedenen Orten ausgesprochene Ansicht, dass die beiden, in Siebmacher gebrachten Jurišić-Wappen *nicht ernst* zu nehmen d. h.

falsch seien, welcher Ansicht ich mich vor Jahren im Uebrigen selber anzuschliessen bewogen fand, sowie Andere nach mir — ist, wie aus dem Vorhergesagten erhellt, eine völlig irrige gewesen und dahin zu modificiren, dass Siebmacher nur das *alte* Wappen resp. verschiedene Wappen und Siegel aus der Zeit der Pfandherrschaft des ältern Jurišić gekannt und benützt hatte, während ihm das *neue*, das freiherrliche Wappen unseres Helden, unbekannt geblieben war. — Die Siebmacher Jurišić-Wappen sind daher *ganz gut*; falsch ist dagegen dasjenige Wappen, welches Valvasor III, 105 beschrieben und Iwan Nagy übernommen hat.

Ich schreite, um die Geduld des Lesers nicht zu erschöpfen, zur endlichen Blasonirung.

I. Wappen: Geviert; 1 und 4 in Blau eine gezinnte weisse Festungsmauer mit einem gezinnten emporstrebenden Turme, in der Mitte mit gewölbtem Tore; 2 und 3 geteilt; oben in Gold ein schwarzer Rabe, unten in Schwarz ein goldner Skorpion. — Zwei Helme; I. Der Turm des Feldes 1. — Decken: blausilbern. II. Schwarzer Federbusch, belegt mit dem goldenen Skorpione. — Decken: schwarz-golden.

(Wappen des Niklas Jurišić des ältern als Pfandherrn von Güns, nach Siebmacher III, 86.)

II. Wappen: Durch ein silbernes Tatzenkreuz geviert, sonst alles wie bei I. — (Wappenvariante des Nikolaus Jurišić als Pfandherrn von Güns, nach J. Siebmacher (neuer grosser) Krainer Adel 11, 10.)

III. Wappen: Geviert; 1 und 4 in Blau sowie eine Festungsmauer mit geschlossenem eisernen Tore und darüber gestelltem gezinnten Turme. 2 und 3 geteilt; oben in Gold ein schwarzer Rabe, unten in Rot ein kriechender Skorpion. — Zwei Helme. I. Der weisse Festungsturm. Decken: blau-silbern. II. Doppelter Pfauenschweif belegt mit dem Skorpion. — Decken: Schwarz-golden.

(Wappen mit kleinen Abweichungen des Niklas Jurišić als Pfandherrn von Güns, nach den Manuskripten von Fischer v. Fischerberg und nach Wissgrill IV, 526 — denen beiden, gleichwie Siebmacher, das neue freiherrliche Jurišić-Wappen unbekannt gewesen zu sein scheint.)

IV. Wappen: Geviert; 1 und 4 geteilt; oben in Gold ein schwarzer Rabe, unten in Rot ein goldner Skorpion; 2 und 3 in Blau auf grünem Boden eine gezinnte weisse Festungsmauer mit zwei, je mit einem eisernen aufgezogenen Fallgatter versehenen gewölbten Toren und einem doppelt gezinnten Turme in der Mitte, mit rotem Dache; über den Torwölbungen befindet sich je eine goldene Blätterkrone. Zwei Helme. — I. Zwischen

offenem goldnen? Fluge der Rabe. — Decken: schwarz-golden. II. Doppelter roter? Straussenfederbusch, belegt mit dem Skorpione. Decken: rot-golden.

(Wappen der ältern freiherrlichen Linie, nach dem Grabsteine d. d. 1538 in der Sct. Jacobskirche zu Güns. — Die Farben der Felder 2 und 3 sind genau nach dem im Jahre 1446 den Günsern verliehenen und im dortigen Rathause aufbewahrten gemalten Stadtwappen wiedergegeben. — Die Farben der Felder 1 und 4 nach Fischerberg und Wissgrill; die übrige Tingirung nach den schon gegebenen Farben, den Grundregeln entsprechend, jedoch immerhin *nur* «angenommen».)

Welches Wappen von der jüngern freiherrlichen Linie geführt worden war, ist mir unbekannt; es ist jedoch zu vermuten und sehr glaubwürdig, dass auch Niklas der jüngere ganz dasselbe aufgenommen haben mag, sowie wir es sub IV soeben beschrieben. Aus diesem Grunde geschieht wohl auch im Original-Freiherrn-Diplome d. d. 1568 darüber keine weitere Erwähnung; nichts anderes, als dass das *alte* freiherrliche Wappen *unverändert* beibehalten wurde.

Géza von Csergheö.

NATIONALE DRAMATURGIE.

Der Wille in Geschichte und Drama.*

In ihrem ganzen Wesen ist die ungarische Nation dramatisch geartet. Was ist das Drama? Ein Spiegelbild handelnder Charaktere. Und wo ist mehr farben- und gestaltenreiche Handlung zu finden, als in dem ganzen Verlauf und in allen Episoden ungarischer Geschichte? Die ersten Jahrhunderte erfüllen sich mit der unruhigen Sehnsucht nach einem Vaterlande; endlich ist es gefunden, wie das gelobte Land des Propheten, doch noch lange Zeit schwärmen die Reiterschaaren weit hinaus nach dem Westen, als ob erst die atlantische Küste ihrer Tapferkeit Grenzen setzen könnte. Durch Deutschland zurückgeworfen, concentrirt sich die ungarische Energie nach innen. Seit Stefan kann man von einem geordneten Staatswesen, von einer Verfassung sprechen. Diese Verfassung ist jedoch nur ein idealer Rahmen, innerhalb dessen sich die nationalen Elemente, die Könige, ihr Hof, die Magnaten und Prälaten mit stark individualisirter Selbstherrlichkeit bewegen. Der Kampf der Familien *um* die Krone, die Opposition der Grossen *gegen* die Krone füllen jedes Blatt der ungarischen Geschichte aus. Sie gleicht in vielen Beziehungen der englischen, mit ihren Lords und ihren zahllosen Tronwerbern fürstlichen Geblüts. Die nationale Krone selbst

* Vorgelesen (in ungarischer Sprache) in der Petőfi-Gesellschaft, am 17. April 1887.

ist eine tragische Heldin, sie feiert ihre Glanzzeiten, in welchen sie herrscht von Fels zu Meer; doch durch die Ironie des Schicksals folgt auf die machtgebietenden Hunyaden, deren Namen von Europa als Türkenschrecken angebetet wurde, das markfaule Geschlecht der Jagellonen, unter denen die Krone Ungarns buchstäblich in den Schlamm versinkt. Die ungarische Krone ging im Cselyebache verloren, die Nation blieb am Leben; aber welches Leben! Ein ewiges Sterben, zwischen Hammer und Amboss, halb durch den Türken entchristianisirt, halb durch den Deutschen des nationalen Typus entkleidet. Es war eine Agonie. Und in diesen Zeiten sprossten die echtesten Tragödien der Martinuzzi, Thököly, Rákóczy. Es folgte tödtliche Erschöpfung. Doch nur der Geist schlummerte. Die dramatische Kraft steckte in den ungarischen Regimentern, welche gegen Fritz und Napoleon kämpften. Endlich erwachte auch das Gehirn wieder aus seiner tödtlichen Lethargie. Im Sturmschritt wurden die Versäumnisse der Jahrhunderte nachgeholt. Der Geist Rákóczy's führte die Honvédschaaren in das alte tragische Ende, das sich mit seltsamer Ironie «Világos» (= Licht, statt Erebus) nannte. Ein langer Zwischenakt folgte, den Viele für den Schluss der Vorstellung hielten. Plötzlich rollte der Vorhang wieder auf und die alte Kraft, die alte dramatische Kraft, die alte dramatische Anlage, der Streit und die Wut der Parteien erschienen abermals, in einem versöhnenderen Elemente — im Parlamentarismus.

Und ist es nun nicht zu verwundern, dass eine so dramatische Nation kein nationales Drama besitzt?

Bei den übrigen Völkern fallen die grossen geschichtlichen Epochen mit dem Glanz des historischen Griffels und der Bühnenkunst zusammen. Die prahlenden Perser wurden zum zweiten Male vernichtet durch die Geschosse des Aeschylos; das goldene Zeitalter der Elisabeth spiegelt sich in Shakespeare, der auch die dramatische Verewigung der Römerzeit nachholte; spanische Tapferkeit und Pietät konterfeien sich klassisch ab in Calderon's Spielen; die grosse Zeit des «Roi soleil» findet auch die grössten Dichter. Die Revolution der Gedanken, Sitten und Ordnungen wird der Nachwelt in flammenden Lettern durch Schiller überliefert, der auch die deutsche Duodeztyrannei prophetisch justifizirte.

Vergeblich suchen wir nach einem Analogon betreffend die taten-, blut- und tränenreiche ungarische Geschichte. Ihr blühte kein Aeschylos, kein Shakespeare, kein Calderon, kein Corneille, kein Schiller. Stumm ist die tausendjährige Geschichte an unseren Dichtern vorübergegangen, kein ebenbürtiges Genie fand sich, es wäre denn Josef Katona gewesen, der jedoch nach dem ersten grossen Anlauf verstummte. Ein Mehltau scheint über unserer dramatischen Literatur zu liegen; denn während die ungarische Lyra, das ungarische Epos sich mit weitausgebreiteten Schwingen zur Höhe der Weltliteratur erhoben, ist im Drama über das Conventionelle,

Technische, Rhetorische, Melodramatische, über einzelne Versuche und Keime des Nationalen, kaum hinausgegangen worden.

Eine hochdramatische Nation, die keinen grossen nationalen Dramatiker besitzt! Wie lösen wir dies Räthsel? Es bleibt uns nur ein Ausweg, ein Trost, indem wir die Bemerkung machen, dass das Drama regelmässig mit der höchsten Blüte der Nationen zusammentreffe, dass aber die Sonne des Glücks bisher der ungarischen Nation nie so voll, nie so andauernd geschienen habe, um die dramatischen Früchte schon ganz reifen zu lassen. Das Drama liegt gewöhnlich am Endpunkte der nationalen Entwicklung. Nun, wir haben diesen Endpunkt noch nicht erreicht, wir sind noch jung, wir sind noch in der Sturm- und Drangperiode. Wir haben noch nicht die Epoche erreicht, wie Griechenland in den Perserkriegen, England zur Zeit der Elisabeth, Frankreich unter Ludwig XIV. und während der Republik, Spanien unter den Königen zweier Weltteile, Deutschland unter seinem Grossen Fritz. Doch, doch! Unser Hunyaden-Zeitalter war ähnlich. Aber damals war die Bühne, dies höchste Blendwerk hellenischen Geistes, noch nicht aus dem byzantinischen Grabe auferstanden. Unser Höhepunkt — so wünschen, so hoffen, so schauen wir es — wird noch kommen, und mit ihm auch der Dramatiker, der den würdigen Dreiklang mit Petőfi und Arany bilden wird. Er wird kommen, der Dichter, der die Vergangenheit, das Ringen, Kämpfen, Leiden, Streben so vieler hoher Gestalten zu unserer Belehrung und Begeisterung auf die Bühne beschwören, uns rühren, erheben und trösten wird.

Indem wir so die klassische Vollendung des ungarischen Dramas der Zukunft überweisen, wollen wir doch durchaus nicht ungerecht gegen die ernsteren Bestrebungen der Gegenwart sein. Die Dämmerung, das Morgenrot gehen ja naturgemäss dem hellen, erwärmenden Sonnenaufgang voran. Wenn wir heutzutage eine ganze Schaar junger, rüstiger Kräfte zum Gipfel des Musenberges hinanstreben sehen, so mag dies uns als glückliche Vorbedeutung gelten, dass von drüben schon die ersten Sonnenstrahlen herüberzüngeln.

Diesen Emporstrebenden gegenüber halten wir weniger wohlfeile Tadelsucht, als vielmehr wohlwollende Belehrung und Pfadweisung für die Aufgabe der Kritik und Theorie. Es entsteht aber die billige Frage, ob denn wirklich ungarische Kritik und Theorie so hoch über ungarischer Production stehen, dass diese sich jener unterordnen, jene die angemasste Mentorrolle auch durchführen könne? Fragen wir offen, und antworten wir darauf ungeschminkt, ob es denn wirklich unter uns ein solches Genie gäbe, welches gleich Lessing, Diderot, Viktor Hugo, Dumas dem Jüngern, in der einen Hand die schärfsten kritischen Waffen schwingend, mit der andern Hand unsterbliche Gestalten zeichnend, zugleich Lehre und glorreiches Beispiel zu gewähren im Stande wäre?

Es gibt hierauf, wenn man aufrichtig sein will, nur eine Antwort. Wir besitzen nicht nur kein ähnliches Doppelgenie, wie die Genannten, wir besitzen heutigen Tages nicht einmal einfache Genies, sei es in der Dichtung, sei es in der Theorie derselben. Es ist wohl wahr, und mit Stolz berufen wir uns darauf: wir besitzen eine ganze Anzahl Aesthetiker von europäischem Niveau, von umfassender Bildung, feinem Geschmack und fesselndem Styl. Was wir aber bei alledem verneinen müssen, ist, dass wir eine nationale Aesthetik und speziell eine dramatische Theorie besässen, welche aus heimischer Erde entsprossen wäre. Unsere Aesthetiken sind nur Variationen nach fremdländischen Themen, unsere Kunstrichter urteilen scharfsinnig nach römischem oder deutschem Landrecht. Sie denken deutsch oder französisch und kleiden ihre Gedanken in eine vorzügliche ungarische Sprache.

Die kühne Behauptung, welche wir hier aufstellen wollen, ist diejenige, dass eine Theorie des ungarischen Dramas erst aus den Urelementen geschaffen werden müsse, als Vorbotin einer wirklich nationalen Bühne, die ebenfalls erst in den Vorkeimen ist.

Es wäre zu verwundern, sollten wir nicht sofort dem Einwand begegnen, dass eine nationale Dramaturgie zwar eine schöne Sache, aber undurchführbar sei, dass eine solche Idee nur ein Hirngespinnst ohne fassbaren Inhalt sein könne, dass die richtige dramatische Theorie in Ungarn dieselbe sein müsse, wie in der ganzen gebildeten Welt, dass die Schönheit sich nicht an Nationalitäten binde, sondern dem allgemeinen menschlichen Empfindungsvermögen entspriesse. Wir können nicht finden, dass diese so wichtig scheinenden Einwände das Geringste gegen unser Vorhaben zu beweisen im Stande wären. Was die allgemein sein sollende menschliche Schönheit betrifft, so erinnern wir daran, dass die Schönheit nur eine Zusammenfassung verschiedener Schönheiten (des Lieblichen, Erhabenen, Heiteren, Rührenden und tutti quanti) sei, dass sie demnach sich in viele Strahlen bricht, wie das Licht des Aethers. Ist gelb, ist rot das richtige Licht? Niemand vermag es zu sagen. So cultivirt jede Nation ihre bestimmte Farbe, Nüance, Ton und Stimmung der Schönheit. Warum sollten alle Nationen auf einen Ton gestimmt sein, während der Accord nur umso voller und mächtiger ist, je mehr individuelle Töne er zum Wohlklang verbindet? Neben dem Allgemein-Schönen gibt es aiso ganz gewiss auch ein National-Schönes. Wenn wir zum Drama übergehen, so fällt uns von selbst sein complicirter Bau auf. Alle Elemente der Poesie: Fabel, Charaktere, Gesinnungen, Sprache, Musik, Rhythmus, innere und äussere Form in der raffinirtesten Vollendung concurriren zur Hervorbringung des höchsten Kunstwerkes. Was Wunder, dass die einzelnen Nationen bei einem so vielteiligen Ganzen, wie es das Drama ist, sich bald an den einen Teil, bald an den andern Teil desselben hielten und denselben je nach ihrem nationalen

Geschmack cultivirten? So zeigt das Drama jeder Nation eine andere Physiognomie. Die Hellenen vermengen die Handlungen mit Musik und Tanz und feiern die sagenhaften, heroischen Figuren, die Franzosen erfinden die drei Einheiten und treiben die Künste der Bühnentechnik auf die Spitze. Shakespeare verachtet alle Kunstgriffe, springt souverän um mit Zeit und Raum und zerpflückt sogar die Einheit der Handlung durch Einflechtung weithergeholter Episoden. Die Combinationen von Ernst und Scherz, Vers und Prosa, Dialog und Musik haben eine endlose Reihe von Gattungen der Bühnenwerke geschaffen; ganz neu sind das bürgerliche Drama des vorigen Jahrhunderts, das Conversationsstück der heutigen Franzosen. In all diesem Reichtum der Formen und Entwicklungen sollte sich nicht auch der Genius der einzelnen Nationen unverkennbar ausgeprägt haben?

Nach all dem Gesagten wird es vielleicht denn doch nicht mehr so überflüssig, so grundlos erscheinen, wenn wir eine *nationale Dramaturgie* geschaffen sehen wollen. Man wird uns vielleicht das ungarische Volksstück, diese Verkörperung ländlicher Idylle mit frischem Volksliedaufputz, als wahrhafte nationale Bühnengattung vorrechnen wollen? Wir müssen glauben, dass eine Nation, welche eine so erhabene Vergangenheit besitzt, wie die ungarische, sich nicht mit Schäferspielen und Verkörperungen niedrigsten Kleinstadttratsches begnügen könne.

Nun müssen wir aber selbst Rechenschaft ablegen und eine Probe davon abgeben, wie wir uns die nationale Dramaturgie denken, wie wir uns auch nur den Begriff einer aus heimischem Geiste entstandenen Auffassung des Dramas bilden wollen?

Es wird genügen, auf die soeben aufgeworfene Frage nur versuchsweise zu antworten, nur einen einzigen Punkt positiv zu behandeln. Denn wer wollte sich so kühn vermessen, das riesenhafte Gebäude einer rein nationalen Aesthetik ganz allein aufrichten zu wollen? Der Einzelne mag sich freuen, wenn es ihm gelang, ein, zwei Bausteinchen zum geistigen Hochbau der Zukunft liefern zu können.

Wir lehnen unsere Dramaturgie an die Geschichte an, nachdem das Drama selbst aus der Geschichte entstanden ist. Wie die Erlebnisse eines Volkes, so seine Dichtung. Nachdem nun die Vergangenheit der ungarischen Nation eine rein dramatische, nachdem sie das seltene Spiegelbild reinen männlichen, vor Tod und Gefahren niemals zurückschreckenden *Willens* ist: so folgt für uns daraus, dass die ungarische Dramaturgie in erster Reihe auf den richtigen Begriff männlichen Willens basirt sein wird. Die Analyse des Willens wird den Ausgangs- und Cardinalpunkt unserer sämmtlichen dramaturgischen Reflexionen bilden.

Von der Grundlage hängt Alles ab. Sollte Jemand behaupten, dass wir mit der Zugrundelegung des Willens kein neues Princip eingeführt hätten, so erlauben wir uns darauf hinzuweisen, dass ein grosser Teil der

modernen Aesthetiker und darunter auch ihre bedeutendsten ungarischen Nachfolger nicht den von uns gemeinten *individuellen* Willen, sondern im Gegensatz dazu den Weltwillen, oder wie es im ästhetischen Jargon heisst, die *Weltordnung* zum Ausgangspunkte der ethischen Begriffe des Dramas nehmen. Diese Weltordnung ist aber ein allzu vager Begriff, in welchen, wie der Eskamoteur in seine Aermel, Jeder Alles hineingaukeln kann. Auf die Weltordnung beruft sich der Despot, wie der Anarchist. Mit so orakelhaften Begriffen lässt sich kein ernster Kunstbau ausführen. In Wirklichkeit diente der Begriff der Weltordnung lange Zeit den Interessen einer *conservativen* Aesthetik, vorgetragen von conservativen deutschen Professoren, denen die jeweilige preussische oder bairische Staatsordnung mit der Weltordnung identisch war und ihnen auch Brod, Rang und Titel einbrachte. Es ist zu verwundern, dass man in der Heimat Petőfi's den ästhetischen Servilismus nicht durchschaute und die verlegene Waare hier für neu und echt ausgab. Doch wird es wohl mit nicht allzu grossen Schwierigkeiten verbunden sein, dieser Altweiber- und Bedienten-Aesthetik unter uns den Garaus zu machen und einer freisinnigen, fortschrittlichen nationalen Kunstanschauung den Weg zu bahnen.

Wir lernen aus der Geschichte Ungarns, dass sich die Nation nie und nimmer einer oktroyirten Weltordnung, die nichts als verkappter Conservativismus war, unterwarf, sondern dass sie vielmehr immer bestrebt war, sich die Ordnung der Dinge nach ihrem eigenen Geschmacke zuzuschneiden. Und dieser Geschmack zog sie hin zu den grossen Ideen der Menschheit. Diese Ideen waren die Freiheit, die Teilung der Gewalten, das Recht und die Entwicklung des Individuums, die Tapferkeit, die Ehre und parallel damit der ehrfurchtsvolle Cultus der Frauen. Diese Ideen sind es, welche sich in der ungarischen Geschichte spiegeln und es wird so lange kein nationales Drama geben, als diese Ideen auf unserer Bühne nicht ihre Verkörperung gefunden haben werden. Bei Josef Katona finden wir ein Spiegelbild dieser Ideen, aber auch nur bei ihm, in einem einzigen Stücke, und dann nie und bei keinem Andern wieder.

Dies wäre also das Urmoment des rein ungarischen Dramas und seiner Theorie: der männliche, durch grosse Ideen, manchmal in Form grosser Leidenschaft geleitete Charakter. Die Helden unserer Dramen würden sein entweder die Könige, welche um ihr Ansehen, oder die Grossen, die um ihre Freiheiten kämpfen. Nirgends wird das tragische Moment fehlen: denn auf jeder Seite werden menschliche Fehler, werden menschliche Verbrechen begangen, und unser Auge, das zuerst vom Strahl der Achtung und Liebe erhellt wurde, füllt sich allgemach mit Tränen des Mitleids. Wir weinen an der Bahre des grossen Staatsgründers Stefan, der so viel Höhe und Milde durch die Erbärmlichkeit seines Hofes, seiner Nächsten, seiner grossgezogenen Günstlinge büssen musste. Die Schicksale Koloman's erfüllen uns mit

Trauer. Wir beklagen tief den Untergang des glänzenden Herrscherhauses der Hunyaden. Wir bewundern und bemitleiden die Heldengeister, welche zwischen türkischem und deutschem Einfluss stehend, sich vergeblich bemühten, die nationale Fahne unversehrt zu erhalten. Wir sehen vor uns die Beendigung des langen Kampfes der weissen und roten Rose Ungarns; die Tragödien hören auf, die staatsrechtlichen Debatten beginnen.

Die ungarische Dramentheorie kann nur das Eine vorschreiben: die Bühne möge die heissen Kämpfe unserer grossen Männer für die hohen Ideen, die Vernichtung der schwachen Individuen in Folge ihrer menschlichen Schwächen und Fehler, dabei aber den Sieg des Gedankens über die Leichenhügel der Einzelnen und ganzer Generationen hinweg wiederspiegeln.

Andere Nationen mögen eine andere Theorie benützen, uns bleibt keine andere eigentümlich, als die eben skizzirte. Vergeblich lehnen wir uns an Aristoteles, Corneille, Hegel, Taine an; nach ihren Recepten werden wir schwerlich Dramen schöpfen, welche das ungarische Volk begeistern können. Nur aus dem lebendigen Denken und Fühlen des Volkes heraus lassen sich lebensfähige Dramen schaffen. Darum reisst uns «Bánkbán» trotz all seiner Fehler hin, weil in diesem wahrhaft historischen Gemälde sich der Charakter des ungarischen Magnaten offenbart, der in seinem Gefühl für Recht, Gesetz und Wahrheit nie zum Höfling sich herabwürdigen kann, sondern bei aller Ehrfurcht vor der Majestät auch die Erfüllung königlicher Pflichten, des königlichen Schwures fordert; in «Bánkbán» hören wir ferner die Stimme des gedrückten ungarischen Volkes wehklagen, welches nicht unter den Lasten zusammenbrechen und den Rücken für fremde Schmarotzer hergeben will; in «Bánkbán» endlich ist die tiefste Huldigung der weiblichen Ehre dargebracht, welche keinen Flecken, keinen Zweifel duldet.

Die Aufgabe des nationalen Dramas wäre demnach: der Abdruck nach grossen Zielen ringender Willenskräfte und Leidenschaften zu sein. Doch ist hiebei der grösste Nachdruck auf den *Willen*, im Gegensatz zur Leidenschaft, zu legen. Diese mehr ungarische Bevorzugung der Willenskraft heben wir deshalb hervor, weil die landläufige Aesthetik nicht den Willen, sondern umgekehrt die Leidenschaft zum Cardinalpunkt des Dramas zu machen pflegt. Wir weichen hievon ab. Die Leidenschaft ist blind, die Leidenschaft ist, wie das Wort selbst schon besagt, ein leidender Zustand, in welchem die Seele die Sklavin irgend eines süssen oder schmerzlichen Gefühls, Begehrens, einer Gewöhnung wird. Die ungarische Geschichte aber, obgleich sie gar oft der Schauplatz der zügellosesten, ja hässlichsten, abscheulichsten Leidenschaften und Laster war, ist doch nie vollständig entartet, sondern immer noch schwebte über den Leidenschaften eine höhere Idee, welche sich in unseren selbstbewussten Männern verkörperte. Darum möge der Dichter das nationale Drama niemals zu Schauerstücken, in welchen die grausen Leidenschaften ihren Hexensabbat feiern herabwürdigen, sondern

es gelinge ihm das siegreiche Walten selbstbewusster männlicher Kraft immer in Parallele damit zu stellen.

Nicht von der Leidenschaft, sondern von der Willenskraft wird demnach unsere dramaturgische Analyse ausgehen. Die meisten Schriftsteller, unter uns sowohl, wie im Auslande — mit Ausnahme Schopenhauer's —, haben sich nicht allzu sehr in die metaphysischen und physiologischen Geheimnisse der Willenskraft vertieft. Im Allgemeinen ist die geheimnissvolle Kraft des Willens, oder der *Energie*, nur wenigen Menschen in dem gehörigen Maasse verliehen worden. Diese wenigen, von der Natur Begnadeten, waren es immer, welche die Geschicke der Menschheitshorden lenkten. Der ungarischen Nation ist das Willens-, das Herrscher-Fluidum in grösserer Dosis zugeteilt worden. Hieraus erklärt sich sowohl ihre wunderbare, ungebrochene Existenzdauer, als auch ihr ausserordentliches Missgeschick. Aus der Superfötation des ungarischen Nationalwillens entstanden der unablässige Parteihader, die vielen Bürgerkriege; aber eben diesem Uebermaass verdankt es die Nation auch, dass sie aus einem dreihundertjährigen Todesringen mit ungeschwächter Kraft hervorging. Es fehlen uns noch die Geschichts-Philosophen, welche auf diese Phänomene ihre Aufmerksamkeit verwendet hätten. Unsere Dichter halten noch immer die Lyrik für die einzige Poesie und räumen höchstens dem Epos und dem Roman einige Bedeutung ein. Unsere Dichter sind mit geringen Ausnahmen so wenig dramatisch, dass sie selbt auf der Bühne immer noch die süsse Leier der Empfindungen suchen, und ein Stück, welches das herrliche Kampfspiel kraftvoller Charaktere darstellt, als «unpoetisch» verurteilen, weil es darin an lyrisch-sentimentalen Ergüssen und nebliger Melancholie gebricht. Im Gegensatze dazu fassen wir die Poesie in einem viel weiteren Sinne auf. Alles erscheint uns als poetisch, was das menschliche Gemüt zu erschüttern, zu erheben, zu beruhigen, zu bezaubern vermag. Wohl hat das Fühlen seine Anmut, aber auch dem Willen fehlt seine spezifische Schönheit nicht. Das ungarische Drama hat in erster Reihe den schönen Willen zu verkörpern. Die Schönheiten des Willens sind: seine Festigkeit, Ausdauer, Wucht, Besonnenheit, Unterordnung. Wille und Einsicht sind gepaart, oft schlägt die Einsicht in Klugheit, Schlauheit, Verschmitztheit über. Der Wille kann dämonisch, kann böse werden, doch bleibt auch der böse Wille noch schön, wenn ihm Festigkeit und Geist zu eigen sind, wie bei Richard III. Es gibt nichts Schöneres, nichts Poetischeres in der ganzen Welt, als den schönen männlichen Willen, nur *eine* Wissenschaft, die Historie, schildert ihn, nur *ein* Kunstzweig, die Bühne, stellt ihn dar. Darum bezeichnet auch das Bühnendrama den Gipfelpunkt menschlichen Fühlens, Denkens, Könnens und Strebens.

Wie schon bemerkt: die meisten Schriftsteller kennen die Schönheit des Willens nicht. Selbst die besten modernen französischen Dramatiker

können diesem Vorwurf nicht ganz entgehen. Die Franzosen sind so sehr Meister der äusseren Form, dass sie die Charaktere wachsgleich kneten. Sophokles, Shakespeare, Schiller — diese drei Menschenbildner allein — haben den Willen ihrer Helden niemals unter das Joch des momentanen Bühneneffectes gebeugt. Bei den übrigen Schriftstellern dagegen schwanken die Charaktere wie Rohr im Winde, sind schwach, unentschlossen, Sklaven des Augenblicks, die Einsicht flackert nur als Notlicht in ihrer Brust.

Damit das nationale Drama zur Wirklichkeit werde, dazu ist es notwendig, dass unsere Schriftsteller ihr Feuer aus Lebensquellen des Willens schöpfen. Der Schriftsteller, der Dichter gehört an und für sich mehr zu den empfindsamen, als zu den handelnden Charakteren; es wird notwendig sein, dass er in sich selbst die Kraft zum Wollen und Handeln anfache, um dann sein Feuer in seine Gestalten überleiten zu können. Es hat einen tiefen Sinn, dass so viele antike Dichter Feldherren und Staatsmänner waren. Im Feldherrn, im Staatsmann kommt die menschliche Willenskraft zur Erscheinung, dort culminirt sie. Die grosse Masse besitzt keinen entschiedenen Willen, keine leitende Vernunft, darum wird die Demokratie immer ein leeres Wort bleiben dort, wo Wille und Einsicht noch nicht allgemein herangebildet sind. Bei unserer landläufigen Erziehung, welche auf die gehörige Willensbildung nicht achtet, werden die Staatsgewalt, die Regierungszügel stets in den Händen einiger weiser und energischer Männer concentrirt bleiben.

Wir verlangen von unseren Dichtern, dass sie sich in die Quellen des zielbewussten Willens, der planmässigen Energie vertiefen, dass sie mit dem Feuer derselben das neuerstehende nationale Drama taufen. Untersuchen wir fürder nicht mehr, ob in unseren Dramen genug klingende, singende Diction, lyrische Sentimentalität, idyllische Schwärmerei zu finden seien, sondern prüfen wir unsere Dramen fortan unter dem Gesichtspunkte, wieweit sich das Ideal männlichen Willens, des Mannes überhaupt, wie weit die Schönheit der Handlung sich darin offenbare. Studiren wir in Zukunft nicht blos die Psychologie, als die Lehre der seelischen Erfahrungen, sondern auch die Ethik, die Naturlehre des menschlichen Charakters. Die Ethik, die Charakterlehre werden uns sagen, welche Erhabenheit, welche weltweite Wirkungsquelle im Willen zu finden sei.

Wir werden den Zusammenhang des Willens mit dem Nervenapparat, mit dem ganzen animalischen Organismus studiren. Wir werden lernen, wie der Funken des Willens zu erwecken, wie er zum Feuer anzufachen sei. Wir werden erfahren, wie der Wille zu bilden, zu üben, zu stählen und zu steigern sei. Wir werden das Schauspiel sehen, wie ein Wille sich mit dem andern misst, wie er mit sich selbst in Harmonie lebt oder in Disharmonie zerfällt.

Fester Wille und hohe Einsicht offenbaren sich in der ungarischen

Geschichte bis zum heutigen Tage. Auf ihren Spuren mögen die Dramatiker wandeln, auf diese Begriffe möchten wir auch die ungarische Dramaturgie und Aesthetik bauen. Es ist möglich, dass wir irren, doch erfüllt uns das beruhigende Bewusstsein, wenigstens nicht fremde Irrtümer nachgebetet zu haben.

Dr. Ad. Silberstein.

ANTON CSENGERY ALS SCHRIFTSTELLER.*

Auch von den Schriften Csengery's gilt das Wort, welches er über das Buch des Historikers Grafen Joseph Teleki sprach: «Es ist eine Pflicht der literarischen Kritik, auf solche Werke so lange hinzuweisen, als ein einziges Exemplar davon noch ungelesen im Buchhändlerladen liegt.» Doch wollen wir sogleich hinzufügen, dass Manches, was in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen wurde, nur historisches Interesse besitzt. Auch entbehren die «Gesammelten Werke» eines gewissen künstlerischen Reizes; es fehlt ihnen der einheitliche Faden, welcher den so verschiedenen Inhalt zu einem Ganzen aufreiht. Wenn wir darin neben Abhandlungen über Geschichtsschreiber und Geschichtsschreibung ein Memorandum über die ungarischen Eisenbahnen oder Statuten einer projectirten Volksbank finden; neben Theaterkritiken und Charakteristiken, Rechenschaftsberichte über seine Abgeordnetentätigkeit und Artikel über Agricultur lasen: dann können wir auf den ersten Blick ersehen, dass in der Würdigung einer so vielseitigen Tätigkeit der literarische Gesichtspunkt nicht der ausschlaggebende sein könne.

Denn besass auch Csengery als Schriftsteller vorzügliche Eigenschaften, so war in ihm der Schriftsteller doch nur ein Bruchteil des ganzen Mannes, ein wertvoller Bruchteil; aber der Politiker, der ideenreiche Reformer, der Agitator, der sich nimmer rastend für den friedlichen Fortschritt abmühte, blieb doch bedeutender, als der Schriftsteller. Das Schreiben war für ihn überhaupt kein Lebenszweck: der Dämon des Schreibtisches fesselte ihn nicht; er schrieb nur selten darum, weil er schreiben musste. Seine Individualität wusste sich auch ausser der literarischen Tätigkeit volle Geltung zu schaffen; anderseits aber war sein schriftstellerisches Talent nicht so gewaltsam und egoistisch, dass er darüber die übrigen Pflichten seiner öffentlichen Stellung vernachlässigt, oder für weniger wertvoll gehalten hätte. Auch in der späteren Zeit hatten nicht sowohl die Schriften sein Anse-

* Anton Csengery's *Gesammelte Schriften* erschienen Budapest 1884 in fünf Bänden. — Noch nicht veröffentlicht wurden die zahlreichen und wertvollen Aufzeichnungen Csengery's über die neuesten Momente in der Geschichte Ungarns, an welchen er mitgewirkt und deren Verlauf er aus eigener Erfahrung dargestellt hat. *Die Red.*

hen erhöht, vielmehr war es sein Ansehen, das seinen Worten Gewicht gab. So muss er an literarischem Ruhm und Glanz seinen Freunden, einem Szalay, Eötvös, Kemény nachstehen, denen ein productiveres Talent zuteil wurde. Der Erstere hatte sich zu einem ausgezeichneten Geschichtschreiber emporgearbeitet, der schon als solcher, den Politiker und Publicisten ganz ausser acht lassend, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; bei den Letzteren aber sind es ihre Schriften, in welchen die ganze Feinheit oder volle Tiefe ihres Wesens erst den entsprechenden Ausdruck gewinnt. Bei Csengery wäre es eine Ungerechtigkeit, den Schriftsteller vom Politiker loszulösen, um nur das zu betrachten, was er geschrieben, und nicht auch das, wie er gewirkt hat.

Seinen höchsten Ruhm bildet der hervorragende Anteil, den er an der Neugestaltung unseres politischen Lebens genommen hat: er war hier der Ratgeber, Freund, wirklich die rechte Hand Franz Deák's. Schon als Jüngling, am Anfange seiner Laufbahn betrachtete er die Politik von einem höheren Standpunkte; es war sein schätzbarstes Lebensglück, dass er in den Zeiten des Ausgleichs volle Gelegenheit bekam, diesen Standpunkt auch practisch bewähren zu können. Vielseitiges Wissen paarte sich in ihm mit dem Verständniss des Momentes und mit klarer historischer Auffassung; und wenn sonst diese letztere Eigenschaft nicht eben den activen Politiker auszeichnet, so war sie doch von wirklich practischem Werte in Zeiten, wo es sich nicht um Tagesinteressen, sondern um Cardinalfragen der Politik, um die Zukunft eines ganzen Landes, ja der ganzen Monarchie gehandelt hat. Csengery war gleichsam der arbeitsame Chef im Generalstabe Franz Deák's; auch verstand es niemand besser, Dispositionen aufzustellen, Aufklärungen zu geben, hier das Recht zu wahren, dort den Uebereifer zu zügeln. Wenn Deák's Feldherrntalent einen Gedanken gefasst hat, nahm dessen Ausführung sehr oft Csengery auf sich. Und in wichtigen Dingen war gewöhnlich Csengery die Seele der Beratung. Doch ging manchmal auch die Initiative von ihm aus. Und zwar — um allgemeiner zu reden — nicht blos in politischen Fragen, denn Csengery ist nie ein einseitiger Politiker geblieben. Sein Streben ist unentwegt auf die Hebung der nationalen Cultur gerichtet, und hierin ist auch die Einheit seiner vielseitigen, oft fragmentarischen, immer wirkungsvollen Tätigkeit zu suchen, die er auf dem Gebiete der Politik, Journalistik und Wissenschaft entfaltete. Graf Stephan Széchenyi besass die, beinahe zu krankhafter Virtuosität gesteigerte Fähigkeit, das Kleinste, Bedeutungsloseste mit der Frage der nationalen Entwickelung zu verknüpfen; etwas von diesem Geiste lebte auch in Csengery, besonders auf literarischem Gebiete, aber ohne jede Ueberreizung. Er vermochte einen ernsten Artikel über Homer in eine unschuldige Modezeitung zu schreiben, nur um seinen schöngeistigen Collegen ein Beispiel zu geben, dass man den «lieben» Leserinen eine gehaltvollere Nahrung vorsetzen müsse, als wäss-

rige Gedichte und insipide Plaudereien. Oder aber ging er unter die Theaterkritiker, legte die Stirne in ernste Falten über die Hohlheiten der französischen Boulevarddramen, und unterwies deren heimische Nachahmer, dass der Dramendichter besonders zwei Dinge vor Augen zu halten habe; er müsse Shakespeare lieben und sich nicht sowohl in den Coulissen, als im Leben umsehen. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist seine Tätigkeit als Redacteur des «*Pesti Hirlap*» von der Mitte des Jahres 1845 bis 1848. Er schrieb nicht nur die Leitartikel, er gab auch den Tagesneuigkeiten, Comitatsnachrichten, Theater- und Bücherkritiken die literarische Form. Er hielt sich — um seine Worte zu gebrauchen — für einen «Taglöhner des Fortschritts», dem nicht das Geringste bedeutungslos sein dürfe.

Schon diese Anfänge zeigen, dass ein selbstständiges literarisches Wirken nicht die Hauptambition Csengery's bildete. Seine eigentliche Schriftsteller-Laufbahn fällt darum auch in solche Zeiten, wo ihn der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten unwillkürlich zu politischer Untätigkeit verurteilte: in die 50-er Jahre bis 1861. Wollten wir die Summe seiner literarischen Tätigkeit ziehen, so können wir sagen, dass er in unserer Literatur die Vermittelung der europäischen Ideen auf sich nahm; er war gleichsam ein Berichterstatter in grossem Style, mit ausgeprägter Individualität, und zwar in Zeiten, wo der Vollblut-Patriot aus lauter Schmerz sich gerne auf das Faulbett legte, und die Wissenschaft, als etwas Kosmopolitisches in Verdacht hielt. Csengery erkannte aber in dieser Hinsicht keine nationalen Grenzpfähle; in seinem Geiste lebte ein starker Trieb nach einer allgemeinen, durch nationale Vorurteile nicht getrübten Wissenschaft. Und hier lag auch jene schöne Aufgabe, welcher sein Talent am besten gewachsen war.

Die Zustände der 50-er Jahre liessen an selbstständige wissenschaftliche Production am wenigsten denken; auch waren dazu kaum noch die Vorarbeiten getan und selbst in der reproductiven Kenntniss der europäischen Wissenschaft klafften bedeutende Lücken. Der feine Geist Csengery's erkannte vor Allem diese Lücken und indem er an seiner Selbstbildung weiterarbeitete, vermittelte er zugleich die Verbreitung europäischer Auffassung in Kunst und Wissenschaft. Wie wir sehen, verbindet sich auch hier theoretische Arbeit mit practischen Zielen. Sein Auftreten übrigens war nicht immer nach dem Geschmacke des grossen Publikums; der immer objective, ruhig würdige Csengery konnte sich in dieser Hinsicht der ironischen Bemerkung doch nicht enthalten: «Es handelt sich darum, ob wir denn eigentlich Wissenschaft brauchen? Während die Literatur anderer Völker die Totalität des Wissens umfängt, wäre es allein der magyarische Geist, der sich mit dem «kleinen Macedonien» begnügte? Wer wollte es bezweifeln, dass der Ungar sich vor allem um die Kenntniss seines Landes und seiner Geschichte zu kümmern habe; aber ein gebildetes Volk darf nicht

jenem Wilden gleichen, dessen geographische Kenntniss nur sein Jagdrevier umfasst; auch jenem Insulaner aus Otahaiti nicht, der sich rühmte, nur die Geschichte seiner Vorfahren zu kennen.» Und doch gab es damals, — von einem kleinen Kreise abgesehen, zu welchem die glänzendsten Namen unserer Literatur gehören — Schriftsteller und Gelehrte, denen Macedonien die Grenze der Welt bedeutete; und noch grösser war jenes Publikum, das den rohen Stolz des Inselbewohners teilte. Als Csengery nun die Methode der vergleichenden Sprachkunde und Mythologie auch auf vaterländische Dinge anwandte, gerieten gar Manche in Eifer über die unliebsame Störung, welche die Ruhe unserer wissenschaftlichen Entwickelung durch fremde Ideen und kritische Betrachtungen unterbrach. Aber eben deshalb bleiben die *«Studien über die Urreligion der Magyaren»* ein schönes Denkmal der schriftstellerischen Laufbahn Csengery's; ein Beispiel wissenschaftlicher Auffassung in Zeiten, die der ruhigen Betrachtung nicht günstig waren, und heute noch ein Muster einer ruhigen, jeder Kleinlichkeit abholden Kritik. Zwar müssen wir zugeben, dass Csengery kein Fachgelehrter war, nicht immer aus ersten Quellen schöpfte und oft ein bedeutendes, ausländisches Werk zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen nahm. Aber das richtige Urteil und die durch gründliches Wissen befruchtete kritische Einsicht bleibt unbestritten sein Eigen.

Uebrigens lässt sich auch auf Csengery anwenden, was einst Hegel über Schelling sagte: er machte seine Studien vor dem Publikum. Als er in den 50-er Jahren, von den Verhältnissen gezwungen, in einer hervorragenden Privat-Lehranstalt eine Lehrerstelle annahm, vertiefte er sich in geschichtliche Studien und so entstand in ihm der etwas vorschnelle Gedanke: nach wissenschaftlichen Grundsätzen, vielleicht im Sinne späterer englischer Culturhistoriker, die Geschichte der Culturentwickelung zu schreiben. Der Gedanke reifte aber nicht zur Tat; leider, auch ein zweiter nicht, den er während seiner Lehrtätigkeit gefasst hat: er wollte die politische Entwickelung Ungarns darstellen vom Auftreten Stefan Széchenyi's bis zum Freiheitskriege. Es kam nur zu wertvollen Bruchstücken, zu einzelnen Essays, in welchen er dem Publikum von seinen jeweiligen Studien berichtete. In diese Reihe gehören auch seine Aufsätze über Geschichtschreiber und Geschichtschreibung. Hier waren besonders französische Schriftsteller seine Meister: René Saint-Taillandier, Ampère, vor allem der, von Sainte-Beuve oft durchgehechelte, etwas dogmatische Gustav Planche, der Kritiker der *Revue des deux Mondes*. Csengery erschien gerne am Arme dieser Männer und verfolgte überhaupt mit reger Aufmerksamkeit die ausländischen literarischen Erscheinungen. Sein literarisches Streben verkörperte er später in der von ihm gegründeten periodischen Zeitschrift «Budapesti Szemle»; das Programm derselben, unter andern die Vermittelung fremder Literaturen mit der ungarischen, — war auch sein Programm.

Vor allem lag ihm die Förderung der ungarischen Geschichtschreibung am Herzen; und immer wieder betonte er die Notwendigkeit einer künstlerischen Behandlung derselben, die bei uns ziemlich vernachlässigt wurde. «Wie die Wortspiele unserer urgeschichtlichen Forschung, verdross mich nicht weniger auch jener Umstand, dass die Sammlung des geschichtlichen Materials mit dessen Aufarbeitung bei uns nicht gleichen Schritt hält; es gedeiht höchstens zu einer Zusammenstellung, aber zu keinem einheitlichen Werke.» Und an einem anderen Orte: «Die Wissenschaft, vor allem die Geschichte wird nur in künstlerischer Form zu wirklichem Gemeingute der Nation.» Seit diese Worte geschrieben worden, hat sich manches gebessert; und Csengery ist einer der ersten gewesen, der diesen Mangel unserer Geschichtschreibung kräftig hervorgehoben hat.

Seine Artikelreihe über Geschichtschreiber entstand in den 50-er Jahren und wieder war es Csengery, der die Bewunderung unserer Politiker für Macaulay sozusagen eingebürgert hat. Nach seiner Meinung ist der grosse englische Schriftsteller zugleich der vollkommenste Geschichtschreiber; keiner verbindet mit tiefer Einsicht in das Walten geschichtlicher Mächte eine so grosse künstlerische Kraft. Macaulay's Buch stand damals im Zenithe seiner Wirkung; seit den Wawerley-novels von Walter Scott war kein geleseneres, bewunderteres Werk als seine «Geschichte Englands». Bei Csengery und den ungarischen Politikern kam noch ein eigener Umstand hinzu; sie fanden das Buch in jenen Jahren der Reaction beinahe «actuell». Die Frage warum die englische Revolution gelang? hat, nach Csengery, am besten Macaulay gelöst. Ein denkender Kopf konnte nun zwischen den Zeilen auch das herauslesen, warum die ungarische misslingen musste. Die mit anziehender Leichtigkeit, gefälliger Breite geschriebenen, oft ins Allgemeine gehenden Reflexionen Macaulay's liessen sich wirklich auf verschiedene Verhältnisse anwenden; das Werk konnte zugleich als ein Breviarium constitutioneller Gedanken gelesen werden. Die ganze politische Laufbahn Csengery's war ein Kampf um den Parlamentarismus; es ist also kein Wunder, dass er vor allen jenen Historiker ins Herz schloss, in dessen Werk dieser Kampf in einer Reihe glänzender Gemälde geschildert ist. Und wenn wir uns noch den Styl Macaulay's vergegenwärtigen, welcher durch seine Raisonnements dem nüchternen Verstand ebenso zusagt, wie durch seine Antithesen und seine lebendige Färbung der Phantasie, — so können wir uns diese Vorliebe Csengery's ganz gut erklären, der gegenüber er jede Kritik schweigen liess. Aus dieser Vorliebe aber lässt sich der etwas enge Massstab begreifen, den Csengery auf Ranke anwendet. Ranke bleibt, nach Csengery, trotz aller Vorzüge, doch immer lückenhaft, kalt, und er fühlt in der Geschichte jene «Inponderabilien» nicht, ohne welche «keine Geschichtsdarstellung eine wirklich nationale Bedeutung haben könne»; auch lässt er jene höheren politischen, ethischen und philosophischen Gesichtspunkte vermissen, «die

das Herz erwärmen, die Seele erheben»; Ranke ist vor allem fragmentarisch und seinen Werken fehlt der grosse Zug einer einheitlichen Composition.

Es ist nicht zu leugnen, dass bei Ranke die breiten Schilderungen fehlen; die sinnliche Kraft seiner Erzählung ist geringer, als bei Macaulay; von den sogenannten dankbaren Partien seiner Aufgabe wendet er sich vornehm, beinahe ängstlich ab. Aber ein Meister historischer Composition bleibt er darum immer. Wir meinen damit, dass bei ihm jedes Ereigniss im Lichte vorherrschender historischer Tendenzen und Ideen erscheint, die dem geschilderten Zeitalter erst den richtigen Sinn und Bedeutung geben. Die Einheit der Composition darf man also hier nicht in der breiten, künstlerisch gruppirten Erzählung der Tatsachen suchen, sondern in den behandelten geschichtlichen Ideen, die sich nach Zeiten und Völkern ändern, weil sie sich entwickeln. In dieser Hinsicht aber hat seine Composition ein so festes Gefüge, dass wir diese geistigen Beziehungen nirgends vermissen. Für die Phantasie hat diese geschichtliche Betrachtungsweise unzweifelhaft etwas Fragmentarisches; die Blässe des Gedankens überzieht die farbige Hülle der Geschehnisse; sie werden aus ihrer sinnlichen Breite gleichsam herausgehoben, in eine ideale Sphäre versetzt und als «Momente im Entwickelungsgange der geschichtlichen Idee» betrachtet. Es liegt im Wesen der Sache, dass man von dem Meister in der Darstellung geschichtlicher Beziehungen die dramatische Lebendigkeit und persönliche Parteinahme eines Macaulay nicht fordern kann und darf. Ebenso wenig stichhältig scheint uns der Einwurf, dass Ranke jene höheren politischen und philosophischen Gesichtspunkte vermissen lasse, «welche das Herz erwärmen, die Seele erheben.» Wenn ein Historiker die hohe Kunst besitzt, in den mannigfaltigen Ereignissen eines Zeitalters, in der Politik einzelner Mächtigen, wie ganzer Parteien, in dem scheinbar willkürlichen Spiele menschlicher Leidenschaften den Faden der Notwendigkeit aufweisen zu können; wenn er es dann im Geiste des Lesers zur Klarheit bringt, dass diese Notwendigkeit kein blindes Schicksal ist, sondern eine geschichtliche Idee, die sich aus den Ereignissen unaufhaltsam herauswebt: dann, glauben wir, hat ein solcher Historiker die Geschichte in «höchstem» philosophischen Sinne dargestellt. Auch wir können, Csengery nachahmend, ausrufen: «Nennt uns einen Geschichtschreiber, bei welchem dieser Sinn schärfer und zugleich feiner ausgeprägt wäre?» Freilich, ein Moralist ist Ranke nicht, auch kein Parteimann; es fehlt ihm dazu das einengende politische Pathos. Aber der Historiker soll ja auch nicht die Kategorien des tätigen Menchen auf die Geschichte anwenden; er muss über den Parteien stehen, weil er sie alle zu erklären hat. Und um die Hauptsache nicht zu vergessen: die Wurzel dieser ruhigen, umfassenden Betrachtung ist bei Ranke keineswegs im Mangel an Gesinnung und Ueberzeugung zu suchen, wie man früher öfters behauptete; bei ihm entspringt die Ruhe und Parteilosigkeit seiner geschichtlichen Anschauungen aus pan-

theistischer Tiefe; ihm ist der Kampf geschichtlicher Mächte ein göttliches Schauspiel, dessen Verständniss durch Einmischung noch so ehrenwerter Sympathien oder Antipathien nur getrübt würde. Aus derselben Quelle entspringt ihm auch sein hoher und zugleich milder Sinn in der Betrachtung menschlicher Leidenschaften. Diese Auffassung mag nun «erhabene» Gesichtspunkte vernachlässigen, doch dringt sie tief in das Verständniss geschichtlicher Dinge. Aber unstreitig entspricht sie weniger dem Politiker, als dem sinnig anschauenden Geiste.

Wenden wir uns nun wieder zu Csengery, und zwar zu jenem seiner Werke, das seinen schriftstellerischen Ruf eigentlich begründen half; ich meine seine historischen Charakterstudien, die im Jahre 1851 im Buche «*Ungarische Redner und Staatsmänner*» erschienen sind. Csengery und B. Sigmund Kemény arbeiteten zusammen in das Sammelwerk; und manchmal glaubt man wirklich aus seinen Studien die Art des Letzteren herauszufühlen. Wir wollen nur an die Einleitung erinnern, welche die Charakteristik Szentkirályi's, eines Politikers der vorrevolutionären Zeit, eröffnet. Wir erblicken die etwas schmächtige, gebeugte, ältliche Gestalt des Mannes in dem Secirsaal der Universität inmitten junger Mediciner. «Was führte den Mann an diesen Ort? Ist denn aus seinem ausgetrockneten Gehirn alle Phantasie und jede Reizbarkeit entflohen? Gehört er unter die «trockenen Schleicher», oder steckt in ihm etwas Faustisches, ein nimmer rastender Wissensdrang? Oder hat ihn, einen neuen Hamlet, der Ekel an jedem Genuss hieher getrieben? Er ist vielleicht ein Kranker, der gegen den Lebensüberdruss diese sonderbare Zerstreuung sucht? Oder will er sich von den Gespenstern schiffbrüchiger Hoffnungen befreien, wähnend, dass er aus der Erinnerung Altes tilgen und Neues hineinschreiben könne, wie Schulknaben auf ihre Tafel?» — Das ist ganz die Art Keménys, wenn er Gefühle zerfasert. Doch ist eine solche Aehnlichkeit nur selten, und in keinem andern Werke sind die eigentümlichen Vorzüge Csengerys so augenfällig, wie in diesen Studien. Es handelt sich hier nicht blos um schriftstellerische Vorzüge, sondern um die ganze Geistesart des Mannes. Wirklich gab es damals nur Wenige, die von den Männern der kaum noch abgelaufenen Epoche so objective Schilderungen hätten entwerfen können. Wie schief, wie kleinlich, voll verletzten Selbstgefühls sind z. B. die Aufzeichnungen von Bartholomäus Szemere! Die jüngste Vergangenheit zeichnet sich in seinem Geiste wie in einem Hohlspiegel; es verzerren sich darin Menschen und Geschichte. Csengery nahm schon vermöge seiner privaten Verhältnisse einen günstigeren Standpunkt ein: er ist, während die Wogen der politischen Leidenschaft die Dämme einrissen, bis ans Ende ein kritisch-abwägender, skeptischer Zuschauer geblieben, und auch als Journalist befasste er sich mehr mit der theoretischen Klärung politischer Fragen, als mit praktischer Politik. «Die Bezugnahme auf ideale Interessen — sagte Csengery später in

einer akademischen Rede — ist dem wahren Politiker ebenso unerlässlich, wie die reine Geometrie dem Mechaniker.» Und Csengery befasste sich in der Politik, auch während des Freiheitskrieges, mit dieser reinen Geometrie, jedenfalls blieb er weit abseits vom Tummelplatze politischer Ambition und selbstsüchtiger Leidenschaften. Seinen ruhigen, nach allgemeinen Gesichtspunkten trachtenden Geist verdunkelten nicht einen Augenblick lang die trüben Dünste egoistischer Eingebungen. Mit geschultem Verstand und freier Seele, «ohne Illusion, aber auch ohne Verzweiflung» konnte er auf die jüngste Vergangenheit seines Vaterlandes blicken und der Ablauf und das richtige Ziel unserer politischen Kämpfe stand klar vor ihm, wie ein algebraisches Problem vor dem Mathematiker. Mit der Ruhe Spinoza's wägt er unsere Verhältnisse ab; weist darauf hin, wie weit bis zum Jahre 1848 das politische Reformwerk gediehen sei, und belehrt uns zugleich zwischen den Zeilen, wo man den Faden wieder aufnehmen müsse, wenn die besseren Zeiten kämen.

Mit solchen seelischen Anlagen schrieb Csengery seine Charakteristiken. Einige sind breiter behandelt, so z. B. diejenige von Bartholomäus Szemere, sie hat aber, trotz individueller Züge, mehr von einer geistreichen psychologischen Construction an sich, als einer lebenswahren Charakteristik. Doch fehlt es nicht an feinen, eindringenden Bemerkungen. Csengery erblickt schon im vorrevolutionären Szemere einen Keim gegensätzlicher Eigenschaften, das Problematische, welches sich unter den Verhältnissen der Emigration immer stärker entwickelte. «Szemere will ein anderer Mensch sein, als für welchen er geboren zu sein scheint. Trachtet nach Objectivität und ist sentimental. Bei lebendigem, feurigem, leidenschaftlichem Temperamente will er sich einen ruhigen, kalten, selbstbeherrschenden Charakter anerziehen.» Nach der Revolution warf Szemere den Panzer von seiner Seele ab, und seine Memoiren zeigen die vielen Wunden, aus welchen sie blutete. Jene selbstbeherrschende Kraft, von welcher Csengery spricht, wurde in den traurigen Jahren des Exils wie abgewetzt.

Ein anderes Porträt aber, dasjenige Szentkirályi's, zeichnet sich dadurch aus, dass es dem Leser gleichsam mit deductiver Kraft einleuchtend macht, wie selbst ein hervorragendes Talent durch fehlerhafte Mischung seiner Elemente machtlos und unfruchtbar bleiben könne. Als Summe des Lebens bleibt dann «das Selbstbewusstsein der Schwäche» und einsamer Stolz. Mit der Macht einer logischen Folgerung wirkt dann das Schlusswort der Charakteristik: «Es bleibt dem Manne nichts übrig, als Zerstreuung zu suchen im Secir-Saale, wie er früher im Lager an der unteren Donau Zerstreuung gesucht hat.» Csengery zeichnet hier einen — in mancher Hinsicht — dem seinigen gegensätzlichen Charakter; einen Mann, dessen skeptischer Verstand grösser ist, als seine Probleme lösende Denkkraft und seine Willensausdauer. Als hätte er den Gegensatz instinctiv gefühlt,

ist die Zeichnung eine der schärfsten, in ihrer objectiven Ruhe beinahe grausam.

Seine Porträts sind übrigens vor allem politischer Natur. Als Grundlage zur Charakteristik dient die politische Rolle, welche die Betreffenden gespielt haben; die individuellen Details sind nur geschickt angebrachte Lichter, um dem Bilde lebendigere Farbe zu verleihen. Im Vordergrunde steht gewöhnlich die kurze Darstellung einer wichtigen Frage der damaligen Reformbewegung oder der damaligen Parteikämpfe, für deren Lösung das Auftreten seines Helden von ausschlaggebender Bedeutung war. So z. Beispiel die Frage der Vertretung der königl. Freistädte im Reichstage bei Ladislaus Szalay, oder die damals wichtige Frage der Städteordnung bei Szentkirályi. Eine für Csengery's Plan glückliche Methode. Denn in den Reformkämpfen jener Tage blieben die speciellen Fragen nicht lange in ihrer Vereinzelung; ein Rattenkönig anderer tauchte hinter jeder bedeutenderen hervor, von deren ineinandergreifender Lösung das Schicksal der massvollen politischen Entwickelung abzuhängen schien. Wenn uns nun Csengery schildert, wie dieser oder jener Redner oder Staatsmann die schwierigsten Fragen auffasste; wie und in welcher Verkettung er sie zu lösen versuchte: so bekommen wir dadurch den geeignetesten Massstab an die Hand, an welchem wir das politische Temperament oder die staatsmännische Einsicht des Betreffenden am richtigsten beurteilen können. Dieses Vorgehen hat auch in schriftstellerischer Hinsicht seine Vorzüge: die Aufmerksamkeit des Lesers wendet sich sogleich auf eine concrete Frage und die politische Bedeutung der geschilderten Persönlichkeit steht in scharfen Umrissen vor seinem Geiste. Die Porträts Csengery's sind übrigens nicht alle in gleicher Weise ausgeführt; ihre Manier wechselt nach der Art des zu Schildernden. Bei Szalay z. B., welcher sich nicht gerne auf dem Forum herumtummelte, sondern ein einfacher Bürger und ruhiger Gelehrter war, bilden Citate aus seinen Briefen, Werken und seltenen Reichstagsreden den Ausgangspunkt der Charakteristik; das Porträt entsteht so gleichsam aus sich selbst heraus. Bei Anderen führt Csengery einen breiteren Pinsel und zeichnet eingehender die Art und Weise des Redners, sein Auftreten und dessen Wirkung etc., bei Anderen wieder verweilt er gerne auch bei den individuelleren Zügen.

Doch so wertvoll und mannigfaltig einzeln genommen, diese Charakteristiken auch sein mögen, in ihrer Gesammtheit verdoppelt sich noch ihr Wert. Wir besitzen in ihnen die klare Schilderung der politischen Kämpfe der 40-er Jahre; wir lernen aus ihnen ihr Ziel und ihre Bedeutung erkennen. Wir haben noch immer kein Buch, welches Csengery's Arbeit ersetzen könnte. Aber eben dieses objectiven Wertes wegen konnten diese Charakteristiken in den Zeiten ihres Erscheinens gar nicht populär werden. Wir brauchten damals viel, viel patriotischen Schmerz, aber keine ruhige Betrachtung. Doch auch heute werden sie noch zu wenig gelesen; es ist eine trau-

rige Sache, dass bei uns selbst die besseren Werke nicht sowohl von dem Publikum, als von der «Allverschlingerin», der Zeit, consumirt werden.

Den Charakteristiken reiht sich noch ein Essay über Kossuth an (1850) und die Denkrede über Franz Deák. In der Anlage sind es verschiedene Arbeiten. Während die Rede sich auch auf die politische Geschichte der Zeit vor 1848 ausbreitet, beschränkt sich das Essay über Kossuth blos auf die Charakteristik des Redners, kaum dass es die politischen Verhältnisse im Fluge berührt. Uebrigens ist das letztere Werk eine ausgezeichnete Studie, und auch durch den Umstand interessant, dass der Verfasser, der kein Aederchen revolutionären Blutes in sich hatte, darin von einem Manne spricht, dessen Talent erst im Fieber der Revolution sich voll entfaltete und zur Macht gedieh. Man könnte sich keinen sprechenderen Gegensatz denken. Jener will im Kampfe der Parteien durch die Macht logischer Argumente wirken; dieser hingegen den Leidenschaften die Fessel lösen; jener zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen persönlicher Ambition und dem Schicksal des Vaterlandes; dieser hingegen hat Grund zu glauben, — nein, er ist davon wie von einer fixen Idee erfüllt dass in seinem Wirken beides in eins verflochten sei. Jener wägt den Goldwert der Ideen und ist bedächtig in deren Verknüpfung; dieser spielt mit ihnen, durchfliegt sie gleichsam und schöpft nur ihren Schaum ab. Der eine verscheucht die Trugbilder der Phantasie und sucht mit gefurchter Stirn und etwas schwermütigem Sinn das Verständige selbst im Sturme der Revolution; der andere wirft sich wie ein Liebender den Leidenschaften in die Arme und seine Phantasie führt ihn aus den engen Grenzen der Municipal-Autonomie bis in die Gefilde der Weltfreiheit, die er, ein zweiter Rienzi, kurz vor seinem Sturze in Szegedin feierlichst proclamirte. Mit einem Worte: es spricht hier ein politischer Denker von einem phantasiereichen Agitator, ein analytischer Geist von einem «grossen Träumer.» Kein Wunder, dass er den Traum verflüchtigt und die Züge des aus den Wolken gefallenen Euphorion mit dem kühlen Interesse und dem scharfen Aufmerken einer gegensätzlichen Natur hinzeichnet.

Aber «wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein», könnte man mit Faust ausrufen, wenn wir Csengery's Rede über Franz Deák lesen. In diesem Werke hat Csengery nicht nur Franz Deák, sondern auch sich ein würdiges literarisches Denkmal errichtet. Die Ruhe des Gedankens durchdringt bei ihm nirgends so viel unwillkürliche Wärme, als hier. Aber die Würze des *Esprit*, den geistreichen Glanz, die einschmeichelnde Mannigfaltigkeit des Styls dürfen wir in diesem Essay darum nicht suchen; Csengery schwebte viel mehr der Marmor des Bildhauers vor, als die Farben des Malers. Was ihn vor allem ergreift, ist die Würde des Gegenstandes; und eben diese Würde ist es, die er in seinen Sätzen wiederspiegeln will. Er meidet jedes leichte Wort, jede lebhaftere Verzierung. Und wirklich gehört eine kleinere

Kunst dazu, die buschigen Augenbrauen Franz Deák's noch stärker hervortreten zu lassen, als den Umriss der ganzen Gestalt in klaren und edlen Linien zu zeichnen. Csengery strebte nach dem letzteren Ziel, wobei ihm sein kerniger, sentenziöser Styl sehr zu statten kam. Einen weiteren Vorzug des Essays bildet die gedrängte und doch lichtvolle Schilderung der politischen Verhältnisse, wie sie sich seit dem Auftreten Franz Deák's entwickelten; so wird man es am besten begreifen können, in welchem Geiste Deák in sie eingriff. Es wird uns allmählig wie mit den Händen greifbar, dass sein Leben ein fortwährender Kampf ums Recht war, so dass sich in ihm gleichsam das Rechtsbewusstsein der Nation verkörperte; das Verhalten Deák's, gleich entfernt vom Schwanken der Kleinmütigen, wie von der Hast der Leidenschaftlichen, war der Compass, nach dem sich die Besten richteten. Aber dafür wurde ihm auch ein seltenes Los zuteil. Er konnte bis an sein Ende einfacher Bürger bleiben, und besass doch eine grössere, in ihren Wirkungen dauerndere Macht, als irgendein Dictator. Die Denkrede aber giebt nicht nur die allgemeinen Züge der Gestalt wieder; sie schildert auch den Privatmann, wie er sich gehen liess. Es bietet sich dafür besonders gegen das Ende zu Gelegenheit, wo Csengery in seiner Schilderung zu den Zeiten der Reaction gelangt. Nun kann sich die Aufmerksamkeit des Lesers ganz der Persönlichkeit Deák's zuwenden, wie sich ihr damals die Aufmerksamkeit jedes Ungars zuwendete, als man in der ruhig dahinwandelnden Gestalt Deák's der Willkür gegenüber gleichsam einen lebendigen Protest des Rechtsgefühls und der Vernunft erblickte. Unter anderm erzählt von ihm Csengery, dass er die schlauen Menschen nicht leiden konnte; wie Palmerston, hielt er sie für nicht genug vernünftig. Deák war bedächtig, wie es seine defensive Stellung gegen Oesterreich mit sich brachte; doch bleibt seiner langen staatsmännischen Laufbahn der schöne Ruhm, dass er den grössten Schaden in der Reihe seiner Gegner immer durch seine grossartige Offenheit verursachen konnte. Unter den heutigen Staatsmännern urteilt Bismarck gleicherweise über die schlauen Menschen; der Unterschied liegt nur darin, dass er für seinen Teil die Schlauheit als Waffe zu gebrauchen nicht verschmäht. Dem Fuchs gegenüber spielt auch er oft die Rolle eines Fuchses; und der wirkliche nimmt es zu seinem Schaden gewöhnlich erst zu spät wahr, dass er es eigentlich mit keinem Reineke, sondern mit einem gefährlich gescheidten Menschen zu tun hatte.

Doch wird es Zeit, dass wir uns zu Csengery selbst zurückwenden. Seit dem Wiederanbruch des politischen Lebens setzte er sich ausser dieser Denkrede, die trotz ihrer Gedrängtheit beinahe zu einem Buche wurde, keine grössere literarische Aufgabe mehr; es tritt in ihm der Politiker in den Vordergrund, welcher durch Ideen und Taten in allen Zweigen der öffentlichen Angelegenheiten grossen Einfluss ausübte. Was seine gesammelten Werke aus dieser Periode enthalten, sind Rechenschaftsberichte, Reichstagsreden,

Anträge, die sich auf nationalökonomische Dinge bezogen und dergleichen mehr. Und hier müssten wir es zu zeichnen versuchen, was Csengery zur Hebung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders aber in Sachen des Unterrichtswesens alles gethan hat; wie er bis zum letzten Augenblick ein Politiker blieb, den kleinliche Ambitionen nicht fesselten und dessen Stolz es war, unabhängig und unausgesetzt dem Vaterlande zu dienen. Csengery war das Muster eines echten Parlamentariers und zwar aus der goldenen Zeit des Parlamentarismus; ich glaube, Guizot musste in den jungen Jahren Csengery's sein Ideal gewesen sein. Er vertrat die Principien des Liberalismus — die heute Manches von ihrem schönen Glanz eingebüsst haben — mit Würde und tiefer Kenntniss des Staatslebens, ohne Voreingenommenheit. Seine Lage hatte nur insoferne etwas ausnahmsweises, dass Csengery seinen grossen Einfluss nicht sowohl durch sein öffentliches Auftreten errang, — denn ein Redner war er nicht, und wollte auch keiner sein — sondern durch sein reiches Wissen und seinen unabhängigen Charakter. Er wurde auf diese Weise mächtiger, als mancher Minister, und hatte im Parlamente neben den sich schnell abnützenden Ministerfauteils seine beständige *Sella curulis.* Sein Wort war ausschlaggebend, und wenn er sprach, hörte man ihm mit voller Aufmerksamkeit zu. Seine Art war ruhig, gemessen, einfach und würdig. Selbst wenn er unvorbereitet sprach, entschlüpfte seinen Lippen keine banale Phrase; immer verbreitete er Licht über die verschiedensten Seiten einer Frage, denn niemand kannte den Stand derselben besser, als er; es standen ihm die allgemeinen Gesichtspunkte ebenso zu Gebote, wie die Einzelheiten derselben. Es ist z. B. auch heute noch von Interesse, die Rede zu lesen, welche er bei den Verhandlungen über das Unterrichtsbudget gehalten hat. Man kann es mit Händen greifen, dass die vielen beifälligen Zwischenrufe der aufhorchenden Abgeordneten ebenso viele Dankesworte sind für das plötzliche Lichtlein, das jene Rede in ihrem Geiste anzündete. Sie ist orientirend, beleuchtend, fasst die Einzelheiten der Frage in einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammen. Die Zuhörer erliessen Csengery gerne allen rhetorischen Aufputz, weil sie in seinen Reden alles das fanden, was sie bei den sogenannten Rednern oft umsonst suchten: breite Uebersicht über den Gegenstand, ruhiges Urteil, Belehrung. Vielen Landesvätern wurde so der Segen des unentgeltlichen Unterrichtes zuteil und die Reden Csengery's sind wirklich eher Beispiele der politischen Pädagogie, als der rhetorischen Kunst.

Zum Redner besass Csengery weder den Ton, noch den leichten oder pompösen Flug der Phantasie, kein Pathos, überhaupt kein Tröpfchen Theaterblutes. Und — um uns wieder zum Schriftsteller zu wenden — auch in seinem Styl zeigt sich vor allem die Kunst des klaren Denkens. Csengery erläutert, will durch Gründe wirken; liebt die Axiome und vor allem den richtigen, markigen Ausdruck für das, was er erkannt hat und mitteilen

will. Bilder sind selten; er sucht die Wirkung in der männlichen Kraft des Denkens. Die spärlichen Ornamente seines Styls lassen die classische Schule erraten: oft nimmt der Gedanke die ciceronianische Form einer sonoren Frage an; dann folgt wieder ein lapidarer Satz in der Weise des Tacitus. Statt der bunten Einfälle der Phantasie haben wir bei ihm eine Art logischer Rhetorik. Doch ist diese Rhetorik etwas eintönig; sie will auch dort mit Golde zahlen, wo das Kleingeld genügte. An der Seite der Kraft erscheint hier die Starrheit. Zwischen seinen Leitartikeln, kleinen Notizen, hingeworfenen Bemerkungen, Kritiken ist beinahe gar kein Stylunterschied. Seine Zeitungsartikel sind ebensoviele logische Exposés *en miniature*. Diese Einförmigkeit wird besonders dort auffallend, wo Csengery über ästhetische Dinge schreibt. Er war voll Empfänglichkeit für die Dichtung; doch liebte er es ebensosehr, fremden Urteilen nachzugehen, als den eigenen Eindrücken zu folgen. In seinen Kritiken überhaupt ist viel Ernst, weniger Leichtigkeit; es fehlt ihnen der ästhetische Schmelz. Der Styl Csengery's ist ernst, wie sein öffentliches Auftreten ernst und in sich gekehrt war. Seine Schreibweise kennt kein Lächeln, kein unschuldiges Spiel; vom Gefühle nur selten gehoben, durch Phantasie selten beflügelt, ist sie vor allem gut disciplinirt. Ich könnte den Gedanken nicht besser ausdrücken, als mit den folgenden Worten Wilhelm Grimm's: «Mir ist Alles, was ohne Ernst getrieben wird, allzeit von Grund der Seele zuwider gewesen, und doch, aus einer Caprice meiner Natur, habe ich allzeit Lust empfunden das Ernsthafteste, was ich mir ausgedacht, in einem halben Scherz auszudrücken, so wie es mir immer vorkam, als müsste ich einem ernsten Gespräch durch eine scherzhafte Wendung hier und da, sozusagen, Luft machen, damit es bestehen und fortdauern könne.» Eben diese Caprice schien dem Ernste Csengery's zu fehlen, die Unmittelbarkeit des ästhetischen Gefühls liess er in seinen Schriften nicht zu Worte kommen.

Doch hat sein Styl eine starke individuelle Färbung; ein gebildeter und vielseitiger Verstand, Ueberzeugung und gründliches Urteil spricht aus ihm. In dieser Hinsicht ist der Styl Csengery's er selbst. Er schrieb schon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling ganz in derselben Weise, wie später der gereifte Mann, und Csengery ist wirklich am Ausgangspunkte seiner Laufbahn ebenso Meister über sich selbst, wie an deren Ende. Man kann bei ihm nur in sehr beschränktem Sinne von inneren Wandlungen sprechen. Seine Seele war momentanen Eindrücken nie zugänglich; die Dialektik der Leidenschaften hatte keine Macht über sie, darum blieb sie auch ohne den Glanz, aber auch ohne die Gefahren der ästhetischen Bestimmbarkeit. Vor dem nüchternen Verstande Csengery's zerflossen die Phantome der Einbildung; er blieb eher kalt, als hingerissen oder überschwänglich. Mit modernem Geiste ist er zum römischen Senator geboren, dessen Lebensaufgabe es war, an der «salus reipublicæ» mitzuwirken. Er gehörte übrigens zu den

glücklichen Menschen, die in sich mit keinen seelischen Gegensätzen zu kämpfen haben und die Erbschaft der Väter nicht «sub beneficio inventarii» zu erheben brauchen. Was er von hier aus erhielt, war protestantische Einfachheit, starker Verstand und tätige Vaterlandsliebe. Seinem Geiste fehlte auch das Element der Tiefe nicht; seine Ueberzeugungen wurzelten nicht blos im Verstande, sie umfassten sein ganzes Inneres. Und wenn er bei jedem Gegenstande mit ganzer Seele war, nahm er doch keine Aufgabe ernster, als die des Politikers. Nicht sowohl auf Bartholomäus Szemere, sondern auf ihn selbst passt die Schilderung, wenn er schreibt: «Sein Leben und seine politische Laufbahn decken sich gegenseitig. Da er die Politik für eine wichtige und schwierige Sache ansah, brüstete er sich nicht mit ewigen Anträgen, noch spielte er leichtsinnig mit den Ideen. Er fühlte die Heiligkeit des Berufes, in das Schicksal des Vaterlandes bestimmend einzugreifen. Bei ihm war es wirklich ein Beruf, wie es Beruf war, welcher die alten Seher und Profeten trieb. Nur Wenige haben diese Anschauung, und daher stammt der schreckliche Unterschied zwischen Szemere und Anderen. Was bei anderen blosse Rolle, Tagesarbeit ist, ist ihm heilige Pflicht. Der ihn nicht von dieser Seite auffasste, hat ihn nicht genau gekannt und nicht nach Gebühr gewürdigt.»

Csengery liebte die farbigen Beiwörter nicht; noch weniger die grosssprecherischen. Im Obigen spricht er aber von dem *schrecklichen* Unterschied, welcher zwischen dem Tagespolitiker und einem solchen besteht, dem die Gesetzgebung wirklicher Beruf ist. Csengery fühlte wirklich diesen schrecklichen Unterschied. Kein Wunder, dass er sich zum Freunde und Vertrauten Deák's emporgehoben hat.

EUGEN PÉTERFY.

DAS ALTE UNGARN.*

Die ungarische Nation hatte in den Türkenkriegen so viel Blut verloren, dass sie ihre ehemalige Kraft nicht wieder zu erlangen vermochte. Sie ward von dem grössten Unglück betroffen: sie wurde eine unterdrückte Nation. Zwar lodert in der Seele der Nation die Sehnsucht immer und immer wieder empor, ihre Selbstständigkeit wieder zu gewinnen; sie führt blutige Kämpfe gegen das Herrscherhaus, welches sie mit dem Reiche verschmelzen will. Im XVII. Jahrhundert war die Erinnerung an die staatliche Selbstständigkeit und Grösse Ungarns noch lebendiger. Die Nation leitete von der

* Das Original dieses Capitels aus einem demnächst erscheinenden grösseren Werke des Herrn Verfassers erschien im März-Hefte der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue.) Die Red.

Macht und Herrlichkeit der Vergangenheit die Berechtigung ab, ihre Unabhängigkeit zurückzufordern, allein sie hatte nicht mehr die Kraft von ehedem, um dieselbe auch wieder zu erringen. Die grossen Aspirationen des Zeitalters der Rákóczy werden nicht verwirklicht. Der letzte grosse Kampf der Nation nimmt ein trauriges Ende. Im Szathmárer Frieden (1711) ergibt sich eine erschöpfte, resignirende Nation dem bösen Geschicke, da sie verzweifelnd einsieht, dass jeder Kampf gegen dasselbe vergeblich wäre.

Mit dem Friedensschlusse von Szathmár beginnt die unrühmlichste Periode der Geschichte der ungarischen Nation und dauert dann länger als ein Jahrhundert hindurch an. Unsere Geschichtschreiber, mögen sie nun politische oder literarische Zustände schildern, nennen diesen Zeitraum einstimmig eine Periode des Niederganges, der Entnationalisirung und gebrauchen zur Charakterisirung derselben die schärfsten Ausdrücke. Sie sprechen von der Schmach unserer Vorfahren, von der Erniedrigung der Nation; und in der Tat sehen wir in dieser Periode den nationalen Geist immer mehr und mehr erschlaffen und dem völligen Erlöschen nahe. Das Leben der Nation schrumpft mehr und mehr auf einen immer engeren Kreis zusammen. Sie nimmt keinen Anteil an der Bewegung der europäischen Ideen; die erfrischenden, verjüngenden Strömungen derselben durchdringen sie nicht und üben keine umgestaltende Wirkung auf ihre Weltanschauung und ihre Institutionen; sie hat keine allgemein humanistischen, ja selbst keine nationalen Ideale; sie ist sich selber entfremdet, vergisst sogar ihre Sprache, sie fühlt nicht mehr die Verletzung ihrer nationalen Interessen und strebt die Verwirklichung ihrer Lebensziele nicht mehr an. Sie schrumpft allmälig zusammen und geht in Erstarrung über. Zutreffend charakterisirt diese Periode Paul Gyulai, indem er von derselben schreibt: «Die Entsetzen erregende Ode Berzsenyi's passt auf diese Periode bis zum letzten Buchstaben. Der schwerste aller Schläge hatte uns getroffen; unser Geist agonisirte, wir hatten unser Selbstgefühl verloren, unserer Würde vergessen, wir waren erniedrigt. In dieser erschöpften und ohnmächtigen Zeit hatte das Gemüt seine Erhabenheit, die Seele ihre Tatkraft, der Charakter seine Elastizität, der Patriotismus nicht nur das Gefühl, sondern selbst den Begriff seiner Pflicht verloren. Das öffentliche Leben war ein grosser Friedhof geworden, auf welchem wir Tag für Tag je ein Recht, je eine Hoffnung und eine ganze Zukunft zu Grabe trugen. Die nationale Kraft, der öffentliche Geist, die gestaltenden Ideen, alles war gelähmt oder erstorben. Und indem die Auflösung in den Kreisen der Verfassung und der Gesellschaft ihre Kraft entfaltete, griff sie auch die Nationalität an. Unsere Sprache wurde aus den höheren Kreisen allmälig verdrängt. Die historischen grossen Familien, fast die ganze Aristokratie, verleugneten ihre Vergangenheit und begannen auch die übrigen Classen zu verleiten. Die Literatur war wie erstorben. . . . Wir lebten nur mehr dem Namen nach und waren keine Nation. . . . Es harrte

unser der schmachvollste Tod, der eine Nation ereilen kann: die völlige Entartung, der Tod des Selbstmordes.»

Und welches waren die Ursachen, die diese traurige Periode hervorgerufen hatten?

Es würde nicht von historischer Auffassung zeugen, wenn Jemand den Niedergang der Nation in dieser Periode einzig und allein der Lässigkeit, der engherzigen Selbstsucht der die Nation repräsentirenden Classe, des Adels, und dem starren Festhalten desselben an seinen Privilegien zuschreiben wollte. Wenn der Einzelne unrichtig handelt, mag das der Ausfluss der Laune, momentaner Erregung, eines niedrigen Motives sein; aber allgemeine, auf ganze Classen sich erstreckende Erscheinungen, die im Leben der Nationen vorkommen, können nur die Folgen grosser, mit unwiderstehlichem Zwange wirkender Ursachen sein.

Und diese grossen Ursachen waren in der Tat vorhanden.

Das zwischen dem fremden Herrscherhause und den Erbländern einerseits und Ungarn anderseits bestehende Verhältniss; die Natur der ständischen Verfassung; und endlich die ungünstige wirtschaftliche und soziale Gestaltung des Landes in der Vergangenheit erklären Alles, was nachmals erfolgte.

I.

Zu den Zeiten der Fürsten von Siebenbürgen und Franz Rákoczy's II. gab es noch ungarische Staatsmänner, Diplomaten und Heerführer. Sie regierten die Lande selbstständig, den Interessen derselben gemäss; sie befehligten ungarische Armeen und kämpften für ihre eigenen Zwecke; sie kannten die Lage Europa's und das Verhältniss der einzelnen Mächte zu einander; sie schliessen Bündnisse und rechnen mit der Haltung und den Interessen dieser Mächte, denn all das ist von grossem Einflusse auf das Schicksal ihres eigenen Landes.

Mit dem Jahre 1711 ist das Alles vorbei. Auf dem Territorium Ungarns gibt es kein Gebiet, welches der Schauplatz selbstständigen ungarischen Lebens sein und in den unter der Herrschaft der Habsburger vegetirenden Landesteilen den Geist und die Hoffnungen der Nation wach erhalten könnte. Im Jahre 1723 knüpft sich die Verbindung zwischen Ungarn und Oesterreich noch enger. Die Politik des Herrscherhauses feiert einen vollständigen Triumph über Ungarn. In unseren Gesetzen und in den mit dem Herrscherhause geschlossenen Verträgen ist Ungarn noch ein unabhängiges, selbstständiges, nicht nach Art der Erblande zu regierendes Land. Allein wie immer auch unsere Gesetze die Sache bemänteln mögen, de facto ist Ungarn dennoch bereits ein Teil eines grösseren Ganzen, der habsburgischen Monarchie, mit welcher es durch die Gemeinsamkeit der Dynastie in untrennbare Verbindung kommt; es ist kein selbstständiger, seinen eigenen

Interessen gemäss regierter Staat mehr. Seit dem Szathmárer Frieden herrscht und regiert kein Ungar mehr in Ungarn, kein Ungar vertragt und verhandelt mit den europäischen Mächten in Krieg und in Frieden, kein Ungar führt ein ungarisches Heer zur Verteidigung nationaler Interessen.

Der staatsmännische Genius hat fortan in der ständischen Epoche, unter der Herrschaft der angestammten Verfassung keinen Raum und keinen Wirkungskreis in Ungarn. Ein ganzer Mann, eine gewaltige, schöpferische Individualität ist unmöglich geworden, weil kein Terrain gegeben ist, auf welchem dieselbe sich zur Geltung bringen, kein Ziel, nach welchem sie ringen könnte. Der Ideenkreis, in welchen Ungarn in dieser Periode geriet, lähmte die Geister und machte sie unfähig zu höherem Aufschwunge.

Die ungarischen Politiker dienen entweder den Interessen der Dynastie und in diesem Falle sind sie nicht mehr national; oder sie verteidigen die ständische Verfassung gegen die Dynastie und dann kämpfen sie für eine veraltete, hinfällige und mit den Interessen der Nation im Widerstreite stehende Lebensform; oder aber — und dies ist am häufigsten der Fall — sie schwanken unentschieden zwischen diesen beiden gegensätzlichen Richtungen. Sie wollen dem Herrscherhause treu anhangen, erachten aber die Politik, welche dasselbe in Ungarn verfolgt, für verfehlt und schädlich; deshalb identifiziren sie sich mit dieser letzteren auch nicht vollständig und verteidigen aus Gewohnheit, Interesse und Patriotismus auch die ständische Verfassung, aber nur mit schwacher Kraft. Lautere Absicht und wahrer Patriotismus bestimmen sie zu dem Streben, die Gegensätze auszugleichen, welche die Dynastie und die Nation von einander scheiden; offen und männlich geben sie bei Hofe ihrer Ansicht Ausdruck, wie z. B. der Palatin Josef Eszterházy, und suchen nach unten hin beruhigend zu wirken. Und es kommt in der Tat vor, dass sie eine und die andere gravaminöse Verfügung, ein und das andere heftigere Losbrechen der Stände wirklich verhindern; allein die Wirkung, welche die Herrschaft der fremden Dynastie und der Verband mit den Erblanden auf die Nation ausüben, unschädlich zu machen und das politische Hinschwinden der Nation aufzuhalten sind sie nicht im Stande. Welchen von den gekennzeichneten drei Standpunkten die ungarischen Politiker auch einnahmen, der Effect blieb immer derselbe: Sie waren der Sterilität, der Unbedeutendheit verfallen.

Die ungarischen Staatsmänner, ob sie auch bei Hofe und im Lande eine hohe Stellung einnehmen und grosses Ansehen geniessen, vermögen auf die grosse Politik keinen entscheidenden Einfluss zu nehmen. Der König von Ungarn, der ein Fremder ist, ausserhalb des Landes residirt, römischer Kaiser, Oberhaupt des deutschen Reiches und Herr der österreichischen Erbländer und sonstiger Provinzen ist, wird von den grossen europäischen Fragen und Interessen dermassen in Anspruch genommen, dass daneben die ungarischen Angelegenheiten völlig verschwinden. Ungarn ist für den unga-

rischen König nicht Zweck, sondern lediglich Mittel oder aber Hinderniss in der Erreichung anderer politischer Ziele; entscheidende Rücksichten in der Politik der Dynastie bilden die Interessen Ungarns niemals. Ungarn hat einen König, dem das Königtum ein Rechtstitel für den Besitz des Landes ist, der aber eigentlich gar nicht ungarischer König sein will, und eines der Hauptziele seiner Politik ist, dass die selbstständige Existenz des Landes aufhöre und dieses in die Monarchie aufgehe.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, dass der König von Ungarn sich nicht mit Ungarn, sondern mit erprobten und erfahrenen deutschen Räten umgibt, welche nicht eine ungarische, sondern die aus der europäischen Situation sich ergebende, traditionelle Politik des Hofes vertreten; diese machen die auswärtige Politik der Dynastie, sie organisiren die Armeen und gebahren die Finanzen und sie entscheiden zugleich auch über jene Politik, welche der Herrscher Ungarn gegenüber zu befolgen haben soll. Sie erscheinen im Gefolge des Königs von Ungarn auf den ungarischen Reichstagen, um zur Hand zu sein, wenn er eines Rates bedarf. Auch in den Fragen der internen Politik Ungarns entscheidet der Rat der deutschen Minister und nicht jener der ungarischen Staatsmänner, ja die Ersteren organisiren und instruiren direct auch die Centralbehörden Ungarns.

Der Hof bekleidet die ungarischen Staatsmänner mit hohen Würden, mit Stellen und Aemtern von traditionellem Ansehen, er überhäuft sie auch mit reichen Dotationen, aber von der Führung der hohen Politik sind sie ausgeschlossen. Die Eszterházy, Batthyány, Zichy, Erdődy, Csáky, Pálffy, Illésházy, Berényi, die Mitglieder anderer illustrer Adelsgeschlechter tragen die glänzenden Titel eines Palatins, Kanzlers, Judex curiae, königlichen Personals u. s. w. und stehen an der Spitze der obersten Landesstellen, aber eine selbstständige politische Rolle spielen sie nicht; sie sind nichts weiter als die Vollstrecker der von den deutschen Ministern des Königs von Ungarn festgestellten politischen Grundsätze und Massnahmen.

Die Nation fühlt das und der ungarische Reichstag fordert wiederholt die Unabhängigkeit der ungarischen Hofkanzlei, des Statthaltereirates und der Hofkammer. Die Hofkanzlei betreffend werden innerhalb hundertachtzig Jahren zehn Gesetze erbracht; es entfällt also auf je achtzehn Jahre immer wieder ein Gesetz, welches die Unabhängigkeit der Hofkanzlei gewährleistet. Aber das zehnte Gesetz, welches i. J. 1791 entstand, beweist, dass die neun vorhergegangenen allesammt keine Garantie boten, da es abermals notwendig war, die Unabhängigkeit der Kanzlei gesetzlich auszusprechen. Und dass die Lösung dieser Aufgabe auch diesem nicht besser gelang als den vorhergehenden Gesetzen, das erhellt aus dem Streben der Nation nach Errichtung einer unabhängigen verantwortlichen Regierung; und selbst wenn wir keine anderen Daten besässen, würde schon dieses eine es unzweifelhaft machen, dass die Hofkanzlei keine Garantie der Unabhängigkeit und eines den natio-

nalen Interessen entsprechenden Regimes bot. Entgegen den feierlichen Zusagen des Hofes und den unzweideutigen Gesetzen stehen Statthalterei und Hofkammer nach wie vor unter dem Einflusse der Wiener Regierung; ja was mehr: selbst die obersten Gerichte erbringen wiederholt schwerwiegende und ungerechte Urteile nach den Forderungen der gewalttätigen Politik des Wiener Cabinets.

Die Versuche der ungarischen Staatsmänner, die obersten Landesstellen Ungarns unabhängig zu machen und bei der Verhandlung der hochpolitischen Fragen dem ungarischen Einflusse Geltung zu schaffen, sind bekannt. Zu Beginn der Regierung Maria Theresia's, i. J. 1741, verlangen die Stände in ihrer Repräsentation, dass der Palatin, der Primas, der Banus von Croatien und ausser diesen Würdenträgern auch noch andere ungarische Herren in den engeren geheimen Reichsrat der Königin aufgenommen werden, damit sie von den Angelegenheiten der gesammten Monarchie eingehendere Kenntniss erlangen und so auch zur Regierung derselben geeigneter würden. Für die Leitung der ungarischen Angelegenheiten verlangen die Stände die Errichtung eines engeren geheimen ungarischen Hofrates, das heisst eines besonderen ungarischen Ministeriums.

Die Ansicht des ungarischen Kanzlers ist die, dass es erspriesslich und notwendig wäre, wenn an den Verhandlungen über die gemeinsamen Angelegenheiten auch Ungarn teilnehmen und ihnen ständige Stellen im Staatsrate eingeräumt würden. Die Errichtung eines ungarischen Hofrates hält der Kanzler jedoch nicht für notwendig, ja er erachtet, eine solche Stelle wäre mit der Regierung der Monarchie überhaupt nicht in Einklang zu bringen. Dieselbe Anschauung geben auch der Palatin und der Primas kund. Als hierauf das königliche Rescript auf diese Forderungen einen ablehnenden Bescheid erteilt, entsteht grosse Unzufriedenheit unter den Ständen. Die Magnatentafel nimmt die Frage neuerlich in Verhandlung. Der Oberststallmeister Franz Eszterházy erklärt unumwunden: Es würde Ungarn zur Schmach gereichen, wenn es im Rate der Krone nicht einmal so viel Recht und Einfluss hätte, als andere, kleinere Provinzen. Graf Thomas Berényi fragt: aus welchem Grunde denn die Ungarn aus dem engeren Rate der Krone ausgeschlossen sein sollten? «Wohl kann die staatsmännische Befähigung und die Geschicklichkeit der deutschen Minister nicht in Zweifel gezogen werden; allein, könnten ihnen denn die Ungarn nicht gleich kommen oder sie sogar übertreffen, wenn sie zugelassen würden und sich die nötige Erfahrung in der Führung der Geschäfte zu erwerben vermöchten? Oder produzirt denn Ungarn wirklich nur Ochsen, wie unsere deutschen Nachbarn spottweise zu sagen belieben? Wir müssen also dasjenige urgiren, was unserem Vaterlande von besten Rechtes wegen gebührt.»

Alle diese Forderungen haben keinerlei Erfolg; ebensowenig die Forderungen, das ungarische Heerwesen vom Wiener Hofkriegsrate und die

ungarische Kammer von der Wiener Kammer unabhängig zu stellen. Die ungarischen Staatsmänner erklären, es wäre am zweckmässigsten, das ungarische Heerwesen von jenem der Erbländer vollständig zu sondern; sollte das nicht tunlich sein, so mögen zum mindesten in den obersten Kriegsrat zwei ungarische Räte ernannt werden, die bezüglich der ungarischen Armeeangelegenheiten unmittelbar an Ihre Majestät ihre Vorträge zu erstatten und direct von allerhöchster Stelle die Verordnungen zu empfangen hätten. Der Palatin unterstützt das Begehren der Stände, allein der Primas spricht sich dagegen aus und die Hofconferenz acceptirt seine Anschauungen.

Auch die Unabhängigkeit der ungarischen Kammer bringt der Kanzler in dem Sinne in Vorschlag, dass dieselbe mit Ihrer Majestät unmittelbar verkehren solle, und auch die deutschen Minister sind geneigt, das Gutachten des Kanzlers zu acceptiren. Allein der Palatin und der Primas sind der Ansicht, die Stände würden sich auch damit zufrieden geben, wenn an die Wiener Hofkammer auch Ungarn ernannt würden, «denn die Natur der Geschäfte und die zweckmässige Gebahrung derselben erfordert, dass alle Provinzialkammern in der allgemeinen Hofkammer concentrirt seien.»

Diese Erscheinungen beweisen, dass sich die ungarischen Staatsmänner nur mit Verdruss von der Leitung der Angelegenheiten der Monarchie ausgeschlossen sehen und dass sie wünschen, gleichfalls in das Reichsministerium aufgenommen zu werden. Und das bekundet, dass in den Kreisen der ungarischen Herren das Bewusstsein der bestehenden Gemeinsamkeit mit den österreichischen Erbländern erstarkt, das Festhalten an der vollständigen Sonderstellung Ungarns erschlafft war. Allerdings verlangen sie gleichzeitig auch die Errichtung des besonderen ungarischen Ministeriums, allein es scheint, dass sie diese Idee selbst nicht für durchführbar hielten; zum mindesten halten sie, wie ihre nachmalige Stellungnahme zeigt, an dieser ihrer Forderung nicht fest; der Reichstag, der die Verwirklichung der Idee nicht gebracht hat, bescheidet sich und geht auseinander, die Stände ergreifen anscheinend mit grosser Begeisterung die Waffen zur Verteidigung der Königin und die späteren Reichstage bringen die Angelegenheit nicht einmal mehr zur Sprache. Unleugbar ist indessen, dass jene Richtung, welche bestrebt ist, die Selbstständigkeit Ungarns zu schwächen und dieses mit dem Reiche zu verschmelzen, selbst an den deutschen Ministern keine ausgesprocheneren Repräsentanten fand, als an den ungarischen Würdenträgern, ja was mehr: die Letzteren überbieten noch in dieser Hinsicht die Deutschen und wir sehen, dass schon damals diese knechtisch gesinnten Grossen, um die Fürstengunst zu gewinnen oder zu bewahren, durch ihre niedrige Unterwürfigkeit und Charakterlosigkeit zur Verletzung des ungarischen Staatsrechtes und zur Hintansetzung der berechtigten Ansprüche der Nation noch mehr Anlass gaben, als die deutschen Minister durch ihre Ratschläge.

Und so blieb denn Alles, wie es war. Die aus übermässiger Loyalität

entspringende Schwäche des patriotischen Teiles des ungarischen Hochadels und die Niedertracht derjenigen, die sich von der Nation losgesagt hatten, machten die Fortentwicklung der Selbstständigkeit Ungarns, ja selbst die Aufrechterhaltung derselben angesichts der gewaltigen Attractionskraft des Herrscherhauses und der Monarchie unmöglich. Und es gibt in diesem ganzen Zeitraume, selbst zur Zeit Josef's II., keinen Fall, dass von den ungarischen Herren auch nur ein Einziger seine Stellung deshalb aufgegeben hätte, weil die Politik des Hofes, deren Werkzeug er war, mit den Interessen der Nation im Widerstreite stand.

Die Ungarn bleiben bei der Entscheidung der grossen politischen Fragen nach wie vor gleich unbeachtet. Sie werden einzig und allein dazu gebraucht, mit ihrem Ansehen und ihrem Einflusse die Ausführung der Politik des Hofes zu fördern. Unsere Staatsmänner stehen nicht an der Spitze eines selbstständigen, sich fortentwickelnden Staates, sie schöpfen ihre Ideen und den Impuls zu ihren Bestrebungen nicht aus den Bedürfnissen der Nation; sie überkommen von Wien aus eine fertige Politik, welcher sie möglicherweise in ihren Unterbreitungen widerstreben, deren Wirkung sie vielleicht durch zögernde, energielose Vollstreckung abschwächen, deren Werkzeuge sie aber gleichwohl notwendigerweise sind, so lange sie auf ihrem Posten verbleiben. Und eben weil sie sich nicht selbstständig mit grossen staatlichen Aufgaben befassen, verengert sich auch ihr Gesichtskreis immer mehr und mehr und sie schrumpfen trotz ihrer hochtönenden Titel zu provinzialen Grössen zusammen. Keiner von ihnen fühlt das Gewicht der Verantwortlichkeit, welche mit der Leitung der Angelegenheiten eines selbstständigen Staates verbunden ist. Jene dem Namen nach staatlichen Aemter und Regierungsstellen, welche unter ihrer Leitung stehen, sind eben so wenig unabhängig wie bisher und sinken tatsächlich zu Behörden provinzialen Charakters herab.

Die Nation aber entwöhnt sich allmälig der Beschäftigung mit grossen Verhältnissen und Interessen. Auch die geographische Situation des Landes ist der Entwicklung eines nationalen Lebens in grossem Style nicht günstig. Das Land liegt abseits von den Schauplätzen der Bewegungen und Kämpfe der durch welthistorische Ideen erregten Nationen, fernab von den Heerstrassen des Weltverkehres. Das Reichsgebiet Ungarns hat zwar eine Seeküste, aber es steht nicht in unmittelbarem, continuirlichem Zusammenhange mit derselben und das Meer, diese riesige Potenz, zieht den Ungar nicht an, dass er sich an der Küste niederliesse und sie dazu benützte, mit der weiten Welt in Berührung zu treten. Er befasst sich nicht mit Industrie und Handel, er kennt nur die an die Scholle fesselnden Zweige der Landwirtschaft; daher rührt und regt er sich auch nicht und durchzieht nicht Lande und Weltteile, sich mit Gütern und Weltkenntniss zu bereichern. Sein eigener König schliesst ihn durch künstliche Mittel von Europa ab, um

seine materielle und geistige Entwicklung zu behindern. Auf drei Seiten ist er von uncivilisirten Nachbarn umgeben und sein Geist empfängt von nirgendsher Anregung. Er hat aufgehört, eine selbstständige staatliche Individualität zu sein und verfügt nicht in seinen eigenen Angelegenheiten. Er weiss nicht einmal, wer ihm Freund oder Feind ist; er weiss nicht, mit wem er verbündet sein, nicht wem er im Kampfe gegenüberstehen werde. Er opfert Menschen und Geld für Heere, welche nicht seine Heere, für Kriege, welche nicht seine Kriege sind. Werden diese Armeen geschlagen, so ist es nicht seine Schmach und nicht sein Schaden; sind sie siegreich, so ist es nicht sein Nutzen und nicht sein Ruhm.

Die Nation wird indolent, zieht sich resignirt in sich selber zurück und lebt ein beschränktes, locales Leben. Aber selbst dieses, jedes selbstständigen Lebens beraubte Land steht nichts weniger als in geschlossener Einigkeit da; es ist zerklüftet nach Ständen, Volksstämmen, Confessionen und Comitaten. Das Land hat kein Centrum, welches der typische Ausdruck des nationalen Lebens wäre und alle Kräfte, die Gesellschaft, die Politik und die Cultur der Nation, an einem Brennpunkte concentriren würde; es entwickelt sich ein Particularismus, welcher die Geister ganz und gar verkümmern macht. Die feindselige Staatsgewalt drängt die Menschen noch immer mehr in die Formen des Particularismus, weil ihnen dieselben zur Verteidigung gegen die erstere dienen, und die Nation verliert in dem Maasse selbst jeden Masstab für die Grösse, dass sie nachgerade anfing, dieses kleinliche Leben, in welches die Not sie hineingezwungen hatte, jene Formen, welche eine unter normalen Verhältnissen lebende gesunde, kräftige Nation gar nicht zu ertragen vermöchte, für den Ausfluss des nationalen Genius zu halten, dass sie dieses ihr Elend zu preisen begann und mit Geringschätzung auf jene grossen und mächtigen Nationen blickte, welche Institutionen schufen, wie sie der Grösse ihres nationalen Lebens entsprechend waren. In Folge des Mangels einer selbstständigen staatlichen Existenz und der praktischen Beschäftigung mit den Regierungsaufgaben, sowie in Folge des immer mehr erstarkenden Particularismus erstirbt in der Nation schliesslich auch die höhere Auffassung vom Berufe des Staates, das Gefühl für Staatlichkeit. Die ständische Verfassung, welche die Nation verteidigen musste, ist schon an sich eine Negation des wirklichen Staates; noch mehr entfremdet aber wurde das Volk dieser Idee durch die das nationale Moment unterdrückende, feindselige Staatsgewalt, welche die unabhängigen und patriotischen Elemente in die Opposition trieb. So vermochte sich selbst der Patriotismus nur in kleinlicher, unfruchtbarer Form zu offenbaren: in passivem Widerstande, nicht aber in positivem Schaffen, und das war eben das Tragische im Geschicke der Nation, dass sie, selbst wo die Verteidigung gelang, doch immer nur eine Sache verteidigt hatte, welche die gesunde Entwicklung und Erstarkung der Nation unmöglich machte.

Sowie die Nation herabglitt von der Höhe der selbstständigen Nationen, wurde ihr Lebenskreis ein engerer, ihr Niveau ein niedrigeres. Dieser Niedergang des Ganzen musste notwendigerweise auch die Einzelnen mit sich reissen, aus denen die Nation bestand. Die grossen Verhältnisse und Ziele des selbstständigen nationalen und staatlichen Lebens hörten auf und damit versiegte jene Quelle, welche allein das belebende Element staatsmännischer Grösse zu spenden vermag. Gleichwie der Mensch mit höheren Zielen wächst, so verkümmert er mit kleinlichen. Deshalb konnte diese Epoche dem Vaterlande keine grossen Männer, keine schöpferischen Geister geben.

II.

Wenn die ständische Verfassung eine solche Form der nationalen Organisation wäre, welche die wirtschaftliche und geistige Entwicklung fördert, die Kraft der Nation concentrirt und erhöht, dann hätte diese letztere vielleicht auch mit grösserem Erfolge der Wirkung dieser ungünstigen Verhältnisse widerstehen können und es wäre in dieser Periode nicht jener zur Verzweiflung treibende Niedergang eingetreten, bei dessen Anblick die tiefer blickenden edlen Geister unter den Zeitgenossen von Hoffnungslosigkeit erfasst wurden.

Allein das Ständewesen war eine schwere Krankheit auch im Organismus grosser, selbstständiger und mit den sonstigen Vorbedingungen der Entwicklung ausgerüsteter Nationen, und es war ein hohes Fest für die Menschheit, als Europa dieses Uebels ledig wurde. In unserem Vaterlande, wo die sonstigen zur Fortentwicklung des nationalen Lebens notwendigen Factoren nicht vorhanden waren, äusserte die ständische Verfassung eine geradezu erstarrende Wirkung.

Die mächtigen Staaten Europa's bildeten sich in der Periode des Ständewesens; damals tritt ihr nationaler Charakter in die Erscheinung. Aber dieses Resultat war nur so zu erreichen, dass das Königtum die politische Macht der Stände vernichtete. Das Königtum begnügt sich mit diesem Ergebnisse und lässt den Adel als socialen Factor bestehen, entkleidet ihn nicht seiner privilegirten Stellung, sondern zieht ihn an sich; und die stolze, unabhängige Aristokratie, im Mittelalter der gefährlichste Feind des Königtumes, das Haupthinderniss der Machtentfaltung desselben, wird zur Stütze des Trones, zur Zier und zum Diener des Königshofes.

Ein mächtiges Königtum und ein mächtiger Adel konnten nebeneinander nicht bestehen. Die Machtzunahme des einen geschah immer auf Kosten des andern; es tobte zwischen ihnen ein Kampf auf Leben und Tod. Denn das Königtum und der Adel repräsentirten zwei einander entgegengesetzte Principien. Das Königtum, wenn es seinen Beruf erfasste, strebte die Einheit des staatlichen und nationalen Lebens, die Concentrirung und Steigerung

seiner Kraft, die Verwirklichung des allgemeinen Interesses gegenüber den particularistischen Interessen an. Der Adel zielte als Stand auf Verwirklichung des Classeninteresses und daher immer auf Schwächung der öffentlichen Gewalt, des Königtumes, ab und seine Herrschaft führte stets zur Schwäche und Zerstückelung und dort, wo er das Königtum vollends überwältigte, zum Untergange des Staates.

Die Bildung der neuzeitlichen Staaten und die Umgestaltung des Staates zu einem Organismus des öffentlichen Interesses wurde nur dadurch möglich, dass das Königtum, als der Repräsentant des staatlichen Principes, die Aristokratie überwältigte, welche blos das sociale Princip repräsentirte. Aber die privilegirte Stellung des Adels, welche das absolutistisch gewordene Königtum bestehen liess, ist selbst in diesen grossen Staaten eine Quelle der Schwäche und der Krankheit.

Das Ständewesen schafft privilegirte und unterdrückte Classen im Staate und trennt dieselben von einander durch derartige staatsrechtliche Schranken, als ob sie gar nicht Mitglieder einer und derselben Nation wären. Der einen fällt alles Recht und aller Vorteil, der anderen alle Last und alle Pflicht zu. Nicht der Staat herrscht über sie mit gerechten Gesetzen, sondern die eine beherrscht die andere mit Willkür. Und diese Rechtsordnung ist beiden verderblich. Materiell verarmen sie, weil die eine die Arbeit verachtet und daher unproductiv ist, die andere aber weniger arbeitet, als ihre Kraft vermöchte, weil die Früchte ihrer Arbeit nicht ihr zugute kommen. Geistig gereicht ihnen dieses System zum Schaden, weil die eine Classe die Bildung nicht braucht, um eine hervorragende Stellung einzunehmen, die andere aber durch das Bewusstsein gelähmt ist, dass sie, selbst wenn sie sich Bildung erwirbt, dieselbe doch nicht zu verwerten vermag. Moralisch gehen beide zu Grunde, weil bei der einen stolze Verachtung und Grausamkeit, bei der anderen tödtlicher Hass und der Durst nach grausamer Wiedervergeltung Wurzel fasst. Immer gingen in den Spuren des Ständewesens Elend und Unwissenheit, Willkür, Unterdrückung und Verwilderung einher. Wahrhaftes staatliches und nationales Leben ist unter der Herrschaft ständischer Institutionen unmöglich.

Die ständische Verfassung ist im XVIII. Jahrhundert, wo sie sich dem Königtume gegenüber aufrecht erhielt, ihrer Natur entsprechend nicht die staatsrechtliche Organisation des öffentlichen, sondern des Interesses der herrschenden Classe und diese Organisation ist so eng, dass das staatliche und nationale Interesse darin keinen Raum findet.

Der ständische Staat ist das Ergebniss der historischen Entwicklung Europa's. Lange Zeit hindurch war er eine Notwendigkeit; späterhin veraltete er und wurde ein Hinderniss der Entwicklung. Aber auch in den Institutionen der ständischen Periode manifestiren sich jene allgemeinen Gesetze, welche im socialen Leben der Menschheit immer herrschend waren,

seitdem die Menschen Staaten bildeten, und welche zum Teil auch heute noch herrschend sind.

Jene Gemeinschaft von Menschen, welche wir den Staat nennen, setzt sich nicht aus Einzelnen zusammen. Innerhalb des Staates finden wir einzelne Gesellschaftsclassen, grosse, auf der Verteilung der Güter und der Verschiedenheit der Arbeitszweige basirende, durch Interessengemeinschaft zusammengehaltene Gruppen, welche nicht neben, sondern über einander geordnet sind und zueinander in dem Verhältniss der Herrschaft und der Abhängigkeit und Subordination stehen.

Im Kreise der Gesellschaft ist das Interesse der herrschende Gesichtspunkt und jede gesellschaftliche Classe sucht ihr eigenes Interesse zur Geltung zu bringen. Die Macht des Staates ist das sicherste Mittel zur Verwirklichung des Classeninteresses; deshalb strebt jede Gesellschaftsclasse darnach, die Staatsgewalt an sich zu bringen. Allein nur die reichere, intelligentere, besser organisirte Classe ist im Stande, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, und so wie ihr dies gelungen ist, treibt die logische Notwendigkeit sie weiter und sie gebraucht überall die gleichen Mittel zur Sicherung des Classeninteresses.

Die herrschende Classe sichert sich die Legislation, um eine Rechtsordnung schaffen zu können, welche ihren Interessen entspricht und die übrigen Classen des Volkes von der Gesetzgebung ausschliesst, damit diese nicht etwa, indem sie ihre eigenen Interessen zur Geltung bringen, die Macht und die Interessen der herrschenden Classe gefährden.

Aber das ist noch nicht genügend. Die herrschende Classe muss auch die Regierung an sich reissen, damit dieselbe mit den, von dieser Classe geschaffenen Gesetzen im Einklang und im Dienste des Classeninteresses stehe. Es ist also nur natürlich, dass die herrschende Classe die Aemter für sich behält und die nicht zu ihr Gehörigen von denselben ausschliesst. Sie ist ferner bedacht, sich den unterdrückten Classen gegenüber nicht etwa durch präcise Rechtsnormen zu binden, damit diese nicht etwa die Willkür des Regiments, die wirtschaftliche Ausbeutung der unterdrückten Classen behindern.

Die Herrschaft der Classe wäre aber nicht gesichert, wenn die Grundlage ihrer Macht, der Besitz, ihr entzogen und von den abhängigen Classen erworben werden könnte. Daher schafft die herrschende Classe Gesetze, welche betreffs der am leichtesten zu conservirenden Besitzform, des Grundbesitzes, verfügen, dass die nichtberechtigten Classen von der Erwerbung desselben ausgeschlossen und Besitzwechsel oder Vererbung nur den Mitgliedern der herrschenden Classe gestattet seien.

Schliesslich strebt die herrschende Classe nicht nur dahin, die anderen vom Rechtsgenusse auszuschliessen, sondern auch darnach, selber je weniger Lasten zu tragen, die aus dem staatlichen Leben entspringenden

Obliegenheiten zum möglichst grossen Teile auf die unterdrückten Volksclassen zu überwälzen und sich selbst auf Kosten der Uebrigen ein je leichteres und glanzvolleres Leben zu sichern. All das erklärt sie sodann für heilige und unverrückbare staatliche Rechtsordnung, ahndet hart jeden Zweifel hieran und noch härter jeden Versuch, an dieser Rechtsordnung zu rütteln.

Dies ist das universelle Gesetz des socialen Lebens der Menschheit, dessen Manifestationen wir in Indien, Egypten, Griechenland und Rom, in den westeuropäischen Staaten ebenso, wie in Ungarn finden. Deshalb kann das Festhalten an den durch die ständische Verfassung gesicherten Privilegien, an dem Classeninteresse dem ungarischen Adel nicht als eine Sünde angerechnet werden, welche nur er allein begangen hätte. In der in Rede stehenden Epoche finden wir dieselben Zustände auf dem ganzen europäischen Continente; der französische, spanische, deutsche und italienische Adel hält an seiner privilegirten Stellung eben so fest, wie der ungarische, und freiwillig verzichtet keiner auf dieselbe. Was wir die avitische Verfassung, die Fundamentalrechte des ungarischen Adels nennen, war einst die herrschende Rechtsordnung ganz Europa's. Dieselben Principien, Institutionen und Gerechtsame auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes finden wir auf dem europäischen Continent und dieselben gleichen einander in erstaunlichem Maasse, oft bis in die kleinsten Details. Die Verschiedenheiten, welche sich in den Institutionen zeigen, sind blos Modificationen derselben Grundprincipien, hervorgerufen durch die Individualität und die eigenartigen Verhältnisse der betreffenden Nation. Die ständische Constitution, die Gliederung der Gesellschaft, die staatsrechtliche Stellung der einzelnen Classen, die Herrschaft der einen, die Unterdrückung und Knechtschaft der anderen, der Kampf um die Behauptung der privilegirten Position sind durchweg Erscheinungen, welche in der Geschichte jeder Nation Europa's nicht minder vorkommen, als in der unseren.

Wer die Geschichte der Institutionen und Kämpfe dieser Epoche so darstellt, als ob sie allesammt eine besondere Eigentümlichkeit des ungarischen Genius und unserer historischen Entwicklung wären und bei anderen Nationen nicht vorkämen, der behauptet nicht nur einen Irrtum, sondern er erweist auch der Nation durchaus keinen Dienst. Die Wahrheit ist, dass unser Staatsleben seit Stefan dem Heiligen sich auf europäischen Grundlagen entwickelte; die Einwirkung fremder Fürsten und fremder Elemente lässt tiefe Spuren zurück; unser Leben und unsere Geschichte sind blos ein Teil des Lebens und der Geschichte Europa's und es ist unser Interesse, dass dies wir selbst und dass es auch Andere wissen. Unser Selbstgefühl kann nur gesteigert werden durch das Bewusstsein, dass wir ein Glied der europäischen Culturgemeinschaft sind, welche bis auf die höchste Entwicklungsstufe der Menschheit emporgelangt ist, und es ist wünschenswert, dass auch diese Gemeinschaft uns als zu ihr gehörig betrachte.

In diese Gemeinschaft trat die ungarische Nation zur Zeit Stefan's des Heiligen ein. Das ist das grösste Ereigniss im Leben der Nation. Eine völlig reformirende Umwälzung in Religion, Gesellschaft und Staat zu gleicher Zeit. Die Auflösung der Stammesverfassung, das Inslebentreten des individuellen Eigentumsrechtes war im Interesse Vieler gelegen, aber gerade jenem der Machthaber zuwiderlaufend. Die entsprechende Umgestaltung der bürgerlichen und militärischen Organisation des Staates, die Centralisation der öffentlichen Gewalt in den Händen des Königtums waren die notwendigen Folgen der Auflösung der Stammesverfassung; allein es ist zweifellos, dass eben die Machthaber es am meisten fühlen mochten, dass die in den Händen des Königtumes angesammelte Macht aus jener Macht entstanden war, welche dieses ihnen selber abgenommen hatte. Die christliche Religion war die Religion ganz Europa's und die Kirche der Organismus der damaligen europäischen Cultur; allein ihr Geist, ihr Ritus, ihre Sprache waren fremd, mit denen man auf das magyarische Heidentum nur schwer einwirken konnte.

Aber die Umgestaltung ging gleichwohl vor sich. Die Details dieses epochalen historischen Ereignisses sind uns nicht bekannt, aber soviel ist unbezweifelbar, dass die Einbürgerung der fremden Ideen und Institutionen mit der Beihilfe fremder Elemente geschah. All das war dem Ungar so ganz und gar fremd, dass er für die neuen Begriffe und Verhältnisse nicht einmal Bezeichnungen in seiner Sprache findet. An die Stelle des Stammesfürsten trat der König mit einem, nach dem Vorbilde des fränkischen Reiches organisirten Hofstaate und einzelnen, in den verschiedenen Landesteilen installirten königlichen Beamten, und sie alle, vom Könige angefangen bis hinab zu den Gespanen und Banen, werden mit Namen benannt, welche der slavischen Sprache entnommen sind.

Diese grosse innere Umwälzung war mit friedlichen Mitteln nicht zu bewerkstelligen. Der Widerstand musste mit Waffengewalt gebrochen werden. Viel ungarisches Blut ist in diesem Kampfe geflossen. Indessen nur um diesen Preis gelangen die Nationen auf eine höhere Entwicklungsstufe. Indem Stefan der Heilige die Ungarn sei es durch Bekehrung, sei es durch Gewaltmittel zum Aufgeben des Heidentumes und zur Annahme des Christentumes bewog, erhob er seine Nation in den Kreis einer höheren religiösen und moralischen Weltanschauung. Und indem er die Stammesorganisation aufhob und die Institutionen des Frankenreiches recipirte und den Verhältnissen des Landes anpasste, sicherte er das Leben der Nation. Denn die Stammesorganisation macht zwar jede Nation durch, aber sie ist dennoch eine Form, in welcher die höhere Entwicklung der Menschheit unmöglich ist. Aus dieser gesellschaftlichen Form rang sich die ungarische Nation in den Tagen König Stefan's empor, als dieser grosse Fürst das Land staatlich organisirte und ihm die höhere Form der menschlichen Gemeinschaft:

die Form des Staates, aufzwang. Die nationale Existenz ist in der Form der Stammes- oder der Geschlechtsverfassung unmöglich und nur im Staate allein möglich. König Stefan machte durch die staatliche Institution fremden Ursprunges die Ungarn aus einem Stammesbunde zu einer Nation. In der Form der Stammesorganisation hätte das heidnische Magyarentum von der Erde verschwinden müssen, nicht allein deshalb, weil Europa christlich war und bereits nach den damaligen Verhältnissen entwickeltere, kräftigere und organisirtere Staaten hatte, sondern auch deshalb, weil es als ein Stammesbund wohl noch eine Zeit lang hätte fortvegetiren können, aber ohne Staat und Kirche niemals jene, seiner Kraft und seiner Cultur entsprechende Organisation zu erreichen vermocht hätte, ohne welche die höhere menschliche Entwicklung unmöglich war.

Sowie die neue Ordnung der Dinge einmal consolidirt war, konnte die Nation diese Basis nicht mehr verlassen. Die wirtschaftliche Umgestaltung zog die sociale und diese wieder die politische nach sich. Die Auflösung der Stammesverfassung, die Anerkennung des individuellen Eigentumes ermöglichte vor Allem die höhere wirtschaftliche Entwicklung. Das wirtschaftliche System der ständischen Epoche ist ein grosser Fortschritt gegenüber jenem in der Zeit der Stammesverfassung. Eine enorme Summe von Kräften wird frei und gelangt zur Geltung. In Folge der Umgestaltung ändert sich die Form des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organismus. Bisher unbekannte Arbeitszweige werden im Lande heimisch und die sich mit denselben befassen, treten zu besonderen Interessentengruppen zusammen. Mit dem individuellen Eigentum aber beginnt die Verschiedenheit in der Grösse des Besitzes und damit auch der Einfluss desselben auf die gesellschaftliche Stellung des Besitzers. Das Leben, die Tätigkeit der Gesellschaft werden complicirter. Das Land besteht fortan nicht mehr aus den Stämmen, sondern aus Gruppen, welche sich auf der Basis berufsmässiger Arbeit und des Besitzes gebildet haben. An die Stelle der Stämme tritt die ständische Gesellschaft. Die Nation erhebt sich auf eine höhere Stufe der Cultur. Der ungarische Staat wird im Range den europäischen Staaten gleich. Der König von Ungarn und sein Haus nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den Fürsten- und Königshäusern Europa's. Die fremde Religion, die fremden Ideen und Institutionen, welche die ungarische Nation recipirt, erheben dieselbe, mehren ihre Kraft und verbinden sie enge mit der Gemeinschaft der europäischen Nationen. Dieselben geistigen Strömungen, welche jene bewegen, bewegen auch sie, obwohl das Land ostwärts am Rande des europäischen Staatensystemes gelegen ist, und daher die Einwirkung dieser Strömungen immer erst später empfand.

Árpád würde hundert Jahre nach seinem Tode das Land nicht wieder erkannt haben. Was die Vorfahren aus Asien mit sich gebracht, ist entweder in Auflösung begriffen oder vollständig umgestaltet. Der Stammesfürst ist

verschwunden und an seine Stelle ist der König getreten. Árpád würde nicht einmal die Bedeutung dieses Titelwortes verstehen und ebenso unbekannt wären ihm zum grössten Teile auch die Namen der Aemter und Institutionen des Landes. Der König ist nicht von den Stammeshäuptern umgeben; er ist mit einem grossen Teile derselben überworfen und strebt ihre Ausrottung an; zahlreiche fremde, zumeist deutsche Ritter und slavische, italienische und deutsche Geistliche, mit deren Hilfe er die Religion, die militärischen und bürgerlichen Institutionen der Vorfahren vom Grunde aus umgestaltet, bilden seinen Hof. Die Religion der Altvordern ist Gegenstand der Verfolgung geworden und anstatt ihrer Priester halten christliche Primaten, Bischöfe und Prälaten Gottesdienst in einer unbekannten Sprache und zwingen das Volk, seinem Glauben zu entsagen. Auch in der Sprache bekundet sich der Einfluss der fremden Elemente; dieselbe wäre dem grossen Ahnherrn kaum mehr verständlich. Die Berührung mit der fremden Cultur, die rasche Entwicklung, die neuen Lebensverhältnisse haben in das geistige Leben der Nation neue Begriffe hineingetragen, zu deren Bezeichnung man die Ausdrücke der lateinischen, slavischen und deutschen Sprache entnommen hat. Ueberdies gewinnt eine todte Sprache, das Latein, Boden und wird zum herrschenden Idiom im Staate und in der Kirche. Es ist das eine völlig neue Welt, welche selbst ein grosser Teil der damals Lebenden nicht verstand und durchaus nicht acceptiren wollte. Und doch war nach der Landnahme Árpád's eben jetzt das grosse Werk der Begründung des Vaterlandes so recht ernstlich im Zuge. Der Besitz des Landes, welches Árpád erworben hat, musste auch für die künftigen Generationen gesichert werden. Erst mit dem Umsturze der von den Vorfahren überkommenen Zustände und der Einbürgerung der fremden Ideen und Institutionen beginnt das staatliche und nationale Leben Ungarns.

Die neuen Verhältnisse, Ideen und Institutionen entwickeln sich weiter und gestalten sich mit der Zeit zu einer stetigen Rechtsordnung aus. Die europäischen Principien nehmen bei uns eine individuelle Form an, behalten aber das Gepräge der gemeinsamen Abstammung.

Die Gliederung der auf die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse gegründeten Gesellschaft consolidirt sich mit der Zeit und die einzelnen Classen werden zu Landständen eben so wie früher bereits in Westeuropa. Der erste ist der Stand des Hochclerus durch seine Macht, seinen grossen Grundbesitz und seine geistigen Mittel. Der zweite Stand ist jener der Adeligen, der aus den Stammesoberhäuptern, aus den ursprünglich Freien und den im Geiste des Lehenswesens mit Grundbesitz entlohnten Kriegern und königlichen Beamten entstand. Diese waren die zwei herrschenden Stände im Staate; um Jahrhunderte später kam dann unter den Königen aus dem Árpádischen Hause das im Wege der Colonisirung gebildete Bürgertum hinzu, selbstverständlich in weit untergeordneterer Stellung, ohne entscheidende Rolle. Der

übrige Teil des Volkes ist mit wenigen Ausnahmen eine dem Interesse der herrschenden Classen ausgelieferte, rechtlose Masse.

Dies ist die Gliederung der Gesellschaft in ganz Europa. Und da die gleichmässige Gestaltung der gesellschaftlichen Factoren und ein gleichmässiges Verhältniss derselben zu einander auch gleiches Staatsrecht und gleiche Verfassung resultirt, so ist es natürlich, dass auch die ungarische Verfassung auf denselben Principien beruhen musste, wie die Verfassungen der westeuropäischen Nationen. Denn das Streben der herrschenden Classen war der Natur der Sache nach jederzeit ein und dasselbe. Sie wollten zunächst die Schwächung des Königtumes; daher die im europäischen Staatsrechte des Mittelalters vorkommenden Beschränkungen dieses letzteren. Ihr weiteres Streben ist auf die Unterdrückung und wirtschaftliche Ausbeutung der schwächeren Classen gerichtet. So entstehen in ganz Europa fast dieselben staatsrechtlichen Principien, in deren Verwirklichung nur insoferne einiger Unterschied platzgreift, als der eine oder der andere Factor über grössere oder geringere Kraft zur Durchführung seiner Bestrebungen verfügt. Der Kampf zwischen den herrschenden Ständen und dem Königtum verläuft mit wechselndem Glücke, je nachdem die Verhältnisse dem einen oder dem anderen günstig sind. Die Stände beschränken das Königtum auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Rechtspflege, der Verwaltung, der Finanzen, der Wirtschaftspolitik. Ja selbst das Recht der Stände zum bewaffneten Widerstande, im Falle der König ihre Rechte verletzen sollte, kommt als factischer Zustand oder als ein Punkt des zwischen den Ständen und dem Fürsten zu Recht bestehenden Fundamentalvertrages anderwärts ebenso vor, wie im ungarischen Staatsrechte. Nicht überall haben diese Einschränkungen den gleichen Erfolg. Sie sind mehr Macht- als Rechtsfragen. Ein kluger und starker Fürst gewinnt grosse Macht und herrscht nahezu unbeschränkt, auch den rechtlich bestehenden Beschränkungen entgegen, während ein anderer, der schwächer ist oder unter weniger günstigen Verhältnissen regiert, ohnmächtig bleibt und in Abhängigkeit von den Ständen gerät, ob auch seine Machtsphäre rechtlich eine ausgedehntere ist. Dieser Kampf kommt im internen Leben eines jeden europäischen Staates vor, bis endlich das Königtum den Sieg behält und die Macht der Stände bricht.

Ebenso allen Staaten gemeinsam sind auch die Principien betreffs des Verhältnisses zwischen der herrschenden und den untertänigen Classen und auch hier finden sich Unterschiede nur in den Einzelheiten. Ueberall sind die unterworfenen Classen von der Gesetzgebung und Staatsverwaltung ausgeschlossen und den wirtschaftlichen Interessen der herrschenden Classen preisgegeben. Ueberall sehen wir, dass der Druck der Machthaber die Anzahl der ursprünglich Freien vermindert, um sie in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und zu Untertanen zu machen. Der Zustand der Grundholden ist in ganz Europa fast derselbe Das Volk erhebt sich gegen den

Druck in blutigen Aufständen, aber es ist nicht organisirt, unfähig eine neue Rechtsordnung zu begründen; die herrschende Classe macht diesen Versuchen mit grausamen Massregeln ein Ende und benützt sie als Vorwand, die Lage des Volkes noch drückender zu gestalten, welche dieses letztere dann mit Resignation erträgt, von Rachgier und Hass erfüllt, aber ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Die feudale Gesellschaft des Mittelalters bestand noch im XVIII. Jahrhundert nicht blos in Ungarn, sondern auch in ganz Europa. Allein ob auch die äusserliche Gliederung der Gesellschaft dieselbe ist wie im Mittelalter, so hat dennoch die letztere selbst im Verlaufe der letzten Jahrhunderte grosse Wandlungen durchgemacht und dem Einflusse derselben konnte sich auch die ungarische Gesellschaft nicht entziehen.

Die wirtschaftliche Grundlage der militärischen, bürgerlichen und kirchlichen Organisation im Mittelalter war der Grundbesitz. Unter den damaligen unentwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen war das Geld selten, Reichtum an Baarvermögen eine Unmöglichkeit. Daher wurde der Krieger, der Beamte, der Geistliche mit Grundbesitz entlohnt. Aus diesen mit Grund und Boden entlohnten Soldaten und Beamten entstand der grundbesitzende Adel. Dieser teilte seinen Grundbesitz wieder weiter unter seine Kriegsleute, seine Beamten, seine Geistlichen auf. Alle diese konnten sich nicht selber mit der Bebauung des Bodens befassen und mussten dieselbe Anderen anvertrauen. Aber auch die Grundbesitzer bezahlten ihre Arbeiter und Dienstleute nicht mit Geld, sondern gleichfalls mit Grundbesitz oder Naturalien, oder sie überliessen den Untertanen einen Teil des Grundbesitzes, oder aber sie siedelten auf ihren Gütern Arbeiter an, welche für die Nutzniessung des Bodens dem Besitzer Naturalabgaben leisteten. Diese Arbeiter, aus denen die Bauernschaft entstand, suchte man mit Gewalt oder durch Verträge dauernd an den Grund und Boden zu fesseln, damit nicht in Folge des Rechtes der Freizügigkeit die Möglichkeit eintrete, dass die Besitzung verlassen werde, sonach der Boden unbestellt bleibe und der Besitzer seines Einkommens verlustig gehe.

Der Grundbesitz, welchen die Könige den Kriegern und Beamten verleihen, wird in den Familien dieser Letzteren erblich. Gleichwohl aber gestaltet sich das Verhältniss zwischen Besitzer und Besitz nicht zu einem rein privatrechtlichen. Der Besitz behält seine staatsrechtliche Natur und die Verpflichtung zu jenen öffentlichen Dienstleistungen, als deren Entlohnung er verliehen worden, bleibt mit ihm verbunden. Dagegen war aber dann solcher Grundbesitz von Steuern und Abgaben frei und wenn schon der privilegirte, besitzende Stand dem König aus eigener freier Entschliessung zu Staatszwecken Geldsubsidien votirte, überwälzte er die Zahlung derselben in der Regel auf die von ihm abhängigen Unfreien, denn die Anschauung war die: Wenn der Untertan, der dem Grundherrn angehört und eine Apper-

tinenz des Besitzes ist, die Abgabe bezahlt, so ist das soviel, als ob der Grundherr selber sie entrichten würde.

Die feudale Rechtsordnung, welche durch die Gesellschaft des Mittelalters begründet wurde, war in den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen begründet und war eine Notwendigkeit. Man wusste für die Lösung der damaligen staatlichen, kirchlichen und wirtschaftlichen Probleme keine andere Modalität zu finden. Das Lehenswesen ist eben eine historische Erscheinung, wie jedes frühere oder nachmalige Stadium der Entwicklung der Menschheit auch. Es ist viel Erspriessliches geschehen im Verlaufe dieser Epoche und das Lehenssystem muss vielfachen Bedürfnissen entsprochen haben, sonst hätte es sich nicht in ganz Europa verbreiten und sich nicht so lange aufrecht erhalten können. Dass das Lehenssystem auch seine Schattenseiten hatte, ist nur natürlich: es gibt in der Geschichte der Menschheit keine Epoche, von deren Institutionen nicht dasselbe gesagt werden könnte. Das Feudalsystem ist nicht die Ursache der Uebelstände, denen wir im Mittelalter begegnen; es ist selber eine der Consequenzen des unentwickelten Zustandes der wirtschaftlichen und culturellen Verhältnisse jener Zeit und inmitten der Willkür, der Kopflosigkeit, der Wildheit und Unwissenheit finden wir auch Spuren höheren Strebens, dessen Ideale allerdings erst später verwirklicht werden konnten, nachdem sich die sämmtlichen Verhältnisse Europa's umgestaltet hatten.

So lange eine Rechtsordnung den Bedürfnissen der Zeit entspricht, ist sie auch berechtigt. Die Rechtsordnung und Institutionen des Mittelalters standen im Einklang mit den Verhältnissen und Aufgaben ihrer Zeit. Die grosse Dissonanz beginnt dann, wenn die bestehende Rechtsordnung den Verhältnissen und Exigentien ihrer Zeit nicht mehr entspricht und eine Institution aufgehört hat, jenem Zwecke zu dienen, zu dessen Verwirklichung sie begründet wurde. Damit hört dann auch ihre Berechtigung auf. Sie ist fortan nicht mehr ein Mittel der menschlichen Entwicklung, sondern ein Hinderniss derselben. Und dann beginnt auch der Kampf gegen sie, der so lange währt, bis die durch die historische Entwicklung geschaffenen neuen Kräfte die alte Form erweitert und umgewandelt oder, wenn dies nicht möglich ist, dieselbe zertrümmert haben, um an ihrer statt eine neue zu schaffen.

Im Mittelalter war die Kirche das Organ der culturellen Aufgaben. Allein sowie der Reichtum die Geistlichkeit verderbt, die Kirche zu verweltlichen beginnt, dieselbe zu ihren idealen Zwecken in Gegensatz gerät und unfähig wird, ihre Mission zu erfüllen, hebt auch sofort der Kampf gegen sie an und als sie sich auch später den veränderten Verhältnissen nicht anbequemen will, geht sie endgiltig jener Stellung verlustig, welche sie im Mittelalter im Leben Europa's eingenommen hat.

Auch in der Stellung des Adels greift eine namhafte Veränderung

platz. Er hatte den grossen Grundbesitz dafür empfangen, dass er Heerfolge und sonstige öffentliche Dienste leiste. Der freie Grundbesitz und die Verpflichtung zum Kriegsdienste gingen Hand in Hand. Wer in Ungarn eine königliche Donation verliehen erhielt, wurde dadurch Edelmann und Soldat. Soldat und Edelmann waren damals noch identische Begriffe in Europa und blieben es tatsächlich einen ganzen langen Zeitraum hindurch; wer adelig war, tat auch factisch Kriegsdienste. Damit war er dann seiner Verpflichtung gegen den Staat auch vollständig gerecht geworden und es fiel nicht einmal auf, dass er keine Abgaben bezahlte wie ein Anderer, den die Verpflichtung zum Kriegsdienste nicht belastete.

Allein es kommt eine Zeit, da der Adel jene öffentlichen Dienste nicht mehr leistet, als deren Entlohnung er seine Privilegien empfangen hat, und da wurde es offenbar, dass auch die Berechtigung jener Privilegien aufgehört habe.

Die militärische Organisation erfährt eine völlige Umwandlung. Nach der Erfindung des Schiesspulvers nimmt die Bedeutung der adeligen Reiterei und der Festungen immer mehr ab. Das Königtum erstarkt, die Schranken, welche durch die ständischen Rechte errichtet worden, fallen, das Königtum verschmilzt mit den Staatszwecken und ist der Repräsentant derselben; es nimmt die Führung und Entscheidung auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verwaltung an sich. Die wirtschaftliche Entwicklung gestattet dem Staate bereits, eine Geldwirtschaft zu etabliren. Steuern und Abgaben können nunmehr in Geld eingefordert werden, und der Staat bezahlt fortan auch seinerseits seine Beamten und Krieger mit Geld. Und gleichwie in finanzieller, so emancipirt sich das Königtum auch in militärischer Hinsicht von den Ständen. Es hat sein stehendes organisirtes Heer und nimmt die Streitmacht des Adels im Kriege gar nicht in Anspruch. In Frankreich zur Zeit Ludwig XIV., in Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege leistet der Adel als Stand keine Kriegsdienste mehr. Wohl dienen viele Edelleute in den europäischen Heeren, weil auf der militärischen Laufbahn Ruhm, Vermögen und Rang zu gewinnen ist; aber sie dienen nicht in Erfüllung einer Lehenspflicht, sondern aus freiem Willen, nicht auf eigene Kosten, sondern gegen Besoldung. Das Menschenmateriale für das Heer stellt bereits der dritte Stand bei und mit seinem Gelde wird auch die Armee erhalten. Das Gros des Adels, der adelige Stand selber hat aufgehört, die Kriegsmacht zu sein, aber seine Privilegien verbleiben ihm, ja er trägt nicht einmal in Geld zur Erhaltung des Heeres bei. Der Einklang zwischen den Rechten und Pflichten des Adels hat aufgehört. Der Edelmann ist ein privilegirter Grundbesitzer geworden, der die wirtschaftlichen Vorteile einer vergangenen Epoche geniesst, ohne auch die Lasten und Pflichten jener Epoche zu tragen.

Mit der kriegerischen Bedeutung des Adels gerät auch dessen politi-

sches Gewicht in Niedergang. In Frankreich wird dasselbe durch Ludwig XIV. vollends vernichtet. Er pflegt auch seine Minister und Intendanten nicht aus den Reihen des Adels, sondern aus dem Bürgerstande zu wählen. Der Adel bildet die Zierde seines Hofes, und der Luxus und die Verschwendung, zu welchen sich hier Gelegenheit bietet, untergräbt auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit dieses Standes. Den verschuldeten Grossen springt dann in ihrer Bedrängniss der König bei; er verleiht ihnen bereitwillig Jahresgehalte aus der königlichen Casse, welche sie ihrerseits noch bereitwilliger annehmen. Der Adel beschäftigt sich nicht mehr mit staatlichen Aufgaben, sondern verrichtet erniedrigende Hofdienste. Das höchste, dessen er fähig ist, ist blinde Anhänglichkeit an den König, Treue zur Person ohne Rücksicht auf des Fürsten persönlichen Wert, ohne Rücksicht darauf, ob sein Regiment ein segensreiches oder ein verderbliches ist; sie beten den König an, ob nun ein Weiser und Held oder ein Ungeheuer oder Idiot auf dem Trone sitzen mag. Der staatliche Gehalt, welcher den Adel zu jener Zeit erfüllte, als er noch dem Gemeinwesen ernste Dienste leistete, verflüchtigt allmälig. Frankreichs Beispiel wirkt auch auf die anderen Nationen Europa's. Die Fürsten ahmen den König von Frankreich nach, sowie die Aristokraten den französischen Adel. Im XVIII. Jahrhundert fusst die absolute Gewalt der Fürsten nicht allein auf dem Heere, sondern auch auf dem Knechtssinne der Aristokratie. Zwar gibt es Staaten, wie Schweden und Polen, wo noch der Adel das Königtum dominirt, aber gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts nimmt auch das ein Ende. Mag nun aber irgendwo noch eine ständische Verfassung bestehen oder nicht, allenthalben — mit Ausnahme Englands — sehen wir, dass der Adel nicht etwa mit dem Körper der Nation verschmilzt und sich in den Dienst des öffentlichen Interesses stellt, sondern eine Sonderstellung, die Aufrechterhaltung seiner Privilegien fordert. Der Adel gleicht in dieser Epoche einer historisch gebildeten Actiengesellschaft, welche ein Monopol auf die gesammten wirtschaftlichen Vorteile im Staate anstrebt. Er ist selber nicht gewillt, zu den öffentlichen Lasten beizutragen, tut aber gleichwohl alles dazu, damit die öffentlichen Lasten sich vergrössern, und gleichzeitig fordert er die Aufrechthaltung eines Wirtschaftssystemes, welches die wirtschaftliche Entwicklung behindert und die steuertragenden Volksclassen unfähig macht, für die öffentlichen Lasten aufzukommen. Der Adel — und hier macht auch England keine Ausnahme mehr — strebt dahin, jede einträgliche Stellung in seine Hände zu bekommen und je mehr solcher einträglicher Stellungen zu schaffen. Er beansprucht die obersten militärischen und civilen Aemter, Bisthümer und sonstige einträgliche Kirchenpräbenden, gut dotirte Sinecuren. Er tritt in den Hofdienst, erträgt die Launen des Fürsten, die Unterwürfigkeit heischende, erniedrigende Behandlungsweise desselben und nützt den Einfluss, welchen er als Umgebung und Gefolge des Fürsten auf diesen übt, dazu, jede Reform zu verhindern und

sich die eigenen aus der privilegirten Stellung fliessenden Vorteile, die Möglichkeit der Vergewaltigung und wirtschaftlichen Ausbeutung der Untertanen, auch für die Zukunft zu sichern. Es gibt allerdings auch Ausnahmen; wir sehen aus der Adelsclasse Staatsmänner und Heerführer hervorgehen, die ihrer Nation grosse Dienste erweisen, die auch höhere Gesichtspunkte kennen, als das blosse Classeninteresse; aber der Stand als solcher kennt kein anderes, als dieses letztere Interesse, und perhorrescirt Alles, wodurch dasselbe verletzt werden könnte. So erscheint denn im XVIII. Jahrhundert die privilegirte Stellung des Adels vor der öffentlichen Meinung als unberechtigt, als ein Hinderniss des wirtschaftlichen, politischen und culturellen Fortschrittes verurteilt. Der Kampf gegen die Position des Adels wurde vorerst nur in der Literatur geführt; aber der Niedergang, die Verwirrung, das Elend, welche er in dem Leben grosser Nationen herbeigeführt hatte, ohne dass in dem bestehenden Systeme die Möglichkeit einer Besserung zu entdecken gewesen wäre, machten seinen Sturz nachgerade unvermeidlich. Höhere Auffassung, ein neues befruchtendes Princip suchen wir im Kreise des Ständewesens vergebens. In ganz Europa herrscht in diesem Zeitraume allgemeine Erschlaffung der Geister auf politischem Gebiete, ob nun eine ständische Verfassung im Lande bestand oder nicht; alles erstarrt unter der ausschliesslichen Herrschaft des Classeninteresses. Die ständische Epoche ist die unfruchtbarste im Leben der Staaten, weil dieses System unfähig war, sich zu modificiren, sich fortzuentwickeln, neue Ideen in sich aufzunehmen. Es war ein Hinderniss des Fortschrittes, der Verwirklichung des Gemeininteresses. Nur dort, wo das Königtum oder das Volk dasselbe überwältigte, wurde es möglich, die Bedingungen einer gesunden Entwicklung der Nation zu schaffen. Wo dies nicht gelang, wo Fürst oder Volk nicht die Kraft hatten, das Ständewesen zu vernichten und an dessen Stelle den zur Verwirklichung des Gemeininteresses organisirten Staat zu setzen, dort folgte die Entkräftung des nationalen und staatlichen Lebens und schliesslich, wie in Polen, der tiefste Niedergang, der Zerfall des Staates und der Nation.

Die Stellung des ungarischen Adels hatte eine ähnliche Umwandlung durchzumachen. Auch der ungarische Adelige hatte seinen Grundbesitz als Entlohnung für Kriegsdienste empfangen, und wer vom König Grund und Boden erhielt, war zu Kriegsdiensten verpflichtet. Allein im XVIII. Jahrhundert bildet auch der ungarische Adel nicht mehr die Wehrmacht; er selbst anerkennt seine Unzulänglichkeit zur Verteidigung des Landes und die Notwendigkeit des stehenden Heeres im Ges. Art. VIII v. J. 1715, und abdicirt damit de facto von seiner kriegerischen Rolle, obgleich er nicht zugibt, dass die adelige Insurrection aufgehoben oder auch nur abgelöst werde. Er gibt dies nicht zu, um seinen Rechtstitel auf die Steuerfreiheit aufrecht erhalten zu können, von welcher er wohl wusste, dass sie in innigem

Zusammenhange stehe mit der Verpflichtung zum Kriegsdienste; die Kosten des stehenden Heeres aber musste die steuertragende Bauernschaft bezahlen. Auch in Ungarn wurde aus dem Edelmann ein privilegirter Grundbesitzer, wie überall in Europa. Diese Privilegien wurden in den Augen des Adels zum Gegenstande eines völligen Cultus und das ungarische Staatsrecht erschien in der juridischen Literatur idealisirt als das vollkommenste Werk des menschlichen Geistes. Der Adel hielt die Behauptung für eine unumstössliche Wahrheit, dass die Könige von Ungarn, selbst die Habsburger, Grundbesitz und Adel nur zur Belohnung der lautersten patriotischen Tugenden verliehen hätten, und die Privilegien wurden als die wertvollsten Rechte der Nation gepriesen, von deren Aufrechterhaltung der Bestand der Nation abhänge und deren Fall notwendigerweise den Untergang des Vaterlandes nach sich ziehen müsste. Die gesammte Rechtswissenschaft geht nicht auf die Kritik der bestehenden, auf Schaffung neuer Gesetze, sondern auf Erörterung und Anwendung der alten aus. In den Adelskreisen herrscht ganz ausserordentliche Empfindlichkeit in Sachen der Standesinteressen. Der Adel ist immer und überall misstrauisch; trifft die Regierung irgend eine Verfügung, so beurteilt er dieselbe hauptsächlich vom Gesichtspunkte der Standesprivilegien; er findet häufig selbst in den zweckmässigsten und natürlichsten Verfügungen der Regierung Anlass zu Beschwerden und perhorrescirt alle Neuerungen auf dem Gebiete der Rechtsflege und der Verwaltung. Selbst die geringfügigste Aenderung hält er für gefährlich; man könne nicht wissen, was für Folgen dieselbe für die Adelsprivilegien haben werde. Die bestehende Rechtsordnung hält er für gut; er ist mit derselben zufrieden, weil sie das Standesinteresse vollständig befriedigt. Die ganze Aufmerksamkeit des Adels wird durch das Classeninteresse absorbirt und so rasch er jede Verletzung desselben wahrnimmt, so spät beachtet er die Gefährdung der nationalen Interessen auf Gebieten, welche ausserhalb des Kreises der Classeninteressen liegen. Nur das Standesinteresse erregt Bewegung und spielt eine Rolle im öffentlichen Leben, die nationalen Gesichtspunkte sind unbekannt. Nur hieraus ist die Erscheinung erklärlich, dass der Adel mit jedem Regime zufrieden war, welches die ständischen Interessen nicht beeinträchtigte, selbst wenn es das nationale Interesse im höchsten Maasse gefährdete.

Die Nation ist von der Leitung der grossen Verhältnisse und Interessen ausgeschlosse , sie muss auf den die Geister erhebenden und befruchtenden nationalen Kampf verzichten und in dem Lande, das sich jeder höheren Aspiration begeben hat, würde vollständige Ruhe und Resignation herrschen, wenn nicht die Verteidigung der ständischen Verfassung ab und zu den Adel erregen würde. Der Lärm solcher Erregungen unterbricht die tiefe Stille und er ist das einzige Lebenszeichen im Lande. Allein solche unbedeutende Bewegungen können kaum mehr ein Kampf genannt werden.

Wer sie so nennen wollte, müsste den Massstab für die Grösse geschichtlicher Ereignisse verloren haben. Zu den Zeiten der Rákóczy's greift der Adel noch zu den Waffen, um einen selbstständigen ungarischen Staat zu erringen; nachmals entblösst er um der Verletzung des Nationalinteresses wegen auch nicht eine Klinge mehr. Verdient eine nichtssagende Bewegung, in welcher eine lateinische Rede oder eine in etwas schärferem Tone gehaltene Repräsentation für eine Grosstat galt, ein Kampf genannt zu werden?

Aber selbst zu so zahmen Bewegungen ist die Veranlassung nicht etwa irgend ein höheres nationales Interesse. Die Verfassung, die man verteidigte, war eine ständische, an welcher das Gros der Nation nicht nur keinen Anteil, sondern nicht einmal ein Interesse hatte. Diese Verfassung war ausschliesslich auf die Sicherung des Interesses der herrschenden Classe begründet; sie sicherte ihr alle Rechte im Staate und enthob sie aller drückenden Verpflichtungen. Die ständische Verfassung war einfach nur die staatsrechtliche Organisation des Classeninteresses und sie war dabei so eng, dass das staatliche und nationale Interesse in ihrem Rahmen keinen Raum finden konnten.

Der Adel jener Zeit spricht seine Ansicht von der Bedeutung und dem Werte der avitischen Verfassung ganz offen aus. Seine Auffassung ist einfach die: das Wesen der ungarischen Constitution bestehe darin, dass der Adel keinerlei öffentliche Lasten zu tragen habe; Steuerleistungen für Landeszwecke wären gleichbedeutend mit der Knechtschaft des Adels; und überhaupt: was solle die ganze Verfassung, wenn der Edelmann Steuern zahlen müsste?

Eine derartige Auffassung der Constitution ist keine staatliche, denn die Nation erblickt in ihr keine staatsrechtliche Organisation, welche geeignet wäre, die Gesammtziele der Nation zu verwirklichen; sie ist eine sociale Auffassung, welche in der Constitution einzig und allein ein Mittel zum Dienste des Interesses der herrschenden Classe erkennt. Der Adel zog sich hinter die Wälle dieser Verfassung zurück. Nur etwaige Verletzungen dieser Verfassung vermögen ihn zu erregen, an ihre Verteidigung wendet er all seine Kraft, all sein Denken und Sinnen. Der grösste Teil des Adels war überzeugt, dass er damit in der Tat das höchste Interesse der Nation verteidige; war ja doch in jener Epoche die Nation staatsrechtlich und factisch durch den Adel repräsentirt. Bestärkt wurde diese Ueberzeugung insbesondere dadurch, dass die Dynastie eine fremde war und die Absorption anstrebte; der Adel — sagte man sich — verteidigt also mit der ständischen Verfassung zugleich auch die Selbstständigkeit der Nation.

Allein wenn auch diese Verteidigung diesen factischen Erfolg in der Tat erzielte und es ihr der Form nach gelang, die Selbstständigkeit Ungarns zu wahren, so konnte doch die schädliche Wirkung, welche die ständische

Verfassung ihrer Natur nach notwendig ausüben muss, auch bei uns nicht ausbleiben.

Als nun der Adel den Wert der Verfassung darin erblickte, dass er selber zu den öffentlichen Lasten nicht beizutragen brauche; als er all sein Sinnen und Trachten zumeist auf diesen einen Punkt hin richtete, der übrigen vitalen Interessen der Nation ganz und gar vergass und die Hauptzweige des nationalen Lebens den fremden, feindselig gesinnten Fürsten zur unbeschränkten, die Mitwirkung der Nation ausschliessenden Verfügung preisgab; als er sich die Verteidigung des nationalen Interesses nur mehr als die unabänderliche Aufrechterhaltung der avitischen Verfassung vorzustellen vermag; als er keine positive Tätigkeit mehr entfaltet und die Entwicklung der Kräfte der Nation nicht weiter anstrebt, sondern sich ausschliesslich auf die Wahrung der ständischen Verfassung beschränkt; als der Adel die finanziellen Mittel zur Förderung der materiellen und geistigen Entwicklung der Nation, zur Steigerung ihrer Kraft verweigerte, weil er dies mit der angestammten Verfassung für unvereinbar erachtete, — da wurde diese Verfassung ungeeignet zur Verwirklichung der Interessen der Nation, da hatten die Bewegungen in den Adelskreisen und die avitische Constitution fortan keinen nationalen Gehalt mehr.

Ohne Zweifel gab es Einzelne unter den Adeligen, die schon zu jener Zeit einsahen, dass diese Verteidigung zur Verwirklichung der Zwecke der Nation ungenügend sei. Allein solche Ausnahmen ändern nichts an der historischen Function des Adels in dieser Epoche; der Stand als solcher steht im Banne der oben gekennzeichneten Auffassung und repräsentirt in dieser Epoche kein weiteres Streben in unserer Geschichte. Der Adel ist unfähig, seinem Berufe selbst auf jenem Terrain gerecht zu werden, welches der Nation auf dem Gebiete der inneren Politik geblieben war; er vermag selbst diesen engen Kreis nicht auszufüllen und zieht sich aus dem Rahmen des Landesinteresses in einen noch engeren: in jenen des Classeninteresses zusammen. Unter der Herrschaft der ständischen Verfassung wird die belebende, befruchtende Wirkung der höheren Ziele auf die Geister nicht fühlbar und dann musste in rapider Folge der Niedergang der Nation, die Verkümmerung und Erstarrung ihres Geistes kommen. Und in der Tat: das Ideal erstirbt, keine grossen Gedanken gedeihen in diesem Boden, in dieser Atmosphäre.

Selbst die grosse Vergangenheit der Nation verliert ihren Zauber, das Streben nach nationaler Grösse stählt die Geister nicht mehr, Alles verkümmert und verkommt in diesen Generationen, nur das Elend der Gegenwart herrscht und das Geschlecht gibt sich damit vollauf zufrieden.

III.

Die dritte jener grossen Ursachen, welche in dieser Periode die beispiellose Entkräftung und den Niedergang des nationalen Lebens hervorriefen, war die ungünstige wirtschaftliche und sociale Entwicklung der Nation, deren Folgen diese als Erbschaft früherer Zeiten überkam.

Aeusserlich ist die Gliederung der ständischen Gesellschaft und deren Rechtsordnung im Staate in Ungarn dieselbe, wie in den übrigen Ländern Westeuropa's. Aber es wäre ein Irrtum, wenn Jemand meinen würde, dass auch das innere Leben des nationalen Organismus dasselbe und dass es der gleichen Tätigket fähig gewesen wäre, wie in jenen Ländern. Der Organismus der Nation war unfertig. Es fehlte in demselben ein Glied, welches der Hauptfactor des Aufschwunges, der Macht, der Cultur der europäischen Nationen, das Organ der höheren wirtschaftlichen und geistigen Arbeit ist: die Stadt und das Bürgertum.

Die Stadt ist nicht blos das Resultat des entwickelten wirtschaftlichen Zustandes, sondern die Bedingung der höheren Entwicklung der menschlichen Cultur. Die Geschichte beweist, dass es eigentlich gar keine andere Cultur gibt, als die städtische. Die Ackerbau treibenden Völker haben ohne Zweifel einen höheren Grad der Cultur erreicht als die Fischer-, Jäger- und Nomadenvölker. Aber das grossartige Aufblühen des Handels und der Gewerbe, des Rechtslebens, der Wissenschaft und Kunst war nur in den Städten und nur durch dieselben möglich. Eine Nation, die keine Städte und kein Bürgertum hat, kann keine höhere Cultur besitzen, weil ihr das unentbehrliche Organ derselben fehlt. Die Cultur ist weder aus der Hütte des Bauern, noch aus den Burgen des Adels in die Welt hinausgedrungen. Die Aristokratie war auf dem Gebiete der Cultur im besten Falle ein consumirendes, niemals aber ein wirklich productives Element. Die Arbeit des Bauern stand unter dem Niveau der Cultur; der Adel aber lebte entweder dem Krieg und Kampf oder nachmals dem Genusse, jederzeit aber missachtete er die Arbeit als für ihn unpassend und war stolz darauf, dass er nicht arbeitete. Einzelne mögen sich vielleicht als gewandte Amateurs in der Wissenschaft oder in der Kunst hervorgetan haben, aber der Stand selber hielt die Arbeit nicht nur nicht für seinen Beruf, sondern erklärte dieselbe geradezu für unvereinbar mit der Würde des Adels. Die Cultur aber ist nicht das Werk Einzelner, sondern das Ergebniss berufsmässiger, viele Generationen hindurch fortgesetzter, stetiger Arbeit einzelner grosser Classen der Nation.

Betrachten wir die Karte Europa's im Mittelalter, so sehen wir, dass Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England übersäet sind mit reichen und mächtigen Städten. Hinter den Mauern dieser Städte sind grosse

materielle und geistige Schätze aufgehäuft. Inmitten der allgemeinen Anarchie, der Verwüstung und Verwilderung geht innerhalb dieser nahezu unzugänglichen Burgen die Arbeit des Gewerbsmannes, des Künstlers, des Gelehrten ihren Gang; hier verwahrte der Kaufmann in Sicherheit sein erworbenes Gut. Die Bevölkerung der Stadt bestand aus wesentlich anderen Elementen, als jene des flachen Landes. Hier innen befasste man sich mit höheren wirtschaftlichen Problemen, als draussen. Der Industrielle beherrscht die Naturkräfte und benützt dieselben bei seinem Schaffen, bei der Verarbeitung der Rohproducte. Solche Arbeit erforderte höhere Intelligenz und die Arbeit förderte hinwieder die Entwicklung der Intelligenz. Der Kaufmann verwertete die Producte des Industriellen und zu diesem Behufe war er genötigt, sich Verbindungen und Märkte in anderen Ländern bis jenseits des Meeres zu suchen. Der Kaufmann sah Vieles, sammelte Erfahrungen und gewann einen Ueberblick über Länder und Weltteile, wie keine andere Classe der Nation. Die Bürger der Städte erwarben grosses Vermögen, und Capital in grossem Belaufe war nur hier zu finden. Hieher wandten sich die Fürsten und Grossen, die sich in der Regel in finanzieller Bedrängniss befanden, um Geld. Die Bürgerschaft der Stadt lebt auf engem Raume beisammen, daher auch ihre Verhältnisse verwickeltere sind; aber das Zusammenleben fördert ihre geistige Entwicklung und verleiht ihren Sitten Schliff. Die Menschen sind hier gebildeter, feiner — die Urbanität trägt von urban (städtisch) ihren Namen — und disciplinirter. Das Selbstbewusstsein des Einzelnen wächst und fordert die Freiheit, und inmitten der allgemeinen Unterdrückung und Rechtslosigkeit sind die Städte die Inseln des Rechtes und der Freiheit. Innerhalb der Mauern der Städte schreitet auch die Wissenschaft fort. Hier finden wir Schulen, Universitäten, Bibliotheken. Während Kaiser, Fürsten und Magnaten noch mit den Schwierigkeiten des Lesens und Schreibens zu kämpfen haben, sind in den Städten die Elemente der Cultur bereits allgemein verbreitet. Auch die Civilisation des Adels beginnt sich erst dann auf eine höhere Stufe zu erheben, als er in die Städte zieht und dort ständigen Wohnsitz nimmt. Die geistige Entwicklung und der Reichtum machen auch das Aufblühen der Kunst möglich. In den Städten entstehen die Meisterwerke der Baukunst, die riesigen Dome, öffentliche Gebäude und die Paläste der reichen Bürgerschaft. Städtische Bürger meisseln oder giessen Skulpturwerke und schaffen die Malerei, deren Schöpfungen die ganze civilisirte Welt bewundert. Das städtische Bürgertum schafft die Literaturen, und der gesammte geistige Schatz der Menschheit ist das Ergebniss der Arbeit und Cultur des städtischen Elements. Der Genius, die Weltanschauung, die ganze Individualität der Nation offenbart sich ausschliesslich in dieser umfassenden Arbeit. Was eine Nation vermag, was sie im Leben der Menschheit bedeutet, das ersehen wir einzig und allein aus der Culturarbeit der Stadtbevölkerungen. Der culturelle Nachlass einer

griechischen Stadt wie Athen, von welchem nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, ist für die Menschheit von grösserem Werte, als die Heldentaten aller kriegerischen Völkerstämme der Welt.

In ihrer Blütezeit gestalten sich die Städte zu bedeutsamen politischen Factoren aus und erringen sich die Stellung selbstständiger, mächtiger Staaten. Die Fürsten fördern in wohlbewusster Weise die Entstehung der Städte. Jede erstarkende Stadt, welche im Stande ist, ihre Selbstständigkeit der mächtigen Aristokratie gegenüber zu wahren, ist je ein wertvoller Verbündeter. Das Interesse der Fürsten und der Städte ist eines und dasselbe. Die Aristokratie ist beiden ein unerbittlicher Feind, denn sie strebt dahin, das Königtum zu schwächen und den dritten Stand zu unterdrücken. Die Unterdrückten flüchten in Massen nach den Städten und viele Grundholden werden hiedurch der grundherrlichen Gewalt ledig und gelangen zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit. Die kriegerisch organisirte und kampfgeübte Bürgerschaft der mit starken Mauern umgebenen Stadt war ein wichtiger militärischer Factor sowohl der Aristokratie gegenüber, als auch im Falle eines feindlichen Angriffes von aussen her. Die stärksten Festungen der westeuropäischen Staaten waren die Städte. Die Fürsten bezogen den grössten Teil der Geldmittel zur Führung ihrer Kriege aus den Städten; und ebendaher ward ihnen die moralische und intellectuelle Unterstützung ihrer auf Verwirklichung der Rechtssicherheit, der öffentlichen Ordnung und aller staatlichen Zwecke gerichteten Bestrebungen zuteil. Als dann nachmals das Königtum mit Hilfe der Städte erstarkt war, als es die Aristokratie bewältigt und sich zu einer absoluten Macht ausgestaltet hatte — da geht auch die politische Bedeutung der Städte abwärts. Ueberdies stellt sich auch noch der wirtschaftliche Niedergang ein, welchen die Veränderung in der Richtung des Weltverkehrs hervorgerufen hat. Gleichwohl bleibt aber das Bürgertum auch noch fernerhin ein grosser politischer und cultureller Factor und was es, zum Selbstbewusstsein erwacht, bei der Neugeburt einer Nation vermochte, das zeigt die französische Revolution, von welcher die Umgestaltung ganz Europa's ihren Ausgang nimmt. Es war eine Macht, welche das Königtum, die Kirche, den Adel zu stürzen vermochte im Namen von Principien, welche in directem Widerspruch standen mit der vom Mittelalter überkommenen gesellschaftlichen und staatlichen Rechtsordnung. Es führte für diese Principien gewaltige Kriege, schlug das ganze feudale Europa zu Boden, verwirklichte seine Principien in der Organisation des neuen Staates, brach mit den Traditionen der Vergangenheit und inaugurirte eine neue Epoche, nicht in Frankreich allein, sondern in der Geschichte der gesammten Menschheit.

Betrachten wir unser Vaterland, so suchen wir im Organismus der Nation diesen mächtigen Factor, dieses zur höheren wirtschaftlichen und geistigen Arbeit der Nation unentbehrliche Organ vergebens. Es gibt zwar

Städte auf dem Gebiete des Landes und in denselben wohnen auch Bürger, sie sind rechtlich als besonderer Reichsstand anerkannt, aber gleichwohl ist ihre Rolle im Leben der Nation nicht dieselbe, wie jene des Bürgertums der anderen europäischen Nationen. Und dieser grosse Unterschied stammt daher, weil das Bürgertum in Ungarn nicht aus der Nation hervorgewachsen ist, sondern sich durch die Ansiedlung fremder Elemente künstlich gebildet hat und — einige Ausnahmen abgerechnet — auch späterhin nicht mit dem Körper der Nation verschmolzen ist. Ungarn hatte ein Bürgertum, wenn dasselbe auch nicht so bedeutsam, reich und mächtig war, wie im übrigen Europa, — allein dieses Bürgertum war kein ungarisches.

Ein namhafter, charakteristischer Zug unserer Könige aus dem Hause Árpád ist die Unbefangenheit, die Duldsamkeit, ja die Vorliebe, welche sie den fremden Elementen gegenüber bekundeten. Es ist aus der Geschichte bekannt, wie Stefan der Heilige das Leben der Nation auf neuen Grundlagen, nach fremden Vorbildern, mit fremder Beihilfe organisirte. Die Eroberer fanden im Lande selbst viele Nichtungarn vor; aber die planmässige Ansiedlung der Deutschen und die Verleihung von Privilegien an dieselben weist darauf hin, dass unsere nationale Dynastie mit tiefer Einsicht einem grossen Uebelstande abzuhelfen bestrebt war, welcher zur Folge hatte, dass das Land schwach war und zurückblieb. Die Bevölkerung war im Verhältniss zu der Ausdehnung des Landes dünn, an Zahl gering. Ganze grosse Landstriche waren mit Urwäldern, oder durch das Austreten der Flüsse entstandenen Morästen bedeckt. Die auf materielle Entwicklung des Landes abzielende wirtschaftliche Politik der Árpáden nahm daher zur Ansiedlung von Fremden ihre Zuflucht. Die Colonisten kamen aus wirtschaftlich entwickelteren Ländern. Sie waren mit dem Ackerbau bereits vertrauter, sie verstanden den Bergbau, Gewerbe und Handel und trugen die Elemente der höheren Cultur unter die in primitiven Verhältnissen lebende ungarische und slavische Bevölkerung. Diese Colonisirung geschah jedoch in so grossen Dimensionen, dass sie geradezu eine drohende Gefahr für das Ungartum bildete. Von den südwestlichen Landesgrenzen hinauf nach dem Norden, von hier der ganzen Nordgrenze entlang gegen Südost bis hinab an den südlichsten Punkt Siebenbürgens zog sich eine fast ununterbrochene Kette deutscher Ansiedelungen, stellenweise von ziemlicher Breite und mit beträchtlichen Massen bevölkert. In den Comitaten Baranya, Weissenburg, Zala, Eisenburg, Oedenburg, Wieselburg, Pressburg, Raab, Trencsin, Neutra, Turocz, Bars, Hont, Sohl, Liptau, Zips, Gömör, Abauj, Sáros, Bereg, Ung, Szatmár, Marmaros, Pest occupirten Deutsche die vom Gesichtspunkte des Verkehrs besonders wichtigen Hauptorte. Ein Teil derselben trieb und treibt noch heute Ackerbau. Aber wirklich städtisches Leben entwickelte sich nur an Orten mit deutscher Bevölkerung. Diese Städte erfreuten sich ansehnlichen Aufschwunges, trieben Gewerbe und Handel in namhaftem Umfange,

die Bürgerschaft erwarb Vermögen, welches den Luxus ermöglicht. An ihren Wohnhäusern, öffentlichen Gebäuden und Domen sind die Spuren des Einflusses deutscher Kunst ersichtlich. Ihre materielle und geistige Entwicklung erreicht eine nicht unbedeutende Höhe und sie drücken der Gegend, welche sie besetzt halten, das Gepräge der Cultur auf. Zu König Mathias' Zeiten bestehen bereits in allen königlichen Städten Schulen, die berühmtesten zu Bartfeld, Leutschau, Kaschau, Weissenburg, zu einer Zeit, da selbst von den Bannerherren nur Wenige des Schreibens kundig waren, so Stefan Báthory, Ladislaus Rozgonyi, Ladislaus Országh de Guth und Andere, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Auf der grossen Ebene des Alföld dagegen, welche das ungarische Element bewohnt, entwickelt sich kein städtisches Leben und deshalb wäre das durch die Colonisten geschaffene städtische Element für die Nation ein unermesslicher Schatz gewesen, wenn es in Sprache, in Gesinnung und Gefühl ungarisch geworden wäre.

Allein die Colonien erhielten ihren deutschen Typus aufrecht. Die Berührung und Verbindung zwischen ihnen und ihrem Mutterlande hörte niemals auf. Die Colonisirung war in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ein grosser Gewinn für das Land; aber die Cultur der deutschen Inseln wurde nicht Gemeingut der ganzen Nation, sie bildete keinen organischen Teil der Entwicklung des nationalen Lebens, wie im westlichen Europa. Da diese Colonisten Deutsche waren und Deutsche blieben, standen sie unter dem Einflusse des deutschen Rechtslebens, deutscher Wissenschaft und Kunst und betrachteten den Ungar als Fremden, den sie in seinem eigenen Lande von dem städtischen Leben auszuschliessen berechtigt seien; diese Städte nahmen keinen Anteil an dem geistigen Leben und Streben der ungarischen Nation und konnten sonach auch Dasjenige nicht ersetzen, was im Organismus der Nation fehlte: ein ungarisches städtisches Bürgertum. Es kommen zwar vereinzelte Fälle vor, dass deutsche Städte sich magyarisiren, wie Klausenburg, oder dass ein Eindringen des ungarischen Elementes in einzelne Städte ersichtlich ist, wo dasselbe dann auch entsprechenden Einfluss im städtischen Leben anstrebt und für einige Zeit auch in der Tat erringt; allein alles das ändert nichts an der allgemeinen Situation und an der historischen Tatsache, dass ein ungarisches städtisches Leben in westeuropäischem Sinne in unserem Vaterlande nicht bestand; ja es gab ganze Gegenden im Lande, wo überhaupt keine Stadt zu finden war und auch heute nicht zu finden ist.

Und das hatte seine grossen Consequenzen. Das Königtum hätte, nachdem es der königlichen Burgen und Burgbesitzungen, welche es in militärischer und finanzieller Hinsicht von der Aristokratie unabhängig gemacht haben würden, verlustig gegangen war, nur mit der Unterstützung eines reichen, mächtigen Bürgertums jene Unabhängigkeit und Macht

wiedergewinnen können, deren es zur Erfüllung seines Berufes bedurfte. Ohne einen solchen Verbündeten, welcher ein Gegengewicht zu der Macht der Aristokratie gebildet haben würde, war das Königtum dieser letzteren bedingungslos preisgegeben. Den persönlichen Eigenschaften einiger Könige ist es zu danken, dass im Lande einigermassen Ordnung platzgriff, und wenn es ihnen gelang, die Kraft der gesammten Nation zu vereinigen, waren sie im Stande, ihre Gewalt auch nach aussen hin fühlbar zu machen und Ungarn wurde eine expansive Macht. Allein das waren nur kurze Zeitperioden. Im Leben der Nation sind die Anzeichen der Schwäche ersichtlich. Die Gestaltung ihrer Gesellschaft ist eine einseitige und der Erstarkung nicht günstige. Die Nation hat nur eine Aristokratie und eine Bauernschaft. Die eine war ein principieller Widersacher, die andere war keine Stütze des Königtums, dieses seiner Natur nach einigenden, organisirenden, das öffentliche Interesse repräsentirenden Factors. Die Schwäche des Königtums entsprang aus der übermässigen Macht der Aristokratie, welcher kein mächtiges Bürgertum das Gleichgewicht hielt. Und die Schwäche des Königtums zog immer auch die Schwäche der Nation nach sich. Es ist nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht möglich, blos mit einer Aristokratie einen Staat zu organisiren und für lange Zeit aufrecht zu erhalten. Das beweist die auf Mathias folgende Periode unserer Geschichte. Selbst die auf den Adelsstand gegründete Heeres-Organisation war nicht mehr im Stande, das Land gegen den Ansturm der türkischen Macht zu schirmen; die Nation unterlag bei Mohács sozusagen ohne Widerstand. Es war der Aristokratie gelungen, das Königtum unmöglich zu machen, und dadurch hatte sie zugleich die bürgerliche und militärische Organisation des Landes unmöglich gemacht.

Der Mangel an Städten in dem von Magyaren bewohnten Niederlande war für das Reich auch vom Standpunkte des Kriegswesens verhängnissvoll. Eine an der Südgrenze verlorene Schlacht hatte in der Regel zur Folge, dass dieses schwer zu verteidigende Gebiet in Feindeshand fiel. Der Landstrich hatte keine namhaften befestigten Plätze, welche den Feind aufgehalten, ihn zur Teilung seiner Heeresmacht genötigt und hiedurch die Verteidigung des Landes erleichtert haben würden. Das kleine Güns vermochte ein riesiges Kriegsheer in Schach zu halten; an den nicht einmal sonderlich starken Basteien Wiens brach sich zu wiederholten Malen die Macht der Osmanen. Ueber die gebirgigen Gegenden Ungarns, wo es mehr Burgen und Städte gab, hat sich die Türkenherrschaft niemals verbreitet.

Der Mangel an städtischem Elemente war eine grosse Lücke im Organismus der Nation und er war die Ursache, dass die Individualität der Nation sich nicht entwickelte und sich nicht so weit zu consolidiren vermochte, dass sie im Stande gewesen wäre, dem fremden Einflusse zu widerstehen, im eigenen Lande selber als Führer auf dem Gebiete der Cultur aufzutreten, an den wichtigeren Verkehrs- und Culturpunkten ihre Sprache,

ihren nationalen Charakter zu dem herrschenden zu machen. Es trat das gerade Gegenteil dessen ein. Die Städte des Landes waren deutsche, ja was mehr: Ungarn hatte nicht einmal eine ungarische Hauptstadt. Es ist sicherlich ein in der Geschichte der Nationen völlig vereinzelt dastehender Fall, dass eine Nation eine Hauptstadt habe, wo man ihre Sprache nicht versteht. Die Hauptstadt Ungarns war in dem Maasse deutsch, dass noch vor fünfzig Jahren der ungarische Handwerker, der sich in jungen Jahren hier ansässig gemacht, nach einigen Jahrzehnten mitten in der Hauptstadt seiner Nation seine Muttersprache vergessen hatte, nicht anders, als ob er nach Deutschland ausgewandert wäre.

Und ebenso bedeutende Consequenzen hatte der Mangel an einem städtischen Bürgertum und einer nationalen Cultur auch für das Leben des Adels.

Als nach dem Szathmárer Friedensschlusse der innere Friede wieder hergestellt war und später das gesammte Gebiet des Landes von der Türkenherrschaft befreit wurde, kam der Adel in eine weitaus günstigere Lage. Das Land lebt fortan Tage der Ruhe, die Besitzungen fangen an, bessere Erträgnisse zu liefern. Die Bedingungen des Genusses: Geld und Lust, stellen sich beide ein. Die Genüsse der Cultur jedoch vermochte man sich in Ungarn nirgends zu beschaffen. Wien war der nächste Punkt, wo reiche, grosse Herren dem Genusse leben konnten. Dort hielt ein mächtiger Herrscher einen glanzvollen Hofstaat und zog in den Bereich desselben die reichen und hochstehenden Familien nicht seines Reiches allein, sondern auch des Auslandes. Die Stadt selbst war ein Magazin aller erforderlichen Luxusartikel. Von der frivolsten Unterhaltung bis zum höchsten geistigen Genusse war hier Alles zu finden. Gehaltlose Spektakel wie gute Theater, vorzügliche Musik, der Umgang mit gebildeten geistvollen Menschen, mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten bot sich hier dar und überdies war hier das Centrum der Macht, die reiche Quelle, aus welcher fürstliche Auszeichnungen, Aemter, Güter, Ansehen und Einfluss zu schöpfen waren. Nicht nur wer geniessen wollte, auch wer ernsten Zielen zustrebte, konnte Wien nicht vermeiden; der Weltmann so gut wie der Politiker konnte nur hier jene Verbindungen anknüpfen, welche ihm zur Erreichung seiner Zwecke unentbehrlich waren. Wer einmal in dieser Atmosphäre gelebt hatte, vermochte sich schwer anderswo zu akklimatisiren. Der Hof lockt die ungarischen Herren planmässig nach Wien und diese strömen in Schaaren dahin. Keiner geht in der bestimmten Absicht, sich von der Nation loszusagen, sich zu germanisiren. Man lernt anfangs die deutsche Sprache nur, um sich dem deutschen Hofe und der deutschen Stadt anzubequemen. Die Kenntniss des Deutschen und Französischen war unentbehrlich der Politik, des Fürsten, der Mitglieder des Herrscherhauses wegen. Anfangs gab man der Notwendigkeit nach, später gewöhnte man sich an die fremde Sprache und

endlich wurde dieselbe Bedürfniss. Man schöpfte seine Bildung aus fremden Literaturen, aus dem Umgange mit fremder Gesellschaft; man trat in einen fremden Ideenkreis ein und so wurden zunächst die Denkungsart und nachmals die Sprache fremd. Die fremde, entwickeltere Cultur brachte ihr volles Uebergewicht zur Geltung. So entfremden sich dem Ungartum vorerst unsere in Wien lebenden Magnaten, dann nach ihrem Beispiele auch die übrigen. Die Erziehung, welche darauf abzielt, Bildung zu erwerben, wird eine fremde. Der hohe Adel bedient sich nicht mehr der Sprache seiner Nation. Und er übt kraft seiner gesellschaftlichen Stellung auch auf den mittleren Adel Einfluss und dieser folgt alsbald dem Beispiele des Magnatentums. In Gegenden mit nichtungarischer Bevölkerung schwindet die ungarische Sprache auch aus den Kreisen des mittleren Adels, der im öffentlichen Leben von derselben in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ohnehin keinen Gebrauch mehr macht.

Diesem Drucke, dieser umgestaltenden Kraft der fremden Cultur hätte die Nation nur in einem Falle widerstehen können: wenn ihr selber eine bestimmte culturelle Individualität eigen gewesen wäre, welche dem ganzen Wesen des Einzelnen ihr Gepräge aufgedrückt, ihn gestählt und zum Widerstande gegen die fremde Cultur befähigt haben würde. Wo diese Momente gegeben waren, dort erstreckte sich der Einfluss der fremden Cultur nur so weit, dass der Einzelne sich die Ergebnisse der Civilisation zu eigen macht, ohne sich seines nationalen Charakters zu entkleiden, und diese Ergebnisse erscheinen dann assimilirt, in nationaler Gestaltung in der Literatur.

Da jedoch die Individualität der ungarischen Nation in Cultur und Literatur nicht entwickelt, nicht consolidirt war, vermochte sich der Einzelne auch nicht auf eine entwickelte ungarische Cultur und Literatur zu stützen und war daher nicht im Stande, der entnationalisirenden Wirkung der fremden Cultur zu widerstehen.

Dies sind die Ursachen der raschen und nahezu allgemeinen Germanisirung des Adels im XVIII. und zu Anfang des XIX. Jahrhunderts. Den nationalen Charakter und die nationale Sprache bewahrte nur Derjenige, der mit der fremden Cultur in keine Berührung trat; allein mit diesem Vorurteile gingen dann auch Rohheit und Unbildung Hand in Hand. Selbst Diejenigen, welche das Ideal einer nationalen Cultur im Herzen trugen und sich um die Schaffung einer ungarischen Literatur mühten, wie Kazinczy, waren von fremdem Geiste durchtränkt und nicht im Stande, die Resultate ihrer Bildung in nationaler Form zu gestalten. Viele Zeit musste vergehen, bis der Genius der Nation in unserer Literatur in die Erscheinung trat. Aber auch dann stieg er aus den unteren Schichten des Volkes empor, um die erkalteten Herzen zu erwärmen und allmälig der Nation ihre Grossen und Mächtigen wieder zu gewinnen, welche die fremde Strömung herausgerissen hatte aus der Gemeinsamkeit des nationalen Lebens; eben so wie

auch in Deutschland die durch grosse Geister bürgerlichen Standes geschaffene deutsche Literatur die Höfe und den Adel, welche völlig französisch geworden waren, ihrer Nationalität wiedergewinnt.

Die oberen Schichten des Adels waren durch den Mangel an einer nationalen Cultur und Literatur der Nation entfremdet worden. Oder fordern wir vielleicht von der Aristokratie, dass sie auch die nationale Cultur hätte schaffen müssen? Machen wir es etwa ihr zum Vorwurf, dass es uns an Industrie und Handel, an Architecten, Bildhauern, Malern, Dichtern und Gelehrten fehlte und dass nicht sie die höhere wirtschaftliche und geistige Arbeit der Nation verrichtete? Allein, gab es denn eine Aristokratie, welche dies zu leisten im Stande gewesen wäre? Sie tat diese Arbeit nicht, weil es ihr unmöglich war, sie zu tun, weil das Organ dieser Tätigkeit im Leben der Nationen nicht der Adel, sondern das Bürgertum ist.

Halten wir uns das vor Augen, dann werden wir über den ungarischen Adel nicht mehr ein so hartes, vernichtendes Urteil fällen, als man dies bisher zu tun pflegte. Es gibt keinen entsetzlicheren Anblick, als wenn sich eine Nation sich selber entfremdet, dieses langsame Hinsterben, welches sich zwischen dem Aufgeben ihrer selbst und der völligen Vernichtung vollzieht. Es fällt uns schwer, den Abscheu zu unterdrücken, wenn wir an die Schmach zurückdenken, welche der Nation widerfuhr, als die oberen Schichten ihrer Aristokratie sie verliessen, sie geringschätzten, ihre Sprache verhöhnten. Und dennoch muss der Geschichtschreiber milder urteilen, denn diese Erscheinung erklärt sich nicht aus der Frivolität, der Bosheit, dem Byzantinismus oder der Habgier Einzelner; sie muss eine bedeutendere Ursache haben, welcher niemals die Masse der Alltagsmenschen, sondern höchstens eine geniale Individualität zu widerstehen vermag. Nicht die Einzelnen trugen die Schuld; die Nation selbst war schwach und gab Jene wehrlos dem fremden Einflusse preis.

Uebrigens waren auch die Zeiten selber dem Erwachen und Erstarken des nationalen Selbstbewusstseins nicht günstig. Und deshalb wäre es eine grosse Ungerechtigkeit, wenn man über den ungarischen Adel den Stab brechen wollte, weil er im XVIII. Jahrhundert nicht von starkem Nationalgefühl beseelt war. Aber ebenso wäre es ein arger Anachronismus, wollte man behaupten, dass in der ständischen Gesellschaft dieser Periode das Nationalgefühl als politisches Motiv wirksam gewesen sei. Jene Zeit kannte noch nicht die nationalen Gesichtspunkte im heutigen Sinne des Wortes, jene nationale Sentimentalität und Schwärmerei, die wir bei Széchenyi bereits beobachten können. Während die in Stände zerklüftete Gesellschaft sich den Fesseln des Classeninteresses kaum zu entwinden vermag, sind in der Wissenschaft, in der Kunst und auch im Staate die allgemeinen Gesichtspunkte der Menschheit herrschend und man kennt noch nicht die Wahrheit, dass das allgemein Menschliche nur durch Vermittlung der natio-

nalen Individualität zu verwirklichen ist. In ganz Europa finden wir Indifferentismus gegenüber den nationalen Gesichtspunkten. Der deutsche und der italienische Partikularismus sind allbekannt; er hat die deutsche und die italienische Nation zerstückelt. Die deutschen Fürsten verfolgen zum überwiegenden Teile eine antinationale Politik und sind bereit, sich mit jedem Feinde des Deutschtums zu verbünden, wenn daraus Vorteil zu hoffen ist. Die deutschen Höfe werden französisch; einer der grössten Fürsten Deutschlands, Friedrich II., schreibt seine Werke in französischer Sprache und blickt auf die literarischen Strebungrn der Deutschen mit Geringschätzung herab. Selbst in der Poesie Goethe's und Schiller's ist noch die allgemein humanistische Idee die herrschende und das Nationalgefühl fehlt. Der französische Adel emigrirt und sucht mit Hilfe fremder Waffen die Revolution in Blut zu ersticken, welche jene staatliche Ordnung zu Falle gebracht hatte, die seinen Interessen entsprechend war. In Russland herrscht deutscher und französischer Geist in den gebildeteren Kreisen, am Hofe, in der Wissenschaft und in der Regierung. Die Idee der nationalen Politik im heutigen Sinne des Wortes keimt erst im XIX. Jahrhundert empor und ihr Ursprung ist die Erkenntniss, dass der Staat nicht allein ein Machtfactor, nicht blos ein legislatorischer und administrativer Organismus und ein Mittel zur Verwirklichung einer gewissen abstrakten Freiheit sei, sondern auch die Form, in welcher eine Nation nach ihrer eigenen Individualität lebt und sich entwickelt. Das XIX. Jahrhundert fordert die nationale Individualität als Grundlage des Staates. Und die Wirkung dieser Auffassung ist die, dass sie jene Staatengebilde zersetzt, welche aus verschiedenen nationalen Elementen bestehen und hinwieder die verwandten nationalen Elemente, welche frühere staatliche Gestaltungen von einander getrennt hatten, zu einem Staate vereinigt.

All das müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir über vergangene Generationen nicht ungerecht urteilen wollen. Nur wenn wir den Geist jener Periode kennen, in welcher sie gelebt haben, nur wenn wir die eigenartige Gestaltung der Nation, ihre historische Entwicklung, ihre Organisation, ihr Verhältniss zum Fürsten und dem unter seiner Herrschaft stehenden Reiche, sowie die notwendige Auswirkung aller dieser Factoren auf das nationale Leben in Betracht ziehen, — nur dann werden wir die geschichtlichen Ereignisse dieser Periode zu erklären vermögen, welche sonst im Leben einer unter normalen Verhältnissen stehenden Nation unverständlich bleiben würden.

Die allmälige Entwicklung eines Jahrhunderts, das successive Eindringen der europäischen Ideen und Civilisation bewirkt die Umwandlung des ungarischen Adels, erweckt in ihm das nationale Bewusstsein und erhebt ihn auf die Höhe der nationalen Interessen; er beginnt einzusehen, dass das Classeninteresse und die ständische Verfassung mit den Interessen

der Nation im Widerspruche stehen. Er nimmt den Kampf auf gegen die avitische Verfassung. Und dieser Kampf steht einzig in seiner Art da in der Geschichte Europa's. Wir sehen einen Adel, der die Demokratie ersetzen und jene Arbeit leisten will, zu welcher das Bürgertum berufen wäre. Ein Teil der Aristokratie kämpft ein Vierteljahrhundert hindurch mit Begeisterung für die Ideen und Institutionen der Demokratie, gegen seine eigenen Prärogative, ohne irgendwelche Pression seitens der Demokratie, ja selbst ohne deren Zutun, bis er schliesslich die ständische Verfassung zu Falle bringt.

Um aber diese glanzvolle Periode unserer Geschichte zu verstehen und die Höhe ermessen zu können, zu welcher sich der ungarische Adel emporgeschwungen, müssen wir auch die Tiefe des Niederganges in der vorangehenden Periode kennen. BÉLA GRÜNWALD.

FINANZEN DER BUNDESSTAATEN.*

Es mag der Competenzkreis der Bundesstaaten, der Staatenbündnisse, der Personal- und der Realunionen ein weiterer oder ein engerer sein, immer werden sich gemeinsame Aufgaben, somit auch gemeinsame Bedürfnisse, für deren verfassungsmässige Bedeckung Sorge getragen werden muss, ergeben. Die zwischen Ungarn und Oesterreich bestehende Union hat gleichfalls gemeinsam zu erledigende Aufgaben und Ausgaben im Gefolge, hinsichtlich deren die Bedeckungsart und die Proportion der Bedeckung jeweilig von zehn zu zehn Jahren festgesetzt wird. Diese Regelung steht jetzt gerade wieder vor der Tür und dürfte es daher vielleicht von Interesse sein, einen vergleichenden Blick auf solche gemeinsame Angelegenheiten einiger der hauptsächlichsten Staatenverbände, die hiedurch verursachten Kosten und deren Bedeckungsart zu werfen.

Am losesten ist das Band zwischen Finnland und Russland, Holland und Luxemburg, Schweden und Norwegen, wo es kaum einen gemeinsamen Bedarf gibt. So haben Finnland und Russland gar keine gemeinsamen Angelegenheiten; die diplomatische Vertretung kennt gar kein Finnland. In Petersburg tagt eine Commission für finnische Angelegenheiten, im Uebrigen besitzt das Grossfürstentum seine eigene Gesetzgebung, Regierung, Armee, Marine, sein selbstständiges Zollgebiet, eigenes Steuersystem, eine Bank für Finnland und besondere Staatsschulden. Zu den russischen Staatsausgaben trägt das Grossfürstentum nichts bei, ausser 280,000 finnische Mark (à 50

* Vortrag, gehalten in der nationalökonomisch-statistischen Section der ung. Akademie der Wissenschaften, am 15. Februar 1887.

Kreuzer öst. Währ.), die dem Czar-Grossfürsten zur unmittelbaren Verfügung gestellt werden. Es existiren demnach keine gemeinsamen Einnahmen, keine gemeinsame Bedeckung, blos ein Pauschale für den gemeinsamen Regenten.

Das mit Holland in Personal-Union befindliche Grossherzogtum Luxemburg hat in jeder Hinsicht seine selbstständige Gesetzgebung. Es unterhält eine eigene Armee, schliesst mit fremden Staaten separate Verträge ab, hat ein selbstständiges Steuersystem und eigene Staatsschulden. In zollpolitischer Beziehung gehört das Grossherzogtum zum deutschen Reichs-Zollgebiet und participirt an den Zoll- und Verzehrungssteuer-Einnahmen dieses Gebietes im Verhältnisse seiner Bevölkerungszahl. Im Haag wird der Grossherzog durch einen Secretär vertreten; es gibt weder gemeinsame Einnahmen noch gemeinsame Kosten; der Grossherzog bezieht eine Civilliste von 200,000 Franken.

Zwischen Schweden und Norwegen besteht keine Personal-, sondern eine Realunion mit gegenseitigem Schutzbündniss. Gemeinsam sind blos die auswärtigen Angelegenheiten, die durch einen — den schwedischen — Minister des Aeussern versehen werden. Ueber Krieg und Frieden, über alle diplomatischen Fragen, die beide Staaten berühren, über die Kosten des diplomatischen und des Consulardienstes wird im gemeinsamen Staatsrate verhandelt. Dort werden auch die internationalen, sowie die gegenseitigen staats- und finanzrechtlichen Verhältnisse beider Länder, sowie sonstige gemeinsame oder gegenseitige Angelegenheiten, die im Uebrigen der Beschlussfassung der selbstständigen Legislativen unterliegen, beraten. Jedes der beiden Länder hat seinen eigenen Staatsrat, sodann beide zusammen für ihre erwähnten gemeinsamen Angelegenheiten den gemeinsamen Rat. Hält der Staatsrat seine Sitzungen an dem gewöhnlichen Residenzorte des Königs, in Stockholm, so hat, so oft eine gemeinsame Angelegenheit zur Verhandlung gelangt, ein norwegischer Staatsminister, sowie jene beiden norwegischen Staatsräte, die der Person des Königs im Falle seiner Abwesenheit aus Norwegen ständig zugeteilt sind, an der Beratung teilzunehmen. Hält dagegen der König einen Staatsrat über gemeinsame Angelegenheiten in Norwegen ab, müssen demselben drei schwedische Staatsräte zugezogen werden. Der gemeinsame Staatsrat kann daher ein schwedisch-norwegischer oder ein norwegisch-schwedischer sein, da an demselben die Staatsräte des betreffenden Landes vollzählig, von den Staatsräten des anderen Landes aber nur die der Person des Königs zugeteilten Teil nehmen.

Zu den Beschlüssen der in Stockholm abgehaltenen gemeinsamen Staatsräte wird jedoch das Gutachten der norwegischen Regierung eingeholt, soferne die Dringlichkeit des Gegenstandes dies gestattet. Gemeinsamer Minister ist daher blos der schwedische Minister des Aeussern. Gemeinsam ist ferner die diplomatische Vertretung; die fremden Staaten sind blos in Stockholm diplomatisch vertreten, Consuln gibt es in Schweden und in

Norwegen, jedoch umgekehrt keine schwedischen und norwegischen Consuln. Dagegen existiren aus der Zeit vor der Union herrührende Verhältnisse zu fremden Staaten, welche auch jetzt entweder Schweden oder Norwegen allein berühren. Es kommen auch jetzt noch Verträge eines oder des anderen der beiden Länder mit fremden Staaten vor, z. B. in Grenzregulirungs- oder wirtschaftlichen Angelegenheiten. In diesen Fällen sind die Acten blos in der Sprache des betreffenden Landes, sonst in beiden Sprachen abgefasst. Die Angehörigen der beiden Staaten werden gegenseitig in dem Nachbarlande als Ausländer betrachtet.

Die durch die auswärtigen Angelegenheiten verursachten Ausgaben werden in den Budgets jedes der beiden Länder separat votirt, es gibt demnach kein gemeinsames Budget. Zu den Kosten des Ministeriums des Aeussern und des diplomatischen Dienstes tragen die beiden Staaten im Verhältnisse ihrer Bevölkerungszahl, nämlich Schweden $^{12}/_{17}$, Norwegen $^{5}/_{17}$ bei; zu den Consular-Ausgaben zahlt Norwegen mit Rücksicht auf seine ausgebreitete Schiffahrt einen höheren Beitrag. Die Quote ist demnach nicht rein auf der Basis der Kopfzahl bemessen. Ausser den auswärtigen, gibt es keine gemeinsamen Angelegenheiten. Die Civilliste wird durch jedes der beiden Länder besonders gedeckt, und zwar wird dieselbe durch die norwegische Gesetzgebung bei der Tronbesteigung des neuen Königs für dessen ganze Regierungsdauer votirt, durch das schwedische Parlament dagegen immer blos auf ein Jahr. Die schwedische Civilliste beträgt 1.338,000, die norwegische 483,000 Kronen. Jene ist ungleich höher, da Schweden viel reicher, und die ständige Residenz des Königs Stockholm ist. Jeder der beiden Staaten hat seine eigene Armee, Marine, eigene Staatsschulden, eigenes Steuer- und Zollwesen. Schweden ist von Norwegen durch eine innere Zolllinie getrennt; der Aussenhandel jedes der beiden Länder mit manchen fremden Staaten, wie z. B. England, Russland und dem deutschen Reiche, ist viel bedeutender als ihr eigener gegenseitiger Verkehr. Das Münzsystem ist dasselbe für beide Staaten, die Münzeinheit ist die Krone = $^{1}/_{2480}$ Kilogr. fein Gold, die auch in Dänemark, welches gleichfalls der skandinavischen Münz-Union angehört, Geltung hat. Getrennt und ganz selbstständig ist ferner das Bankwesen beider Staaten.

Nachdem es, wie gesagt, ausser den auswärtigen, keine gemeinsamen Angelegenheiten gibt, findet erwähnter, meist auf Basis der Bevölkerungszahl normirter Schlüssel blos auf diese seine Anwendung.

Viel enger ist das innere Band, welches die Vereinigten Staaten Nordamerikas und dasjenige, welches die einzelnen Cantone der Schweiz miteinander verknüpft. Viel häufiger treten gemeinsame Angelegenheiten mit gemeinsamer Bedeckung bei diesen, nach Aussen eine vollständige Einheit repräsentirenden föderirten Republiken auf.

Die Grundidee der Verfassung der Vereinigten Staaten ist die Annahme,

dass die Bevölkerung der die Union bildenden Staaten gewisse gemeinsame Interessen hat, deren staatliche Wahrung einer nationalen Centralgewalt übertragen werden müsse, während gewisse andere Interessen und Bedürfnisse der Obsorge der einzelnen Staaten überlassen werden können. Der legislative und gouvernementale Wirkungskreis der Union ist jedoch von der Competenz der Staaten nicht scharf abgegrenzt und gehören daher staatsrechtliche Competenzconflicte nicht zu den Seltenheiten; doch ist die unbestreitbare Competenz der Centralgewalt eine sehr weitgehende und fiel in strittigen Fällen die Entscheidung von lange her gegenüber den föderativen Bestrebungen einzelner Staaten zu Gunsten der Bundesgesetzgebung und der Centralisation aus.

Der Congress und der Präsident der Union sind berechtigt, die zum Schutze und im Interesse des Gasammtwohles der Vereinigten Staaten nötigen Gesetze und Verfügungen zu erlassen; der Congress ist berechtigt (Art. I, Abschnitt 8, § I) zu diesem Behufe, sowie zur Tilgung der Staatsschulden Steuern, Gebühren, Zölle und Gefälle zu decretiren und einzuheben.

Im Interesse der Landesverteidigung ist das auswärtige Departement und das Kriegswesen gemeinsam. Die Kriegsmacht der Union besteht aus 30,000 Mann Linientruppen zu Lande, 1500 auf den Kriegsschiffen und 7500 Matrosen. Die sonstige Kriegsmacht besteht zu Friedenszeiten blos aus den Miliztruppen der Staaten, die aber im Falle innerer Wirren dem Befehle des Präsidenten der Union untergeordnet sind. Im Kriegsfalle verfügt die Bundesgewalt über die gesammte waffenfähige Bevölkerung. Gemeinsame Angelegenheiten bilden für die Union der Handel und Verkehr mit fremden Staaten, derjenige der eigenen Staaten untereinander und mit den Indianern. Berührt irgend eine Handels- oder Verkehrsangelegenheit einen Staat allein, so gehört selbe in die alleinige Competenz desselben und nicht in diejenige der Bundesgewalt. Die allgemeine, auf die Eisenbahnen, Canäle, Häfen und Telegrafen bezügliche Gesetzgebung fällt in die Wirkungssphäre des Congresses. Es bildete lange Zeit eine strittige Frage, ob die Union solche Verkehrsmittel oder Landstrassen bauen dürfe? Die Frage wurde im bejahenden Sinne entschieden und zeugen heute die grossen Arbeiten der Union, die der Pacific- und anderen interoceanischen Bahnen gewährten reichlichen Subventionen an Geld und Land in beredter Weise für die Competenz der Bundesgewalt. Das Geldsystem ist einheitlich geregelt; einzelne Staaten können keine Staatsnoten emittiren. Das Zettelbankwesen ist gleichfalls dasselbe für die ganze Union; Zettelbanken können übrigens in beliebiger Anzahl gegründet werden, stehen jedoch sämmtlich unter Bundescontrole. Maass und Gewicht, Postwesen, Schutz des geistigen Eigenthums sind gleichfalls Bundesangelegenheiten.

Es gibt auch eine Bundesgerichtsbarkeit, hauptsächlich für Verfassungs-, Souverainetäts- und Staatscompetenz-Fragen. In das Gebiet der Bundes-

konferenz gehören die Verwaltung der noch nicht zu selbstständigen Staaten formirten Territorien, die Verwertung der dortigen freien Ländereien, die den Indianern für die von denselben erworbenen Ländereien gewährten Pauschal- oder ständigen Jahresentschädigungen; dagegen fliessen auch die aus den eben erwähnten beiden Quellen stammenden grossen Einkünfte dem Bundesschatze zu.

Die Vereinigten Staaten decken die aus den eben angeführten gemeinsamen Angelegenheiten erwachsenden Kosten aus Unionsmitteln und sind, den Kriegsfall ausgenommen, nicht auf die Matricularbeiträge der einzelnen Staaten angewiesen. Die Haupt-Einnahmsquellen der Union sind: der vorhin erwähnte Grundbesitz, das Münzgefälle, die Post, gewisse Erwerbssteuern, Stempel und Gebühren, vor Allem aber die Verzehrungssteuern und die Zölle. Alle diese Einkommenszweige lässt die Union durch ihre eigenen Organe verwalten; ihre Erträgnisse fliessen direct in den Bundesschatz; nicht wie im deutschen Reiche, wo die hauptsächlichsten Zweige der gemeinsamen Reichseinnahmen durch Organe der einzelnen Staaten verwaltet und die Einkünfte sodann zwischen den Staatscassen und dem Reichsschatze getheilt und ausgeglichen werden. Auch bei uns wird das Zollwesen, obwohl dasselbe zur gemeinsamen Bedeckung dient, durch ungarische resp. österreichische Finanzorgane verwaltet.

Charakteristisch für das Steuersystem der Vereinigten Staaten ist, dass die indirecten Steuern und die Zölle ausschliesslich dem Bunde zufliessen; derselbe kann indess auch directe Steuern ausschreiben, übt aber dieses Recht nur ausnahmsweise aus. Die Staaten dagegen heben ausschliesslich directe Steuern ein; sie können weder die Ein- noch die Ausfuhr mit Zöllen belasten und wenn sie auch gewisse Controlgebühren einheben — wozu die Genehmigung des Congresses erfordert wird — sind sie verpflichtet, deren Reinerträgnisse in den Unionsschatz abzuliefern.

Laut dem Budget für 1886 betrugen, bei einem gemeinsamen Bedarfe von 323.900,000 Dollars, die Einnahmen der Union 330 Millionen Dollars. Hievon entfallen 300 Millionen auf Zölle und innere, meist Verzehrungssteuern, der nächstgrösste Posten 6.500,000 Dollar rührt aus dem Verkaufe von Staatsländereien her. Die stärkste Ausgabe 118½ Mill. Doll. wird zur Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden erfordert, die Land- und Seemacht beanspruchen zusammen blos 57 Millionen, dagegen erfordern die aus dem Secessionskriege herrührenden Militärpensionen 60 Millionen. Auf öffentliche Arbeiten wurden 26 Millionen verwendet. Die Schulden der Union betrugen vor dem Kriege im Jahre 1860 65 Millionen, nach Beendigung desselben im Jahre 1866 2773 Millionen; seither wurden die Schulden mit Hilfe der hohen Einnahmen aus den Zöllen und indirecten Steuern bis zum Jahre 1884, unter Einrechnung des im Schatze befindlichen sehr bedeutenden Edelmetallvorrathes, auf 1408½ Millionen ermässigt, so dass innerhalb

eines Zeitraumes von 19 Jahren das Capital der Schulden um 1348, das Zinsenerforderniss derselben aber um 103.6 Millionen sich verringert hat; in den letzten zwei Jahren trat eine weitere beträchtliche Reduction ein. Der Wirkungskreis der Staaten ist ein viel ausgedehnterer als derjenige der Union; ihre Einnahmen sind dem entsprechend bedeutend grösser. Die Steuern allein, d. i. die Staats-, Grafschafts- und Communalsteuern betragen (1880) 313 Mill.; ihre Schulden belaufen sich auf 1048 Millionen.

Zu Kriegszeiten kam es einigemal vor, dass die Union eine Grundsteuer decretirte. In diesen Fällen setzte der Congress das Contingent fest, welches sodann auf die einzelnen Staaten nach derselben Quote vertheilt wurde, nach welcher diese ihre Deputirten entsandten, also eigentlich im Verhältnisse der Bevölkerungsziffer; es fällt jedoch nichts auf die steuerfreien Indianer und wurden auch die Sklaven mit $^{3}/_{5}$ der Bevölkerungszahl in Anschlag gebracht. Im Unabhängigkeitskriege vom Jahre 1788 wurden 2 Millionen Dollars, während des Krieges gegen England im Jahre 1812 6 Millionen und im Secessionskriege 20 Millionen auf diese Weise ausgeschrieben. Die Staaten ihrerseits repartiren die auf sie entfallende Hauptsumme auf Grundlage des Catasters und haften für die Einlieferung ihrer Quote.

Es ist dies der einzige und ganz ausnahmsweise Fall, wo die Union das gemeinsame Erforderniss nicht aus den eigenen gemeinsamen Einkünften deckte. In diesen Fällen bildete in erster Reihe die Bevölkerungszahl, im weiteren Vorgehen aber das Einkommen aus dem Grundbesitz, also eigentlich die Combination beider den Schlüssel für die Beitragsquote.

Aehnlich diesem Modus ist in vieler Beziehung die Art der Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Grenzlinie, welche die Competenz der schweizerischen Eidgenossenschaft von derjenigen der dieselbe bildenden 22 souveränen, oder besser autonomen Cantone scheidet, ist hier noch weniger scharf gezogen. Gemeinsam und in das Ressort der Ersteren gehörig sind die auswärtigen Angelegenheiten; nichtsdestoweniger können auch einzelne Cantone mit benachbarten Staaten in Verkehrs- oder Polizeiangelegenheiten unmittelbare Verträge abschliessen. Die Verträge können indess, soferne der Canton hiebei seine Competenz überschritten hätte, durch den Bund annullirt werden. Mit derselben Beschränkung sind auch Verträge der Cantone mit einander über gemeinsame Angelegenheiten statthaft, zu Letzteren gehören Grenzregulirung, Flusspolizei und Concordate in Bezug auf Landstrassen. Zoll-, Post- und Münzwesen, ferner das Bundesvermögen und die Bundesschuld sind gemeinsame Angelegenheiten, welche dem ausschliesslichen Wirkungskreise des Bundes angehören; Angelegenheiten, welche durch den Bund und die Cantone in gemeinsamem Einverständnisse erledigt werden, sind das Kriegswesen, der höhere Unterricht, öffentliche Arbeiten etc., während dem Bund über den Volksunterricht und die Landstrassen blos das Aufsichtsrecht zusteht.

Ausser der gemeinsamen Gesetzgebung, Regierung und dem Bundesgerichte, welches auch in Streitfragen zwischen den Cantonen entscheidet, ist auch die diplomatische Vertretung gemeinsam. Das Heerwesen wird ebenfalls gemeinsam geregelt, doch hat die Eidgenossenschaft keine stehende reguläre Armee, und auch der einzelne Canton darf ohne Genehmigung der Bundesgewalt nicht über 300 Mann regulärer Truppen unterhalten. Dagegen ist die auf allgemeiner Wehrpflicht basirte Cantonal-Miliz in jeder Beziehung einheitlich organisirt und der Bundesregierung unterstellt. Die im Jahre 1878 eingeführte Militär-Taxe, die erste gemeinsame Bundessteuer, dient zur theilweisen Deckung der angewachsenen, jetzt schon 15—16 Millionen betragenden Militär-Ausgaben. Der Ertrag dieser Steuer gebührt zur Hälfte der Bundescasse, zur Hälfte den Cantonen. Die Militär-Ausgaben werden durch die Cantone gedeckt, und diesen sodann durch die Eidgenossenschaft auf Grund der effectiven Auslagen — nicht etwa nach irgend einer Quote — ersetzt.

Gemeinsam ist das Zollwesen, welches dem Bundesschatze 20—22 Millionen Franken zuführt und das vor nicht langer Zeit das Gleichgewicht im Bundeshaushalte herstellte. Diese Einnahmsquelle ist die bedeutendste der gemeinsamen sowohl in der Schweiz als in den Vereinigten Staaten und im deutschen Reiche. Gemeinsam ist das Post- und Telegrafenwesen, sowie das aus demselben erzielte Erträgniss. Im Unterrichtswesen sind gemeinsam: der militärische Unterricht und das Polytechnikum in Zürich; Artikel 27 der Bundesverfassung verfügt zwar auch die Errichtung einer eidgenössischen Universität, doch wird selbe durch die Cantone, im Interesse ihrer höheren Lehranstalten hintangehalten. Der Bund gewährt aus seinen gemeinsamen Einkünften den Cantonen Subventionen zur Bestreitung ihrer zahlreichen Aufgaben, so zu künstlerischen, wirtschaftlichen, Bachregulirungs- und Forstzwecken. Von den Kosten letzterwähnter beider Arbeiten, und im Verheerungsfalle von denjenigen ihrer Herstellung, trägt der Bund, je nach den Umständen bis zu 40%. Die Schutzwälder, besonders die auf den Alpen, stehen unter der Verwaltung von eidgenössischen Forstinspektoren. Bei der Regulirung grösserer Flüsse, bei Anlage von internationalen Land- und Alpenstrassen geniessen die Cantone gleichfalls Bundesunterstützung. Die Concessionirung von Eisenbahnen und die gleichzeitige Organisirung des Eisenbahnwesens sind derzeit ebenfalls Bundesangelegenheiten. Staatsbahnen gibt es nicht, doch wurde die sehr teure, internationale Bedeutung besitzende Gotthardbahn durch die Eidgenossenschaft, — gemeinsam mit dem Deutschen Reiche und Italien — mit reichlicher Unterstützung bedacht.

Alle diese gemeinsamen Bedürfnisse deckt der Bund aus eigenen Mitteln, ohne Beitrag der Cantone. In erster Reihe ist unter seinen Einkünften das Reinerträgniss aus seinem Mobiliar- und Immobiliarbesitze zu erwähnen; gross kann dieses Bundesvermögen nicht genannt werden, wenn man

berücksichtigt, dass (1883) einem Vermögensstande von 44·4 Millionen eine Schuldenlast von 33·5 Millionen Franken gegenübersteht. Unter diesen Erträgnissen der gemeinsamen Activen befinden sich auch die Zinseneingänge nach dem eidgenössischen Kriegsfonde, welcher zur Deckung der ersten Rüstungskosten dient und nicht unter das Zweifache der sogleich zu erwähnenden Geldscala, also nicht unter 2.300,000 Franken sinken darf. Gemeinsam sind — wie bereits bemerkt — die in den letzten Jahren sich sprunghaft steigernden Zolleinnahmen, die im vorigen Jahre den Betrag von 22 Millionen Franken überschritten; gemeinsam sind weiters: die Hälfte der Eingänge aus der Militärtaxe (1·1 Mill.), die Post, die Telegrafen, das Telefon und das Schiesspulver-Monopol (150,000 Franken); die Banknotensteuer (100,000 Franken). Aus diesen Einkünften wird der 45—50 Millionen betragende gemeinsame Bedarf bedeckt.

Es geht aus dem Gesagten hervor, dass die Einnahmen des Bundes in überwiegendem Maasse aus indirecten Steuern herrühren; die Eidgenossenschaft besitzt jedoch auch ein Quotengesetz, das Gesetz vom 6. März 1875 über die «eidgenössische Geldscala», laut welchem die Cantone, sofern der Bund die Ausgaben aus den eigenen Einkünften nicht zu bestreiten vermag, gehalten sind, zu dem gemeinsamen Bedarfe in einem bestimmten Quotenverhältnisse beizutragen. Mit der Schaffung dieses Gesetzes sollte die Einführung directer Steuern seitens des Bundes — was nicht gut ohne Eingriff in das Selfgovernment der Cantone tunlich ist — verhütet werden.

Die vom Jahre 1875 ab auf zwanzig Jahre festgestellte Geldscala teilt nämlich die Cantone in acht Classen ein und bemisst die Kopf-Steuereinheit auf Grund der Steuerfähigkeit der Bevölkerung mit 10 bis zu 90 Centimes. So sind im Canton Uri 10 Centimes pr. Kopf anzurechnen, wonach also die Quoteneinheit dieses Cantons von 16,107 Seelen 1610 Franken beträgt. Im Canton Bern ist die Kopf-Steuereinheit 50 Centimes, was für den 506,465 Seelen zählenden Canton eine Quoteneinheit von 253,232 Franken ergibt. Auf Basis der Bevölkerungszahl vom Jahre 1871 macht die derart berechnete Quoteneinheit sämmtlicher Cantone 1.172,224 Franken aus, so dass die zum gemeinsamen Haushalte erforderte Summe im Verhältnisse der Bruchteile oder Quotienten der in der Scala enthaltenen Quoten auszuwerfen wäre. Diese Scala kam aber nur ein einziges Mal, im Jahre 1849, als sie 2.082,162 Franken betrug, in Anwendung; im Uebrigen hat sie — wie bereits erwähnt — mehr den Zweck, die Einführung directer Steuern durch den Bund selbst zu verhüten.

Diese sind nämlich der Finanzwirtschaft der Cantone vorbehalten, gerade so wie in den Vereinigten Staaten und im Deutschen Reiche den einzelnen Staaten. Die directen Steuern, sowie im Allgemeinen sämmtliche Cantonal-Einnahmen weichen sehr stark untereinander ab und wäre es schon aus diesem Grunde eine durchaus unverhältnissmässige Belastung der

Cantone, wenn selbe im Verhältnisse ihrer Einnahmen zu dem gemeinsamen Bundesbedarfe beitragen müssten. Die Grundsteuer ist nur in wenigen Cantonen eingeführt; dagegen gibt es in sämmtlichen Cantonen verschiedene Erwerbsteuern, von denen am allgemeinsten verbreitet die Einkommensteuer — an manchen Orten mit Progression — ist. Es gibt auch mancherorts sehr hohe (½—12 %-ige) Erbschaftssteuern, Umschreibgebühren etc., ferner specielle Schulsteuern und beträchtliche Einkommen aus dem Cantonalvermögen. Die Cantonal- und Communalsteuerlast übertrifft auch bei weitem die des Bundes; während (1882) die Bundesausgaben eine Belastung von 6·66 Franken per Kopf repräsentirten, betrug in Zürich die Cantonallast 16, die Communallast sogar 38 Franken, so dass diese beiden zusammen, der Bundesbelastung von 6·66 Franken gegenüber eine solche von 54 Franken pr. Kopf bilden. Charakteristisch für die Cantone und zugleich ein dieselben von den Vereinigten Staaten und von den Staaten des Deutschen Reiches unterscheidendes Merkmal bildend ist der Umstand, dass ihre Einkünfte zum guten Teile aus indirecten Steuern herrühren. So beuten z. B. die Cantone das Salz im Monopolwege aus, und zwar mit einem Gewinne von 5—12 Centimes per Pfund; der inländische Wein und Branntwein unterliegt bei seiner Einfuhr aus einem Canton in den anderen einem inneren Zolle (Ohmgeld); mancher Canton hebt Gebühren für die Benützung der Triebkraft öffentlicher Gewässer ein, andere belasten den Verkehr mit beträchtlichen Stempel- oder sonstigen Gebühren.

In neuerer Zeit bemüht sich eine Richtung zum Durchbruche zu kommen, welche die directen Steuern sammt der Militärtaxe ausschliesslich den Cantonen, die indirecten Steuern dagegen dem Bunde zuweisen möchte. Ueber den inneren Cantonalzoll auf Spirituosen ist auch schon der Stab gebrochen; derselbe erlischt laut Art. 32 der Verfassung im Jahre 1890 ohne jedwede Entschädigung. Das vor nicht langer Zeit angenommene und wahrscheinlich demnächst ins Leben tretende Branntweinmonopol verspricht dem Bundesschatze eine sehr ergiebige Einnahmsquelle zu werden; die Beteiligung der Cantone an dem Reinertrage des Monopols, welche denselben als Entschädigung für den durch Einführung des Monopols verursachten Entgang an dem erwähnten inneren Zolle auf Basis des Durchschnittsertrages der letzten drei Jahre gewährt wird, dauert nur bis zum Jahre 1890. Diese Richtung entspricht den auf Centralisirung des Deutschen Reiches und auf die finanzielle Emancipirung desselben von den einzelnen Staaten abzielenden Bestrebungen, welche unter Anderem in jenem Gneist'schen Steuerprogramme zum Ausdrucke gelangen, nach welchem die indirecten Steuern dem Reiche, die Einkommensteuern den Staaten, und die Productionsteuern den Gemeinden zufliessen sollen. Eben hierauf richtet sich Fürst Bismarck's Zoll- und Steuerpolitik, doch konnte selbe bis jetzt nur in geringem Maasse zur Geltung gebracht werden.

Die Rechtssphäre des deutschen Reiches umfasst weit mehr gemeinsame Angelegenheiten als diejenige irgend eines anderen Bundesstaates, doch weist hier die Einheit und Uniformität manche Lücke auf. Die diplomatische Vertretung ist gemeinsam, also Reichsangelegenheit, doch entsendet nicht blos der Kaiser Botschafter und Gesandte, sondern es können auch solche durch die Einzelstaaten accreditirt oder empfangen werden. So hatten z. B. Baiern und Sachsen Gesandte in Wien; Baiern und Preussen haben Gesandte im Vatican, während das Reich am päpstlichen Hofe gar nicht vertreten ist. Wo nämlich ein Reichsgesandter residirt, dort kann es keinen besonderen preussischen Gesandten geben, da einen und denselben Fürsten nicht zwei verschiedene Gesandte vertreten können. Der Gesandte eines Einzelstaates vertritt neben dem Reichsvertreter die speciellen Landesinteressen; ein solcher kann auch mit der Vertretung eines anderen der Einzelstaaten betraut werden. Reichsangelegenheiten jedoch erledigt blos der Botschafter des Reiches, des Kaisers. Consuln können auch nur vom Reiche accreditirt werden, Consuln einzelner Staaten gibt es nicht. Die Verfassung besagt nämlich, dass jeder Deutsche im Auslande Anspruch auf Reichsschutz habe; die südlichen Staaten, welche sich sonst zahlreiche Sonderrechte vorbehalten haben, verzichteten auf die Entsendung eigener Consuln.

Gemeinsam ist die Armee und die Kriegsmarine. Letztere ist ganz einheitlich, nachdem seinerzeit dem Norddeutschen Bunde und später dem Reiche Preussen allein eine fertige Marine zubrachte, während zu der Landarmee jeder der einzelnen Staaten sein besonders organisirtes Contingent stellt. Die Einheit ist hier also bei Weitem nicht so vollständig als bei der Marine. Die allgemeine Wehrpflicht, der Präsenzstand, Organisation und Ausrüstung werden zwar durch die Reichsgesetzgebung und den Kaiser geregelt; auch sind die Kosten des Heerwesens gemeinsam und ist der Kaiser oberster Kriegsherr im Reiche. Nichtsdestoweniger gibt es im Reiche kein Heer, welches nicht das Heer eines der Einzelstaaten wäre und nicht als besonderes Contingent dessen unmittelbarer Botmässigkeit unterstünde. Den Fahneneid legt der Wehrpflichtige seinem Fürsten ab, doch enthält der Text das Gelöbniss, dass er dem Befehle des Kaisers bedingungslos Folge leisten werde. Eine deutsche Reichsarmee, Reichstruppen gibt es nicht. Auch die Armeecorps sind nach Staaten formirt. Baiern hat auch in dieser Beziehung weitgehende Sonderrechte; im Frieden führt der König den Oberbefehl über sein Heer und besetzt selbstständig die Befehlshaberstellen; es bestehen specielle bairische Militärgesetze und Verordnungen; der Reichstag setzt den Heeresbedarf Baierns ohne Detaillirung in einer Pauschalsumme fest. So detaillirt das Budget für 1886—87 die Ausgaben für das Heer, die zusammen 299.172,900 Mark ausmachen, in dreissig Capiteln, während unter dem einzigen Titel «Bayerische Militär-Verwaltung» 43.863,800 Mark in Voranschlag gebracht sind. Letztere Pauschalsumme wird in der

Weise ermittelt, dass angenommen wird, der Heeresbedarf Baierns verhalte sich zu demjenigen der übrigen Staaten, wie das 50,224 Mann zählende Contingent Baierns zu dem 337,050 Mann zählenden Contingente der anderen Staaten. Der Friedens-Präsenzstand des Reiches wird regelmässig auf sieben Jahre im Vorhinein fixirt und zwar auf Basis eines Procentes der Bevölkerungszahl. Gegenwärtig ist dieser Effectivstand für die Zeit bis zum 31. März 1888, auf 427,274 Mann festgesetzt; in allerjüngster Zeit verlangte die Regierung die Fixirung desselben auf weitere sieben Jahre mit 468,409 Mann, die Forderung wurde indessen durch den Reichstag verweigert und letzterer deshalb aufgelöst. Dem Reiche gemeinsam ist das Münz-, Maass-, Gewichtssystem und das Bankwesen. Die einheitliche Organisation erfolgte durch die Reichsgesetzgebung, die Controle wird gleichfalls durch Reichsorgane versehen, die Verwaltung dagegen besorgen Organe der einzelnen Staaten. Münzstätten haben blos die Einzelstaaten; Scheidemünze lässt blos das Reich prägen, dessen Schatz der hieraus erzielte Nutzen zufliesst, doch ist andererseits das Reichsschatzamt auch verpflichtet, die Scheidemünze vollwertig gegen Gold einzulösen. Auch Papiergeld kann blos durch das Reich emittirt werden. Es gibt eine Reichsbank und — in beschränkter Anzahl — Staats- sogenannte Privatbanken. Für jedes dieser Institute normirt das Gesetz die Menge des über den Wert des Metallschatzes hinaus emittirbaren Notengeldes, das Gesetz verfügt ferner, dass jede Bank die Noten der anderen, so lange letztere zahlungsfähig ist, einzulösen verpflichtet ist. Gemeinsamer Regelung unterliegt auch das Patent- und das Schifffahrtswesen.

Gemeinsam sind ferner die Post und die Telegrafen. Der Kaiser ernennt jedoch blos die obersten Central- und Controlorgane, die übrigen Beamten sind von den betreffenden Staaten angestellt. Baiern und Württemberg haben auch hier besondere Rechte. Sie organisiren ihre Posten und Telegrafen selbstständig, liefern die aus denselben erzielten Einnahmen nicht in den Reichstresor ab, wie dies die anderen Staaten tun. Doch haben sie andererseits auch keinen Anteil an den unter diesen Titeln figurirenden Reichseinkünften und compensiren in ihren Matricularbeiträgen die für sich selbst behaltenen Post- und Telegrafeneinnahmen. Genannte beiden Länder sind auch berechtigt mit nicht-deutschen Nachbarstaaten auf Einrichtung directen Post- und Telegrafendienstes abzielende Verträge zu schliessen.

Gemeinsame Bahnen hat das Reich blos in den Reichslanden, Elsass-Lothringen; die übrigen sind sämmtlich Staats- respective Privatbahnen. Es ist jedoch dem Reiche das Recht gewahrt, in Fällen, wo ein specielles Gesetz den Ausbau einer Bahn aus strategischen oder aus Rücksichten des Verkehrs für notwendig erklärt, diese Linie auch gegen den Einspruch des oder der betreffenden Staaten auszubauen oder zu concessioniren. Obiges Recht schliesst auch das der Expropriation ein. Das Eisenbahnwesen gehört in die

Competenz der einzelnen Staaten. Das Reich regelt und überwacht blos die Einheitlichkeit des Baues, der Ausrüstung und des Betriebes. In Bezug auf die Tarifbestimmung drückt die Reichsverfassung blos gewisse Bestrebungen, ferner das Recht des Kaisers aus, in Fällen von Hungersnot die Herabsetzung der Tarife für Beförderung von Nahrungsmitteln anzuordnen. All dies hat jedoch in Baiern keine Geltung.

Gemeinsam ist noch die Reichsgesetzgebung rücksichtlich der wechselseitigen Execution civilrechtlicher Urteile, der Legalisirung von Urkunden, rücksichtlich des Obligationen-, des Straf-, Handels-, Gewerbe- und Wechselrechtes; ferner rücksichtlich des Gesundheits- und Veterinärwesens, der Press- und der Vereinsfreiheit, der Auswanderung und der Colonisation.

Und nun untersuchen wir einmal welches jene Einnahmen sind, aus denen das Reich seinen Bedarf deckt. Die zahlreichen Ausgaben des Reiches betragen pro 1886—87 zusammen 691.821,800 Mark. Es sei gleich hier erwähnt, dass die folgenden Ziffern alle diejenigen des Budgets für 1886—87 sind und dass auch die in diesem Budget beobachtete Reihenfolge beibehalten wurde.

Das Reich besitzt eigene, gemeinsame Einnahmen. Soweit diese zur Deckung des gemeinsamen Bedarfes nicht ausreichen, wird der Ausfall auf die einzelnen Staaten ausgeworfen. Diese quotenmässige Bedeckung ist unter der Bezeichnung «Matricularbeiträge» bekannt.

Die erste und bedeutendste Einnahmsquelle des Reiches sind die Zölle, deren Ertrag noch im Jahre 1872 blos 94, jetzt aber schon 245 Millionen ausmacht. Das Zollwesen steht vollständig unter Reichsverwaltung; die Zollgrenzen decken jedoch die Reichsgrenzen nicht gänzlich, es gibt Enclaven und Exclaven: die ersteren sind: Luxemburg und die Gemeinde Jungholz in Tirol, von den letzteren sind die bedeutendsten die Hansestädte Hamburg und Bremen. Grundprincip ist, dass aus einem Staate in des Zollgebietes in einen andern überführte Waaren keinem Zolle noch Steuer unterliegen, ausgenommen wenn in irgend einem Staate für gewisse Artikel besondere Steuern bestehen. Von den Verzehrungssteuern finden sich im Budget die Tabakssteuer mit 7.656,000 Mark, die Rübenzuckersteuer mit 37,286,500 Mark und die Salzsteuer mit 38,306,000 M. veranschlagt. Es sind dies sämmtlich einheitlich regulirte, gemeinsame Verzehrungssteuern, deren Reineinnahmen — sowie die der Zölle — nach Abzug der Verwaltungskosten und der Institutionen, dem Reichsschatze zukommen.

Die Branntwein- und die Biersteuer hingegen sind keine einheitlichen Steuern. In Baiern, Württemberg und Baden ist die Regulirung der Branntweinsteuer, in benannten Ländern und den Reichslanden die der Biersteuer der staatlichen Gesetzgebung vorbehalten. Erwähnte drei südliche Staaten liefern auch aus dem Ertrage dieser beiden Steuern nichts in

den Reichsschatz ab. Elsass-Lothringen dagegen ersetzt dem Reiche den Entgang seiner Biersteuer, u. zw. mit der Summe, welche es nach seiner effectiven Bevölkerungszahl, unter Zugrundelegung der in den Ländern des gemeinsamen Biersteuergebietes auf jeden Einwohner entfallenden Biersteuereinnahme, trifft. An der im Reichsbudget mit 37.224,500 Mark veranschlagten Branntwein- und an der mit 17.213,600 Mark veranschlagten Biersteuer haben demnach Baiern, Württemberg und Baden keinen Anteil; der Beitrag dieser Staaten zu den Reichsausgaben ist daher — wie wir gleich sehen werden — auf anderem Wege zu ersetzen. Ich muss jedoch hier den sehr wichtigen Umstand hervorheben, dass in den eben erwähnten beiden Budgetziffern auch innere Steuern enthalten sind. Branntwein und Bier nämlich, das aus diesen drei süddeutschen Staaten resp. aus den Reichslanden auf das Gebiet eines andern deutschen Staates überführt wird, unterliegt der dort bestehenden und gleichfalls dem Reichsschatze gebührenden Steuer. Werden dagegen von dem Territorium der in Branntwein- und Biersteuergemeinschaft befindlichen Staaten diese Artikel in die genannten südlichen Länder importirt, unterliegen sie der dort in Kraft stehenden Steuer, deren Ertrag jedoch diesen Ländern verbleibt. Innerhalb eines gemeinsamen Zollgebietes ist dies gewiss ein misslicher Zustand; derselbe hat seinen Ursprung in verschiedenen Verhältnissen und bildet für das Reich ein vom deutschen Zollverein überkommenes Erbstück. Ich musste diesen Umstand hier hervorheben, da er als praktischer Beleg dafür dient, dass neben der österr.-ungar. Zollgemeinschaft doch eine Verzehrungssteuerlinie sehr leicht bestehen könnte. Allerdings drückt Art. 35 der Verfassung das Bestreben der verbündeten Staaten aus, diese Anomalien zu beheben, doch hat die centralisirende Tendenz der letzten Jahre gerade auf diesem Gebiete eine andere Richtung genommen und ist eben die Ausnahmsstellung der süddeutschen Staaten auf dem Felde der Branntweinsteuer eine der Schwierigkeiten, welche sich der Einführung des Branntwein-Monopols entgegenstellen.

Zu diesem complicirten Capitel der gemeinsamen Reichseinnahmen gehört noch das Aversum, welches die früher erwähnten, ausserhalb der Zollgrenzen liegenden deutschen Staatsgebiete als Pauschale für ihre sämmtlichen Zoll- und Verzehrungssteuereinnahmen zahlen. Auf die Berechnung dieser seitens des Zollexclaven gezahlten Pauschalien werde ich noch zurückkommen; hier erwähne ich blos das Totale der diesbezüglichen Eingänge. Dieses beträgt 8.195,100 Mark, was die gesammten Reineinnahmen des Reiches aus den Zöllen und den Verzehrungssteuern auf 391.601,700 Mark bringt.

Weitere gemeinsame Einnahmen im Belaufe von 30.387,000 Mark bilden die Reichsstempelgebühr mit 28.563,000 Mark, ferner die Post- und Telegrafen-Einnahmen. Ohne nun weiter in die Details der weniger wichti-

gen Einnahmsposten einzugehen, erwähne ich, dass inclusive der unter den bisher angeführten drei Capiteln figurirenden Einnahmen, die eigenen gemeinsamen Einnahmen des Reiches 558.173,000 Mark betragen und dass somit zur Bedeckung der vorhin mit 691.821,800 M. ausgewiesenen Ausgaben noch 139.218 400 Mark erfordert werden. Dieser Ausfall wird durch die einzelnen Staaten gedeckt und bilden die diesbezüglichen Quoten der Staaten eben die sogenannten Matricularbeiträge.

Art. 70 der Verfassung bestimmt, dass insofern die eigenen Eingänge des Reiches zur Deckung seiner Ausgaben nicht hinreichen, bis zu dem Zeitpunkte, wo besondere Reichssteuern eingeführt würden, der Ausfall auf die einzelnen Staaten im Verhältnisse ihrer Bevölkerung zu repartiren ist. Die einzelnen Staaten stellen diese Matricularbeiträge bedingunglos in ihr Budget ein, gerade so wie dies Oesterreich und Ungarn mit ihren Quoten tun. Mit der Zunahme des Reichsbedarfes stiegen auch die Matricularbeiträge der Staaten und die Last der Bedeckung schiebt sich jedes Jahr mehr und mehr auf die Beiträge der Staaten hinüber. Die zollpolitischen Projecte, mit denen Fürst Bismarck Ende 1878 vor die Oeffentlichkeit trat, entsprangen weniger schutzzöllnerischen Neigungen als vielmehr in erster Reihe der finanziellen und centralistischen Tendenz, das Reich in Bezug auf dessen Einnahmen auf die eigenen Füsse zu stellen. Im Laufe der weiteren Entwicklung nahmen die Zollerhöhungen, da den verschiedenartigsten Interessen Rechnung getragen werden musste, einen agrarischen und gewerbeschützenden Charakter an; doch zielten diese Erhöhungen, die Ausdehnung der Stempelpflichtigkeit und die Tabak- und Branntweinmonopol-Projecte des Kanzlers vorwiegend auf die Vermehrung der gemeinsamen Einnahmen und auf die Emancipirung des Reichshaushaltes von den Einzelstaaten, ja sogar darauf ab, diesen Letzteren aus den gesteigerten Reichseinnahmen neue Geldmittel zu dem Zwecke zuzuweisen, dass sie die drückenden directen Steuern und Gemeinde-Zuschläge ermässigen könnten. Der Einführung directer Steuern widersetzten sich die Regierungen und die grosse Mehrheit des Reichstages, einesteils da sie dieselben den Finanzen der Einzelstaaten als Einnahmsquellen vorbehalten wollten, andererseits weil bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse die Einführung einer gerechten Erwerbs- oder Einkommensteuer auf uniformer Basis beinahe zur Unmöglichkeit wird. Mit der Einführung einer Militärbefreiungs-Taxe, welche infolge ihres militärischen Charakters sich eher zur gemeinsamen Einnahmsquelle eignet, machte der Kanzler selbst einen Versuch, doch wurde die Vorlage durch den Reichstag abgelehnt. In den allerjüngsten Tagen, als die Erhöhung des Effectivstandes der Armee geplant wurde, beantragte die freisinnige Partei, die neuen Kosten mittelst Einführung einer progressiven Reichs-Einkommensteuer zu decken, doch war von vornherein keine Aussicht auf Annahme dieses Antrages vorhanden.

Zur Vermehrung der gemeinsamen Einnahmen dienten die Erhöhung der Zölle und der Tabaksteuer, sowie die Ausdehnung der Reichsstempelsteuer. Die finanzielle Emancipation des Reiches aber führte zu einem eigentümlichen Compromisse. Der wirtschaftliche Kampf um die Zollerhöhungen gestaltete sich noch complicirter durch den Streit der Anhänger der Centralisation gegen die Verteidiger des staatlichen Particularismus; Letztere hatten durchaus nichts gegen die Zollerhöhungen einzuwenden, wohl aber gegen die finanzielle Emancipation des Reiches von den Einzelstaaten. Fürst Bismarck, um die finanziellen Resultate des Gesetzes nicht zu gefährden, machte daher der particularistischen Strömung eine bedeutende Concession und acceptirte die nach dem baierischen Abgeordneten Freiherrn von Frankenstein benannte Clausel zum Zollgesetze vom Jahre 1879, beziehungsweise zum Stempelgesetze vom 1881, im Sinne welcher der 130 Millionen Mark übersteigende Betrag der Zoll- und Tabaksteuereinnahmen, der Ertrag der Stempelsteuer aber im Ganzen, den Staaten gutzuschreiben ist. Das Princip der tunlichsten Vermehrung der gemeinsamen Einnahmen erhielt zwar hiemit ein Leck, aber tatsächlich steigerten sich die eigenen Einnahmen des Reiches, während die aus den Einnahmen der Einzelstaaten zu leistenden quotenmässigen Beiträge wesentlich reducirt, teilweise sogar ganz aufgelassen wurden. Es ist dies für den grösseren Teil der Einzelstaaten unstreitig ein Gewinn, da die nach der Bevölkerungszahl zu leistenden einheitlichen Matricularbeiträge für die ärmern unter denselben eine ungerechte und auch empfindlichere Last bilden, je grösser die auf diesem Wege zu deckende Summe ist. Und als dann mit der Zeit die Zollerhöhungen und die vorhin erwähnten neuen Einnahmsquellen dem Reiche mehr Geldmittel zuführten, als die Mehrzahl der Einzelstaaten unter dem Titel Matricularbeiträge zu leisten verpflichtet gewesen wären: kamen den Einzelstaaten noch ansehnliche Summen aus dem Reichsschatze heraus. Diese Beträge steigerten sich derart, dass, als im Jahre 1885 die landwirtschaftlichen Zölle weiter erhöht wurden und somit aus deren Ertrag neuerliche Zuweisungen an die einzelnen Staaten zu erwarten standen, Preussen sich veranlasst fühlte, die sogenannte Lex Huene zu schaffen, im Sinne welcher — nach Abzug von 15 Millionen, die zur Deckung allgemeiner Bedürfnisse dienen — die aus dem Ertrage der agrarischen Zollerhöhungen den Staaten zu überweisenden Beträge direct den Kreisen zuzuführen sind und zwar zu zwei Dritteilen zum Zwecke der Reduction der Grund- und der Haussteuer im Verhältnisse dieser Steuern, zu einem Dritteile aber im Verhältnisse ihrer Bevölkerungszahl. So gross waren die Erwartungen, welche man an die Erhöhung der Reichssteuern knüpfte; die Lex Huene kam jedoch bis jetzt nicht zur Anwendung. Das Reichsbudget für 1887—88 bot nicht nur keine Aussicht auf Reichs-Ueberschüsse, sondern erwies im Gegenteile die Notwendigkeit einer weiteren Steigerung der Einnahmen.

Das eben geschilderte Verhältniss zwischen den Reichseinnahmen und den Quoten der Einzelstaaten gestaltet das Reichsbudget und die Abrechnungen sehr complicirt. Der 130 Millionen Mark übersteigende Reinertrag der Zölle und der Tabaksteuer, sowie der ganze Reinertrag der Stempelgebühr wird unter die Einnahmen mit ca 281 Millionen Mark aufgenommen. Nun gebührt aber der 130 Millionen übersteigende Ertrag dieser Posten, also 151 Millionen Mark den Einzelstaaten und finden wir auch tatsächlich unter dem 68. Capitel der Ausgaben, als «allgemeine Fonds» des Reichsschatzes eine entsprechende Summe eingestellt, welche im Verhältniss der Matricular- also der tatsächlichen und nicht der juridischen Bevölkerung auf die 26 Staaten repartirt wird.

Nachdem — wie wir eben gesehen haben — die quotenmässigen, resp. Matricularbeiträge der Einzelstaaten 139 Millionen betragen, während ihnen gleichzeitig 151 Millionen gemeinsamer Einnahmen überwiesen werden, wäre es eigentlich gar nicht nötig, dass die Einzelstaaten zur Leistung der Matricularbeiträge ihre eigenen Einnahmen in Anspruch nehmen, ja es käme ihnen sogar noch ein Ueberschuss aus den durch das Reich erzielten Einnahmen heraus. So verhält es sich auch zum grossen Teile, doch nicht für jeden der Einzelstaaten. Die Quotenpflichtigkeit Preussens beträgt 70.270,700 Mark, die Sachsens 7.730,900 und die Hessens 2,417,300 Mark; ihr Anteil an jenen zugewiesenen gemeinsamen Einnahmen macht 91.047,800 beziehungsweise 9.922,200 und 3.125,200 Mark aus. Bei diesen drei Staaten, sowie bei dem grössten Teile der übrigen sind also die überwiesenen Einnahmen um ein gutes beträchtlicher als die zu zahlende Quote. Dagegen beträgt der Anteil Baierns an erwähnten Ueberweisungen 17.638,700, der Anteil Württembergs 6.578,900 und der Badens 5.240,900 Mark, während ihre Quotenbeiträge 26.882,000, resp. 9.934,600 und 6.828,800 Mark sind. Diese drei Staaten müssen daher zur Zahlung ihrer Quoten die eigenen Einnahmen in stärkerem Maasse in Anspruch nehmen. Die Ursache ist einfach die, dass diese Staaten die aus ihrer Branntwein- und Biersteuer erzielten Einnahmen für sich behalten, weshalb sie dann in ihren Quotenbeiträgen die seitens der übrigen Staaten aus diesen beiden Steuern in den Reichsschatz gelieferten Einnahmen im Verhältnisse ihrer Bevölkerung compensiren müssen.

Die Ermittlung der Quote ist — obschon immer die factische Bevölkerungsziffer als Basis dient — doch in mancher Beziehung eine verschiedene. So entspricht in den Zollexclaven das Pauschale Hamburgs und Bremens nicht blos dem Producte, welches aus der Multiplication des in den anderen Teilen des Reiches auf jeden Kopf der Bevölkerung entfallenden Anteiles an den Zoll- und Verzehrungssteuer-Einnahmen mit der Bevölkerungsziffer dieser Städte entsteht, sondern es wird hier noch ein Betrag von 5 Mark per Kopf hinzugeschlagen. Es wird nämlich angenommen, dass

diese grossen Handelsstädte, wenn sienicht Exclaven wären, infolge des grossen Fremdenverkehres und des höheren Wohlstandes beträchtlichere Zoll- und Steuereinnahmen liefern würden als dies im Durchschnitt in den anderen Reichsgebieten der Fall ist.

Complicirt wird noch die Quotenermittlung durch die vielfachen, durch verschiedenen Verhältnisse motivirte Compensationen und Abzüge. Länder, welche eine eigene diplomatische Vertretung besitzen, geniessen einen bestimmte Nachlass von dem Anteile an den Kosten der auswärtigen Angelegenheiten. Baiern, welches einen eigenen militärischen Haushalt hat, participirt weder an den speciellen Einnahmen des Heeres noch an dem Erträgnisse des Militär-Pensionsfondes; doch hat es andererseits auch keinen Anteil an den zu militärischen Zwecken contrahirten Reichsschulden. Baiern und Württemberg werden auch durch die zu Post- und Telegrafenzwecken aufgenommenen Anleihen nicht berührt, nachdem beide diese Verkehrszweige selbstständig verwalten. Da sie jedoch auch die Betriebsüberschüsse nicht, wie die anderen Staaten, in den Reichsschatz einliefern und blos zu den Kosten der Central-Direction beitragen, wird ihre Quote aus diesem Grunde entsprechend erhöht. Noch complicirter ist die Verrechnung der Kosten des obersten Reichs-Rechnungshofes. Nachdem dieses Amt keine Controle über die baierische Armeeverwaltung, über die eigenen Verzehrungssteuern der südlichen Staaten, noch über die Post- und Telegrafenverwaltung in den selbstständigen Gebieten derselben ausübt, dagegen aber den Haushalt Elsass-Lothringens in den Bereich seiner Tätigkeit zieht; tragen die Reichslande die Kosten gewisser Stellen dieses Amtes; die restlichen Kosten verteilen sich dann in folgender Weise: 13% tragen sämmtliche Staaten zusammen, 66% dieselben mit Ausnahme Baierns und 21% abermals sämmtliche Staaten mit Ausnahme Baierns und Württembergs.

Es wären noch die in verschiedenem Ausmaasse erfolgende Rückvergütung jener Kosten zu erwähnen, welche den einzelnen Staaten für die Besorgung des Zollwachdienstes an der Grenze und die Verwaltung der Grenzzollämter, ferner für die Einhebung der Verzehrungssteuern, für die Verwaltung des Reichsstempelgefälles und der Posten und Telegrafen gebühren. Auch dies bietet Interesse; denn es zeigt am Prägnantesten — was übrigens auch aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist — mit welch eingehender Sorgfalt der sechsundzwanzig Länder umfassende gemeinsame Haushalt des deutschen Reiches die Besonderheiten der einzelnen Teile in Erwägung zieht und mit welcher Genauigkeit allen Interessen innerhalb dieses complicirten Verhältnisses Rechnung getragen wird, ohne dass die dieser Tendenz entspringende Buntheit den inneren Zusammenhalt und die Machtstellung nach Aussen auch nur im geringsten beeinträchtigen würde.

Die Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie sind unvergleichlich einfachere. Gemeinsam sind blos jene Angelegenheiten, welche

«zum gemeinsamen Schutze und Aufrechterhaltung der Sicherheit der Monarchie dienen.» Auch die Hofhaltung ist keine gemeinsame; jede der beiden Gesetzgebungen votirt ihre gleichhohe Civilliste für je zehn Jahre. Diese ist auch in Schweden und Norwegen keine gemeinsame, doch auch keine gleich hohe. Dem deutschen Kaiser gebühren seitens des Reiches keine Hofhaltungskosten, doch wird ihm ein eigener Dispositionsfond bewilligt.

In unserer Monarchie sind die auswärtigen Angelegenheiten, die Armee und die Marine gemeinsam; gemeinsame Finanzen gibt es nicht, blos einen gemeinsamen Finanzminister. Die monatliche Uebernahme der Quotenbeiträge und ihre Zuweisung an die beiden anderen gemeinsamen Ministerien, die Verwaltung der Centralactiven, der gemeinsamen schwebenden Staatsschuld und einiger gemeinsamer Fonds erfordert wohl kein eigenes Ministerium, doch waren im Jahre 1867 auch gemeinsame Creditoperationen in Aussicht genommen. Gegenwärtig beschäftigt die Verwaltung der occupirten Provinzen dieses Ministerium. Gemeinsame Finanzen, gemeinsame Einnahmen, wie gesagt, gibt es nicht. Was aus den eigenen Einnahmen des Heeres und der Marine, aus der Einkommensteuer des österr.-ungar. Lloyd und des diplomatischen Corps einfliesst, wird ohnehin durch die betreffenden Ministerien als Bedeckung verwendet, respective von den Ausgaben im Vorhinein abgezogen. Die zur gemeinsamen Bedeckung bestimmten, aber ihrem Ursprunge nach nicht gemeinsamen Zollerträgnisse gehören in das Ressort der Finanzminister der beiden Reichshälften; der Zollvoranschlag wird dem Reichsfinanzminister blos mitgeteilt, damit er den Delegationen berichten könne, welche Summe mittelst der beiderseitigen Quotenbeiträge zu bedecken ist.

Es gibt keine gemeinsame Gesetzgebung; alle auf gemeinsame Angelegenheiten bezüglichen Gesetze und Verträge gehören vor den ungarischen Reichstag und den österreichischen Reichsrat. Die Delegationen votiren blos die betreffenden Kosten und auch diese erlangen definitive Rechtskraft erst, sobald sie in die Budgets der beiden Staaten aufgenommen sind. Nachdem die Monarchie als solche, keine eigenen Einnahmen hat, muss der Bedarf durch die beiden Staaten nach irgend einem Verhältnisse gedeckt werden. So lange die beiden Staaten sich in Zollgemeinschaft befinden, ist der Reinertrag der Zölle, dessen richtige Verteilung zwischen den beiden Staatscassen sonst sehr schwierig wäre, in erster Reihe zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben zu verwenden; es ist sonach blos der Restbedarf durch Beiträge der beiden Reichshälften zu bedecken.

Diese Beitragsquote wird von zehn zu zehn Jahren festgesetzt und ist eben jetzt neuerdings Gegenstand von Beratungen. Im Jahre 1867, als das Princip, nach welchem die Quoten zu regeln wären, zuerst bestimmt wurde, bildete dasselbe den Gegenstand einer scharfsinnigen Debatte. Die österreichische Deputation beantragte damals, dass nicht nur der Ertrag der Zölle,

sondern auch derjenige der Verzehrungssteuern zur Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben verwendet werde. Dieser Antrag entsprang wahrscheinlich einer centralistischen Auffassung, eingestandenermassen aber der Absicht, die Restitution der Verzehrungssteuern beim Exporte aus den zu gemeinsamen gemachten Verzehrungssteuer-Einnahmen zu decken. Ungarn wäre durch die Annahme dieses Vorschlages finanziell sehr gut gefahren und hätte auch in staatsrechtlicher Beziehung nichts riskirt. Die ungarische Deputation liess sich jedoch nicht einmal in die meritorische Discussion dieses vorteilhaften Antrages ein, sondern wies denselben mit dem Bemerken zurück, dass sie zu einem solchen Abkommen nicht ermächtigt wäre. Der Antrag wurde hierauf von österreichischer Seite fallen gelassen, doch wurde die Forderung erhoben, dass die Steuerrestitutionen aus dem Zollertrage gedeckt und blos der hienach verbleibende Zollüberschuss zu den gemeinsamen Ausgaben verwendet werde. Die ungarische Deputation acceptirte diesen Vorschlag, obwohl sie auch hiezu keine Ermächtigung besass. So entstand der Modus der Bedeckung der Steuerrestitutionen aus den Zollerträgnissen, zu dessen Beantragung die Oesterreicher durch das Verhalten der ungarischen Deputation sozusagen gezwungen wurden. Dieser Modus, nachdem er während der ersten zehn Jahre dem ungarischen Schatze viele Millionen betragenden Schaden verursacht hatte, wurde im Jahre 1878, nach hartnäckigem Widerspruche seitens der Oesterreicher, meritorisch verbessert und wird, wie wir hoffen, jetzt bei dem neuen Ausgleiche auch formell ausser Kraft gesetzt werden.

Die Frage, auf welcher Basis die Berechnung der Quote stattfinden solle, wurde dahin entschieden, dass die Quotenlast im Verhältnisse der Steuerfähigkeit verteilt werde; als Massstab dieser Letzteren wurde das Bruttoerträgniss der beiden Reichshälften gemeinsamen directen und indirecten Steuern angenommen. Bei Ausrechnung des Durchschnittes der aus diesen Steuern während der sechs Jahre von 1860 bis 1865 erzielten Einnahmen gelangten die beiden Deputationen zu von einander abweichenden Resultaten; die Quote Ungarns wurde von der eigenen Deputation unter 30%, durch die österreichische aber um Beträchtliches über 30% angesetzt; dagegen berechnete unsere Deputation die österreichische Quote erheblich über 70%, während dieselbe nach Berechnung der österreichischen Deputation unter dieser Ziffer bleiben sollte. Schliesslich einigten sich beide Deputationen, nachdem sie auch die Ordnung der Staatsschulden in die Verhandlungen einbezogen hatten, dahin, dass die Quote in dem Verhältnisse von 30 zu 70 festgesetzt werde u. z. mit der Geltung für das Jahrzehnt 1868—1877.

Dieses Verhältniss wurde auch als Verteilungsschlüssel bei der Regulirung der Staatsschulden beibehalten und zwar derart dass Ungarn keine Capitalslast, sondern blos eine Zinsenzahlungsverpflichtung auf sich nahm. Der Betrag dieser Zinsen wurde in der Weise ermittelt, dass von dem Zin-

senerfordernisse pro 1868 d. i. fl. 122.295,702 25 Millionen, als Zinsen lediglich zu österreichischen Zwecken contrahirter Anleihen, in Abzug gebracht und mit 30% des Restes von fl. 97,295,702 also in runder Summe fl. 29.188,000 Ungarn als ständigem Jahresbeitrag zu den Staatschulden belastet wurde. Auf der gleichen Basis wurde für Ungarn dessen Amortisationsbeitrag mit jährlichen fl. 1.150,000 berechnet. Die 5% Zinsen der 100 Millionen Salinenscheine der gemeinsamen schwebenden Schuld sind in dem Jahresbeitrage von 29 Millionen Gulden inbegriffen; die Einziehung der 312 Millionen Staatsnoten wird mit 30% ebenfalls zu Lasten Ungarns geschehen. In demselben Verhältnisse d. i. 70 zu 30 erfolgt die Prägung der Silber- und Kupferscheidemünze, welche den Charakter einer schwebenden Schuld hat, aber dem Aerar einen Gewinn bringt. Von der 80 Millionen-Schuld an die Nationalbank übernahmen wir im Jahre 1878 gleichfalls 30%, obschon die Quote damals 31·4 Percent betrug. Diese Schuld wird aus einem gewissen Einnahmeplus der Bank nach jenem Verhältnisse amortisirt. Dieser ursprüngliche Schlüssel wurde hier beibehalten, weil für die Regelung der gesammten Staatsschulden, also auch des in Schwebe befindlichen Teiles derselben das Verhältniss von 30% angenommen war.

Kaum waren drei Jahre seit Feststellung der ersten Quote verflossen, als diese schon modificirt werden musste. Das Verhältniss von 30:70 war in der Voraussetzung bestimmt worden, dass die Einnahmen der damals unter Verwaltung des Kriegsministeriums stehenden Militärgrenze weder in die Cassen des einen noch des anderen Staates, sondern in jene des Kriegsministeriums fliessen. Die ungarische Quotendeputation erklärte im Jahre 1867, dass Ungarn bereit wäre eine grössere Quote beizutragen, sobald die Militärgrenze unter Civiladministration gestellt, und ihre Einnahmen demnach in die ungarische Staatscasse fliessen würden. Im Jahre 1871 kam ein Teil der Grenze unter Civilverwaltung und die beiden Regierungen resp. Parlamente einigten sich nun dahin, dass Ungarn mit Rücksicht auf diesen einverleibten Theil 0·4%, mit dem weiteren Fortschritte der Einverleibung weitere Procentsätze bis zum Belaufe von 2% — Letzteres sobald die Einverleibung vollständig ist — als Beitragsplus zu den gemeinsamen Ausgaben auf sich nehme. Die Berechnung aber hat in der Weise stattzufinden, dass aus dem durch die Zollerträgnisse reducirten gemeinsamen Erfordernisse vor Allem jener Percentsatz zu Lasten Ungarns in Abzug gebracht und dann der Rest in dem Verhältnisse von 30:70 repartirt werde. So fallen auf Ungarn seit 1875, also seitdem die 2% in Kraft getreten sind, nicht 32, sondern 31·4%. Die allem anderen vorhergehende Ausscheidung der 2% ist vollständig gerechtfertigt, nachdem die Einnahmen der Militärgrenze, als sie noch in die Cassen des Kriegsministeriums flossen, dort sofort zur Reduction der militärischen Kosten verwendet wurden und erst das auf diese Weise reducirte Erforderniss durch die beiden Staaten in dem Verhältnisse von

30 : 70 bedeckt wurde. Was jedoch die Ermittlung dieser 2% selbst anbelangt, fehlte hiefür jeder positive Anhaltspunkt und ist dieser Satz blos das Resultat von Combinationen; seither hat die Erfahrung mehrerer Jahre und noch mehr die jetzt den Quotendeputationen vorgelegten Daten klar erwiesen, dass jene annähernd fixirten 2%, zu den factischen Einnahmen der Grenze gehalten, eine viel zu hoch bemessene Leistung bilden.

Im Jahre 1878, als die Quote auf weitere zehn Jahre festgestellt wurde, bildete das Präcipuum für die Militärgrenze zwar den Gegenstand einer Discussion, wurde aber nichtsdestoweniger unverändert beibehalten. Die Verhandlungen wurden auf Grund jenes Gebiets und jener Einnahmen gepflogen, die 1867 die Basis der Berechnung bildeten, und zwar diesmal unter Zugrundelegung der achtjährigen (1868—75) Erträgnisse der directen und indirecten Steuern. Die ungarische Deputation berechnete die Quote Ungarns auf 29%, die österreichische dagegen exclusive des Präcipuums, auf 31·4%. Die Einigung auf Basis des bisherigen Verhältnisses 30 : 70 wäre jedoch trotzdem auf keine besonderen Schwierigkeiten gestossen, wenn nicht, mit der Fixirung der neuen Quote zugleich, die wichtige Frage der Modificirung des Steuerrestitutionsverfahrens verbunden hätte werden müssen. Die Erfahrung der letzten acht Jahre zeigte nämlich, dass Ungarn durch die Deckung der Verzehrungssteuer-Restitutionen aus dem Zollerträgnisse einen bedeutenden Schaden erleidet. Indem nämlich die Zollerträgnisse zur Deckung des gemeinsamen Erfordernisses verwendet werden, sind dieselben zwischen den beiden Staaten im Verhältnisse von 30 zu 70 geteilt. Ob diese Quote den directen und indirecten Zollleistungen der beiden Staaten entspricht, und ob nicht ein anderer richtigerer Verteilungsschlüssel hätte gesucht werden sollen, ist eine sehr strittige Frage; doch wenn einmal Ungarn aus den Zöllen 30 Procent erhält, dann dürfen die Zolleingänge nicht mehr zu Steuerrestitutionen verwendet werden. Denn Ungarn ist an dem Exporte der Monarchie an inländischen, der Verzehrungssteuer unterliegenden Artikeln bei weitem nicht mit 30 Procent beteiligt. Die Zölle müssen aus den Zöllen, die Steuern aus den Steuern restituirt werden. Den Oesterreichern aber kann aus diesem, bis Mitte 1878 fortgesetzten, für uns sehr onerösen Vorgehen kein Vorwurf gemacht werden; denn im Jahre 1867 waren es gerade sie, die die Verzehrungssteuern, mit Rücksicht auf die Restitutionen, zu gemeinsamen machen wollten.

Ich will auf die verschiedenen Phasen dieses Kampfes hier nicht im Detail eingehen; die beiden Quotendeputationen gingen auseinander, ohne ein Resultat erzielt zu haben, da in der Frage der Restitutionen keiner der beiden Teile nachgeben wollte. Es entschieden nun die beiden Parlamente und zwar zu Gunsten Ungarns: die Quote blieb die frühere, Ungarn zahlt vor allem das Präcipuum von 2% für die ehemalige Militärgrenze, und 30% von dem Reste; die Restitutionen werden zwar aus den Zollerträgnis-

sen gedeckt, doch trägt von den Restitutionen nach dem exportirten Spiritus, Zucker, Bier, jede der beiden Reichshälften den ihrer Production in diesen Artikeln entsprechenden Anteil. Diese Regelung bringt dem ungarischen Staate ein berechtigtes Einnahmeplus von jährlichen 5—8½ Millionen, beziehungsweise es entfällt die bisherige Schädigung Ungarns um diesen Betrag.

Es liegt nun ein neuer Verteilungsschlüssel vor, welcher aus der Voraussetzung hervorging, dass sich der Zuckerexport Ungarns zu dem Oesterreichs verhalte, wie die Zuckerproduction Ungarns zu der Oesterreichs; das Gleiche wurde bezüglich der anderen beiden Artikel angenommen. Es ist dies jedoch eine Voraussetzung, die gleich bei dem Zucker nicht zutrifft; es ist notorisch, dass der Zuckerexport Ungarns im Verhältnisse zu seiner Production viel bedeutender ist, als der Export Oesterreichs im Verhältnisse zu seiner Production. Die dreifache Quote der Steuerrestitutionen obiger Artikel ändert sich demnach jährlich nach Massgabe des Productionsverhältnisses. Beim Zucker kömmt die Quote, welche z. B. während der 1885/86-er Campagne 6·6 Procent war, zweimal in Betracht: einmal bei Ermittlung des Anteils zu den Restitutionen, das zweite Mal bei der Aufteilung der Nachtragszahlungen der Fabrikanten zwischen den beiden Staatscassen.

Das zweite Jahrzehnt des Quotenregimes geht seinem Ende zu; neue, auf die Periode 1876—84 bezügliche Daten liegen den Deputationen vor. Die Basis der Berechnung des Schlüssels wird, so wie die beiden vorigen Male, auch diesmal die Bruttoeinnahme aus den directen und indirecten Steuern sein. Diese Daten werden, wenn, so wie es gebührt, alle jene Steuereinnahmen ausgeschieden sind, die blos in der einen Hälfte der Monarchie vorkommen und wenn die Basis der Berechnung eine identische ist, zu einer Quote führen, welche es als eine sehr weitgehende Concession seitens der ungarischen Deputation erscheinen lassen wird, wenn diese des lieben Friedens halber dieselbe Quote acceptirt, welche 1867 und 1878 fixirt wurde. Doch werden zwei Modificationen geplant: die erste ist die Beseitigung des Präcipuums und demnach Unificirung des ungarischen Beitrages; die zweite ist die Deckung der Steuerrestitutionen, nicht wie bisher aus dem Zollerträgnisse, sondern aus den besonderen Einnahmen der beiden Staaten.

Die zwei Procente für die Militärgrenze konnten nur eine Uebergangsbestimmung bilden; denn sobald einmal die Grenze vollständig einverleibt ist, lassen sich ihre Steuereinnahmen nicht mehr genau von denjenigen der anderen Teile des Landes sondern und lassen sich andererseits auch die Letzteren behufs Ermittlung der Restquote nicht pünktlich mehr ausweisen. Die 1877-er Quotendeputationen hielten dieses Uebergangs-Präcipuum für die Militärgrenze aufrecht, nachdem damals blos die Gesammt-Einnahmen dreier Jahre (1873—75) vorlagen. Die Basis des Präcipuums ist jedoch sowohl juridisch, als factisch hinfällig geworden; ob Ungarn damit

gewinnt oder nicht, ist nicht die Hauptfrage; die Aufgabe liegt nunmehr darin, dass die Quote des auch in steuerpolitischer Beziehung vollständig geeinigten und Oesterreich gegenüber eine unteilbare Einheit bildenden Ungarns in einer der Wirklichkeit entsprechenden einheitlichen Ziffer ausgedrückt werde, gerade so wie dies für Oesterreich geschieht.

Meritorisch werden die Steuerrestitutionen auch jetzt schon aus den eigenen Einnahmen der beiden Länder gezahlt; das Vorgehen, wonach die Restitutionen beim Exporte von den Zolleinnahmen gedeckt werden, führt blos dazu, die Zollerträgnisse zu schmälern und die Abrechnung zu verwirren, ohne dass weder der gemeinsame, noch der ungarische oder der österreichische Staatshaushalt einen Nutzen hieraus hätten. Die Restitution verschlang in manchen Jahren so viel aus den Zolleingängen, dass aus den 30—40 Millionen der Letzteren zum gemeinsamen Erfordernisse kaum ein-zwei Millionen übrig blieben; im Jahre 1881 geschah es sogar, dass die Restitution der Verzehrungssteuern mehr in Anspruch nahm, als aus den Zöllen verfügbar war und musste sie damals — was staatsrechtlich durchaus unstatthaft ist — als gemeinsame Ausgabe im Verhältnisse der Quoten gedeckt werden, so dass Ungarn unter diesem Titel fl. 543,163 nachzuzahlen hatte.

Diese Unzukömmlichkeit wird jetzt gewiss aufhören; denn die beiden Regierungen haben die Regulirung der Steuerrestitutionen in die Vorlage über das Zollbündniss in der Weise einbezogen, wie dies gegenwärtig in dem Quotengesetze vorgesehen ist und wurden zur Deckung der Restitution, anstatt der Zollerträgnisse, die sonstigen Einnahmen der beiderseitigen Staatscassen designirt. Nachdem der ungarische Reichstag und der österreichische Reichsrat die Zollvorlage bereits angenommen haben, kann die Restitution nicht mehr in dem Quotengesetz Platz finden und demnach in keiner Weise mit den Zolleinnahmen in Verbindung gebracht werden.

Es wird demnach von nun an von den Zolleinnahmen blos das Zollverwaltungspauschale in Abzug gebracht; der Rest dient zur Bestreitung des gemeinsamen Erfordernisses. Das Pauschale Ungarns beträgt 450,000, das Oesterreichs 1.400,000 und dasjenige Bosniens 600,000 Gulden. In Letzterem ist auch eine Entschädigungssumme für den teilweisen Entgang an Zolleinnahmen enthalten, welcher durch die Einverleibung in das österreichisch-ungarische Zollgebiet verursacht wird; die beiden anderen Pauschalbeträge sind nicht etwa das Resultat irgendwelcher quotenmässiger Berechnung; sie wurden 1868 auf Grund gewisser erfahrungsmässiger Daten ermittelt, 1877 von beiden Seiten unverändert beibehalten und dürften auch diesmal nicht modificirt werden.

Wenn die Restitution nicht aus den Zolleinnahmen gedeckt werden wird und vorausgesetzt, dass die Quoten dieselben bleiben, wird zur Bedeckung eines gemeinsamen und Staatsbudgets wie das 1887-er von Seite

Ungarns eine um 7.478,253 Gulden geringere Quote beigetragen werden müssen; es entfallen dagegen die unter dem Titel «Ausgleichung der Verzehrungssteuerrestitution» eingeflossenen 5.015,498 Gulden und werden aus den Einnahmen des ungarischen Finanzministers 2.462,755 Gulden zu Restitutionszwecken verausgabt werden müssen, so dass das neue Restitutionsverfahren, wie dies klar zu ersehen, in finanzieller Beziehung ein bis zum letzten Kreuzer mit dem gegenwärtigen identisches Resultat liefert.

Wenden wir uns nun von dem österreichisch-ungarischen Quotenverhältnisse der Verrechnung zwischen Ungarn und Kroatien-Slavonien zu. Auf den staatsrechtlichen Zusammenhang will ich hier nicht des Näheren eingehen; es genügt, wenn zur Charakterisirung der hier herrschenden Verhältnisse bemerkt wird, dass die Gemeinsamkeit Ungarns und seiner Kronländer eine viel weitgehendere ist, als die in Gemässheit der Pragmatischen Sanction einzuhaltende Zusammengehörigkeit und das kündbare Band der Zollunion zwischen Ungarn und Oesterreich. Die Berechnung der Kosten jener viel weitgehenderen ungarisch-croatischen Gemeinsamkeit wurde im Jahre 1868 nach dem Verhältnisse der Steuerfähigkeit normirt und zwar auf Grund von, dem ungarisch-österreichischen Quotenschlüssel vom Jahre 1867 analogen ziffermässigen Daten. Das Ergebniss war, dass Ungarn von den gemeinsamen Ausgaben 93·56, Kroatien-Slavonien 6·44 Procent zu tragen haben. Es wären indess die Kronländer, wenn sie einen so grossen Teil ihrer Einnahmen, wie dies die Quote verlangt, auslieferten, nicht im Stande gewesen, die Kosten ihrer inneren Verwaltung zu decken. Es stellte sich später sogar heraus, dass die Kronländer aus den eigenen Einnahmen bei weitem nicht einmal jene 6·44% aufbringen konnten, geschweige denn, dass etwas zur Bestreitung der Kosten der autonomen Regierung erübrigt worden wäre. Infolge dessen bot Ungarn den Kronländern für die Periode 1868 bis Ende 1877 einen Beitrag von fl. 2.200,000 zu den Ausgaben ihrer inneren Verwaltung an, welche Summe den während der letztverflossenen Jahre unter obigem Titel erforderten Kosten entsprach. Dieses Pauschale war in der Weise zu liquidiren, dass aus den kroatisch-slavonischen gemeinsamen Einnahmen von Zeit zu Zeit 45 Procent der autonomen Regierung ausgefolgt wurden, während der Rest zur Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben diente. Dieses Verhältniss 45 : 55 bezog sich indess blos auf den Liquidirungsmodus, und war nur festgestellt worden, um bei der autonomen Regierung das Interesse für die Eintreibung der Einnahmen wach zu erhalten, aber tatsächlich erhielt Kroatien-Slavonien als Beitrag zu seinen Verwaltungskosten nicht mehr und nicht weniger als jenes Pauschale von 2.200,000 Gulden.

So wie vom Jahre 1868 an die Einnahmen in allen Teilen des ungarischen Staates und somit auch in den Kronländern fortwährend zunahmen und Letztere ihren Landeshaushalt fortwährend erweiterten, erhoben sie auch immer mehr steigende Ansprüche. Es gelang ihnen auch im Jahre

1873 eine Modification des Finanz-Uebereinkommens vom Jahre 1868 in dem Sinne zu erwirken, dass das Verwaltungspanschale von 2.200,000 Gulden fallen gelassen und den Kronländern vom Beginne des Jahres 1873 ab 45 Procent ihrer reinen Einnahmen zugewiesen wurden, während für die gemeinsamen Ausgaben 55% blieben. Infolge dieser neuen Aufteilung der Einnahmen stieg die kroatisch-slavonische Dotation von Jahr zu Jahr um Hunderttausende und um noch bedeutendere Beträge stieg andererseits der Verlust Ungarns. Ich meine den Verlust welcher sich ergibt, wenn man erwägt, wie viel die 55% der reinen Einnahmen Kroatien-Slavoniens betrugen und um wie Vieles mehr dagegen die 6·44 Procent der gemeinsamen Ausgaben ausmachten; diese viele Millionen betragende Differenz muss jetzt Ungarn aus eigenen Mitteln ersetzen.

Dieser Verteilungsschlüssel blieb, nachdem der finanzielle Ausgleich mit Oesterreich sich verspätete, bis 1880 in Kraft. In diesem Jahre wurde das Verhältniss der Steuerfähigkeit auf Grund derselben Daten, welche 1877 behufs Feststellung der ungarisch-österreichischen Quote den beiden Deputationen vorgelegt wurden, berechnet und auf Basis dieses Verhältnisses die für die gemeinsamen Ausgaben massgebende kroatisch-slavonische Quote ermittelt. Letztere beträgt für Ungarn 95·43 für Kroatien-Slavonien 5·57 Procent. Tatsächlich dient aber nicht dieses, sondern noch immer das Verhältniss 45 : 55 als Verteilungsschlüssel. Bei dieser Gelegenheit wurde es auch genau festgestellt, wie jene reinen Ergebnisse der kroatisch-slavonischen gemeinsamen Einnahmen, von denen die autonome Regierung 45% enthält, zu berechnen sind. Ausserdem wurden auch jene Einnahmen detaillirt bezeichnet, welche einerseits ausschliesslich der autonomen Regierung, andererseits dem gemeinsamen ungarisch-kroatischen Aerar gebühren und welch Letztere Object der Verteilung sind; schliesslich wurde für die Kronländer ein Pauschale von 20,000 Gulden fixirt, für gewisse Stempelgebühren, von denen ein quantitativ schwer zu berechnender Teil den Kronländern zukömmt.

Das gegenwärtig in Geltung befindliche ungarisch-kroatische finanzielle Uebereinkommen enthält demnach zwei verschiedene Quoten: eine, welche der Steuerfähigkeit entspricht, doch practisch nicht anwendbar ist; eine zweite, welche auf keiner positiven Berechnung beruht, jedoch tatsächlich in Anwendung steht und die Kronländer, im Verhältniss zu anderen Teilen des ungarischen Staates, mit reichlichen Mitteln zur Deckung ihrer Verwaltungsausgaben versieht.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die hier behandelten verschiedenen gemeinsamen Ausgaben und Quoten werfen, kann als Ergebniss constatirt werden, dass die Staatsverbände ausreichende gemeinsame Bedeckung für ihre gemeinsamen Erfordernisse besitzen oder doch die Erlangung solcher anstreben; wo die gemeinsame Bedeckung ungenügend ist und wo

die Cantone oder die Einzelstaaten regelmässig oder ausnahmsweise quotenmässige Beiträge zu leisten haben, bildet nicht allein die Bevölkerungsziffer den Bemessungsschlüssel und wo diese Basis dennoch besteht, dort bestrebt man sich die Matricularbeiträge zu beseitigen. Die Bevölkerungszahl dient als Schlüssel blos bei Festsetzung der Blutsteuer; so namentlich im deutschen Reiche und in unserer Monarchie. Wo die Gesetzgebung und die Verwaltung der Zölle und indirecten Steuern gemeinsam oder wenigstens einheitlich ist, dienen diese Einnahmsquellen zur gemeinsamen Bedeckung; so in den Vereinigten Staaten, im deutschen Reiche, in der Schweiz, während in unserer Monarchie diese Regel teilweise durchbrochen erscheint, indem blos die Zölle zur gemeinsamen Bedeckung dienen. Dagegen gibt es keine staatsrechtliche Rücksicht, welche es hindern würde, wohl aber finanzielle Rücksichten, welche es empfehlen, und Rücksichten der Gerechtigkeit, welche es gebieterisch fordern, dass die gemeinsam geregelten Spiritus-, Bier-, Zucker- und Petroleumsteuereinnahmen zur gemeinsamen Bedeckung und in diesem Falle auch zur gemeinsamen Steuerrestitution verwendet werden. Die Ausnahme, die in dieser Beziehung im deutschen Reiche stattfindet, wo die südlichen Staaten aus ihren Bier- und Branntweinsteuern nichts zur gemeinsamen Bedeckung beitragen, bestätigt nur diese Regel; denn in diesen Staaten sind die betreffenden Steuern ganz verschieden von den in den anderen Staaten eingeführten Steuern derselben Art und sind auch nicht mit Letzteren einheitlich normirt. Die beiden Staaten unserer Monarchie hingegen regeln die vier Verzehrungssteuern in vollkommen einheitlicher Weise, ebenso wie die Zölle; trotzdem werden blos Letztere zur gemeinsamen Bedeckung verwendet. Und doch sind die Motive, aus welchen die in die beiden Staatscassen fliessenden Zollerträgnisse zu gemeinsamen Einnahmen gemacht werden, ohne nach dem Verhältnisse geteilt zu werden, in welchem sie in die beiden Staatscassen fliessen, zweifellos auch auf die Verzehrungssteuern anwendbar. Die Repartirung der Verzehrungssteuern, wie sie zwischen Ungarn und Oesterreich stattfindet, hat in der ganzen Welt nichts Gleiches. Wird dieser Fehler zu beheben sein, wird das Versäumniss, welches durch die Quotendeputation des Jahres 1867 verschuldet wurde, nachzuholen sein, wer weiss es? Jedenfalls wollte ich, als eine der Conclusionen dieses Vortrages, aufs Neue — denn ich tue es nicht zum ersten Male — diesen Mangel des mit Oesterreich bestehenden wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisses hervorheben.

ADOLF FENYVESSY.

UNGARNS ÖFFENTLICHE BIBLIOTHEKEN.



Ungarn war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von seinen westlichen Nachbarländern in cultureller Beziehung bedeutend überflügelt: die starren Bande der avitischen Constitution schlossen eine gleichmässige Bildung von vornherein aus. Aber auch der kleine Adel, die heutige Gentry, dieses Bindeglied zwischen Hoch und Niedrig, war trotz aller Freiheit des Denkens und des Handelns dem intensiveren Streben nach tieferer Bildung ziemlich abhold. Der ungarische Edelmann, der Schule entronnen, zog sich auf sein Herrenhaus zurück, wirtschaftete nach althergebrachter Weise, jagte und ritt, las manchmal zum Zeitvertreibe seinen Horaz oder disputirte über das Corpus juris tripartitum und verlebte seine Tage in patriarchalischer Beschaulichkeit. Geistige Bedürfnisse kannte er nur dem Namen nach. Unter den Trägern der Wissenschaften war auch noch damals die Geistlichkeit in überwiegender Zahl; die letztere und ein Teil des reichen Adels beeinflusste und beherrschte die geistigen Strömungen; sie waren es auch, die die Errungenschaften der abendländischen Culturideen im kleinen Kreise verarbeiteten, ohne denselben das Gepräge eines nationalen Gemeingutes aufdrücken zu können.

Wenn man im Geiste den kurzen Zeitraum ermisst, welcher das heutige Ungarn von dem damaligen trennt, und dabei den Werdeprocess neuer Errungenschaften bei den übrigen Völkern zum Vergleich heranzieht, so wird man anerkennen, dass bei allen Mängeln, die noch beseitigt werden müssen, ein ähnlicher Umschwung kaum irgendwo in der Geschichte zu verzeichnen ist. Allbekannt ist es ja, durch welche mächtig aufschwellenden Gewalten diese veränderten Verhältnisse hervorgebracht wurden, wie sich mit einem Male alles aus einem tiefen Schlafe aufrüttelte, und wie die Nation endlich begann sich als solche zu fühlen. Die Bildung drang allmälig auch in die tieferen Schichten der Gesellschaft: Vereine, Verbindungen, Clubs u. s. w. wurden gegründet, damit im Kreislauf der Ideen die so lang entbehrte Gemeinschaft erstehe und ihre Früchte trage.

Es ist nicht das letzte Verdienst Széchenyi's, des grössten Ungars, dass er das Interesse für die mit den geselligen Vereinen verbundenen Bibliotheken, diesen bedeutendsten Factor der öffentlichen Bildung, wach rief. Ueberall, wo auf seine Initiative Vereine gegründet wurden, drang er darauf, dieselben mit Büchersammlungen versehen zu lassen, was damals noch viel zu bedeuten hatte; denn unsere Grossväter und Väter wissen noch von einer Zeit zu erzählen, wo man hier zu Lande eines Buches nicht so leicht habhaft werden konnte. Der Verkehr war schleppend, prompte Effec-

tuirung der Aufträge fast unmöglich, regelmässige Verbindung mit den ausländischen Büchermärkten ein frommer Wunsch.

Liebig hatte Recht, als er jenen bekannten, nunmehr schon zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch getan. Aber auch diejenigen denken folgerichtig, die den Culturzustand eines Volkes mit dem Gradmesser der Bücherproduction und besonders des Bücherankaufes messen. Das Bedürfniss, lesen zu müssen, ist dem modernen Culturmenschen nachgerade zur zweiten Natur geworden, und wenn auch die Qualität des Erzeugten und Angekauften stark in die Wagschale fällt, so lässt das Quantum denn doch ein Urteil über den mehr oder minder intensiven Grad des Bedürfnisses zu.

Aladár György's jüngst erschienenes Buch über Ungarns öffentliche und Privatbibliotheken im Jahre 1885 liefert interessante Belege für das Obengesagte.* Der Verfasser geht an seine Aufgabe wohlversehen heran, und die Consequenzen, die er aus dem reichen Material zieht, sind insoferne lehrreich, da man bisher über unser Bücherwesen auch im eigenen Lande sehr vage Vorstellungen hatte. Wir sind weit entfernt, das Lesebedürfniss unseres Publikums für vollkommen befriedigend zu halten; trotzdem muss es uns beim Studium dieses Buches einleuchten, dass es sich hier hauptsächlich um die bisher wenig beachtete Frage handelt, ob zwischen dem ungarisch sprechenden Teil der Bevölkerung einerseits und dem Ankaufe ungarischer Bücher anderseits ein richtiges Verhältniss obwaltet?

Nachdem die Aufnahme des Materials durch das energische Einschreiten des statistischen Bureaus gewissenhaft durchgeführt war, blieb die Aufgabe übrig, die eingelangten Daten kritisch zu gruppiren und dieselben für sich sprechen zu lassen. Es soll Herrn György nicht zum Lobe angerechnet werden, dass er nur mit homogenem Materiale operirte; dies ist ein principielles Postulat aller statistischen Arbeiten; wir wollen nur betonen, dass die aufgestellten Gesichtspunkte richtig sind und überall den gewiegten Statistiker bekunden.

Es mag für unsere ausländischen Leser nicht uninteressant sein, wenn wir an der Hand dieses Bandes — welcher die öffentlichen Bibliotheken Ungarns[1] umfasst — eine Wanderung antreten, um Ungarns Bücherwesen einer Musterung zu unterziehen. Wir tun dies umso lieber, als man bisher im Auslande über diesen, wie über so viele andere Gegenstände, welche unser Vaterland betreffen, sehr ungenau unterrichtet war.

So behandelt beispielsweise der Artikel, Libraries' in der übrigens

* Amtliche statistische Mitteilungen. Herausgegeben durch das statistische Landesbureau. — *Die öffentlichen und Privatbibliotheken Ungarns im Jahre 1885.* Im Auftrage des kön. ung. statistischen Bureaus verfasst von Aladár György. I. Teil. Budapest, 1886. Druckerei der Actien-Gesellschaft «Athenaeum». 4° 401 S.

vortrefflich gearbeiteten Encyclopaedia Brittanica nur acht grössere ungarische Bibliotheken, und sagt kurz und bündig «The libraries in the hungarian kingdom are not very numerous», wo hingegen der Verfasser vorliegenden Bandes 2270 Bibliotheken zählt (Minimum 500, resp. 1000 Bände), darunter 129 mit über 10,000 Bänden.

Diese 2270 Bibliotheken gruppiren sich, wie folgt:

Laufende Zahl	Gruppen	Zahl der Bibliotheken	Zahl der Bücher
1.	Oeffentliche Bibliotheken	36	1.086,458
2.	Behördliche Bibliotheken	66	181,405
3.	Bibliotheken an Hochschulen	43	402,194
4.	Bibliotheken bei Fachschulen	31	80,056
5.	Bibliotheken an Mittelschulen...	259	981,489
6.	Bibliotheken an Volksschulen	204	225,757
7.	Röm. kath. Dicöcesan-Bibliotheken	110	537,301
8.	Griech. k. und griech. or. Diöc.-Bibliotheken	18	59,955
9.	Röm. kath. Ordens-Bibliotheken	149	720,826
10.	Bibliotheken der protestantischen Kirche...	37	84,057
11.	Budapester Vereinsbibliotheken	20	80,183
12.	Vereinsbibliotheken in der Provinz	310	313,171
13.	Leihbibliotheken	74	407,877
14.	Privatbibliotheken...	913	2.167,469
		2270	7.328,198

Diese Daten ergeben deutlich, dass die Zahl jener Bibliotheken, die dem Publicum nicht zugänglich sind, bei weitem überwiegt. Wenn man die öffentlichen, Vereins- und Leihbibliotheken zusammenfasst, erhält man die Summe von 1.887,689 Bänden, was im Vergleich mit den übrigen 3.273,040 Bänden nur den Perzentsatz 36 % ergibt. Doch ist auch in dieser Hinsicht seit kurzer Zeit ein bedeutender Fortschritt wahrzunehmen. Zum Zwecke der Vergleichung mögen nun noch die Bibliotheken der übrigen Culturstaaten folgen:

Laufende Zahl	Staat	Zahl der Bibliotheken	Zahl der Bücher	Auf eine Bibliothek entfallen durchschn. Bücher	Auf 100 Einwohner entfallen durchschn. Bücher
1.	Vereinigte Staaten (1876)	3,647	12.276,964	3,369	27·2
2.	Ungarn (1885) ..	2,270	7.328,198	3,228	53·29
3.	Oesterreich (1873) ..	577	5.475,798	9,490	26·8
4.	Frankreich (1878—79)	500	4.598,000	9,196	12·5
5.	Italien (1865)	493	4.349,281	8,822	20·8
6.	Grossbritannien ..	200	2.871,493	14,357	9·0
7.	Preussen	398	2.640,450	6,629	11·0
8.	Schweiz (1870)	2,006	2.490,312	1,241	93·29
9.	Baiern	169	1.368,500	8,097	26·4
10.	Russland	115	952,090	6,566	1·05
11.	Belgien . ..	105	609,110	5,801	10·4

Es wäre Verblendung, diese Daten in ihrem wechselseitigen Verhältnisse ohne jedwede Kritik hinzunehmen. Der Verfasser erklärt auch ganz offen, dass man sich über dieses für uns anscheinend so überaus günstige Resultat nicht täuschen lassen möge. Zunächst kommt die Jahreszahl der Aufnahme in Betracht: ein einziges Jahr kann bei der riesigen Colportage und den schnellen Verkehrsverhältnissen der Gegenwart den Ausschlag geben. Hier sehen wir aber, dass die Jahreszahl zwischen 1865 und 1885 schwankt, und dass bei einigen Staaten überhaupt gar keine Jahreszahl angegeben ist. Ferner kommt in Betracht, dass mit Ausnahme Ungarns in fast allen Staaten die Privatbibliotheken ausser Acht gelassen wurden, während dieselben in Ungarn in grosser Anzahl herbeigezogen wurden.

Trotzdem kann man im Allgemeinen behaupten, dass Ungarn in Bezug seiner Bibliotheken keineswegs die letzte Stelle einnehmen wird. Wenn wir nämlich diejenigen Bibliotheken vergleichen, in denen sich die Anzahl der Bände mindestens auf 10,000 beläuft, erhalten wir folgende sich selbst erklärende Zusammenstellung:

Vereinigte Staaten	266	mit zusammen		6.984,882	Bänden
Oesterreich	115	«	«	3.630,787	«
Schweiz	43	«	«	1.341,393	«
Italien	78	«	«	2.300,000	«
Ungarn	129	«	«	4.417,122	«

Das vorliegende Buch des Verfassers (der I. Teil des ganzen Werkes) teilt sich in zwei Hauptabschnitte, u. zw. 1. Unsere grossen Bibliotheken, 2. Die öffentlichen Bibliotheken Ungarns. Aus beiden Teilen greifen wir das Interessanteste heraus.

Unter den *grossen*, 10,000 Bände umfassenden Bibliotheken (129 an der Zahl) treffen wir 16 solche an, deren Gründungsjahr nicht bekannt ist: vor dem XVIII. Jahrhunderte wurden gegründet 12, aus dem XVIII. Jahrhunderte stammen 30, aus dem XIX. hingegen 71 (= 54 %), ein Beweis, dass Ungarns grösste Bibliotheken überwiegend modernen Ursprungs sind. Um den Charakter dieser Bibliotheken beurteilen zu können, wird es genügen, folgende Zusammenstellung nach wissenschaftlichen Fachgruppen sowohl, als auch nach sprachlichen Gesichtspunkten ins Auge zu fassen. Neunzig grosse Bibliotheken sandten ausführliche Daten ein; die 2.125,934 Bände derselben verteilen sich folgendermassen:

1. Philologie	9·61 %
2. Philosophie, Theologie, Pädagogik ...	23·03 %
3. Geschichte	16·52 %
4. Jurisprudenz, Nationalökonomie ...	8·28 %
5. Naturwissenschaften	8·95 %

6. Encyklopädische Werke	4·87 %
7. Tagespresse	2·91 «
8. Belletristik	11·83 «
9. Schulbücher und Jugendschriften	2·99 «
10. Gemischtes	11·01 «
Summa	100·00 %

Die an zweiter Stelle stehende Gruppe sehen wir mit der grössten Zahl vertreten, was insoferne natürlich ist, da von den behandelten Bibliotheken 60, das heisst zwei Drittel Schulen oder Kirchenbehörden angehören. Trotzdem bildet diese Gruppe nur 23·03 % im Vergleiche zu den übrigen Fächern, wodurch das Urteil des Verfassers, dass diese Bibliotheken meist einen modernen Anstrich haben, bestätigt wird.

Der sprachliche Gesichtspunkt wurde bei dem Ausweise von 1.100,594 Bänden berücksichtigt. Diese Zahl verteilt sich wie folgt:

In ungarischer Sprache	22·88 %
In deutscher «	35·74 «
In französischer «	9·31 «
In englischer «	2·48 «
In lateinischer «	25·11 «
In anderen oder zwei Sprachen	4·48 «
	100·00 %

Die verhältnissmässig grosse Anzahl lateinischer Bücher darf uns bei dem Umstande nicht Wunder nehmen, dass in Ungarn die lateinische Sprache bis zur ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Sprache jedes Gebildeten und überdies die Amtssprache war. Jene Bibliotheken also, deren Ursprung vor diesen Zeitraum zurückreicht, weisen naturgemäss eine sehr grosse Anzahl derartiger Werke auf. Gleichzeitig ersehen wir aber auch aus obiger Zusammenstellung, dass die Zahl der in ungarischer Sprache verfassten Werke denjenigen des lateinischen Idioms schon beinahe gleichkömmt, während die deutschen Werke die grösste Percentzahl aufweisen.

Die bedeutendsten unter den sogenannten grossen Bibliotheken sind: Die Budapester Universitäts-Bibliothek mit 215,000 Bänden, 60,000 Miscellaneen und 439 Handschriften; die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums zu Budapest mit 202,494 Bänden, 15,460 Bänden handschriftlichen Inhalts, 80,000 Urkunden; die Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit 179,248 Bänden; die Bibliothek der Benediktiner-Abtei zu St. Martin mit 100,000 Bänden; die Bibliothek des reformirten Collegiums zu Debreczin mit 52,000 Bänden u. s. w.

Es mögen noch einige bemerkenswerte Daten über die drei an erster Stelle genannten grössten Bibliotheken beigefügt werden:

Die Budapester Universitäts-Bibliothek wurde durch den Primas Peter Pázmány im Jahre 1637 gegründet. Sie enthält an theologischen Werken 12,462 Bände, ins juridische Fach schlagend 9429, ins staatswissenschaftliche 3747, ins medizinische 7110, ins mathematisch-naturwissenschaftliche 8650 Bände; Philosophie, Aesthetik und Pädagogik sind insgesammt mit 5542, Geschichte und Geographie mit 17,953, Philosophie mit 15,339 Bänden vertreten, wozu noch 89,505 Bände verschiedenen Inhalts hinzukommen. Unter den Handschriften befinden sich 35 Corviniana (aus der Bibliothek des Königs Mathias Corvinus). Die Bibliothek hat im Jahre 1876 ein neues, palastähnliches Gebäude erhalten. Der Lesesaal (zugleich Handbibliothek) ist 228 m² gross, für 180 Leser berechnet, und enthält 12,000 Handbücher. Ausserdem stehen den Fachgelehrten noch besondere Räumlichkeiten zur Verfügung. Für Neuanschaffungen werden jährlich ca. 13,000 fl. verausgabt.

Die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums, im Jahre 1802 durch den Grafen Franz Széchenyi gegründet, ist die mit Hungaricis am reichsten versehene Sammlung. Ausser den oben angeführten Werken befinden sich daselbst noch 865 Incunabeln, 60,000 kleinere Druckwerke (Denkreden u. s. w.), 12,000 Stück Dissertationen, 10,000 Stück Schulprogramme, 15,301 Stück Holz-, Kupfer- und Steinschnitte, 2064 Landkarten, 603 Stück Photographien (Facsimilia seltener Handschriften, Urkunden u. s. w.). Sehr wertvoll sind die ungarischen Handschriften; die lateinischen (darunter sieben Corviniana), deutschen, italienischen, holländischen, griechischen, armenischen, slavischen und orientalischen haben zumeist nur historischen Wert. An deutschen Handschriften finden sich folgende vor:

1. Daz puche baumgart genannt. Sæc. XIII.
2. Libellus Censuum Prepositure Rhetie (Güldbüchl). Sæc. XIV.
3. Muffel Pauli Bürgers Nurnberg Salbuch. 1387.
4. Nonnenchoral und Liturgie. Sæc. XIV.
5. Schwabenspiegel. Sæc. XIV.
6. Calendarium ecclesiae Bambergensis. Sæc. XV.
7. Alchymia. Sæc. XV.
8. Alchymia. Sæc. XV. Chart.
9. Lantrecht oder Schwabenspiepel. Sæc. XV.
10. P. Jeronymi Chronic des römischen Reichs. Sæc. XV. Chart.
11. Helden- und Zaubergeschichten. Sæc. XV. Chart.
12. Privilegia et iura municipalia urbis Viennensis. 1277—1453. Sæc. XV. Chart.
13. Hagen: Chronicon Austriae. Sæc. XV. Chart.
14. Legende des heiligen Georg von Ungarn. Sæc. XV. Chart.

Eine unerschöpfliche Fundgrube ungarischer Geschichtschreibung bieten die Urkunden dieser Bibliothek. Viele Adelsgeschlechter haben ihre

urkundlichen Sammlungen dem Nationalmuseum als Deposit übergeben, um dieselben der Forschung zugänglicher zu machen. — Die Bibliothek verfügt über 14 Arbeitszimmer, 3 geschlossene Gänge und einen Lesesaal. Jährliche Dotation für Ankäufe 3500 fl.

Die Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften endlich wurde in den dreissiger Jahren gegründet. Anfangs eine bescheidene Collection, wuchs dieselbe in kurzer Zeit durch die hochherzigen Spenden der Grafen Batthyány und Teleki auf 70,000 Bände an und vermehrte sich seither zusehends. Sehr wertvoll unter andern ist die von Franz v. Pulszky gespendete Sammlung aller jener Werke, die im Auslande über Ungarn veröffentlicht wurden. Dotation ca. 4000 fl.

Der zweite, grössere Teil des behandelten Werkes erstreckt sich, wie schon erwähnt, auf sämmtliche öffentliche Bibliotheken. Hier unterscheidet der Verfasser folgende Gruppen: *a)* Oeffentliche Bibliotheken im engeren Sinne, *b)* Behördliche, *c)* Schul- *d)* Kirchliche, *e)* Vereins- und *f)* Leihbibliotheken.

Das Capitel, welches die im engeren Sinne genommenen *öffentlichen* Bibliotheken behandelt, bietet vom allgemeinen Standpunkte betrachtet wenig Bemerkenswertes. Noch sehr viele Schichten der Bevölkerung sind es leider, die der Opferwilligkeit der Gesellschaft und der Hilfe des Staates bedürfen, um nur der notwendigsten Lectüre teilhaftig zu werden. Freilich ist auch das Ausland, mit Ausnahme der Schweiz, Schwedens und ganz besonders der englischen Race, noch weit entfernt, den Satz aussprechen zu können, dass jeder Gemeinde, d. h. jedem grösseren Menschencomplexe genügend Gelegenheit geboten wird, seine Bildung durch allseitig zugängliche Lectüre zu heben. Dies mag uns vor der Hand zum Troste gereichen. Die Anzahl der durch den Verfasser in den Kreis seiner Behandlung gezogenen öffentlichen Bibliotheken ist sehr gering: denn nur 42 solche Büchersammlungen finden wir verzeichnet, mit insgesammt 1.183,581 Bänden, und zwar: in ungarischer Sprache 29,107, in deutscher 45,130, in französischer 9059, in englischer 2066, in lateinischer 34,312, in einer anderen oder zwei Sprachen 6333. Die Zahl der Leser im Jahre 1884 belief sich auf circa 85,000 Personen.

Auch die *behördlichen* Bibliotheken haben weder numerisch, noch inhaltlich das normale Niveau erreicht. Die Ursache davon ist dem Umstande zuzuschreiben, dass sich in Ungarn der Hang zum eingehenden Studium der administrativen Institutionen in Folge der spät entwickelten freien Verfassung erst in jüngster Zeit regte. Früher war das einzige, dem ungarischen Juristen unentbehrliche Werk das erwähnte Corpus juris Hungarici, dessen Inhalt übrigens ein jeder Edelmann aus der Praxis kannte. Erst in den letztverflossenen drei Jahrzehnten ergab sich das Bedürfniss, die Rechtsverhältnisse anderer Völker mit historischem und philosophi-

schem Sinne zu durchforschen. Auch gestaltete sich unsere Administration seit dem Jahre 1848, den tausenderlei Bedürfnissen eines modernen Rechtsstaates entsprechend, in jeder Beziehung complicirter und verzweigter, was dann weiterhin eine gewissenhaftere Beschäftigung mit der Theorie teilweise schon bisher zur Folge hatte, grösstenteils aber erst in Zukunft nach sich ziehen dürfte.

Die 76 behördlichen Bibliotheken, von denen Daten eingelangt sind, verfügen über 178,660 Bände, und zwar in ungarischer Sprache 26,743, deutsch 33,324, französisch 6194, englisch 2366, lateinisch 2366, gemischt 3643. Gelesen wurden diese Werke im Jahre 1884 insgesammt von 5792 Personen. Das grösste Contingent liefert natürlicherweise das staatswissenschaftliche Fach mit 71,661 Bänden.

Sehr erfreulich steht es um die Sache jener Bibliotheken, die an den *Lehranstalten* bestehen. Wenn man bedenkt, dass vor der ersten einheitlichen Organisation des ungarischen Unterrichtswesens, also vor der Regierung der Königin Maria Theresia, sogenannte Schulbibliotheken nur allein die protestantischen Lehranstalten ihr Eigen nannten (denn jene an katholischen Gymnasien, Lyceen und Akademien waren Eigentum der Diöcese oder des betreffenden Ordens), so wird man schon aus diesem Fortschritte die nicht unbedeutende Umwandlung unserer Culturverhältnisse ersehen können. Nach sprachlichem Gesichtspunkte gruppirt, ergeben sich folgende Percentzahlen:

	Ungarisch	Deutsch	Französisch	Englisch	Lateinisch	Gemischt
An Hochschulen	28·78	33·29	6·68	2·02	26·21	3·02
An Fachschulen	36·89	53·42	4·72	2·54	0·20	2·23
An Mittelschulen	50·59	28·51	2·08	0·34	14·53	3·95
An Volksschulen	65·66	28·47	1·15	0·27	2·58	1·87
Summe durchschnittlich	47·27	30·49	3·11	0·80	14·97	3·36

Auf den ersten Blick ergibt sich uns aus dieser Zusammenstellung, dass die in deutscher Sprache verfassten Werke, besonders bei den Fachbibliotheken eine sehr hohe Percentzahl aufweisen, und zwar aus dem Grunde, weil sich die Cultivirung der Fachwissenschaft in Ungarn in überwiegendem Maasse an deutsche Forschung anschliesst. Immerhin entnehmen wir aber aus der Durchschnittsumme, dass die Anzahl der ungarischen Werke in den Schulbibliotheken überhaupt schon überwiegt. Die Volksschulen weisen in dem amtlichen Berichte des Ministers für Cultus und Unterricht 365,956 Bände auf, deren weitaus grösster Teil in ungarischer Sprache verfasst ist.

Bevor wir diese Gruppe verlassen, wollen wir noch jene statistische Tabelle einschalten, welche die Sonderung nach wissenschaftlichen Fächern illustrirt:

Gruppe	Philologie		Philosophie		Geschichte		Staatswissenschaft		Naturwissenschaften	
	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände
Hochschulen	9 47	8·45	21 95	18·25	12·82	14·41	13·85	13·48	16·89	18·42
Fachschulen ...	2·64	2·11	1·76	0·65	5·68	4·44	15·81	10·90	42·83	32·70
Mittelschulen... ...	14·51	14·44	13·46	12·03	12 96	14·42	3·80	3·58	9·50	9·46
Volksschulen ...	4·58	7·52	10·62	12·07	9·59	10·69	2·94	2·56	7·83	7·46
Zusamm. durchschn.	11 90	11·68	14·43	12·99	12·14	13·53	6·33	5·97	12·15	12·14

Gruppe	Encyclopädie		Tagesblätter		Belletristik		Schulbücher		Vermischtes	
	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände	Werke	Bände
Hochschulen .	4·08	8·42	0·83	1·03	7·16	6·38	3·59	3·70	9·36	7·46
Fachschulen	1·20	2·77	1·30	4·72	7·25	6·32	7·83	27 35	13·70	8·04
Mittelschulen ..	2·47	4·55	0·77	1·90	10·31	10·47	12·33	10·59	19·89	18·56
Volksschulen	1·86	2·91	1·00	1·02	11·83	15·39	32·08	25·76	14·67	14·62
Zusamm. durchschn.	2·68	5·14	0 84	1·69	9·74	10·03	13·23	11·72	16·56	15·11

Abgesehen von den Werken gemischten Inhaltes und den Lehrbüchern sehen wir am stärksten vertreten die in das philosophische Fach einschlagenden Werke. Hernach folgen fast in gleichem Verhältniss die historischen und naturwissenschaftlichen. In den Bibliotheken der Hochschulen machen jene (Philosophie) mehr als den vierten Teil aus, während in den Fachbibliotheken die Werke naturwissenschaftlichen Inhalts (sonst überall sehr bescheiden vertreten) 42·8 % des Ganzen repräsentiren. In den Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) sind die einzelnen Gruppen ziemlich gleichmässig verteilt. In den Volksschulen endlich finden wir in grösster Anzahl die Lehrbücher und Jugendschriften. Im Ganzen und Grossen also entspricht die Vertretung der einzelnen Gruppen so ziemlich dem jeweiligen Charakter der Lehranstalt. Die überraschend grosse Anzahl der philosophischen, sowie an den Hochschulen der geschichtlichen Werke wird durch die historische Entwicklung unseres Schulwesens sowohl, als auch unserer Literatur genügend motivirt.

Relativ am zahlreichsten sind die *kirchlichen* Bibliotheken, die mit Ausschluss der katholischen Gymnasial-Bibliotheken beiläufig den vierten Teil sämmtlicher öffentlichen Büchersammlungen bilden. Die 149 Bibliotheken der katholischen Ordensgeistlichkeit bergen allein 741,484 Bände. Obwohl die Pflege der Wissenschaften in Ungarn viel länger in geistlichen Händen war, als anderswo, und obwohl wir genaue Kunde haben von mehreren Klosterbibliotheken, die vor das XVIII. Jahrhundert zurückreichen, so sind die bestehenden kirchlichen Bibliotheken Ungarns im Allgemeinen doch viel jüngeren Datums, als diejenigen des Auslandes. Die

vielen blutigen Kriege, die Ungarn teils für seine Freiheit, teils als Abwehr der türkischen Invasionen durchgefochten hat, liessen ihre Spuren auch in Gestalt abgebrannter und zerstörter Klöster zurück.

Ein Anderes ist es um den Charakter dieser Bibliotheken. Ueberfluss an lateinischen Büchern (in den röm. katholischen Diöcesan-Bibliotheken 46 %, in den Ordensbibliotheken 47 %, in den griech. katholischen 56 %), an Kirchenschriftstellern, die schon längst der Vergessenheit anheimfielen (47 %, resp. 41 % und 58 %), und fast gänzlicher Mangel an Vertretern der modernen Wissenschaften (2 %, beziehungsweise 6 %): dies der Grundzug dieser Bibliotheken, die demnach einen prägnant mittelalterlichen Charakter haben.

Die *Vereinsbibliotheken*, diese Pulsadern der allgemeinen Bildung, besonders für die Mittelclasse, sind bei uns noch am Anfange ihrer Entwickelung. Und doch haben wir Vereine, Clubs, Casinos in genügender Anzahl. Im Jahre 1878 zählte man in Ungarn 964 Casinos, mit 89,725 Mitgliedern und einem jährlichen Umsatz von circa 700,000 fl. Seitdem ist die Zahl solcher Vereine auf ungefähr 2000 gestiegen. Dass die Vereine noch viel zu wenig getan, diesen Rahmen auszufüllen, beweisen folgende Daten: In den 328 Vereinsbibliotheken, die berücksichtigt werden konnten, waren zusammen 396,617 Bände, wovon auf je eine im Durchschnitt nur 1241 Bände entfallen, eine Summe, die noch vielfacher Steigerung bedarf. Besonders auffallend ist die übermässig grosse Anzahl jener Producte, die der Tagespresse angehören, und es wäre hart an der Zeit, diese abnorme Erscheinung gehörig zu paralysiren: es gibt vielleicht keinen Staat, in welchem zwischen der ernsten Lectüre und dem Lesen der Zeitungen ein in cultureller Beziehung so ungünstiges Verhältniss bestünde. Statistisch freilich lässt sich dies nicht einmal annähernd constatiren, da die Zeitungen meist ihre Subabonnenten besitzen oder nach gehabtem Gebrauch vernichtet werden. Ausser dieser ephemeren Lectüre enthalten unsere Vereinsbibliotheken in sehr grosser Zahl belletristische Werke (57 % in Bänden), was durch den Zweck derartiger Vereine bedingt wird. Dennoch muss beklagt werden, dass einige in cultureller Hinsicht überaus wichtige Wissenschaften, wie z. B. die Geschichte, in so geringem Maasse (9 %) vertreten sind. Unter den oben angeführten 396,617 Bänden sind in ungarischer Sprache verfasst 70 %; fo'gen die deutschen Werke mit 24 %, zusammen 94 %.

In Betreff der *Leihbibliotheken* können wir uns sehr kurz fassen. Weit entfernt, diese Classe zu unterschätzen, müssen wir dem Verfasser recht geben, wenn er dieselben in ihrer jetzigen Gestalt einer radikalen Reform für bedürftig erkennt. Geschäftsmässig gehandhabt, wie sie sind, stecken sie sich einzig das Ziel, je mehr Leser zu werben, und kaufen Alles, was Roman oder Unterhaltungsliteratur heisst, ohne Wahl und Umsicht, pêle-mêle an. So kommt es, dass wir in nicht wenig Leihbibliotheken eine

Unmasse von sogenannten spannenden Romanen antreffen, während die wirklichen und echten Vertreter sowohl des Romans (besonders die Engländer), als auch der poetischen Meisterwerke in verschwindender Anzahl figuriren.

Der Raum gestattet uns nicht, dies inhaltsreiche Buch noch weiter zu besprechen. Wer die Schwierigkeiten statistischer Aufnahmen kennt, wer bedenkt, dass der Verfasser auf bisher gänzlich unbetretenen Pfaden schreiten und sich die Bahn gar oft erst bahnen musste, wird auch aus dem bisher Gesagten zu der Ueberzeugung gelangen, dass Herr György sein Bestes für die Lösung seiner schweren Aufgabe einsetzte. Es erhellt aus diesem Werke, dass Ungarns culturelle Entwickelung nunmehr schon den richtigen Weg eingeschlagen hat, und im Vergleich zur Vergangenheit weit fortgeschritten ist; andersteils aber werden wir auch darüber aufgeklärt, dass wir noch angestrengter Arbeit bedürfen, um unsere westlichen Nachbarn einzuholen.

Dr. Ernst Fináczy.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.

XI. Feenprinzessin Goldhaar.*

Es war einmal, der Himmel weiss wo, noch über dem kalten operenzianischen Meere war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Sohn und der hiess Sepp. Einmal, wie gerade Markt war, zählt der Mann seinem Sohne hundert Gulden hin und sagt, er solle damit auf den Markt gehen und dort kaufen, was just auf hundert Gulden gehalten wird, möge es nun sein, was es wolle. — Nun gut! Sepp geht auf den Markt, lungert und stolpert dort herum und gafft sich bald dies, bald das an; auf einmal sieht er bei einem Löffelslovaken einen winzigen-wunzigen, ganz allerliebsten kleinen Holzbecher, der auch einen Deckel hatte. Er hebt den kleinen Becher von der Binsenmatte, wo er neben den Holzlöffeln gelegen, auf, wendet und dreht ihn und besieht sich ihn von allen Seiten, ohne aber das Deckelchen zu heben; endlich frägt er:

— Wie gebt ihr diesen Holzbecher?

— Hundert Gulden, sagt der Slovak.

Sepp sagt kein Wort, zählt die hundert Gulden heraus, giebt sie dem Slovaken und damit steckt er den Holzbecher in die Tasche und geht nach Hause.

Des Abends, als das Nachtmahl vorüber war, aber noch Alles beim niederen Tische** sass, frägt ihn der Vater:

* Aus der im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft von Lad. Arany und Paul Gyulai besorgten Sammlung ungarischer Volksdichtungen übersetzt von Andor Verbirs.

** Bei den Mahlzeiten der Bauern steht ein kurzbeiniger, meist runder Tisch in Verwendung, zu welchem man sich auf ein niederes Bänkchen setzt, wohl auch auf die Erde kauert und so zulangt. Der Uebers.

— Nun, mein Sohn, was hast du denn um die hundert Gulden gekauft?

— Den kleinen Holzbecher da, lieber Herr Vater.

— So zeige doch her! lass schauen, was darin ist.

— Meiner Treu, lieber Herr Vater, ich weiss es noch selbst nicht.

Damit machte er den Deckel auf: steht da ein zweiter Becher drinn, der aber auf ein Haar so aussieht, wie der erste. Er nimmt ihn heraus, macht auch hier den Deckel auf und da steckt wieder ein dritter Holzbecher drinn; wie er auch den öffnet, kommt er auf den vierten, im vierten auf den fünften, im fünften auf den sechsten, im sechsten auf den siebenten, und wie er nun den siebenten Holzbecher öffnet, da springt eine kleine, ganz kleine Kröte heraus, gerade mitten auf den Tisch. Die fällt gleich über die Speisereste her und frisst und frisst, wie wenn man mit Peitschen auf sie einhauen würde. Augenblicklich beginnt sie auch zusehends zu wachsen und anzuschwellen. Anfangs wurde sie wie eine Nuss, dann wie ein Hühnerei, dann wie ein Gänseei, zuletzt, als sie schon rein alles aufgefressen hatte, was nur auf dem Tische war, war sie so dick, wie ein echtes, rechtes, ungarisches Laib Brod.

Die um den Tisch sassen, rissen nur die Augen auf, was denn aus dem Allen werden wolle. Auf einmal — Ihr würdet es kaum glauben, wenn ich es Euch nicht erzählte — fängt die grosse Kröte aber ganz deutlich, mit einer Stimme wie ein Mensch, an zu reden: Gebt mir noch zu essen, denn ich habe grossen Hunger!

— Geh in die Kammer, mein Sohn, und hole ein Brod und ein Stück Speck vom Brette.

Sepp geht und bringt's. Wie die Kröte auch das aufgefressen hatte, sagt sie:

— Jetzt macht mir im Winkel ein Lager zurecht, ich bin schläfrig.

So machten sie ihr also das Lager, die Kröte legte sich darauf und schlief wie ein Sack.

Zwei, drei Tage lang wohnte sie also jetzt hier in ihrem Winkel, aber weil sie immer und immer frass, wuchs sie auch in einem fort, und zuletzt war es ihr hier zu enge, so dass man sie hinaustrug in die Strohscheune und ihr hier ein gutes Plätzchen zusammenrichtete. In sieben Tagen wuchs sie an, wie der grösste Ochse. Da bedankte sie sich schön für die Unterkunft und für die Gastfreundschaft des Hauswirtes und zog in die Welt. Sie geht und geht nur immer zu, endlich kommt sie an einen grossen Teich und da kroch sie hinein.

Der Bauer aber wurde von diesem Tage an ärmer und ärmer, er mochte tun was er wollte. Vergebens mühte er sich ab und wühlte mit der Nase fast die Erde auf: es war rein Alles umsonst. Zuletzt stand er da, so wie mein Finger! Da sagt er also zu seinem Sohne:

— Mein Sohn, ich kann nicht weiter für dich sorgen, geh hinaus in die Welt, versuche dein Glück, es wird schon irgendwie gehen. Wir beiden, ich und deine Mutter, wir werden wohl daheim nicht Hungers sterben, wenn wir tüchtig zugreifen.

Sepp setzte sich also in Schwung und ging nur immer drauf los, über siebenmal sieben Lande hinaus bis über die gläsernen Berge und noch weiter bis über die Stelle, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen die Erde aufwühlt: endlich kommt er in eine königliche Residenzstadt. Er geht auch gleich an den Hof des Königs und da wurde er denn Kutscher. Anfangs ging es ganz gut

und er war der Lieblingskutscher des Königs; doch auf einmal ritt den König der Teufel, so dass er durchaus heiraten wollte, und jung war er doch nicht mehr, und hatte das L gewiss schon übersprungen. Er lässt also Sepp zu sich in den Palast hinauf rufen und sagt:

— Nun, mein Sohn! wenn du mir die Feenprinzessin nicht herschaffst, lasse ich dich augenblicklich ohne viel Federlesens aufhängen!

Bei diesen Worten fiel dem armen Sepp das Kinn herunter; was tun? und jetzt wohin? weiss er ja doch nicht einmal ob Büh, ob Bah, nicht einmal, wo sie wohnt? Aber wie dem auch sei, es muss nun einmal sein, ob es will oder nicht, denn der König hat es befohlen. Sepp macht sich also zurecht und der König gibt ihm ein Ränzel voll Geld, drei Laib Brod und ein Pferd mit auf den Weg. «Nun — dachte Sepp bei sich — so lange das hält, werde ich doch wohl einen Menschen finden, der mir auf den richtigen Weg hilft.» So brachte er denn seine Sachen in Ordnung, sass auf und ritt nur immer in einem weiter über siebenmal sieben Lande; plötzlich begegnet er einem weissen Hund.

— Gott segne dich, sagt der weisse Hund, gib mir doch etwas zum Beissen! jetzt sind es schon sieben Jahre, dass ich nicht einen Bissen gegessen habe. Ich bin schon so hin, dass mir die Gedärme an die Wirbelsäule trocknen.

Sepp dauerte der Hund und er gab ihm eines von seinen Broden.

— Wohltun trägt Zinsen! Hier, ziehe drei Haare aus meinem Schwanze und geht's dir schief, so schüttle sie nur: in einem Nu bin ich bei dir.

Nun gut. Sepp nimmt sich die drei Haare und tut sie in sein Ränzel, dann frägt er:

— Sei doch so gut, könntest du mir nicht sagen, wo es nach Feenland geht? ich möchte gerne hin.

— Das weiss ich nun gerade nicht, reden hören habe ich zwar schon davon; aber gehe nur immer da geradeaus nach Osten, da kommst du an einen grossen Fluss und an dessen Ufer ist ein Fisch zwischen den Zweigen eines Dornstrauches festgeklemmt: frage den, der wird es sicher wissen.

Nun zog Sepp weiter, immer geradeaus gegen Osten; es war schon ein gutes Stück Zeit herum, da kommt er zuletzt endlich an den grossen Fluss und wie er so das Ufer entlang reitet, da sieht er auf ein Mal, wie dort in einem Dornstrauche ein grosser Fisch zappelt und halt durchaus nicht weiter kann. Kaum hat der Fisch den Sepp auf seinem Pferde gesehen, so spricht er ihn auch schon an:

— Gott segne dich! mache mich doch los aus diesem Dornstrauche; jetzt zapple ich schon volle sieben Jahre hier herum und kann mich nicht herausarbeiten; und die ganze Zeit her ist Niemand, aber rein Niemand da vorbeigekommen, der mich hätte befreien können.

Sepp dauerte der Arme, er stieg ab und machte ihn los.

— Ich bitte dich, gib mir doch etwas zu beissen; ich bin so hungrig, dass ch kaum aus den Augen sehe.

— Da ist ein Brod, das magst du behalten, und dich sattessen daran.

— Ach, ist wahr! beinahe hätte ich vergessen dich zu fragen: wohin willst du denn eigentlich?

— Ich suche das Feenland, könntest du mir nicht sagen, wozu das liegt?

— Das weiss ich nun gerade nicht, reden hören habe ich zwar schon

davon; aber gehe nur immer da geradeaus nach Osten, da kommst du an einen grossen Berg, auf dessen Gipfel sind zwei Tauben in's Netz gefallen, in der Nacht kann man ihr Gejammer bis hieher hören: die musst du fragen, die werden es sicher wissen. Doch warte nur noch ein wenig! da von meinem Schwanze nimm dir drei Schuppen; sollte es einmal schlecht um dich stehen, so brauchst du sie nur zu schütteln und in einem Nu bin ich bei dir.

Sepp nahm sich die drei Schuppen und tat sie in sein Ränzel, dann setzte er den Fisch ins Wasser, sass auf und ritt seines Weges wohl über siebenmal sieben Lande: auf einmal kommt er zu dem grossen Berg. Hier band er sein Pferd unten zum Grasen an, er selbst aber stieg den Berg hinauf und da sieht er wirklich die zwei kleinen Tauben, die sich im Netze gefangen und nun dort jammern.

— Ach befreie uns doch von hier, wenn Mitleid in deiner Seele wohnt! Jetzt sind es schon volle sieben Jahre, dass wir in dieses Netz gefallen und die ganze Zeit her ist Niemand, aber rein Niemand, nicht eine erschaffene Seele da vorbeigekommen, die uns hätte befreien können.

Sepp tat es leid um die Armen, er ging hin und befreite sie aus dem Netze.

— Ich weiss, ihr seid jetzt gewiss hungrig, hier nehmt dieses Brod und esst Euch satt daran.

Die Ausgehungerten fielen denn auch mit dem leeren Bauche, den sie hatten, darüber her, so recht auf gut ungarische Art, bis Alles bis auf das letzte Brösel rein verschwunden war.

— Nun, du armer Bursche, du hast uns wirklich einen grossen Dienst erwiesen, aber wir werden dir auch nichts schuldig bleiben: Woltun trägt Zinsen. Ziehe uns aus dem Schwanze je drei Federn heraus und wenn du einmal in die Klemme geraten solltest, brauchst du sie blos zu schütteln: in einem Nu sind wir bei dir und was nur in unseren Kräften steht, das wollen wir für dich tun.

Sepp nahm also je drei Schwanzfedern der zwei Tauben und tat sie in sein Ränzel, dann aber frug er:

— Könntet ihr mir nicht sagen, wozu Feenland liegt? ich möchte gerne dorthin.

— Ei, allerdings! wie denn nicht! wir sind ja gerade von dort. Setze dich nur auf dein Pferd und reite uns nach.

Sepp sass auf, die zwei Tauben flogen voraus und er immer ihnen nachgeritten, wie der Wind! Am siebenten Tage, da waren sie in Feenland.

Eingeborner Sohn Gottes! wenn Sepp je etwas Schönes gesehen, das, was er hier zu sehen bekam, war gewiss das Paar dazu. In den Bächen floss überall nichts wie Milch und Honig und sogar das Gras war hier aus Seide. Die Gärten waren einer schöner, als der andere und die Blumen darin wetteiferten an Pracht und waren alle ganz aus Edelsteinen zusammengesetzt. Die Bäume hatten silberne Stämme und auch die Zweige waren aus Silber, die Blätter daran jedoch aus purem Golde; und das viele, viele Obst daran und die Menge Blüten, dass die Zweige schier brechen wollten! Die Thautropfen auf den Blumen aber das waren alles Diamanten. Nun, da blieben Sepp wohl die Augen stehen vom vielen Schauen, denn das steht nun einmal, dass er so etwas in seinem ganzen Erdenleben nicht, nie, nie, seitdem ihn die Mutter aufs Trockene gesetzt, gesehen. Es war aber auch danach, wie er sich umsah! die Guckfenster fielen ihm

beinahe heraus. Nachdem er sich dann alles genug angestaunt, machte er sich auf die Beine und wie er so geht und geht, steht er mit einem Male vor einem ungeheuer schönen Schlosse. War das aber ein Schloss! was er bisher je an Schlössern gesehen, das war ja dagegen kaum ein Schweinestall zu nennen. Die Wände waren von Silber, die Fenster darin Diamanten, das Dach eitel Gold, das Tor aber und die übrigen Türen waren ausgelegt mit den herrlichsten Juwelen, dass es nur so strotzte! In diesem Palaste nun wohnte die Feenprinzessin Goldhaar ganz mutterseelenallein und sah auch gerade zum Fenster heraus. Sie war so wunderschön zu schauen, dass ihresgleichen gewiss noch kein Mensch gesehen. Ihr Haar war das lauterste Gold und ihre Augen zwei schwarze Käfer, ihr Gesicht wie eine Rose, die Arme und alles Andere aber wie frischgefallener Schnee. Kein Maler hätte es schöner zu malen gewusst. Kaum hatte dieses herrliche Geschöpf Sepp erblickt, so kam sie heruntergelaufen zu ihm und umarmte und küsste ihn.

— Nun, schöne Liebe meines Herzens! du mein, ich dein, bis in den Tod! hier werden wir leben, wie der Fisch im Wasser.

— Ach, schöne Liebe meines Herzens! ich kann nicht bei dir bleiben, denn mich hat der und der König ausgesendet, um dich für ihn zu holen; jetzt also: kommst du mit mir oder kommst du nicht?

— Ach schöne Liebe meines Herzens! wie ich da einmal in dem und dem Teiche bade, fällt mir mein Ring ins Wasser; bis der nicht wieder zum Vorscheine kommt, kann ich keinen Schritt von hier fort.

— Oh, schöne Liebe meines Herzens, ist's nur das? Den will ich dir schon schaffen.

Dann führte die Feenprinzessin Goldhaar Sepp hinauf in den Palast, setzte ihm Fleisch vor und Wein und hielt ihn gut. Als Sepp sich satt gegessen und ausgeruht, schwang er sich in den Sattel und ritt hinaus an den Teich, wo die Feenprinzessin Goldhaar den Ring verloren. Hier kramte er die drei Fischschuppen aus seinem Ränzel, schüttelte sie und in dem Augenblick war auch der Fisch schon zur Stelle, den er aus dem Dornstrauche befreit hatte.

— Was gibt's, lieber Meister, was gibt's?

— Nicht mehr und nicht weniger, als dass die Feenprinzessin Goldhaar, da sie hier im Teiche badete, ihren Ring im Wasser verlor und den sollst du mir jetzt herbei schaffen!

— Oh weh! bei meiner erschaffenen Seele, das ist leicht gesagt! Denn wie ihr der Ring vom Finger glitt, kam eine riesige Kröte daher und verschluckte ihn.

— So rufe mir wenigstens diese riesige Kröte her.

Bei diesem Worte fuhr der Fisch, schwubs, ins Wasser und es dauert nicht lange, so ist er auch schon wieder da und die grosse Kröte watschelt hinterdrein.— Eingeborner Sohn Gottes! ist das gerade dieselbe grosse Kröte, welche die Eltern des Sepp bei sich gepflegt hatten, und kaum dass sie diesen erblickte, hatte sie ihn auch schon gleich wieder erkannt.

— Ja, was suchst denn du hier, wo schon kein Vogel mehr fliegt?

— Ich suche einen verlornen Ring. Der Fisch da sagt, dass du ihn gefunden hättest.

— Weiss wirklich nicht, lass mal sehen.

Und jetzt begann die Kröte sich zu erbrechen und da war der Ring auch

gleich heraus. Sepp will ihn gerade aufheben, aber springt da nicht auf ein Mal ein Hase aus dem Busch, packt den Ring und damit hallo, hast du nicht gesehen, galoppirt er davon, wie aus der Flinte geschossen. Na, Sepp braucht auch nicht mehr! er nimmt die drei Haare aus dem Ränzel, die er vom Hunde bekommen, schüttelt sie und da steht auch schon der grosse weisse Hund vor ihm.

— Was gibt's, lieber Meister, was gibt's?

— Siehst du den Hasen dort? er ist mir mit einem Ringe davon; fang' ihn!

Kaum hat der Hund das gehört, hopp-hopp! in einem Nu über Stock und Stein dem Hasen nach und rennt, was Zeug hält. In einigen Augenblicken hat er ihn eingeholt, in Stücke zerrissen und den Ring wieder zurückgebracht. Sepp aber steckte ihn an seinen Finger und ging damit zurück in den Palast der Feenprincessin Goldhaar.

— Nun, schöne Liebe meines Herzens, hier ist der Ring! jetzt komm aber auch mit mir.

— Ach, schöne Liebe meines Herzens, ich kann so lange nicht fort von hier, bis mir nicht Jemand aus der Quelle des Lebens und aus der Quelle des Todes je einen Krug Wasser gebracht hat. Die aber sind an einem solchen Ort, dass dorthin kein Mensch gelangen kann, er müsste denn die Flügel des Vogels haben.

Sepp begann nachzudenken. Da fällt ihm auf einmal ein, dass er ja von den zwei Tauben, die er aus der Falle befreit hatte, je drei Federn erhalten habe. Er suchte sie also aus seinem Ränzel hervor, schüttelte sie recht tüchtig, und schau, da waren auch gleich beide Tauben zur Stelle, wie die zehn Gebote Gottes.

— Was gibt's, lieber Meister?

— Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist . . . . . Aber wisst ihr auch, wo die Quelle des Lebens und die Quelle des Todes ist?

— Die kennen wir wohl.

— Nun also, so bringt mir von jeder ein kleines Krüglein voll.

— Ach, das ist keine so leichte Sache! Besonders aus der Quelle des Todes, denn worauf davon auch nur ein Tropfen fällt, das ist verbrannt und gestorben im selben Augenblicke! Doch sei's drum! wenn es nur irgendwie möglich ist, so sollst du davon haben, kost' es was immer.

Damit gab Sepp den beiden Tauben zwei silberne Krüge, mit welchen diese davon flogen; sie schossen durch die Luft, schnell wie der Gedanke, oder vielleicht noch schneller, auf einmal kommen sie zu einem grossen Berge und nicht genug, dass dieser aus eitel Glas war, war er auch obendrein so steil, dass, wenn man darauf hätte herumklettern wollen, man sich den Hals tausendmal hätte brechen müssen, selbst wenn der Berg eine gewöhnliche Form gehabt hätte, so wie andere. Wie ich also sage, waren ganz, aber ganz am Gipfel dieses furchtbar hohen Berges zwei Quellen; aus der einen floss das Wasser des Lebens, aus der andern das Wasser des Todes und beide brausten und sprudelten, wie ein eiserner Topf, in dem Wasser gekocht wird. Die beiden Tauben flogen also da hinauf und schöpften jetzt den ersten Krug aus der einen und dann den zweiten aus der andern Quelle voll. Wie sie nun damit fertig waren, nahmen sie sich sozusagen gar keine Zeit auszuruhen, sondern flogen wieder den Weg zurück und übergaben Sepp die zwei Krüge Wasser. Der brauchte auch nicht mehr und wie ihn seine Beine nur tragen konnten, lief er damit hinauf in den Palast.

— Na, schöne Liebe meines Herzens! hier ist, was du verlangt hast, — und jetzt komm aber mit mir.

— Ach, schöne Liebe meines Herzens! ich kann nicht fort von hier, wenn wir nicht dieses Schloss sammt Garten und Allem, so wie es da steht, mit fortnehmen, so, dass aber auch nicht ein Nägelchen davon zurückbleibt!

Nun, wenn der arme Sepp bis zur Stunde nie einen Kummer gehabt hätte, jetzt war er drinn. Das Kinn fiel ihm herunter, wie einem, den man zum Galgen führt. Er grämte sich ab und zerhärmte sich, nicht einmal das Essen wollte ihm mehr recht schmecken. Was tun? was anfangen? das weiss der gute Gott allein! denn das ist ja doch eine Arbeit, dass selbst tausend Wagen hundert Jahre lang nur immer hin und her zu fahren hätten, und selbst dann noch nicht Alles bis auf das letzte Restchen von der Stelle geräumt wäre. — Auf einmal fällt ihm ein, dass er ja da so einige Dinger habe; wie, wenn das Eine oder das Andere ihm gar helfen könnte? Er nimmt sein Ränzel vor, nimmt die Federn heraus und schüttelt sie und siehst du, da sind auch schon die zwei Tauben da.

— Was gibt's, lieber Meister, was ist dir zugestossen?

— Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! . . . Sagt mir doch, wie soll denn ich, ganz mutterseelenallein, diesen Palast da wegtragen?

— Ja, das wissen wir wahrlich nicht. Warum sollten wir dir's nicht sagen, wenn wir's wüssten!

Nun, hier war er also um nichts klüger geworden, so nahm er denn die drei Fischschuppen heraus, schüttelte sie und gleich ist auch schon der Fisch da.

— Was gibts, lieber Meister, was gibts?

— Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! . . . Sage mir doch, wie soll denn ich, ganz mutterseelenallein, diesen Palast da wegtragen?

— Ja, das weiss ich wahrlich nicht. Warum sollte ich dir's nicht sagen, wenn ich's wüsste!

Nun, hier war er also auch um nichts klüger geworden. Jetzt waren nur noch die drei Haare zurück, die ihm der Hund gegeben, aber in diese hatte er auch ein Vertrauen, wie in die Steinmauer! Er nimmt sie also heraus, schüttelt sie, — da steht auch schon der grosse weisse Hund vor ihm.

— Was gibts, lieber Meister, was ist dir zugestossen?

— Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! . . . Sage mir doch, wie soll denn ich, ganz mutterseelenallein, diesen Palast da wegtragen?

— Ach, ist das Alles? deswegen brauchst du wirklich nicht so schrecklich betrübt zu sein. Ich habe zu Hause eine goldene Rute — warte nur, ich werde sie gleich herbringen — mit dieser musst du je dreimal an alle vier Ecken des Palastes schlagen, dann wird der ganze Palast zu einem goldenen Apfel werden. Wenn du nachher wieder einen Palast daraus machen willst, so beklopfe den goldenen Apfel rund herum mit der Rute und augenblicklich steht wieder der Palast vor dir.

Nun gut! Kaum hatte der Hund das gesagt, so war er verschwunden, doch kaum hätte einer bis hundert zählen können, so war er auch schon wieder da.

— Ich habe nicht schneller zurück sein können, die Kinder haben die Rute beim Spielen verlegt und verräumt, und so musste ich sie erst suchen. Da, nimm! — und dann tue nur genau so, wie ich dir gesagt habe!

Jetzt ging Sepp hinauf in den Palast, zur Feenprinzessin Goldhaar und sagte zu ihr:

— Nun, schöne Liebe meines Herzens, vorbei ist alle Trauer und kein Grund mehr, den Kopf hängen zu lassen. Komm' mit mir, wir nehmen auch den Palast mit uns, sammt Garten und Allem!

Dann aber umarmte und küsste er sie, ging hinunter in den Stall, sattelte sein Ross und hob die Feenprinzessin Goldhaar hinauf, er selbst jedoch ging hierauf rund um den Palast und schlug mit der goldenen Rute je dreimal gegen alle vier Ecken. Da war von Garten, Palast und Allem mit einem Male nur die leere Stelle zu sehen und er war auf der kahlen Haide allein mit dem Mädchen auf dem Rosse; zu seinen Füssen aber lag ein goldener Apfel. Sepp hob den goldenen Apfel auf, tat ihn in sein Ränzel, schwang sich dann auch auf das Ross und so ritten sie denn und ritten immer zu über siebenmal sieben Lande, bis sie endlich nach Hause kamen, an den Hof des Königs.

Wessen Freude konnte grösser sein, als die des Königs, da er die schöne Feenprinzessin erblickte.? Er wäre imstande gewesen, mit der blossen Hand Hasen fangen zu wollen, der alte Narr! Gab das jetzt ein Herumhetzen der Diener dahin und dorthin, um Gäste zu sich zu laden! Aber augenblicklich müssten sie kommen, denn es werde Hochzeit gehalten. Dann liess er Sepp zu sich in den Palast rufen. Wie es nun gekommen, wie nicht, kurz, die Feenprinzessin Goldhaar spritzte einige Tropfen von dem Wasser, das aus der Quelle des Todes war, auf ihn und in dem Augenblicke war der arme Sepp auf einmal verbrannt und gestorben. — Den alten König traf beinahe der Schlag vor lauter Kummer und er zergrämte sich und härmte sich ab: so leid tat es ihm um den braven Knecht.

— Ach, um den brauchst du dich wirklich nicht so abzuhärmen — sagt die Feenprinzessin Goldhaar — der wird gleich wieder ganz heil und gesund sein!

Da nahm sie den zweiten Krug und goss das Wasser über den todten Sepp: gleich war er wieder lebendig und noch siebenmal schöner als zuvor. Da kam den alten König auch die Lust an und er bat die Feenprinzessin Goldhaar, auch ihn wieder jung zu machen; diese schüttete also das Wasser des Todes auf ihn und da war er auch schon verbrannt, wie dürres Reisig — ja, aber im andern Kruge war nun auch nicht ein Tropfen mehr und daher vermochte sie ihn auch nicht wieder ins Leben zu rufen. Was konnte man anderes tun, als ihn begraben — und das tat man denn auch und noch dazu gar prächtig.

Weil aber der König selig nicht Kind noch Kegel hatte, so blieb das ganze Land dem Sepp. Der liess dann — das heisst nämlich, als er schon König war — den alten Palast abreissen, kramte den goldenen Apfel aus seinem Ränzel und beklopfte ihn rund herum mit der goldenen Rute: da — Herr, du mein Gott! mögt ihr es nun glauben oder mögt ihr es nicht glauben, steht da nicht mit einem Male an der Stelle des alten Palastes dieser wunderschöne Palast hier, in welchem die Feenprinzessin Goldhaar gewohnt hatte, mit Gärten und Allem, ganz so wie er dort gewesen, und auch hier so schön zu schauen, dass die Leute aus sieben Landen kamen, ihn anzustaunen! Nun nahm Sepp die Feenprinzessin

Goldhaar zum Weibe, bevor sie aber Hochzeit hielten, gingen sie noch, Vater und Mutter der Prinzessin zu sich zu holen in das silberne Schloss. Nun führten die Beiden ein glückliches Leben miteinander, die Königin bekam wunderschöne, goldlockige Kinder und sie leben alle vielleicht noch bis auf den heutigen Tag — wenn sie nicht gestorben sind.

Dixi Daróczi
Székvári, Kopácsi
Der grosse Rákóczi.

AUS EINER NEUEN PETŐFI-ÜBERSETZUNG.*

I. Auf dem Lande.

An jedem Abend bin ich jetzt ein König:
Mein Anzug glänzt wie Gold im Sonnenschein,
Und scheidend hüllen mich die Sonnenstrahlen
In einen stolzen Purpurmantel ein.

Ich geh' am Abend aus dem schlechten Häuschen
Voll stiller Wollust in das Feld hinaus,
Im Staubgewölke unter klarem Himmel
Kehrt eine Herde mit Geläut nach Haus.

Ich lausche träumend der Musik der Glocken.
Ich schaue träumend ringsherum ins Land;
Ich seh' in weite Ferne, weil die Eb'ne
Mit endlos breitem Gürtel mich umspannt.

Nur hie und da steigt einsam wie ein Eiland
Ein Baum aus diesem grenzenlosen Meer
Und wirft, wohin der Moslim betend schauet,
Nach Osten seinen Schatten vor sich her.

Doch wie ein wunder Held im Kampf, verblutet
Und fällt die Sonne nun am Horizont,
Und, wie der Nachruhm einem todten Helden,
So folgen ihr die Sterne und der Mond.

Es ist nun Nacht, es glänzen die Gestirne,
Kein Laut, der durch die Atmosphäre schwingt;
Es ist so still, ich glaube gar, ich höre,
Wie aus dem Monde Davids Harfe klingt.

* Herr Heinrich Melas in Schässburg, der sich bereits durch einen Band aus dem Französischen und dem Ungarischen übertragener Gedichte als berufener Dolmetsch dichterischer Schöpfungen bewährt hat, hat eine Uebersetzung von Petőfi's sämmtlichen Gedichten vollendet, welcher die obigen Proben in der Weise entnommen sind, dass in denselben des ungarischen Dichters verschiedene Richtungen und jede Periode seiner poetischen Wirksamkeit ihre Vertretung finden. D. Red.

Dem Teiche hier entflogen wilde Gänse,
Im Fernendunst verschwindet ihre Schaar.
Auch meiner Brust entfliehn die wilden Träume,
Die Ruhmbegier und Grössenwahn gebar.

Der Lärm von Pest und meine stolzen Pläne
Verschwinden in der Ferne hinter mir:
Es wäre besser, — ruft's in meiner Seele —
Du lebtest friedlich und vergessen hier.

Es läute Niemand meinen schlichten Namen
Mit andern grossen Namen in die Welt;
Doch roten Wein und weisses Brod erzeuge
Mein eigner Weinberg mir, mein eignes Feld.

Komm ich am Abend müd in meine Hütte
Aus meinem Weinberg oder Ackerland,
So reiche mir den Rotwein und das Weissbrot
Ein rosenwangig Weib mit weisser Hand.

Und schliesst in später Zeit des Todes Finger
Dem Mann, der Frau die Augen langsam, lind:
So mögen Enkel um die Greise weinen
Mit Tränen, welche nicht erlogen sind.

(Szalk-Szentmárton 1845.)

II. Das Haus im Walde.

Wie die erste Lieb' im keuschen Mädchenbusen,
So verbirgt im Wald sich die bescheid'ne Hütte;
Und ihr schwaches Strohdach dauert, ob der Nordwind
Gleich mit seinem Zorn die Landschaft überschütte.

Kühle Blätter schirmen dieses Dach; ein Beben
Und ein Stimmenflüstern geht durch Laub und Ranken,
Wo der wilde Tauber melancholisch girrend
Und die Drossel flötend im Gezweige schwanken.

Dort der Wildbach eilt in überstürztem Laufe,
Wie ein flücht'ges Reh, zu Tal vom Höhenrücken,
An den Ufern schaukeln Blumen, die wie Mädchen
Eitel in den hellen Wasserspiegel blicken.

Und die Blumenmädchen haben ihre Buhlen;
Gierig trinken diese von den duft'gen Würzen,

Trinken Liebe, bis, — ach, viele fahren übel —
Bis sie wonnetrunken in die Wellen stürzen.

Wind und Sonne sehn voll Mitleid auf sie nieder;
Jener schleudert Blätter auf den Wasserspiegel,
Und, hat der Gestürzte diesen Kahn erklommen,
Trocknet ihm die gute Sonne seine Flügel.

Auf dem Kamm des Berges neben ihrer Kitze
Liegt die Ziege mit den milchgeschwoll'nen Brüsten.
Das, was sie und was die wilde Biene liefert,
Reicht vollauf, um in dem Haus das Mahl zu rüsten.

Und die Drossel und der wilde Tauber fürchten
Sich an diesem Ort vor Fallen nicht und Netzen;
Die Bewohner dieses Hauses atmen Freiheit,
Sie verstehn der Freiheit reine Lust zu schätzen.

Keine Knechte gibt es hier und keine Herren,
Des Befehles Donner hört man niemals tönen,
Manchmal nur geschieht es, dass wie eine Mahnung,
Aus dem Wolkenkriege *Gottes* Worte dröhnen.

Doch der Himmelsherr ist gut, er zürnt nicht lange:
Die Gewitterwolken hemmen ihre Wogen,
Und es lacht die Güte des versöhnten Gottes
Zaub'risch auf die Landschaft aus dem Regenbogen.

(Eperies 1845.)

III. Der Vogel schwang sich .....

Der Vogel schwang sich auf
Den Ast, es bebt der Strauch;
Ich hab' an dich gedacht,
Mein Herz erbebet auch;
Ich hab' an dich gedacht,
Du kleine, liebe Maid,
Du grösster Edelstein,
Den Gottes Welt mir beut.

Der Donaustrom ist voll,
Das Ufer fasst ihn kaum;
In meinem Herzen hat
Die Leidenschaft nicht Raum.

Sag', Röslein, liebst du mich?
Ich liebe dich so sehr,
Es liebt der Vater dich,
Die Mutter dich nicht mehr.

Als ich noch bei dir war,
Da liebtest du mich heiss;
Das war im Sommer, jetzt
Ist's Winter . . . und wer weiss?
Wenn du mich nicht mehr liebst,
So sag ich: Gott mit dir!
Doch liebst du mich, so sei
Gesegnet für und für!

(Pest 1846.)

IV. Ich habe dich, und du hast mich.

Ich habe dich und du hast mich,
Die Welt ist mein und dein!
Hoch steht die Sonne, wohl, sie sieht
Weit in die Welt hinein;
Allein so weit ihr Auge reicht,
Sieht sie kein Glück, das unserm gleicht.

Mein Mädchen ist so klein, ihr Leib
Hat Raum in meinem Schoss;
Mein Mädchen ist so klein, und doch
Ist ihre Seele gross,
An Grösse einem Reiche gleich
Und dieses Reich ein Feenreich.

Denk' ich an sie, so seh' ich selbst
In tiefster Dunkelheit,
Ihr Aug' und ihre Seele sind
Mein Licht zu jeder Zeit;
Ich seh' bei ihrem hellen Schein
Sogar ins Himmelreich hinein.

Gedenke, Mutter, jener Zeit,
Wo ich ein Knabe war!
Ich spielte vor dem Tor im Sand
Mit einer Kinderschaar,
Und musterte mein kleines Heer:
«Ach, wenn ich nur ein König wär'!»

Als damals dieser blöde Wunsch
In meinem Hirn erwacht,
Da hast du, Mutter, deinen Sohn
Von Herzen ausgelacht;
Doch siehe! Gott hat mich erhört
Und mir ein Königtum beschert.

Seit Julchen mein, bin ich ein Fürst,
Und sie mein Fürstengut.
Nicht auf dem Haupt, nein, in der Brust
Trag' ich den Königshut.
Du goldne Kron' in meiner Brust,
Mein liebes Julchen, welche Lust!

(Grosswardein 1847.)

V. Die Bewohner der Wüste.

Dort am Fels die Antilope
Aeset in dem kargen Moos,
Dort ist auch der Aar, er steuert
Ruhig auf die Sonne los.
Dort im Haine sind die bunten,
Kleinen Sänger, dort ihr Lied;
Dort im Busche rauscht die Natter,
Schleicht hervor und zischt und flieht;
Dort der Strauss, der in dem Sande
Seinen Kopf birgt vor dem Feind;
Dort der Kaiman, der im Riede
Seine Satanstränen weint;
Dort ist die Hyäne, die nach
Leichen in dem Friedhof scharrt;
Dort der Tiger, der mit blut'gen
Augen in die Wüste starrt....

Einer fehlt, das ist der Löwe,
Wisst ihr, wo der Löwe weilt?
Hat er sich verirrt beim Streifzug?
Hat der Jagdspeer ihn ereilt?
Er gieng weithin, doch nicht irre;
Und, hat man ihn auch gehetzt,
Ihn zu tödten war nicht möglich,
Weil er sich zur Wehr' gesetzt.
Doch der Kampf hat lang gedauert,
Und sein Leib war müd und wund;
Um sich zu erholen, barg er
Sich in einen stillen Grund.
Dem erschöpften Löwen fächeln
Palmenblätter Kühlung zu....
Ich, der müde Löwe, fand am
Busen meines Weibes Ruh.

(Koltó 1847.)

VI. Der Herbstwind flüstert . . . .

Der Herbstwind flüstert traurig in dem Laub,
Er flüstert leise, man versteht ihn nicht.
Die Bäume schütteln träumerisch ihr Haupt.
Was wohl der Herbstwind zu den Bäumen spricht?
Die Sonne neigt sich von der Mittagshöhe,
Ich halt' auf der bequemen Ruhbank Rast . . . .
Mein Weibchen schlummert tief, und ruhig neigt sie
An meine Brust des Hauptes liebe Last.

Mein linker Arm umspannt den süssen Leib
Und spürt sein Wogen durch das Busentuch,
Die Rechte hält mein Andachtsbuch, das Buch
Der Schlachten, die man für die Freiheit schlug.
Es fliegt ein jedes Wort durch meine Seele
Erhaben-prächtig wie Kometenglast . . . .
Mein Weibchen schlummert tief, und ruhig neigt sie
An meine Brust des Hauptes liebe Last.

Du feiges Volk! Dich lockt mit seinem Gold,
Dich peitscht in seine Schlachten der Tyrann.
Und du, o Freiheit? Ja, du lächelst nur,
Und alle deine Treuen treten an
Und nehmen, wie den Strauss von Mädchenhänden
Den Tod, die Wunden hin mit froher Hast . . . .
Mein Weibchen schlummert tief, und ruhig neigt sie
An meine Brust des Hauptes liebe Last.

Viel teures Blut, o Freiheit, floss um dich;
Und welchen Nutzen hat es dir gebracht?
Geduld! die Zukunft bringt ihn, denn der Sieg,
Der Sieg ist dein in der Entscheidungsschlacht.
Dann sühnst du deiner Helden Tod, und wehe
Dem Feinde, den dein Rächerarm erfasst! . . . .
Mein Weibchen schlummert tief, und ruhig neigt sie
An meine Brust des Hauptes liebe Last.

Vor meinem Geist rollt sich die Zukunft auf,
Dort seh' ich ein entsetzenvolles Bild:
Die Freiheitsfeinde sterben in dem See,
Den sie mit ihrem eig'nen Blut gefüllt . . . .
Und lauter pocht mein Herz wie ferner Donner,
Ich seh' den Blitz, vor dem der Tag erblasst,
Und ruhig schläft mein Weibchen, und sie neiget
An meine Brust des Hauptes liebe Last.

(Koltó 1847.)

VII. Aus dem Fenster schaue ....

Aus dem Fenster schaue, schaue
Ich hinaus,
Eine Schildwach' seh' ich dort beim
Schilderhaus.
Vor dem Brettermantel schreitet
Sie einher,
Trotzig, als ob sie ein kleiner
König wär!

Ich spazierte eh'mals auch so
Auf und ab,
Im Tornister trug auch ich den
Marschallstab.
Hui, wie ich den aufgepflanzten
Bratenspiess
Vor den schwarz und gelben Balken
Funkeln liess!

Das berühmte Kalbfell hat auch
Mich gedrückt,
Die Topanke * hat auch meinen
Fuss geschmückt;
Schrecklich scholl mein «Haltwerda»? [und
Mein «Heraus!»
Im Kasernenhofe kehrt' ich
Sonntags aus.

Wie verheissungsvoll das Leben
Vor mir lag!
Schade, dass ich mit der Helden-
Laufbahn brach,
Und den Lorbeerkränzen aus dem
Wege ging,
Und Gewehr und Besen an den
Nagel hieng!

Ach, wie hat mich Gott für meine
Fahnenflucht
Mit der Strafe seines Zornes
Heimgesucht!
Jetzt bin ich Poet, nichts mehr, o
Jammertal!
Dort wär' ich bis jetzt gewiss schon
Korporal.

(Grosswardein 1847.)

VIII. Im Herbst.

Der Herbst in seiner alten Schöne,
Der Herbst, hier ist er wiederum.
Wie lieb' ich ihn aus ganzer Seele!
Ich weiss es selber nicht, warum.

Hier sitz' ich an des Berges Scheitel
Im Anschaun dieser müden Welt
Und horche, wie mit leisem Rauschen
Das Blatt vom Baume niederfällt.

Die Sonne sieht herab zur Erde,
Sie sieht herab und lächelt lind;
So ruht der Blick der guten Mutter
Auf dem entschlafnen lieben Kind.

Gewiss! sie stirbt nicht, diese Erde,
Sie sinkt nur in des Schlafes Bann;
Sie ist nicht krank, sie will nur schlafen,
Man sieht ihr's an den Augen an.

Zur Ruhe hat sie sich bereitet
Und abgestreift ihr schönes Kleid;
Sie tut es wieder an, wenn balde
Der Lenz, ihr Morgen, sich erneut.

So schlafe denn, du schöne Erde,
Bis dir der neue Morgen lacht,
Und träume deine besten Träume
Von Frühlingslust und Frühlingspracht!

* Schnürstiefel der ungarischen Infanterie.

Mein Finger gleitet durch die Saiten
Wie Nachtwind, der die Flur durchzieht
Und meine Laute singt dir leise
Und träumerisch ein Schlummerlied.

Komm, Liebchen, sitz' an meine Seite,
Und horche meinem Sang und schweig'!
Sei ruhig, bis er ausgeklungen
Wie Windesrauschen auf dem Teich.

Wenn du mich küssest, neig' dich lang-
Und lege Lipp' an Lippe sacht, [sam
Dass nicht aus ihrem süssen Traume
Die schlummernde Natur erwacht!

(Erdőd 1848.)

IX. Schlachtlied.

Es schmettert das Horn, die Trommel schallt,
Das Heer steht fertig, ein Waffenwald!
Vorwärts!
Der Säbel saust und die Büchse kracht,
Das Herz in der Brust des Magyaren lacht.
Vorwärts!

Lasst wehn die Fahne, vom Winde geschwellt,
Im Angesichte der ganzen Welt!
Vorwärts!
Sie sehe, dass drauf, in Gold genäht,
Das heilige Wort der «Freiheit» steht.
Vorwärts!

Dem Feinde zu trotzen Aug' in Aug'
Das ist Magyaren- und Heldenbrauch.
Vorwärts!
Und wer ein Magyar' ist, ist ein Held
Und tut, wie's Gott am besten gefällt.
Vorwärts!

Blut rötet den Sand, netzt mir den Fuss:
Mein Nebenmann fiel von einem Schuss.
Vorwärts!
Ich will nicht schlechter als dieser sein,
Ich stürze mich in den Tod hinein.
Vorwärts!

Und wären beide Arme entzwei,
Und gieng es in's Grab, 's ist einerlei.
Vorwärts!
Und stürbe der Letzte in Reih' und Glied:
Wenn nur das Vaterland lebt und blüht!
Vorwärts!

(Debreczin 1848.)

X. Ich höre wieder Lerchensang ....

Ich höre wieder Lerchensang,
Du kleiner Frühlingsbote, du,
Vergessen hatt' ich schon dein schönes Lied.
O singe, Lerche, singe zu!

Mein Gott, wie wohl mir dieser Sang
Nach langem Schlachtgetöse tut!
Mir ist's, als rännen Wellen eines Bachs
Erquickend über Wundenglut.

O singe, Vogel, singe zu!
Dein Lied, es bringt mir in den Sinn,
Dass ich nicht nur Soldat und Mordwerkzeug,
Nein, dass ich auch ein Dichter bin.

Hör' ich dich singen, wird mein Herz
Der Dichtkunst und der Liebe voll:
Der Gaben denk' ich, die dies Götterpaar
Mir schon gereicht und reichen soll.

Die Hoffnung, die Erinnerung
Ergrünen neu bei deinem Lied;
Wie Rosenbäume senken sie ihr Laub
Auf mein verdüstertes Gemüt.

Ich träume, meine Träume sind
Von süsser Freudigkeit erfüllt,
Sie fliegen aus zu dir, mein süsses Weib,
Sie schweben um dein Engelsbild.

Zu dir, du meine Seligkeit,
Die mir von Gott gegeben ward,
Zu zeigen, dass der Himmel hier bei uns
Und nicht dort oben unser harrt.

O singe, Lerche, dein Gesang
Erweckt die Blumen all' zu Hauf:
Wie öde war mein Herz, und sieh! schon gehn
In ihm viel schöne Blüten auf.

(Betlen 1849.)

VERMISCHTES.

— **Der neue Gymnasial-Lehrplan** und die zu demselben durch den Unterrichtsrat ausgearbeiteten Instructionen sind soeben (163 Seiten in Grossoctav) erschienen und von Seiten der Regierung an die Lehranstalten versendet worden. Hiedurch haben unsere Gymnasien wohl auf lange Jahre hinaus eine sichere und bleibende Grundlage ihrer Organisation und Wirksamkeit erhalten. Der Lehrplan selbst ist in dieser Neubearbeitung im Wesentlichen derselbe geblieben, die weitäufigen methodischen Instructionen aber haben eine gründliche Umarbeitung und wesentliche Verbesserung erfahren.

Der in Rede stehende Lehrplan ist in seiner ursprünglichen Gestalt im Jahre 1879 erschienen. Im Jahre 1883 musste derselbe reducirt werden, weil das zu jener Zeit ins Leben getretene Mittelschul-Gesetz die wöchentliche Stundenanzahl bedeutend herabgesetzt hatte. Diese Reduction erforderte, dass auch die im Jahre 1880 veröffentlichten Instructionen dem Lehrplane angepasst werden, bei welcher Gelegenheit der letztere ebenfalls präciser textirt und auf Grund der bisherigen Erfahrungen teilweise, wenn auch nicht wesentlich modificirt wurde. Unser Lehrplan gleicht im Ganzen und Grossen den übrigen europäischen Lehrplänen. Mehr enthält er keinesfalls. Bezüglich seiner Anforderungen nähert er sich am meisten dem österreichischen und steht am weitesten vom französischen Lehrplane ab; dieser letztere geht in Bezug auf das geforderte Quantum und das vorgeschriebene Niveau weit über die Forderungen unseres Lehrplanes hinaus. Charakteristisch für unsern Lehrplan ist insbesondere die Tatsache, dass derselbe bestrebt ist, zwischen den realistischen und humanistischen Gegenständen ein richtiges Verhältniss herzustellen; in dieser Hinsicht nähert er sich mehr den französischen als den deutschen Lehrplänen, in denen auf die Realien noch immer zu wenig Gewicht gelegt wird.

Im Lehrplane wurden folgende Modificationen vorgenommen:

Die lateinische Sprache hat in der ersten Classe noch eine Stunde erhalten (früner sechs, jetzt sieben), nachdem von der gesetzlich vorgeschriebenen Stundenanzahl eine Stunde zur Verfügung gestanden war. Die Zweckmässigkeit dieser Bestimmung liegt anf der Hand, wenn man bedenkt, dass der Unterricht in dieser Sprache fast überall (besonders in Deutschland) über eine viel grössere Stundenanzahl verfügt.

Zur politischen Geographie Ungarns (III. Classe) wurde die Uebersicht der österreichischen Kronländer hinzugefügt, was sich in Hinsicht auf unser Verhältniss zu Oesterreich als notwendig erwies. Um in der VII. Classe auf die politische Geographie Europas und Amerikas mehr Zeit verwenden zu können, wurde jener Teil der Geschichte der neuesten Zeit, welcher bisher dem geographischen Unterrichte als Einleitung diente, nämlich der vom Wiener Congresse bis zum Jahre 1848 reichende Abschnitt, in die VI. Classe verlegt. Jene geschichtlichen Ereignisse jedoch, welche vom Jahre 1848 bis auf unsere Tage herabreichen, werden auch künftighin in der VII. Classe behandelt werden.

Eine wesentliche Aenderung hat der Unterricht der Geographie in der I. und II. Classe erfahren. Bisher wurden in der I. Classe Ungarn und die um das Mittelländische Meer gelegenen Länder behandelt, und zwar aus dem Grunde, weil erstens diese Gruppirung dem eigentlichen Entwicklungsgang der Geographie entspricht, und zweitens, weil es erwünscht schien, dem Gymnasialschüler, dessen Studien sich Jahre hindurch um die Erkenntniss der antiken Welt bemühen, je eher den Schauplatz eben dieser Welt einheitlich vorzuführen. In der II. Classe wurden dann die übrigen Teile von Europa, Asien und Afrika, ferner Amerika und Australien behandelt. — Diese Einteilung des Stoffes, welche die gegenwärtigen Verhältnisse wohl über Gebühr ignorirte, wurde von den Verteidigern der heutigen practischen Bedürfnisse heftig bekämpft; sie verlangten, dass auf die Geographie Ungarns in der I. Classe unmittelbar das übrige Europa folge, in der II. aber Asien, Afrika, Amerika und Australien behandelt werde. Der Minister hat, wie aus dem Lehrplan ersichtlich, der letzteren, practischeren Ansicht Raum gegeben.

Auch im Lehrplan der Mathematik hat eine kleine Aenderung stattgefunden. Bisher war die Stereometrie auf zwei Classen verteilt: in der VI. Classe wurden die eckigen Körper, in der VII., nebst graphischer Darstellung algebraischer Ausdrücke, die runden Körper behandelt. Nunmehr sind sowohl eckige, als runde Körper in die VII. Classe verlegt, um dadurch die Aneignung der Stereometrie in einheitlicherem Sinne bewerkstelligen zu können.

Endlich erlitt auch der Lehrplan der zeichnenden Geometrie eine geringe Modification. In die III. Classe kam aus der IV. die Lehre vom Kreise hinzu, während in die letztgenannte Classe Aufriss, Grundriss und Durchschnitt einfacher Sehgegenstände (z. B. der Gebäude) aufgenommen wurden. In einer Zeit des industriellen Fortschrittes, wie es die unserige ist, werden diese sozusagen schon elementaren Kenntnisse von jedem gebildeten Menschen mit Recht gefordert.

Umwandlungen im Lehrplane ziehen zumeist unangenehme Folgen nach sich, die für einige Zeit sogar den Erfolg des Unterrichts gefährden können. Besondere Schwierigkeiten verursachen die Lehrbücher; so lange den veränderten Bestimmungen gemässe neue Schulbücher nicht vorliegen, leidet der Unterricht. Doch auch diesbezüglich gibt der modificirte Lehrplan kaum zu ernstlicheren Bedenken Veranlassung; denn die in demselben veranlassten Aenderungen sind nicht derart, dass die bisher in Verwendung stehenden Lehrbücher nicht hinreichen würden; nur bei der Geographie in der I. und II. Classe dürfte die vorgenommene Aenderung, wenn auch nicht in einem den Erfolg des Unterrichts gefährdendem Maasse fühlbar werden.

Die wichtigeren Aenderungen der dem Lehrplane beigefügten «Instructionen» sind die folgenden:

Vor Allem wurde die ausschliesslich inductive Richtung der früheren Instructionen gemildert, denn obwohl die inductive Unterrichtsmethode eine vorzügliche genannt werden kann, ist die consequente Anwendung derselben, besonders in Classen mit grosser Schüleranzahl, mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Leider gibt es bei unseren beschränkten Mitteln noch viele überfüllte Classen und in denselben ist das deductive Verfahren, welches weniger Zeit erfordert (aber meist auch weniger in das Wesen der Sache eindringt), leichter anwendbar. Auch schien es angezeigt, der individuellen Begabung und Richtung der Lehrer mehr

Spielraum zu lassen. Ausser dieser principiellen Anpassung an die bestehenden Verhältnisse wurde noch die ganze Textirung der Instructionen gewissenhaft durchgesehen und die Detaillirung des Lehrstoffes auf das durch den Lehrplan festgesetzte Maass reducirt.

In dem der ungarischen Sprache gewidmeten Abschnitte stellten die Instructionen bisher die Forderung auf, dass die Behandlung der Formenlehre auf syntaktischer Grundlage beruhe; nunmehr bleibt es dem Lehrer freigestellt, ob er sich der letzteren Methode bedienen oder das System der Formenlehre im Anschluss an die Redeteile construiren wolle.

Der wichtigste Zusatz ist wohl derjenige, welcher sich auf die Methode des lateinischen Unterrichts bezieht. Der betreffende Punkt der Instructionen lautet folgendermassen: «Die folgenden Instructionen gehen von dem Standpunkte aus, dass der systematische Aufbau der Grammatik auf Grund der Lektüre erfolge. Jene Lehrer aber, die vermöge ihrer didaktischen Ueberzeugung diesen Weg als für den Schüler zu schwierig erachten, können auch in der Weise verfahren, dass sie im vorhinein, jedoch mit fortwährendem Hinblick auf die aus der Muttersprache erworbenen Kenntnisse der Schüler, die notwendigen Paradigmata und Regeln erklären und einüben, und nur nach einer derartigen Vorbereitung an die Lectüre herantreten.»

Bei der deutschen Sprache wird in noch entschiedenerer Weise als bisher die eminent practische Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes betont und aus diesem Gesichtspunkte gefordert, dass der Unterricht behufs practischer Aneignung dieser Sprache in den zwei obersten Classen grösstenteils deutsch vor sich zu gehen hat.

Die Details des Lehrstoffes der Weltgeschichte wurden in wünschenswerter Weise reducirt. In der VIII. Classe waren bisher die zu behandelnden Quellen, so wie auch die bedeutendsten Werke der ungarischen Historiographie weitläufig aufgezählt. Nachdem die Erfahrung gelehrt hat, dass dieses Material fast niemals zu bewältigen war, ist an die Stelle der früheren Detaillirung folgender Passus getreten: «Die Behandlung der Hauptquellen und der bedeutendsten Werke der ungarischen Geschichtsschreibung hat sich an die einzelnen Zeitabschnitte anzuschliessen.»

Die Lehrer der Geographie beschuldigte man, dass sie in den unteren Classen mit Hintansetzung des eigentlichen Lehrzieles Naturgeschichte betreiben. Diese Behauptung war völlig grundlos. Schon im Jahre 1883 wurde gelegentlich der Reduction des Lehrplanes dem Princip Ausdruck gegeben, dass bei dem geographischen Unterrichte nur diejenigen Tiere und Pflanzen einer Besprechung zu unterziehen sind, die eine geographische Einheit wirklich charakterisiren. Die Instructionen drücken den wahren Sinn dieser Forderung noch bestimmter aus und verlangen nebstbei, dass in der I. und II. Classe auf die physische Erdbeschreibung auch die Behandlung der politischen Einteilung und Abgrenzung zu folgen hat. — Hie und da wurden Klagen laut, dass dem Studium der Geographie wenig Zeit gewidmet wird. Betrachten wir nun unseren Lehrplan. In der I. und II. Classe finden wir allgemeine Geographie, und zwar mit je 4, zusammen also 8 Stunden wöchentlich. In der III. Classe folgt hierauf die physikalische und mathematische Geographie, ferner politische Geographie Ungarns und Oesterreichs.

In der IV., V. und VI. Classe muss die Geographie notwendigerweise bei

Behandlung der Weltgeschichte wiederholt werden, indem der Lehrer bei jedem Zeitabschnitte eine geographische Uebersicht zu geben hat. In der VII. Classe wird die politische Geographie Europas und Amerikas vorgetragen. In der VIII. Classe wird bei der Geschichte Ungarns die einschlägige Geographie neuerdings wiederholt; und in eben dieser Classe werden als Abschluss der Physik die Grundzüge der Kosmographie gelehrt.

Die allzu zahlreichen Details in dem Lehrstoffe der Chemie und Mineralogie (IV. Classe) wurden ebenfalls herabgemindert.

In den Instructionen für zeichnende Geometrie wurde der geometrische Standpunkt im Vergleich zu der technischen Ausführung stärker betont, während die Geometrie ehedem gänzlich im Dienste des Zeichnens stand. Wenn es die Zeit erlaubt, kann in der IV. Classe auch die orthogonale Darstellung vorgenommen werden, damit der Schüler die Darstellung der Gegenstände noch besser verstehen lerne.

Erweitert wurden die Instructionen dadurch, dass dieselben nunmehr auch Anweisungen für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik und der Gymnastik enthalten.

Die wichtigste Neuerung, die durch Herausgabe der Instructionen veranlasst wurde, ist die Einführung der sogenannten «Lokal-Lehrpläne». Jedes Gymnasium ist berechtigt, den Normal-Lehrplan seinen speciellen Lokalverhältnissen anzupassen, das heisst einen Lokal-Lehrplan auszuarbeiten, selbstverständlich mit gewissen Beschränkungen und mit Genehmigung des Unterrichts-Ministers. Auch jene Klage muss daher wegfallen, dass der Unterricht im ganzen Lande nach starrer Uniformität vor sich gehe. Die Lokal-Lehrpläne sind dem Ministerium behufs Superrevision und Bestätigung bis 5. April zu unterbreiten, so dass ihr Inslebentreten schon mit dem künftigen Schuljahre zu erwarten ist.

Schliesslich mag hier eine tabellarische Uebersicht der Lehrgegenstände nach Classen und Stunden folgen:

	I.	II.	III.	IV.	V.	IV.	VII.	VIII.	Gesammtzahl der Stunden
1. Religionslehre	2	2	2	2	2	2	2	2	16
2. Ungarische Sprache	6	5	3	4	3	3	3	3	30
3. Lateinische «	7	7	6	6	6	6	6	5	49
4. Griechische «	—	—	—	—	5	5	5	4	19
5. Deutsche «	—	—	4	3	3	3	3	2	18
6. Geschichte	—	—	4	3	3	3	2	3	18
7. Geographie	4	4	2	—	—	—	—	—	10
8. Naturgeschichte	—	—	—	3	2	3	—	—	8
9. Physik	—	—	—	—	—	—	4	4	8
10. Mathematik	3	4	3	3	4	3	3	2	25
11. Zeichnende Geometrie	3	3	2	2	—	—	—	—	10
12. Philosophische Propädeutik	—	—	—	—	—	—	—	3	3
13. Schönschreiben	1	1	—	—	—	—	—	—	2
14. Gymnastik	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Stundenzahl	28	28	28	28	30	30	30	30	232
Zahl der Lehrgegenstände	8	8	9	9	9	9	9	10	—

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Baksay Sándor, Gyalog ösvény. (Gesammelte Novellen von Alexander Baksay. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) Budapest, 1887, Franklin, 2 Bde, 365 und 345 S.

Berényi Pál, Elbeszélések. (Erzählungen von Paul Berényi). Budapest, 1887, Singer & Wolfner, 158 S.

Beniczky-Bajza Lenke, Zsebkendő és legyező. (Taschentuch und Fächer. Roman von Helene Beniczky, geb. Bajza.) Budapest, 1887, Robicsek, 201 S.

Bethlen Gábor fejedelem levelezése. (Der Briefwechsel des Fürsten Gabriel Bethlen. Im Auftrage der historischen Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Alexander Szilágyi.) Budapest, 1887, Akademie, 470 S.

Boross Mihály, A kurucz-háború. (Der Kuruczen-Krieg. Vergleichende politische und historische Studie auf Grund der Quellen von Michael Boross.) Stuhlweissenburg, 1887, Klökner, 48 S.

Codex diplomaticus hungaricus andegavensis. (Die Urkunden der ungarischen Geschichte aus der Zeit der Anjou). Im Auftrage der historischen Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Emerich Nagy. V. Band: 1347—1352. Budapest, 1887, Akademie, VI, 657 S.

Évkönyv, magyar katonai. (Ungarisches militärisches Jahrbuch auf das Jahr 1886. I. Jahrgang. Im Auftrage der kriegswissenschaftlichen Commission der ungar. Akademie herausgegeben von Eugen Horváth.) Budapest, 1887, Akademie, VIII, 280 S.

Degré Alajos, Igy van jol! (So ist es gut! Humoristischer Roman von Alois Degré.) Budapest, 1887, Franklin, 147 S.

Ferenczy József, A magyar hirlapirodalom története. (Geschichte des ungarischen Journalismus von 1780 bis 1867. Durch die ungar. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von Josef Ferenczy.) Budapest, 1887, Lauffer, VIII, 510 S.

Gyarmathy Zsigáné, Beszélyek és apróságok (Novellen und Kleinigkeiten von Frau Sigmund Gyarmathy). Budapest, 1887, Hornyánszky, 378 S.

Ipolyi Arnold kisebb munkái. (Arnold Ipolyi's Kleinere Schriften, III. Band: Studien zur politischen und Kirchen-Geschichte Ungarns. Herausgegeben von Vinc. Bunyitay.) Budapest, 1887, Franklin, 514 S.

Kalidasa's Sakuntala, aus dem Indischen ins Ungarische übersetzt von Karl Fiók. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft. Budapest, 1887, Franklin, 268 S.

Kandra Kabos, Adatok az egri egyházmegye történetéhez. (Beiträge zur Geschichte der Erlauer Diöcese von Jakob Kandra.) Zweiter Band. Erlau, 1887, Szolcsányi, 243 S.

Károlyi, — Codex Diplomaticus Károlyi de Nagy-Károly, im Auftrage der Familie herausgegeben von Graf Tibor Károlyi, redigirt von Koloman Géresi. IV. Band: Urkunden und Briefe 1600—1700. Budapest, 1887, Pfeifer, VIII, 624 S.

Kiss Áron, A nevelés- és oktatás-történet kézikönyve. (Handbuch der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, mit besonderer Rücksicht auf Ungarn von Aron Kiss. Fünfte Auflage.) Budapest, 1887, Dobrovszky, 280 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Klekner Alajos, Olaszhoni utazásunk emléke. (Erinnerungen einer Reise in Italien von Dr. Alois Klekner). Kaschau, 1887, Koczányi, XVI, 272 S.

Landsturm-Gesetz, das 1886-er —, sammt Circular-Verordnung und den Ausführungs-Bestimmungen. Mit einer statistischen Tabelle: Die Wehrkraft der europäischen Staaten. Budapest, 1887, Grill, 69 S.

Landsturmmann, der ungarische. — Volkstümliche Ausgabe d. G. A. XX. vom Jahre 1886 und der ministeriellen Vorschrift betreffend den Landsturm Den bürgerlichen Ansprüchen angepasst von Veteranus. Budapest, 1887, Singer & Wolfner, IV, 56 S.

Láng L., A népoktatás hazánkban. (Der Volks-Unterricht in unserem Vaterlande von 1869 bis 1884 von Ludwig Láng.) Budapest, 1886, Akademie, 72 S.

Mikszáth Kálmán, A fészek regényei. (Die Abenteuer des Nestes. Erzählungen von Koloman Mikszáth.) Budapest, 1887, Singer & Wolfner, 166 S.

Ormay Lajos, A mathematika a pozitiv philosophia rendszerében. (Die Mathematik im System der positiven Philosophie von Dr. Ludwig Ormay.) Budapest, 1887, Lampel, 69 S.

Rokos J., Chronologische übersichtliche Darstellung der zehn wichtigsten Epochen der Weltgeschichte seit den Kreuzzügen. Pressburg, 1887, Heckenast, 3—5. Heft, S. 81—224.

Schwarcz Gyula, A két utóbbi évtized államformatani irodalmának kritikai méltatásához. (Zur Kritik der Literatur der letzten Decennien über die Lehre von den Staatsformen, von Julius Schwarcz.) Budapest, 1887, Akademie, 80 S.

Simonyi Zsigmond, A magyar névragozás. (Die nominale Declination im Magyarischen von Sigmund Simonyi. Aus des Verfassers preisgekröntem Werke: «Die magyarischen Adverbien.») Budapest, 1887, Hornyánszky, 93 S.

Szabó Károly, Kún László. (Ladislaus der Kumanier 1272—1290 von Karl Szabó. Mit zahlreichen Illustrationen.) Budapest, 1886, Mehner, 192 S. und 6 Beilagen.

Szádeczky L., Báthory István lengyel király választása. (Die Wahl Stefan Báthory's zum König von Polen, 1574—1676, von Ludwig Szádeczky.) Budapest, 1887, Akademie, XLI u. 454 S.

Szemák István, A német irodalom története. (Geschichte der deutschen Literatur von Stefan Szemák. Zweite Auflage.) Budapest, Lauffer, 224 S.

Szilágyi Sándor, Felső-vadászi Rákóczy Zsigmond. (Sigismund Rákóczy von Felső-Vadász 1622—1652 von Alexander Szilágyi. Mit zahlreichen Illustrationen.) Budapest, 1887, Mehner, 183 S. und 7 Beilagen.

Szvorényi József, Emlékbeszéd Tárkányi Béla fölött. (Denkrede auf das Ehrenmitglied der Akademie Béla Tárkányi von Josef Szvorényi.) Budapest, 1887, Akademie, 47 S. und eine Photographie.

Teleszky Stefan, Entwurf des ungarischen Erbrechts, verfasst und auf Grund der im Justizministerium gepflogenen Beratungen umgearbeitet. Im Auftrage des kön. ung. Justizministeriums übersetzt von Dr. Theodor Kern. I. Lieferung. Budapest, 1887, Pfeifer, 66 S.

Thaly Kálmán, A székesi gróf Bercsényi-család. (Die Familie der Grafen Bercsényi von Székes, 1470—1835 auf Grund von Original-Urkunden, von Koloman Thaly. Zweiter Band: 1689—1703). Budapest, 1887, Akademie, VII, 547 S.

Thim József, Délmagyarország önvédelmi harcza. (Der Selbstverteidigungs-Kampf Süd-Ungarns in den Jahren 1848 und 1849. Erster Band: Die Ereignisse in den Comitaten Bács-Bodrogh und Szirmien, von Josef Thim.) Budapest, 1887, Aigner, 347 S.

XLVII. JAHRESVERSAMMLUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am 15. Mai 1887.

I. Eröffnungsrede des Präsidenten August Trefort.

Geehrtes Publikum! Indem ich die Ehre habe, den Präsidentensitz in der Generalversammlung der Akademie zum zweiten Male einzunehmen und das anwesende geehrte Publikum zu begrüssen, wähle ich mir zu meiner Rede kein neues Thema, sondern bleibe bei demjenigen, welches ich im vorigen Jahre erörterte und welches ich bei jeder gegebenen Gelegenheit auch in Zukunft erörtern werde. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich unsere culturellen Interessen meine. Und zwar wähle ich dieselben nicht blos aus dem Grunde wieder zum Gegenstande meiner Betrachtung, weil sie mir ein weites Feld bieten, sondern vornehmlich deshalb, weil ihre Bedeutung tief einschneidet in das praktische Leben, weil die gegenwärtige Cultur nicht nur eine ästhetische und literarische ist, sondern sich auf jede Aeusserung der menschlichen Kraft — auf die Gesundheit, das Vermögen, die politische und bürgerliche Freiheit — und auf die Verteidigung nach innen und nach aussen erstreckt. Die Cultur ist daher: Besitz, Kraft, Gesundheit, Moralität, Intelligenz.

Wenn wir Umschau halten in Europa, oder einen Blick jenseits des Oceans werfen nach den Ländern, wo das Volk ein europäisches Leben führt: sehen wir trotz der vielen Fehler und Schwächen unserer Zeit nirgends eine Décadence, ja es zeigt sich sogar, wenn wir insbesondere die massgebenden Nationen, die englische, französische und die deutsche, uns vor Augen halten, überall die grösste Tätigkeit und das Bestreben zur Hebung des moralischen, geistigen und wirtschaftlichen Niveaus. Wenn uns das staatliche und soziale Leben dieser vorgeschrittenen Nationen das Bild ununterbrochener, auf die stete Entwicklung gerichteter Tätigkeit vor Augen führt, um wieviel notwendiger ist es, dass wir, die wir am Beginn des Culturwerkes stehen, aus voller Kraft bestrebt seien, unser moralisches, geistiges und wirtschaftliches Niveau zu heben. Es wird hier nicht überflüssig sein, ein wenig auf die Vergangenheit zurückzublicken und die Verbindung festzustellen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Vergangenheit und Gegenwart stehen in einem engen

Zusamenhange. Werfen wir einen Blick auf die Hauptmomente der Entwicklung der ungarischen Cultur, denn die Vergangenheit weist uns die Bahn, auf welcher wir am sichersten vorwärtsschreiten können.

Die ungarische Cultur beginnt mit der Annahme des Christentums. Damit trat die ungarische Nation in die Familie der europäischen Nationen ein. Ohne das Christentum hätte sie das Loos der Osmanlis geteilt. Dieses Moment hat das Loos der ungarischen Nation entschieden, dieses Moment prägte ihrer weiteren Entwicklung die Signatur auf, namentlich durch den Umstand, dass die Nation das Christentum nicht vom orientalischen Byzanz, sondern vom westlichen Rom erhielt. Wäre dies umgekehrt geschehen: dann wäre der ungarischen Nation das Loos der serbischen und rumänischen Völker zuteil geworden. Die Wirkung des Christentums beschränkte sich nicht blos auf die Beziehungen von Religion und Kirche; das Christentum hat alle Verhältnisse des Lebens civilisirt.

Die Männer der Kirche — meistens Deutsche — brachten Cultur mit sich, — natürlich nicht die deutschsprachige Cultur zur Zeit Luther's, Lessing's oder Goethe's. Die Sprache der Literatur und der Gesetzgebung war noch die lateinische. Damals gab es noch keine deutsche, französische, englische Civilisation, sondern es herrschte die allgemeine westliche Cultur lateinischer Sprache. Die deutsche Sprache und die deutsche Cultur kam — insofern sie ausserhalb der literarischen und juridischen Fachkreise fiel — mit den zur Städtegründung einwandernden Handwerkern und Bergleuten ins Land und gewann zur Zeit der Könige aus dem Hause Anjou grössere Ausdehnung, denn der Byzantinismus konnte sich trotz mehrfacher Verbindungen und Versuche nicht einbürgern. In dieser Zeit kam die goldene Bulle zu Stande, welche der Macht des Königs Schranken setzte, die aber beiweitem nicht eine solche Wirkung besass, wie die englische magna charta, welche die Freiheit des englischen Volkes begründete und die englische Nation schuf. Unsere magna charta sorgte nicht für die Rechte des Volkes. Eine mächtige Epoche in der Entwicklung der ungarischen Cultur bildet die Zeit der Anjou, welche der ungarischen Nation einen weiteren Horizont eröffnete und Ungarn ausser den Deutschen auch mit anderen westeuropäischen Völkern, so besonders mit den Italienern, in Verbindung brachte. Der Feldzug gegen Neapel mochte geeignet sein, auf die Einbildungskraft und das Gemüt der ungarischen Nation eine grosse Wirkung zu üben; zu unserem Unglück war der Einfluss der Anjou kein dauernder und es kam wieder eine Zeit des Verfalls, bis der zwar durch und durch ungarische, aber in europäischer Bildung erzogene Mathias auf den Tron gelangte. Mathias hat nicht nur Ordnung im Lande gemacht und nicht nur erobert, sondern er hat auch durch Kunst und Literatur die Civilisation der Renaissance verbreitet. Da aber selbst die grössten Geister von Irrtümern nicht frei sind, hat auch er gefehlt, indem er seine politische Macht nach dem Westen und nicht nach

dem Osten ausbreitete. Aber auch das Geschick war seinem Werke nicht hold. Eine Dynastie zu gründen war ihm nicht gegönnt. Sein Werk wurde nicht fortgesetzt und konnte auch nicht aufrechterhalten werden. Et fata viam invenient und das Fatum der ungarischen Nation (die zu jener Zeit ausschliesslich durch die Aristokratie und die Kirche repräsentirt war) — das Fatum der Nation, ihre anarchischen Neigungen, führten zur Katastrophe von Mohács. Es war dies eine traurige Epoche: von der Niederlage bei Mohács bis zum Friedensschlusse von Szatmár. In jener Zeit haben nur die Reformation und Gegenreformation und die aus denselben hervorgegangenen Bewegungen, insofern sie die Aufrechthaltung der nationalen Existenz zum Ziele hatten, das Leben in der Nation erhalten. Ohne diese Bewegungen wäre die ungarische Nation dem Schicksale der Orientvölker verfallen.

Mit dem Frieden von Szatmár beginnt Ungarns Reconstruction, zwar nicht in nationaler und freiheitlicher Richtung, aber in cultureller Hinsicht, wenn auch nur in geringen Proportionen. Ungarn erhielt eine administrative Organisation von der Art, wie sie zu jener Zeit in den europäischen Monarchien überhaupt existirte. Es waren hochbedeutsame Geschehnisse, als unter Maria Theresia das Urbarialwesen eingeführt und die Universität gegründet wurde, — denn Dasjenige, was früher unter diesem Namen existirte, entspricht nicht dem Begriffe, mit welchem dieser Name heute verknüpft ist. Pázmán's Universität in Tyrnau war eine mittelalterliche Hochschule, keine Universität im heutigen, auch nicht im damaligen Sinne. Die Zeit Kaiser Josef's gab der ungarischen Nation einen neuen Impuls, indem sie in ihr das schier erloschene nationale Bewusstsein wieder erweckte und die liberalen Ideen des XVIII. Jahrhunderts zu verbreiten begann, welche auf dem 1790-er Reichstage nicht nur zum Ausdruck kamen, sondern auch ins Leben übergingen und eine Reaction gegen die Epoche der Stagnation hervorriefen, die unter Kaiser Franz eintrat und deren Folgen die Monarchie, besonders aber Ungarn bis auf den heutigen Tag nicht völlig verwunden hat. In jenem byzantinischen Zeitalter gab es nur eine trostreiche Erscheinung: die Errichtung der Akademie der Wissenschaften und in Verbindung mit ihr die Begeisterung für die ungarische Sprache und Literatur.

Die neue Aera begann eigentlich mit dem Jahre 1830 und währte als vorbereitende Epoche bis zum Jahre 1848, in welchem Jahre Ungarn die mittelalterliche Feudalzeit abschloss und in die Reihe der modernen Staaten eintrat.

Welche Doctrin ergibt sich von selbst aus dieser skizzenhaften Aufzählung der hervorragenderen Punkte der Vergangenheit? Es ergibt sich, dass, nachdem die Vorsehung oder das Geschick es so gefügt hat, dass wir in der westeuropäischen Strömung leben, wir mit dieser Strömung uns entwickeln und fortschreiten müssen, weil dies für uns eine Art Naturgesetz ist und weil Ungarn, wenn es diesem Gesetze folgte, stets eine angesehene

Stellung einnahm und den Verhältnissen gemäss in Blüte stand, wie die Zeit der Anjou und des Mathias Corvinus lehrt. Wir müssen daher mit voller Kraft und unermüdlich arbeiten, um uns auf das Niveau zu erheben, auf welchem Westeuropa steht. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir vor Allem die Literatur und Wissenschaft pflegen, unsere wirtschaftlichen Verhältnisse bessern und die Nation durch die Hygiene körperlich und geistig stärken. Alle diese Aufgaben fallen der Akademie der Wissenschaften zu, denn die Akademie ist heute nicht blos eine philologische Anstalt, sondern eine Institution der ungarischen nationalen Cultur, und ich glaube und hoffe, dass die Akademie nicht blos die Neigung, sondern auch die Fähigkeit besitzt, die Lösung dieser Aufgaben zu fördern.

Somit eröffne ich die siebenundvierzigste Plenarversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

II. Jahresbericht des stellvertretenden Generalsekretärs Paul Gyulai.

Geehrtes Publikum! Der Ungarischen Akademie der Wissenschaften wurde durch ihre Statuten ein doppeltes Ziel vorgesteckt: die *Fortbildung* und die *Verbreitung* der Wissenschaft. Die Akademien des Auslandes halten mehr nur das erstere Ziel vor Augen; bei uns muss in Folge unserer eigentümlichen Verhältnisse sowohl aus culturellem wie aus nationalem Gesichtspunkte auch das zweite vor Augen gehalten werden. Unsere Akademie ist seit ihrer Gründung unentwegt bestrebt gewesen, in dem Maasse, in welchem ihre geistigen und materiellen Kräfte zunahmen, diesem doppelten Zwecke zu dienen. Und wer sollte es glauben? Sie hatte gerade wegen ihrer Hingabe an diese beiden Ziele die meisten Anfechtungen zu leiden. Diejenigen, die von ihr blos die Verbreitung der Wissenschaft erwarten, tadeln es unaufhörlich, dass sie das Geld der Nation auf Publicationen vergeude, welche nur einen sehr beschränkten Leserkreis haben, und dass sie für die Interessen des grossen Publikums, der allgemeinen Bildung keinen Sinn habe. Diejenigen, denen blos die Fortbildung der Wissenschaft am Herzen liegt, werfen ihr vor, dass sie ihre akademische Aufgabe vernachlässige, und bemerken spöttisch, dass sie sich bis zur Publication blosser Uebersetzungen erniedrige. Unsere Akademie aber ist, anstatt dieser aus Missverständniss entspringenden Anklagen vielmehr eine Kritik ihres Wirkens erwartend, mit unwandelbarer Rücksichtnahme auf ihre Statuten und auf unsere Verhältnisse, unablässig bemüht, ihrem doppelten Ziele nachzukommen. Hievon legt auch das abgelaufene Jahr Zeugniss ab.

Nichts fördert die Fortbildung und Verbreitung der Wissenschaften wirksamer, als die Entstehung wissenschaftlicher und literarischer *Vereine*,

welche sich die Fortbildung oder Verbreitung irgend eines besonderen Zweiges der Wissenschaft oder Literatur zur Aufgabe machen. Solche Vereine erleichtern nicht allein, sondern fördern auch die Tätigkeit der Akademien und verstehen vermöge ihrer Rührigkeit in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft ein so lebendiges Interesse zu erregen, wie es die grossen Anstalten von weitumfassendem Wirkungskreise selten vermögend sind. Auch in unserem Vaterlande, vornehmlich in der Hauptstadt, sind die Vereine dieser Art in fortwährender Vermehrung begriffen und beginnen eine immer lebendigere Wirksamkeit zu entwickeln. Die Akademie stellt ihnen ihre Säle zu ihren Sitzungen unentgeltlich zur Verfügung. Sie öffnet ihnen nicht allein ihre Arme; sie giebt ihnen, wie eine liebende Mutter ihren Kindern, auch Nahrung. Sie unterstützt ihre Tätigkeit nach Massgabe der Umstände mit grösseren oder kleineren Subventionen. Solche gewährte sie auch im verflossenen Jahre mehreren derselben, namentlich der historischen, der naturwissenschaftlichen, der geographischen und der geologischen Gesellschaft und dem medizinischen Bühereditions-Unternehmen.

Ein gleiches Vorgehen befolgt unsere Akademie auch gegenüber den wissenschaftlichen und literarischen *Zeitschriften,* ja selbst gegenüber der ausserhalb des Bereiches der Akademie fallenden Tätigkeit mancher *Gelehrten.* Sie weiss und fühlt es, dass die Wissenschaft und die Literatur auch in unserem demokratischen Zeitalter der Mäcene nicht entraten könne, und durch die Opferwilligkeit der Nation ist vornehmlich unsere Akademie zu dieser Rolle berufen. Im unmittelbaren Verlag der Akademie erscheinen nur wenige Zeitschriften, als: *Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, Archäologischer Anzeiger, Archäologische Mittheilungen, Mathematischer und naturwissenschaftlicher Anzeiger, Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen.* Desto grösser ist die Zahl der Zeitschriften, welche, wiewohl nicht akademische Publicationen, seitens der Akademie auch im verflossenen Jahre materieller Unterstützung teilhaft wurden. Solche sind: die «*Budapester Revue*», der «*Ungarische Sprachwart*», die «*Allgemeine philologische Zeitschrift*», die «*Nationalökonomische Revue*», die «*Ungarische Bücherschau*», die «*Philosophische Revue*», die «*Chemischen Blätter*», der *Beobachter* (Figyelő). Ausser diesen ungarischen, wurden von der Akademie auch zwei in nicht-ungarischer Sprache erscheinende Zeitschriften unterstützt, nämlich die «Ungarische Revue» und die «Naturwissenschaftlichen Berichte», welche die Bewegungen auf dem Gebiete der ungarischen Literatur und Wissenschaft dem Auslande bekannt machen. Ihre Unterstützung besteht bei diesen nicht-ungarischen Zeitschriften darin, dass sie auf eine gewisse Anzahl von Exemplaren pränumerirt, welche sie unter ihre auswärtigen Mitglieder verteilt.

Ausser diesen Zeitschriften sind etwa zehn grössere *Werke* mit Unterstützung der Akademie erschienen. Unter denselben verdienen besonders

hervorgehoben zu werden: die *Sammlung philosophischer Schriftsteller, Die Meisterwerke der Goldschmiedekunst,* Johann Hunfalvy's *Allgemeine Erdbeschreibung* und das *Handelswörterbuch.* Die Herausgabe des letztgenannten Werkes beschloss die Akademie im Jahre 1882 auf Ansuchen der «Handelshalle». Sie betraute ein fachmännisches Comité mit der Redaktion des Wörterbuches und forderte gleichzeitig die kaufmännischen Corporationen zur materiellen Unterstützung des Unternehmens auf. Ihre Bemühungen wurden nach beiden Richtungen von Erfolg gekrönt. Die Handels-Körperschaften trugen zur Unterstützung der Akademie eine bedeutende Summe bei, das Comité aber stellte den Plan des Werkes nebst den leitenden Principien für die Redaction desselben fest, und wählte hierauf das ordentliche Mitglied Moriz Ballagi zum Chefredacteur, Aladár György aber zum Hilfsredacteur, welche mit Unterstützung des Comités binnen vier Jahren das etwa fünfzig Druckbogen starke grosse Werk vollendeten, von welchem der erste, deutsch-ungarische Teil bereits gedruckt, der zweite, ungarisch-deutsche Teil aber unter der Presse ist, so dass das Ganze im Laufe dieses Jahres erscheinen kann. Dieses Wörterbuch füllt eine grosse Lücke aus, befriedigt ein allgemeines Bedürfniss und wird von bedeutendem Einfluss auf die Magyarisirung der kaufmännischen Geschäftsführung in Ungarn sein.

Unsere vornehmlich zum Zwecke der *Verbreitung* der Wissenschaft constituirte *Büchereditions-Commission* entfaltete ebenfalls eine eifrige Tätigkeit. Sie bot dem Publikum die folgenden vortrefflichen Werke des Auslandes in ungarischen Uebersetzungen: *Die Geschichte Englands in der Gegenwart* von Mac Carthy (II. Bd.), *Die Renaissance in Italien* von Symonds (III. Bd.), *Das Recht der Frau* von Paul Gide (I., II. Bd.) Sie liess es aber auch an Originalwerken nicht fehlen. Dahin gehören: *Die Novellistik in der alten ungarischen Literatur* (I. Bd.) von Zoltan Beöthy, welches die Entwickelung und die Quellen unserer novellistischen Literatur von unseren Handschriften angefangen bis zum XVIII. Jahrhundert fortwährend im Zusammenhange mit den Verhältnissen des Aus- und Inlandes und mit dem Einflusse der socialen und politischen Kämpfe erschöpfender und vielseitiger, als es unsere bisherigen Werke gethan, zur Darstellung bringt; *Die Geschichte der deutschen Literatur* (I. Bd.) von Gustav Heinrich, welches die Literatur des in cultureller und auch literarischer Hinsicht auf uns von so grossem Einfluss gewesenen deutschen Volkes zum ersten Male eingehend und systematisch auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft behandelt; *Der naturalistische Roman in Frankreich* von Julius Haraszthy, welches das Publikum mit der Entwickelung einer in neuerer Zeit viel erörterten ästhetischen Frage bekannt macht, und endlich *Amerika* von Stefan Bernáth, welches die national-ökonomischen und socialen Zustände der grossen Republik in lehrreicher Weise schildert.

Zu dieser Gruppe gehören auch einige Publicationen der national-

ökonomischen und der classisch-philologischen Commission. Jene hat unter dem Titel *Magazin national-ökonomischer Schriftsteller* die Herausgabe einer Sammlung begonnen, welche die vorzüglichsten national-ökonomischen Autoren Europa's in unsere Literatur verpflanzt, und von welcher die Abhandlungen von Hume und das Hauptwerk von Turgot auch schon erschienen sind. Die andere aber bietet ungarische Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker, von welchen die des *Anakreon* von Emil Thewrewk, des *Cicero de officiis* von Johann Csengery und des *Gaius* von Alois Bozóky sich bereits in den Händen des Publikums befinden.

Damit ist jedoch alles das, was die Akademie in Betreff der Verbreitung der Wissenschaft leistet, noch keineswegs erschöpft. Sie widmet ihre Fürsorge auch den Bibliotheken unserer Lehranstalten. Sie sendet an etwa achtundachtzig Hoch- und Mittelschulen ihre sämmtlichen Publicationen und an etwa neununddreissig Fachschulen und kleinere Anstalten einen Teil derselben ohne jeden Entgelt. Ausserdem ermuntert sie die culturellen Bestrebungen, so oft sie nur kann, durch ausserordentliche Bücherspenden. Im Verhältniss zu unseren Bedürfnissen ist vielleicht alles dies wenig, aber soviel ist gewiss, dass die Akademie diesem Zwecke einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens opfert und mit zunehmender Grösse ihres Capitals auch noch mehr zu opfern bereit ist.

Was die *Fortbildung* der Wissenschaften anbelangt, so bewegte sich dieselbe auch im verflossenen Jahre in der bisherigen Richtung und Ausdehnung. Unsere Akademie cultivirte auch diesmal in erster Reihe die sogenannten vaterländischen Wissenschaften, wie die ungarische Sprache und Literatur, die vaterländische Geschichte, Altertumskunde (Archäologie) und Naturkunde, deren Pflege unsere nationale Pflicht ist und welche auch die europäische Gelehrtenwelt vornehmlich von uns erwartet. Doch wurden auch jene Wissenschaften nicht vernachlässigt, welche ihrem Gegenstande nach mit unseren vaterländischen Verhältnissen in keiner näheren Beziehung stehen.

Unsere Akademie war anfangs mehr nur eine Akademie der ungarischen Sprache und Literatur. Seitdem sie sich aber allmälich zu einer Akademie der Wissenschaften emporgeschwungen, pflegt sie die Literatur im engeren Sinne mehr nur durch Preisausschreibungen und Preiskrönungen aufzumuntern. Auch in diesem Jahre krönte sie durch Teilung des grossen Akademiepreises das Verdienst zweier lyrischer Dichter, der ordentl. Mitglieder Karl Szász und Josef Lévai, welche die ungarische Literatur seit nahezu vierzig Jahren fortwährend mit zahlreichen Original-Dichtungen und Uebersetzungen bereichert haben und dabei eine abwechslungsreiche Fülle edler Empfindungen mit der Präcision der reinen Sprache und schönen Form verbinden. Ebenso teilte sie den zurückgebliebenen Karácsonyi-Dramen-Preis zwischen zwei Werke: das «Die Proletarier» betitelte Schau-

spiel des corresp. Mitgliedes Gregor Csiky und das vom *Tragischen* handelnde Werk des ordentl. Mitgliedes Zoltan Beöthy. Jenes ist das sowohl hinsichtlich der Invention als auch der Charakterzeichnung gelungenste Bühnenstück der letzteren Jahre, dieses in unserer Literatur die erste eindringendere und erschöpfendere Monographie über das Tragische, auf Grund der vorzüglichsten Dichtungswerke der alten und neuen Zeit und mit steter Bezugnahme auf die ungarische Literatur. Mit dem Teleki-Dramen-Preise wurde ebenfalls ein Werk des corresp. Mitgliedes Gregor Csiky, dessen Tragödie «Der Mann von Eisen», gekrönt. Der Marczibányi-Preis wurde dem vierten Bande der im Verlage der Akademie unter der Redaction des ordentl. Mitgliedes Aaron Szilády erscheinenden *Sammlung alter ungarischer Dichter* zuerkannt, welcher die sämmtlichen Werke des Peter Selymes Ilosvai bietet, nebst einer Biographie desselben und einer Erörterung der Toldisage, welche auf diese vielerörterte Frage ein ganz neues Licht wirft.

Aus der *Sammlung alter ungarischer Dichter* ist im verflossenen Jahre auch ein neuerer Band erschienen, welcher die Werke Michael Sztárai's in Begleitung linguistischer, historischer und literarischer Erläuterungen umfasst. Dieses grosse und bedeutsame Unternehmen, welches von unseren ältesten poetischen Ueberbleibseln angefangen den gesammten Schatz der alten ungarischen Poesie zugänglich macht, leistet nicht allein unserer Literaturgeschichte einen wesentlichen Dienst, sondern wird auch auf die Entwickelung unserer Poesie nicht ohne Einfluss bleiben. Das Wesen und die Formen des nationalen Geistes haben vornehmlich die Ueberreste der Volkspoesie und die poetischen Werke der alten Zeiten aufbewahrt. Die Poesie kann unter dem Einflusse neuer Ideen und Empfindungen zwar fortwährend Wandlungen erfahren, ja sogar neugeboren werden, sie kann jedoch niemals vollständig mit der Vergangenheit brechen und kehrt von Zeit zu Zeit zu ihr zurück, um neue Kraft aus ihr zu schöpfen. Unsere neuere Dichtung ist unter der Einwirkung unserer Volkspoesie und unserer alten Poeten nationaler geworden, und diese neuerlich eröffnete reiche Quelle unserer alten Dichtung vermag ihrem Aufschwunge neuere Kraft zu verleihen.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte wurde auch ein zweites Unternehmen begonnen, die Sammlung *Literarhistorischer Denkmäler.* Im bereits erschienenen ersten Bande derselben sind zwei kirchliche Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, Andreas Pannonius und Nicolaus de Mirabilibus enthalten, der erstere von Eugen Ábel, der letztere von Wilhelm Fraknói mit ausführlichen Einleitungen herausgegeben. Unter der Presse befindet sich auch eine grössere literarhistorische Monographie, die *Geschichte des ungarischen Schauspielwesens* von Josef Bayer. Auch die *sämmtlichen Werke Franz Kazinczy's* werden zur Herausgabe vorbereitet, und zwar in den drei Gruppen: Originalwerke, Uebersetzungen und Brief-

wechsel. In den Classensitzungen bot Zoltan Beöthy zwei Beiträge zur älteren ungarischen Literaturgeschichte in seinen Vorträgen über *die Werke des Johannes Kónyi* und über das *Horologium turcicum* des David Rozsnyai.

Auf dem Gebiete der ungarischen Sprachwissenschaft im *engeren* Sinne bewegten sich die Sitzungsvorträge des Ehrenmitgliedes Georg Joannovics *Ueber die ungarische Wortfolge*, des ordentl. Mitgliedes Gabriel Szarvas *Ueber die Nationaleitelkeit in unserer Etymologie*, des corresp. Mitgliedes Sigmund Simonyi *Ueber die Veränderung der Bindewörter* und *Ueber die ik-endigen Zeitwörter*, des ordentl. Mitgliedes Emil Thewrewk *Ueber die aus Ortsnamen gebildeten Eigennamen*. Im Verlage der Akademie erschien auch das Werk eines jungen Linguisten, Josef Balassa: *Die Elemente der Phonetik, mit besonderer Rücksicht auf die ungarische Sprache*, welches auf gründlichem und eindringendem Studium beruht und so ziemlich die erste systematische Darstellung der in unserer Sprachwissenschaft noch wenig gewürdigten lautphysiologischen Kenntnisse bietet.

Die vornehmste Sorge unserer ungarischen Grammatiker bildete aber die Vollendung zweier grosser Unternehmungen, welchen sie bereits seit länger als einem Jahrzehnt ihre Kräfte widmen, nämlich die Vollendung der *Sammlung ungarischer Sprachdenkmäler* und des *Ungarischen sprachgeschichtlichen Wörterbuches*. Jene gelangte unter der Redaction Georg Volf's mit ihrem fünfzehnten Bande zum Abschluss, dieses aber gedieh bereits soweit, dass seine Redaction im Grossen und Ganzen abgeschlossen ist. Die Redacteure Gabriel Szarvas und Sigmund Simonyi haben die Revision des ganzen Werkes begonnen, welche einerseits zur Aufgabe hat, die zugewachsenen Nachträge an ihren Stellen einzuschalten, andererseits dem Ganzen einen einheitlichen Guss zu geben. Im Laufe dieses Jahres beginnt auch die Drucklegung des Werkes mit der Herausgabe des ersten Heftes. Demnach besitzen wir nunmehr nicht allein unsere sämmtlichen ältesten Codices in ein Corpus zusammengetragen, sondern auch den gesammten Wortschatz unserer älteren Sprache bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, jedes Wort in seiner geschichtlichen Entwickelung, sowohl seiner Form, als auch seiner Bedeutung nach. Alles dies wird auf die Entwickelung unserer Sprachwissenschaft einen bedeutenden Einfluss üben, indem es der sprachwissenschaftlichen Forschung eine festere Grundlage, als die bisherige war, bietet. Dem sprachgeschichtlichen Wörterbuch wird das neue *Dialekt-Wörterbuch* folgen, zu welchem die Materialsammlung auch im verflossenen Jahre ihren Fortgang nahm und dessen eigentliche Redaktion im folgenden Jahre begonnen werden kann. Das *Technische Wörterbuch* befindet sich bereits in Redaction, wird mutmasslich noch bis Ende dieses Jahres vollendet werden und in demselben Maasse, wie das vorerwähnte Handelswörterbuch, eine fühlbare Lücke ausfüllen.

Auf dem Gebiete der ungarischen Sprachwissenschaft im *weiteren Sinne*,

der vergleichenden Sprachwissenschaft, widmet die sprachwissenschaftliche Commission ihre vornehmste Sorge vorläufig dem Studium der sogenannten ugrischen Sprachen, also jener Gruppe der altaischen Sprachen, welche der ungarischen Sprache verwandtschaftlich am nächsten stehen und für deren wissenschaftliche Kenntniss das Material noch am mangelhaftesten vorhanden ist. Zu diesem Zwecke bot sie zwei jungen Linguisten die Mittel zu Studienreisen. So reiste Ignaz Halász zum erstenmal 1884, zum zweitenmal 1886 unter die schwedischen Lappen und Bernhard Munkácsi 1885 unter die Votjaken. Im laufenden Jahre sollte Letzterer unter die Vogulen reisen, doch war er durch äussere Gründe genötigt, diese seine Reise auf das folgende Jahr zu verschieben. Die neuere Durchforschung der vogulischen und ostjakischen Sprache, sowie die der übrigen ostugrischen Idiome ist überhaupt sehr dringlich, da diese im Schwinden begriffenen wenig zahlreichen Völker inmitten der Fluten eines übermächtigen fremdsprachigen Volkes ihre eigene Sprache nicht lange werden beibehalten können. Gleichzeitig will aber die Commission auch die übrigen altaischen Sprachgruppen nicht vernachlässigen. Sie hält vornehmlich auch das Forschungsmaterial der türkischen Gruppe nicht für so abgeschlossen, dass es nicht in seinen einzelnen Teilen vervollständigt werden könnte und müsste; sie erachtet im Gegenteil, namentlich hinsichtlich der Tschuwassen- und Jakuten-Sprache, die materialsammelnde Forschung für höchst wünschenswert. Ja sie hält selbst in einer so bekannten Sprache, wie das Osmanli-Türkische, das Sammeln des volkssprachlichen Materials nicht für überflüssig und unterstützte den damit beschäftigten Ignaz Kúnos auf das Bereitwilligste durch die Herausgabe seiner wertvollen und interessanten Sammlung. Wann sie die unmittelbare Forschung auch auf die übrigen altaischen Sprachgruppen, namentlich auf die samojedische Sprache und die tungusischen Dialekte, deren Kenntniss noch eine sehr mangelhafte ist, werde erstrecken können, ist schwer voraus zu sagen. So viel ist jedoch gewiss, dass die ungarische Sprachwissenschaft es als ihre Pflicht erachtet, das gesammte altaische Sprachstudium auf sich zu nehmen, und dem Fortschritte desselben auch im Interesse der eigenen Sprache Opfer zu bringen, damit sie zum Schatze der allgemeinen Sprachwissenschaft den ihr zukommenden, weil von ihr erwarteten Beitrag entrichten könne. Wir können mit Freude die Wahrnehmung machen, dass sich der altaischen Sprachenfamilie die Aufmerksamkeit der ausländischen Linguisten in stets zunehmendem Maasse zuwendet, und wer könnte mehr dazu berufen sein, die Kenntniss der eigenen Sprache und ihrer Verwandtschaft für die Wissenschaft gesammelt und vorbereitet der europäischen Gelehrtenwelt vorzulegen, als diejenige Nation, die in dieser Arbeit zugleich ihr intimstes geistiges Interesse zur Geltung kommen sieht?

Die der vergleichenden ugrischen Sprachwissenschaft angehörenden

Texte und Studien erschienen teils in den *Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen*, teils in separaten Ausgaben. So der zweite Teil der von Ignaz Halász gesammelten *Schwedisch-lappischen Texte*; die *Denkmäler votjakischer Volkspoesie* von Bernhard Munkácsi; die *Sammlung osmanli-türkischer Volksdichtungen* von Ignaz Kúnos. In den *Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen* begann auch das *Die vergleichende Formenlehre der ugrischen Sprachen* betitelte grosse Werk des ordentl. Mitgliedes Josef Budenz, welcher es bereits an der Zeit sieht, das höchste Ziel der vergleichenden ugrischen Sprachwissenschaft, die approximative Reconstruction der ugrischen Grundsprache zu versuchen, indem er die Gemeinsamkeit der ugrischen Sprachen in Wortschatz und Formensystem eingehend erforscht und entwickelt. Dieses Werk unseres verdienstvollen Sprachforschers wird ein würdiges Seitenstück zu seinem vor zehn Jahren herausgegebenen *Magyarisch-ugrischen vergleichenden Wörterbuch* bilden. Mit diesen beiden Werken erfüllt er gleichsam die Aufgabe seines ganzen Lebens, welches er mit so viel Eifer und Erfolg der ungarischen Sprachwissenschaft gewidmet hat.

Unsere classischen Philologen beschäftigen sich ausser Uebersetzungen vornehmlich mit Textkritik. Das ordentl. Mitglied Emil Thewrewk bereitet die Ausgabe des *Festus-Codex*, das corresp. Mitglied Eugen Ábel die der *Pindar-Scholien* vor. Letzterer las auch in einer Sitzung eine Abhandlung *Ueber die Terentius-Biographien des Altertums und des Mittelalters.*

Die *zweite* Classe entwickelte auch im verflossenen Jahre auf dem historischen Gebiete eine lebhafte Tätigkeit. In den Sitzungen wurden folgende historische Abhandlungen vorgelesen: *Johann Törös's Anteil am Linzer Friedensschluss,* dann *Die Eperieser Conferenz vom Jahre 1648* vom corresp. Mitgliede Michael Zsilinszky; *Ueber Johann Kemény's Selbstbiographie* vom ordentl. Mitgliede Wolfgang Deák; *Stephan Báthory's Wahl zum König von Polen* vom Gast Ludwig Szádeczky; *Nikolaus Bercsényi und die Diplomatie Ludwigs XIV.* vom ordentl. Mitgliede Koloman Thaly; *Geschichte des ungarischen Finanzwesens unter Ferdinand I.* vom Gast Ignaz Acsády; *Rostislav, Herzog von Halitsch, der Schwiegersohn Béla's IV.* vom ordentl. Mitgliede Gustav Wenzel; Teile aus einem grösseren Werk *über Colbert* vom corresp. Mitgliede Aladár Ballagi. Daneben erschienen auch grössere Werke: *Die Geschichte der ungarischen Landwirthschaft* vom ordentl. Mitgliede Gustav Wenzel, von welchem wir früher auch *Die Geschichte des ungarischen Bergbaues* erhielten, beide bahnbrechende Werke, die sich durch eine Fülle bisher unbekannter Daten auszeichnen; *Die Geschichte der Familie Bercsényi* vom ordentl. Mitgliede Koloman Thaly (II. Bd.), welches ebensowohl zur Aufhellung der diplomatischen Verhältnisse, als auch zur culturgeschichtlichen Beleuchtung der Rákóczy'schen Zeit wertvolle Beiträge enthält; die *Geschichte der Wahl Stephan Báthory's zum Polenkönig* von Ludwig Szádeczky, welche gleichsam als Schlüssel zur Ge-

schichte der ungarisch-polnischen Beziehungen im XVI. und XVII. Jahrhundert dient. Unter der Presse oder der Vollendung nahe sind die Werke: *Ungarn in toponymischer, geographischer, historischer und linguistischer Beziehung* vom ordentl. Mitgliede Friedrich Pesty; *Ungarn im Zeitalter Joseph's II.* von Heinrich Marczali (III. Bd.); *Geschichte Bosniens* von Ludwig Thallóczy.

Doch die historische Commission, in deren Verlage diese Werke erschienen sind, beziehungsweise erscheinen sollen, widmete ihre Hauptsorge auch jetzt der Materialsammlung, vornehmlich der Herausgabe von Urkundensammlungen. Sie hat hierin die Versäumnisse von Jahrzehnten, ja eines halben Jahrhunderts nachzuholen. Vom Anfang dieses Jahrhunderts bis 1830 geschah im Interesse der Sammlung des historischen Materials blutwenig. Die Staats- und Privatarchive hüteten eifersüchtig ihre Urkundenschätze und mit dem Anbruch der politischen Reformära schwand der historische Sinn. Es handelte sich um die Reformirung, ja Abschaffung der Institutionen der Vergangenheit, und inmitten der Kämpfe der Gegenwart und der Hoffnungen der Zukunft wurde das Andenken der Vergangenheit gleichsam verdunkelt. Erst nach der grossen Katastrophe vom Jahre 1849 begannen wir uns wieder den Ueberlieferungen der Vergangenheit zuzuwenden und die Geschichte unserer Nation eingehender zu studiren, um, wie Ladislaus v. Szalay sagte, «zu sehen: ob wir noch hoffen dürfen, da *ein* Ereigniss die Eigentümlichkeiten der ungarischen Nation nicht zu ändern vermöge und nur in ihrer gesammten Vergangenheit der Schlüssel ihrer Zukunft gefunden werden könne.» Und eben Szalay war es, der den Anstoss zu der Bewegung gab, der in unserer Akademie auch das Sammeln und Publiciren des historischen Materials begann, welches seitdem unter der Leitung der historischen Commission ununterbrochen fortgeht. Auch im verflossenen Jahre wurden reiche Quellen aufgetan. Es erschienen vom ordentl. Mitgliede Emerich Nagy: *Diplomatarium der Anjou-Zeit Bd. VI.*, welcher diese ruhmreiche und für die Schöpfungen der Zukunft grundlegende Epoche unseres Vaterlandes in neuer Beleuchtung erscheinen lässt; vom ordentl. Mitgliede Alexander Szilágyi und Leopold Óvári: *Gabriel Bethlen's diplomatische Verbindung mit Venedig*, welches in vielfacher Hinsicht den Einfluss Gabriel Bethlens auf die Geschicke Europas im dreissigjährigen Kriege aufhellt und ebendeshalb auch seitens der Gelehrten des Auslandes von unserer Akademie mit Dank entgegengenommen werden wird; vom ordentl. Mitgliede Alexander Szilágyi: der *Siebenbürgischen Reichstags-Denkmäler* XI. Bd., welcher die Zeit Georg Rákóczy's II., insbesondere die Entstehung des siebenbürgisch-ungarischen Gesetzbuches *Approbatae Constitutiones* und die diplomatischen Unterhandlungen mit Polen enthält; vom ordentl. Mitgliede Arnold Ipolyi: *Johannes Rimay's Staatsschriften und Briefwechsel*, welches nicht allein zur Biographie des Dichters und Staatsmannes,

sondern auch zur politischen Geschichte der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts einen schätzbaren Beitrag liefert; von Anton Velics und Ernst Kammerer: *Türkische Kameral-Defter aus Ungarn,* Bd. I., welcher die Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, insbesondere in finanzieller Hinsicht, auf Grund amtlicher Urkunden beleuchtet. Gleichfalls im Verlage der Commission befinden sich unter der Presse: *Das Ragusaner Diplomatarium* von Josef Gelcsics, dem gründlichen Forscher der Geschichte der Südslaven; *Georg Rákóczy's II. Correspondenz mit der Pforte* von Johann Beke; *Alvinczy's Diplomatarium* von Kornel Gergelyi; der *Vaterländischen Urkundensammlung* VIII. Bd. vom ordentl. Mitgliede Emerich Nagy und der Index zu dem vom ordentl. Mitgliede Gustav Wenzel herausgegebenen *Neuen Diplomatarium aus der Árpáden-Zeit.*

Ausserdem wurde die Vollendung der fehlenden Bände des Werkes *Das Zeitalter der Hunyaden* vom Grafen Josef Teleki beschlossen. Bekanntlich hat der treffliche Verfasser einige Bände seines Werkes, welche die geographischen und culturellen Zustände jener Zeit behandeln, nur fragmentarisch, halb ausgearbeitet hinterlassen. Die historische Commission hat mehrfach Versuche gemacht, die Fortsetzung dieses Werkes anzubahnen, jedoch ohne Erfolg. Jetzt ist es ihr endlich gelungen diese Frage zu lösen. Sie betraute mit dieser Aufgabe Desiderius Csánki, den gründlichen Kenner des Zeitalters der Hunyaden, dessen preisgekröntes Werk: *Der Hof des Königs Mathias* einen nicht alltäglichen Erfolg erntete. Die Commission trachtete die historische Tätigkeit auch durch anderweitige Massnahmen aneifernd und richtunggebend zu beeinflussen, unter Anderem insbesondere dadurch, dass sie die Geschichtschreiber zur Abfassung, beziehungsweise Redaction der vom Gesichtspunkte des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft am dringendsten nötigen Monographien, beziehungsweise Urkundensammlungen durch einen öffentlichen Aufruf aufforderte, welcher gewiss nicht ohne Ergebniss verhallen wird.

Im *archäologischen* Fache hielten Vorträge: das Ehrenmitglied Franz Pulszky *Ueber die prähistorischen Funde in Ungarn,* worin er die prähistorische Cultur unseres Vaterlandes in neuer Beleuchtung zeigt; das ordentl. Mitglied Karl Torma *Ueber die Literatur der Epigraphik Daciens,* worin er zahlreiche Fälschungen nachweist; das corresp. Mitglied Vincenz Bunyitay *Ueber die Kunstdenkmäler des Comitates Szilágy* mit zahlreichen bildlichen Illustrationen. Von der grösseren Zeitschrift der archäologischen Commission, den zur Mitteilung grösserer Monographien berufenen *Archäologischen Mitteilungen,* erschien der XII. Band. Derselbe enthält die Studie Paul Király's über das *Mithraeum von Sarmizegethusa,* in welcher der Verfasser dieses interessante Local-Denkmal nicht allein genau beschreibt, sondern aus weiterem Gesichtspunkte mit der allgemeinen Culturgeschichte der römischen Welt in Verbindung bringt, weshalb dieselbe nicht allein für die

vaterländische, sondern auch für die internationale Wissenschaft als ein Gewinn betrachtet werden kann. Die zweite Fachzeitschrift der Commission, der *Archäologische Anzeiger*, erscheint in Heften von sechs Bogen mit zahlreichen Abbildungs-Beilagen in neunhundert Exemplaren. Der Redacteur desselben, das corresp. Mitglied Josef Hampel, hat es für seine Pflicht erachtet, in dieser Zeitschrift das streng wissenschaftliche Fachinteresse mit der populäreren Aufgabe der Erweckung allgemeiner Teilnahme für die Wissenschaft zu vereinigen. Nur so konnte es geschehen, dass die Zeitschrift auch ausserhalb der engeren Fachkreise Eroberungen macht und auf die Erhaltung der vaterländischen Kunstdenkmäler und archäologischen Schätze Einfluss übt. Unter den grösseren Mitteilungen desselben sind als die vorzüglichsten hervorzuheben: *Die Reste des alten Bergbaues in unserem Vaterlande* von Gabriel Téglás; *Die sogenannten Römerschanzen des Alföld* von Robert Fröhlich; *Das ungarische filirte Email* von Josef Hampel; *Die Geschichte des ungarischen Costüms* von Edmund Boncz.

Bezüglich der meisten Zweige der *Rechts- und Staatswissenschaften* gewahren wir innerhalb der Akademie, wie wir zu unserem Leidwesen eingestehen müssen, eine gewisse Stagnation. In den Classensitzungen las blos das corresp. Mitglied Julius Schvarcz drei Abhandlungen vor: *Kritische Bemerkungen über einige neuere Erscheinungen der Literatur der Staatsformenlehre; Ueber das Typische der systematischen Grundgesetze der europäischen Monarchien; Die Bedeutung des Staats und der Gesellschaft der Athener für den menschlichen Fortschritt.* Ausserdem wurden zwei Studien von zwei Gästen vorgelegt: *Ueber die Wahlreform* von Karl Békesi und *Ueber die Lex Falcidia* von Anton Rentmeister. Auch von grösseren Werken erschien auf diesem Gebiete im Verlage der Akademie blos der II. Band des preisgekrönten Werkes *Die Lehre vom versuchten und verübten Verbrechen* von Julius Wlassics. Was ist der Grund dieser Stagnation? Etwa der Umstand, dass der Kampf des praktischen politischen und juridischen Lebens die mit diesem Fache Beschäftigten in Anspruch nimmt, oder dass innerhalb dieses Kreises Gleichgiltigkeit gegenüber der Theorie platzzugreifen beginnt? Was immer der Grund sein mag, jedenfalls ist es keine erfreuliche Erscheinung, und es kann nicht oft genug daran erinnert werden, was unser verewigter zweiter Präsident, Anton Csengery, vor acht Jahren in diesem Saale bei ähnlicher festlicher Gelegenheit gesagt hat: «Auch die Gesetze haben ihre Gesetze, welche die Wissenschaft lehrt. Die Betrachtung irgend einer Wahrheit ist es, was uns inmitten der Schwierigkeiten des Handelns aufrechtzuhalten und zu leiten vermag. Ohne die Leitfackel der Theorie tappt die Praxis im Dunkeln. Der Hinblick auf das Ideal ist für den echten Politiker ebenso unerlässlich, wie die Kenntniss der reinen Geometrie für den Mechaniker.» Wir dürfen indessen auf eine Besserung der Lage hoffen, umsomehr, da innerhalb der *nationalökonomischen und statistischen Zweige*

der Staatswissenschaften eine lebhafte Bewegung wahrgenommen werden kann. Es wurden im Schosse der Akademie teils in den Classensitzungen, teils in den Sitzungen der nationalökonomisch-statistischen Commission zahlreiche in dieses Fach einschlagende Abhandlungen sowohl von Mitgliedern als von Gästen vorgelesen: *Ueber die Zuckersteuerfrage* vom corresp. Mitgliede Alexander Hegedüs; *Ueber die Statistik des Mittelschulunterrichtes von 1867—1887* vom corresp. Mitgliede Ludwig Láng; *Ueber die Durchführung des finanziellen und nationalökonomischen Princips bei der Manipulation der Communicationsmittel* vom corresp. Mitgliede Andreas György; *Ueber das Finanzwesen der Staatenbündnisse* von Adolf Fenyvessy; *Ueber die Salinenscheine* von Sigmund Kornfeld; *Ueber den wirtschaftlichen und culturellen Zustand des Sohler Komitates* von Béla Grünwald; *Ueber die Wirkungen des Gewerbegesetzes* von Alexander Matlekovics; *Ueber den wirthschaftlichen und culturellen Zustand der Stadt Pressburg* von Moriz Pisztory. Ausserdem edirt die nationalökonomisch-statistische Commission die *Sammlung nationalökonomischer Schriftsteller* und versieht die von ihr gegründeten oder subventionirten Zeitschriften, vornehmlich die *Nationalökonomische Revue* mit zahlreichen Artikeln.

Der *dritten* Classe liegt die Lösung vieler, vielleicht der meisten Aufgaben ob. Umfasst sie doch von der abstraktesten Wissenschaft, der reinen Mathematik angefangen, die sämmtlichen theoretischen und experimentalen Naturwissenschaften, ja selbst die in der heutigen Zeit so unendlich wichtigen, heilkundlichen, technischen und anderweitigen Anwendungen derselben. Nicht allein unsere Nation, sondern auch das Ausland — welches unseren Fortschritt auf diesem Gebiet mit regster Aufmerksamkeit verfolgt, um unseren culturellen Wert demgemäss zu bemessen — erwartet von ihr in erster Linie, dass sie die physischen Verhältnisse des Ungarlandes bis in die feinsten Details eindringend erforsche und dieselben einerseits der Gelehrtenwelt, anderseits dem grossen Publikum bekannt mache. Ausserdem erwartet Vaterland und Ausland von ihr, dass sie durch selbständige Förderung der Naturwissenschaften auch ihrerseits verhältnissmässig zur Vermehrung des grossen Schatzes der menschlichen Kenntnisse beitrage. Endlich bürden unsere Statuten ihr auch noch eine dritte grosse Aufgabe auf, nämlich die Verbreitung der Naturwissenschaften in ungarischer Sprache. Bei der Lösung dieser letzten Aufgabe kommt ihr sehr zu Hilfe jene rege und erfolgreiche Tätigkeit, welche die geologische, geographische und vornämlich die naturwissenschaftliche Gesellschaft in den letzten Jahren entfalten und für welche sie diesen Gesellschaften nicht blos Anerkennung zollt, sondern auch wirksame materielle Unterstützung gewährt. Dessenungeachtet kann die Akademie doch auch diese Aufgabe nicht vollständig von sich weisen; denn sie darf den zwischen ihr und der Nation bestehenden

Zusammenhang, welcher ihr vornehmstes Lebenselement ist, auch auf diesem Gebiete nicht zerreissen.

Zur Kenntniss der physischen Verhältnisse des Landes lieferte die dritte Classe auch in diesem Jahre zahlreiche und wertvolle Beiträge in Sitzungsvorträgen von Mitgliedern und Gästen. Das ordentl. Mitglied Max v. Hantken entdeckte in den Congerien-Schichten eine Species eines neuen Schnecken-Genus, die schon in ihrem Namen «*Tinnyea Vásárhelyii*» ihren ungarländischen Ursprung bekundet. Das corresp. Mitglied Geza Horváth beschrieb die *ungarländischen Psylliden*, Ladislaus Órley die *ungarländischen Hirudineen*, Zoltan Roboz die *Gregarinen* und Adolf Lendl die *Tetragnatheen*, Eugen Daday aber lieferte neue Beiträge zur *Fledermaus-Fauna Siebenbürgens*. Das ordentl. Mitglied Friedrich Hazslinszky beschrieb die regelmässigen *Discomyceten Ungarns und seiner Nebenländer* und Hugo Loyka lieferte Beiträge zur Kenntniss der *Flechtenflora Ungarns*. Das ordentl. Mitglied Josef Krenner beschrieb den *Akanthit* und *das natürliche Schwefelsilber*, das corresp. Mitglied Anton Koch *die geologische Structur des Kronstädter Gebirges* und Georg Primics *Die geologischen Verhältnisse der Raduaer Alpen*. Unter den zahlreichen Mineralwasser-Analysen (von Béla Lengyel, Wilhelm Hankó u. a. m.), welche auch im verflossenen Jahre häufig auf der Tagesordnung der Sitzungen der dritten Classe standen, erregte besondere Aufmerksamkeit die *Chemische Untersuchung des Wassers der Totiser Hauptquelle* vom ordentl. Mitgliede Karl v. Than. Dieselbe zog Meinungsäusserungen mehrerer Fachmänner und auch einen Vortrag des corresp. Mitgliedes Vincenz Wartha über die *Budapester Trinkwasserfrage* nach sich. Das allgemeine Interesse der actuellen Wasserleitungsfrage hätte die Akademie leicht verlocken können, für das eine oder das andere der verschiedenen concurrirenden Projecte Partei zu ergreifen, sie verstand es aber, sehr richtig, sich hievor zu bewahren, ihre Verhandlungen über die Frage stiegen nie vom theoretischen Piedestal herab und bewahrten bis zu Ende den Charakter der akademischen Discussion.

Auf eine Frage von hervorragender praktischer Wichtigkeit und gleichzeitig grosser theoretischer Bedeutsamkeit beziehen sich die umfassenden Untersuchungen des corresp. Mitgliedes Andreas Högyes in Betreff des *Schutzes und Heilverfahrens gegen das Tollwutgift*, mit welchem der berühmte französische Forscher Pasteur die Welt vor Kurzem überraschte. Die angeblichen grossen Entdeckungen werden durch die controlirenden und nach allen Seiten prüfenden Untersuchungen der übrigen Forscher befestigt oder umgestossen, und in dieser Hinsicht kann es uns zur Freude gereichen, dass unser College Andreas Högyes die Methode Pasteurs zum Gegenstande eindringenden Studiums macht und die definitive Entscheidung der Frage durch seine selbständigen Forschungen fördert. Ebenso hat das ordentl. Mitglied Josef Fodor im Interesse der Klärung der noch sehr viel discutirten

und jedenfalls noch strittigen *Bakterien-Theorie* neuere Versuche mit Einspritzung von Bakterien in das Blut gemacht. Die *neue Methode zur quantitativen Bestimmung des Amylons* vom Pressburger Professor Alexander Asbóth hat in Chemiker-Kreisen grosse Anerkennung gefunden und darf auch auf praktische Anwendung rechnen. Das ordentl. Mitglied Stefan Kruspér legte eine von ihm construirte, neue genaue Waage vor, auf welcher die Wägungen im luftleeren Raum vorgenommen werden — *Vacuum-Waage* — und welche eben deshalb bei eventueller Verbreitung in weiteren Kreisen noch zu einer grossen Rolle berufen sein kann. Die Abhandlung des ordentl. Mitgliedes Josef Sztoczek *Ueber die Abkühlung warmer Quellwässer in unterirdischen Kanälen* ist ein wertvoller Beitrag zur Klärung eines der unsichersten Capitel der praktischen Wärmelehre.

Der reinen Theorie leistete einen wie es scheint nicht unbedeutenden Dienst die Abhandlung des corresp. Mitgliedes Julius König *Ueber die Bedeutung der Fundamentalgleichungen der Dynamik.* Unserem Collegen König gelang es nämlich die allgemeinsten Gleichungen der Dynamik aus einem Grundprincip abzuleiten, welches der instinktiven Forderung der menschlichen Vernunft am meisten entspricht, indem es ausdrückt, dass die in der Natur vorkommenden Bewegungen direct vor sich gehen, dass zur Ausführung einer gegebenen Beschleunigungsarbeit in jedem Zeitpunkte die möglichst geringste Beschleunigungs-Energie erforderlich ist, und umgekehrt, bei gegebener Beschleunigungs-Energie die Kräfte die möglichst grösste Arbeit vollziehen.

Ich vermochte in meinem an die Zeit gebundenen Berichte nicht einmal die Hälfte der in den Sitzungen der dritten Classe gehaltenen Vorträge namhaft zu machen, denn wenn ich dies hätte thun wollen, hätte ich ja von nicht weniger als 45 vorgelegten Arbeiten berichten müssen. Die Vorleger waren zwar fast ausnahmslos Akademie-Mitglieder, aber die vorgelegten Arbeiten stammen in vielen Fällen von jüngeren Schülern, ja selbst von Universitätshörern. Diese Erscheinung, welche in den Sitzungen unserer Akademie immer häufiger wird, kann als erfreuliches Symptom betrachtet werden, wenn sie nicht die nöthigen Grenzen überschreitet und wenn die eingereichten Arbeiten nicht auf das Niveau der Laboratoriums- und klinischen Arbeiten herabsinken; denn sie beweist einerseits, dass wir eine grosse Anzahl junger Gelehrter besitzen, die auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit erfolgreich tätig sind, und andererseits legt sie auch davon Zeugniss ab, dass unsere Akademie ihre Pforten dem ernsten und erfolgreichen Streben allezeit mit Freuden zu öffnen bereit ist, bei wem dasselbe immer wahrnehmbar sein mag.

Die der dritten Classe neuerlich einverleibte *militär-wissenschaftliche Commission* gieng mit frischer Kraft an die Arbeit. Sie edirte den Jahrgang 1886 des *Ungarischen militärischen Jahrbuches,* eines Unternehmens,

welches die Aufgabe hat, von Zeit zu Zeit den jeweiligen Stand und Entwickelungsgrad der Militärwissenschaften und überhaupt des Militärwesens zur Darstellung zu bringen. Der erschienene erste Band beleuchtet die Organisation der Armee, die Vergangenheit und Entwickelung der ungarischen Landwehr und den gegenwärtigen Stand der Militärwissenschaften. Die Commission macht gleichzeitig Vorbereitungen zur Herausgabe eines erläuternden militärwissenschaftlichen Wörterbuches, welches ebenfalls einem allgemeinen Bedürfnisse entsprechen wird.

Es ist jedoch Zeit, dass ich mich von der Tätigkeit der Lebenden denjenigen zuwende, die nicht mehr tätig sein können und auch durch unser innigstes Flehen nicht bewogen werden zu uns zurückzukehren. Unsere Akademie erlitt auch im verflossenen Jahre schwere Verluste. Unter ihren auswärtigen Mitgliedern starben: Charles de Linas, der ausgezeichnete französische Archäologe, der in seinen Werken den ungarländischen Kunstrichtungen und Denkmälern ein besonderes Augenmerk zuwendete; Arthur Grote, der berühmte Präsident der Bengal Asiatic Society, dessen Familie einige wertvolle Werke aus der Bibliothek des Verewigten, gleichsam behufs Bewahrung seines Andenkens unserer Akademie zusandte; Theodor Oppolzer, einer der hervorragendsten Repräsentanten der mathematischen Astronomie; Georg Waitz, der vortreffliche deutsche Geschichtschreiber, der seinem Meister Ranke auch im Tode bald nachfolgte. Leopold Ranke, ebenfalls auswärtiges Mitglied unserer Akademie, war nicht allein der grösste, sondern zugleich der objectivste deutsche Geschichtschreiber und eben deshalb auch unserer Nation gegenüber gerechter, als irgend einer seiner Fachgenossen. Hievon legt auch sein letztes Werk Zeugniss ab, und der Trauer des deutschen Volkes schloss sich mit Recht die aufrichtige Teilnahme der ungarischen Akademie an.

Aus der Reihe ihrer internen Mitglieder verlor die Akademie: das ordentl. Mitglied Karl Kalkbrenner, den vorzüglichsten Vertreter der ungarländischen Schwammkunde; das corresp. Mitglied Wilhelm Zlamál, der auf dem Gebiete der Thierarzneikunde eine vorzügliche Tätigkeit entfaltete; das Ehrenmitglied Ladislaus Korizmics, welcher mit seinem preisgekrönten Werke von der *Güterregelung* das Feld der ungarischen landwirtschaftlichen Literatur betrat und, nachdem er 1849 *die Landwirtschaftlichen Blätter* gegründet, lange Zeit hindurch der massgebende Leiter der Bewegungen unserer landwirtschaftlichen Literatur war und sich auch in den praktischen Fragen der Nationalökonomie auszeichnete.

Der schwerste Verlust jedoch traf unsere Akademie mit dem Tode des ordentl. und Directions-Mitgliedes Arnold Ipolyi. Die zweite Classe und die historische Commission verloren in ihm ihren Präsidenten, und die historischen Wissenschaften insgesammt einen ihrer hervorragendsten und vielseitigsten Arbeiter. In Ipolyi vereinigten sich der Mann der Kirche, der

Gelehrte und der Patriot zum innigsten Bunde. Seine Studien über die Entstehung der Religionen und sein Sammeln der nationalen Ueberlieferungen führten ihn zur Abfassung seiner *Ungarischen Mythologie*. Indem er die alten Denkmäler seiner Kirche erforschte, wurde er kunsthistorischer Schriftsteller und bei uns einer der Bahnbrecher dieses Wissenschaftszweiges. Das Studium der Schicksale seiner Kirche zog ihn zur politischen und literarischen Seite der Geschichte hin. Die Richtung seiner Tätigkeit spiegelt sich am besten in seinem letzten Werke: *Die heilige ungarische Krone* wieder, welches die Akademie im verflossenen Jahre kurz vor seinem Tode herausgab. Der erste Ungarkönig empfing seine Krone aus der Hand der Kirche; diese Krone wurde aber nicht allein zum Symbol der Rechte des Königs, sondern auch der Rechte der Nation und darum stehen ihre Schicksale in engem Zusammenhange mit den Geschicken der Nation; ausserdem hat die ungarische Krone auch als culturhistorisches Object einen hohen Wert. Ipolyi behandelte die heilige ungarische Krone aus diesem dreifachen Gesichtspunkte, und indem er über dieses sein Werk den ganzen Reichtum seiner Kenntnisse und die ganze Begeisterung seiner Seele ausgoss, beschloss er mit demselben seine literarische Laufbahn in der würdigsten Weise. Ipolyi war nicht nur ein Mann der Wissenschaft und Literatur, — sondern auch des öffentlichen Lebens. Indem er die patriotische Seite des kirchlichen Berufes erfasste, kämpfte er von seiner Jugend angefangen bis zu seinem letzten Athemzuge in der ersten Reihe der Kämpfer für die Nationalität und nationale Bildung. Sein Andenken bewahren nicht blos seine literarischen Werke, sondern auch seine Kunstsammlungen und seine Stiftungen, unter denen er die Akademie besonders bedachte.

In Paul Kovács, dem trefflichen Novellenschreiber, dem humorreichen Schilderer der älteren ungarischen Mittelclasse, verlor die Akademie eines ihrer ältesten Mitglieder. Er betrat die literarische Laufbahn noch zu jener Zeit, als Kazinczy lebte und wirkte, Karl Kisfaludy Pest zum Mittelpunkte der Literatur erhob und an der Spitze des Aurora-Bundes eine nationalere Richtung auf die Fahne schrieb. Paul Kovács durchlief seit seinem Anschlusse an diesen Bund eine neunundfünfzigjährige literarische Laufbahn und war vierundfünfzig Jahre lang Mitglied unserer Akademie. Sein Andenken erweckt das Andenken der Geschichte der Akademie. Paul Kovács war Augenzeuge jener Scene, als unsere seit einem halben Jahrhundert kämpfenden Schriftsteller endlich in der Akademie ein Asyl fanden; er durchlebte als Akademie-Mitglied jene Zeit, als die Akademie die Pflege der nationalen Sprache, die Entwickelung des nationalen Geistes in den Kreisen der Literatur, der Societät und des Staatslebens wirksam beeinflusste; er durchlebte jene Jahre, als die Akademie eingehender die Pflege der Wissenschaften in Angriff nehmen konnte, inzwischen eine grosse nationale Katastrophe alles zu vernichten schien, zwischen den Trümmern nur noch dei

Sprechbühne der Akademie aufrecht stand und von Zeit zu Zeit den Seufzer des nationalen Schmerzes ertönen liess; als die Nation diesen letzten Ueberrest ihrer Institutionen mit inniger Anhänglichkeit umklammerte, ihm einen prächtigen Palast erbaute und durch beträchtliche Vermehrung seines Stammcapitals ermöglichte, dass sie ihrem Berufe vollständiger entsprechen könne.

Die Akademie kann auf ihre sechzigjährige Laufbahn nicht ohne alles Selbstgefühl zurückblicken. Gebe Gott, dass nach einem halben Jahrhundert, wenn unsere Leiber schon längst im Grabe modern, der Spiegel der Vergangenheit ein glänzenderes Bild zeige. Gebe Gott, dass unsere Nachkommen zur Kräftigung und Entwickelung der ungarischen Bildung und damit des ungarischen Staates und der ungarischen Gesellschaft mit grösserem Erfolge mitwirken können, als wir vermocht haben, und dass das Andenken unserer Kämpfe durch den Glanz grosser Namen verdunkelt werde!

III. Denkrede auf Theodor Pauler.

Oft ist in diesen dem Cultus der Wissenschaften geweihten glänzenden Hallen dem Schmerze über die Verluste, welche die Akademie betrafen, in schmerzlichen Trauerworten Ausdruck gegeben worden; aber sicherlich selten bei solcher Allgemeinheit und Tiefe der Ergriffenheit und Teilnahme, wie im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir uns versammelt haben, das Trauerandenken eines unserer Collegen zu erneuern, in welchem wir (eben vor einem Jahre) einen glänzenden Repräsentanten der Wissenschaft und Literatur, eine der grössten Zierden des Lehrertums, eine hervorragende Gestalt des öffentlichen Lebens, einen der treuesten und mit Stolz genannten Söhne des Vaterlandes, unseren Vicepräsidenten verloren haben, — das Andenken Theodor Paulers!

Mit dem Hinscheiden Paulers schloss eine edle, nahezu halbhundertjährige, in glänzender Geistesarbeit, in unermüdlicher Tätigkeit, im aufopferndsten Cultus des Ideals dahingeflossene und durch die den Menschen als Menschen zierenden höchsten Vorzüge ausgezeichnete Laufbahn, deren sittlichen Wert zu wägen und zu würdigen in erster Reihe wir, die Akademie, berufen und berechtigt sind.

Die ehrenvolle Aufgabe, dies an dieser Stelle zu tun, wurde, unter so vielen Berufenen, mir zu Teil, der ich dem Verklärten Jahrzehnte hindurch nahe zu stehen das Glück hatte und der ich ebendeshalb die Wucht der mir obliegenden Verantwortlichkeit nur zu sehr empfinde. Ich empfinde es nur zu sehr, dass ich kaum im Stande sein werde, jenen hohen Flug des Geistes, jene Wärme des Herzens und jene Erhabenheit der Rede zu erreichen, welche die Lösung dieser Aufgabe voraussetzt. Deshalb trete ich denn auch wahrlich mit beklommener Brust und zitternder Hand an dieselbe heran, und

muss damit zufrieden sein, wenn es mir gelingen wird, die in den Seelen so unzählig Vieler lebenden Gefühle pietätvollen Andenkens für unseren heimgegangenen Vortrefflichen auch nur einigermassen zum Ausdruck zu bringen, und wenn ich ein nicht ganz unwürdiger Widerhall derselben werde sein können!

Pauler, der am 9. April 1816 in Ofen als der Sprosse einer adeligen Familie das Licht der Welt erblickte, zog bereits in seiner frühen Jugend in hervorragendem Maasse die Aufmerksamkeit auf sich, sowohl durch sein erstaunliches Gedächtniss und seine grosse Vertrautheit und Belesenheit in der klassischen Literatur, als auch insbesondere dadurch, dass er, noch nicht einmal siebzehn Jahre alt, schon den Doctorkranz der schönen Künste und der Philosophie errang und vier Jahre später den gleichen akademischen Grad in den Rechts- und Staatswissenschaften erwarb. Er wurde schon zu dieser Zeit als eine wahre *Perle* der aus der Pester Universität hervorgegangenen Zöglinge betrachtet, und seitens seiner Professoren, denen es bekannt war, dass der hochbefähigte junge Doctor die Professoren-Laufbahn zu betreten beabsichtige, schon im voraus als eine der künftigen Lehrstuhlzierden derselben Universität verkündigt. Und diese Voraussetzung begannen bereits die nächstfolgenden Zeiten zu bewahrheiten.

Pauler wurde nämlich Anfang 1838, also kaum 22 Jahre alt, auf Grund einer glänzenden Concurrenz-Prüfung, an die kön. Akademie zu Agram zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des ungarischen Staatsrechts ernannt, und errang sich auch schon in dieser Stellung in kurzer Zeit so grosse Anerkennung und Verehrung, dass ihn die Communität des Agramer Comitates zum ordentlichen Richter des Comitatsgerichtes wählte; dass er bei mehreren Gelegenheiten zum Mitgliede behufs Verhandlung wichtiger Fragen entsendeter Commissionen ernannt wurde; dass sein Wort und seine Meinung als die einer Auctorität geachtet zu werden begannen. Und diese auszeichnenden Kundgebungen der Verehrung und Hochachtung hörten ihm gegenüber selbst dann nicht auf, als in Folge der immer hochgradigeren Entwickelung der nationalen Erregungen die Existenz in der kroatischen Hauptstadt für Ungarn und ungarischgesinnte Männer des öffentlichen Lebens angenehm zu sein bereits längst aufgehört hatte.

Die Zeit der Agramer Professur wurde für Pauler noch in zwei Richtungen bedeutsam. Einerseits dadurch, dass er hier, im Mittelpunkte des Kampfes, welcher zwischen dem ungarischen Staatsgedanken und den denselben negirenden südslavischen Bestrebungen geführt wurde, den Grund zu jenen weitumfassenden, tiefdringenden Studien legte, die ihn zu einem der hervorragendsten Kenner des *ungarischen Staatsrechtes* machten, die Quelle vieler seiner hochschätzbaren Abhandlungen wurden, und zum Teil ihn auch dazu befähigten, dass er später öfter, und auch als Mitglied des Rates der Krone, in kroatischen Angelegenheiten als competenter Fachmann seine

Stimme erheben konnte; andererseits dadurch, dass er in dieser Zeit seine engere Fachwissenschaft, die *Rechtsphilosophie*, literarisch zu cultiviren begann und mit einigen Arbeiten auftrat, die ihn alsbald in die Reihe der ersten ungarischen Fachmänner erhoben, ihn als gründlich gebildeten und scharf denkenden Schriftsteller und Gelehrten erkennen liessen, und unter Anderem auch seine Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Akademie im Jahre 1845 veranlassten.

Paulers auf sein eigenes Ansuchen erfolgte Versetzung auf den im Jahre 1847 an der Raaber Akademie vacant gewordenen Lehrstuhl für *Vernunftrecht* diente ihm als günstige Gelegenheit, den Kreisen des vaterländischen öffentlichen Lebens und Gelehrtentums näher zu treten; und wiewohl er das an dieser Lehranstalt erhaltene Lehramt erst unmittelbar vor den bewegten Märztagen des Jahres 1848 antreten konnte und seine lehramtliche Wirksamkeit im Verlaufe der eingetretenen kritischen Ereignisse, auch wegen der Schliessung der Anstalt kaum über einige Wochen dauern konnte, reichte doch auch diese kurze Zeit dazu hin, dass der schon bei seiner Ankunft mit Freuden begrüsste Professor die wärmste Anhänglichkeit und Verehrung seiner Hörer erwarb, und auch weit über die Grenzen der Schule und der Stadt hinaus eine hervorragende Gestalt des Lehrertums wurde.

Die mit den Märztagen eingetretene Wendung war auch auf Paulers Lebenslauf von grossem Einfluss. Der Unterrichtsminister gewordene Baron Eötvös, mit welchem Pauler von früher Jugend an häufig zu verkehren Gelegenheit hatte, und welchem die Arbeiten und glänzenden Eigenschaften des jungen Gelehrten nicht unbekannt waren, berief Pauler (durch Ministerial-Verordnung vom 1. August 1848) auf den Fachlehrstuhl der Pester Universität, ja er erkor ihn auch schon für die Stellung eines Redacteurs des zu schaffenden Strafkodex-Entwurfes; und so stellte er ihn, als Universitätsprofessor, auf den Posten, auf welchem er so viele Jahre hindurch, mit so glänzendem Erfolge, wie kaum eine der Celebritäten dieser vaterländischen Hochschule vor und nach ihm, als hervorragendster Vertreter der Rechtswissenschaft und Rechtsliteratur, als der gefeierte Meister Tausende und aber Tausende zählender Schüler wirkte, und auf welchem sich jene Wärme und Treue seiner Anhänglichkeit an unsere *alma mater* entwickelte, die er in so vielen, an Schönheit miteinander wetteifernden Handlungen und Schöpfungen zum Ausdruck gelangen liess, die er unwandelbar bis zu seinem letzten Atemzuge bewahrte!

In der Zeit, welche unmittelbar auf seine Ernennung und später im Monat October des Jahres 1849 auf seine provisorische Belassung im Amte folgte, blieb Paulers eigentliche lehramtliche Tätigkeit infolge der obschwebenden Verhältnisse auf einen engeren Kreis beschränkt; darum hörte er aber nicht auf im Interesse der Wissenschaft und des Gemeinwohles soviel

zu tun und zu wirken, als unter den das Vaterland drückenden schweren Verhältnissen zu tun und zu wirken möglich war, in jener Zeit, in welcher, wie B. Eötvös (in einer seiner *Denkreden*) richtig bemerkte, jedes patriotische Bestreben mit argwöhnischem Auge betrachtet wurde und das Maass, nach welchem man das Verdienst der Bürger beurteilte, die Untätigkeit, die passive Selbstergebung und das Schweigen war; ja was mehr, er lieferte gerade in diesen schwierigen Zeiten sprechende Beweise seiner Charakterstärke ebensowohl wie der Wärme seiner patriotischen Gesinnung. Er war einer jener herzhaften Gelehrten, welche behufs Unterstützung der in der Pflege der nationalen Literatur Zuflucht suchenden Bestrebungen des so sehr bedrohten Ungartums mit Franz Toldy das hochschätzbare literarische Unternehmen: «*Neues Ungarisches Museum*» — mit dem von den Machthabern mit argwöhnischem Auge angesehenen Motto: «peragit tranquilla potestas, quae violenta nequit» auf dem Titelblatte — gründeten und mehrere Jahre hindurch in patriotischem Geiste unterhielten. Und als den gegen unsere Nationalität blöd ankämpfenden Wiener Staatsmännern die Verdrängung der nationalen Sprache aus den Universitäts-Vorträgen gelang, blieb Pauler bis zuletzt einer der wenigen Professoren, auf welche sich der Zwang des Abhaltens der Vorträge in deutscher Sprache nicht erstreckte.

In die eben geschilderte Zeit der fünfziger Jahre fällt das Erscheinen der auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregenden Producte der literarischen Tätigkeit Paulers, welche mit dessen erfolgreicher Lehramtstätigkeit Hand in Hand ging. Ich meine hier in erster Reihe jene äusserst wertvollen *Abhandlungen* aus dem Bereiche der Rechtsphilosophie und des internationalen Rechts, dann des ungarischen Staatsrechts und der Strafrechtswissenschaft, welche er bald nach seiner im Jänner 1852 erfolgten definitiven Ernennung zum Universitätsprofessor publicirte. In zweiter Reihe meine ich jene gehaltvollen *Denkreden,* die er unter anderen auf den grossen Todten der Universität und grössten Civilisten des Landes Prof. Ignaz Frank, ferner auf die Pressburger Rechtsprofessoren Dionys Borhiczky und Paul Szlemenics hielt und denen er in den folgenden zwei Jahrzehnten seine Denkreden auf den Universitätsprofessor Emil Récsy, den Richter der kön. Tafel Emerich Csatskó und auf den berühmten deutschen Kriminalisten Mittermaier folgen liess. In dritter Reihe meine ich jene in vieler Hinsicht mustergiltigen *Charakterbilder,* in denen er die ersten hervorragenderen Pfleger unserer vaterländischen Rechtswissenschaft, Bencsik und Kollár, Szegedy und Szentiványi, Kelemen und Vuchetich u. s. w. charakterisirte und zugleich die wertvollsten Beiträge zur Kenntniss der rechtsgeschichtlichen Entwickelung und der öffentlichen Zustände der betreffenden Zeit lieferte. Ich meine endlich seine zu jener Zeit (1851, beziehungsweise 1852) veröffentlichte «*Encyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften*» und «*Einleitung zum Vernunftrecht*», welche in unserer Literatur die ersten auf höherem Niveau

stehenden Fachwerke dieser Art bilden, mit dem Akademiepreis gekrönt wurden, und der rechtsbeflissenen Jugend einen unschätzbaren Leitfaden zur Einführung in das System der socialen Wissenschaften abgeben; sowie auch seinen akademischen Antrittsvortrag unter dem Titel *«Die Rechtsbasis des Staates»*, worin dieses hochinteressante Thema in unserer Literatur zum erstenmal und unter Benützung des ganzen Apparats der Wissenschaft in ebenso gründlicher wie von weitem Gesichtskreis zeugender Weise behandelt wird. Es sind insgesammt hervorragende Geistesproducte, welche auch Veranlassung gaben, dass der ausgezeichnete Fachgelehrte gelegentlich der akademischen Wahlen im Jahre 1858 in die Reihe der *ordentlichen Mitglieder der Akademie* aufgenommen wurde, in welcher Stellung Pauler bis zu der Zeit, wo er Minister wurde, ja man kann sagen, bis zu seinem Tode eine überaus eifrige und fruchtbare Tätigkeit entfaltete.

Der Anfang der sechziger Jahre führte wieder eine bedeutendere Veränderung im Leben Paulers herbei. Als mit der Wiederherstellung unserer alten Verfassung auf Grund des Octoberdiploms auch die Universität ihr Recht der Selbstverwaltung zurückerhielt, wählte ihn zuerst (1860 und 1860/1) die juridische Facultät zu ihrem Decan, im darauffolgenden Jahre aber die Wahlversammlung des Lehrkörpers der vier Facultäten zum Rector der Hochschule. Sie tat dies in Würdigung der Verdienste des hervorragenden Professors und im Bewusstsein dessen, dass in diesen bewegten Zeiten die Leitung der Angelegenheiten der Universität einem Manne anvertraut werde, welcher sowohl seines Lehrer-Renommées und weisen Tactes, als auch seines mit Popularität gepaarten hohen Ansehens wegen unter seinen sämmtlichen Amtsgenossen als der berufenste betrachtet werden konnte. Und dass Pauler in diesen (vornehmlich in dieser Zeit mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen) Stellungen den an ihn geknüpften Erwartungen vollständig entsprach, in der Einrichtung und Führung der betreffenden Decanats- und Rectorats-Verwaltung eine grundlegende Tätigkeit entfaltete, davon legt eine ganze Reihe von ihm stammender und das gesammte innere Leben der Universität beeinflussender Verfügungen, ferner die Tatsache lautes Zeugniss ab, dass er wiederholt mit der Decanswürde der Facultät bekleidet wurde, ja dass er — was nur sehr ausnahmsweise und nur vom gesammten Lehrkörper besonders verehrten Persönlichkeiten gegenüber zu geschehen pflegt — später auch zum zweitenmale zum Rector gewählt wurde, welche Wahl er indessen in seiner gewohnten Bescheidenheit und mit Hinweis auf seine anderweitige vielfache Inanspruchnahme nicht annahm. Endlich geben davon Zeugniss die vielfachen *Auszeichnungen*, welche in diesen Jahren einander auf dem Fusse folgend, Kundgebungen der Anerkennung der vielseitigen Verdienste Paulers seitens der Krone, der Regierung und der Gesellschaft sind. Ich wünsche nur einige darunter besonders hervorzuheben: die ihm zuteil gewordene Verleihung des königlichen Ratstitels

(1862), seine Ernennung zum auswärtigen Mitgliede des Unterrichtsrates (1863), seine durch den Oberlandesrichter erfolgte Berufung in die Reihe der stimmenden Richter der Septemviraltafel (1863), seine gelegentlich der Krönung erfolgte Decoration mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens (1867) und seine Erhebung auf den Präsidentenstuhl der ersten ungarischen Juristenversammlung. Ich übergehe jene häufigen Auszeichnungen, die ihm von höheren Orten durch Betrauung mit der Ausarbeitung von Fachgutachten zu Teil wurden; seine eifrige Teilnahme an den im Jahre 1867 gehaltenen, auf die Reform der vaterländischen Gesetzgebung und insbesondere des Strafrechtsverfahrens gerichteten Ministerial-Enquêten; sowie auch seine, im Jahre 1869 seitens der Krone erfolgte Ernennung zum ordentlichen Richter des obersten Gerichtshofes des Landes, der Curie, auf welche Stellung er nach kurzer Wirksamkeit resignirte, um seine ganze Kraft und Fähigkeit wieder der Hochschule zu widmen. In Bezug auf diese Zeit darf jenes hervorragendste Moment der wissenschaftlichen und literarischen Tätigkeit Paulers nicht unerwähnt bleiben, dass er damals (1864—1865) sein bedeutendstes und den bleibendsten Wert besitzendes Werk, seine *Strafrechtslehre*, veröffentlichte, ein wahrhaft grundlegendes Geistesproduct der vaterländischen Rechtswissenschaft, welches durch die Akademie gelegentlich ihrer 1867er Generalversammlung mit dem Sztrokay-Preis gekrönt wurde und seinem Verfasser in der Reihe der ungarischen rechtswissenschaftlichen Autoren als Kriminalisten eine ähnliche Celebrität und Auctorität verschaffte, wie diejenige des grossen Civilisten Ignaz Frank unsterblichen Angedenkens.

Bis hieher reicht derjenige Abschnitt des Lebenslaufes Paulers, in welchem wir ihn vornehmlich als Professor, Schriftsteller und Gelehrten, mit einem Worte als Mann der Theorie erblicken: jener Abschnitt, welcher, wiewohl er uns den trefflichen Mann in einer auch weit auf das Leben hinauswirkenden Tätigkeit und Einflussübung zeigt, doch im Ganzen genommen ein stiller, geräuschloser und einfacher, also ganz so war, wie er der Natur, dem Charakter und den Neigungen Paulers entsprach. Verschieden davon ist der Abschnitt, in welchen Pauler im Anfange der siebziger Jahre trat, wo nämlich das durch das Hinscheiden des Barons Josef Eötvös unsterblichen Andenkens erledigte Portefeuille des Unterrichtsministers auf den Rat Franz Deáks und Josef Szlávys und auch im Einklange mit der öffentlichen Meinung des Landes ihm angeboten wurde, und der bisher in seiner bescheidenen Stellung sich glücklich fühlende Gelehrte, wenn auch mit nicht geringer Besorgniss und nach vielem inneren Grübeln (als ob er ein Vorgefühl jener vielen Kämpfe und Unannehmlichkeiten gehabt hätte, denen auch er auf seiner politischen Laufbahn nicht entgehen konnte) sich zur Vertauschung des Lehrstuhles mit dem Ministerfauteuil entschloss.

Mit der Uebernahme des Ministerportefeuilles wurde Pauler, der auch

in B. Eötvös' Wahlkreise in dessen Erbe eintrat, d. h. zum Ofner Abgeordneten gewählt wurde, auch zu einer hervorragenden Gestalt unseres politischen Lebens. Er erwies sich durch seine sowohl im Rate der Krone als auch im Parlamente entwickelte, eifrige und vielumfassende, von Einsicht und Fachverständniss zeugende Tätigkeit der Ausfüllung des glänzenden Postens, auf welchen er gestellt wurde, gewachsen. Ich hebe diesbezüglich an dieser Stelle nur hervor, welch ungeteilter Anerkennung seine Reichstagsreden begegneten, von welchen sich manche bis zum höchsten Niveau der parlamentarischen Beredtsamkeit erhoben; in welch hohem Grade er — der, weil er bisher nie Abgeordneter gewesen und stets ausserhalb der parlamentarischen Kreise und Clubs gestanden, von Vielen für ein nicht hinreichend erprobtes und homogenes Element angesehen wurde — durch seinen mit Sanftheit gepaarten Ernst und durch sein aller politischen Schärfe abholdes, aber deshalb nicht minder männliches und selbstbewusstes Benehmen sich die allgemeine Achtung und Verehrung zu erringen verstand; und wie auffallend der Reichtum der Kenntnisse war, welcher ihm für jede zu seinem Portefeuille gehörende Angelegenheit oder Frage, sowohl die Schul- und Unterrichtsverhältnisse als auch die canonistischen und anderweitigen Vorschriften der Kirchen und Confessionen betreffend, zur Verfügung stand, und von welchem er bei so mancher Gelegenheit, bald im Ministerrate, bald in den mit den Professoren, bald in den mit den Kirchenfürsten gepflogenen Beratungen und Verhandlungen einander an Glanz überbietende Zeugnisse ablegte.

Diese Zeit seines Unterrichtsministertums war indessen ziemlich kurz bemessen, da er in Folge einer im Herbst 1872 im Cabinet eingetretenen Veränderung sein bisheriges Portefeuille niederlegen und mit demjenigen des *Justizministers* vertauschen musste. Pauler schied aus dieser von ihm so geliebten und als höchste Ambition seines Lebens betrachteten Stellung nicht mit leichtem Herzen und es waren nur die unabweisbaren Exigenzen der neuen Lage und die von ehrendem Vertrauen zeugende Aufforderung der Krone, welchen er nachgab und huldigte, als er sich zum Uebertritt in das andere ihm zugedachte Ministerium entschloss.

Da ich auf die Würdigung seiner Ministertätigkeit und damit seiner staatsmännischen und legislatorischen Rolle erst weiter unten eingehen kann, beschränke ich mich hier auf die Erwähnung der Tatsache, das Pauler 1875, gelegentlich der Krise, welche das Cabinet Bittó traf, seinen Ministerposten zu verlassen genötigt war, und gleichzeitig seinen Universitätslehrstuhl wieder einnehmend, nachdem er vorher durch Se. Majestät mit dem Grosskreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet, 1876 aber zum Präsidium des Landesunterrichtsrates berufen worden war, seine Lehramtstätigkeit mit ebensolchem Eifer, Enthusiasmus und Erfolg, wie ehedem, fortsetzte. Uebrigens hielt die Zeit dieser ruhigeren und aufregungfreien Tätigkeit in Folge der naturgemässen Fluctuaction des politischen Lebens nicht lange an, indem

ihn das Vertrauen der Krone Mitte 1878 neuerdings auf den Justizminister-Fauteuil erhob, auf welchem wir ihn fortan in ununterbrochener Folge, in der Erfüllung der vielseitigen Aufgabe des Staatsmannes, Codificators und administrativen Organisators, bis sozusagen zum letzten Augenblicke seines Lebens (in den letzten Monaten, unter der abzehrenden Wirkung eines seinen zähen Organismus zerrüttenden Siechtums, zwar körperlich gebrochen, aber geistig noch immer kräftig und unerschüttert) arbeiten, wirken und schaffen sahen.

Nach alledem muss ich, als eine der glänzendsten und bestverdientesten der ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen, noch erwähnen, dass die Akademie 1880 Pauler zu ihrem Vicepräsidenten wählte, und ausserdem, dass sie ihn in die Reihe ihrer Ehren- und Directionsrats-Mitglieder aufnahm und ihm dieselbe Würde 1883 zum zweitenmal übertrug. Hiemit ist der Lebenslauf des Verewigten zur Genüge ersichtlich gemacht und zur Genüge jene Stützpunkte angedeutet, nach welchen seine Stellung und Bedeutung in unserem Staats- und Culturleben sich auch näher wird bestimmen lassen.

Auf Grund dessen nämlich, was wir hinsichtlich seiner wissenschaftlichen und literarischen Wirksamkeit bereits angedeutet haben, muss er in erster Reihe — auch schon deshalb, weil er unstreitig auf diesem Felde seine meisten Lorbern errungen, seine bleibendsten Leistungen geschaffen und sich die allgemeinste Anerkennung erworben hat — als *Gelehrter*, als *Schriftsteller* und als *Professor* gewürdigt werden.

Als *Gelehrter* und insbesondere als *Rechtsgelehrter* nimmt Pauler unzweifelhaft einen hervorragenden Platz unter jenen unseren Fachmännern ein, welche seit dem Anfange der vierziger Jahre bestrebt waren, die *Rechtswissenschaft* in unserem Vaterlande auf ein modern-europäisches Niveau zu erheben, die Kenntniss der Ideen, Richtungen und Geistesproducte der auf höherer wissenschaftlicher Stufe stehenden Völker zu vermitteln und die vaterländische Wissenschaft und Literatur sowohl extensiv wie intensiv zu entwickeln und zu fördern. Er nimmt einen hervorragenden Rang insbesondere auch insofern ein, dass unter unseren vaterländischen Rechtsgelehrten kaum ein einziger nachgewiesen werden kann, der dem im weiten Bereiche der Rechtswissenschaft über so vielseitige und reiche Kenntnisse verfügenden Pauler an die Seite oder gar über ihn gestellt werden könnte; oder der auf die Verbreitung der Principien der Rechtswissenschaft, auf die Ausbildung der gesammten neueren Juristengeneration, auf die Hebung des Niveaus der Fachliteratur und auf diesen Grundlagen auch auf die Gestaltung des praktischen Rechtslebens so einzuwirken verstanden oder einzuwirken Gelegenheit gehabt hätte, wie Pauler es in der vereinigten Eigenschaft des Professors, des Akademikers und des Schriftstellers getan hat!

Letzteres werden wir insbesondere dann begreifen und in seiner ganzen Bedeutung ermessen können, wenn wir den Stand der vaterländi-

schen Rechtswissenschaft *vor und nach* der 4 er Zeit ins Auge fassen. Indem wir jenen eigenartigen Entwicklungsprocess, in welchem mit der gewaltsamen Elimination unserer vaterländischen Institutionen die Herrschaft fremder Rechts- und Gesetzbücher zur Geltung gelangt, unser nationales Rechtsgefühl gelähmt und der Glaube an unsere eigene Kraft erschüttert war, näher betrachten: sehen wir, wie Pauler einerseits, die nie verjährenden Principien des Rechts und der Gerechtigkeit verkündigend, auf die Zukunft und auf das Ideal hinweist, andererseits, von seinem auf dem Grunde des eifrigsten Studiums der Verfassungs- und Rechtsgeschichte ruhenden starken conservativen und historischen Sinne geleitet und dabei von seinem energischen Patriotismus unterstützt, darauf hinarbeitet, in Sachen des Rechts die Verbindung mit der alten ungarischen Zeit aufrecht zu halten, die Anhänglichkeit und Treue für ihre Institutionen zu pflegen und zu beleben und das Bewusstsein dessen fortwährend rege zu halten, dass *auch wir ein eigenes Recht* und eine eigene Rechtsliteratur besitzen und dass die rechtschaffende Kraft und Fähigkeit des ungarischen Volkes noch keineswegs erloschen oder erschüttert sei.

Paulers streng fachwissenschaftliche Stellung anbelangend, müssen wir ihn als Rechtsphilosophen und als Strafrechtsgelehrten betrachten.

Als *Rechtsphilosoph* ist Pauler ein Anhänger des Kantianismus, der in jener Zeit in unserem Vaterlande vornehmlich im Kreise der Rechtsgelehrten das herrschende philosophische System war, und mithin jener vom grossen Königsberger Weisen gegründeten Schule des Vernunft- und Naturrechts, welche, vom subjectiv-rationalistischen System ausgehend, die Existenz eines von allen positiven gesetzgeberischen Bestimmungen unabhängigen und auf sich selbst stehenden Vernunftrechtes (als Inbegriff der in der Natur des Menschen und seiner Lebensverhältnisse wurzelnden und durch die Vernunft erkennbaren Rechtsregeln) behauptet, dessen Principien und Wahrheiten auch in der Gestaltung und Entwickelung des staatlichen und socialen Lebens als richtunggebend angenommen werden müssen. Der für sein Fach begeisterte Gelehrte selbst drückt dies so aus: «Es gibt ewige und unabänderliche Wahrheiten, welche die Stimme der Vernunft als Richtschnur unserer socialen Verhältnisse bestimmt hat.» In Folge dieser seiner Fundamentalauffassung scheidet er Recht und Moral schärfer von einander; findet er einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den Rücksichten der Gerechtigkeit und der Utilität: behauptet er in der Beurteilung von Einrichtungen und Ereignissen die Berechtigung der unabhängigen Vernunft und des selbstständigen Gerechtigkeitsgefühles des Menschen; anerkennt er in der Philosophie des Privatrechts (die Hauptlehren betreffend) das Princip der Verjährung; tritt er in der Frage des Erbrechts der die Existenz dieses Rechts behauptenden Auffassung Kants im Gegensatz zu den meisten Anhängern der Kantischen Schule bei; behandelt er das Notrecht nicht

nach der Kantischen, sondern nach der Fichte'schen Theorie, welche sich nicht auf den Boden des Rechts, sondern der Moral stellt und in den Fällen der äussersten Not das Recht als erloschen, beziehungsweise die rechtverletzende Handlung als nicht strafbar ansieht; geht er hinsichtlich des Staates, in welchem er eine der erhabensten Schöpfungen der sittlichen Weltordnung, eine der vornehmsten Garantien der Erreichbarkeit der Bestimmung der Menschheit, unmittelbarer aber den zur Verwirklichung der Rechtsherrschaft führenden socialen Organismus erblickt, und hinsichtlich der Begründung desselben von der Theorie des Fundamentalvertrages aus, und erweist sich also, indem er das politische Selbstorganisationsrecht der Völker betont, sowohl auf Grundlage dessen, als auch zufolge seiner gesammten Auffassung und Richtung, als einen Anhänger der verfassungsmässigen und *freien Staatsbildungen,* in den internationalen Rechtsverhältnissen aber als Vertreter der die Verwirklichung des allgemeinen Friedens bezweckenden Bestrebungen und Tendenzen.

Mit diesen seinen Ansichten, deren wissenschaftliche Begründung er vornehmlich in seiner *Einleitung zum Vernunftrecht,* in seiner Abhandlung *vom Rechtsgrund des Staates* und in seinen *Beiträgen* lieferte, steht Pauler, wie ich nicht erst zu sagen brauche, nahe den in Frankreich aus der Schule Royer-Collands hervorgegangenen Rechtsphilosophen Joufroy, Jouy, Haus und Belime; den Deutschen Rotteck, Welcker, Aretin, Pfizer und Schilling; den Italienern Baroli, Tolomei und Carcuignani; *ferner* den Anhängern des Utilitätsprincips, den Engländern Bentham, James Mill und deren Schülern; ebenfalls ferne dem der Losung «Alles was wirklich ist, ist vernünftig» anhängenden Hegelismus; ferne den übereifrigen Aposteln der übrigens von ihm gewürdigten deutschen historischen Rechtsschule, den Hugo und Puchta; ferne dem Krause - Ahrens - Röderschen rechtsphilosophischen System, welches zu socialistischen Folgerungen Anlass bieten kann; am fernsten aber denjenigen, die, wie Debonald und Demaistre, Adam Müller und Haller, Stahl und Taparelli, die Prediger bald einer romantischen, bald einer feudalen Rechts- und Staatsorganisation sind, deren Gedanken und Ideale nicht auf das vor uns Liegende und auf das Künftige, sondern auf das hinter uns Liegende und Längstvergangene gerichtet sind, und die eine Besserung der Lage der Menschheit und der Gesellschaft durch eine Restauration der Rechts- und staatlichen Zustände in retrogradem Geiste, durch eine *Reform derselben nach rückwärts* erreichbar wähnen.

Wiewohl es Paulern an Zeit und Gelegenheit gebrach, seine Werke über Vernunftrecht zu einem erschöpfenden und abgeschlossenen System zu gestalten und das gesammte Privat- und Staatsrecht darein zu fassen, steht er als Rechtsphilosoph im Ganzen genommen höher als seine sämmtlichen Vorgänger, als Szilágyi und Szeremlei, Csatskó und Virozsil, Szontágh und Vandrák u. s. w.; was aber Wirkung und Einfluss anbelangt, die er als

gefeierter Professor und eifriger literarischer Repräsentant dieses Faches an der Hochschule und im wissenschaftlichen Mittelpunkte des Landes so viele Jahre hindurch ausübte, lässt er die Genannten weit hinter sich zurück.

Und in noch vollerem Maasse lässt sich dies von Pauler als *Strafrechtsgelehrten* sagen. Seine in dieser Eigenschaft, vornehmlich im Bereiche unserer vaterländischen Rechtswissenschaft entwickelte Wirksamkeit darf epochemachend genannt werden. Gegenüber jenen Bestrebungen nämlich, welche bei uns vom zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts angefangen bis in die Mitte desselben, ja selbst bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein auf die Entwickelung der Theorie und Literatur des Strafrechtes gerichtet waren, bildet das Erscheinen der *Strafrechtslehre* Paulers einen bedeutsamen Schritt nach vorwärts, durch welchen unsere vaterländische Strafrechtswissenschaft mit einemmal auf das Niveau der westeuropäischen Wissenschaft und Fachliteratur emporgehoben erscheint.

Die Bedeutung des Werkes ist nach zwei Richtungen hin augenfällig: nach der theoretischen und nach der praktischen. Vom Gesichtspunkte der ersteren erweist es sich insofern von hervorragendem Werte, als es das Geistesproduct eines mit sich selbst vollständig ins Reine gekommenen und eine vollendete Welt- und Lebensanschauung besitzenden Philosophen, zugleich aber eines über einen lebendigen praktischen Sinn und eine reiche Menschenkenntniss verfügenden Fachkenners bildet, ein Geistesproduct, in welchem alle hervorragenderen Momente der bisherigen Entwickelung der Wissenschaft berücksichtigt, der ganze Reichtum der Literatur ausgebeutet, und die reichen Erfahrungen der strafrechtlichen Praxis gleichmässig aufgearbeitet und verwertet sind. Indem es den ganzen Umfang der Wissenschaft umfasst, bildet es sowohl formell als auch stofflich ein abgeschlosseneres Ganzes als seine übrigen Arbeiten. In seiner Composition, seiner Anordnung verrät es den gründlichen Denker, den methodischen Kopf, den tactvollen Lehrer und den präcisen Schriftsteller, mit einem Worte den höchst geschulten Fachmann, so dass wir nicht zu weit gehen, wenn wir Paulers *Strafrechtslehre* den besten derartigen Werken der Fachliteratur an die Seite stellen, und demselben als Handbuch und Unterrichtsleitfaden für unser Vaterland dieselbe Bedeutung vindiciren, welche zu seiner Zeit in Frankreich Rossi's *Cours de droit pénal* besass, und in Deutschland das *Lehrbuch des Strafrechts* des berühmten Berliner Professors Berner noch heutigen Tags besitzt. Es würde mich von meiner Aufgabe zu weit abführen, wenn ich mich an dieser Stelle auch auf die Anführung jener leitenden Hauptprincipien ausdehnen wollte, welche in diesem Werke ihren Ausdruck finden, und ich halte es für hinreichend darauf hinzuweisen, dass die Lehren und Erörterungen des Verfassers mit seiner aufgeklärten humanen Weltanschauung, wie wir sie in seiner rechts- und staatsphilosophischen Theorie vorfinden, überall in Einklang stehen, — in der Auffassung des Verbrechens und der

Strafe die Rücksichten der menschlichen Würde und des beleidigten Staates möglichst auszugleichen streben, und sowohl die Errungenschaften der Wissenschaft, als auch die Forderungen des sich stetig entwickelnden und veredelnden Gemeinbewusstseins und des Fortschrittes im Auge behalten. Demgemäss nimmt er unter den sogenannten «strafrechtlichen Theorien» die von Rossi begründete und von Ortolan, Trebutien, Haus, Preuschen und Mittermaier befolgte «Gerechtigkeits-Theorie» zur Richtschnur, welche nach seinen eigenen Worten: «sowohl die in den absoluten, als auch die in den relativen Theorien enthaltenen Wahrheiten nach Gebühr würdigt und in organischen Einklang bringt»; die Rechtmässigkeit der Strafe leitet er aus der Forderung der absoluten Gerechtigkeit und aus Notwendigkeit der Erhaltung des Rechtszustandes ab; in der grossen Streitfrage der Todesstrafe tritt er in die Reihe derjenigen, welche diese Strafart noch aufrechterhalten wollen, er erkennt jedoch an, dass diese Strafart mit dem Fortschritte der Gemeinbildung und Gemeinsittlichkeit sich als unnötig erweisen wird, und rät, die factische Anwendung derselben auch in der Gegenwart schon lediglich auf die seltensten und exceptionellsten Fälle zu beschränken.

Soviel von dem theoretischen Werte des Werkes, da wir auch die praktische Bedeutsamkeit desselben und auf Grun dderselben auch die Wirkung des Verfassers auf das praktische Rechtsleben des Näheren zu würdigen haben.

In jener denkwürdigen Zeit nämlich, wo sich uns die Gelegenheit bot, auch die Rechtsinstitutionen der über ein Jahrzehnt lang uns auferlegt gewesenen Fremdherrschaft zu beseitigen und mit den vaterländischen zu vertauschen, und wo wir vor der Aufgabe standen, unser vaterländisches Rechtssystem den überaus veränderten Verhältnissen entsprechend umzugestalten, beziehungsweise auch davon einen Beweis zu liefern, dass wir im Stande sind, an die Stelle des ausser Kraft gesetzten nichtungarischen Rechtes ein aus unserer eigenen Kraft und unserem nationalen Rechtsbewusstsein hervorgehendes Recht und Gesetzbuch zu setzen; und wo andererseits nicht geringe Aussicht darauf vorhanden war, dass die richterliche Praxis, in Ermangelung entsprechender Gesetze, schon notgedrungen auf die Befolgung der Vorschriften des fremden Strafcodex angewiesen bleiben wird, oder dass die veralteten und unrichtigen Satzungen der auf einem längst überwundenen Standpunkte befindlichen vaterländischen Doctrin und Praxis wieder massgebend werden sollen: in dieser denkwürdigen Zeit bildete das Erscheinen des strafrechtlichen Werkes Paulers einen in vieler Hinsicht rettenden Leitfaden, namentlich insofern, dass der gelehrte Verfasser desselben dasjenige, was die seit den vierziger Jahren in Angriff genommenen, aber bis dahin (wo Paulers Buch erschien) resultatlos gebliebenen strafrechtlichen Operate auf legislativem Wege zu verwirklichen bemüht

waren, auf wissenschaftlichem Felde und mit der Kraft der Doctrin zu erweisen strebte und damit den Mangel eines systematischen Strafgesetzbuches einigermassen ersetzte; durch die Eröffnung und Verwertung der Quellen der ausländischen Wissenschaft und Praxis dem legislatorischen Weiterarbeiten den Weg bahnte; auf die Erweckung und Entwickelung des Rechtsbewusstseins der dem Rechtsstudium obliegenden Generation wirkte, und der richterlichen Praxis einen unschätzbaren Dienst leistete, so dass in der Tat jene Worte als wohlverdient bezeichnet werden dürfen, welche ein ausgezeichneter vaterländischer Rechtsgelehrter in diesem Bezuge von Pauler gebrauchte: «Wenn es etwas gab, was in dieser Uebergangszeit die Ehre unseres Strafgerichtsverfahrens im Grossen bewahrte, so lag dies in der Tätigkeit Paulers. Paulers Buch, welches ebenso der Rechtshörer, wie der Richter mit Interesse und Nutzen durchblätterte, um daraus Belehrung und Orientirung zu gewinnen, war mindestens mit solcher Sorgfalt verfasst, wie das *Jus Hungaricum* unserer ersten Rechtsgelehrten, z. B. Kelemens, welcher an demselben doch vierzig Jahre lang gearbeitet hatte. Paulers literarische Tätigkeit hat sich mit dem Leben der Nation verwoben, so dass sie ihn auch dann im Andenken behalten wird, wenn unsere Gesetze ganz umgeändert werden sollten. Wir werden Paulers allezeit in derselben Weise gedenken, wie eines Kövy oder eines Frank, wie eines Cziráky oder eines Bartal, denen er sich in der Geschichte unserer Literatur als würdiger Genosse anreiht.»

Es dürfen hier auch jene, ebenfalls bleibenden Wert besitzenden Geisteserzeugnisse nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche wir ihm noch in anderer Richtung verdanken. So vor allem jene ausgezeichneten Artikel, mit welchen er die ersten Bände der vom Heiligen-Stephans-Verein herausgegebenen *Allgemeinen Encyklopädie* bereicherte, welche die Früchte seiner weitausgedehnten staatsrechtlichen Studien bilden und namentlich die Grundgesetze unseres Vaterlandes, die historische Entwickelung der ungarischen Verfassung, mehrere unserer wichtige Institutionen u. s. w. behandeln; ferner jene gehaltvollen beleuchtenden und kritischen Studien, welche von Zeit zu Zeit bald in der Form akademischer *Denkreden*, bald als zeitschriftliche Abhandlungen, bald als fachliche Kritiken erschienen, und indem sie den Gegenstand von allen Seiten beleuchten, insgesammt grundlegende literarische Behelfe zum erfolgreichen Weiterstudium unseres Staatsrechtes bilden. Ich erwähne unter denselben blos die kritischen Würdigungen der Handbücher Virozsil's und des Grafen Cziráky, sowie der hochgeschätzten Commentare Bartals, nebst den die Entwickelung der vaterländischen Rechtswissenschaft beleuchtenden Lebens- und Charakterschilderungen; ferner die auf Ansuchen des akademischen Senats begonnene und auf mehrere Bände veranschlagte (leider unvollendet gebliebene) *Geschichte unserer Hochschule*, ein mit besonderer Sorgfalt und Liebe verfasstes Werk,

in welchem er das gesammte äussere und innere Leben der Universität, ihre Verhältnisse und Schicksale, ihre Professoren und Stiftungen, wie nicht minder das sie betreffende Vorgehen der jeweiligen Regierungen und leitenden Behörden mit gewissenhafter Genauigkeit, Treue und Gründlichkeit schildert und eine der ausgezeichnetsten ausländischen Werken dieser Art das Wasser reichende Monographie liefert; endlich jene *Denkreden,* welche er über dahingeschiedene in- und ausländische Celebritäten der Wissenschaft und des Lehramtes hielt, welche dem Auditorium soviel Genuss boten und dem Parentirenden wie dem Parentirten gleichmässig zur Ehre gereichten.

Was seinen *Stil* und seine *Formulationen* betrifft, sind dieselben ebenfalls gleicherweise ausgezeichnet, der Würde der Wissenschaft und des Gegenstandes entsprechend, und mit Recht ist von ihm gesagt worden: «Die Klarheit seiner Ideen, seine Geschicklichkeit und Einfachheit in den Definitionen, sein ungezwungener und stets zutreffender Ausdruck derselben in unserer Sprache, erheben ihn über sehr viele Gelehrte seiner Zeit; ebenso verfiel er in die Fehler der Latinismen und Germanismen weit weniger, als Viele, die vor ihm oder gleichzeitig mit ihm die Pfade der ungarischen wissenschaftlichen Literatur bahnten. Derselben classischen Klarheit und Präcision bediente er sich auch in seinen Reden und in seinen Schriften, nur dass in letzteren zu diesen Eigenschaften noch die nahezu beispiellose Gedrängtheit hinzukam, so dass seine Bücher so sind, als seien sie gar nicht auf Papier geschrieben, sondern auf Steintafeln gravirt, und seine Sätze so, als seien sie nicht aus Worten gebildet, sondern aus Granit gehauen.»

Und das was Pauler als Gelehrter und Schriftsteller in solch hochschätzbaren Geistesproducten zum Gemeingut der vaterländischen Culturwelt machte, verdolmetschte und verkündigte er ebenso glänzend, wie begeistert und begeisternd von *der Lehrkanzel als Professor,* als eine der stolzesten Zierden der Universität. Die Professur war es ja, was den eigensten Berufskreis Paulers, das seiner Individualität, seinen Fähigkeiten, seinem ganzen Wesen entsprechendstes Wirkungsgebiet bildete; und ebenso unzweifelhaft ist es, dass er *in diesem Berufe* sich die grössten Verdienste erwarb, die allgemeinste Anerkennung und die schönsten Lorbern errang, die bleibendste Wirkung ausübte, sich immer am meisten heimisch und, fügen wir hinzu — insofern ihm dieselbe immer nur Freude und Selbstzufriedenheit und kaum je Kränkung und Bitterniss eintrug — wahrscheinlich sich auch am glücklichsten fühlte! Er war in der Tat einer Derjenigen, die mit allen Eigenschaften eines ausgezeichneten Professors ausgestattet sind. Gründliche Fachbildung und ausgebreitete Belesenheit, Vertrautheit mit allen Zweigen der fachwissenschaftlichen Literatur und ein aussergewöhnlich reifer Schatz von Kenntnissen; Klarheit und Methodik im Analysiren und Formuliren, sowie meisterhafte Handhabung der Technik des Vortrags und

der schönsten rednerischen Diction, verbunden mit warmem Eifer für die Wissenschaft und ihr Verkündigertum, fester Glaube und volle Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was er sagte und lehrte: alles dies waren charakteristische Züge der professorischen Wirksamkeit Paulers, aber zugleich Schlüssel des Geheimnisses der ausserordentlichen Wirkung, die er auf sein Auditorium ausübte. — Für Pauler, wie für jeden wahren Professor, war die Lehrkanzel, die Verkündigung des Wortes der Wissenschaft, in der Tat der edelste, der erhabenste Beruf, und deshalb war er bestrebt, allen daraus entspringenden Rücksichten, Anforderungen und Obliegenheiten mit einer fast bis zur Pedanterie gehenden Gewissenhaftigkeit zu entsprechen. Wir begegnen zwar in seinen Vorträgen keinen sogenannten geistreichen Einfällen und Vergleichen; er affectirt keine Originalität, wo er nicht Original sein kann; er macht auf dem Lehrstuhl nicht Wissenschaft; er weicht nie in abgeschmackter Witzelei von seinem Gegenstande ab; er verschweigt nicht und verkleinert nicht die Namen der grossen Meister der Wissenschaft oder die Verdienste seiner Berufsgenossen, sondern sieht es immer und überall darauf ab: sein Lehrfach gründlich, klar, systematisch und anziehend zu behandeln; im Hörer ernstes Interesse und Neigung dafür zu erwecken; die Wissenschaft auf ihrem jeweiligen europäischen Niveau (wiewohl mit voller Wahrung der freien und wissenschaftlichen Selbstständigkeit) vorzuführen und auf dieselbe Höhe auch den Schüler zu sich emporzuheben; das Sichere und Abgeschlossene von dem noch Schwankenden und Unentschiedenen möglichst zu scheiden; das Aufnötigen der Ueberzeugungen den Hörern gegenüber sorgfältig zu vermeiden, die letzteren zu selbstständigem Denken anzueifern, sie mit den Mitteln der Forschung bekannt zu machen und zum Schöpfen aus den Quellen der Wissenschaft zu befähigen! Ueberdies wurde Pauler, sowohl in seiner allgemeinen Lebensanschauung, wie auch in seinem Lehramte von der Auffassung geleitet, dass, nach der richtigen Bemerkung eines grossen deutschen Philosophen: «die Wissenschaft und deren Verkündigung das Gebet des Geistes sei, und dass insbesondere die Universität auch jene ethisch höhere Bestimmung habe, den Menschen und die Nation sittlich emporzuheben, und so zum Organ des Verständnisses und der Erläuterung sowohl der menschlichen, als auch der göttlichen Dinge werde.»

Es ist überflüssig, des Näheren nachzuweisen, wieviel ein *solcher* Professor, mit seiner nahezu über vier Jahrzehnte sich erstreckenden Wirksamkeit, mit seinen Leben athmenden, Licht und Wärme ausstrahlenden, auch rednerisch ausgezeichneten Vorträgen für die Bereicherung unseres geistigen Besitzes und für die Klärung und Ausbreitung der Ideen, vornehmlich der Rechtsideen getan, eine wie weitreichende Wirkung er damit ausgeübt hat, auf Grund welcher auch er einen gewissen Anteil daran hat, dass dieser Ausspruch eines berühmten französischen Gelehrten: «les théoriciens

mènent le monde, sans qu'on le sache, et plus, qu'ils ne le savent» als gerechtfertigt betrachtet werden könne. Ebenso überflüssig ist es, darauf hinzuweisen, dass das volle Wahrheit und nicht blosse Phrase ist, was an der Bahre des dahingeschiedenen grossen Professors so allgemein geäussert wurde, dass mit Pauler der Lehrer und Meister der gesammten gegenwärtigen Juristengeneration, ja selbst des juridischen Professorenkörpers aus der Reihe der Lebenden geschieden sei; wozu ich meinerseits hinzufügen kann, dass die vaterländische Hochschule seit Frank und Balassa keinen grösseren Todten hatte; dass, Alles zusammengenommen, auch von Pauler als Professor gesagt werden kann, was von dem ganz gleichzeitig mit ihm dahingeschiedenen grossen Historiker Ranke, dessen akademischer Parentator Sybel gesagt hat: «er war ein Lehrer von Gottes Gnaden»; und dass, wenn auf irgend einen unserer zeitgenössischen Professoren, sicherlich auf ihn der Satz angewendet werden kann: «quidquid amavimus, quidquid mirati sumus, manet, mansurumque est in animis hominum, in fama rerum, et in æternitate temporum.»

Ich brauche nicht zu sagen, dass der Gefeierte vermöge so vieler vorzüglicher Eigenschaften auch berufen war, dem Vaterlande auch auf dem Gebiete des öffentlichen und politischen Lebens zu dienen, seine grossen Fähigkeiten, seine unvergleichliche Arbeitskraft und seine reichen Kenntnisse auch in der unmittelbaren Leitung und Führung der Staatsangelegenheiten geltend zu machen. Ebensowenig brauche ich auseinanderzusetzen, dass der bisher vornehmlich theoretisch tätig gewesene Fachmann, sobald er in diesen Wirkungskreis eintrat, auch hier — und zwar bald als ein auf der höchsten Stufe der Staatswürde stehender und an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unmittelbar beteiligter Factor, bald als ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers — glänzend seinen Platz ausfüllte, dass die Arbeit und Berufsbeschäftigung in ihm in jeder seiner Stellungen ihren rechten Mann fand, und dass er seine bisherigen Lorbern hier um mehr als einen vermehrte!

An seinen Namen knüpft sich zwar nicht das Andenken vieler und grosser Schöpfungen oder radikaler Reformen; er hat sich als practischer Staatsmann nicht zur Höhe des Geistesfluges des Rechtsphilosophen erhoben; wir dürfen ihn in der Reihe der Geister von grosser Initiative, der leitenden und zum Gebieten geschaffenen Individualitäten nicht suchen; seine Scrupulosität, sein bedächtiges Zweifeln und sein übermässiges Festhalten an der Formalität bewog ihn oft selbst zum Aufschieben des Dringlichen und zur übereifrigen Beschäftigung mit dem Unbedeutenden; und es hatte oft den Anschein, als hätte er sich als Maxime für seine staatsmännische Tätigkeit den Grundsatz des «quieta non movere» gewählt und als wäre der raschere Pulsschlag seines warmen Professorherzens in der Erfüllung seines staatsmännischen Berufes ein langsamerer geworden!

Aber dies hat seinen Beweggrund und seine Erklärung. Dieselben liegen in seiner passiven Natur, in seiner ganzen Weltanschauung und in seiner politischen Lebensauffassung. Pauler war nämlich vor allem Anderen ein Mann des reiflich erwogenen und längere Zeit hindurch gereiften und vorbereiteten Handelns. Er scheute vor jeder Reklame und Ostentation ebenso wie vor jeder Oberflächlichkeit und Uebereilung: er war ein Mann der stillen und geräuschlosen Arbeit und liess das Ergebniss derselben erst dann an das Tageslicht treten, wenn er dasselbe sowohl in seiner Gänze, als auch in seinen Einzelheiten für vollendet und dem Zweck entsprechend erachtete. Kühne Conceptionen, radikales Eingreifen in die Ordnung oder den Gang der Dinge lag nicht in seiner Natur; aber eben dieser Zug seines Charakters — ein Zug, welcher an einem Staatsmanne niemals geringzuschätzen ist — diente auch als Gewähr dafür, dass *dasjenige*, was aus seiner Hand hervorgeht, eine sowohl in ihrer Grundlage, wie in ihren Einzelheiten wohl durchdachte und vollendete Schöpfung ist, an welcher nicht so bald etwas geändert oder zurückgemacht zu werden braucht, und welche die Garantien der Dauerhaftigkeit in sich trägt. Mit einem Worte, Pauler wurde in seiner staatsmännischen Tätigkeit stets von dem Grundsatze: *«erst wägen und dann wagen!»* geleitet, von dem Grundsatze, dass es etwas Unvernünftiges sei in der Politik das Bestehende zu zerstören und an die Stelle desselben nichts wirklich Besseres setzen zu können; und von der übrigens auch bereits von seinem grossen Ideenverwandten Rotteck ausgedrückten Ueberzeugung, «dass die zu einer practischen staatsmännischen Rolle berufenen Männer der Theorie nur zu bald zu der Erkenntniss gelangen, dass Vieles von dem, was sie vordem gefordert und als zu verwirklichend verkündet hatten, in der Praxis nicht ausführbar sei, und infolge der gegebenen Umstände und Verhältnisse auf unüberwindliche Hindernisse stosse.»

Und trotz alledem kann *dennoch* auf eine ganze Reihe von Schöpfungen hingewiesen werden, welche entweder direct durch ihn, oder unter seiner unmittelbaren Teilnahme und Mitwirkung ins Leben gerufen oder vollendet wurden, und den ebenso gewissenhaften, wie scharfsehenden und reges Gefühl für die Zeitanforderungen besitzenden Fachmann verraten. Wir können aus der Zeit seiner (nur sehr kurzen, kaum anderthalbjährigen) Ministerschaft für Cultus und Unterricht darauf hinweisen, dass gegen die östlichen Grenzen unseres Vaterlandes zu als ein neues Organ und Centrum der Verbreitung der nationalen Cultur und der Wissenschaften die Klausenburger Universität errichtet; die von seinem Vorgänger begonnene Reform des Mittel- und Elementarschul-Unterrichtswesens fortgesetzt; eine entsprechendere Regelung der Docentur an der Universität in Angriff genommen, endlich dem ungarischen Unterrichtswesen in einer aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzten Körperschaft, dem Landesunterrichtsrat, eine systemisirte Vertretung verliehen wurde, welche gleichzeitig einen hoch-

schätzbaren integrirenden Bestandteil des Regierungs-Organismus bildet. Insbesondere aus dem Bereich seiner Wirksamkeit als Cultusminister kann hingewiesen werden auf die neuerliche Anregung des Studiums der die rechtliche Natur der Fonds und Stiftungen betreffenden Frage; auf jene hochwichtige Verfügung, durch welche, unter Zugrundelegung der Ungiltigkeit des 1855er Concordats vom Gesichtspunkte unseres Staatsrechtes, das Vermächtnissrecht unserer katholischen Kirchenfürsten wieder auf die Bestimmungen der Kolonich'schen Vereinbarung und des 1715er Gesetzes basirt wird; darauf, dass auch Pauler, als ein echter Staatsmann, den für das Land so hochwichtigen Frieden zwischen Staat und Kirche zu wahren und zu erhalten bestrebt war, und dass er zu diesem Zwecke, sowohl als treuer Sohn seiner Kirche, wie auch als Politiker, sein Bestreben dahin richtete, dass derselbe nicht gestört werde, und dies Alles, ohne je aus dem Auge zu verlieren, «was der Kirche, und was des Staates Recht sei», «worin der Kirche gegenüber nachgegeben und nicht nachgegeben werden könne.» Dies letztere gewann insbesondere in jener seiner hervorragenden Reichstagsrede Ausdruck, in welcher er den Ultras des Liberalismus und des Conservatismus gegenüber die Aufrechthaltung des Placet-Rechtes des Königs von Ungarn verfocht, und dasselbe sowohl aus dem Gesichtspunkte der Geschichte, als auch des Staatsrechtes unseres Vaterlandes motivirte.

Auch Paulers Wirksamkeit als Justizminister hat bleibende Spuren zurückgelassen. Er hat zwar keine grossen und weitgreifenden Reformen initiirt oder ins Leben gerufen, was übrigens (gar nicht zu reden von dem Mangel oder der Unzulänglichkeit der hiezu nötigen materiellen Mittel) für ihn, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze, dadurch erschwert war, dass er, wie hinsichtlich des Unterrichtsportefeuilles die Erbschaft des Baron Eötvös, so hinsichtlich des Justizportefeuilles diejenige Balthasar Horváth's antrat, zweier Reformatoren von höherem Geistesfluge, welche die Hauptrichtungen der Neugestaltung bereits vorgezeichnet und zum Teil so weit gereifte Schöpfungen hinterlassen hatten, dass für den Nachfolger mehr nur die Arbeit der Fortsetzung und Ausführung übrig blieb. Er hat aber eine der grössten Aufgaben unserer staatlichen und Rechtsorganisation, die bisher so vieler brennender practischer Fragen und dringenderer Agenden wegen in den Hintergrund gedrängt gewesene *Codification,* als einen übrigens seiner Individualität und seinem früheren Berufe entsprechenderen Wirkungskreis, mit ganzer Wärme und ganzem Eifer in Angriff genommen, und mit ganzer Anspannung seiner grossen Arbeitskraft, unterstützt von den hervorragendsten Fachmännern des Landes, bis zu einem solchen Grade entwickelt, dass unser Vaterland sich bald auch in dieser Hinsicht den fortgeschrittensten westeuropäischen Staaten an die Seite stellen kann. — Er ist namentlich einer der hervorragendsten Förderer und Factoren des Zustandekommens des Strafgesetzbuches gewesen; er hat die bürgerliche Processordnung durch

eine Novelle verbessert; er hat ein ganz neues Executions-Gesetz anfertigen lassen; die auf das bürgerliche Gesetzbuch bezüglichen Vorschläge, so wie auch der Entwurf der neuen Gerichtsordnung hinsichtlich bürgerlicher, wie crimineller Angelegenheiten, sind unter ihm zum grossen Teile fertig geworden. Dies sind insgesammt Elemente und Bestandteile eines Ganzen höherer Ordnung, welches auf diesem Wege seiner Vollendung nahegebracht wurde Alledem muss ich noch hinzufügen, dass es ein hervorragender Zug und ein leitender Grundsatz in der ministeriellen Wirksamkeit Paulers und insbesondere in seiner justizministeriellen Verwaltung gewesen ist, dass er die Unabhängigkeit des Richterstandes nach jeder Richtung und mit ganzer Entschiedenheit zu wahren strebte, zur Vertretung dieses grossen verfassungsrechtlichen Princips allezeit bereit stand, ja sich sogar das Wurzelfassen desselben in der Gesellschaft und im Gemeinbewusstsein als Ziel vorgesteckt hatte.

Dass er in seiner Stellung als Minister und Reichstagsabgeordneter, wie ehedem auf der Lehrkanzel, jetzt auf der parlamentarischen Rednerbühne auch seine glänzende rednerische Begabung zur Geltung bringen konnte, ist selbstverständlich. Pauler ist unstreitig einer Derjenigen, die im Laufe der letzten zwei-drei Jahrzehnte als die hervorragendsten Redner des ungarischen gesetzgebenden Körpers bekannt geworden sind. In alle Geheimnisse und Feinheiten der rhetorischen Kunst eingeweiht, und gestützt auf sein ungeheures Gedächtniss, welches ihn nie im Stiche liess und wie seine Lehrvorträge, so auch seine akademischen und Parlaments-Reden ganz frei zu halten befähigte, nicht minder auf seine gründliche und bis ins Einzelnste gehende Kenntniss des Gegenstandes der Debatte, gestaltete er seine Reden insgesammt zu rhetorischen Meisterstücken, welche jede Partei und jeder Einzelne mit Interesse und Genuss anhörte, welche sammt und sonders Formvollendung, reicher Inhalt, überzeugende Kraft und künstlerische Gruppirung der Beweisgründe charakterisirte, und welchen man, wie nur schon sehr wenigen rednerischen Leistungen der Gegenwart, die klassische Schule ansah.

Ich begnüge mich in dieser Hinsicht auf jene Reden hinzuweisen, welche er in seiner Eigenschaft als Referent zur Motivirung des Entwurfes des Strafcodex, zur Verteidigung des placetum regium, in der Frage des Immunitätsrechtes, wie nicht minder auf diejenigen, welche er in der Akademie oder als Programm- und Rechenschafts-Reden vor seinen Reichstagswählern hielt. Kurz, Paulers Reden gehörten zu jener Gattung von Reden, welche, ebenso vermöge ihres kernigen Inhalts, wie auch vermöge der sie durchströmenden Wärme, vermöge ihres gehobenen Pathos und ihres meisterhaft eingehaltenen numerus oratorius, von den jetzt in der Mode befindlichen, auf Witzeleien und frappante Einwürfe mehr Gewicht legenden, kühleren und farbloseren Reden ganz abweichen, aber dessenungeachtet niemals aufhören, einen gewissen unwiderstehlichen Zauber auszuüben, an die Gross-

meister der «ars oratoria» zu erinnern, und die Redekunst als eine der schönsten und erhabensten Manifestationen des menschlichen Geistes erscheinen zu lassen.

Und, in der Tat, dieser rednerischen Methode, bei welcher, wie richtig bemerkt worden ist, Paulers Reden hinsichtlich der Beweisführung und Wirkung den Eindruck machten, als ob Nagel nach Nagel eingeschlagen würde, und Satz für Satz davon Zeugniss gaben, wie sehr der Redner von der Wahrheit dessen was er spricht und verficht durchdrungen sei: sind in erster Linie Paulers parlamentarische Erfolge zuzuschreiben, welche den charakteristischen Zug haben, dass er, so oft er angegriffen oder seine Verkleinerung beabsichtigt wurde, jedesmal desto erstarkter aus dem Streite hervorging und in den Augen sowohl seiner Gegner, als auch seiner Anhänger desto höher emporwuchs!

Als Mensch und *als Charakter* ist Pauler in vieler Hinsicht eine ausserordentliche Individualität. Denn selten sind die den Menschen zierenden und auszeichnenden Eigenschaften in einem Menschen in solchem Maasse und in so glücklicher Harmonie vorhanden gewesen, wie in ihm, der auch in dieser Hinsicht ein wahres, nachahmenswertes, wiewohl kaum erreichbares Vorbild genannt werden darf.

Paulers Individualität stand und steht vor uns Allen, die wir mit ihm in Berührung kamen, so da, als ob wir einen der Stoaweisen der antiken Welt, den jedoch der veredelnde milde Geist des Christentum s durchdringt unter uns hätten wandeln sehen. Daraus erklärt sich bei ihm jenes abgemessene Gleichgewicht, jene Harmonie *zwischen Herz und Geist,* von welcher schon Plato gesagt hat, dass sie vom Schicksal nur den seltensten und edelsten Sterblichen als Anteil verliehen wird; daraus jene ausserordentliche *Selbstbeherrschung,* welche einen seiner hervorragendsten Charakterzüge bildete und ihn unter keinerlei Wechselfällen des Lebens verliess, mit Seneca zu reden: «vultus semper idem, frons semper eadem»; daraus jene Gemütsheiterkeit, Leidenschaftslosigkeit, tiefe Religiosität und philosophische Ergebung in Alles, was das Schicksal an Freud oder Leid über uns verhängt; daraus jene mit Selbstverleugnung gepaarte *Pflichterfüllung,* zu deren grössten Musterbildern er gehörte, gleich als ob wir Kants kategorischen Imperativ in menschlicher Gestalt vor unseren Augen gesehen hätten; daraus jene bewundernswerte *Selbstmässigung,* welche er unter allen Umständen und in den schweren Tagen der auch ihm zu Teil gewordenen Prüfung bewies; daraus jener milde Ernst, jene Güte, Duldsamkeit und Billigkeit, welche er in jeder Richtung, gegen oben wie gegen unten, Freunden und Feinden gegenüber in gleichem Maasse zeigte und übte; daraus die mit allen diesen Eigenschaften verbundene Bescheidenheit und Einfachheit, diese wahrhafte *Sophrosyne,* welche zu den typischen Kennzeichen der menschlichen Charaktergrösse gehört und in unseren Tagen leider immer seltener wird; daraus

jener Zauber und jene Anziehungskraft, die er auf alle übte, die ihm näher traten; daraus jene warme Sympathie und Verehrung, die wir alle gegen ihn liegten, ob wir nun seine Schüler oder Collegen, seine Freunde oder Feinde gewesen sein mögen; jene Sympathie und Verehrung, von welcher einen der schönsten, wahrhaft denkwürdigen, den Auszeichnenden wie dem Ausgezeichneten gleichmässig zur Ehre gereichenden Beweise jene in unserem Parlament vorgefallene Scene bildete, als dem zur Verhandlung seines Budgets körperlich gebrochenen, aber geistig noch immer in voller Kraft und zum Kampfe gerüstet erschienenen Justizminister gegenüber die sämmtlichen zum Sprechen vorgemerkten Mitglieder der Opposition auf das Wort verzichteten und den kranken Minister edelmütig mit den Aufregungen der Discussion verschonten; — so dass wir, Alles zusammenfassend, auch von Pauler sagen können, was Goethe von einem seiner Zeitgenossen sagte: »er war ein Mensch erster Ordnung; eine der bevorzugten Naturen, die die Blicke der Welt an sich fesseln und ihre Nebenmenschen unwiderstehlich anziehen«; dass wir von ihm sagen können, was um seinen Katafalk so Viele sagten: »einen solchen Mann gibt es kaum mehr in Ungarn.«

Die Paulers ganzes Wesen durchwehende, gleichsam das Dogma seiner Lebens- und Weltanschauung bildende, seine Ueberzeugung, sowie seine gesammte Tätigkeit leitende Idee, war die Idee der *Wahrheit und Rechtlichkeit.* Sowie im System des grössten Weisen des Altertums, Plato's, bildet auch in Paulers Weltauffassung die Gerechtigkeit die Achse und den Angelpunkt der menschlichen und socialen Ordnung; er ist demnach ein Gegner jeder utilitaristischen, und noch mehr jeder materialistischen Tendenz; sein Wahlspruch ist Cicero's Wort: »omnia sunt incerta, cum a jure discessum est«; er lehrte und übte die Philosophie des Rechts und stand bis zu seinem letzten Atemzuge im treuen Dienste der Wahrheit; er ist mit Leib und Seele Jurist im edelsten Sinne, und so, dass er in erster Linie Alles aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Gerechtigkeit betrachtet, erwägt, beurteilt, jedoch ohne in ein Uebermaass zu verfallen oder über Gebühr streng zu werden, und stets auf die Einflüsterungen seines guten Herzens, auf die Forderungen der Menschlichkeit und auf die Stimme der Billigkeit hörend.

So, das heisst in der Zusammenfassung *aller* seinen Charakter bildenden Eigenschaften, werden wir im Stande sein, diese auch psychologisch ausserordentlich interessante Individualität, die für den Fernstehenden oft ein psychologisches Rätsel, für den Nahestehenden stets ein offenes Buch gewesen ist, zu verstehen; insbesondere das zu verstehen, wie er im Stande gewesen ist, in seiner Lebensanschauung und in seinen Lehren ebenso wie in seiner practischen Wirksamkeit die Gegensätze des Conservatismus und des Liberalismus, der eifrigen Religiosität und der rationalistischen Freisinnigkeit, der philosophischen und der historischen Rechtsauffassung, des

Nationalismus und des Cosmopolitismus miteinander auszugleichen und zu versöhnen; das zu verstehen, wie dieser von Natur sanfte, weiche und versöhnliche Mann bisweilen auch stahlhart sein und unberechtigten Ansprüchen so widerstehen konnte, als ob er aus Granit gewesen wäre!

* * *

Und hiemit habe ich vom Verewigten soviel gesagt, wieviel ich mit der Wärme und aus der Inspiration meines Herzens, nach der vollen Ueberzeugung meiner Seele, und den Anforderungen der Gerechtigkeit Genüge leistend, von einem der treuesten und hervorragendsten Sohne des Vaterlandes zu sagen vermochte! Die Leere, welche Pauler mit seinem Dahinscheiden zurückgelassen hat, wird, seiner ganzen Individualität und der ganzen Vielseitigkeit dieser Individualität nach gemessen, nicht leicht ausgefüllt werden können; dem geistigen Capitalstamm der Nation ist durch Paulers Tod ein bedeutender Abbruch getan worden; und nur die vereinte Mühe und Kraftanspannung vieler unserer Vortrefflichen wird im Stande sein, diesen vom Vaterlande erlittenen Verlust zu ersetzen; den Verlust, dessen Gefühl sich bei Paulers Hinscheiden in solcher Allgemeinheit, wie nur sehr selten, kundgab, und selbst den ruhmvollen Träger der Krone des heiligen Stephan, unseren König, der in ihm einen seiner treuesten und würdigsten Ratgeber betrauerte, an die Bahre des grossen Todten führte!

Die Geschichte wird, wie über jeden hervorragenden Mann, der zur Lösung grosser Aufgaben berufen gewesen ist und auf den Gang der Dinge Einfluss geübt hat, auch über Pauler ein endgiltiges Urteil sprechen; aber dieses Urteil wird, meiner Ueberzeugung nach, kaum ein anderes, als ein höchst anerkennendes sein können, ebenso wie dasjenige der gegenwärtigen Generation, seiner Zeitgenossen, welche die Laufbahn des Dahingeschiedenen aus unmittelbarer Nähe betrachtet, das Erlöschen dieses glänzenden Gestirns beweint haben, und sein Angedenken tief in ihren Herzen eingegraben treu bewahren werden. Unter allen Umständen aber wird Pauler in alle Ewigkeit einer derjenigen bleiben, von denen der Mensch und der Patriot mit Freude und Beruhigung mit unserem grossen Dichter sagen kann:

»Auch das ist Pfand für unser ewig Leben,
Dass unter uns dergleichen Geister sind!»

Julius Kautz.

IV. Die Ernährung Ungarns.

Die menschliche Gesellschaft nährt sich nicht mehr von den Früchten des Paradieses, wie sich, nach der biblischen Sage, das erste Menschenpaar genährt hat. Aber auch die Buschmänner und die Indianerstämme jenseits des Oceans leben nicht mehr blos von den Früchten der Wildniss und dem Ertrage ihrer Jagd. Die Beschaffung der Nahrung, deren Consum ihnen kaum auch einen Genuss gewährt, vielmehr nur ein Bedürfniss befriedigt, ist auch bei ihnen mit Sorge, Arbeit, Mühe verbunden. Umsomehr ist dies in den civilisirten Staaten der Fall, wo die Natur nichts umsonst bietet, und wo Hunderttausende und Millionen nur deshalb von Früh bis Abends in geisttödtender Arbeit sich beugen, um die Ansprüche des fordernden Magens zu befriedigen und, aus der Nahrung neue Kraft schöpfend, von Neuem dem Erwerbe oder der Beschaffung des Lebensunterhaltes obzuliegen.

Allerdings ist nicht alle Arbeit und aller Erwerb auf die Beschaffung der Nahrung gerichtet. Die «obersten Zehntausend» der Gesellschaft, die wir hier kühn mit Hunderttausenden multipliciren können, verschaffen sich mit ihrer Arbeit und ihrem aus der Arbeit der vergangenen Jahrhunderte erwachsenen Capital auch andere Genüsse. Wenn uns das Leben nichts Anderes zu bieten vermöchte, als ewige Arbeit und Mühe, blos um leben zu können; wenn die ärmeren Classen nicht mit Recht und Hoffnung sagen dürften, dass ihre Bemühungen ihnen mit der Zeit auch einigen Comfort und Wohlstand verschaffen werden — dann würde es sich wahrhaftig kaum verlohnen zu leben.

Doch es ist bewiesen — und zwar hat einer der hervorragendsten Statistiker der Gegenwart, Dr. Engel, es durch gründliche wissenschaftliche Forschungen bewiesen — dass, je geringer das jährliche Einkommen einer Haushaltung, und zusammengenommen, einer socialen Classe ist, eine desto grössere Quote desselben durch die Kosten des blossen Lebensunterhalts oder die Ernährung aufgezehrt wird. Da aber die ein geringes Einkommen geniessende Volksclasse die grosse Mehrheit der Bevölkerung jedes Landes bildet, ergiebt sich auch hieraus, welch wichtigen Factor bei einem Volke die Ernährung bildet und wie interessant auch schon der blosse Versuch sein muss, die Grösse derselben zu erforschen.

Der Magen ist schon im Leben der einzelnen Familie ein grosser Moloch; ein wieviel grösserer bei einer Nation, ein wie grosser bei der ganzen Menschheit! Hier figuriren Riesenquantitäten verschiedener Lebensmittel und Riesenziffern drücken ihren Wert in Geld aus!

Ich befasse mich hier nicht mit der Frage des Consums der ganzen Menschheit. Und doch haben sich wunderbarerweise die in dieser Richtung

von zahlreichen Gelehrten angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen weit mehr auf den ganzen Erdball, wenigstens auf ganze Erdteile erstreckt, als auf die Feststellung des Lebensmittelconsums einzelner Staaten und Nationen. Nach jener primitiven Formel, nach welcher man bisher den Consum festzustellen bemüht war, war dies auch kaum anders möglich. Diese Formel lautete: Production + Import — Export = Consum. Da jedoch die Forscher dies in Betreff der einzelnen Länder nicht genau feststellen konnten, waren sie immer mehr auf die Vergleichung der Handelsverkehrs-Daten angewiesen, und damit wurde auch ihr Forschungsgebiet immer mehr entwickelt und über die Grenzen des eigenen Landes ausgedehnt.

Diese Tendenz zeigt das wertvolle Werk Maurice Block's *Statistique de la France comparée avec les divers pais de l'Europe* in seinem Capitel vom Consum, dessen Ziffern die meisten späteren Autoren citiren; derselben begegnen wir in dem gehaltvollen Werke *Food Products and their International Distribution* des Engländers Stefen Bourne; von derselben kann sich der Amerikaner Edward Young in den ungemein reichhaltigen Bänden seines Werkes *Labor in Europe and America* nicht freimachen; der Oesterreicher Neumann-Spallart war in seinem mit Recht berühmten Werke *Uebersichten der Weltwirtschaft* ebenfalls genötigt, sich auf diese Basis zu stellen; nur der einzige Simler ist in seinem Werke *Versuch einer Ernährungsbilanz der Schweiz* bestrebt, sich auf einen neueren, naturwissenschaftlichen Standpunkt zu erheben; doch wiewohl er die Nahrungsartikel nach ihrem inneren Nährwerte berechnet, vermag auch er sich dem Banne der Formel: Production + Einfuhr — Ausfuhr = Consum nicht ganz zu entziehen.

Doch es ist nicht meine Aufgabe, hier die ganze diesen Gegenstand betreffende Literatur — deren beste Producte ich übrigens bereits erwähnt habe — zu schildern. Ich will, wiewohl ebenfalls nur in grossen Zügen, das Verfahren schildern, welches ich befolgt habe, um den *Lebensmittelconsum Ungarns* feststellen und einige interessantere Daten desselben vorführen zu können. Ueber das gesammte wissenschaftliche Detail werde ich in jenem Werke Rechenschaft geben, dessen Text demnächst, durch Tafeln, Karten und graphische Darstellungen erläutert, der Kritik des In- und Auslandes unterbreitet werden soll.

Da wir Ungarns Erträgniss an den die Basis der Ernährung bildenden landwirtschaftlichen Producten kennen; da wir den ziffermässigen Ausweis des Nutztierbestandes des Landes besitzen; da wir endlich mit Hilfe der sich stetig entwickelnden Waarenverkehrsstatistik des Landes auch die Ein- und Ausfuhr dieser Artikel feststellen können, vermögen wir mittelst vergleichender Betrachtung unbedingt mindestens zu solchen Ergebnissen zu gelangen, wie sie auch im Auslande bis jetzt nur einige hervorragende Statistiker aufzuweisen im Stande waren.

Doch wenn ich dies auch thue, was gewinnen wir damit? Wir erhalten gewisse Durchschnittsziffern, welche factisch nirgends bestehen, weil sie höchstens das gleichmässige durchschnittliche Nahrungsquantum der gesammten Bevölkerung des Landes darstellen würden, während es bekannt ist, — um nur einige Beispiele anzuführen — dass das Landvolk in gewissen Gegenden Ungarns Weizenbrot, in anderen Roggenbrot isst, in einem grossen Teile des Landes Kukurutz-Kuchen seine Hauptnahrung bildet, in noch anderen Gegenden es sich mit Gersten- und Haferbrot fristet; dass in wohlhabenderen Gegenden ein starker Fleischconsum stattfindet, anderwärts der Speck eine Hauptrolle spielt, in einzelnen Gegenden das Schaffleisch, an den meisten Orten einen gewissen Abschnitt des Jahres hindurch das Schweinefleisch einen starken Nahrungsbeitrag liefert, welchem wieder in anderen Gegenden ein massenhafterer Consum von Milchproducten (Butter, Käse, Brinse), in vielen Comitaten die Kartoffelnahrung entspricht.

Diese doch schwer ins Gewicht fallenden Unterschiede gibt keinerlei das ganze Land umfassende Combination an.

Um zum Ziel zu gelangen, müssen wir die Ernährung des Landes von Grund aus an Ort und Stelle studiren, und wiewohl wir Durchschnittsziffern nirgends ausweichen können, wenn von einer sich auf das ganze Land erstreckenden, wiewohl speciellen Statistik die Rede ist, ist es doch ein grosser Unterschied, auf welcher Basis die Durchschnittszahlen berechnet werden.

Seit dem Fortschritt der Naturwissenschaften beschäftigten sich zahlreiche wissenschaftliche Forschungen mit der *Diätetik* und der rationellen Ernährung des Menschen. Genaue chemische Experimente stellten nicht nur hinreichend verlässlich fest, wieviel Wasser, Eiweiss- und Protein-Stoffe, Fett, Kohlenhydrate, Salze u. s. w. in den einzelnen Nahrungsmitteln enthalten sind, sondern auch, wieviel von alldiesen Stoffen, also von der gesammten Nahrung, zur Unterhaltung des Wachstums des unentwickelten kindlichen Körpers und zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit des erwachsenen Menschen nötig sei.

Ich war überzeugt, dass — wenn ich in entgegengesetzter Richtung der bisher befolgten Methode vorgehe und das Studium der Ernährung mit dem *Individuum* beginne — es mir mit Hilfe der heutigen Chemie und Physiologie gelingen wird festzustellen, wieviel der Einzelne und so die Gesammtheit der Einzelnen von den verschiedenen Nährstoffen consumirt, sobald ich nur weiss: *womit sie sich nähren.*

Ich musste also aus den einzelnen Gegenden des Landes, und zwar aus je enger begrenzten und je zahlreicheren Gegenden, Auskunft darüber erhalten, wie und womit die Bevölkerung sich nährt.

Die Vornahme einer solchen Detailaufnahme im ganzen Lande würde so kostspielig gewesen sein, dass ich daran nicht denken konnte. Das Sammeln ziffermässiger Daten würde den Versuch schon a priori als unverläss-

lich gebrandmarkt haben. Aber damals war gerade die Cataster-Rectification im Zuge und die 63 Comitate des Landes waren innerhalb 12 Catasterdistricten in 248 Catasterbezirke eingeteilt, (welche vom Standpunkte dieser Statistik wieder in 733 Unterbezirke zerfielen) die je eine unterrichtete Persönlichkeit als Schätzcommissär zugeteilt erhielten, welcher die Aufgabe hatte, die gesammten wirtschaftlichen und materiellen Verhältnisse des Volkes auf das Eingehendste kennen zu lernen. Mich bedünkte, dass Derjenige, der in einem nur aus wenigen Gemeinden bestehenden Catasterbezirke nicht allein die Culturzweige, den Fruchtwechsel kennt, sondern, um die Culturkosten berechnen zu können, auch die Fütterung der Haustiere studiren muss, mit einigem Eifer auch erfahren könne, wie und womit sich das Volk in seinem Bezirke in den verschiedenen Jahreszeiten ernährt.

Der damalige ungarische Finanzminister, Graf Julius Szapáry, gab auf meine Bitte seine Zustimmung dazu, dass die bestellten Catasterorgane auf einem zu diesem Zwecke an sie gerichteten Fragebogen die gewünschten Antworten erteilen sollen. Die Hauptfrage war: womit nährt sich die Bevölkerung? Es musste angegeben werden: welcherlei Brot sie isst und was neben dem Brote täglich und das ganze Jahr hindurch ihre Hauptnahrung sei? ob sie täglich gekochte Speise und Fleisch isst, oder wievielmal wöchentlich sie das eine oder das andere thut? ob die Bevölkerung sich überhaupt gut oder mangelhaft nährt? wie sie zur Zeit der auswärtigen Arbeit im Sommer, wie sie im Winter, wie sie an Sonn- und Feiertagen lebt? Endlich musste die ganze Lebensweise einiger jener Familien detaillirt werden, nach deren Art die Mehrheit der Bevölkerung lebt, und zwar (ohne Rücksicht auf die Quantität) was sie zum Frühstück, Mittag- oder Abendmahl geniessen, ob sie mehrmal oder blos zweimal täglich essen und was?

Wie aus dem geschilderten Fragebogen ersichtlich, haben wir nirgends Zahlen gefordert, von deren Unverlässlichkeit ich im Vorhinein überzeugt war.

Wie wir nun aus den allgemein scheinenden Fragen doch zu positiven, und was die Hauptsache ist, verlässlichen Zahlen gelangten und wie diese Verlässlichkeit a posteriori bewiesen werden konnte, kann ich nur klar machen, wenn ich die ganze Weise des Vorgehens, ich könnte sagen die *wissenschaftliche Grundlage* des Vorgehens kurz darlege.

Wie schon erwähnt, glaubte ich mit Hilfe der heutigen Chemie und Physiologie, namentlich in ihrer Anwendung auf die Diätetik, das in meiner Arbeit mich zum Ziele führende Mittel finden zu können. Mit dem Studium der einschlägigen Fachliteratur wurde der Rechnungsrat im statistischen Bureau, Eduard von Párniczky betraut, welcher sich dieser Aufgabe mit lobenswertem Eifer entledigte. Seine Tätigkeit wurde bedeutend durch die nützliche Wirksamkeit der *Ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft* gefördert, welche nicht blos ausgewählte Stücke aus den populären Werken

Humboldt's, Kirchhoff's, Liebig's, Virchow's und anderer namhafter Gelehrten in ihren *Naturwissenschaftlichen Abhandlungen,* sondern auch ganze hiehergehörige Werke wie z. B. *Die Nahrungsmittel* von Edward Smith, die *Populäre Gesundheitslehre* von Friedrich Erisman, die *Elementare Physiologie* von F. H. Huxley u. s. w. in ungarischer Bearbeitung veröffentlichte. Natürlich musste ich auch die Literatur der grösseren Nationen des Auslandes, von welcher ich bereits Eingangs eine Auswahl angeführt habe, durchstudiren. Indem ich alles dies zusammenfasste, stand mir, kann ich sagen, ein hinreichendes Material zu Gebote, welches wohl im Stande war, die Richtung meines Vorgehens zu bestimmen und die Richtigkeit desselben nachzuweisen.

Dass ich mich nicht auf falschem Wege befand, dass ich in meinen Forschungen die rechte Richtung getroffen habe, bewiesen mir am meisten die teilweise verwandten Forschungen Engel's, eines der Grossmeister der Statistik. Er macht in seinem im vorigen Jahre in Wien gehaltenen hochinteressanten Vortrage *Messung des Volkswohlstandes* eine Abschweifung auf die Untersuchungen des Engländers Eaton, des Franzosen Leplait und des Belgiers Ducpetiaux, und wiewohl er vornehmlich die Vermögens- und Wohlstands-Stufen zum Gegenstande seines Studiums macht, steckt er sich doch als Hauptaufgabe die Bestimmung des Consums vor, in welchem, wie wir wissen, vornehmlich bei den ärmeren Classen, also bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, die *Nahrung* den ersten Platz einnimmt. Er erwähnt ebenfalls die einzelnen Kostsätze und gelangt, wiewohl er sich hinsichtlich derselben nicht auf die von mir citirten Autoritäten, sondern auf die Forschungen und Versuche des Münchener Professors Voit bezieht, zu ähnlichen Ergebnissen wie die meinigen. — Ja insofern Meinert's zweibändiges Werk *Armee und Volksernährung* sich als *Ein Versuch, Professor* C. von Voits *Ernährungstheorie für die Praxis zu verwerten* giebt, stimmen wir selbst hinsichtlich der theoretischen Quellen überein. Auch nach seiner Ansicht müssen in der nötigen Tagesnahrung 118 Gr. Eiweiss, 50 Gr. Fett, 500 Gr. Kohlenhydrat und etwa 30 Gr. Salz enthalten sein. Auch er braucht zahlreiche Speisemaass-Tabellen. Auch er forscht nach der Kost des freien Menschen und des Kindes, der in Instituten und Strafanstalten sowie der in Militär-Verpflegung befindlichen Individuen, und wiewohl die Richtung seiner weiteren Studien — wie ich erwähnte — anderswohin gravitirt, konnte ich die verwandte Forschung bei ihm und mir zu meiner grossen Befriedigung gewahren, und ich bin stolz darauf, dass ich mit dem hochgelehrten Manne auf diesem Gebiete zusammentreffen konnte.

Die Wissenschaft hat demnach reichlich vorgearbeitet, dass wir bei der Erforschung der Volksernährung auf sicherem Wege wandeln können.

Ob wir Liebig's Autorität folgen, der zur Tagesnahrung eines Mannes vom Durchschnittsgewicht 130 Gr. *Eiweiss*gehalt notwendig erachtet; ob wir

uns auf König stützen, der in der Nahrung ausser Wasser auch Eiweiss (zwischen 118—150 Gr. variirend) nebst Fett und Kohlenhydrat erwähnt, und zahlreiche tatsächliche Beispiele aus der Militär-Ménage, aus Strafanstalten, aus Volksküchen u. s. w. anführt; ob wir Smith's Einteilung in stickstoffhältige und stickstofffreie Nahrungsmittel annehmen; oder ob wir Fleck's Theorie in Betreff der Verschiedenheit der Fleisch- und Fettnahrungsmittel huldigen: überall finden wir, dass das Fett und die Kohlenhydrate in den meisten Nahrungsmitteln, wenn auch in überaus verschiedener Mischung, vorhanden sind, dass aber schliesslich doch der *Eiweiss*gehalt und die Grösse desselben das hinsichtlich der Ernährung Entscheidende ist.

Wollten wir den Gehalt der Volksnahrung nach den Anforderungen eines jeden der verschiedenen wissenschaftlichen Systeme untersuchen, so würden wir wahrscheinlich nie zum Ziele gelangen. Sobald wir aber *die Qualität der Kost kennen, können wir auch ihre Quantität bestimmen,* indem wir als Tageskost für einen Mann, eine Frau oder ein Kind aus den angesagten verschiedenen Nahrungsmitteln Portionen rechnen, welche die wissenschaftlich festgestellten 118—150 Gr. Eiweiss enthalten. Nachträglich können wir dann gleichsam zur Probe zu berechnen versuchen, ob aus dem consumirten Nahrungsquantum auch die Fettstoffe und Kohlenhydrate in richtiger Proportion herauskommen?

Damit man sich überzeuge, ob aus den Originalberichten das, was zu wissen nötig ist, herausgelesen werden könne, teile ich probeweise einige Beispiele aus denselben mit.

Aus dem *Jászberényer* Schätzungsbezirk z. B. langte auf die Frage: ob sich die Bevölkerung gut nährt? folgende Antwort ein: «Die Bevölkerung ist wohlhabend und hat hinreichende Erwerbsquellen; da sie aber auch gut zu leben liebt, nährt sie sich auch im Allgemeinen gut und mit Abwechslung.» Dann mit Bezug auf die ausserhäusliche Arbeitszeit: «Da die Tanya-wirtschaft Sitte ist, essen sie auch den Sommer hindurch regelmässig gekochte Speisen. Das Frühstück ist für Männer Branntwein, Speck und Brot, für Weiber und Kinder frische Milch, zur Obstzeit für Alle Melonen. Zu Mittag wird in der Regel zweierlei gegessen und auch Wein getrunken. So leben auch die Dienstleute und Taglöhner, da sie in der Regel mit Kost gedungen werden. Gegen Abend wird ein Abendbrot eingenommen: im Frühling Brot und Speck, in der Erntezeit Schafkäse, später Melonen; Abends das Abendmahl: grünes Gemüse und wöchentlich zweimal in Wasser gekochte Mehlspeise (Käsenudeln).» Endlich bezüglich der Winterkost: «Wiewohl sie im Sommer vier, im Winter aber nur zwei Mahlzeiten halten, ist die Ernährung im Verhältniss zur Arbeit im Winter doch besser, da sie im Allgemeinen mehr Fleisch- und Specksachen geniessen, was sich teilweise auch daraus erklärt, dass in dieser Zeit die Verlobungen, Hochzeiten,

Spinnstuben, Sautänze gehalten zu werden pflegen, und dass die ungarische Gastfreundlichkeit für eine möglichst reichliche Bewirtung der Gäste zu sorgen liebt.»

Ein Widerspiel zu diesem Berichte kam z. B. aus dem *Nagy-Röczer* Bezirk: «Die Bevölkerung der Gruppe bildet den ärmsten Teil des Gömörer Comitats, wo das Elend fast permanent ist. Sie geniesst den Sommer hindurch, besonders zur Zeit der ausserhäuslichen Arbeit, zum Frühstück nebst Haferbrot eine eingebrannte Graupensuppe, zu Mittag, aber nicht immer, Kartoffeln mit Salz, oder ein grünes Gemüse, etwa Essigsalat oder Erbsen, in Ermangelung dessen Brot mit Branntwein, Abends in der Regel wieder ein Gemüse in Suppenform. Fleisch kommt sehr selten auf ihren Tisch und keinesfalls bevor die Männer von der Ernte im Alföld (Tiefland) heimgekehrt sind. Zur Heu- und Erntezeit wird das reservirte Schweinefleisch verzehrt, welches im Rauch beinahe gedörrt ist. Den Winter über lebt das Volk fast ausschliesslich von gebratenen Erdäpfeln mit Salz; daneben geniesst es an Sonn- und Feiertagen Kraut mit Schweinefleisch. Ausserdem kocht und isst es abwechselnd, mehr oder weniger geschmalzen, Hirsebrei, Maisbrei, in geringerem Maasse Erbsen und Fisolen, immer in Suppenform. Die Eier werden in den Städten verkauft.» Interessant ist die Bemerkung des Berichterstatters, dass «die Bevölkerung fast ausschliesslich evangelisch ist. aber — zufolge der grossen Not — drei Viertel des Jahres mit Fasten verbringt.»

Ueberhaupt machen die Berichterstatter viele interessante Bemerkungen auch über die socialen Verhältnisse des Volkes besonders in ärmeren Gegenden. Aus dem *Déraer* Schätzungsbezirk wird z. B. berichtet: «Die Bevölkerung ist griechisch unirter und nicht unirter Religion und fastet das halbe Jahr hindurch und bereitet seine Speisen mit Kürbissamenöl, da aber die Frauen vom Kochen absolut nichts verstehen und selbst bei vorhandenem rohen Nahrungsmaterial keine einzige schmackhafte Speise herzustellen im Stande sind, leben sie während der Fastenzeiten noch schlechter .... Fleischspeise, besonders mit Rindfleisch bereitete Speisen essen sie nur an den grossen Festen und fastenfreien Tagen .... überhaupt lebt das Volk ohne Berechnung, führt den grösseren Teil seiner Getreideernte zu Markte, zahlt mit einem Teile des Erlöses etwas von den Staatslasten ab und vertrinkt den grössten Teil in schlechtem Maschinenbranntwein.» ...

Manche Berichterstatter unterscheiden auch die verschiedenen Classen der Gesellschaft nach ihrer Lebensweise. So schreibt der Schätzungscommissär aus *Felső-Vissó* im Szatmárer Comitate: «Die allerlei Handel treibenden Juden bilden den sechsten Teil der Bevölkerung. Diese nähren sich bei ihrer leichten Lebensweise gut. Sie essen regelmässig Fleisch, Roggen- und Weizenbrot, ausserdem werden die Gänse, Truthühner und anderes Geflügel von ihnen aufgekauft und consumirt. Die dort lebenden. aber ungarisch

redenden Deutschen sind gebildeter und sparsamer, weshalb sie sich bei ihrem Erwerb auch gut nähren.»

Das auf den im ganzen Lande — man kann sagen — gewissenhaft ausgefüllten Fragebogen vorliegende Material wurde nach mehreren Gesichtspunkten geschieden, geordnet, zusammengestellt, wobei sich der Ministerialsecretär Julius Lajos nebst einigen «anonymen Helden» besondere Verdienste erwarb. Erstens wurde die Ernährung nach der Verschiedenheit der Jahreszeit auf acht Sommermonate mit 200 Tagen, vier Wintermonate mit 100 Tagen und auf 65 Sonn- und Festtage berechnet. Sodann wurde der männliche und der weibliche Teil der Bevölkerung und die Kinder unter zwölf Jahren in drei besondere Gruppen getrennt, die Kinder unter *einem* Jahre aber als grösstenteils Muttermilch geniessend aus der Rechnung gelassen.

Von den in der Volksernährung eine Rolle spielenden Nahrungsmitteln wurden 50 als Grundlage angenommen und der in 100 Gr. jedes Nahrungsmittels vorhandene *Eiweissgehalt* berechnet. Diese Nahrungsmittel sind aus dem *Tierreich:* Rind-, Schwein-, Schaf- und Kalbfleisch, Geflügel, Fisch, Wild, Würste, Speck, Schmalz, Butter, Milch, Topfen und Käse und Eier; aus dem *Pflanzenreich:* Brot und Mehlspeisen aus Weizen-, Halbfrucht-, Roggen-, Gersten-, Hafer- und Maismehl, Graupen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Grünzeug und Gemüse und gesäuerte Nahrungsmittel. Ausserdem wurden als *Genussmittel:* Salz und anderes Gewürze, Colonialwaaren, Kaffee, Thee u. s. w. und als *geistige Getränke:* Wein, Bier und Branntwein in Rechnung gezogen. In dem einleitenden Text meines Werkes sind bei jedem Nahrungsmittel *der* oder *die Fachschriftsteller* namhaft gemacht, nach deren Angaben der Eiweissgehalt berechnet wurde.

Dann wurde mit steter Voraugenhaltung des in den einzelnen Nährmitteln vorhandenen Eiweissgehaltes, aber auch mit Berücksichtigung anderer in den Ernährungsberichten erwähnter Gesichtspunkte, die Quantität der *beim einmaligen Kochen figurirenden Nahrungsmittel* in Grammen bestimmt. Dies erforderte dann unmittelbare Nachforschung, sozusagen, in den Küchen der einzelnen Gesellschaftsclassen, wobei selbst die Kochkunstverständigkeit der Frauen nicht unberücksichtigt blieb. Sodann wurden die Daten über die Verköstigung der Armee und der Landwehr, der Straf- und Waisenhäuser, der Erziehungs- und Pflege-Anstalten, der Mannschaft der Schifffahrtsgesellschaften und der Arbeiterclasse der Fabriksunternehmungen gesammelt, und so die einzelnen *Kostportionen* festgestellt, je nachdem in irgend einer Gegend die betreffende Volksclasse täglich oder wöchentlich nur einmal oder zweimal Fleisch, Weizen- oder Roggenbrot, Mehlspeise oder Gemüse u. s. w. u. s. w. geniesst.

Und damit bin ich zur Darstellung des factischen Ergebnisses gelangt.

Ich erwähne hier nur, dass sich meine Forschungen nicht auf

die 16·5-Millionen-Bevölkerung des ganzen ungarischen Reiches, sondern blos auf die Ernährung der im ungarischen Mutterlande, also auf einem Areal von 279.749·68 □ Kilometer wohnenden und, mit Hinweglassung der Kinder unter einem Jahre, 13·264 Millionen Seelen zählenden Bevölkerung erstrecken. Dass Schlussergebniss ist, dass diese Bevölkerung blos von den eiweisshältigen und lebenerhaltenden, um so zu sagen *rohen Nahrungs*-Artikeln jährlich 76·26 Millionen Metercentner consumirt, wovon kopfweise jährlich durchschnittlich

auf einen Mann	... ...	726·92 Kilogramm
« eine Frau	... ...	546·90 «
« ein Kind	... ...	414·53 «

auf den Durchschnittsmenschen aber 574·90 Kilogramm entfallen.

Der bei jedem einzelnen Nahrungsmittel besonders berechnete *Eiweissgehalt* dieses Jahresconsums beträgt:

bei Männern	... ...	46,803·18 Gramm
« Frauen	... ...	33,983·87 «
« Kindern	... ...	23,364·35 «

Da nun das nach der Ansicht der obenangeführten Fachautoritäten zur täglichen Nahrung erforderliche *Eiweissquantum*

bei Männern	118—150 Gr.,	im Jahre	= 47,500 Gr.
« Frauen	100—105 «	« «	= 38,300 «
« Kindern	60—70 «	« «	= 25,500 «

durchschnittlich ... ... 93—102 Gr., im Jahre = 37,100 Gr., beträgt, so ist ersichtlich, dass unsere Berechnung der von den Fachmännern festgestellten Basis nahekommt, und bei allen drei Kategorien der Bevölkerung unter derselben bleibt, über dieselbe nirgends hinausgeht.

Dass diese *Durchschnittsernährung* je nach den Gegenden variirt, ist natürlich, und diese Details sind in meinem Werke innerhalb der Comitate bezirksweise ausgewiesen, doch komme ich auf dieselben auch hier noch in einigen Beispielen zurück.

Welch grosses Vertrauen ich übrigens in die von mir als Ausgangspunkt meines Vorgehens gewählte naturwissenschaftliche Basis auch setzte, musste ich doch Vergleichungen anstellen, um zu sehen, ob die als consumirt ausgewiesenen Quantitäten mit den factischen Verhältnissen auch übereinstimmen.

Deshalb liess ich die sämmtlichen consumirten Fleischquantitäten unter Annahme eines gewissen Durchschnittsgewichtes auf Viehstückzahlen überrechnen, und verglich dieselben, unter Berücksichtigung der durch die Waarenverkehrstatistik ausgewiesenen Ein- und Ausfuhr, mit unserem factischen Viehstande. Das Ergebniss erwies, dass wir 16·5% des vorhandenen

Rindvieh-Standes in Form von Fleisch consumiren, dass der «Stock» nirgends angegriffen ist, wiewohl manche Gegend an *Kälbern* mehr consumirt, als producirt, was vornehmlich in Gebieten, auf welchen grössere Städte liegen, der Fall ist. Beim bisherigen Consum an *Schweinefleisch*, *Schmalz* und *Speck*, bleibt in unserem Borstenviehstande eine ungefähr 2·5%-ige jährliche Zunahme; da sich jedoch in Folge des grossen europäischen Importes der überseeischen Länder in vielen Gegenden unseres Landes die *Schafzucht* nicht rentirt, verringern wir unseren Schafstand jährlich durch einen *Schaffleisch*-Consum, der ungefähr 40% des Schafstandes erreicht.

Ein ähnliches Verfahren befolgte ich bezüglich der als Basis der *Brot- und Mehlspeisekost* dienenden Getreidearten. Hier ergab sich, dass über die zur Menschennahrung verwendeten Quantitäten hinaus

an Weizen	10·58	Millionen Mtctr.
« Roggen	1·40	« «
« Gerste u. Hafer ...	10·36	« «
« Mais	14·95	« «

zu Viehzucht- und Industrie-Zwecken und für den Export erübrigen.

Dasselbe Vorgehen wiederholte sich mit Bezug auf *Kartoffeln*, *Obst*, *Hülsenfrüchte* und *Gemüse*.

Natürlich interessirte mich auch die Frage der *Kosten der Ernährung*, und so trachtete ich auch diese zu eruiren, da mich nur die Kenntniss derselben über die Richtigkeit meiner Daten beruhigen konnte.

Hier gelangte ich zu dem Ergebniss, dass die jährlichen Kosten bei der rohen Nahrung — nämlich ohne Genussartikel: Kaffee, Thee, Gewürz etc. und geistige Getränke — zusammen 932·26 Millionen Gulden, kopfweise aber

bei Männern	90·64	Gulden
« Frauen	68·05	«
« Kindern	46·90	«

beim Durchschnittsmenschen aber ... 70·36 Gulden jährlich betragen. Ob dies viel oder wenig ist, lässt sich im vorhinein schwer bestimmen.

Ich verglich also diese Kosten mit dem Minimalerwerb, nämlich mit dem Taglohn auf dem Lande in der rauhesten Jahreszeit, in den Monaten Jänner—Feber, wo er am billigsten ist, und ich kam zu dem Resultate, dass

	die täglichen Nahrungskosten	der minimale Taglohn	
bei Männern	24·0 Kreuzer	54·9 Kreuzer	
« Frauen	18·0 «	36·8 «	
« Kindern	12·8 «	25·0 «	betragen.

Es ist demnach klar, dass selbst bei dem ärmlichsten Erwerb — natürlich das Landvolk, wie in jedem Staate, als zahlreichste Volksclasse betrach-

tet — der Betreffende noch immer seinen Lebensunterhalt zu erwerben vermag und die einfache Ernährung ihm keine übermässige Last aufbürdet.

Indem ich auf Grund des Gesagten auch den Geldwert des Eiweissgehalts der einzelnen Nahrungsartikel berechnete, fand ich denselben im Durchschnitt ungefähr gleich 20 kr. per 100 Gr. Mit Hilfe dessen aber konnte wieder berechnet werden, welche Nahrungsgattungen für die consumirenden Classen vorteilhafter seien. Hier ergab sich dann, — um wieder nur einige Extreme zu erwähnen — dass die im Obst enthaltenen 100 Gr. Eiweiss 1 Gulden, dagegen die in Topfen und Käse enthaltenen blos 10 kr., die in den Hülsenfrüchten enthaltenen aber gar nur 4 kr. kosteten, da in 100 Gr. von jenem nur 0·5 Gr. Eiweiss, in 100 Gr. der beiden letzteren aber 33·14, beziehungsweise 23 Gr. enthalten sind.

Ich untersuchte sodann den Unterschied zwischen der Sommer-, Winter- und Festtags-Kost der Bevölkerung, und fand — um auf Einzelheiten nicht weiter einzugehen — dass, für den Durchschnittsmenschen die Kost einer Sommerwoche auf 1·26, die einer Winterwoche auf 1·29, die einer Festtagswoche — wiewohl wir diese nicht als continuirliche Festtagsfolge annehmen können — auf 1·47 fl. zu stehen kommen.

Wiewohl wir bei der Entrollung eines grossen statistischen Bildes Durchschnittsziffern nicht vermeiden können, konnte ich die bisher dargestellten doch nicht als für das ganze Land geltend betrachten. Ich musste für die *Stadtbevölkerung,* welche in ihrem grösseren Maasse sich doch anders nährt, als die Landbevölkerung, einen Unterschied statuiren.

Wir wissen insgesammt, wie schwer es ist zu bestimmen: was diese Stadtbevölkerung ist? In Ungarn sind wir damit im Reinen, dass wir nicht irgend eine Bevölkerungszahl als Basis nehmen können, da es bei uns, vornehmlich im Tiefland, viele 5—10,000 und mehr Einwohner zählende Gemeinden gibt, welche absolut keinen städtischen Charakter haben, während es dagegen im ungarischen Oberland und in Siebenbürgen zahlreiche Gemeinden von geringerer Bevölkerung mit rein städtischem Charakter giebt. Darum nahm ich lieber ein gewisses administratives Charakteristikum, das sich bis zur «Stadt mit geordnetem Magistrat» als Endpunkt erstreckt. In diese Kategorie fallen dann alle grösseren und kleineren Städte; dem in den Alfölder Städten lebenden zahlreichen, rein Landwirtschaft treibenden gemeinen Volk aber hält die auf dem Lande lebende zahlreiche wohlhabende und intelligente Volksclasse, welche wieder rein städtisch lebt, einigermassen das Gegengewicht.

So erhalten wir eine in 144 Gemeinden lebende Einwohnerschaft von 2.084,000 Seelen, welche 15·7% der gesammten in Frage stehenden Bevölkerung bildet. Diese städtische Bevölkerung aber consumirt schon am blossen Gewicht der verschiedenen Nahrungsmittel 16·2%, kopfweise um 17·49 Klg., und am Eiweissgehalt desselben kopfweise jährlich um 5000 Gr. mehr.

Die Städtebevölkerung verbraucht nämlich viel mehr von den edleren Nahrungsmitteln. Schon an Fleischartikeln consumirt sie kopfweise um 30 Kilogramm mehr, als der kopfweise Durchschnittsconsum. Dasselbe finden wir bei den Brotwaaren, wo vom feineren Weizen- und Roggenbrot auf die städtische, vom minderen Gersten-, Hafer- und Maisbrot auf die ländliche Bevölkerung ein grösserer Durchschnitt per Kopf entfällt.

Dies steigert natürlich auch die Kosten der Ernährung. Während nämlich auf je einen Kopf der Durchschnittsbevölkerung, wie wir oben sahen, 70·34 fl. als jährlicher Ernährungskostenbetrag entfallen, kommen auf je einen Kopf der städtischen Bevölkerung 94·07 fl. als solcher Betrag.

Bisher habe ich blos von den unentbehrlichen Lebensmitteln gesprochen. Ich musste aber auch die sogenannten *Genussmittel*: Salz und Gewürz, Kaffee, Thee, Colonialwaaren u. s. w., überdies die *geistigen* Getränke: Wein, Bier, Branntwein in Rechnung ziehen.

Der Gesammtconsum an diesen teils im Lande producirten (Salz, Zucker), teils importirten Genussmitteln beträgt 1·88 Millionen Mtzr. im Wert von 36·26 Millionen Gulden; der Gesammtconsum

von Wein	2·48	Millionen	Hektoliter	im	Wert	von	24·78	Mill.	Gulden,
» Branntwein	2·49	»	»	»	»	»	65·63	»	»
» Bier	0·45	»	»	»	»	»	7·88	»	»

Rechnen wir diese Summen zu den bereits angeführten Ernährungskosten von 932·26 Millionen Gulden hinzu, so kostet die gesammte Ernährung des Landes im Laufe eines Jahres 1066·81 Millionen Gulden.

Es wird interessant sein, die gesammte Ernährung nach einzelnen Hauptnahrungsmitteln und Landesteilen näher zu betrachten, da nur auf diese Weise ein annäherndes Bild des Ganzen gewonnen werden kann.

Der *Fleischconsum* (mit Einschluss der Wurstartikel) beträgt im Landesdurchschnitt per Kopf im Jahre 34·47 Kilogramm. Um diesen Durchschnitt herum bewegen sich aber die Extreme zwischen 8·25 und 71·55 Kilogramm. Unstreitig weist das von Magyaren bewohnte Gebiet den stärksten Fleischconsum auf. Trotzdem hat das Land nur 16 Comitate, deren Bevölkerung per Kopf über 40 Kilogramm consumirt. Oestlich von der Theiss und südlich von der Marosch ist der Fleischconsum gering; in den nördlichen Karpatengebieten (Comitat Árva, Liptau, u. s. w.) erreicht er sein Minimum.

Beinahe parallel mit dem Maass des Fleischconsums und beinahe auf denselben Gebieten zeigt sich ein starker oder schwacher Consum von *Speck und Fett*, wovon im Landesdurchschnitt auf je einen Kopf 21·90 Kilogramm entfallen. Die nördlichen Grenzcomitate stehen auch hier am dürftigsten da, indem die Comitate Árva, Liptau, Turócz, Marmaros kaum 7—10, dagegen die Comitate Pest, Csongrád, Jász-Nagykun, u. s. w. auch über 40 Kilogr. consumiren. In diese Kategorie fallen auch die reicheren Comitate jenseits

der Donau. Die von Ruthenen und Walachen bewohnten Gegenden weisen einen viel geringeren Fett- und Speckverbrauch auf.

Interessante Beobachtungen konnte man bezüglich des *Fischconsums* machen, welcher in den wasserreichen Gegenden viel grösser ist, als in den wasserarmen. Am stärksten beweisen dies die längs der Donau und Theiss und die um den Balaton und Fertösee herum liegenden Gebiete. Während nämlich die oberen Comitate, — in deren Bächen blos die einen Massenverbrauch nicht zulassende edle Forelle heimisch ist — kaum einen nennenswerten Fischconsum aufweisen, erreicht derselbe in den Uferbezirken der Donaucomitate 3—6 Kilogramm per Kopf und übersteigt im Donau-Drau-Winkel des Comitates Baranya sogar 8 Kilo per Kopf.

Wenn die auf die Erforschung der Ernährung des Landes verwendete vieljährige Arbeit auch nichts Anderes, als im Grossen *das* auswiese, welcherlei *Brot* in den verschiedenen Landesteilen die Hauptnahrung bildet, so wäre schon damit ein grosses Resultat gewonnen. Dieser Aufgabe aber hat unsere Arbeit in befriedigender Weise entsprochen. Die Zahlen ergeben nämlich, dass es ein Irrwahn gewesen zu glauben, dass unser Volk in überwiegender oder auch nur in hervorragender Proportion *Weizenbrot* geniesse. Der gesammte Weizenbrotconsum Ungarns beträgt 5·82 Millionen Mtzr., wogegen der Consum an Roggen- und Halbfrucht-Brot 6·5, an Gersten- und Haferbrot 2·3, an Maisbrot 4·3 Millionen Mtzr. erreicht. Im Grossen und Ganzen kann behauptet werden, dass vom gesammten Brotconsum ein schwaches Drittel (31·2%) auf das Weizenbrot, ein volles Drittel (34·1%), auf das Roggen- und Halbfrucht- und ein starkes Drittel (35·7%) auf das Gersten-, Hafer- und Maisbrot entfällt.

Was aber die locale Verteilung des Weizenbrotconsums anbelangt, müssen wir die Linie, welche die Donau vom Ueberschreiten der Landesgrenze an im Westen in ihrem Laufe gegen Osten beschreibt, vor ihrer bei Waitzen gemachten Wendung nach Süden, in Gedanken bis an die östliche Landesgrenze verlängern und nur die von dieser gedachten Linie südwärts liegende Gegend als in grösserem Maasse weizenbrotessende ansehen; aber auch diese zieht sich nicht besonders breit, sondern nur in einem verhältnissmässig schmalen Streifen längs der Theiss bis zur südlichen Donaugrenze.

Der jährliche Weizenbrotconsum macht durchschnittlich 43·91 Kilogr. per Kopf. Nur in den vier Comitaten Csanád, Csongrád, Jász-Nagykun-Szolnok und Békés variirt derselbe zwischen 70 und 100 Kilogramm per Kopf; darunter ist das eine Comitat Csanád, welches sozusagen lauter Weizenbrot isst. Dann gibt es Comitate, welche sich durchaus nicht schlecht nähren, aber indem sie Roggen- und Halbfrucht-Brot essen, Weizenbrot kaum consumiren, wie z. B. Moson und Esztergom, während in den ärmeren Comitaten, wie Marmaros, Trencsén, Sáros, kaum 2—3 Kilo Weizenbrot auf den Kopf entfallen.

In denjenigen Comitaten, welche einen geringen Consum an Weizen- und Roggenbrot aufweisen, ersetzt diesen Nahrungsartikel einesteils das *Gersten- und Hafer-*, anderenteils das *Mais-Brot.*

Von den kleinen Karpaten angefangen erstreckt sich der Consum des elenden Gersten und Haferbrotes am stärksten in nordöstlicher Richtung bis zur Grossen Fátra. Die Bevölkerung des Comitates Árva consumirt per Kopf jährlich 142·06, die von Trencsén jährlich 108·71 Kilogramm desselben; aber auch die Comitate Sáros und Szepes erreichen nahezu 80 Kilo, Turócz und Nyitra stehen über 60 Kilo.

Die gegensätzlichste Ergänzung der bisher genannten Brotconsumgebiete bildet die Gegend des *Maisbrot*-Consums. Im Norden bis zur factischen Donaugrenze bei Waitzen und von hier aufwärts am rechten Theissufer zeigt sich sozusagen nicht eine Spur des Maisbrotes. Dagegen tritt es östlich von der Theiss, gegen Süden bis zur Landesgrenze immer dichter auf. Unten bildet das Comitat Temes die Grenze, indem sein Brotconsum zur Hälfte aus Weizen, zur Hälfte aus Mais bereitet wird; aber schon das angrenzende Comitat Krassó-Szörény consumirt jährlich per Kopf 117·67 Kilogramm Maisbrot, Szolnok-Doboka 114·19, Hunyad, Marmaros, Ugocsa ebenfalls über 100 Kilogramm.

Der *Kartoffelconsum* ist überhaupt kolossal, indem er zwischen einem Minimum von 63·18 und einem Maximum von 217·62 Kilogramm per Kopf und Jahr variirt. Diesen massenhaften Consum erklärt auch die geringe Nährkraft der Kartoffel (2 Gr. Eiweiss in 100 Gramm Gewicht), weshalb die arme Volksclasse genötigt ist, viel davon zu essen, um den kraftersetzenden Nahrungsstoff einigermassen zu erlangen. An erster Stelle steht die Bevölkerung der Comitate Árva, Turócz, Trencsén, Liptó mit einem 200 Kilogramm überschreitenden Jahresconsum. Am wenigsten Kartoffeln consumirt die grosse ungarische Ebene und das Theissufergebiet.

Eine weit grössere Rolle, als wir vorher gedacht hätten, spielt im Leben unseres Volkes der Consum der verschiedenen *Gemüse,* der *Hülsenfrüchte,* der *gesäuerten Nahrungsmittel* (Kraut, u. s. w.) und der verschiedenen *Graupen.*

Da der zur Brot- und Mehlspeisenahrung benötigte gesammte Mehlverbrauch im Ganzen nur 26·7 Millionen Mtcr., per Kopf aber etwa 200 Kilogramm ausmacht, repräsentiren die eben angeführten Artikel mit 16 Millionen Mtcr. im Werte von 132·78 Millionen Gulden jedenfalls einen beachtenswerten ansehnlichen Ernährungsbestandteil. Die grossen Consumquantitäten der verschiedenen Gemüse (Grünzeug) und Sauerspeisen (vornehmlich Kraut), erklären sich leicht aus ihrem geringen Eiweissgehalt, welcher bei jenen 3·5, bei diesen 2·63 Gramm in 100 Gramm beträgt.

Dagegen enthalten die Hülsenfrüchte 23 und die Graupen 9 Gramm Eiweiss in je 100 Gramm, und so erweisen sich hauptsächlich Erbsen, Lin-

sen, Bohnen als hervorragende Nahrungsartikel; indessen mag es unsere Hausfrauen vielleicht doch interessiren zu erfahren, dass Ungarn blos Sauerkraut, Rüben und Aehnliches im Werte von 62 Millionen Gulden jährlich verzehrt.

Nach dem, wie wir bis jetzt die Volksernährung nach Gegenden studirten, drängt sich fast unwillkürlich die Frage auf: ob nicht irgend ein Zusammenhang zwischen dem Wie der Ernährung und den Nationalitäten des Landes bestehe?

Wir konnten auch bisher bestimmt die Gegenden bezeichnen, in denen das *Weizen- und Roggenbrot* der dominirende Factor in der Volksernährung ist; noch genauer umschriebene Grenzen zeigte einerseits der *Gersten- und Hafer-*, andererseits der *Maisbrotconsum;* ebenso sahen wir den Unterschied, den einerseits der reichlichere *Fleisch- und Speck-*, andererseits der massenhafte *Kartoffelgenuss* in ganz verschiedenen Gegenden aufweist. Auf Grund dieser Daten könnten wir schon, wenigstens bezüglich einiger Hauptnahrungsmittel, die nationale Verschiedenheit der Ernährung feststellen. Bevor wir jedoch ein Urteil riskiren, müssen wir den Gegenstand gründlicher untersuchen.

Auf Grund der 1880er Volkszählung kennen wir die Bevölkerung des Landes nach Nationalitäten hinreichend verlässlich. Wir können demnach untersuchen, wie sich in einem oder dem anderen Comitate die Ernährungsverhältnisse gestalten, je nachdem daselbst die eine oder die andere Nationalität die überwiegende Mehrheit hat. Ich habe dies in Tabellen versucht, indem ich zum Zwecke der Vergleichung sieben Hauptnahrungsmittel aussuchte, bei welchen der Unterschied am stärksten hervortreten muss. Ich habe zu diesem Zwecke das Weizen-, Halbfrucht- und Roggenbrot in *eine* Rubrik zusammengezogen, dagegen das Gersten- und Haferbrot einerseits, das Maisbrot andererseits in je eine besondere Rubrik untergebracht. Die Kartoffel musste ich, als hervorragenden Ernährungs- und überhaupt starken Nahrungs-Artikel mancher Gegend, ebenfalls in die Combination aufnehmen. Als Nahrung besserer Qualität habe ich den Fleisch-, Speck- und Fett-Consum und als etwaiges Gegengewicht desselben auch den Topfen- und Käseconsum in Betracht gezogen. Endlich musste ich die geistigen Getränke berücksichtigen.

Unter den 63 Comitaten des Landes ist die absolute Bevölkerungsmajorität in 26 *magyarisch,* in 11 *walachisch,* in 9 *slovakisch. Deutsch* ist die absolute Majorität nur in *einem,* dem Comitate Moson, welches ich indessen, eben weil es hinsichtlich der deutschnationalen Bewohnerschaft des Landes auch dort, wo dieselbe obgleich sporadisch, doch in Gemeinde-Gruppen wohnt, ziemlich charakteristisch ist, hier ebenfalls in Betracht gezogen habe. In den übrigen 16 Comitaten hat keine Nationalität die absolute Mehrzahl; sie sind meist von drei-vier Nationalitäten, manchwo beinahe in gleichem

Zahlverhältniss, bewohnt, so dass die typische Verschiedenheit hier nicht ausgewiesen werden kann. Doch ist dies auch nicht notwendig; denn diese Comitate fallen mit der allgemeinen Ernährung zusammen; wir können ihr Charakteristikum in den bereits mitgeteilten Daten finden.

Wenn wir nun die von den solcherweise gruppirten Comitaten consumirte *Brotquantität* betrachten, so finden wir, dass dem Gewicht nach am wenigsten, nämlich 133·12 Kilogramm per Kopf die Comitate deutscher, danach 141·74 die magyarischer, 145·11 die walachischer, und am meisten, nämlich 146·00 Kilogramm per Kopf die slovakischer Majorität consumiren. Dies erklärt sich aber aus der Qualität des Brotes, denn absolut bestes, nämlich Weizen- und Roggenbrot essen die Magyaren und Deutschen, nur zur kleineren Hälfte solches, aber fast ebenso viel Maisbrot die Walachen, ebenfalls zur kleineren Hälfte Roggen-, zur grösseren Gersten- und Haferbrot die Slovaken.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei einem anderen und man kann sagen, wertvolleren Factor der Ernährung, nämlich: beim *Fleisch, Fett und Speck.* Wenn wir diese drei Artikel wieder zusammenfassen, entfallen von ihnen per Kopf

in	den	Comitaten	deutscher	Mehrzahl	70·76	Kilogramm,
„	„	„	magyarischer	„	69·51	„
„	„	„	walachischer	„	51·40	„
„	„	„	slovakischer	„	37·14	„

Der *Milch- und Käseconsum* aber hält dem geringeren Fleisch- und Fettconsum kaum das Gegengewicht, denn er variirt in den Comitaten magyarischer, slovakischer und walachischer Majorität kaum zwischen 40 und 43 Kilogramm per Kopf und sinkt nur in dem einzigen deutschen Comitat auf 28·6 herab.

Daraus folgt aber als allgemeine Charakteristik, dass die Magyaren und Deutschen sich am besten und beinahe gleichmässig nähren, indem sie nicht allein das wertvollste Brot, Weizen- und Roggenbrot, sondern auch per Kopf mehr Fleisch und Fett consumiren. Nach ihnen geniessen vielleicht auch ein besseres Brot, Maisbrot, und auch eine etwas grössere Kopf-Ration Fleisch und Fett, die Walachen. Das schlechteste Brot, Gersten- und Haferbrot, und daneben die kleinste Fleisch- und Fett-Ration entfällt auf die Slovaken. Quantitativ, aber nicht qualitativ ersetzt dies die *Kartoffel,* in deren Consum der Slovak mit 176·71 Kilogramm per Kopf vorangeht, darauf der Deutsche mit 121·29, dann der Magyare mit 103·56, zuletzt der Walache mit 99·44 Kilogramm per Kopf folgt.

Wenn wir endlich den Consum an *geistigen Getränken* zusammenfassen, zeigen als *kopfweisen Durchschnittsconsum:*

	Liter Wein	Liter Branntwein
das *eine* Comitat von deutscher Mehrzahl	40·97	14·53
die 26 Comitate « magyarischer «	31·57	21·44
die 11 « « walachischer «	13·98	26·48
die 9 « « slovakischer «	6·40	28·12

Aus diesen Zahlen aber würde folgen, dass die Magyaren und Deutschen nicht nur von den geistigen Getränken überhaupt mehr als den Landesdurchschnitt consumiren, sondern dass sie viel mehr Wein als Branntwein trinken. Dieses gesunde Verhältniss fällt am stärksten bei der deutschen Nationalität in die Augen. Dagegen prävalirt in den Comitaten von walachischer und slovakischer Ueberzahl der Branntwein, wobei die Bewohner zwar geringere Mengen — aber eines stärkeren und ungesunderen — geistigen Getränkes geniessen.

Interessant ist auch die Betrachtung der *geographischen Verschiedenheit* im Consum der geistigen Getränke.

Vor Allem habe ich den durchschnittlichen Jahresconsum des *Weines* in einer Karte ersichtlich zu machen versucht.

Wiewohl auch diese Karte den grösseren Weinconsum der weinproducirenden Gegenden constatirt, decken sich diese beiden Factoren doch nicht vollständig. Es gibt nämlich locale Einflüsse und Sitten, welche auch in guten Weinbaugegenden einen geringeren Weinconsum resultiren und umgekehrt. Im Grossen kann jedoch behauptet werden, dass das Herz des Landes und die Theissgegend über Abauj-Torna hinaus bis zur Hegyalja, ebenso ein grosser Teil der Comitate jenseits der Donau, starke Weinconsumenten sind, während z. B. die Ér-Gegend und Siebenbürgen, ungeachtet ihres ausgezeichneten Weinerträgnisses, weniger Wein consumiren.

Eine bedeutsame Erläuterung dieser Wahrnehmung bietet eine andere Karte, welche, gleichsam als Pendant der eben genannten, in ähnlicher Weise den kopfweisen *Branntweinconsum* zur Anschauung bringt.

Aus derselben wird ersichtlich, dass der stärkere Branntweingenuss den Weingenuss auch in den Weinbaugegenden in den Hintergrund drängt, während die weinbaulosen Gegenden überhaupt, wie ganz Oberungarn, das ungarisch-siebenbürgische Grenzgebirge und die Ränder der Siebenbürgen umgebenden Karpaten ein starker Branntweinconsum charakterisirt.

Man kann sagen, dass sich die beiden Karten in wahrhaft wunderbarer Weise gegenseitig ergänzen. Diejenigen Comitate, welche sich auf der Weinkarte durch lichte Färbung als geringe Weinconsumenten kenntlich machen, zeigen auf der Branntweinkarte umso dunkler die Farbe des Branntweintrunks, während umgekehrt die stärker weinconsumirenden Comitate auf der Branntweinkarte ganz lichtfarbig geblieben sind.

Noch interessanter ist ein graphisches Schema, welches den Wein- und Branntweinconsum comitatweise combinirt darstellt. Den dunklen Unter-

grund bildet der Branntweinconsum, welcher von links nach rechts stufenweise abnimmt, während die roten Säulen des Weinconsums, zwar nicht in so regelmässiger Folge, aber doch stufenweise aufsteigen. Die Abweichungen erklären sich leicht aus den localen Verhältnissen. So steigt z. B. das Comitat Pest-Pilis-Solt-Kiskun mit dem starken Weinconsum der Hauptstadt so hoch empor, während bei den übrigen emporragenden Comitaten vornehmlich deren starke Weinproduction zum Ausdruck gelangt. In dieser Hinsicht macht auch das Comitat Jász-Nagykun-Szolnok keine Ausnahme, da seine — wenn auch nicht Hegyaljaer, doch allenthalben gebauten Gartenweine — sich eines grossen Consums erfreuen.

Als allgemeine Charakteristik kann gesagt werden, dass die ärmeren Comitate einen starken Branntweinconsum aufweisen. während die reicheren ihr Bedürfniss an geistigen Getränken mehr mit Wein befriedigen.

Ich habe unter meinen bisherigen Untersuchungen constatirt, dass sich unser Volk in vielen Gegenden des Landes nicht gehörig nährt, und dies in der Proportion des *Eiweissgehaltes* der consumirten Nahrung auch graphisch zur Anschauung gebracht.

Dass die mangelhafte Ernährung, welche meist mit dem gesteigerten Branntweinconsum Hand in Hand geht, auch auf die körperliche Complexion der Bevölkerung von Einfluss ist, wird von Niemandem in Zweifel gezogen. Dieser Einfluss muss jedoch irgendwo offenbar werden. Und er offenbart sich auch in der *jährlichen Rekrutirungsstatistik der Armee und der Landwehr.* Es wird daher natürlich erscheinen, wenn wir zu untersuchen wünschen: ob die Quantität und Qualität der Ernährung mit der gelegentlich der Rekrutirung in immer zunehmenden Proportionen auftretenden Zahl der Dienstuntauglichen in irgend einem causalen Nexus steht?

Das *Militärstatistische Jahrbuch* liefert in dieser Hinsicht zahlreiche und sehr instructive Daten. In diesem wertvollen Werke ist nach — grösstenteils mit den Comitaten und Stuhlbezirken zusammenfallenden — Ergänzungsbezirken angeführt, wie viele von je 1000 ärztlich untersuchten Militärpflichtigen der zur Rekrutirung gelangenden drei ersten Altersclassen assentirt wurden? wie viele unter dem minimalen Körperhöhenmaasse von 1·554 Meter zurückblieben? wie viele wegen schwacher Leibesconstitution und wie viele wegen körperlichen Gebrechens zurückgewiesen wurden?

Den Mangel der minimalen Körperhöhe wollen wir hier nicht untersuchen. Es ist zwar wahr, dass der Mangel dieser Anderthalbmeter-Höhe, wenn sie massenhaft auftritt, auch die Folge einer gewissen Verkümmerung sein kann; sie kann aber ihre Ursache auch in der Volksrace haben, denn der kleine, gedrungene Körper ermangelt nicht unbedingt der Kraftfülle und der Gesundheit und es kann auch ein kleiner Mann gut genährt, wenn auch zum Militärdienst ungeeignet sein. Wenn die Verteidigung des Vaterlandes in Frage kommt und das Land seine gesammte Wehrkraft aufzubieten ge-

nötigt sein wird, werden unsere leitenden Militärorgane in dieser Hinsicht wohl nicht so wählerisch sein, und übrigens hat auch das neue *Landsturmgesetz* für die Verwendung dieser Elemente vorgesorgt.

Unter einen anderen Gesichtspunkt fallen die wegen *schwächlicher Constitution* und wegen *Körpergebrechen* zurückgestellten Rekruten. Hinsichtlich der letzteren könnte zwar gedacht werden, dass ihre Körpergebrechen nur zufällige seien. Ihr massenhaftes Auftreten und ihre Qualität überzeugen uns jedoch vom Gegenteil. Wenn wir nämlich bedenken, dass unter 1000 Untersuchten wegen Aderausdehnung und Kropf 70, infolge von Gelenkleiden, X- und Säbelbeinen, sowie Plattfüssen 76, infolge abnormer Bildung des Brustkorbs, Beckens oder Rückgrats 5, wegen Scropheln und anderweitiger Blutkrankheiten 19; also nur wegen dieser wenigen, allerdings mit der nicht vollkräftigen Entwickelung des Körpers in Verbindung stehenden Gebrechen jährlich über 200 Rekruten unter 1000 Untersuchten als untauglich erklärt werden: kann die Annahme kaum unterdrückt werden, dass solche massenhaft auftretende Körpergebrechen auch in dem Mangel der entsprechenden Ernährung und der rationellen Lebensweise begründet sein können.

Wir erhalten diesmal über die Ernährung der Bevölkerung Ungarns zuerst erschöpfendere Daten. Um daher keinen Fehler zu begehen, habe ich blos die wegen *schwacher Constitution* zurückgestellten Rekruten bezirksweise in Rechnung gezogen und sofort gefunden, dass ihre Zahl unter je 1000 zwischen 255 und 591 variirt.

Die wenigsten Schwächlinge zeigen die Comitate Bereg, Zemplen, Győr, Veszprém, Moson; die meisten die Comitate Arad, Krassó-Szörény, Marmaros, u. s. w. Die Comitate von mittelmässiger Ernährung weisen keinen stärkeren Zusammenhang der beiden Erscheinungen auf; eine desto stärkere aber die Extreme. Die Comitate Csongrád, Csanád, Heves, Pest consumiren in ihrer Nahrung das meiste *Eiweiss* und zeigen die geringste Rekrutenzahl von schwächlicher Körperconstitution. Marmaros, Krassó-Szörény, Arad stehen beinahe in erster Reihe der sich schlecht ernährenden Comitate und zeigen die grösste Zahl körperschwacher Rekruten. Dass bei den Abweichungen auch Localverhältnisse eine grosse Rolle spielen, kann kaum bezweifelt werden. So liefern unter den sich ziemlich gut nährenden Comitaten jenseits der Donau Sopron, Vas, Somogy ein genug grosses Contingent an Schwächlingen, während ihre Ernährung zwischen 34 und 36 tausend Grammen variirt, doch stellt unter ihnen hinwieder das kaum 31 tausend Gramm consumirende Comitat Zala auch eine grössere Anzahl von Schwächlingen. Die auffallendste Erscheinung ist, dass die am elendesten, grösstenteils mit Kartoffeln und Haferbrot sich fristende Bevölkerung der Comitate Árva, Liptó, Trencsén, bei der Assentirung verhältnissmässig viel weniger Rekruten von schwächlicher Körperbeschaffenheit aufweist.

Dies sind blos einige Folgerungen der angewandten Ernährungs-

statistik, deren erste Resultate ich die Ehre habe, der verehrlichen Akademie vorzulegen.

Damit hat jedoch die Nutzbarmachung dieses Studiums keineswegs ihr Ende erreicht. Wir können die Ernährung mit den Sanitätszuständen, der Sterblichkeit und der mangelhaften Zunahme der Bevölkerung vergleichen. Wir können sie mit den Steuerverhältnissen vergleichen, wiewohl die so häufig und mit Recht beklagte Steuerlast beinahe zwergenhaft klein wird neben jener Ausgabenlast, welche wir zum Zwecke unserer Selbsterhaltung, zum Zwecke des Ersatzes der durch die Arbeit verbrauchten Kräfte, zum Zwecke der Sicherung des Wachstums der Kinder fortwährend zu tragen bemüssigt sind.

Die mit der Production der Nahrung in Verbindung bringbare Grundsteuer kann mit den Grundentlastungsbeiträgen zusammengenommen in runder Summe auf jährliche 35 Millionen Gulden, die hier in Rechnung nehmbare Consumsteuer auf jährliche 22 Millionen und somit die gesammte mit der Ernährung zusammenhängende Steuerlast auf jährliche 57 Millionen Gulden veranschlagt werden. Dies sind aber nicht ganz 5% der früher erwähnten, 1066 Millionen Gulden betragenden jährlichen Ernährungskosten Ungarns!

Doch ich will nicht fortfahren, die Einzelheiten zu anticipiren, welche meinem demnächst erscheinenden amtlichen Werke vorbehalten sind.

Hier wünschte ich blos einige Proben zu bieten, welche meine geehrten Zuhörer darum vielleicht nicht für uninteressant erklären werden, weil wir uns ja insgesammt täglich mit ihnen zu beschäftigen haben. Aber während die Beschaffung der Kosten der Ernährung vom Familienvater Arbeit und Mühe erheischt, während die tägliche Zubereitung der Nahrungsmittel der Hausfrau nur Sorge und Nachdenken verursacht: kann von den diesbezüglichen Verhältnissen des ganzen Landes nur die *Statistik* ein Bild geben, und ich bin stolz darauf, dass dies, bezüglich des ganzen Landes und aller Nahrungsmittel, wenigstens versuchsweise zuerst zu thun, eben der Statistik Ungarns gelungen ist.

KARL KELETI.

DIE BEDEUTUNG DER SIEBENBÜRGISCHEN GESCHICHTE UND GESCHICHTSCHREIBUNG.*

Es ist ein neueres Moment in der Entwicklung der historischen Literatur, dass diese immer mehr bestrebt ist, sich mit den Ueberresten der Vergangenheit, mit jenen geistigen und materiellen Spuren, welche sie der Gegenwart überliefert hat, in Berührung zu setzen. Die Gerippe der wissenschaftlichen Forschung werden durch den Hauch des äussern Lebens oft in einer solchen Weise belebt, die ihnen eine zweifache Bedeutung und Wirkung sichert. Diese Richtung ist an sich nicht neu, sie ist eine natürliche Emanation des Geistes und der Aufgaben der historischen Literatur.

Die hervorragendsten Geschichtschreiber des Altertums und insbesondere der griechischen Welt haben sich in der geistigen und materiellen Atmosphäre der Gegenstände ihrer Geschichte bewegt oder waren wenigstens bemüht, sich darin zu bewegen. Von den Römern kann man dieses in ähnlichem Maasse kaum behaupten, während die Annalisten des Mittelalters und die Chronisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bis zum Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts ihre Schriften nach Möglichkeit zu detailliren und zu individualisiren strebten, nur dass diese Detaillirungen und Individualisirungen in vielen Fällen mehr die Ausgeburt der Leichtgläubigkeit und Phantasie, als der wirklichen Kenntniss der Dinge und Zustände waren. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht jene Beschreibungen von Ortschaften, Städten, Schlössern und Schlachten, welchen wir in den Geschichtsbüchern des XVI. und XVII. Jahrhunderts begegnen und welche zum grossen Teile nach dem nämlichen Muster gemacht und nur durch Betitelung sich von einander unterscheidend, von der Empfänglichkeit für die Notwendigkeit der Individualisirung der historischen Geschehnisse Zeugniss ablegen, ohne dieser Forderung auch zu genügen. In den classischen Geschichtswerken der Engländer und Franzosen des XVIII. Jahrhunderts ist ein eigenartiger Zug wahrzunehmen, welchen ich nur folgendermassen charakterisiren könnte: es ist wahrzunehmen, dass sie in grossen Städten in den Brennpunkten einer centralisirten Gesellschaft und einer lebhaften geistigen Bewegung, daher in einer Atmosphäre geschrieben wurden, welche über der Atmosphäre ihres Gegenstandes, aber jedenfalls fern von derselben stand und eben deshalb bei aller geistigen Höhe und Wissenschaftlichkeit, bei aller Meisterschaft in der Gruppirung und Darstellung

* Eröffnungsrede in der Plenarversammlung der Ungarischen Historischen Gesellschaft zu Déva.

dennoch gewisser Attribute der historischen Treue und richtigen Auffassung entbehren.

Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, dass im Verlaufe desselben — wie ich schon an einer anderen Stelle zu erwähnen Gelegenheit hatte, — ebenso auf dem Gebiete der deutschen geschichtlichen Literatur, wie auf jenem der französischen und englischen, durch hervorragende schriftstellerische Individualitäten repräsentirt, immer mehr eine solche Richtung zur Geltung komme, welche, während sie die höhere Uebersichtlichkeit der Ereignisse, die staatsmännische und geschichtsphilosophische Würdigung ihres Zusammenhanges und ihrer Wechselwirkung der Detaillirung der Geschehnisse und der Individualisirung der handelnden Personen nicht aufopfert, andererseits von diesem letzteren belebenden Element der Geschichte nicht Abstand nimmt, nicht als Prämissen und in unbestimmter Allgemeinheit jene Gesichtspunkte hinstellt, welche nur dann ihre wirkliche Bedeutung und ihren Nachdruck gewinnen, wenn sie aus dem geschichtlichen Gegenstande selbst sich gleichsam spontan entwickeln und mit einer getreuen Widerspiegelung der Natur desselben in einem unlösbaren Zusammenhange stehen.

Einer solchen Widerspiegelung das Material und die Elemente zu liefern, ist eben ein Hauptzweck und die Aufgabe der alljährlichen Wanderversammlungen der Historischen Gesellschaft.

Und wo wäre in unserem Vaterlande für die Lösung dieser Aufgabe ein günstigeres Gebiet zu finden, als eben in Siebenbürgen? Es kann nicht meine Absicht sein, Dasjenige zu wiederholen oder gar damit zu wetteifern, was bei Anlass einer früheren Versammlung unserer Gesellschaft in Siebenbürgen ein weit mehr berufener Mann, als ich es bin — ein Mann, welchen der unerforschliche Ratschluss der Vorsehung so unerwartet aus unserer Mitte abberufen hat — in zündender Beredtsamkeit über die nationale und historische Bedeutung Siebenbürgens gesagt hat. Doch kann ich nicht umhin, in Kürze auf jene Gesichtspunkte hinzuweisen, welche meines Erachtens der geschichtlichen Vergangenheit Siebenbürgens eine so hervorragende und trotz vieler traurigen Momente eine so interessante und anziehende Bedeutung verleihen.

Und betrachten Sie es nicht als Unbescheidenheit, wenn ich erwähne, welche persönliche Freude mir die gastfreundliche Einladung des Hunyader Comitats und der Communität der Stadt Déva verursachte. Seit meiner Jugend wünschte ich stets, Siebenbürgen zu besuchen, aber wie so oft im menschlichen Leben sich die unwahrscheinlichsten Dinge verwirklichen, während die einfachsten, die am leichtesten erfüllbaren beim Plänemachen stehen bleiben: ist dieser mein Wunsch nie verwirklicht worden, so oft ich auch dessen Ausführung plante; bis endlich der gegenwärtige Ausflug der Historischen Gesellschaft zu dessen Erfüllung Gelegenheit bot. Zahlreiche

mir teuere Jugendeindrücke stehen mit Siebenbürgen in Verbindung und sind unzertrennlich von dem Andenken meines unvergesslichen Freundes Samuel Jósika, der ein Sohn dieses Landes war, dessen herzliches Wohlwollen, männliche Entschlossenheit, ernster aufrichtiger Tadel, oder aufmunterndes Lob auf die Ausbildung des Charakters und Geistes des jüngeren Freundes entscheidend eingewirkt hat. Ich habe auch im vorgerückten Mannesalter das Gefühl der dankbaren Anerkennung und der treuen Anhänglichkeit auch inmitten der verflossenen vielen Jahre und der wechselnden Ereignisse mit unveränderter Lebendigkeit bewahrt.

Inmitten jenes lebhaften Principienstreites, der in dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts das öffentliche Leben Siebenbürgens charakterisirte, liess der Gegensatz der Meinungen auch auf die Individualität und persönlichen Verhältnisse der Hauptpersonen seine Wirkung verspüren und die auseinander gehenden Ueberzeugungen suchten und fanden oft in den Eingebungen der wechselseitigen Leidenschaften erhöhte Kraft und Unterstützung. Lange schon haben diese Stürme ausgetobt; die spätere, vorurteilslose Geschichte wird ihr endgiltiges Urteil über die Ziele und Bestrebungen der Männer jener Periode aussprechen; aber die persönliche Pietät des Freundes kann es sich selbst nicht versagen, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben in einer Umgebung, die dieselbe in voller Lebendigkeit wachruft.

Es ist ein charakteristischer Zug der Geschichte Siebenbürgens, dass es, so oft auch sein Boden von den Wogen der Weltereignisse überflutet wurde, mit Ausnahme der dunkeln Perioden der Völkerwanderung, fast niemals vollkommen in diesen Fluten unterging. Während die neue geschichtliche Forschung mit ebenso grosser Hingebung als kritischer Schärfe bestrebt ist, aus einzelnen fragmentarischen Daten, aus dem Vergleich von Grabsteinen und Aufschriften die Spuren der Geschichte und des Zustandes des alten Pannoniens aufzusuchen und diese Bilder aufs neue aufleben zu machen: erhält die Trajan'sche Säule, ein Kunstwerk des imperialistischen Roms, in charakteristischen Zügen noch bis heute das Andenken des dacischen Feldzuges und sichert den durch Rom Unterworfenen, dass sie wenigstens nicht zu namenlosen und in das Dunkel der Vergessenheit gehüllten Besiegten herabsinken. Auch in den auf die ungarische Landnahme folgenden Jahrhunderten hat Siebenbürgen — wenn es auch nicht jene Bedeutung besass, welche ihm nach der Mohácser Niederlage die Entwicklung der Ereignisse zusicherte — niemals aufgehört, ein gewichtiger und zu Zeiten ein entscheidender Factor des ungarischen öffentlichen Lebens zu sein, und wenn es zeitweilig nicht im Vordergrunde der Ereignisse stand, was diesem Lande die Wandlungen der Ereignisse und der Stand der Dinge zu versagen schien: so haben dies wiederholt und reichlich die Individuen ersetzt, deren Ruhm auch über seinen Boden Glanz verbreitete. Johannes Hunyady, dieser ruhmvollste und beinahe letzte Heros der christlichen Solidarität,

von welchem Papst Calixtus III. begeistert sagte, dass die Welt seit dreihundert Jahren keinen ruhmreicheren Mann gesehen habe, war auch einer der hervorragenden Helden Siebenbürgens, und wenn derselbe Papst zugleich mit schmerzlicher Betroffenheit bemerkte, dass die Begeisterung und die Rüstungen des Landes und die Beschlüsse der Reichstage der Grösse des Feldherrn nicht entsprechen, so konnte diese Klage diejenigen nicht treffen, die um ihn versammelt, unter seiner Führung mit mannhafter Tapferkeit und Ausdauer gegen die Ungläubigen kämpften und bei welchen die Tradition das Andenken des ergreifenden und gemüterhebenden Beispiels der patriotischen Selbstaufopferung und der heldenhaften Treue an einen Siebenbürger Namen, an den Namen Simon Kemény's knüpfte.

Jene Symptome, welche Papst Calixt beklagte und in welchen er ein trauriges Zeugniss davon zu erblicken glaubte, dass den zweiten Schirm des Christentums, Ungarn, immer mehr erschlaffende Hände zur Verteidigung erheben werden, ebenso wie die durch die ersten Kreuzzüge ins Leben gerufenen Staatengebilde und das griechisch-orientalische Reich, auf deren Verteidigungskraft und Bereitwilligkeit die Hoffnung der Sicherheit der europäischen christlichen Welt durch lange Zeit beruhte: — diese Symptome, welche die Tätigkeit Johannes Hunyady's, auf dem Schlachtfelde ebenso wie im Reichstage, so oft lähmten, sie waren die Keime der Verwesungselemente, die unter der Regierung des schwachen Wladislaus und seines unglücklichen Sohnes zu verderbenbringender Reife gediehen. Die energische, geniale, ruhmvolle und scheinbar in Allem von Erfolg gekrönte Regierung des Königs Mathias war im Stande, jene Keime zeitweilig zu unterdrücken, war jedoch nicht im Stande, ihre Saat vollkommen auszurotten. Zahlreiche Lehren der Geschichte führen zu der Ueberzeugung, dass die Dauerhaftigkeit der Schöpfungen eines individuellen Regierungsgenies nur selten oder nur in vereinzelten Richtungen gesichert ist. Was einzig und allein oder doch in Besonderem der Ausfluss des individuellen Geistes, Willens, der Energie und nicht der organischen Entwicklung ist, das sinkt in den meisten Fällen mit seinem Schöpfer ins Grab, wenn die Vorsehung ihm das Hauptelement und die Hauptbedingung der Dauerhaftigkeit versagt: die Zeit und einen solchen Nachfolger, der, wenn auch mit einer bescheideneren Befähigung, ein treuer Hüter und Förderer seiner Ideen, seiner Richtung und seiner Schöpfungen zu sein geeignet wäre.

Die traurigen Folgen der Mohácser Katastrophe erhöhten noch die politische und nationalgeschichtliche Bedeutung Siebenbürgens und bildeten den Ausgangspunkt jener Stellung, welche es anderthalb Jahrhunderte hindurch unter den wechselnden Phasen der Aufrechterhaltung des ungarischen nationalen Lebens einnahm. Dieser glänzende Charakter seiner Rolle ist im Rahmen unserer historischen Literatur des Oefteren entwickelt worden und ich könnte nur Dasjenige wiederholen, was von Anderen in ein-

gehender, begeisterter und beredter Weise bereits gesagt worden ist, wollte ich dies nochmals analysiren. Indessen kann dort, wo eine Wiederholung nicht statthaft ist, ergänzenden Bemerkungen immerhin Raum gegeben werden.

Es leidet keinen Zweifel, dass die Geschichte Siebenbürgens zur Zeit der Selbstständigkeit des Landes und im Zeitalter der Fürsten einen gewissen einheitlich politischen, religiösen und nationalen Charakter besitzt. Die consequente Strömung dieser allgemeinen Richtung barg nicht selten die Zuflüsse der in ihrer Natur verschiedenartigen Quellen. In Johann Zápolya lässt der Standpunkt des ungarischen Gegenkönigs und Tronprätendenten immer in erster Linie seine Wirkung fühlen und zwar in einer Form und derart überwiegend, wie sonst bei keinem seiner fürstlichen Nachfolger. In ihm vermengen sich die politischen Principien ganz eigentümlich mit den individuellen Rechtsansprüchen und die Folge eben dieser Stellung ist, dass dieser erste Zeitabschnitt des siebenbürgischen Fürstentums bis zum Grosswardeiner Friedensschlusse vom höheren historischen Standpunkte aus betrachtet ganz anders geartet erscheint, als der spätere, obgleich die gemeinsame Form der Dinge darin kaum abweicht und in ihm scheinbar dieselben Factoren tätig sind.

Ein Eckstein der Politik Stefan Báthory's war die Besitznahme des polnischen Trones; — Georg Rákóczi II. hat darin ebenfalls eines der wichtigsten Elemente seiner Pläne erblickt und wiewohl Beide in ihren allgemeinen Combinationen und Absichten, besonders hinsichtlich des Hauses Habsburg, nicht weit auseinandergingen, war, was bei Jenem ein ernstes und erfolggekröntes Unternehmen, bei Diesem ein trauriges Abenteuer. Wer die internationalen Unterhandlungen Gabriel Bethlen's und Georg Rákóczy's I. während der Kurutzenkriege und die Resultate derselben ernstlich vergleicht, wird den tiefgehenden und charakteristischen Unterschied, welchen sie in ihrer Natur und Bedeutung aufweisen, nicht verkennen, wiewohl die Ziele, welchen sie zustreben, die Mittel, welche sie gebrauchen, die Principien, auf welchen sie basiren, ja selbst die Gefühle und Leidenschaften, welche ihren Gang beleben, in beiden Fällen fast die gleichen sind.

Es wäre ein Irrtum, diesen Unterschied ausschliesslich den leitenden Individualitäten zuzuschreiben. Die historischen Resultate sind nur bei exceptionellen Individualitäten der Geschichte — und auch bei diesen nicht ausschliesslich und vollständig — die Erzeugnisse des Willens und der Energie des Individuums. Und deshalb kann die Lösung dort, wo nicht von einer kurzen Epoche, sondern vom Erkennen des Gepräges und der Natur einer andauernden Entwicklung die Rede ist, nur nach aufmerksamer Prüfung zahlreicher Factoren und nach richtiger Erwägung ihres Einflusses eine sichere Basis gewinnen.

Und auf diesem Gebiete manifestirt sich ein charakteristischer Vorzug Siebenbürgens. Während in einem grossen Teile des Mutterlandes die tür-

kische Eroberung und Herrschaft eine historische Lücke hinter sich liess, in welcher blühende Städte und Ortschaften, ansehnliche und glänzende Familien mit ihren Besitzungen und Traditionen spurlos verschwanden, oder in einem anderen Teile des Landes ein Asyl zu suchen und ihre Existenz auf neuen Grundlagen zu errichten genötigt waren und solchermassen in vielen Fällen der Faden der historischen Verbindung und Individualisirung definitiv gerissen war, oder wenigstens nur sehr schwer aufs neue verbunden werden konnte: sind in Siebenbürgen allen Metzeleien und inneren Kriegen und Verwüstungen zum Trotz die Spuren der Vergangenheit in solchem Maasse niemals zerrissen worden und der feste Kern der historischen Elemente Siebenbürgens hat sich, «obgleich vermindert, doch nicht gebrochen», mit seltener Elastizität fast stets als fähig erwiesen, so der Sturm sich gelegt hatte, neuerdings seinen Platz zu behaupten.

Wie wenig auch die alte staatsrechtliche Organisation des Landes den Ansprüchen der modernen Theorie entsprochen hatte: so besass sie vom Gesichtspunkte der Wahrung der historischen Continuität das seltene Verdienst, dass sie mit Anerkennung dreier Nationen auf der historischen Entwicklung beruhende kleinere Rechtssphären begründete und gesetzmässig sicherstellte, ebenso viele wetteifernde Hüter des historischen Geistes und des Gefühles der ununterbrochenen Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit ins Leben rief, welches, wenn es seine politische Bedeutung zum grossen Theile auch verloren hat, vom Gesichtspunkte der Aufgaben der Geschichte noch immer gehegt zu werden verdient. Wer die der Vergangenheit Siebenbürgens gewidmete ältere und neuere literarische Tätigkeit einiger Collegen, in letzter Zeit die Siebenbürger Biographien der historischen Gesellschaft mit Aufmerksamkeit begleitet hat, wird nicht daran zweifeln, wie sehr die Ueberzeugung von der Berechtigung dieser Pflege im Kreise der ungarischen historischen Gesellschaft verbreitet ist. Verstärkt könnte diese unsere Ueberzeugung, wenn dieselbe eine Verstärkung notwendig hätte, nur durch die Einladung des Hunyader Comitats, der Stadt Déva werden, in welcher wir ein neues Zeugniss der Continuität der traditionellen Gefühle zu finden glauben, da wir in denselben begeistertes Interesse für die vaterländische Literatur und Geschichte und die Zuvorkommenheit herzlicher Gastfreundschaft zu finden glauben. Empfangen Sie unseren aufrichtigen Gruss und unseren wärmsten Dank!

Graf ANTON SZÉCSEN.

DAS DEÁK-MONUMENT.

Die letzte Septemberwoche brachte für die ungarische Hauptstadt eine ganze Reihe glänzender Feste, von denen die feierliche Enthüllung des Deák-Denkmals das unstreitig imposanteste war. Auf einem der schönsten Plätze Budapest's erhebt sich nun das grossartige Monument des Mannes, dessen segensvoller Wirksamkeit die Schöpfung und Consolidirung des modernen Ungarn zum guten Teile zu danken ist. In ihrer Einfachheit und erhabenen Ruhe ist seine Erscheinung, wie sie das offene Buch seines Lebens zeigt, von wahrhaft antiker Grösse, ein erhebendes Beispiel für die Geschlechter, die da sind und kommen werden. Den Mann in einem grossangelegten Monument für die Nachwelt zu verewigen, war nicht blos ein Act der Dankbarkeit seitens der Nation, sondern auch ein segensreiches Beginnen im Interesse Ungarns, das seinen Söhnen kein erhabeneres Vorbild der Vaterlandsliebe und der Manneswürde errichten konnte.

Am 28. Januar 1876 starb Franz Deák. Seine unsterblichen und unvergänglichen Verdienste um Ungarn wurden durch einen besonderen Gesetzartikel in den Landesgesetzen inartikulirt und so für alle Zeiten geweiht und bewahrt. Gleichzeitig aber wurde beschlossen, ihm ein Denkmal zu errichten, würdig der grossen Werke, die er geschaffen, indem er dem Lande seine Freiheit und Unabhängigkeit eroberte und durch den Ausgleich mit Oesterreich eine gefestigte Stellung sicherte. Unter dem Vorsitze des jetzigen Kronhüters Josef v. Szlávy constituirte sich das Comité, dessen nächste Aufgabe es war, die Summen aufzubringen, welche ein so bedeutendes Monument erfordert. Der Aufruf an die Nation hatte den glänzendsten Erfolg. Comitate und Städte, Corporationen und Einzelne beeilten sich durch munificente Beiträge das Werk zu fördern und rasch war die Summe von fast zweimalhunderttausend Gulden beisammen. Im Spätherbst des Jahres 1877 wurde der Concurs auf das Monument ausgeschrieben und der 31. October 1878 als Endtermin zur Einreichung der Modelle festgestellt. An der Preisbewerbung konnten sich in- und ausländische Künstler beteiligen. Drei Preise — 6000, 4000 und 3000 Franken — wurden festgestellt. Zu jener Zeit besass Ungarn einen einzigen Bildhauer, auf dessen Mitwirkung bei einem so grandios geplanten Denkmal gezählt werden konnte. Es war dies der zu Neusohl geborene Adolf Huszár, der aus dem Atelier Fernkorn's in Wien hervorgegangen war und bei der Bewerbung um das Eötvös-Denkmal den ersten Preis errungen und den Auftrag zur Ausführung der Statue des Dichters, Philosophen und Staatsmannes erhalten hatte.

Der vom edelsten Ehrgeiz erfüllte Künstler warf sich mit Feuereifer auf die neue grosse Aufgabe, zu deren Ausführung ihn schon der Umstand

geeignet machte, dass er Franz Deák im Leben gekannt, den grossen Patrioten an schönen Sommerabenden fast täglich vor seinem bescheidenen Atelier im Stadtwäldchen gesehen hatte. HUSZÁR studirte nun eingehend jene Epoche der ungarischen Geschichte, aus welcher er das Characterbild Deák's am besten erfassen konnte, um nicht nur die äusseren Züge des Darzustellenden, sondern auch dessen innerstes Wesen genau kennen zu lernen. Es war kein so leichtes Werk wie bei Eötvös und Petőfi, die der Künstler aus ihren Schriften kennen lernen konnte; doch hatte er bald auch den Kern des Wesens Deák's erfasst und meinte, ihn nicht besser denn als Parlamentsredner darstellen zu können. So kam es, dass die ersten Skizzen ohne Ausnahme Deák in stehender Figur projectirten, als hielte er im Abgeordnetenhause eine seiner epochalen Reden. Erst wenige Tage vor Ablauf des Termins erfuhr HUSZÁR, dass ein ausländischer Künstler ein Modell mit sitzender Hauptfigur eingesendet habe und dass in der Jury eine ausgesprochene Neigung für diese Art der plastischen Darstellung Deák's herrsche. Rasch beeilte sich nun HUSZÁR ebenfalls eine Modellskizze mit sitzender Hauptfigur anzufertigen und in der Ausstellung der Concurrenzwerke, welche im grossen Saale des Künstlerhauses stattfand, war er mit zwei stehenden und einer sitzenden Figur vertreten. Am 8. December 1878 fand die denkwürdige Sitzung statt, in welcher die Jury über die eingelaufenen Arbeiten ihr Urteil abgab.

Die Jury bestand aus folgenden Mitgliedern: JOSEF SZLÁVY, den ausländischen Experten: Oberbaurat HEINRICH v. FERSTL aus Wien, Professor ERNST HÄHNEL aus Dresden und Professor MICHAEL WAGMÜLLER aus München, ferner Baron BÉLA WENCKHEIM, Baron BÉLA LIPTHAY, LUDWIG TISZA, FRANZ PULSZKY, GEORG RÁTH, NICOLAUS YBL, ANTON WEBER und GUSTAV KELETI. Eingelaufen waren 19 Concurrenzwerke, darunter mehrere ausländische, doch erklärte die Jury, dass für die Preiszuerkennung nicht mehr als vier würdig seien in Betracht gezogen zu werden. Der erste Preis wurde dem Modell HUSZÁR's mit der sitzenden Hauptfigur zuerkannt. In der Motivirung dieses Urteils hiess es: «Dieses Werk, welches Franz Deák auf einem Postament in edlem Renaissancestyl in sitzender Figur darstellt, ist ein künstlerisch einheitlich und mit frischer Originalität geschaffenes Werk. Und obgleich die Gesammtfigur und deren Gliederung nicht von fehlerfreier Vollendung sind, erkennt das Comité dennoch sowohl in den architectonischen als auch in ihren plastischen Bestandteilen sehr entwickelungsfähige Elemente und begrüsst in diesem Concurrenzwerke einen sehr glücklichen Entwurf, der im Vergleiche zu den übrigen den Zweck des Denkmals am besten verwirklichen könnte.» Den zweiten Preis erhielt das ebenfalls sitzende Modell des Wiener Bildhauers Professor CASPAR ZUMBUSCH. Den dritten das Werk des in Wien lebenden ungarischen Bildhauers BÉLA BRESTNYÁNSZKY. Die Kunde von dem Urteil der Jury und dass ein ungarischer Künstler den ersten Preis erhalten

habe, wurde in allen Kreisen der Hauptstadt mit freudigem Stolz aufgenommen.

Am folgenden Tage (9. December) schon wurde über die Ausführung der Statue beraten. Die Preisrichter erklärten sich dafür, dass Adolf Huszár mit der Arbeit zu betrauen sei, doch äusserten sie zugleich, dass an dem preisgekrönten Modell bedeutende Modificationen vorgenommen werden müssen, wenn dasselbe zur Ausführung im Grossen gelangen sollte. In derselben Sitzung tauchte zum ersten Mal die wichtige Frage auf, ob das Denkmal mit einer sitzenden oder stehenden Hauptfigur auszuführen sei und schon bei diesem ersten Anlasse kam es zu einer eingehenden interessanten Discussion über die Frage, die später von Gustav Keleti in seiner im Jahre 1881 gehaltenen Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften eingehend besprochen und zu Gunsten der sitzenden Hauptfigur entschieden wurde. Von den Mitgliedern der Jury hatten sich Ferstl und Wagmüller für die sitzende Figur erklärt, Hähnel für die stehende. Oberbaurat Ferstl hatte hervorgehoben, dass schon die Zuerkennung der zwei ersten Preise an sitzende Modelle beweise, dass dies die geeigneteste Art zur richtigen Lösung der Aufgabe sei, und da man auf diese Weise Aussicht habe, ein gelungenes Werk zu erhalten, so müsste man diesen Modus selbst dann wählen, wenn der Charakter Deák's eine stehende Figur erforderte; denn die künstlerische Ausführung müsse vor allem massgebend sein. Professor Wagmüller berief sich zur Unterstützung seines für die sitzende Figur eintretenden Votums auf die antiken sitzenden Statuen, welche trotzdem die Grösse und Würde des Charakters auszudrücken vermögen. Auch moderne Staatsmänner und Gesetzgeber könne man auf diese Weise sehr wirkungsvoll darstellen. Die Schwierigkeiten, welche die moderne Gewandung dem Bildhauer bereitet, treten besonders bei stehenden Figuren zu Tage, deshalb und weil ja auch das Wesen Deák's für die ruhige sitzende Darstellung sich eignet, könne er diese am besten empfehlen. — Am 15. December 1878 beschloss denn das Executiv-Comité, das preisgekrönte Huszár'sche Modell mit der sitzenden Hauptfigur im Grossen ausführen zu lassen.

So weit wäre alles in Ordnung gewesen, hätte nur Huszár selbst sich mit dem Beschlusse des Comités auch innerlich einverstanden und beruhigt erklären können. Aber der Künstler war noch immer von der Idee der stehenden Hauptfigur erfüllt und zweifelte daran, den Beschluss des Comités befriedigend durchführen zu können. Wie eine Erlösung kam ihm daher der Antrag, er möge eine mehrmonatliche Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien machen, dort die Meisterwerke der monumentalen Plastik studiren und sein Project ausreifen lassen. Im Spätherbste 1879 kehrte er an Erfahrungen reich von der Studienreise zurück und machte sich sofort an die Ausführung des ihm vom Comité gewordenen Auftrages: ein Modell zum Denkmal in 1/7 Grösse des definitiven Monumentes anzufertigen. Im Früh-

jahre 1880 war die Arbeit fertig, sie wurde voll Anerkennung aufgenommen, doch erklärte man dem Künstler, er werde noch manche bedeutsame Abänderung vornehmen müssen. Damals wurde mit Adolf Huszár der Vertrag zur Ausführung des definitiven Monumentes abgeschlossen. Der Künstler verpflichtete sich, binnen fünf Jahren das Denkmal, das sammt dem Piedestal eine Höhe von 26 Wiener Fuss haben sollte, zu vollenden und erhielt dafür ein Honorar von 65,000 Gulden und sofort als Vorschuss — zum Bau eines grossen Ateliers — 25,000 fl. Den Baugrund hatte die Stadt Budapest um einen sehr bescheidenen Preis dem Künstler überlassen. Am 15. Juni 1880 bestätigte der Ministerrat den mit Huszár abgeschlossenen Vertrag.

Aber die inneren Zweifel des ausführenden Künstlers waren noch immer nicht behoben. Ja, im Frühling 1881 erklärte Huszár, er glaube nun mehr als je, nur mit einer Standfigur die befriedigende Lösung erreichen zu können. Nun musste ein ernster Schritt getan werden. Das Denkmal-Comité hielt am 21. März 1881 im neuerbauten Atelier des Künstlers eine Sitzung ab, in welcher beschlossen wurde, mit dem Kostenaufwande von 9000 Gulden ein in den Maassen des definitiven Denkmals auszuführendes provisorisches Modell aus broncirtem Gyps mit hölzernem Postament in denselben Farben wie das künftige — dunkler Syenit und Poryhprsäulen — anzufertigen, dasselbe auf dem für das Denkmal bestimmten Platze aufzustellen und die Wirkung zu studiren. Das geschah und im September 1881 erhob sich das provisorische Monument auf dem Franz Josefsplatze. Die, trotz der nur im Groben ausgeführten Figuren bedeutende Wirkung überzeugte endlich auch den Künstler von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen und in der Sitzung vom 2. October 1881 erklärte er, dass er nunmehr mit der sitzenden Hauptfigur vollkommen einverstanden und von allen bisherigen Zweifeln befreit sei. Das Executiv-Comité schloss sich über Antrag des Dr. Max Falk, der zu den eifrigsten Mitgliedern desselben gehörte, dem Beschlusse an und am 4. October fand die definitive Entscheidung im Schosse der grossen Commission statt. Die Debatte war eine ziemlich erregte. Graf Julius Andrássy, der krankheitshalber nicht erscheinen konnte, hatte telegrafirt, er beharre bei seiner Anschauung, die Hauptfigur müsse stehend sein, Koloman Tisza warf die Frage auf, ob man einem Künstler, der sich wiederholt schwankend zeigte, der, obgleich er mit der sitzenden Figur den Preis errungen, doch eine stehende ausführen wollte und nun wieder für die sitzende mit demselben Eifer eintrete, wie früher für die stehende, ob man einem solchen Manne mit Beruhigung eine so grosse künstlerische Aufgabe überantworten könne? Man zerstreute die Befürchtungen des Ministerpräsidenten, indem man darauf hinwies, dass der Künstler nur durch seine grosse Gewissenhaftigkeit zu solchen Zweifeln angeregt wurde, und die Sitzung schloss unter vollster Uebereinstimmung der Commission mit dem Bildhauer.

Volle drei Jahre arbeitete ADOLF HUSZÁR mit unermüdlichem Eifer und es gelang ihm, die Hauptfigur bis zur Gussbereitschaft und die allegorischen Gruppen fast vollständig zu vollenden. Da entriss ihn im Januar 1885 der unerbittliche Tod urplötzlich aus der Reihe der Lebenden und in der Vollkraft des Lebens, in der Blüte des Mannesalters musste ADOLF HUSZÁR, der noch so Vieles schaffen wollte und noch so Grosses hätte leisten können, in jenes Reich ziehen, aus dessen Bezirk noch kein Wanderer zurückgekehrt. Die Trauer über das Hinscheiden des lebensfrohen, kraftstrotzenden Mannes war eine allgemeine und man bedauerte ihn umsomehr, als er in die Vollendung des Deák-Monumentes seine ganze Ambition gesetzt hatte. Vom Eötvös-Denkmal zum Standbild Petőfi's hatte HUSZÁR einen grossen Schritt nach vorwärts getan, mit dem Deák-Denkmal wollte er beweisen, dass er unentwegt nach weiterer Vollendung ringe. Die Ausführung der noch unfertigen Teile des Denkmals wurde unter der Leitung des hochbegabten Bildhauers ALOIS STROBL, den treuen Mitarbeitern Huszár's, den Herrn KESZLER und MAYER übergeben, so dass man ohne Bangen der Vollendung des Ganzen entgegensehen konnte. Auch der Guss des in Bronce ausgeführten Denkmals konnte in Budapest ausgeführt werden, da die Schlick'sche Eisengiesserei-Actien-Gesellschaft eine grossangelegte Erzgiesserei angelegt hat, die in der Tat die ihr zuteil gewordene schwierige Aufgabe zu vollster Zufriedenheit bewältigt hat. Das ist die Geschichte des Deák-Monumentes, deren eingehendere, auf authentischen Daten basirende Darlegung nicht überflüssig erscheint, wenn man den richtigen Standpunkt zur Beurteilung dieses Werkes gewinnen will.

Am 29. September, am Tage der feierlichen Eröffnung des ersten fünfjährigen Reichstages, wurde das Monument enthüllt. Es war eine Feier von seltenem Glanze. Der König und mehrere Mitglieder des Hofes, einige Vertreter der auswärtigen Mächte, sowie alles, was in Ungarn Rang und Namen hat, waren erschienen. Aus den entlegensten Comitaten selbst waren Deputationen gekommen und die herrlichen Kränze, welche sie als Zeichen der Verehrung für Franz Deák mitgebracht hatten, waren rings um den Sockel niedergelegt. Es war ein erhabener Moment, als die Hülle von dem Denkmal fiel und dasselbe von den Strahlen der Sonne beleuchtet in seiner imponirenden Grösse dastand. Das Deák-Monument erhebt sich auf einem der schönsten und stolzesten Plätze der Hauptstadt, inmitten eines Parkes, von dem aus der Blick auf den Palast der Akademie, auf die Kettenbrücke und die Ofner Königsburg fällt. Diesem Parke gegenüber, doch durch den breiten Kern des Franz Josefsplatzes von ihm geschieden, befindet sich ein anderer, dessen Mittelpunkt die Széchenyi-Statue bildet, so dass die beiden grössten Gestalten des modernen Ungarn, die beiden Männer, denen wir den Eintritt in die Reihe der europäischen Culturstaaten am meisten zu danken haben, sich hier in freundlicher Nachbarschaft erheben. Geht man die Donau-

zeile entlang weiter am Eötvös- und am Petőfi-Monument vorüber, so hat man in diesen Denkmälern ein Stück ungarischer, politischer und Culturgeschichte plastisch ausgedrückt.

Die architectonische Grundlage des Deák-Monumentes bildet ein von Professor ALBERT SCHICKEDANZ in den edelsten Proportionen aufgeführtes reichgegliedertes Postament das von vier toskanischen Säulen flankirt wird und als Ornament blos Triglyphen am Fries des obersten Simses trägt. Zur Aufnahme der allegorischen Figuren dienen vier Vorsprünge, die trotz ihrer selbstständigen Gestaltung doch mit dem Ganzen organisch zusammenhängen. Das Monument trägt keine andere Inschrift, als am obersten Sims der Vorderfronte den Namen: «Deák Ferencz». Auf diesem Unterbau aus Syenit und Porhpyr befindet sich in einem reichdecorirten mächtigen Lehnstuhl sitzend die Hauptfigur des Monumentes. Ein wenig nach rückwärts gelehnt, das linke Bein mässig zurückgezogen, das rechte mehr nach vorn gewendet, die Arme auf den Lehnen des Stuhles, sehen wir Franz Deák, den sinnenden Blick in die Ferne lenkend. Das mächtige Haupt mit der festmodellirten Stirne, den buschigen Augenbrauen und dem dichten Schnurrbarte hat der Künstler wohlgetroffen, wenn man auch den allzuernsten Zug des Antlitzes gern von jenem Lächeln, das Deák's Lippen so oft umspielte, gemildert und erhellt sehen möchte. Der Leib selbst wirkt in seiner Massenhaftigkeit ein wenig drückend; hier war der Künstler nicht stark genug, in die schwere Erzmasse Leben zu hauchen. Doch ist die Haltung ruhig und sicher und von der genügenden Entfernung aus erscheint das Ganze von imponirender Grösse. Besonders, wenn man vom Kettenbrückenkopfe aus den Blick hinwendet, sieht man, dass das Denkmal den Riesenplatz beherrscht und in der Hauptsilhouette voll charakteristischer Kraft ist.

Der Sockel ist an allen vier Seiten mit allegorischen Figuren geschmückt. An der Vorderfronte erhebt sich die Gestalt der Gerechtigkeit mit der Waage in der Hand und dem Gesetzbuche unter dem Arme. Das gekrönte Haupt zeigt keine verbundenen Augen, wie dies sonst bei den Allegorien der Justitia der Fall zu sein pflegt, sondern einen ernsten, strengen Blick. Man könnte sich diese Figur auch idealer, die Draperie trefflicher denken, doch ist darum der Eindruck kein unvorteilhafter. Weit gelungener und lebensvoller ist die an der Rückseite des Denkmals befindliche Gruppe der Vaterlandsliebe. Hier hat HUSZÁR's Talent wahrhaft Poetisches geschaffen. Eine junge Mutter hält ihr Kindlein auf dem Arme und scheint demselben die Bedeutung des ungarischen Landeswappens zu erklären, nach welchem das Bambino mit Begierde greifen will. Die weibliche Gestalt ist voll Liebreiz und hat einen echt ungarischen Gesichtsausdruck. Der Donau zugewendet ist die bedeutendste Gruppe des Denkmals, die Allegorie des Ausgleiches mit Oesterreich. Diese Gruppe kann man ein Werk für sich nennen und sie wird auch als solches vor dem strengen Richterstuhle der

Kritik bestehen. Wir sehen einen an die besten Gestalten der Antike gemahnenden Greis mit einem Eichenkranze auf dem Haupte. Segnend erhebt er die Hände über die zwei Knaben, die Hand in Hand dastehen, der Eine das Wappen Oesterreichs, der Andere das ungarische haltend. Eine Gruppe voll Harmonie in den Linien, voll leichter Verständlichkeit im Ausdruck. Dieser gegenüber befindet sich die Gruppe der Volksaufklärung, die der Künstler folgendermassen gebildet hat: Eine Frauengestalt in ungarischer Gewandung hält auf den Knieen ein aufgeschlagenes Buch, aus dem ein Knabe liest, während ein Kind sich zum Schosse der Frau erhebt, um ebenfalls einen Blick in das Buch zu werfen. Diese Gruppe ist nicht so selbstredend, wie die übrigen, doch gebricht es auch ihr nicht an plastischer Kraft.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Deák-Monument die bisher bedeutendste Leistung der ungarischen Plastik ist, die mit diesem Werke ein schönes Zeugniss von ihrem Können abgelegt hat. Man mag über Einzelheiten seine kritischen Einwendungen machen, im Ganzen muss man zugestehen, dass das Denkmal nicht nur als Verkörperung der mächtigen historischen Erscheinung Deák's, sondern auch als Kunstwerk zu befriedigen vermag und dass es nach beiden Richtungen hin ein ehrend Denkmal für das Ungarn unserer Tage bleiben wird.

Dr. Sigm. Sonnenfeld.

DAS JUBILÄUM DES NATIONALTHEATERS.

Am 22. September d. J. feierte das ungarische Nationaltheater in Budapest seinen fünfzigsten Geburtstag: am 22. August *) 1837 wurde dies erste stabile ungarische Theater eröffnet, welches nicht nur in der Geschichte der ungarischen Schauspielkunst, sondern auch in der Entwickelung der dramatischen Dichtung und der literarischen Kritik eine Epoche bezeichnet. Zunächst allerdings war das neue Haus für Dramendichter und Schauspieler von epochaler Bedeutung, denn es befreite jene wie diese von dem Elende des Nomadentums und ermöglichte Ziele und Leistungen, an welche nicht zu denken war, so lange die ungarische Thalia, meist unter grosser Begeisterung aber bei geringer tatkräftiger Teilnahme des Publikums, von Ort zu Ort wandern und bei den stabilen deutschen Theatern um oft widerwillig gewährte, nicht selten barsch verweigerte Gastfreundschaft betteln musste. Die dramatischen Dichter wie die darstellenden Künstler konnten erst Bedeutenderes leisten, als sie von Not und Elend befreit, mit ruhigerem Gemüt einzig

*) Da dieser Tag in die Ferien fiel, wurde die Feier einen Monat später abgehalten.

der Kunst zu leben und aus dem ständigen Verkehr mit einem sympathisch gestimmten Publikum dauernde Anregung zu schöpfen vermochten. Dass diesbezüglich von dem Publikum der Hauptstadt mehr zu erwarten war, als von den wenigen «Kunstfreunden» in den Mittelpunkten der Comitate, vor denen die ungarischen Schauspieler bisher in der Regel gespielt, das liegt auf der Hand, und sogar die schon Jahrzehnte früher gelungene Errichtung eines stabilen Theaters in Klausenburg erscheint deshalb als untergeordnetes Moment neben der Schöpfung des ungarischen Nationaltheaters in Budapest.

An Vorarbeiten zu dieser letzteren fehlte es nicht. Es gab wandernde Schauspieler-Truppen in grosser Zahl, bei denen sich, trotz der Ungunst der Verhältnisse, darstellende Kräfte von hervorragender Begabung und schöner Zukunft entwickelt hatten. Auch durfte bereits von einem ungarischen Repertoir gesprochen werden, in welchem zwar die Originalstücke von bleibendem Wert (Josef Katona's «Bánkbán» und Karl Kisfaludy's Schau- und Lustspiele) in etwas bescheidener Anzahl vertreten waren, das aber immerhin in Bearbeitungen und Uebersetzungen fremder, besonders deutscher Dramen und Singspiele, geeignet war, den nichts weniger als hochgespannten Ansprüchen der unmittelbaren Gegenwart, den unaufschiebbaren Forderungen des Tages zu genügen. Aber weder dies Repertoir, noch jene darstellenden Kräfte vermochten einer geistigen Entwickelung zu dienen, so lange der Kunst ein stabiles würdiges Heim, ein verständnissvoll anregendes Publikum fehlte.

Besonders unter dem weckenden und fördernden Einflusse der Juli-Revolution brach sich die Einsicht stets mehr Bahn und eroberte sich immer weitere Kreise der Nation, dass der vereinigten Kunst des Dramatikers und des Schauspielers in der Hauptstadt Ungarns ein stabiler Tempel errichtet werden müsse. Politische und nationale Gesichtspunkte, welche mit dem Aufschwung des ungarischen Lebens und der ungarischen Literatur seit dem denkwürdigen Reichstage von 1825 zusammenhingen, traten hiebei in den Vordergrund, der Gedanke an die Zerstreuung und Unterhaltung des Publikums kam als untergeordnet und unwürdig gar nicht zur Geltung. Journale und Flugschriften bemächtigten sich dieser Idee und verfochten dieselbe mit edler patriotischer Wärme, aber allerdings nicht gerade mit grosser Klarheit, noch weniger mit dem nötigen practischen Sinn. Man war sich der Notwendigkeit des geplanten Institutes in tiefster Seele bewusst, aber über die Mittel und Wege seiner Realisirung gingen die Ansichten weit auseinander und tappten meist im Dunkeln. Um die Anschauungen auch diesbezüglich zu klären, schrieb die ungarische Akademie, welche in allen literarischen und culturellen Angelegenheiten immer mehr die Führerrolle übernahm, im Jahre 1833 die Preisfrage aus: «Wie wäre in Budapest ein stabiles ungarisches Theater zu errichten?» Den Preis gewann der edle, um alle Richtungen

und Tendenzen unseres nationalen Lebens hochverdiente Andreas Fáy, der das geplante Theater als Landes-Institut errichtet und erhalten wissen wollte.

Bevor aber noch Fáy mit seinen Ideen hervorgetreten war, hatte die practische Bemühung um die Errichtung des Theaters bereits einen mächtigen Patron gewonnen. Es war dies das Pester Comitat, welches sich der Sache mit Energie widmete und wie wir gleich betonen wollen, dieselbe auch zum Ziele führte. Das Comitat entsendete eine Theater-Commission, deren eifrigstes Mitglied der Gründer der ungarischen Akademie, Graf Stefan Széchenyi war. Mit dem ihm eigenen Feuereifer trat er an die Spitze dieser Commission und veröffentlichte zunächst eine Flugschrift: «Ueber das ungarische Theater, an die Stände des Pester Comitates, welche das neue Institut in grossartigstem Massstabe plante, die Errichtung desselben auf 400 Actien zu 500 Gulden basiren wollte und die Ansicht verfocht, dass das Gebäude am oberen Donauufer zu errichten wäre. Schon 1833 hatte er den ins Auge gefassten Bauplatz vom Palatin zugesprochen erhalten und nun galt es, seiner Ueberzeugung nach, das Baucapital auf dem Wege öffentlicher Sammlungen im ganzen Lande aufzubringen. Széchenyi war sich im Klaren darüber, dass auf diesem Wege der gewünschte Erfolg wohl nur nach langen Jahren zu erwarten war; er war jedoch geneigt, lieber später zum Ziele zu gelangen, wenn nur dies Ziel, ein Prachtbau auf Landeskosten, tatsächlich erreicht würde. Einen bedeutenden Mitarbeiter für die Realisirung dieser seiner Idee fand er in dem Grafen Aurel Dessewffy, der die culturelle Mission des geplanten Institutes und die Bedeutung desselben für die Förderung der nationalen Bildung und des nationalen Geschmackes nicht müde wurde, in zahlreichen Artikeln zu erörtern und diesen Ideen Anhänger zu werben.

Bei diesem Streben in die Ferne vernachlässigte jedoch Széchenyi auch das Nahe und Nächste nicht. Er setzte es durch, dass der Magistrat der Stadt Ofen, die längst ein stabiles deutsches Theater besass, unter dem Drucke der öffentlichen Meinung sich entschloss, dies Theater auf zwei Jahre einer ungarischen Wandertruppe unentgeltlich zu überlassen. Diese Wandertruppe — sie hatte sich von der Kaschauer Gesellschaft losgetrennt und nannte sich seitdem «Nationale Schauspielergesellschaft» — erschien und spielte nun im deutschen Festungstheater. Das Ofner Publikum war zumeist deutsch, Pest lag nach damaliger Anschauung zu entfernt, um ein ständiges Publikum liefern zu können; die mit Begeisterung aufgenommene Gesellschaft war daher der Gefahr ausgesetzt, in dem gewonnenen ständigen Heim vor leeren Bänken zu spielen und mit dem Hunger zu kämpfen. Széchenyi wusste auch hier Rat, wenigstens für die unmittelbare Gegenwart: er warb Abonnenten und liess im ganzen Lande sammeln, so dass es einige Zeit ganz gut ging und die Ofner Gesellschaft nicht ohne moralische und materielle Erfolge spielte. Sie verdiente übrigens auch durch die Bedeutung ihrer darstellenden

Kräfte die Unterstützung Aller, welche dem ungarischen Theater eine blühende Zukunft zu gründen bestrebt waren. Ausgezeichnete Künstler, wie Bartha, Lendvay, Megyeri, Künstlerinen ersten Ranges, wie besonders Frau Kántor, gehörten dieser Truppe an, welche ihre Vorstellungen am 7. Juli 1833 mit dem Schauspiel «Stefan Bocskai» eröffnete und unter der Leitung Andreas Fáy's und Gabriel Döbrentei's auch höher gespannten Anforderungen zu genügen vermochte. Diese Truppe war es denn auch, welche vier Jahre später in das neugegründete Pester Nationaltheater einzog und den ausgezeichneten Kern der ersten stabilen ungarischen Schauspieler-Gesellschaft bildete. Bis dahin hatten freilich auch diese vorläufig günstig situirten Jünger der heimatlichen ungarischen Thalia noch viel Ungemach zu leiden und wiederholt mit bitterer Not zu kämpfen.

Aber Széchenyi konnte das Terrain auf die Dauer nicht behaupten, die Ungeduld der Zeitgenossen vermochte seinen weitsichtigen Bestrebungen nicht zu folgen. Allgemein befürchtete man, die Angelegenheit würde unter seiner Leitung verschleppt und könnte schliesslich vollständig versumpfen. Das neue stabile Theater sollte lieber etwas bescheidener sein, als der grosse Reformer es plante, aber es sollte sobald als möglich zu Stande kommen. Stets mächtiger und lauter wurde die Agitation in diesem Sinne betrieben, stets zahlreicher wurde die Partei der Ungeduldigen, welche zu raschem Handeln drängten. Sie musste den Sieg erringen, sobald es ihr gelang, einen geeigneten Führer zu gewinnen, und sie gewann diesen Führer in Gabriel Földváry, dem trefflichen Vicegespan des Pester Comitates, der, einmal an die Spitze der Bewegung getreten, mit rastloser Tätigkeit, unbeirrt durch die Befürchtungen und Einwendungen der Gegner, an die Realisirung der Idee, das neue Theater sobald als möglich errichtet zu sehen, ging. Zu diesem Zwecke erwarb er von dem Fürsten Anton Grassalkovich unentgeltlich einen Bauplatz auf der Kerepeserstrasse, — die damals allerdings stark am Ende der Stadt lag, aber trotz den teilweise heftigen Einwendungen der Széchenyi'schen Partei für geeignet befunden wurde — und liess sofort durch das Pester Comitat den Bau des Theaters beschliessen und eine Baucommission ernennen. Aus den Sammlungen im Lande war bereits eine ansehnliche Summe eingelaufen; auf Betreiben Földváry's spendete der Pester Magistrat 15,000 fl., lieferte der Adel des Comitats Baumaterialien, stellten die Grafen Nicolaus Keglevich und Georg Andrássy die gusseisernen Bestandteile des Baues bei. Bald war auch der Bauplan fertig, der sofort bestätigt wurde. Schon am 26. September 1835 begann der Bau, und zwar, wie vorauszusehen war, unter allgemeinster Begeisterung, und der 1. October, als man das Fundament auszuheben begann, gestaltete sich zu einem wahren Feste, an welchem das gebildete Publikum der Hauptstadt in grossen Schaaren teilnahm.

Indess hatte der Ofner Magistrat gleichzeitig der ungarischen Wander-

truppe, die im Festungstheater spielte, das Haus, nach Ablauf der ersten zweijährigen Frist, neuerdings auf weitere drei Jahre unentgeltlich überlassen, und es war demnach Hoffnung vorhanden, die treffliche Gesellschaft, welche inzwischen in Gabriel Egressy, Ludwig Fáncsy, Rosa Laborfalvi (der späteren Frau Jókai) ausgezeichnete neue Kräfte gewonnen hatte, würde bis zur Eröffnung des neuen Theaters fortspielen und ihre Wirksamkeit im Pester Nationaltheater unmittelbar fortsetzen können. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eitel. Das Ofner Publikum, das im Ganzen nichts weniger als zahlreich war, besuchte nur spärlich die Vorstellungen und die Einwohner Pest's wurden bald durch die Aushebung der Schiffbrücke von dem Besuch des Festungstheaters abgeschnitten. Not und Elend pochten auch an das unentgeltlich überlassene Heim und schliesslich war die Gesellschaft genötigt, sich am 19. März 1837 aufzulösen. Wie schmerzlich musste den trefflichen Künstlern gerade jetzt der Abschied sein, da das neue Theater bereits mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegenging! Schon am 5. August 1836 konnte das Gleichenfest gefeiert werden, an welchem sich eben auch die Mitglieder des Festungstheaters vollzählig beteiligt hatten. Das war ein wahres Nationalfest gewesen. Alle Kreise der Bevölkerung, Aristokraten und Bürger, Schriftsteller und Künstler waren erschienen, um das kaum Glaubliche, das so lange als unmöglich und unerreichbar Gedachte mit eigenen Augen zu sehen. Der Bauleiter begrüsste die Anwesenden in Versen, in welchen er die Nation, den König und die Künstler und Künstlerinnen hochleben liess, die nach so mancher harten Prüfung in dem neuen Tempel Thaliens ein bequemes und ruhiges Heim finden sollten. Auf dies Poëm antwortete Gabriel Földváry in begeisterter Rede und übergab die von der Ofner Schauspielerin Frau Bartha gestickte seidene Fahne dem Bauleiter, der dieselbe unter den enthusiastischen Zurufen der versammelten Volksmenge auf die Zinne des Baues pflanzte, indess die Ofner Gesellschaft die Nationalhymne sang. Und nur ein halbes Jahr nach diesem nationalen Jubelfeste musste sich die Ofner Truppe auflösen, da Not und Entbehrungen aller Art die Fortsetzung der Vorstellungen im Festungstheater unmöglich gemacht hatten. Zur Abschiedsvorstellung am 19. März 1837 war das Theater bis auf das letzte Plätzchen besetzt und eine andachtsvolle Stimmung herrschte im Hause. Am Schlusse richtete der Schauspieler Ludwig Fáncsy einige Worte des Abschiedes an die Anwesenden, wurde aber dergestalt von Rührung übermannt, dass er seine Rede nicht zu vollenden vermochte, sondern in lautes Schluchzen ausbrach. Das Publikum verstand *diese* Sprache; alles stürzte mit nassen Augen auf die Bühne und die lauten und begeisterten Versicherungen baldigen Wiedersehens übertönten die Ausdrücke des augenblicklichen Leides.

Indess schritt der Pester Bau rasch vorwärts; das Comitat hatte den 1. August 1837 als Tag der Eröffnung bestimmt; schon war der gefeiertste Dichter der Nation, Michael Vörösmarty, beauftragt, einen Prolog zu ver-

fassen, und auf die Directorstelle war bereits der Concurs ausgeschrieben. Aber die Existenz und Zukunft des Theaters sollte auf möglichst sichere Grundlagen gebaut werden; deshalb beschloss das Pester Comitat am 8. Mai 1837 eine Actien-Gesellschaft zu gründen, welche auf eigenen Nutzen verzichten und nur die Sicherstellung des neuen Institutes garantiren sollte. Die Actien-Gesellschaft kam sofort zu Stande; das Stammcapital von 50,000 fl. W. W., das in drei Jahren zurückgezahlt werden sollte, war schnell gezeichnet, was auch auf die Förderung des Baues, der nun noch rascher vorwärts ging, von günstigster Wirkung war.

Schon musste an die Vorstellungen gedacht und die Eröffnung des Institutes vorbereitet werden. Die Actien-Gesellschaft ernannte am 27. Juli 1837 den begabten und vielseitig gebildeten Kritiker Josef Bajza, einen der besten Männer jener Tage, zum Director des Dramas und der Oper, den Schriftsteller Gabriel Mátrai, einen Mann von tüchtiger musikalischer Bildung, zum Musikdirector, und zum Secretär den jungen Eduard Szigligeti, den fruchtbaren Dramatiker, der bald die Hauptstütze des Repertoirs im neuen Hause sein sollte.

Endlich, für die zahlreichen Skeptiker und Pessimisten viel zu früh, am 22. August 1837 wurde das Theater eröffnet. Es war ein nationaler Festtag, wie die Nation in jenen Jahren nur wenige erlebt und gefeiert hat. Nicht nur das hübsche Theatergebäude selbst prangte in festlichem Grün und buntem Fahnenschmuck; alle öffentlichen Gebäude Pests und Ofens, ganze Gassen waren mit Kränzen und Fahnen geschmückt. Eine wahre Völkerwanderung strömte aus allen Gegenden des Landes nach Pest, wohin die Deputationen der einzelnen Comitate schon vor Wochen gelangt waren, um Quartier zu finden. Das Haus war selbstverständlich bis auf das letzte Plätzchen gefüllt und wenigstens ebenso viele, als Eingang gefunden, mussten Raummangels wegen abgewiesen werden.

Das Programm des Eröffnungsabends war übrigens nicht gerade tadellos, was jedoch die schrankenlose Begeisterung des versammelten Publikums kaum bemerkte. Die Vorstellung wurde durch ein «lebendes Bild» eingeleitet: Sämmtliche Künstler im Halbkreis vor dem reichgeschmückten Altar Thaliens, — während eine sonore Stimme im Hintergrunde den Prolog vortrug. Frenetischer Beifall lohnte schon dieses erste Tableau und ein förmlicher Blumenregen überschüttete vom Schauplatze aus die Bühne und die Darsteller. Dem Prolog folgte eine Ouverture: «Thalia's Sieg über das Vorurteil» vom Capellmeister Josef Heinich. Die dritte Nummer des Programms war Vörösmarty's Festspiel: «Árpád's Erwachen», welches, reich an nationalen Ideen und vorzüglich declamirt, eine durchschlagende Wirkung tat. Den Abend beschloss Eduard von Schenk's Trauerspiel «Belisar» (übersetzt von Johann Kiss), — an dessen Stelle man wohl nicht ganz mit Unrecht ein nationales Originalstück gewünscht hätte. Alle Mitwirkenden, auch Michael

Vörösmarty und vor Allem Gabriel Földváry, dessen Energie und rastlose Tätigkeit das kaum Glaubliche zu realisiren vermocht hatte, wurden mit Beifall bedacht, — die Begeisterung war eine allgemeine.

Allerdings hatte auch das neue Kunstinstitut mit den Schwierigkeiten und Hindernissen jedes Anfanges zu kämpfen. Streitigkeiten innerhalb der Direction, der Direction und der Schauspieler, der letzteren untereinander, böswillige Richtungen in der Presse und im Publikum, materielle Verlegenheiten und künstlerische Irrtümer, — sie blieben auch dem ungarischen Nationaltheater nicht erspart; aber schliesslich siegte der nationale Gedanke und die künstlerische Tendenz über alle Gegner und das halbe Jahrhundert, auf welches die erste Bühne Ungarns heute zurückzublicken vermag, ist eine Periode reicher, bleibender Wirksamkeit und ausserordentlicher Erfolge, welche die Voraussicht und Hoffnungen seiner Gründer vollauf bewährt: das Budapester ungarische Theater ist in der Tat ein Hauptfactor der nationalen und künstlerischen Wiedergeburt des ungarischen Volkes geworden und ist dies geblieben bis auf den heutigen Tag.

GUSTAV HEINRICH.

DAS UNGARISCHE NATIONALTHEATER 1837—1887.*)

Der Beginn der ungarischen Schauspielkunst und Dramen-Literatur bedeutet nicht den Höhepunkt einer entwickelten lyrischen und epischen Literatur, wie bei anderen Nationen. Plötzlich ist sie entstanden, ohne Uebergänge, ohne Traditionen. Nicht die Begeisterung für Poesie und Kunst hat sie geschaffen, sondern das erwachte nationale Gefühl, der mächtig auflodernde Sinn für die Pflege der ungarischen Sprache, für die berechtigte Herrschaft der ungarischen Nationalität. Unsere ersten Schauspieler, Ladislaus Kelemen und Genossen, wurden nicht durch die künstlerische, sondern durch die nationale Begeisterung auf die Bühne geführt. Einer Original-Literatur entbehrend, mit Uebersetzungen fremder, zumeist deutscher Bühnenwerke ihr künstlerisches Dasein fristend, strebten sie hauptsächlich dahin, dass auch sie die Stücke so aufführen, wie die deutschen Schauspieler.

Nach mannigfachem Ungemach löste die erste ungarische Schauspiel-Gesellschaft sich wieder auf; allein der ausgestreute Samen ging nicht verloren. An mehreren Orten des Landes entstanden neuere Gesellschaften; in Pest haben solche Truppen wiederholt ihr Glück versucht, mussten jedoch über kurz oder lang wieder zum Wanderstabe greifen, hauptsächlich deshalb, weil sie keinen ständigen Ort für ihre Vorstellungen gewinnen konnten. So

*) Aus dem Octoberhefte der Monatsschrift »Magyar Salon« (Ungarischer Salon).

versuchte die Stuhlweissenburger Gesellschaft mit den Stücken Carl Kisfaludy's («Die Tataren in Ungarn» — «Stibor» — «Ilka») in der Hauptstadt Fuss zu fassen. Allein alle diese Versuche scheiterten an dem Gleichmut der Behörden und der fremdsprachigen Bevölkerung. Klausenburg, Miskolcz, Stuhlweissenburg, Debreczin, Grosswardein, Szegedin bauten ständige Theater oder waren doch bestrebt, die fahrenden Künstler festzuhalten. Kaschau übergab sein deutsches Theater einer ungarischen Schauspieler-Gesellschaft und von da kam in den dreissiger Jahren jene Gesellschaft nach Ofen, die unter mannigfachen Kämpfen siegreich die Concurrenz gegen die berühmten deutschen Schauspieler bestand und endlich den Entschluss herbeiführte, in Pest ein ständiges ungarisches Theater zu errichten.

In diesem Jahrzehnte hindurch währenden Kampfe war das Pester Comitat der vornehmste Vertreter der nationalen Bestrebungen und der erste Protector des ungarischen Schauspielwesens. Dem Pester Comitat haben wir das Nationaltheater zu verdanken; Vicegespan Gabriel Földváry hat sich unvergängliche Verdienste um die Gründung desselben erworben. Aber unvergessen sind auch die Verdienste der Schauspieler-Gesellschaft, welche nicht nur die Concurrenz mit der in einem schönen Theater wirkenden deutschen Gesellschaft bestand, sondern auch zu der Hoffnung berechtigte, dass sie in einem, in Pest zu erbauenden ständigen Theater den Sieg davontragen werde. Dieser Hoffnung hat sie auch entsprochen. Megyeri, Egressy, Fáncsy, Szentpétery, Rosa Laborfalvy, das Ehepaar Lendvay, Bartha, László, Telepi, Udvarhelyi, Szilágyi erhoben das Theater auf ein solches künstlerisches Niveau, dass der 1841er Pressburger Reichstag dasselbe als Nationaltheater der Leitung einer Landes-Commission unterstellte. Der künstlerische Ruhm dieser Gesellschaft füllt das erste Jahrzehnt der Geschichte des Nationaltheaters aus. Nie haben seither an dieser Bühne so viele vorzügliche Kräfte gleichzeitig gewirkt. Unter der Einwirkung ihrer Kunst reifte das dramaturgische Talent Szigligeti's und umgekehrt hatten diese Künstler seiner fruchtbaren Feder so manchen schönen Erfolg zu danken. Die Akademie der Wissenschaften versorgte die Gesellschaft mit geschmackvoll übersetzten und prämiirten Original-Bühnenwerken und unterstützte das Theater auch materiell, indem sie ständig eine Loge abonnirte.

Zu Beginn der vierziger Jahre legte Szigligeti durch seine Volksstücke den Grund zu einer selbstständigen, nationalen Richtung der ungarischen Dramenliteratur. Als hervorragende Vertreter dieser Kunstgattung sind zu nennen: Füredi, der Held der Volkslieder, und Réthy, der vorzügliche Darsteller der Volkstypen. Im Gefolge Kisfaludy's, Vörösmarty's, Lorenz Tóth's, Andreas Gaál's, Paul Kovács' entstand eine ganze Generation von Dramaturgen: Vahot, Czakó, Ignaz Nagy, Ludwig Kuthy, Szigethy, Degré. Das Jahr 1848 hat viele erhebende Scenen in den Räumen des Nationaltheaters gesehen, bis endlich in den Tagen der Selbstverteidigung auch die Künstler zu

den Waffen griffen. Die Vorstellungen wurden zwar nicht unterbrochen, doch war natürlicherweise das Cassenresultat ein geringes. Inter arma silent Musae. Im Jahre 1849 wurde im Nationaltheater deutsch gespielt. In den fünfziger Jahren war das Nationaltheater soznsagen die letzte Zuflucht des nationalen Gedankens und der teuren Muttersprache. Die Dramenliteratur, die sich um Szigligeti gruppirte, entwickelte eine grosse Fruchtbarkeit. Nebst den Volksstücken waren die historischen Dramen am meisten en vogue. In jene Zeit fällt das Auftreten Jókai's, Dobsa's, Kövér's, Koloman Tóth's, Hegedüs', Berényi's in der Dramenliteratur.

Dagegen hatte sich mittlerweile die Gruppe der Schauspieler, die in den vierziger Jahren glänzten, sehr gelichtet. Megyeri verliess seine Genossen bereits im Jahre 1842; die Uebrigen ragen noch in die fünfziger Jahre hinein; da aber verschwinden der Reihe nach Frau und Herr Lendvay, Bartha, Szentpétery, Fáncsy, László, Udvarhelyi, Telepi, Szilágyi vom Schauplatze; sie geben einer neueren Generation Raum, deren Cadre Josef Szigeti, Szerdahelyi, Feleki, Lendvay jun., Frau Szatmáry, Ida Komlóssy, Frau Bulyovszky (die noch in diesem Jahrzehnte in den Dienst der deutschen Muse trat), Flora Munkácsy und Ilka Fáncsy, Josef Tóth und Réthy bildeten; sie schlossen sich den noch activen Grössen der alten Garde: Frau Rosa Jókai-Laborfalvy und Egressy an. Das war die zweite Generation des Nationaltheaters.

Besonders erwähnt werden muss die Lerche der Nation, Frau Lina Hegedüs-Bodenburg, die einem wahren Meteor gleich am Himmel unserer dramatischen Kunst auftauchte und wieder verschwand; besonders erwähnt nicht deshalb allein, weil sie unsere erste, wahrhaft künstlerische Volkslieder-Sängerin war, sondern auch ihres tiefergreifenden Schicksals wegen, welches sie vom Zenith eines einjährigen Ruhmes in's Grab hinab riss, wohin sie binnen sehr kurzer Zeit ihr Kind zusammt ihrem Gatten mit sich nahm.

Dieses Jahrzehnt zeigt grosse sociale Umgestaltungen im öffentlichen Leben Ungarns, deren Einwirkung sich auch auf die Schauspielkunst erstreckte. Die stille Periode schuf zwischen den verschiedenen, im Geschmack von einander gar sehr abweichenden Classen der Gesellschaft gemeinsame Berührungspunkte, zu denen vor Allem auch das Theater gehörte. Die Aristokratie hatte sich bisher der ungarischen Schauspielkunst und dem Nationaltheater gegenüber völlig indifferent verhalten; in den fünfziger Jahren dagegen wurden die Logen von den vornehmsten Familien des Landes gemietet. Ihrem Beispiele folgte alsbald die gesammte bürgerliche Gesellschaft. Wenn in dieser Periode gleichwohl Krisen eintraten, so ist die Ursache derselben nicht mehr in der Teilnahmlosigkeit des Publikums, sondern vielmehr in der schwachen oder verständnisslosen Leitung zu suchen, von welcher zu jener Zeit die Einflussnahme der Künstler selbst ganz und gar ausgeschlossen war.

Einen glänzenden Beweis seines Interesses und Wohlwollens für das ungarische Schauspiel gab unser Hochadel dadurch, dass er zum Behufe der Beseitigung der permanent gewordenen materiellen Krisen einen Betrag von nahezu anderthalb Millionen Gulden subscribirte. Allerdings hatte diese Begeisterung auch eine gewisse politische Spitze. Der Betrag ist der Schwierigkeiten wegen, welche die politische Oberbehörde in Sachen der Verwaltung dieser Gelder erhob, nicht eingeflossen; aber immerhin ergab die Action einen Fond von 300,000 Gulden, deren Zinsen dem Nationaltheater noch heutigen Tages eine jährliche Subvention von 10,000 Gulden sichern. Die Sammlung ist das Verdienst des weil. Grafen Georg Károlyi und das Ministerium des Innern verwaltet den Fond heute noch unter dem Titel «Graf Károlyi-Stiftung».

Mit den sechziger Jahren kam die Epoche des nationalen Wiedererwachens. Das Provisorium nach dem resultatlos gebliebenen 1861er Reichstage brachte keine wesentlichen Veränderungen in den inneren Verhältnissen des Nationaltheaters hervor. Szigligeti übernahm als alleiniger Regisseur unter verschiedenen Intendanten die Leitung des Instituts. Nebst seiner ununterbrochenen literarischen Tätigkeit — in welcher sich abermals einige neue Talente: Rákosi, schon damals der Führer einer jungen Schriftsteller-Generation, Berczik, Karl Szász, Anton Zichy, Karl Éjszaki, Karl P. Szathmáry, Alexander Balázs u. A. um ihn gruppirten — wendete er seine hauptsächlichste Sorge der Ergänzung des dramatischen Personals zu. Seit dem Beginne dieses Jahrzehnts gehört Cornelie Prielle definitiv und seither dauernd dem Verbande des Nationaltheaters an; die zweite Generation des Instituts verstärkte sich um dieselbe Zeit durch die Mitglieder Náday, Benedek, Frau Ida Szilágyi-Harmath (die nach vierjähriger Tätigkeit in früher Jugend verstarb), das Ehepaar Paulay, Komáromi, Tamási, Frau Rosa Niczky-Szöllősi, Anna und Jolántha Szigligeti, Marie Hirtling, Emerich Szigeti.

Das bedeutsamste Ereigniss dieses Jahrzehntes ist, dass Se. Majestät der König das Nationaltheater der allerhöchsten Patronanz und Unterstützung würdigte. Der König liess sich über die künstlerische und materielle Situation des Instituts Bericht erstatten und wies sodann zur Anschaffung neuer Bühneneinrichtungen ein- für allemal 60,000 fl., ferner eine jährliche Subvention von gleichfalls 60,000 fl. an, welch' letztere im Laufe der Jahre je nach Bedarf stetig erhöht wurde und heute 210,000 fl. beträgt, wovon 160,000 fl. für die Oper, die restlichen 50,000 fl. aber für das Nationaltheater bestimmt sind. Das politische Provisorium zu Anfang der sechziger Jahre brachte für das Nationaltheater überaus ungünstige Zustände, und es darf kühn behauptet werden, dass ohne diesen Act der königlichen Munificenz der materielle Zusammenbruch des Instituts damals unvermeidlich gewesen wäre. Und noch segensreicher als diese materielle Beihilfe wurde für das National-

theater die moralische Unterstützung, welche Ihre Majestäten der König und die Königin zu jener Zeit bei jeder Anwesenheit des Hofes in der Hauptstadt durch häufigen, fast könnte man sagen regelmässigen Besuch der Vorstellungen dem Institute angedeihen liessen.

Und noch ein für die Geschichte des Nationaltheaters hochwichtiges Ereigniss fällt in die ersten sechziger Jahre: Am 1. Jänner 1864 wurde auf Befehl des Königs die ungarische Theaterschule eröffnet, eine Anstalt, deren unbedingte Notwendigkeit schon Stefan Széchenyi, nachmals Gabriel Egressy und fortwährend alle Kunstverständigen der Nation immer wieder mit so vielem Nachdruck betont hatten. Se. Majestät betraute den Grafen Leo Festetich mit der Organisirung und der Direction der Schule. Dieser Anstalt verdanken zwei Drittel des heutigen Personals des Nationaltheaters ihre künstlerische Ausbildung.

In den Jahren 1862—1869 war Samuel Radnótfáy Intendant des Nationaltheaters, der seinen Namen durch die Begründung eines Unterstützungsfonds für Witwen und Waisen mittelloser Künstler verewigt hat. Nach seinem Ableben berief der Minister des Innern eine Enquête in Sachen des Nationaltheaters, denn das Princip der parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit erfordert, dass das Institut, welches mit Beihilfe von Landesmitteln erhalten wird, der unmittelbaren Aufsicht des Ministeriums unterstehe. Im Sinne der Vorschläge der Enquête wurde ein, dem Minister des Innern unmittelbar verantwortlicher Director — in der Person des Baron Felix Orczy — ernannt.

Damit beginnt das vierte Decennium der Geschichte des Nationaltheaters. Unmittelbar vorher ging der Verlust dreier der gewaltigsten künstlerischen Kräfte: Gabriel Egressy und Josef Tóth starben, Frau Jókai zog sich von der Bühne zurück, um nur mehr ab und zu in einer oder der anderen ihrer ehemaligen Glanzrollen zu erscheinen. Unter dem wuchtigen Eindruck dieser Verluste trat das Institut in das vierte Jahrzehnt seines Bestandes ein.

Das erste Jahr war überaus günstig, reich an moralischen und materiellen Erfolgen; aber alsbald trat ein Niedergang ein: Verwirrung und Zwistigkeiten im Innern, Zerfahrenheit auf allen Gebieten, Indignation des Publikums, eine Directionskrise und schliesslich ein nahezu zwei Jahre andauerndes Provisorium. Während dieses Provisoriums gelang es dem Ministerialrat Josef Ribáry, der die unmittelbare Oberaufsicht führte und Szigligeti als provisorischen Director zur Seite hatte, allmälig wieder Ordnung zu schaffen. Es wurde eine neuerliche Enquête einberufen, deren Vorschläge dahin gingen, das Institut der Oberleitung eines Intendanten mit zwei Directoren, je einem für das dramatische und das Opernfach zu unterstellen. Diesen Anträgen conform wurden Baron Friedrich Podmaniczky zum Intendanten, Eduard Szigligeti zum dramatischen und administrativen Director

und Dramaturgen, Franz Erkel, nach ihm Johann Richter und endlich Alexander Erkel zu Operndirectoren ernannt.

Als Szigligeti Director wurde, hörte er auf, Dramenschriftsteller zu sein. Sein letztes Werk, welches im Nationaltheater aufgeführt wurde, ist «Valeria». Allein die Zahl der Dramenschriftsteller hat um neue bedeutende Talente zugenommen. In erster Reihe müssen wir Gregor Csiky erwähnen, der mit seiner unermüdlichen Arbeitslust, seinem starken dramatischen Sinn, seinen unerschöpflichen Einfällen und seiner bedeutenden Beobachtungsgabe in die Spuren Szigligeti's trat.

Aus dem kleinen Literatenkreise, welcher sich unter Führung Rákosi's bildete, gingen zwei treffliche Lustspieldichter hervor: der eine ist der so früh dahingeschiedene Stefan Toldy, der andere Ludwig Dóczi, welchen die mächtige Anziehungskraft der Politik von der eifrigeren Pflege der Musen fernhält. Ferner Tihamér Balogh, Graf Géza Zichy, Ludwig Abonyi, Bercsényi, Anton Váradi, Franz Csepregi und Eduard Tóth. Die beiden Letzteren haben ihre glänzende, aber kurze Laufbahn als Dramenschriftsteller mit je einem Stück beim Nationaltheater begonnen. Kornel und Emil Ábrányi sind etwas später aufgetreten, sie gehören aber ebenso wie die jüngsten Dramenschriftsteller Ludwig Bartók und Carl Murai zur gegenwärtigen Schriftsteller-Generation. Das wichtigste Ereigniss dieses Jahrzehnts ist die Gründung des Volkstheaters. Während das neue Palais der Oper mit grossem Luxus errichtet wurde, nahm die Teilungslust überhand, welche sich nicht mehr mit der Trennung des Dramas und der Oper begnügte, sondern auch für das Volksstück ein besonderes Haus forderte, und obgleich keinerlei Streit zwischen den bisherigen Ehehälften aufgetaucht war, wurden sie doch geschieden und das zum grossen Teil ernste Volksstück wurde mit der possenhaften, zuweilen sogar frivolen Operette vereinigt. Im Nationaltheater blieben blos die rein dramatischen und Lustspielgattungen zurück. Da das Volksstück, vornehmlich in Folge der herzerobernden Darstellungen der Frau Blaha und Tamássy's, überdies aber auch durch das vortreffliche Ensemble einen namhaften Teil der Einkünfte des Nationaltheaters lieferte und man die Trennung ohne jedwede Vorbereitung vollzog, zeigten sich in den ersten Jahren sehr fühlbare Lücken im Zuschauerraume und auf den Verrechnungsblättern der Einkünfte des Dramas. Nach einigen Jahren war das Gleichgewicht aber wieder hergestellt und das Drama des Nationaltheaters hatte diese empfindliche Amputation überwunden.

Ein schwerer Schlag traf das Nationaltheater, als ihm Koloman Szerdahelyi, «das Musterbild der Bonvivants», durch den Tod entrissen wurde. Er war eine eigentümliche Künstlernatur, die nie mit sich zufrieden war! Er war ein so gewissenhafter Schauspieler, dass er das Premièren-Fieber nie zu bekämpfen vermochte; seine Rollen schrieb er immer selbst nieder; immer plante er in seinem Gehirn Etwas, womit er das Schauspielwesen fördern

wollte und doch erreichte er nichts, als seine schauspielerische Vervollkommnung! Dieses fortwährende Fieber verzehrte ihn, ohne dass ausser Jenen, die ihm am nächsten standen, auch nur Einer etwas davon ahnen konnte, so geschickt wusste er unter seinem freundlichen, liebenswürdigen Lächeln zu verbergen, was sein Herz zerfleischte! Kurze Zeit darauf folgte ihm Marczi Lendvay ins Grab, welcher wegen seines Vaters nie zum Namen Martin kommen konnte! Ausser seinem Fleisse hatte er auch dem Namen seines Vaters seine rasche Carrière zu danken; das Andenken seines Vaters verhinderte ihn aber, sein künstlerischer Nachfolger zu werden. Deshalb konnte aber doch Niemand die patriotischen Phrasen der fünfziger und sechziger Jahre mit so zündender Wirkung declamiren, wie er!

Ein überaus empfindlicher Schmerz wurde dem Nationaltheater durch das Ableben Szigligeti's bereitet. Das Nationaltheater hat in ihm nicht blos ein altes, treffliches Mitglied, sondern die kräftigste Säule seines vierzigjährigen Bestandes verloren. Von seinen 114 Theaterstücken entfallen beinahe auf jedes dieser vierzig Jahre drei. Seine beispiellose Productivität hielt die Original-Dramen-Literatur aufrecht, deren vierten Teil er bei 120 Schriftsteller-Collegen selbst lieferte. Als Secretär, Regisseur, Director des Theaters hatte er stets einen grossen Einfluss auf die Leitung des Theaters. Und dieser gesunde, lebenskräftige Mann war in einigen Minuten ein Raub des Todes. Es fiel uns schwer, uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass er nicht mehr sei!

Die Künstlergeneration des vierten Jahrzehnts enthält folgende Namensliste: M. Jászay, Frau Molnár, Frau Blaha, L. Helvey, S. Rákosi, E. Márkus, Th. Csillag, S. Fáy, Jolán Szigeti, Halmi, E. Nagy, Bercsényi, Ujházi, Vizvári, Molnár. (Letzterer schied aus dem Verbande des Nationaltheaters, als das Volkstheater eröffnet wurde.) Diese dritte Generation gelangte mit einigen aus der zweiten zurückgebliebenen hervorragenden Kräften, wie Josef Szigeti, Feleki, Náday, Cornelie Prielle, Frau Feleki, Frau Szathmáry, Frau Paulay, Frau Lendvay bis zur 50. Jahreswende, ergänzt durch die Neuesten, welche den Stamm der vierten Generation bilden werden — wie Gyenes, Mihályfi, L. Benedek, Horváth, Gabányi, das Szacsvay-Paar, Ilka Lánczy, Marie Hegyesi, Irma Alszegi, Hetényi, Földényi.

Auch die achtziger Jahre forderten ihre Opfer. Halmi liess eine auch heute noch nicht ausgefüllte Lücke zurück; durch sein Ableben wurde nicht blos *ein* Rollenkreis verwaist. Nicht *ein* Schauspieler, deren mehrere starben in ihm, und nicht einer von ihnen kann leicht ersetzt werden. Durch das Ableben der Frau Paulay und die Krankheit der Frau Molnár, wegen welcher sie der Bühne entsagen musste, wurde mehr als ein Stück vom Repertoire verdrängt. In diesem Jahrzehnt ist die Trennung des Dramas und der Oper zur Tatsache geworden. Das königlich ungarische Opernhaus wurde am 27. September 1884 in überaus festlicher Weise eröffnet.

Noch ein bei uns seltenes Fest beging das Nationaltheater in diesem Jahrzehnt: das Jubiläum der zehnjährigen Intendanz des Barons Friedrich Podmaniczky. Die warmen Sympathien und die dankbare Verehrung des gesammten Personals brachten diese Feier zu Stande, welcher jedoch kaum ein Jahr später der Rücktritt folgte. Seither steht Graf Stefan Keglevich an der Spitze der beiden Institute, der mit starken Hindernissen kämpft, um den Grund der Geschichte des Schauspielwesens des nächsten halben Jahrhunderts zu legen, deren Material zu wählen eine neuestens einberufene dritte Theater-Enquête die Aufgabe hätte.

Das ist in eine Nussschale gedrängt die Geschichte des Nationaltheaters. Dieser kurze Rückblick kann blos ein sehr lückenhaftes Bild des Dramas bieten, das aber noch unvollkommener wäre, wenn ich nicht erwähnte, dass das Nationaltheater im fünften Jahrzehnt dahin gelangte, dass seine künstlerischen Vorstellungen seither mit dem Maasse der ersten Bühnen der Welt beurteilt werden, was — wenn das Theater auch oft aus Gründen, welche nicht von ihm abhängen, dieses Maass nicht immer und in Allem erreicht — jedenfalls eine Achtung und Anerkennung ist, welche die Geschichte des verflossenen halben Säculums würdig beschliesst und dem Theater mit Recht als Ermunterung dienen mag, dieselbe zu verdienen. Die Geschichte der Theater machen die Schauspieler. Wie die Schauspieler sind, so ist das Theater.

Nur in kritischen Zeiten interessirt es das Publikum, was hinter den Coulissen oder in den Directions-Canzleien vorgeht; hauptsächlich interessirt sich das Publikum für das, was es auf der Bühne sieht. Mögen die Mitglieder des Nationaltheaters bestrebt sein, von dort herab immer blos Kunst, von allen Schlacken des Lebens reine Kunst zu zeigen, und von ihrer Tätigkeit, von ihrer Wirkung auf die kommenden Generationen wird es abhängen, dass die Geschichte des nächsten halben Jahrhunderts glänzender werde, als die des verflossenen. — Das walte Gott!

EDUARD PAULAY.*)

*) Der Verfasser dieses Artikels, seit langen Jahren der Director des Nationaltheaters, hat in der obigen Skizze *einen* wesentlichen Factor in der aufsteigenden Entwickelung unseres ersten Kunstinstitutes nicht nach Gebühr betont: seine eigene Wirksamkeit, welcher die gegenwärtige Blüte des Budapester Nationaltheaters zu einem sehr bedeutenden Teile zu verdanken ist. Wir finden wohl demnächst Gelegenheit, diese Lücke auszufüllen. Die Red.

DIE MAGYARISCHEN COLONIEEN DER BUKOWINA.

— Eine Plauderei. —

Orient- und Afrika-Reisende spenden uns den reichen Schatz ihrer scharfen Beobachtung von «Land und Leuten» und wissen diese Liebesgabe so formvollendet zu bieten, dass Angenehmes dem Nützlichen unzertrennlich zur Seite geht und sie Verstand und Phantasie der Leser in freiwilliger Dienstbarkeit zur Erweiterung bildenden und veredelnden Wissens gefangen halten. Selbstverständlich wird es uns Niemand verübeln wollen, wenn wir diesen kaleidoskopisch wechselnden, unterhaltenden und instructiven Bildern von den Schönheiten und Schauern einer fremden, fernen Welt gegenüber unwillkührlich Umschau pflegen wollen im nahen, liebgewonnenen, eigenen Heim, dessen in der Natur zu Tage tretende, urwüchsige Formgestaltungen, culturellen Absonderlichkeiten und sonstige Lebenskundgebungen in weiteren Kreisen unverdienter Weise unbekannt geblieben sind, während sie doch mit aller Vollberechtigung auf die Fesselung des allgemeinen Interesses ihren Anspruch erheben dürfen.

Bietet ja doch Oesterreich-Ungarn mit seinen bald pittoresken, bald grandiosen Landschaftsbildern, mit seinem friedlichen Dorfstillleben oder dem bunten und geräuschvollen Treiben gewerbreicher Städte des Beachtenswerten mehr als andere, noch so gesegnete Reiche schon dadurch allein, weil die charakteristischen volkstümlichen Sondergebilde seiner zahlreichen Bevölkerungsgruppen zu einem anderwärts unerreichten wechselvollen Ganzen sich gestalten. Wie natürlich erscheint somit dieser unbestreitbaren Tatsache gegenüber das nunmehr teilweise bereits glücklich verkörperte Verlangen unseres hochbegabten Tronfolgers, «Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild» zu einer zugleich magisch anziehenden, zugleich aber auch belehrenden und das gerechtfertigte volle Selbstbewusstsein des staatsbürgerlichen Eigenwertes weckenden und kräftigenden Darstellung zu bringen.

Unter sämmtlichen Kronländern des weiten, polyglotten Kaiserstaates aber gibt es entschieden kein zweites, welches mit gleich unbestreitbarem Rechte «Kleinösterreich» genannt werden könnte, wie «das Land der Buchen», die Bukowina. Gleichsam unwiderstehlich mitfortgerissen von dem Banne plötzlich entstandener neckischer Laune, hat schon die Natur selbst auf einem relativ beschränkten Raume den eigenen Händen eine Bodenplastik entspringen lassen, so mannigfach abwechselnd in den charakteristischen Contrasten schroffer Gebirgswelt und freundlicher Ebene, lachenden Culturbodens und verdüsterter Wildniss, eng und steil begrenzter Flussthäler und umfangreicher Becken stehenden Gewässers, dass auch in dieser Beziehung der Vergleich der Bukowina mit Oesterreich-Ungarn nicht weniger begründet erscheint, als rücksichtlich der hier friedlich vor sich gegangenen

Colonisirung von Angehörigen fast aller Völkerschaften unseres von Gott so reich gesegneten Doppelstaates.

Mit vollem Fug und Rechte konnte daher auch der Verfasser des 1884 zu Czernowitz erschienenen Werkes: «Die Völkergruppen der Bukowina» sagen: «*Jede österreichische Nationalität findet ihre nationale Lehne, die ihr in der Zeit vorausgeeilt und bereits berufen ist, bürgerrechtlich in das Getriebe der Völkertätigkeit der Bukowina mit kundiger Hand einzugreifen.*»

Vorzüglich die Ungarn machen diese Worte schon deshalb wahr, weil sie nicht allein eine bedeutende, sondern auch in sich abgeschlossene, rein erhaltene Sprachinsel bilden.

Bekanntlich war die Bukowina bis zu der Staatsacte vom 25. Februar 1774, mit welcher Sultan Abdul Hamid I. dieselbe zur Abrundung des österreichischen Staatengebietes und zur Herstellung einer Verbindung Siebenbürgens mit dem 1772 erworbenen Galizien an Maria Theresia gab, der integrirende Bestandteil der seit Beginn des XV. Jahrhundertes unter türkischer Oberhoheit stehenden Moldau, mit Suczawa der Fürstenmetropole, zu welcher Würde — damit die osmanischen Beziehungen des Landes keinen Abbruch litten — in der Mitte des XVII. Jahrhunderts das tiefer im Inneren gelegene Jassy gelangte.

Uralt und vom üppigen Schlingkraute der Sage dicht umwebt ist Suczawa's Ursprung, einer heut nahezu verschollenen, weit am Abwege spiessbürgerlichen Alltagslebens kümmerlich vegetirenden Stadt, unter deren grünem Saatfelderkranze die ruhmreiche Vergangenheit vergessen schlummert. Und um Eine dieser zahlreichen Sagenranken säuselt und flüstert es geheimnissvoll von magyarischen Landesbesuchern, denen — Kürschnern ihres Zeichens — die heerdenreiche Gegend derart es angetan, dass Hütte neben Hütte sich erhob und im Verlaufe weniger Jahrzehente zum gewerbrührigen Suczawa sich gestaltete, welche locale Benennung allein schon den ursprünglichen Gründer, den magyarischen Kürschner — szűcs — immer wieder und unverkennbar durchklingen lässt.

Historisch begründet aber, weil durch die erste moldauische Zollrolle Alexander's des Guten vom 8. October 1407 vollständig ausser Zweifel gesetzt, treten uns die magyarischen Niederlassungen in und um Suczawa zuerst um diese Zeit in greifbaren Formen entgegen; da zeigt sich magyarisches Element stark vertreten in dem «Kleinbyzanz», wie die Stadt ihrer vielen und stattlichen Kirchen, ihrer fabelhaften und schranzenreichen Hofpracht und ihres völkermischenden, regen Handelsverkehrs wegen genannt wurde.

Es waren daher diese zahlreichen magyarischen Colonieen, die von den Landesfürsten willig adoptirten Kinder einer viel späteren Zeit, als jene südwestlichen ungarischen Niederlassungen diesseits der erwerblosen und über-

völkerten Széklerstühle Siebenbürgens, die noch heute den eigenen Ueberfluss an edlem Menschenmateriale der Moldau zuzusenden pflegen.

Prosperiren jedoch konnten diese magyarischen Pflanzstätten in und um Suczawa nicht, denn es mangelte dem privilegiumsüchtigen, isolirenden Zunftgeiste des Mittelalters jede noch so primitive Vorbedingung und manch noch so viel versprechender Entwicklungskeim, der nichtsdestoweniger aus dem ungünstigen Boden urkräftig emporschoss zum sonnigen Lichte des Tages, wurde schonungslos zertreten und erstickt von dem wiederholten Gestampfe tatarischer und türkischer Pferdehufe oder dem unausgesetzten phanariotischen Geldschraubendrucke, welchem die hohläugige Pest zur Seite stand.

Viele Jahre bevor der k. k. österreichische General Gabriel Freiherr von Splény mit seinen Reitergeschwadern die Occupation der Bukowina, von Galizien aus, am 1. October 1774 inscenirte, war daher nach dem Zeugnisse Demeter Kantemir's, des fürstlichen Beschreibers der ihm gehorchenden Moldau, weit und breit Entvölkerung und Verödung über dem einst blühenden Lande gelagert und traurig sahen in Dorf und Stadt bemooste Kirchenruinen auf dieses klägliche Bild irdischer Wandlung herab.

Wenn gelegenheitlich der von der loyalen Bevölkerung der Bukowina veranstalteten grossartigen Säcularfeier dieser österreichischen Landesoccupation der von Grössenwahn befangene, gewissenlos egoistische Chauvinismus des benachbarten Rumäniens in seinen an diesem Gedächnisstage schwarz beränderten Zeitungsblättern von einem allgemeinen Buss- und Bet-Tage wegen dieses unverzeihlichen, an der Moldau begangenen Raubes phantasirte; wenn gelegenheitlich der fast gleichzeitigen Enthüllung des Denkmales zur Verherrlichung des moldauischen Heroen Stephan's des Grossen (1464—1504) zu Jassy, der Festredner in Gegenwart des Königs laut und bitter bedauerte, dass dem Kronreife des jüngst geschaffenen Reiches die schönsten Edelsteine, Siebenbürgen, der Banat und die Bukowina noch immer abgehen: wurde gewiss nicht an die bedeutende Summe von Mühe, Sorgfalt und Opfern gedacht, mit welchen die väterliche Regierung des verehrten und geliebten Erzhauses Oesterreich in der Letzteren besonders, aus der Verwüstung einen Blütengarten, aus der Einöde das lachende Paradies für ebenso glückliche wie dankbare Menschen geschaffen.

Ueberaus verdienstlich, weil patriotisch anregend war an jenem Säcularfesttage die von dem Secretär der Bukowinaer Handelskammer Andreas Mikulicz geschehene Verkörperung des Gedankens, durch eine bildliche Gegenüberstellung des «Einst und Jetzt», den Jedermann zugänglichen graphischen, aus ämtlichen Daten zusammengestellten Beweis zu liefern, in wie segensreichem Uebermaasse das Füllhorn der kaiserlichen Gnade binnen dieses Einen Jahrhundertes Land und Leute bedacht habe.

Gleich die ersten in diesem Tableau sich gegenüberstehenden Felder besagen:

1775	1875
Zur Zeit der Vereinigung mit Oesterreich zählte die Bukowina 75,000 Einwohner, welche 12,500 Familien bildeten und in 3 Städten und 229 Dörfern 12,000 Häuser bewohnten. Den Grundstock der Bevölkerung bildeten 55,000 *Rumänen* und 12,000 *Ruthenen*, überdies wohnten zerstreut an einzelnen Orten, etwa 8000 Seelen stark, *Israeliten*, gemeine *Zigeuner* und in den Städten wenige Deutsche.	Heute zählt die Bukowina 543,426 Einwohner, welche in 120,380 Familien vereinigt, in 5 Städten, 19 Märkten, 295 Catastraldorfgemeinden und 193 Weilern 99,243 Häuser bewohnen. Der Nationalität nach leben in friedlicher Nachbarschaft 221,726 *Rumänen*, 202,700 *Ruthenen*, 43,474 *Deutsche*, denen der Sprache nach auch 51,617 *Israeliten* beizuzählen sind. Ferner 9238 *Ungarn*, 3260 *Lipowaner*, 1087 *Slowaken* und zerstreut 10,307 Einwohner anderer Nationalitäten, unter denen die *Polen* die zahlreichsten sind.

Es wäre wohl von hohem Interesse, das dichte Gewebe der historischen Tatsachen vor unseren Augen auseinanderzubreiten und in der Verfolgung des roten Einschlagfadens der jeweiligen staatlichen Concessionen von Militärfreiheit, von unentgeltlicher oder nach geringen Annuitätsbeträgen abzulösender Grundfläche, von reichlich lohnender Metallschürfung u. s. w. darüber uns klar zu werden, wie die binnen wenngleich säcularer Frist geschehene staunenswerte Gestaltung der Bukowina zum Besseren, besonders in Beziehung auf ihr Völkergemische in einer Weise vor sich zu gehen vermochte, dass dieses durch die rastlose Fürsorge der kaiserlichen Regierung zu dem, keineswegs geringwertigsten Edelsteine der habsburgischen Krone gewordene Ländchen, in einem Umfange von lediglich 189.69 geographischen Quadratmeilen, mit Fug und Recht «Kleinösterreich» genannt werden könne. Die Magyarencolonien der Bukowina sind es, denen wir einzig und allein unsere Aufmerksamkeit ungeteilt zuwenden, weil dieselben im Laufe bewegter Jahrzehente zu hoher Blüte gelangten.

Unbezweifelt war die Idee, die Bukowina mit einem ungarischen Volkselemente zu colonisiren, dem Führer der kaiserlichen Occupationstruppen und nachträglichem massgebendsten Mitgliede der österreichisch-türkischen Grenzregulirungs-Commission, dem General Splény, der zugleich zweiter Inhaber des Palatinal-Husarenregiments — erster war Erzherzog Leopold — war, einzig und allein zuzuschreiben.

Der Gründe für diese Annahme liessen sich mehrere zu voller Geltung bringen.

Als zu nächtlicher Weile die riesigen Scheiterhaufen in lichterlohen, himmelanstrebenden Flammensäulen aufgingen, welche — von der nächsten Bergeshöhe betrachtet — den kaiserlichen Grenzzug oder — wie der Volksmund ihn nannte — den «Cordon» zwischen der neuen Erwerbung und der Moldau markiren sollten, gedachte der tapfere Degen wohl der Verheerungen des letzten Krieges wider Preussen und der reichen Segnungen des Friedens, die kaum besser angewendet sein konnten, als wenn dieselben den Stammgenossen der Ungarn, den Széklern, würden zugewendet werden. War ja doch dieses freiheitsliebende, kriegerische Volk bei Gelegenheit der jüngst in Siebenbürgen organisirten Militärgrenze rebellisch geworden, hatte zu den Waffen gegriffen und schliesslich geschlagen, den heimatlichen Boden teils schon in bedeutender Seelenanzahl verlassen, teils zu verlassen den festen Entschluss gefasst. Und dieser Boden, wie wenig lohnte er die reichlich aufgewendete Mühe! während es hier mässig rühriger Hände bedurfte, um rings um die neu entstehenden Menschenwohnungen ein Eden zu schaffen. Solche Siedler, arbeitsam, ordnungsliebend und voll männlichen Selbstbewusstseins, mussten zudem auf den arbeitsscheuen, durch Jahrhunderte langen Hospodaren- und Bojarendruck moralisch und physisch tief herabgekommenen Walachen oder heutigen Rumänen den wohltätigsten Einfluss auszuüben versprechen und geeignet sein, und war doch Spleny selbst der Begründer zweier Dorfgemeinden.

Der den Compromittirten gewährte Generalpardon, Verhandlungen mit den in der Moldau befindlichen und die Heimkehr verzögernden Széklern, die Zusicherung der leichten Begründung eines eigenen Heims bei langjähriger Steuerfreiheit, kurz, die von ebenso kluger wie milder Staatspolitik diesfalls in Action gesetzten Hebel bewährten die an dieselben geknüpften Voraussetzungen in solcher Weise, dass General Splény, welcher sich im Lande auch in anderer Beziehung ein bleibendes und ehrenvolles Gedächtniss zu sichern verstand, in eigener Person die beiden magyarischen Ansiedlungen Fogadjisten (Gott-Willkommen) und Istensegits (Hilf-Gott) bereits im Jahre 1779 einem lebenskräftigen Dasein zuführen konnte.

Der ziffermässige Nachweis der ursprünglich angelegten Hauswesen und deren Glieder lässt sich der viel später eingeführten Grundbücher und pfarrämtlichen Matrikel wegen gegenwärtig nicht mehr erbringen. Von den Ersteren konnte nämlich nur nach vollendeter vollständiger Absteckung und Rodung des zur Dorfstätte bestimmten Flächenraumes und nach dessen parzellenmässiger Besitztitelfeststellung, kurz erst nach einem nachweisbar mehrjährigen Nutzungsbestande die Rede sein, und Matrikel bedingen eine pfarrämtliche Wirksamkeit, an deren Aufstellung doch lediglich erst nach der gewonnenen Ueberzeugung der Lebenskräftigkeit der neuen Colonie Hand angelegt wurde. Datiren doch die Erectionsurkunden der Pfarrkirchen dieser Ansiedlungen aus späteren Tagen. Dass aber das neue Werk prosperiren

musste, weil die Sicherung desselben in einer unausgesetzten, stets neue Zuzügler heranlockenden Weise geschah, lag wohl weniger in Splény's unbezweifelter Vorliebe für seine ganz ureigene Schöpfung, als in der militärischen, bis 1785 andauernden Administration des Landes, welche, während sie Jedermann sein gutes Recht angedeihen liess, auch dessen bürgerlicher Schuldigkeit mit gewohnter knapper Gebundenheit zur Geltung verhalf. Da war wohl ohne Verzug, so oft es Not tat, die Spreu von dem Weizen geschieden und dem gegenüber wollen wir es dahingestellt sein lassen, inwieweit Ludwig Adolph Simiginowicz-Stante der Wahrheit huldigt, wenn er in seinem «die Völkergruppen der Bukowina» betitelten, zu Czernowitz 1884 publicirten ethnograghischen Werke über diese ersten und über alle weiteren magyarischen Ansiedlungen dahin sich äussert, dass «der Ruf dieser Colonieen deshalb keineswegs ein guter gewesen sei, weil jeder Raub und jeder Diebstahl in der weiten Runde von mehreren Meilen stets ihnen zugeschrieben wurde.»

Dornenlos waren die Rosen wohl nicht, auf denen die Armen, weil in der Fremde das neue Heim Suchenden, wandelten, wenn sie trotz des militärisch vorgehenden Regierungsschutzes überhaupt auf Rosen wandelten, wenngleich die Walachen oder Rumänen von Anno Dazumal weder Hegemoniegedanken in sich aufkommen liessen, noch confessionelle Feindseligkeiten und nationale Gehässigkeit ins Leben riefen, wie heutzutage, wo seit hundert Jahren cultureller Berührung mit Deutschen und Polen, der moralisch und geistig relativ sehr tief stehende, sogenannte «Autochthone» nichts Menschenwürdiges gelernt hat und zur Verbrecherstatistik immer noch die meisten Contingente liefert.

Auf Fogadjisten und Istensegits folgte 1786 die Begründung der Colonieen Hadikfalva, Andrásfalva und Joseffalva. Letzterer wurde die Ehre zu Teil, nach dem unvergesslichen Kaiser Josef II. benannt zu werden, während die beiden Ersteren in ihrer Benennung an Andreas Hadik von Futak mahnen, den rühmlichst bekannten k. k. Feldmarschall, Inhaber des sechsten Husarenregimentes und in Siebenbürgen, wo er von 1764 bis 1768 als Commandirender segensreich gewirkt hatte, für alle Zeit unvergesslichen Organisator.

Die kümmerlichste dieser Colonieen ist wohl das der Pfarre von Istensegits incorporirte Fogadjisten, welches heute nicht über 100 Seelen zählt und selbst der jüngsten, weit zum Ausgange des XVIII. Jahrhunderts gegründeten Gemeinde von Fralautz nachsteht, welche mit Auschluss der reformirten d. i. helvetischen Glaubensgenossen, die dreifache Seelenzahl aufweist.

Die seinerzeit grösstenteils misslungenen, viele nach der Bukowina wiederkehrende Familien in deren Existenz geradezu dem Verderben weihenden, daher aber auch allerwärts verurteilten Repatriirungsversuche brachten zumeist nur Denjenigen einige Aussicht auf materielles Gedeihen, welche wie die Fralautzer helvetischen Glaubensgenossen, unter confessionell

verwandte Stammgenossen gerieten und es hat somit dieses klägliche Experiment der Inscenirung einer politisch-national sein sollenden Demonstration, der magyarischen Population der Bukowina, als solcher, verhältnissmässig nur geringen Abbruch getan. Immer noch beträgt die Anzahl der Landesbewohner ungarischer Zunge bei 9000 Köpfe, welche sich am zahlreichsten in Hadikfalva — mit dem nahen, eingepfarrten Dorfe Tumestie (4286), dann in Istensegits (1850) und Andrásfalva (1695) vorfinden. Die vorletzte Stelle vor Fogadjisten (100) beansprucht Joseffalva mit 500 Seelen.

Wenngleich unter Walachen oder — wie sie lieber heissen wollen — unter Rumänen siedelnd, haben diese geradsinnig biederen. selbstbewusst freimütigen, ausdauernd arbeitsamen, in energischer Nüchternheit vorgehenden Menschen durch pietätsvolles Festhalten an den Ueberlieferungen der Väter in Allem und Jedem, durch Heiraten ausschliesslich unter Ihresgleichen, durch willige Selbstunterordnung unter ihre gesinnungstüchtigen, geistig hochbegabten und musterhaften Seelsorger voller Lebensklugheit, des primitiven, tiefeinschneidenden Herkunftsstempels scharfen Abdruck trotz aller Wechselfälle eines ganzen Jahrhunderts treu zu bewahren verstanden.

Es kann somit keineswegs Wunder nehmen, wenn der Bukowinaer Magyare schon in Kleidung, Fuhrwerk und Gespann, Ackergeräte, Haus und Hausrat und in vielen, vielen anderen Dingen vor seiner nichtmagyarischen Umgebung so vorteilhaft sich unterscheidet, dass der unbefangene, vorurteilsfreie Menschenfreund zu diesen ihr Volkstum hochhaltenden, vorwaltend mittelgrossen, reichbehaarten, dunkelfarbigen, aus feurigen Schwarzaugen so freundlich und herzgewinnend und dabei wieder so trotzig herausfordernd in die Welt blickenden, kernigen Gestalten sich hingezogen fühlt und diesem Zuge widerstandslos willige Folge leistet.

Dieses Resultat einer unverwüstlichen, im unvermeidlichen Kampfe mit dem Dasein offenbar sich stählenden, fast möchte man sagen von Geschlecht auf Geschlecht sich forterbenden Charakterfestigkeit imponirt und erzwingt Hochachtung.

Es fehlt aber auch nicht an hochsinnigen und edelmütigen Patrioten echter Probe, dort in der fernen, ursprünglichen Heimat, welche den Bukowinaer Stammgenossen mit allen Fasern eines von Gott hochbegnadeten Herzens liebend umfassen und diesen oft harten Kampf in teilnehmender Barmherzigkeit erleichtern.

Dagegen versteht man es aber auch betreffenden Ortes, derlei rettende Samariterdienste nach voller Gebühr zu würdigen und auch demgemäss zu danken.

Von vielen Beispielen sei nur Eines gedacht.

Die Spanne Lebens hindurch, die mir der Himmel noch zugemessen haben mag, werde ich des 20. August, des Stefanstages 1886, jederzeit mit immer wiederkehrender tiefer Rührung mich erinnern, den ich über Einla-

dung des ehrwürdigen Pfarrers, Herrn Bonaventura Družbacki, dieses Priestergreises nach dem Herzen Gottes, zu Joseffalva verbrachte. Doppelt festliche Bedeutung hatte für die Dorfgemeinde dieser Tag, welcher sonnenhell über den reichgesegneten Fluren lagerte, gleichsam ein stiller Mitzeuge zu sein bei der Gedächtnissfeier des eigentlichen Schöpfers von Ungarn, des ersten apostolischen Königes Stefan, welcher zugleich Kirchenpatron ist. Und es ist ein schmuckes Gotteshaus, welchem auf der harmonisch gestimmten Glocken hellrufenden Anschlag der Clerus und die Gläubigen von nah und fern zuströmten. Der ceremonienreiche Dienst um des Hochamtes würdigen Verlauf hatte das Absingen des Evangeliums gebracht und der celebrirende Priester, der Ehrendomherr und Pfarrer von Gurahumora hatte sich rituell an die Epistelseite begeben, um inmitten seiner zahlreichen Assistenz der Kanzel gegenüber Platz zu nehmen und der Festpredigt zu lauschen, welche der Localseelsorger, ein beliebter und gesuchter Kirchenredner, ungeachtet anderweitiger Anträge, sich nicht hatte nehmen lassen wollen. Und er hatte Recht daran. Wie sprach aber auch der Gottesmann, zuerst deutsch an die Festgäste, sodann ungarisch an seine christliche Gemeinde? Das waren keine sonst herkömmliche, hohle, künstlich gedrechselte oratorische Floskeln und Phrasen; kein Breit- und Flachschlagen des Themas über des Christentums civilisatorische, durch St. Stefan zum Heile von Ungarn verbreitete und verfochtene innere Geltung: vielmehr bewegte sich der Festredner ausschliesslich auf dem Gebiete der alle Segnungen der Intentionen und Institutionen Stefans bereits zu Fleisch und Blut geworden vor sich sehenden und geniessenden Gegenwart und es geschah dies in schlichter, die Herzen der Zuhörer wunderbar ergreifender Weise. In manchem Männerauge zeigte sich, verstohlen hervorschimmernd, der Perlentau der Tränen und in überwältigenden Gefühlen falteten sich die Hände der Gläubigen und ein lautes «Amen! Amen! Amen!» ging durch die heiligen Hallen, als er in schwungvollen Worten ein brünstiges Gebet zu dem allmächtigen Lenker der Welten improvisirte, um Stefans des Heiligen unendlicher Verdienste willen nicht nur das liebe Vaterland und dessen allverehrten König, sondern auch jenen Edlen reich zu segnen, welcher der armen Gemeinde durch opulente Mittel grossmütig dazu verhalf, auch dieses christliche und nationale Fest in einer eigenen, würdigen, gottgeweihten Räumlichkeit begehen zu können, den um die Geistes- und Herzens-Cultur seines Volkes unendlich verdienten Dichterheros Jókai Moriz!

Ich gestehe, nun hätte ich mit höchster Freude gehört, wenn unter voller Orgelbegleitung aus der Dörflinge Munde das erhebende Lied: «Gosser Gott, wir loben Dich!» die Prachtrede des Welt und Menschen kennenden alten Herrn abgelöst hätte; so durchschauerten mich die Gefühle seltener Rührung.

Es wäre dies unbestritten der würdigste Abschluss der eben vernomme-

nen, zündenden Worte gewesen, wenn der Besitz einer Orgel nur nicht unter die frommen Wünsche der mit Glücksgütern keineswegs bedachten Gemeinde gehören würde.

Einen ähnlichen Gedanken mag wohl Mancher dieser andächtig niedergebeugten Landleute gleichzeitig gehabt haben, denn bald flog manch fast wehmütig fragender Blick zum Chor empor, wo es jedoch lange noch dauerte, bis das von dem Ortsschulmeister tüchtig eingeübte Männerquartett — dem Feste zu Ehren — ausser den Responsorien der heiligen Handlung, sich wieder mit einem trefflich vorgetragenen Kirchengesange hören liess, der in einer Stadtkirche sich hätte ganz ungescheut vernehmen lassen können.

Auch hierin sind nämlich die magyarischen Colonieen den sogenannten rumänischen Dorfschaften voraus, dass ausnahmslos jeder das Schulhaus zur Zierde dient und wo immer ich vorsprach, konnte ich sicher sein, um die Besichtigung der ländlichen Bildungsanstalt, welche mit unverholenem Stolze genannt wurde, freundlich angegangen zu werden. Weder lesen noch schreiben zu können, gehört aber auch hier zu den allerseltensten Ausnahmen von der löblich streng eingehaltenen Regel.

Pfarrhaus und Schule, vorwiegend das Erstere, sind somit — und soll es anders sein? — die geistigen Pionniere, deren belebendes Wort und zündende Tat keineswegs unterschätzt werden dürfen. Wenn z. B. der Pfarrer neben den schweren, oft bitteren, nie aber der süssen Bequemlichkeit förderlichen Pflichten seines hochheiligen Berufes auch noch jene des allseitig practisch vorgehenden Oekonomen versieht; wenn er, und derohalben selbst über des Landes Grenzgemarkung hinaus berühmt, als Bienenzüchter oder Pomologe die nutzbringenden Seiten der Landwirtschaft illustrirt; wenn sein und des Lehrers Haus und Hof und Feld sodann in Dingen des leiblichen Bedarfes keineswegs besser bestellt sind, als jene des ersten besten anrainenden Bauers: wen sollte es dann bei den charakteristischen nationalen Vorzügen weiter befremden, dass hier Alles so ganz anders, so bestechend und gewinnend ist? Befremden müsste wohl lediglich der schneidende Gegensatz, wenn ein solcher vorhanden wäre.

Dass aber die alte Heimat dieser Ansiedlungen auch noch in einer anderen, als der bereits angeführten Weise warm gedenke, geht aus der Einen weiteren Tatsache wohl zur Genüge hervor, dass dortige Dorfgemeinden sich glücklich schätzen, die Pfarrer dieser fernen Ansiedlungen für sich zu gewinnen und mit lockenden Panisbriefen sie bedenken. Es ist dies jedenfalls das unwiderlegbare Merkmal des erfreulich gesunden Zustandes der Bukowinaer magyarischen Dorfgemeindekörper. Ein weiterer Beweis hiefür wäre darin zu finden, dass die gerichtlichen kaiserlichen Subsellien des Bezirkes und somit auch des Landes — fast ängstlich gemieden — in den allerseltensten Fällen mit der Bevölkerung dieser exotisch sich präsentirenden Anpflanzungen zu tun bekommen. Ausgenommen sind nur Erbschafts-

angelegenheiten, welche, der gesetzlich zu festigenden Besitzrechtstitel wegen, bestimmte gerichtliche Formalitäten zu übergehen platterdings nicht gestatten. Alles Uebrige, Privat- und Gemeindesachen des Innenlebens, schlichtet sonst der zum Schiedsrichter gewählte Vertrauensmann oder der Gemeinderat, zumeist aber in allererster Instanz der Pfarrer. Fast wäre man versucht, an ein althergebrachtes, in hoher Pietät als unverletzlich angesehenes Dorfweistum zu glauben, dessen — vielleicht sogar drakonische — Satzungen. vor Fremden verborgen, solch unübersteigliche Schranken ziehen, über welche kein bukowinaer magyarischer Colonist mit seinem angeblich gekränkten Rechte hinwegschreiten und vor die Aussenwelt hilfesuchend hintreten dürfe. Weil die Gemeinden mit ausgeprägter Vorliebe ausser Dienst stehende kaiserliche Beamte zu Geschäftsführern wählen, ist ihre Scheu vor den Behörden wohl nur das Ergebniss eines in ihnen lebenden Geistes der Ehre und des eigenen moralischen Wertes. Die nächste Folge davon ist natürlich der Genuss eines guten bürgerlichen Rufes und allgemeiner Achtung und Vorliebe selbst seitens der ganz gegensätzlich angelegten Rumänen, die das am Nächsten bestehende Gute zwar zu würdigen verstehen, ihm es aber vielleicht deshalb missgönnen und nach Kräften schadenfroh schmälern, weil sie zur Nacheiferung weder den Fond der zielbewussten Kraft, noch auch den erforderlichen moralischen Mut zur ausdauernden Erprobung der eigenen Leistungsfähigkeit in sich aufzubringen und zu erhalten vermögen.

Selbstverständlich ist bei so bewandten Verhältnissen eine verbrecherische Tat nahezu förmlich ausgeschlossen, was bei dem sonst notorisch so rasch kreisenden heissen Blute, sowie bei dem lebendigen Selbstbewusstsein, das zur sogleichen Abwehr des Widersachers antreibt, lediglich einem vorhandenen, selbst den gemeinen Mann adelnden hohen Grade von Selbstbeherrschung zuzuschreiben ist.

Es mussten, abgesehen von der Liebe zur alten Heimat der Väter, deren morsches Gebein der kühle Rasen des Dorffriedhofes deckt, ganz eigenartige Kunstgriffe gewesen sein, mit welchen man Einzelne dieser Menschen so schönen, schlichten und dennoch imponirenden Gepräges vermochte, die sichere Gegenwart für eine zweifelhaft günstiger gestaltete Zukunft hinzugeben und — wie es plausibel hiess — zu repatriiren. Die hiedurch hart geschädigten Rückzügler haben sich indess wieder hoffnungsvoll aufzurichten begonnen und während von drüben mancher Schmerzensschrei herübertönt, kann es hier bei der Selbstgenügsamkeit und Bescheidenheit, welche dem bukowinaer Magyaren neben seinen vielen Vorzügen eigen ist, gar nicht ausbleiben, dass auch diese dem einzelnen Colonisten und durch die Folgen auch dem Gemeinwesen geschlagene Wunde verharschen und nur ein mahnend die Vergangenheit in das Gedächtniss rufendes Mal zurücklassen werde.

Die Bescheidenheit des magyarischen Ansiedlers der Bukowina mani-

festirt sich übrigens auch zu allernächst in seiner politischen und bürgerlichen sowie confessionellen Haltung.

Den beliebten Spruch des als Urenkel Cicero's auftretenden Rumänen: «Cine nu 'este Rumîn, nu are obras!» d. i.: «Wer nicht Rumäne ist, hat kein Menschenangesicht!» diesen Spruch der Arroganz, wenn nicht des Blödsinnes eines dem eigenen, ersehnten Culturzustande vorgreifenden Emporkömmlingsdäumlinges kennt der bukowinaer Magyare so wenig, wie das an innerem Widerspruche leidende und sehr stark nach der Blutnacht des 24. August 1572 gelegenheitlich der Pariser Hochzeit riechende, jüngst erst in einer rumänischen Zeitung aufgetischte Dictum: «Wenn die Rumänen des Landes nicht so tolerant wären, wie sie es eben sind, wäre die Bukowina lediglich von Bekennern der griechisch-orientalischen Glaubensdogmen bevölkert.» Es stört die edlen Seelen der beiden Redacteure und ihres zahlreichen Anhanges nicht, dass das Ländchen in confessioneller Beziehung Katholiken, griechisch Unirte, katholische und monophysitische Satzungen befolgende Armenier, augsburgische und helvetische Glaubensgenossen und neben den in diverse Secten zerfallenden Juden, auch noch Altrussen oder Lipowaner und Menoniten, bisher in friedlicher Eintracht nebeneinander lebend, beherbergte, zwischen welche nun von den Tolerantesten aller Toleranten der Zünder der Zwietracht geschleudert wird, um die Früchte des macchiavellischen: «Divide et impera!» in den eigenen Schoss zu sammeln. Wie kämen denn sonst auch 190,000 Walachen zu der Hegemonie über die erdrückende Majorität der übrigen Landesinsassen?

Derlei lächerliche, sonst aber nicht ungefährliche Alluren kennt der magyarische Siedler des Landes nicht. Er lässt Jeden, wie Friedrich der Grosse von Preussen, nach seiner eigenen Façon selig werden, festhangend an seinem katholischen oder reformirten Glauben und an der sein persönliches Sein ergänzenden ausschliesslichen Zusammengehörigkeit mit seinen Stammverwandten. Und dennoch wären kraft ihrer hervorragenden Totalkundgebung eines in sich gefestigten, national bewussten Gemeindewesens, vorweg die magyarischen Colonisten vollberechtigt, ihre Stimme mitvernehmen zu lassen in dem Concerte der mehr oder weniger kläglichen Repräsentanten verschiedener Völkersplitter der in ihren Bevölkerungselementen so bunt zusammengewürfelten Bukowina. Sie denken aber — trotzdem sie nur simple Bauern sind —, dieses Concert sei eine wahre Katzenmusik, welche die Veranstalter sich selbst bringen und da haltet kein Magyare mit. Das wäre unter seiner Würde!

Dieser wohlbegründete Nationalstolz bringt es mitunter mit sich, dass gegen Verfügungen der Regierungsorgane, denen die praktische Verwertungsfähigkeit mitten in den kategorischen Imperativen des rauhen, täglichen Lebens abgesprochen werden muss, in sehr drastischer Weise Front

gemacht wird, wobei die ämtlich übereifrige Wichtigtuerei gemeiniglich den Kürzeren zieht.

Von manchen Vorkommnissen dieser Art wollen wir nur Eines anführen, welches seinerzeit im Lande viel Heiterkeit, aber auch allgemeine Billigung erweckte und wobei ganz offen ausgesprochen wurde: «Dergleichen können nur unsere Ungarn! Ihnen allein geht es hin!»

Der Volksschulinspector des Suczawaer Schulbezirkes richtete vor Jahren an den Schullehrer von Joseffalva das dienstliche Begehren, ihm schriftlich über folgende Fragen Bericht zu erstatten:

1. Wird in Joseffalva geturnt?
2. Gibt es Turngeräte?
3. Besteht eine Turnhalle?

Unser schlichtes Schulmeisterlein, des Deutschen keineswegs mächtig, wandte sich an den Ortspfarrer um Auskunft, «was die deutschen Herren» eigentlich wünschen? und dieser verfasste einen vom Dorfpädagogen unterfertigten, diesbezüglichen Rapport, in welchem es wörtlich hiess:

«Es wird gefragt, ob in Joseffalva geturnt wird? Ja! Das Turnen be- «steht in: Ackern, Eggen, Mähen, Dreschen, Holzschlagen, Mamaliga-Ein- «rühren, Kesselreiben u. dgl. Auch wird gefragt, ob es in Joseffalva Turn- «geräte gebe? Ja! Sie sind Pflug, Egge, Haue, Schaufel, Grabscheit, «Mistgabel, Dreschflegel u. dgl. Endlich wird gefragt, ob in Joseffalva eine «Turnhalle bestehe? Ja! Soweit sich Gottes Himmel über den Hotter «wölbt!»

Der Herr Volksschulinspector, welcher natürlich die Lacher nicht auf seiner Seite hatte, spie Feuer und Flammen und bedrohte den Schulmeister mit Entlassung, wenn binnen drei Tagen der Bericht nicht geziemend erstattet wird.

Von dem Wortlaute dieses drakonischen Ultimatums wieder durch den Seelsorger in Kenntniss gesetzt, folgte der Schulmeister zagend der Weisung des Letzteren und schrieb über dessen Geheiss: «Ich Mathias Kovács, magyar ember, nix Deutsch. Plébános irta, jól irta.» (Der Pfarrherr hat es geschrieben; er hat gut geschrieben.)

Und siehe da! hierauf herrschte über allen Wäldern Ruhe und die Joseffalvaer turnen bis heute nach der geschilderten Weise, mit denselben ihnen handgerecht gewordenen Geräten, in derselben grossartigen Halle und gedeihen dabei ersichtlich, ohne nur im Entferntesten zu wünschen, dass in dieser Hinsicht auch sie die Cultur der Neuzeit belecke.

Suczawa.

WILHELM SCHMIDT.

DIE REGULIRUNG DES EISERNEN TORES.

Unter sämmtlichen in Ungarn durchzuführenden Stromregulirungs-Arbeiten tritt ohne Zweifel das allgemeinste Interesse für die Regulirung jenes Teiles der unteren Donau an den Tag, welcher den Namen «Eisernes Tor» führt, obgleich die Meisten nicht im Reinen damit sind, was darunter zu verstehen sei. Dass das Eiserne Tor am europäischen Continent das namhafteste Schifffahrthinderniss bildet, ist während der Jahrzehnte lang währenden Discussion der Frage in das Gemeinbewusstsein übergegangen, welches sich jedoch kaum Rechenschaft darüber geben kann, was eigentlich das Hinderniss bildet und noch weniger darüber Aufschluss zu geben vermag, was bei der Beseitigung dieses Hindernisses der Zweck sei.

Die Schifffahrt auf der unteren Donau hat von Moldova bis Turn-Severin Hindernisse zweifacher Natur zu bekämpfen: Erstens den Mangel an Tiefe bei niedrigem Wasserstande, welchen die, den Grund des Donaubettes bildenden und stellenweise zusammenhängenden, den Strom beinahe in seiner ganzen Breite umfassenden Felsenlinien und Felsengruppen verursachen; zweitens die grosse Wassergeschwindigkeit, welche vornehmlich dort entsteht, wo die erwähnten Felsengruppen den Grund des Donaubettes von einem Ufer zum anderen umklammern. Diese Felsenbänke machen das Wasser anschwellen und indem das gestaute Wasser über sie hinwegstürzt, wird die Strömung eine so rapide, dass die Schiffe ihr nur schwer widerstehen können.

Da also der Mangel an Wassertiefe und die grosse Wassergeschwindigkeit das Schifffahrthinderniss bilden, hat die Regulirung des Eisernen Tores die Aufgabe, auf diesen Schnellen eine bei jedem Wasserstande brauchbare Schifffahrtstrasse zu errichten. Diese trockene Charakterisirung des Zweckes der Regulirung erhellt jenes mystische Dunkel, mit welchem diese Frage in der Jahrzehnte lang währenden Discussion umgeben wurde und lässt jene Aufgabe, deren Lösung der Berliner Vertrag Oesterreich-Ungarn übertrug, als eine in erster Reihe für den öffentlichen Verkehr notwendige Massnahme erscheinen.

Die Zweckmässigkeit, ja die Notwendigkeit der Regulirung der unteren Donau kann heute nicht mehr zum Gegenstande einer Discussion gemacht werden; die Durchführung der Regulirung hat im Berliner Vertrage Oesterreich-Ungarn als internationales Mandat übernommen und da der Vollzug der Arbeiten Ungarn obliegt, ist von der Einlösung übernommener, wenn auch an keinen Termin gebundener Verpflichtung des Landes die Rede, welche ohne Inconvenienzen nicht aufgeschoben werden kann.

Seit dem im Berliner Vertrage erhaltenen Mandate zur Durchführung

der Arbeiten bis zur endgiltigen Feststellung der die Basis der Regulirung bildenden Pläne sind beinahe zehn Jahre verflossen. Mit der Erfüllung der internationalen Mission begann sich die Regierung erst in den letzten Jahren ernst zu beschäftigen; es ist jedoch zu hoffen, dass jetzt, da die Angelegenheit bis in das Stadium der Ausführung gelangt ist, unter Mitwirkung sämmtlicher kompetenter Factoren auch die Verwirklichung nicht lange auf sich warten lassen und Ungarn jener Verpflichtung nachkommen wird, welche es mit der Annahme des internationalen Mandats übernommen hat.

Die ersten Pläne der Regulirung der unteren Donau, welche die Grundlage aller späteren Arbeiten bilden, stammen von Paul Vásárhelyi her, welcher dieselben im Auftrage des Grafen Stefan Széchenyi entworfen hat. Vásárhelyi hat beim Dojke-Pass im Jahre 1834/35 auch namhafte Arbeiten vollzogen, doch kam es nicht zur Durchführung seiner Pläne. Dasselbe Schicksal hatten jene Pläne, welche in der Mitte der fünfziger Jahre die Ingenieure Wex und Mensburger im Auftrage der österreichischen Regierung anfertigten. Von nun an ruhte die ganze Frage bis 1871, in welchem Jahre Artikel VI des Londoner Vertrages den Uferstaaten das Recht einräumte, zur Bedeckung der Kosten der Regulirung der Pässe und des Eisernen Tores provisorisch, d. h. bis das zu diesem Behufe aufzunehmende Anlehen getilgt sein wird, Schifffahrtgebühren einzuheben.

Die interessirten Uferstaaten Oesterreich-Ungarn und die Türkei betrauten im Jahre 1873 mit der Ausarbeitung der als Basis der Regulirung dienenden Pläne eine internationale Commission, in welcher Ungarn durch Ludwig Bodoki vertreten war. Die Commission hat die Pläne mit Hilfe der ihr zur Verfügung gestellten ungarischen Ingenieure angefertigt. In dem zu den Plänen gehörigen Berichte teilt die Commission jene Grundprincipien mit, welche sie in ihrem Vorgehen als richtunggebend annahm. Von diesen Bestimmungen erwähnen wir die folgenden:

1. Die zu errichtenden Schifffahrt-Canäle werden im Strombette herzustellen sein, so dass das rechte Ufer an keinem Punkte berührt wird.

2. Die neue Schifffahrtlinie ist tunlichst ausserhalb der gegenwärtigen Schifffahrtstrasse anzulegen, damit die Schifffahrt durch die Arbeiten nicht gehemmt werde.

3. Die Sohlenbreite der Canäle wurde mit 60 Meter, ihre Tiefe aber mit 2 Meter unter dem geringsten Wasserstande bestimmt.

Die türkischen Mitglieder der internationalen Commission hielten es zum Behufe der Verminderung der Arbeitskosten für genügend, dass die Canäle blos 1.70 Meter tief gebaut werden; die Commission erstellte daher für sämmtliche Arbeiten einen alternativen Kostenvoranschlag. Die Kosten sämmtlicher Arbeiten wurden bei einer Canaltiefe von 2 Meter mit 13 Millionen Francs, bei einer Kanaltiefe von 1.7 Meter mit 10.6 Millionen Francs festgestellt.

Nach Beendigung der Arbeiten der internationalen Commission vergingen weitere fünf Jahre, bis die Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gelangte. Nach der Szegediner Katastrophe wurden die von der Regierung geladenen ausländischen Experten aufgefordert, die Regulirung der unteren Donau zu studiren und auch die von der internationalen Commission ausgearbeiteten Pläne zu überprüfen. Die ausländischen Experten billigten die Feststellung der Ausmaasse der Canäle mit 60, beziehungsweise 2 Meter, verwarfen jedoch den Plan des zur Regulirung des Eisernen Tores projectirten offenen Canals und beantragten als einzig richtige Lösung den Bau eines Schleusen-Canals. Laut den von ihnen ausgearbeiteten Plänen erfordern die gesammten Arbeiten 22 Millionen Francs, wovon 12 Millionen Francs auf den beim Eisernen Tor zu bauenden Schleusen-Canal entfallen.

Die 1874er internationale Commission konnte während der ihrer Tätigkeit bemessenen kurzen Zeit die technischen Daten nicht so detaillirt aufnehmen lassen, dass auf Grund derselben die von den ausländischen Experten gegen den Plan der Commission erhobenen Einwürfe und die Zweckmässigkeit der von dem Entwurfe der Commission in vielen Beziehungen abweichenden Vorschläge mit der gehörigen Sicherheit hätten beurteilt werden können. Der Communications-Minister ordnete daher im Jahre 1883 Nachtrags-Aufnahmen an und betraute mit der Leitung derselben, sowie mit der Anfertigung der auf Grund derselben zu entwerfenden Pläne den Sectionsschef Ernst Wallandt. Die von Wallandt ausgearbeiteten Pläne passirten die Kritik der competenten Instanzen und wurden vom Communications-Minister Gabriel Baross, welcher in den jüngstverflossenen Wochen eine Inspectionsreise an der unteren Donau unternahm, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen, zur Basis der Ausführung der Arbeiten angenommen. Dieser Plan weicht von dem Vorschlage der ausländischen Experten wesentlich ab und sieht namentlich hinsichtlich der Regulirung des Eisernen Tores von dem Schleusencanal ab.

Die an der unteren Donau auszuführenden Regulirungsarbeiten können in fünf Gruppen geteilt werden, da auch die Schifffahrt-Hindernisse hauptsächlich an fünf Stellen des Stromes vorkommen.

Abwärts von Moldova bildet eine das Bett der Donau durchziehende Felsenbank, welche unter dem Namen Sztenka bekannt ist, das erste ernstere Schifffahrt-Hinderniss. Diese ist die am wenigsten gefährliche unter den Schnellen der unteren Donau, da einerseits eine tiefere Ader das Felsenriff durchzieht, welche die Schiffe auch dann befahren können, wenn der Verkehr bei den übrigen Schnellen aufgehoben ist, andererseits aber die Geschwindigkeit des Wassers hier nicht so gross ist, dass die Schifffahrt besonders erschwert würde. Durch den Sztenka wird in dem oberwähnten Massstabe in gerader Richtung ein Schifffahrt-Canal gebahnt, welcher nach

dem Plane der internationalen Commission eine Felsensprengung von 7408 Kubikmeter erfordert, deren Kosten sich auf 106,734 fl. belaufen.

In einer Entfernung von 14.8 Kilometer von der Sztenka-Schnelle verhindern bei kleinem Wasserstand die Felsbänke Kozle und unmittelbar unter derselben die Dojke die Schifffahrt. Zur Regulirung dieser Schnelle hat die internationale Commission beantragt, dass in der Richtung der gegenwärtigen Schifffahrtstrasse ein zweimal gekrümmter offener Canal gesprengt werde. Die ausländischen Experten gaben diesem Plane gegenüber der Besorgniss Ausdruck, dass die Ufer des zweifach gekrümmten Canals für die durch den Canal fahrenden Schiffe eine gefährliche Felsenkette bilden werden, an welcher sie unbedingt zugrunde gehen müssen, wenn sie durch den Strom an diese Felsenkette geworfen werden, was unbedingt eintreten muss, wenn die Richtung der Strömung nicht mit der Richtung der Axe des Canals vollkommen zusammenfällt. Demzufolge beantragten die ausländischen Experten die Errichtung eines dem linken Ufer entlang zu bauenden Canals in gleicher Richtung.

Gegenwärtig wird ein Canal von gerader Richtung projectirt, dessen untere und obere Mündung in den derzeitigen Schiffsweg fiele, so dass die Schiffe, um in den Canal zu gelangen, von ihrem gewohnten Curse nicht abweichen müssten. Die Gesammtlänge des projectirten Canals betrüge 2330 Meter, das absolute Gefälle der kleinen Wasserfläche 2.268 Meter, das durchschnittliche Gegengefälle 0.00097 und die im Canal herzustellende ständige Geschwindigkeit bei kleinem Wasserstande 1.40 Meter per Secunde. Diese Geschwindigkeit wäre für die Schifffahrt günstig und bei noch 2 Meter Geschwindigkeit könnte dasselbe Schleppresultat erzielt werden, wie an vielen anderen, nicht zu regulirenden Stellen des Stromes mit grösserem Gefälle.

Die Herstellung des Canals würde eine Felsensprengung im Umfange von 91,860 Kubikmeter bedingen. Wenn jedoch am oberen Eingange des Canals von der Sprengung Umgang genommen würde, da hier genügende Tiefe vorhanden ist, so wäre die zu sprengende Felsenmasse auf 64,892 Kubikmeter reducirbar. Der Ein- und Ausgang des Canals, sowie dessen Ufer müssten jedoch in beiden Fällen durch Schwimmsignale markirt werden.

Neun Kilometer unterhalb Dojke beginnt eine ganze Kette von Schifffahrt-Hindernissen, welche in sämmtlichen Regulirungsplänen einheitlich verhandelt werden. Der Izlas-Felsenbank folgt unmittelbar die Tachtalia und bei beiden bildet das seichte Wasser das Schifffahrthinderniss. Unterhalb der Tachtalia bis Greben gefährden die Schifffahrt auf etwa 3 Kilometer Länge blos einzelne, in geringer Tiefe befindliche Felsenspitzen, nach deren Entfernung dieser Teil des Stromes vollkommen schiffbar sein wird, umsomehr, da die Wasserschnelligkeit an diesem Teile bei jedem Wasserstande gemässigt genannt werden kann.

Greben weicht als Schifffahrthinderniss von den bisher geschilderten gänzlich ab. Während die Schiffahrt-Schwierigkeiten bei sämmtlichen Fällen der unteren Donau mit dem Fallen des Wassers in genauer Uebereinstimmung wachsen, werden bei Greben von der sich hebenden Wasserfläche die Hindernisse vermehrt. Dies bewirkt die ins Donaubett greifende Greben-Bergkuppe, welche das weiter oben durchschnittlich 700 Meter breite Bett der Donau bei grossem Wasserstande auf 425 Meter zusammendrängt; bei kleinem Wasserstande aber wird das Bett rechtsufrig von Greben und links von dem auftauchenden Vranyfelsen auf 210 Meter eingeengt, während sich der Strom unterhalb Grebens ohne jeden Uebergang auf 1400 Meter ausbreitet. Dort, wo die Donau aus dem engen Bett in das weite Profil überfliesst, entsteht ein beträchtlicher Sturz, welcher von aufwärts strebenden Schiffen nur schwer bewältigt werden kann. Diese Geschwindigkeit wird grösser, je mehr sich das Wasser der Donau bei Greben hebt. In dem unterhalb Grebens sich ausbreitenden Bette konnte sich das Wasser aus den Felsenbänken keinen grösseren Raum schaffen, weil seine zerstörende Kraft zu sehr abgeschwächt wird und so bildet denn von Greben bis Szvinyicza in etwa 2600 Meter Länge abermals die ungenügende Wassertiefe — die Tiefe ist kaum 0.7 Meter bei kleinem Wasser — das Schifffahrthinderniss.

Zum Zwecke der Bekämpfung dieser Hindernisse, insbesondere der geringen Wassertiefe auf dem Greben-Szvinyiczaer Teile des Stromes, wird von der Greben-Ecke bis zur rechtsufrigen Gemeinde Milanovacz im Flussbett der Bau eines vom Ueberschwemmungswasser überströmbaren Engdammes projektirt, dessen Bestimmung es wäre, die kleine Wasserfläche in solchem Maasse anschwellen zu machen, dass auf der Strecke zwischen Greben und Szvinyicza die zur Schifffahrt nötige Tiefe von 2 Meter zustande komme. Dieser Engdamm wird auch auf den Wassersturz bei Greben besänftigend wirken. Das Anschwellen des Wassers, welches der Engdamm bewirkt, ist auch auf den Stromteil oberhalb Grebens rückwirkend, wie denn auch der zur Schiffbarmachung der Strecke Izlas-Greben bestimmte rechtsufrige offene Canal mit Rücksicht auf diese angeschwellte Wasserfläche projectirt wurde. Die Herstellung des Bettes dieses offenen Canals unterhalb der angeschwellten Wasserfläche macht eine Felsensprengung im Umfange von 46,781 Kubikmeter nötig.

Der Bau des Engdammes von der Grebenkuppe bis zur Gemeinde Milanovacz ist auf ungefähr 7.5 Kilometer Länge, mit 3 Meter Kronenbreite und 1 : 1½ Seitengefälle projectirt; die Dammkrone und Seitenspalte wird mit Steinpflaster versehen. Der Bau des Engdammes erfordert 479,964 Kubikmeter Steinanwerfung und 67,953 Quadratmeter Steinpflasterung.

Die Besserung der Situation an diesem Teile des Stromes wird, neben den projectirten Werken, auch damit am besten erzielt, wenn die den Wassersturz herbeiführende, in die Donau hineinragende Nase des Greben-

Berges entfernt wird, wodurch auch das zum Bau des Engdammes nötige Steinmaterial gewonnen werden könnte. Deshalb wird auch die Abtragung des erwähnten Bergteiles projectirt, was nach seiner Durchführung das Abflussprofil des Ueberschwemmungswassers um 150 Meter ausbreiten würde. Sämmtliche an diesem Teile des Stromes durchzuführende Arbeiten würden ungefähr 2 Millionen Gulden in Anspruch nehmen.

Von Szvinyicza 7.8 Kilometer abwärts liegt der Jucz-Fall, welchen eine durch das Donaubett gehende Felsenbank hervorruft. Auf dieser 708 Meter breiten Felsenbank hat das Wasser 1.921 Meter Gefälle, welches sich jedoch nicht gleichmässig verteilt. Hier muss die Regulirung daher nicht nur auf die Vertiefung des Grundes, sondern auch auf die Abschwächung der Geschwindigkeit bedacht sein.

Dieses Ziel wird durch den Bau eines rechtsuferigen, von unterhalb des Porecska-Baches ausgehenden und sich bei Kolumbina wieder an das rechte Ufer schliessenden Engdammes und die Aussprengung eines offenen Canals erreicht. Der Bau des Engdammes erfordert 120,471 Kubikmeter Steinanwerfung und 36,808 Quadratmeter Steinpflasterung, die Vertiefung des Grundes aber 31,703 Kubikmeter Felsensprengung. Sämmtliche auf dieser Strecke durchzuführenden Arbeiten kommen auf ungefähr 900,000 fl. zu stehen.

Vom Jucz aus sind bis auf eine Entfernung von 39 Kilometer keinerlei nennenswerte Schifffahrthindernisse vorhanden. Dann aber bildet sich das «Eiserne Tor» genannte, aus Felsenbänken und Felsengruppen bestehende grösste Hinderniss, dessen Beseitigung schon unter Trajan in Vorschlag gebracht worden. Diese Felsenriffe und Felsengruppen umfassen den Strom fast der ganzen Breite nach und in 2655 Meter Länge. Das Gefälle des Stromes beträgt auf 2465 Meter Länge 5.20 Meter. Einzelne Felsgruppen ragen bei kleinem Wasserstande von 0.46 bis 2.60 Meter über den Spiegel und die ganze Felsenbank liegt überhaupt in nur geringer Tiefe. Die Aufgabe ist daher auch hier: die Herstellung eines auch bei kleinem Wasser genügend tiefen Schiffsweges und die Verminderung des Wassergefälles.

Die internationale Commission hat zur Erreichung dieses Zieles zwischen den das Strombett füllenden Felsen längs des rechten Ufers die Aussprengung eines offenen Canals projectirt. Die ausländischen Experten haben jedoch diesen Plan verworfen und den Bau eines Schleusencanals empfohlen. Gegenwärtig wird ein offener Kanal von 80 Meter Grundbreite, nahe zum rechten Ufer und von der Pripada-Felsenbank nicht überschwemmbar, projectirt, dessen oberes Ende sich behufs Aufnahme grösserer Wassermassen, mit genügender Biegung gegen das linke Ufer ziehen würde. Der rechtsseitige Damm des Canals könnte gleichzeitig als Schleppweg dienen. Nachdem durch den Canalbau die Wassergeschwindigkeit nicht in genügendem Maasse reducirt werden kann, würde die Kettenschifffahrt einge-

führt werden, wodurch das Ziel vollständig erreicht wird. Die beim Eisernen Tor durchzuführenden sämmtlichen Arbeiten würden ungefähr 2.3 Millionen Gulden in Anspruch nehmen.

Insgesammt erfordert der auf der unteren Donau projectirte und im Vorstehenden geschilderte Schiffsweg Kosten in der Höhe von ungefähr 9 Millionen Gulden, demnach beträchtlich weniger, als die gegenwärtig im Gange befindliche Regulirung der oberen Donau.

Wenn diese Regulirung von der ganzen Welt als die bedeutendste unter sämmtlichen bisher durchgeführten Regulirungsarbeiten betrachtet wird, ist dies dem Umstande zuzuschreiben, dass bei keinem Werke so viel technische Schwierigkeiten zu überwinden waren, als bei der Regulirung des unteren Donaubettes, welches Werk Felsensprengungen in riesiger Menge und die Erbauung ausserordentlich langer, im Strombett zu placirender Steindämme erfordert. Eine gigantische Arbeit ist es, die hier der Vollbringung harrt, damit eine Aufgabe gelöst werde, an die man sich schon vor 2000 Jahren wagen wollte. Der Name, der sich an die Ausführung dieser Regulirung knüpft, wird an Ruhm jenem des Trajan nicht nachstehen; die Nation aber, welche sie ausführt, wird stolz auf ihr Werk blicken können, welches eine der grössten civilisatorischen Schöpfungen sein wird.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.*

XII. Die drei Erzengel.

Nachdem unser Herrgott beschlossen hatte, Adam und Eva aus dem Paradiese zu vertreiben, sandte er zuerst Gabriel, den ungarischen Engel, zu ihnen, seinen Befehl zu vollführen. Nun waren aber Adam und Eva von der Frucht des verbotenen Baumes schon überaus klug geworden und auf jede Weise bemüht, sich aus der Klemme zu ziehen. Sie rüsteten daher einen grossen Schmaus, empfingen den Engel Gabriel auf das herzlichste und suchten ihn mit Schmeicheleien und schönen Worten zu gewinnen, was ihnen auch so gut gelang, dass es dem Aermsten leid tat, die freundlichen Wirte aus ihrem Heim zu vertreiben, er nach Hause ging und den Herrgott bat, jemand andern mit dieser unangenehmen Sache zu betrauen.

Nun sandte Gott den Florian, den rumänischen Engel, weil er von diesem wusste, dass er viel folgsamer und nicht so grossmütig sei. Adam und Eva sassen gerade beim Essen als Florian in Opintschen ** mit abgenommenem Hute und

* Aus der, im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft, von Lad. Arany und Paul Gyulai herausgegebenen Sammlung ungarischer Volksdichtungen übersetzt von Andor Verbirs.

** Bundschuh der Rumänen.

einen grossmächtigen Stab in der Hand, eintrat. Er bot ihnen ganz untertänig einen guten Tag und sagte, warum er gekommen. «Hast Du's schriftlich?» schnauzte Adam ihn an. «Nein», stotterte Florian, erschrak und ging zurück in den Himmel.

Jetzt sandte Gott den Michael, den deutschen Engel. Auf das hin waren Adam und Eva nicht wenig bestürzt und bereiteten ein noch viel reicheres Mahl, um ihn weich zu stimmen. Die besten Sachen wurden hervorgeholt und besonders an Bier und guten Würsten war kein Mangel. Der Engel Michael liess sich's denn auch schmecken, aber als er nun so satt war, dass er kaum schnaufen konnte, zog er sein Schwert heraus, und sagte: «So! und nun schert Euch hinaus!» — Adam und Eva verlegten sich zwar auf's Bitten und flehten ihn an, doch barmherzig zu sein und zu bedenken, wie gut sie ihn bewirtet hätten, aber der Engel Michael blieb fest, sagte nur: «Es muss sein!» und jagte sie hinaus.

Seit dieser Stunde ist «Muss» ein grosser Herr! *

XIII. Der gnädige Herr und der Kutscher Hans.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein grausam reicher alter Herr. Als der nun gestorben war, begrub man ihn denn auch mit aller Pracht; allein man hatte gut ihn begraben, er ging doch jede Nacht als Gespenst um. Alles Beten für ihn, das viele Messelesen war rein umsonst; das Gespenst kam doch immer wieder und machte ein solches Getöse und Geklapper, jagte Allen einen solchen Schreck ein, dass die Hausbewohner vor lauter Furcht fast schon verrückt waren.

Besonders die verwitwete gnädige Frau nahm sich den Kummer und Gram gar sehr zu Herzen und so sagte sie einmal in der Küche:

— Ach, warum kann doch mein armer Mann selig keine Ruhe finden, dass auch wir endlich zum Frieden kämen. Aber eine Nacht um die andere das ganze Haus in solchen Schreck zu stürzen — —! Seit er todt ist, habe ich mich ja auch nicht einmal ordentlich ausschlafen können.

— Hei, da wüsste ich schon Rat, wenn die gnädige Frau die Sache mir überlassen wollte, — sagte da der Kutscher, der alte Hans. — Ich müsste nur für ein paar Tage hundert Gulden haben und einen Sarg. Da würde ich mich hineinlegen und dann liesse mich die gnädige Frau hinuntertragen in die Gruft und schön neben den gnädigen Herrn hinstellen: so wahr mich Gott selig habe! ich wollt' es schon herauskriegen, weswegen mein armer gnädiger Herr immer noch als Gespenst umgeht.

Hans war ein alter Diener des Hauses, der mit dem Herrn zusammen aufgewachsen war und das Vertrauen der gnädigen Frau besass. So gab sie ihm denn die hundert Gulden und sagte ihm, dass er dieselben nur immerhin ganz behalten möge, wenn es ihm gelinge, aus dieser Not zu helfen. Auch den Sarg liess sie machen, wie er gewünscht.

Das Geld vergrub Hans im Stalle und legte sich in den Sarg, der dann zugemacht und neben den Herrn in die Gruft hinuntergetragen wurde.

* Vgl. Friedr. Müller, Siebenbürgische Sagen. Kronstadt 1857. P. 318.

Wie er ruhig da liegt, schlägt es auf einmal zwölf. Hans hört, wie der Sargdeckel des gnädigen Herrn aufspringt, da besinnt er sich nicht lange und wirft auch er den Deckel von seinem Sarge herunter; dann setzt sich der gnädige Herr auf, Hans ebenfalls; dann steigt der Herr aus dem Sarge heraus und so tut auch Hans.

— Ja, wie kommst denn Du da her, Hans? frägt nun der Herr, denn sie standen sich jetzt gerade gegenüber.

— Gerade so, wie der gnädige Herr, untertänigst zu dienen. Ich bin gestorben und da hat man mich halt begraben.

— Und wohin willst Du denn jetzt?

— Gerade dorthin, wohin der gnädige Herr, untertänigst zu dienen.

— Aber ich gehe hinauf in's Haus, denn ich habe dort noch etwas zu besorgen.

— Das habe ich auch, gnädiger Herr, eben darum kann ich ja im Sarge keine Ruhe finden.

— Aber was in aller Welt willst denn Du zu besorgen haben, Hans?

— Die Sache ist halt die, gnädiger Herr, dass ich, untertänigst zu dienen, so ein kleines Sümmchen Geldes beisammen gehabt und das im Stalle vergraben habe und da will ich nur mal nachsehen.

— Na, ich habe auch so etwas vor, so wollen wir also miteinander gehen

Die Beiden machten sich auf den Weg. Vor der Türe der Gruft angelangt, schlüpfte der Herr durch das Schlüsselloch und ruft hinter sich:

— So komm doch, Hans!

— Ach, gnädiger Herr, ich kann nicht, das Schlüsselloch ist mir zu enge.

Da legte der Herr nur seine Hand auf das Schloss und dieses sprang auf. Hans kam nun hervor, aber der Herr schüttelte den Kopf und sagte:

— Hans, Hans, das will mir gar nicht gefallen, Du bist nicht todt!

— Nicht todt, gnädiger Herr? Na und ob ich todt bin! Ei freilich bin ich todt, ich bin blos noch nicht abgelegen und darum noch bei Fleisch.

Wie sie über den Hof gehen, sagt der Herr:

— Lass uns zuerst in das Haus sehen und die Weiber erschrecken.

Den Weg in die Küche nahm der Herr wieder durch's Schlüsselloch, aber dem Hans musste er eben auch hier wieder die Türe öffnen, sonst hätte er nicht hereinkommen können.

— Hans, Hans, sprach der Herr mit Kopfschütteln, das will mir gar nicht gefallen, Du bist nicht todt.

Aber Hans gab wieder nur zur Antwort:

— Nicht todt, gnädiger Herr? Na und ob ich todt bin! Ei freilich bin ich todt, ich bin blos noch nicht abgelegen und darum noch bei Fleisch.

Und nun wurden die Töpfe und Pfannen, Schüsseln und Löffel aus dem Schranke und von der Wand genommen und zur Erde geschmissen, dass es krachte! Das war ein Getöse, ein Rumor, dass nicht eine Seele im ganzen Hause schlafen konnte. Doch was der Herr zur Erde warf, blieb alles fein ganz und ging wieder von selbst zurück auf seinen Platz. Nicht so bei Hans, denn was der hingeworfen, das blieb denn auch in tausend Scherben liegen. Da schüttelte der Herr wieder mit dem Kopf.

— Hans, Hans, dass will mir gar nicht gefallen, Du bist nicht todt!

— Nicht todt, gnädiger Herr? Na und ob ich todt bin! Ei freilich bin ich todt, ich bin blos noch nicht abgelegen und habe darum noch eine schwere Hand!

Von hier gingen sie weiter in die Stube, wo sie wieder alles durcheinander warfen und Tische und Stühle umstürzten. Als nun die Hausbewohner vor lauter Entsetzen nicht mehr wussten, wo aus und wo ein, stiegen die Beiden hinab in den Keller. Hier legte der Herr die Hand auf eines der Fässer, worauf dieses sich von seinem Platze forthob, darunter aber war ein grosser Topf voll Geld in die Erde vergraben.

— Ach, Hans! seufzte der Herr, siehst Du, von da kommt all mein Leiden; auf diesem Gelde liegt ein Fluch, denn es ist Waisengeld und unrecht Gut, und so lange die Armen ihr Teil nicht wieder zurückbekommen, so lange kann auch ich nicht Ruhe finden in meinem Sarg. Ach, und alles ist umsonst, denn von diesem Geld hier weiss kein Mensch.

Hierauf winkte er und der Topf Geldes versank wieder in die Erde; dann legte er die Hand auf das Fass und dieses rollte wieder zurück auf seinen alten Platz.

— Nun lass uns mal nach Deiner Sache sehn, Hans.

Jetzt ging es in den Stall. Hans nahm ein Grabscheit und grub damit die hundert Gulden aus. Da schüttelte der Herr wieder mit dem Kopf.

— Hans, Hans, das will mir gar nicht gefallen, Du bist nicht todt; Du brauchtest ja nur mit der Hand zu winken und das Geld käme von selbst herauf.

— Ich wäre nicht todt, gnädiger Herr? Na und ob ich todt bin! Ei freilich bin ich todt, ich bin blos noch nicht abgelegen und da weiss ich halt noch nicht recht, wie ich's anstellen muss.

Damit legte Hans das Geld wieder zurück und scharrte Erde und Stroh darüber.

— Mach schnell, Hans, mach schnell — sagt der Herr — es schlägt gleich Eins und dann müssen wir schon wieder im Sarge liegen.

— Ich beeile mich ja, gnädiger Herr, ich beeile mich ja, ich komme schon; will nur schnell noch mal ins Haus springen und die Weiber noch ein bischen erschrecken.

Damit ging Hans in das Haus, der Herr aber stellte sich vor die Türe und wartete. Er wartet und wartet, doch endlich wird's ihm zu lange und er ruft hinein:

— Komm doch Hans, länger können wir nicht bleiben, gleich wird es Eins schlagen!

— Ich komme schon, gnädiger Herr, nur noch einen Augenblick; will die Leute nur noch ein bischen erschrecken. Da sind noch ein paar Schüsseln, die ich erst entzwei schlagen muss.

Damit zerschlug und zerschmetterte Hans Schüsseln und Töpfe in der Küche und machte ein Geklapper und Getöse mit dem Kupfergeschirr, als wäre der jüngste Tag da. Und wieder ruft der Herr:

— Wenn Du aber jetzt nicht kommst, Hans, so lasse ich Dich da und gehe allein weg, denn es ist die höchste Zeit.

Aber Hans wünschte sich ja durchaus nichts besseres, als von seinem Herrn verlassen zu werden, und so rief er denn wieder zurück:

— Ich komme schon, gnädiger Herr, ich komme schon!

Wer aber nicht kam, war Hans, bis es auf einmal Eins schlug und der Herr in seiner Gruft verschwunden war.

Nun weckte Hans das ganze Haus auf, was keine grosse Mühe war, denn es hatte ja doch niemand geschlafen, und hierauf erzählte er der Reihe nach alles, so wie es sich zugetragen. Die gnädige Frau aber wartete gar nicht erst den Morgen ab, sondern ging gleich mit dem Gesinde in den Keller. Das Fass wurde mit viel Mühsal und Beschwerden von seiner Stelle geschoben und dann ein tiefes Loch gegraben, bis endlich der Topf Geldes zum Vorscheine kam, der nun sofort herausgehoben wurde, worauf die gnädige Frau gleich in aller Frühe den Waisen alles zurückgab, denn ihnen gehörte vor Gott der ganze Topf voll Geld. Hans jedoch bekam die hundert Gulden und noch ein Trinkgeld dazu.

Nachdem alles so geschehen war, trieb auch der gnädige Herr keinen Spuk mehr als Gespenst; nur den Hans besuchte er noch einmal und sprach zu ihm:

— Hans, Hans, Du hast mich arg betrogen! Aber ich bin Dir dennoch dankbar, mein wackerer Knecht, denn was Du getan hast, war zu meinem Besten; jetzt werde auch ich die ewige Ruhe finden.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der I. Classe am 6. Juni gab das correspondirende Mitglied Iván Télfy einen kurzen mündlichen *Bericht über einige beachtenswertere Erscheinungen der neuesten hellenischen Literatur.* Auf dem Gebiete der classischen Philologie findet er beachtenswert die «Literarischen Skizzen» des Dionysios Therianos; auf dem Gebiete der hellenischen Geschichtschreibung die einschlägigen Arbeiten des Gedeon Manuel, des Lampros Spiridion und des Paparrhigopulos; auf dem Gebiete der Geographie und Statistik die Arbeiten des Sacellarios; auf dem Gebiete der Philosophie des Johannes Skaltzunis Werk «Religion und Wissenschaft»; auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft eine Arbeit des Mompherratos über Eherecht; auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre die «Plutologie» des Szutzos und die finanzpolitische Rede des Minister-Präsidenten Trikupis; auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einige Abhandlungen von Plustannanos und Damvergis. Auf dem Gebiete der schönen Literatur sind Novellen, Dramen, Gedichte und Volkslieder erschienen. Von letzteren ist nach Vortragendem das von Politis herausgegebene Volkslied «Vom todten Bruder», dessen Inhalt er kurz angibt, zu erwähnen. Vom Gebiete der Uebersetzungskunst erwähnt er Miltons Verlorenes Paradies von Kasdaglis, Dante's Divina Commedia von Musurus und Goethe's Faust vom griechischen Gesandten in Berlin. Auf dem Gebiete der Journalistik erwähnt er 62 Zeitungen und 29 Zeitschriften, welche in Griechenland, 22 Zeitungen und 9 Zeitschriften, welche ausser Griechenland in neugriechischer Sprache erscheinen. Im Ganzen erwähnt der Bericht 96 Werke.

Hierauf las der Hermannstädter Gymnasial-Professor Nikolaus Putnoky

als Gast Teile einer grösseren kritischen Abhandlung über das von der Bukarester rumänischen Akademie mit Unterstützung des Königs Carol I. seit 1884 unter dem Titel «Etymologicum Magnum Romaniæ» herausgegebene, von Professor Bogdán Hasdeu redigirte sprachgeschichtliche Wörterbuch der walachischen Sprache, soweit dasselbe bisher erschienen ist. Vortragender kennzeichnet die Richtung und den Inhalt des Werkes, die Behandlungsweise der Wörter, ferner den gegenwärtigen Stand der vergleichenden Sprachwissenschaft in Rumänien und beleuchtet die Unhaltbarkeit einzelner Worterklärungen ihrer Hauptvertreter Hasdeu, Cihác und Burla. Als Achillesferse des Werkes bezeichnet er die Verarbeitung von Handschriften, welche die Feuerprobe der modernen Kritik nicht bestehen.

Schliesslich verlas der Classensecretär P. Gyulai den Entwurf eines Stiftungsbriefes, durch welchen Franz Kóczán de Turberek, Gutsbesitzer im Pester Comitat und Budapester Hausbesitzer, 12,000 fl. ungarische Papier-Rente, — mit der Bestimmung, dass von den jährlichen 5% Zinsen derselben um 600 fl. ö. W. 100 Stück k. k. Dukaten gekauft und unter dem Titel «Kóczán-Stiftungspreis» vom Jahre 1888 angefangen jährlich am 3. December, als an seinem Namenstage, dem besten unter den um diesen Preis concurrirenden, aus der Geschichte Ungarns respective Siebenbürgens geschöpften Theaterstück (Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel) zuerkannt werde — zu Handen der Akademie niederlegen will, falls dieselbe seine darin formulirten Preisausschreibungs- und Preiszuerkennungs-Modalitäten acceptabel findet. Die StiftungsU-rkunde wird zur Begutachtung und Antragstellung einer aus den Mitgliedern Anton Zichy, Paul Gyulai und Gustav Heinrich gebildeten Commission zugewiesen.

— In der Sitzung derselben Classe am 3. October., welcher eine Plenar-Sitzung voranging, begann der Generalsecretär Wilhelm Fraknói seine Mitteilungen mit der Anzeige der Verluste, welche die Akademie während der Ferien durch das Ableben des c. M. Dr. Ludwig Arányi, des auswärtigen Mitglieds Dr. Friedrich August Pott und des Mäcenas der Akademie Ladislaus Bükk erlitten hat. Hierauf verlas er die Zuschriften des ordentlichen Mitglieds Samuel Brassai und des correspondirenden Mitglieds L. Kacskovics, welche für die Glückwunsch-Adressen der Akademie zu ihrem 50jährigen Akademiker-Jubiläum danken. Endlich gab er in Folgendem das Ergebniss der am 30 September abgelaufenen Preisconcurrenzen kund. Es concurrirten : 1. um den Teleki-Preis für Lustspiele 15; 2. um den Karácsonyi-Preis für ernste Dramen 13; 3. um den Nádasdy-Preis für poetische Erzählungen 19; 4. um den Farkas-Raskó-Preis für patriotische Gedichte 32; 5. um den Gorove-Preis für eine Geschichte der Aesthetik 2; 6. um den Lévay-Preis für eine Fáy-Biographie 4; 7. um den Oltványi-Preis für eine Geschichte der Karthäuser in Ungarn 2; 8. um den Sztrokay-Preis für eine Arbeit über den Einfluss der geistigen Getränke auf die Vermehrung der Verbrechen 5; 9. um den Lévay-Preis für eine Arbeit über Stallfütterung zwei Concurrenzarbeiten. Auf die übrigen drei Preisausschreibungen lief keine Arbeit ein. Schliesslich legte der Generalsecretär das Verzeichniss der während der Ferien für die Akademie eingelaufenen Tausch- und Pflichtexemplare vor.

Hierauf fand eine Vortragssitzung der I. Classe statt, in welcher zunächst das ordentliche Mitglied Josef Budenz einige interessantere Punkte aus jenem

Capitel seiner *vergleichenden ugrischen Formenlehre* vortrug, welches die denominalen Nominalbildungen behandelt, unter Anderm eine neue Auffassung des Verhältnisses des ungarischen Bildungssuffixes *-talan* zum vogulischen *-tal.*

Als zweiter Vortragender las das correspondirende Mitglied Béla Majláth eine literarhistorische Studie *über die Loosbücher.* Ein sehr interessanter und merkwürdiger Zweig unserer Volks- oder volkstümlichen Literatur ist die Literatur der Loosbücher oder Glücksbücher, von welchen unsere Literaturgeschichte bis jetzt geschwiegen hat, wiewohl das Loosbuch ein Literaturproduct ist, welches innerhalb seines dreihundertjährigen Lebenslaufes zwölf Ausgaben erlebte, erst vor kaum hundert Jahren der Marktliteratur anheimfiel und erst seit zwanzig Jahren auch von dort verdrängt, nicht mehr gedruckt wird, welches aber seine ursprüngliche Tendenz und Form, ja seine ursprüngliche Schreibweise und Diction mit geringen zeitgemässen Veränderungen auch in seiner letzten Ausgabe zu bewahren wusste. Der Verfasser eines solchen Literaturproductes verdient unstreitig eine Stelle in der Reihe unserer Schriftsteller, welche im XVI. Jahrhundert für die des Lesens und Schreibens Kundigen schrieben; wurden doch auch die Loosbücher nur von den Gebildeten gelesen, hatten sie doch dasselbe Publikum, wie jeder beliebige andere Zweig der damaligen poetischen Literatur, welcher teils als unterhaltender Zeitvertreib, teils als abergläubische Befriedigung des Wunsches, die Zukunft kennen zu lernen diente, ebenso in den höchsten Kreisen der Aristokratie, wie in den Familien des kleinen Landadels und in jeder Schichte der des Lesens und Schreibens kundigen Gesellschaft. Die Entstehung der ungarischen Loosbücher steht in engem Zusammenhange mit den gleichartigen Producten des Auslandes, welche jenen in jeder Hinsicht als Vorbilder dienten. Dessenungeachtet ist der Text der ungarischen Loosbücher keine Uebersetzung; sowohl seine Tendenz als auch seine Moral, seine ungarische Versification und kernhafte ungarische Ausdrucksweise blieben original ungarisch. Da die Loos- oder Glücksbücher der Deutschen, Italiener, Franzosen, Spanier u. s. w., welche der Verfasser mit den ungarischen Loosbüchern verglich, in unserer Literatur ebenfalls noch nicht behandelt wurden, gibt er in seiner Studie zuerst die Bibliographie der ausländischen handschriftlichen und gedruckten Loosbücher und behandelt hierauf die erhaltenen ungarischen Loosbücher sowohl in literarhistorischer als auch in sprachlicher Hinsicht.

— **Philologische Gesellschaft.** In der Oktober-Sitzung dieser Gesellschaft las Professor Josef Bayer, der Verfasser des von der Kisfaludy-Gesellschaft preisgekrönten Werkes über die Geschichte der ungarischen Schauspielkunst, *über das erste ungarische Tendenzdrama.* Es ist dies Ladislaus Gorove's Schauspiel »Der verdiente Kaufmann« aus dem Jahre 1807. Das Stück soll nach des Verfassers ausdrücklicher Erklärung beweisen, dass »der Handel weder eine niedrige, noch unehrenvolle Beschäftigung« sei. Viele, sagt Gorove in der Vorrede zu seinem Schauspiele, hassen den Kaufmann, weil sie den Handel hassen, und die Kaufleute müssen wiederholt klagen, dass man ihnen feindselig gesinnt sei. Diese Vorurteilsvollen will der Verfasser mit seinem Schauspiel bekehren und Jedermann davon überzeugen, dass der Handel die Quelle zahlreicher Güter ist und dass derselbe jedem Einzelnen und der Menschheit im Allgemeinen vielfachen Nutzen

bietet. Leider ist der Verfasser nicht im Stande, diese richtige Tendenz in Handlung umzuwandeln. Immerhin ist das Stück ein interessanter Beitrag zur Geschichte des ungarischen Dramas und zur Kenntniss der Anschauungen des ungarischen Volkes am Beginne des Jahrhunderts. Auch war Gorove unstreitig doch begabt und es bleibt zu bedauern, dass er — zu dessen Leben der Verfasser sehr interessante Beiträge liefert — der Bühne so früh den Rücken kehrte. Er hatte vor diesem Originaldrama als 26jähriger Jüngling ein nach dem Deutschen des Wiener Paul Weidmann bearbeitetes Trauerspiel *Jatzid und Haba* (1806) veröffentlicht, aber schon mit seinem zweiten Stücke, dem *Verdienten Kaufmann*, seine Laufbahn als Dramatiker beschlossen. In der Hauptstadt wurden seine Stücke kaum aufgeführt, wohl aber in der Provinz, besonders in Siebenbürgen. Später wandte sich Gorove der gelehrten Schriftstellerei zu, ohne auf irgend einem Gebiete, denn er versuchte sich in den verschiedensten Disciplinen, Beachtenswertes oder Bleibendes zu leisten.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung war ein Vortrag von Moriz Berkes über *Volksversammlungen in der homerischen Zeit.* Die Arbeit beruht auf sorgfältiger und fleissiger Sammlung des in den Quellen zerstreuten Materials und führt zu dem Resultate, dass die Volksversammlungen in der behandelten Zeit keinerlei staatsrechtliche Mission hatten, sondern blos berechtigt waren, die Beschlüsse der berufenen Behörden anzuhören und dieselben schweigend zu bestätigen. Die Hauptquelle des Vortrages sind selbstverständlich die homerischen Gedichte selbst, aus denen die gesammten bezüglichen Stellen geschickt ausgebeutet sind. Nicht neue Resultate, sondern die übersichtliche Zusammenfassung des Quellenmaterials bilden den Wert der Arbeit.

Den Schluss der Sitzung bildete die Mitteilung des Vorsitzenden, dass der im Jahre 1881 verstorbene Stefan Tamaskó, von dem im Jahre 1880 eine vorzügliche lateinische Uebersetzung ausgewählter Berzsenyi'scher Oden erschienen ist, auch eine *lateinische* Uebertragung des Madách'schen Meisterwerkes *Die Tragödie des Menschen* in Angriff genommen hat, von der er aber leider nur die Uebersetzung der XIII. und XIV. Scene vollendet hat. Die Uebersetzung ist im besten Sinne des Wortes verständnissvoll und treu und beweist neuerdings die seltene Meisterschaft Tamaskó's in der Handhabung der lateinischen Sprache und des lateinischen Verses. Wir werden in unserem nächsten Hefte diese Uebersetzung vollständig mitteilen.

VERMISCHTES.

— **Ueber Schulsparcassen.** Es liegt uns der XI. Jahresbericht des kön. Rates B. F. Weiss über die Entwicklung der Schulsparcassen in Ungarn vor. Dieser Bericht, welcher in der am 10. Jänner l. J. stattgehabten Ausschusssitzung des Landes-Agricultur-Vereins verlesen wurde, liefert den erfreulichen Beweis, dass die zur Verbreitung dieser Institution fortgesetzte Propaganda schon bisher sehr erspriessliche Resultate erzielt hat, so dass der Fortbestand und die Entwickelung dieser, von moralischem und volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte gleichmässig hochwichtigen Institution gesichert erscheint.

Wir lassen hier zunächst die Zahlen sprechen, indem wir folgenden Ausweis über die Entwicklung der Schulsparcassen in Ungarn geben:

im Jahre	in Orten	in Schulen	Manipulanten	Einlagen	Ersparte Summe in Gulden
1876	13	15	32	2621	13.337
1877	17	20	95	2010	18.884
1878	30	36	105	3682	30.416
1879	35	50	93	2862	33.650
1880	96	141	222	7333	54.647
1881	178	240	451	14.984	71,817
1882	256	365	565	16.273	114.734
1883	314	438	697	21.992	131.580
1884	317	458	758	24.085	151.451
1885	334	517	775	23.494	152.474
1886	397	581	926	28.256	113.264 *

Rechnet man die Resultate dieser elf Jahre zusammen, so beträgt die Summe der Einlagen 147,595 und der Betrag derselben 886,264 Gulden.

Diese Zahlen sprechen wohl deutlich genug zu Gunsten der Institution und wenn dieselbe noch nicht durchaus Wurzel gefasst hat, so liegt der Grund dafür nicht in irgend welchen Antipathien, welche endlich als überwunden anzusehen sind, sondern in dem Indifferentismus, welchen bei uns oft neue Institutionen zu bekämpfen haben.

Wir hoffen, dass auch diese Gleichgiltigkeit allmählig schwinden wird, und dass Diejenigen, welche es betrifft, immer mehr die Heilsamkeit dieser Institution, ihre grosse Tragweite und moralische Wirkung auf die künftigen Generationen einsehen werden, und dass der grössere Teil unserer Lehrer es als seine moralische Aufgabe betrachten wird, den Charakter der Schuljugend auch nach dieser Richtung zu bilden.

Viel wichtiger, wertvoller und erfreulicher, als das oben ausgewiesene materielle Resultat, ist der jetzt schon wahrnehmbare moralische Erfolg, was in Folgendem bewiesen werden soll. Am Schluss des Schuljahres wird nämlich an die Lehrer auch die Frage gerichtet: «Welche moralische Wirkung übt die Schulsparcasse sowohl auf die Schüler als auf die Eltern?»

Der Bericht führt nun die, auf diese Frage eingelaufenen Antworten der Lehrer aus 40 Gemeinden (welche die Anfangsbuchstaben C—F umfassen) auf. Diese Aeusserungen gipfeln darin, dass die Institution der Schulsparcassen nicht nur auf die Schüler selbst, sondern auch auf die Eltern den wohltätigsten Einfluss übt — in ihnen den Sinn für die Sparsamkeit erweckt und nährt.

Der Bericht fährt dann also fort:

Nach alldem habe ich es wohl nicht nötig, mit weitläufigen Argumentationen für die Heilsamkeit dieser Institution einzutreten. Die aus dem praktischen Leben geschöpften Erfahrungen sprechen zur Genüge für dieselbe. Doch will ich noch erwähnen, dass ausser den angeführten Aeusserungen mir aus dem heurigen

* Die Verminderung der «Ersparten Summe» findet ihre Erklärung darin, dass dieselbe in Szabadka im Jahre 1885 91,833 Gulden betrug, sich 1886 aber auf 49,651 Gulden verringerte; die hier fehlenden 42,182 Gulden sind wohl von den Einlegern zurückerhoben worden.

Jahre noch an 500, und aus früheren Jahren mehr denn 1000 Briefe von Lehrern zugegangen sind, welche sich aus eigener Praxis über die Nützlichkeit dieser Institution in der lobendsten Weise aussprechen.

Ueberdies haben sich mehrere eifrige Lehrer gefunden, die über diesen Gegenstand in verschiedenen Journalen aufmunternde Artikel, ja sogar Flugschriften veröffentlicht haben. So namentlich Arnold Hirschler (Szarvasi) in Sissek eine Flugschrift unter dem Titel: «Wie soll in unserem Vaterlande die Institution der Schulsparcasse populärer gemacht werden?» Ferner Tobias Niedermayer in Arad eine Flugschrift unter dem Titel: «Schulsparcassen in der Gewerbeschule.» — Ich muss noch erwähnen, dass einige — aber nur einige — Schul-Inspectoren der warmen Empfehlung und Aufforderung Sr. Excellenz des Herrn Cultus- und Unterrichts-Ministers, in dieser Angelegenheit aneifernd auf die ihnen unterstehenden Lehrer einzuwirken, entsprochen haben.

Im Ganzen genommen ist die Sache sehr einfach. Auf der einen Seite stehen: der aus dem Leichtsinn stammende Mangel an Berechnung, die Verschwendung und das Schuldenmachen, der moralische und materielle Verfall, welcher unmittelbar zu Diebstahl und Raub, kurz zu unendlichem Jammer und Unglück führt. Auf der andern Seite sehen wir die Folgen der vernünftigen, berechnenden Sparsamkeit: Reichtum, Zufriedenheit, ein glückliches Familienleben. Reichtum setzt uns in den Stand, Wohltätigkeit zu üben, die vaterländische Kunst und Industrie opferwillig zu unterstützen, kurz: den Segen Gottes ruhig und wahrhaft glücklich zu geniessen. Stellen wir uns diese beiden Gegensätze recht lebhaft vor, so werden wir sicherlich das letztere wählen und bestrebt sein, unsere Kinder schon von zartester Jugend angefangen an vernünftige Sparsamkeit zu gewöhnen. Das Kind beginnt mit sechs Jahren das Schulleben und setzt dasselbe zwölf Jahre hindurch fort, bis es das Obergymnasium oder die Oberrealschule absolvirt hat. (Allerdings gibt es auch in zahlreichen Mittelschulen Schulsparcassen.) Eine zwölfjährige Uebung ist hinreichend, in der Seele des Kindes einen Charakter auszubilden; diese zwölf Jahre sind im Stande, seinem künftigen Schicksal, seiner künftigen Lebensbahn die Richtung zu geben; wenn er während dieser Zeit sich an vernünftige Berechnung gewöhnt, wenn er es hier erlernt, mit seinem kleinen Vermögen verständig zu wirtschaften, dann wird er sich mit dem Worte «Sparsamkeit» vertraut machen, wird sich an vernünftige Sparsamkeit gewöhnen, dieser Tugend treu bleiben in seinem ganzen Leben und so das Glück und die Wohlfahrt seines Daseins begründen.

Seien wir daher bestrebt, den weisen Ausspruch des Grafen Stefan Széchenyi zu befolgen: «Seien wir überzeugt, dass jeder unter uns mehr minder, ja jeder Sohn unseres Vaterlandes ein Retter unseres Stammes, ein Wohltäter unserer Volksfamilie, eine Zierde unserer Nation werden kann, und darum möge jeder Ungar als getreuer Schaffner seinen Platz ausfüllen.» Wenn wir Alle, Jeder in seinem Wirkungskreise, energisch zusammenwirken und Diejenigen aneifern, die fortwährend unmittelbar mit der Jugend in Berührung sind, dann dürfen wir hoffen, dass wir den grössern Teil der 22,000 Lehrer unseres Vaterlandes für die Einführung der Schulsparcasse gewinnen. Als gute Patrioten werden sie ihre bisherige Gleichgiltigkeit mit energischer Tätigkeit vertauschen (sind doch die bereits eingeführten und lobenswert wirkenden Postsparcassen geeignet,

die Manipulation sehr zu erleichtern und zu fördern); dann wird der ung. Landes-Agricultur-Verein einen noch grösseren Triumph mit jener Institution erringen, welche er in seinen Schutz genommen, mit seinem Ansehen und mächtigen Einflusse leitet, wodurch er den Segen aller Patrioten reichlich verdient.

So weit der Bericht; zum Schlusse entnehmen wir dem Protokoll der am 10. Jänner 1887 stattgehabten Sitzung des Directions-Ausschusses des ung. Landes-Agricultur-Vereins noch folgenden Passus:

Es folgt der Bericht der Schulsparcassen-Section über den Stand und die segensreiche Tätigkeit der Schulsparcassen. Zum Zwecke der Entwicklung dieser Institution hat der Vicepräsident der Schulsparcassen-Section, Herr Bernhard Franz Weiss 1000 fl. gespendet, mit der Widmung, dass bei der nächstjährigen Prämien-Auslosung zu Gunsten der die Schulsparcassen manipulirenden Lehrer aus diesem Betrage je ein Gewinnst zu 400, 300, 200 und 100 fl. ausgelost werden. Wird zur erfreulichen Kenntniss genommen und beschlossen, den Bericht in Druck zu legen.

— **Eine ungarische Robinsonade.** Der Bajaer Schneidergeselle Andreas Jelki, dessen abenteuerliche Geschichte Ludwig Hevesi im Jahre 1872 der ungarischen Jugend erzählte, und der vor mehr als hundert Jahren als ehrsamer Ofner Bürger seinen merkwürdigen Lebenslauf beschloss, ist nicht der einzige ins Nationale übersetzte Robinson Crusoe gewesen, an dessen Schicksalen unsere Landsleute ein wenig Geographie und Naturkunde lernten. In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts erschienen bei Hartleben zwei Bände eines anderen ungarischen «Robinson», dessen Autor nicht geringeres Interesse beansprucht, als der Urheber des ersten und ursprünglichen Robinson, Daniel Defoe, der bekanntlich an der Schwelle des Greisenalters in der Bearbeitung der Tagebücher des Matrosen Alexander Selkirk Trost für ein an Verfolgungen und Widerwärtigkeiten reiches Leben suchte. Unser Daniel Defoe hiess Joachim Szekér, und *Zoltán Beöthy* gebührt das Verdienst, über das Erdenwallen dieses in der Tat merkwürdigen Mannes nähere Daten gesammelt zu haben.

Joachim Alois Szekér wurde im Jahre 1759 geboren und trat jung an Jahren in den Franziskaner-Orden ein, dessen Mitglieder damals einen wahren Feuereifer für die Wiedererweckung der nationalen Sprache und für die Schaffung einer nationalen Literatur entfalteten. Auch er gehörte bald zu jenen Priestern, deren Seele reich genug war, um an zwei Altären zu opfern und geriet denn auch bald in Widerstreit mit seinen Oberen, denen der junge Mönch gar zu freie Gesinnungen zu hegen schien. Besondern Anstoss erregte seine populäre Geschichte Ungarns, welche drastische Spuren der Einwirkung josefinischen Geistes zeigte und welche vermessen genug, sogar Päpste zu kritisiren, es unpassend fand, dass der Heilige Stuhl seinen Einfluss zu wiederholten Malen als politisches Machtmittel gegen Ungarn aufbot. Dieserhalben wurde er in einer Weise verfolgt, dass er schliesslich zum Militär ging, das heisst, er wurde Feldprediger und in dieser Eigenschaft in das Infanterie-Regiment Splényi eingeteilt, in dessen Verbande er die italienischen Feldzüge gegen Napoleon mitmachte und getreulich all die Gefahren und Mühsale seiner bewaffneten Gefährten teilte. Nach dem Luneviller Frieden gelangte er

mit seinem Regiment nach Siebenbürgen, später wurde er nach Pest versetzt, wo er seinen ungarischen Robinson herausgab. Einige Monate darauf (am 26. September 1810) hauchte der tapfere Joachim Alois Szekér in Klausenburg seine ehrliche und unerschütterliche Seele aus.

Wie sein Buch über die Geschichte Ungarns keine andere Bestimmung hatte, als seinen Landsleuten eine belehrende Lectüre zu bieten, so verfolgte auch sein «Robinson» keinen anderen Zweck, als dem ungarischen Publikum auf die bequemste und amüsanteste Weise von der Welt einige Kunde von fremden Ländern und fernen Himmelsstrichen beizubringen. Hatte es jedoch der Engländer Defoe leicht, seinen Helden auf die See zu bringen, so war dies für den ungarischen Autor keine Kleinigkeit zu einer Zeit, da seine Landsleute mit dem Salzwasser so spärliche Beziehungen unterhielten. Er musste also die Türkenkriege, die noch in lebhafter Erinnerung der Nation standen, zu Hilfe rufen, um seinen Helden ausser Landes zu bringen. Dieser Held ist sein eigener Landsmann, der wie er selbst aus Komorn gebürtige Husaren-Rittmeister Ujvári, der im Lager Eugens von Savoyen unter Graf Johann Pálffy Wunder der Tapferkeit verrichtet, bei Karlovitz aber mitsammt seinem Lieblingskorporal Miskei, der ehedem in Gran Barbiergeselle gewesen, verwundet dem Ibrahim Pascha in die Hände fiel. Wiederhergestellt, werden sie nach Konstantinopel gebracht und nach Anatolien geschickt. Unterwegs leiden sie Schiffbruch und werden von schwarzen Piraten geraubt, welche die ungarischen Gefangenen dem Kaiser von Marokko ausliefern. Dieser verwendet sie bei einer Expedition ins Innere Afrikas, mit welcher sie auch nach Tunis gelangen. Hier soll der tapfere Husaren-Capitän Liebesglück erfahr en, des denn Dey's Töchterlein Syphonella verliebt sich in ihn und die Beiden werden auch nach mannigfachen Abenteuern und nach Ueberwindung der schrecklichsten Hindernisse ein Paar. Es stellt sich nämlich im Verlaufe der Begebenheiten heraus, dass sowohl Prinzessin Syphonella wie auch ihr Bruder Prinz Ben Dolhodan gar nicht des Dey's Kinder sind, sondern in ihrer frühesten Jugend aus dem Hause ihres Vaters, des Lippaer Stadthauptmanns Valentin Horváth, geraubt worden waren. In Folge dieser Entdeckung Flucht des Geschwisterpaares nach Genua, wo mittlerweile Ujvári eingetroffen ist und wo sodann feierliche Taufe und Vermählung stattfindet. Auf dem Markusplatz in Venedig hören die Neuvermählten ungarische Laute. Es ist dies der Korporal Miskei, der sich ebenfalls mitsammt seiner Ehehälfte, einer Wilden, die ihn aus dem Rachen der Menschenfresser befreit, auf der Heimreise befindet. Die Wilde stirbt in Gradiska, Ujvári und Miskei kehren aber gar nicht heim, sondern lassen sich in Triest als Kaufleute nieder, «von wo Ujvári Komorn, Miskei aber Gran besuchen können, so oft es ihnen beliebt.»

Ehe aber der Husaren-Rittmeister seine Prinzessin und der Husaren-Korporal seine Wilde heimführen kann, müssen sie ganze Odysseen mitmachen. Zu wiederholten Malen leiden sie Schiffbruch, geraten auf wüste Inseln, wo sie sich häuslich einrichten müssen, werden sie durch Kannibalen getrennt, und müssen Jeder für sich den Kampf ums nackte Leben aufnehmen. Der ehemalige Barbiergehilfe gerät tief in den schwarzen Weltteil hinein, überall weiss er sich dank seiner Kunst des Aderlassens und des Zähnereissens durchzuhauen, ebenso wie sein Rittmeister sich dadurch Ansehen zu verschaffen weiss, dass er den

Spahis lehrt, wie ungarische Husaren exerziren. Nach Venedig war er schliesslich über Spanien gekommen, wo er nach vielen Irrfahrten glücklich gelandet war.

Die Tendenz dieser ungarischen Robinsonade liegt auf der Hand; sie will das culturgeschichtliche Moment, das in der Darstellung in der Fremde für ihre Existenz kämpfender Personen liegt, aus dem Bereiche des Allgemein-Menschlichen in die Sphäre des Beschränkt-Nationalen verpflanzen. Die Helden unseres Verfassers sind sämmtlich Ungarn, die ihre Lebenstüchtigkeit in den schwierigsten Tagen erproben und körperlich und geistig ihren Mann zu stellen wissen. Der gute Franziskaner hat aber seinen «Roman» auch für ein spezifisch ungariches Publikum geschrieben, dessen Geschmack an den damals modernen sentimentalen Ritterromanen gründlich verdorben war, ein Geschmack, dem er übrigens durch die Liebeshistorie mit der tunesischen Prinzessin Rechnung tragen zu müssen glaubte, — nur dass aus den fremden Rittern bei ihm ungarische Reiter werden, und dass er immer und wieder an bestehende und reale Verhältnisse anknüpft und den Leser aus der Zauberwelt des Romanes in dessen eigene und nahe Wirklichkeit zurückführt. Ein nicht genug hochzuschätzendes bedeutsames Moment wird der Forscher der nationalen Bildungsgeschichte auch in dem Umstande erblicken, dass der Àutor seine beiden, verschiedenen Ständen und verschiedenen Bildungskreisen entstammenden Helden — *Kaufleute* werden lässt. Man vergegenwärtige sich einmal, dass das Buch im Jahre 1809 geschrieben wurde, in welchem ausser persönlicher Tapferkeit nur noch die Lateiner, die studirten Herren, Ansehen und Anwert genossen, und man wird die Bedeutung dieses ebenso schüchternen wie rührenden Appells an das vaterländische Publikum verstehen. Indem er die denkwürdige Laufbahn seiner tapferen Helden, von denen der eine adeligen Geblütes ist, in die Waarenlager der reichen Kaufherren ausmünden lässt, gleichsam als Krönung und Belohnung eines an Kämpfen reichen Lebens, hat er dem Kaufmannsstand einen Adelsbrief ausgestellt und den Beruf der Handelsherren als einen begehrens- und aller Ehren werten gepriesen.

Dass der schaffensfrohe Franziskaner, der ausser seinem genannten Wirken auch ein Buch über die Schlacht von Marengo und einen Band «Kriegswissenschaften» geschrieben hat, mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit direct auf die Hebung der nationalen Bildung, namentlich auf die geistige Förderung der ungarischen Frauen aus der Mittelclasse hinarbeitete, dafür können aus seinen Schriften selbst zahlreiche Belegstellen angeführt werden. Er meint, dass es für die Frauen vorteilhafter sein werde, «anstatt mit sittenverderbenden Büchern mit geistnährender und die Klugheit schärfender Lectüre die langweiligen Stunden zu verbringen», und in der Vorrede zu Robinson sagt er, wie viel Bildung und Kenntnisse er bei den Frauen fremder Länder angetroffen. «Diese wussten nicht nur von Gänsen, Enten, Truthühnern, Flachs, Hanf, Wolle, Weizen, Roggen, Gerste und von dem Euter der Kuh der Nachbarsfrau zu reden, sondern sprachen auch von höheren Dingen mit einem so schönen Verständniss, dass ich diese Intelligenz bei Leuten dieses Schlages niemals gesucht hätte.» Und diese Frauen des Mittelstandes möchte Joachim Alois Szekér gern zu einem Factor der nationalen Bildung machen; er möchte ihren Gesichtskreis erweitern und ihnen Interesse für Dinge einflössen, die ausserhalb des Haushaltes und über dem Haus-

halte liegen. In dieser Beziehung verdient er es, den besten Bahnbrechern der vaterländischen Frauenbildung beigezählt zu werden.

Aber auch sein eigenes Leben ist der innigen Teilnahme der Nachfahren wert. Der arme Mönch, dem nichts lieber ist als die weltvergessene, traumverlorene Ruhe des Klosters und der seine grösste Passion in der Ausübung seines bildungfördernden Berufs findet, wozu ihm die Steinamangerer Lehrkanzel Gelegenheit bietet, muss als «weisheitliebender christlicher Philosoph» in Conflict geraten mit den Satzungen des Ordens und er findet, will er seinem Priestergelübde nicht untreu werden, keine andere Zufluchtsstätte, als das wilde Lagerleben. Der Mann des Friedens verbringt wider Willen Jahre seines Lebens unter Trommelwirbel und unter dem Donner der Geschütze. Wir haben Zeugnisse dafür, dass er im dichtesten Kugelregen unerschrocken seines Priesteramtes gewaltet und die Verwundeten gelabt, die Sterbenden getröstet hat. Der Krieg ist zu Ende und das einförmige Garnisonsleben vereinigt den Feldpater mit seiner lange vernachlässigten Muse wieder. Er bietet nun seinen Landsleuten, deren Aufklärung und Bildung ihm ans Herz gewachsen sind, zunächst anstatt der üblichen Schauer- und Gräuelgeschichten, mit welchen die Leser nach einem jedesmaligen Kriegsjahre übersättigt wurden, ehrliche Kunde über die grossen Ereignisse, die er mit Grauen selbst erlebt, er beschreibt ihnen die Schlacht von Marengo und er weiht sie in die Mysterien der Kriegswissenschaften ein, mit denen sich der ruhelose Mönch während der erzwungenen Musse des Lagerlebens beschäftigt. Dann aber gruppiren sich die Erinnerungen seiner Kriegsjahre unter der Einwirkung seiner Phantasie zu dem Scenarium seines Robinson und er bietet seinen Compatrioten in seinem letzten zweibändigen Werke ein Stück geographischen Unterrichts, dessen unterhaltende Form moralische und patriotische Unterweisungen nicht ausschliesst. Und nachdem er auch dies zuwege gebracht, legte er sich hin und starb, 51 Jahre alt. Jedenfalls viel zu früh für die ungarische Literatur, die von diesem universellgebildeten, formgewandten und von einer tüchtigen Gesinnung beseelten Manne noch Vieles erwarten durfte. Er meinte selbst, dass er in ruhigeren Zeitläuften Besseres und mehr hätte hervorbringen können, allein er dankte «als weisheitliebender christlicher Philosoph» der Vorsehung, «dass sie ihn in seinem mediokren Schicksale mit einem zufriedenen Gemüte begnadete.» So ist denn anzunehmen, dass er selbst sein hartes Loos mit Fassung ertragen und dass er seinen Lebenslauf ohne Murren gegen das abholde Fatum beschloss. Seine Robinsonade ist mit seinen übrigen Werken bereits vergessen, aber er selbst, Joachim Alois Szekér ex fratribus Sti Francisci, darf auf einen ehrenvollen Platz unter den Pionnieren der nationalen Literatur und der vaterländischen Bildung Anspruch machen.

— **Ungarische Münzen in Pommern.** Unser in Stettin lebender Landsmann, Karl August von Rédey, ein Abkömmling der gräflich Rédey'schen Familie, Inhaber einer Buchdruckerei und Redacteur, hat uns die Nummer vom 15. November der durch ihn verlegten «Ostsee-Zeitung» eingesendet, in der ein in der Gegend von Sinzlow entdeckter Fund behandelt wird. Derselbe enthält 51 Stück Silbermünzen aus dem XI. Jahrhundert, und zwar Kölner, Mainzer, Speierer, Wormser, Strassburger, niederländischer, böhmischer und ungarischer Prägung.

Letztere rühren aus der Zeit Stefans des Heiligen und Andreas I., wie solche in Pommern häufig vorkommen, und in den Münzfunden von Simoitzel, Schwarzow und Volzberg auch in grösserer Menge vorhanden waren.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábel Jenő, Az ó- és középkori Terentius-biographiák. (Die Terentius-Biographien des Altertums und des Mittelalters von Engen Abel.) Budapest, 1887, Akademie, 64 S.

Albrecht-Lorenz Josephine, Herkulesbad in Wort und Bild. Budapest, 1887, Grill, 72 S.

Ballagi Aladár, Colbert. (Colbert von Aladár Ballagi.) Budapest, 1887, Akademie, 243 S.

Benkő C., Donath E., Karulyak G. und *Szigyarto Z., Olasz-magyar szótar. Dizionario italiano-ungherese.* Fiume 1887 (Budapest, Lampel), 504 S.

Bunyitay Vincze, Szilágymegye középkori műemlékei (Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Comitates Szilágy, von Vincenz Bunyitay.) Budapest, 1887, Akademie, 46 S.

Csernoch János, A halottégetésről. (Ueber die Leichenverbrennung von Dr. Johann Csernoch.) Gran, 1887, Buzárovits, 91 S.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. III. Theil. Das Paradies. Zum ersten Male ins Ungarische übersetzt von *Emerich Csicsaky*, Temesvár 1887, Selbstverlag. Erstes Heft 179 S.

Deák Farkas, Uzoni Béldi Pál. (Paul Béldi von Uzon 1621—1639 von Wolfgang Deák.) Mit 42 Text- und 15 beigelegten Illustrationen. Budapest, 1887, Méhner, 215 S. und 15 Beilagen.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigirt und herausgegeben von *Prof. Dr. Anton Herrmann.* Budapest, Selbstverlag. I. Jahrgang 1887, 1. Heft, 4° 123. S.

Gesetzartikel XXII. v. Jahre 1887, betreffend die Abänderung des XIII Abschnittes des G.A. XIV: 1876 über *Regelung des Sanitätswesens.* (Impfgesetz.) Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. (Handausgaben der wichtigeren Gesetze IVa.) Budapest, 1887, Ráth, 8 S.

— *XXII. v. Jahre 1887* betreffend die Abänderung des XIII. Abschnittes des G. A. XIV. v. 1876 über *Regelung des Sanitatswesens.* (Impfgesetz.) Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. — *XIV. Gesetzartikel vom Jahre 1876.* Regelung des Sanitätswesens. (Handausgaben der wichtigeren Gesetze IVb). Budapest, 1887, Ráth, 8 und 55 S.

Gelléri Mór, A magyar ipar úttörői. (Die Bahnbrecher der ungarischen Industrie. Lebens- und Charakterbilder von Moritz Gelléri.) Budapest, 1887. Dobrowszky XVI. 320 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

UNEDIERTE BRIEFE VON LUTHER, MELANCHTON UND LEONHARD STÖCKEL.

Allgemein bekannt ist das Interesse, welches die ersten Reformatoren Deutschlands den politischen und religiösen Angelegenheiten unseres Vaterlandes entgegenbrachten, und legt besonders der ausgebreitete Briefwechsel Luthers und Melanchtons Zeugniss davon ab. Joannes Ribini, Verfasser der tüchtigen «Memorabilia Ecclesiæ Augustanæ Confessionis in Regno Hungariæ» (Posonii 1787) und namentlich Wilhelm Fraknói: «Melanchtons Beziehungen zu Ungarn» (deutsch von Adolf Dux, Budapest 1874) haben die einschlägigen Daten auf das fleissigste gesammelt, gesichtet und verarbeitet. Doch war es ihnen nicht vergönnt das ganze einschlägige Material zusammen zu bringen. Im dritten Capitel seiner eben erwähnten Schrift, in welchem über das Verhältniss von Melanchton zu Leonhard Stöckel, Schulmeister zu Bartfeld und einem der ersten Verbreiter der Reformation in Ungarn, gehandelt wird, citirt Fraknói eine Stelle aus Jo. Samuel Klein's vortrefflichen «Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evangelischer Prediger» (1789. I. S. 186): «Im Jahre 1538 und 39 wechselten Luther und Melanchton fleissig Briefe mit dem Stadtmagistrat zu Bartfeld, welche noch bis dato auf dem Rathause aufbewahrt werden. In diesen Briefen wird besonders dieses ihres Stadtkinds ... Person gerühmt,» ist jedoch gleichzeitig genötigt zu constatiren, dass diese Briefe in dem städtischen Archiv leider nicht mehr zu finden sind. Ueber diese Briefe, deren zum ersten Mal von Leonhard Stöckel dem Jüngern in der den Postillen seines Vaters Leonhard vorangeschickten Dedication (1596) Erwähnung geschieht, hat sich ein ganzer Sagenkreis gebildet. Ribini (a. a. O. I S. 39) citirt eine Stelle aus einem vom 16. September 1767 datirten Schreiben Samuel Székely's, aus welchem hervorgeht, dass man sich zu jener Zeit in Bartfeld erzählte, der Erlauer Bischof Barkóczy habe im J. 1750 bei Gelegenheit einer canonischen Visitation alle auf die Kirchengeschichte bezüglichen und im Bartfelder Archiv aufbewahrten Schriften, darunter auch die Briefe, die Luther an den Stadtmagistrat von Bartfeld gerichtet, um den Preis von hundert Gulden oder Talern angekauft.* Was daran Wahres sei, lässt sich nicht genau fest-

* «Perquisiveram a præcipuis civibus, num Epistolæ Lutheri, quarum Stökelius in dedicatione postillæ suæ facit mentionem, quas ad Barthpenses dederat,

stellen. Auch der schon erwähnte Klein gedenkt in seiner Bartfelder Kirchengeschichte («Collectanea Historiæ Ecclesiasticæ Bartphensis Augustanæ Confessioni addictor. Ecclesiæ a tempore Reformationis B. Lutheri usque ævum nostrum quod in annum MDCCLXXXVI incidit.. per J. G. K. Bartph.» Handschrift in der Bibliothek des Ung. Nationalmuseums) dieses Kaufes, doch mit bemerkenswerten Varianten.* Nach seiner Angabe fand die canonische Visitation im Juli 1749 statt und war es die protestantische Kirchenbibliothek welche der katholische Magistrat und der katholische Pfarrer dem Bischof für hundert Gulden verkauften. Seiner Angabe nach war die Bibliothek zur Zeit ihrer Blüte reich an Manuscripten von Luther, Melanchton, Stöckel, Hunnius, Chemnitius und unzähligen andern Antiquitäten, verlor jedoch den grössten Teil ihrer Schätze, besonders ihrer Manuscripte, seit Uebergabe der Pfarrkirche an die Katholiken, bis ihre Ueberreste endlich im J. 1749 dem Bischof Barkóczy verkauft wurden. Beide Angaben, die des Samuel Székely nicht minder als die des Klein, leiden an augenfälligen Ungenauigkeiten. Weder entspricht es der Wahrheit, dass Barkóczy alle auf die Kirchengeschichte bezüglichen Documente aus dem Archive entführte (solche finden sich noch jetzt in grosser Anzahl daselbst vor), noch sind Klein's Angaben auch nur im Geringsten verlässlich. Klein scheint die Bibliothek, deren Lob er singt, nie gesehen zu haben — sonst hätte er nicht behauptet, ihre letzten Ueberreste seien an Barkóczy verkauft worden (noch jetzt enthält sie 75 Bände aus dem XV. und XVI. Jahrhundert und drei alte handschriftliche Breviarien); auch ist es ganz unwahrscheinlich, dass der Reformatoren Briefe in der Bibliothek aufbewahrt wurden, denn noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts treffen wir sie im städtischen Archiv an.

Noch erfahren wir aus den handschriftlichen Collectaneen des eifrigen Sammlers Karl Fejérváry** aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts,

supersint; responderunt Episcopum Agriensem Barkotzium anno 1750, dum visitasset has partes, quidquid religiosorum fragmentorum et documentorum in curia erat, depositis centum florenis vel thaleris, sui iuris fecisse ac accepisse.»

* «Celeberrimorum virorum cumprimis Lutheri, Melanchtonis, Stöckelii, Hunnii Chemnicii manuscriptis et innumeris aliis antiquitatibus corruscans Cathedralis Templi magni dicti Bibliothecæ splendor doctorum et curiosorum virorum desideria stimulavit... Splendida haec Bibliotheca magnis sane sumptibus comparata et de tempore in tempus aucta in suis cumprimis Manuscriptis per una et altera vice post interventam Templi huius occupationem pedetentim minui cœpit, donec tandem finaliter in anno 17... (so, an einer andern Stelle gibt er den Zeitpunkt genauer an) per Magistratum Catholicum et tunc temporis loci Parochum Episcopo Agriensi Comiti Barkoczio occasione Canonicæ visitationis suæ erga benevolum Ecclesiæ modernæ præsentatum centum florenorum reciprocum munusculum interiit: acquisitoribus hæreditariis nonnisi vacua partorum memoria loco solatii relicta.»

** «Notitia Comitatus Sarosiensis» (Manuscript aus dem J. 1776 in der Bibliothek des Ung. Nationalmuseums, Oct. Lat. 51): «Memorabilis eo pariter hæc civitas,

dass Luther und Melanchton fleissig Briefe an den Magistrat der Stadt Bartfeld gerichtet, welche Briefe gleich Cimelien im Bartfelder Archive mit einem autographen Werke Melanchtons zusammen aufbewahrt wurden, doch sei letzteres nach dem benachbarten Eperies überführt und «nach Verdienst», öffentlich verbrannt worden. Den Briefen Luthers und Melanchtons, das können wir Fejérváry's Worten entnehmen, wurde nicht dasselbe Los zuteil, nichtsdestoweniger sind sie, unbestimmt wann, aus dem Bartfelder Archiv verschwunden und bis heutigen Tag nicht wieder zum Vorschein gekommen. Wer kann sagen, ob nicht vielleicht ein eifriger Lutheraner bei einem Besuche des städtischen Archivs Gefallen an den ehrwürdigen Documenten gefunden und selbe zur bessern Aufbewahrung zu sich genommen hat? Die Briefe, welche Martin Luther an den Propalatin Franz Révay gerichtet und die noch vor einigen Jahrzehnten im Familienarchive der Révay zu Stjavnicska aufbewahrt wurden, jetzt aber daselbst nicht mehr vorhanden sind,* sind vielleicht denselben Weg gewandelt.

quod post tempora reformationis in illa Hungariæ parte illatum per Stökelium Evangelii lumen prima receperit foveritque constanter adeo, ut meruerint cives cum quibus ipse Lutherus, Philippus Melanchthon, primi præterea reformatores correspondeant. *Quorum scripta quadam in parte odio religionis exusta, reliqua vero in curia olim civica nunc ad Ecclesiam Parochialem translata sub cura loci parochi civicique asservantur magistratus.*» Vgl. desselben Verfassers «Collectanea Comitatus Sárosiensis» (Mscpt. ebendaselbst, Fol. 281): «Frequentes ad suos sequaces ipse Lutherus et Philippus Melanchton dederunt epistolas, quæ instar cymelii cuiusdam pretiosi in publico tabulario asservabantur una cum opere quopiam Melanchtonis propria manu exarato, quod subinde Eperriesinum perlatum medio in foro uti merebatur igne exustum est.» Leider wissen wir nichts Näheres über dieses Autograph Melanchtons. An das Original der Schrift De iuramentis et coniugio, welches Werk Johann Schaider, der von 1550 bis 1554 auf Kosten der Stadt Bartfeld zu Wittenberg Theologie studierte, im J. 1554 dem Stadtmagistrat zum Geschenke machte, dürfte kaum zu denken sein. Vgl. folgende Stelle aus dem vom 18. August 1554 datirten Schreiben Schaider's: «Non ... sufficit (ut vulgus hominum putat) semel gratias egisse, sed per omnem vitam gratitudinem lucere et certis officiis declarari decet... His causis adductus sum, ut iterum de gratitudine vobis præstanda cogitarem ac eam re ipsa declararem. Mitto itaque vobis libellum Domini Philippi de iuramentis et coniugio, cuius nuper mentionem feceram, sed tunc propter tabellarii petulantiam hic relictus erat, eique adiunxi vitam Lutheri, libellum de hæreticis et orationes quasdam.» — Die Kirchenbibliothek von Bartfeld besitzt noch heute den ersten, dritten und vierten Band der von den Erben Johannis Cratonis 1580 zu Wittenberg besorgten Gesammtausgabe der Werke Melanchtons.

* Ueber einen nicht mehr vorhandenen Brief Martin Luthers vgl. folgendes an Franz Révay gerichtete Schreiben Leonhard Stöckels (bei Wilhelm Frankl [Fraknói]: Réwai Ferencz nádori helytartó fiainak hazai és külföldi iskoláztatása 1538—1555. [Studiengang der Söhne des Propalatins Franz Révay in Ungarn und im Auslande 1538—1555. Budapest 1873 p. 63]): «Devai noster qui Miscolcium vocatus erat, monachorum opera repulsus est. Is Witeberga secum attulit [im Jahre 1543] quoddam breve scriptum D. Martini, propria eius manu, quod intellexi

Unter solchen Umständen ist es noch ein Glück zu nennen, dass sich von den Briefen, die Luther und Melanchton an den Magistrat der Stadt Bartfeld gerichtet, genaue Abschriften erhalten haben.

Ich entdeckte dieselben unter den in der Bibliothek des evangelischen Lyceums der k. Freistadt Käsmark[1] aufbewahrten handschriftlichen Collectaneen eines Ungenannten, der zu seinen Abschriften der von Luther im J. 1539 an den Magistrat der Stadt Bartfeld und im J. 1544 an die Geistlichkeit von Eperies und Umgebung gerichteten Briefe Folgendes bemerkt: «Mit Beybehaltung der Ortographie, wo diese was Ungewöhnliches enthält mit Fleiss abgeschrieben worden durch Herrn D. Schvartz [zu Rinteln] Mscpt. in 4, auf dessen Tittelblatt nichts weiter als folgende Worte zu lesen: Ex libris M. Stephani Xylandri Leutschoviensis.[2] Auf der andern Seite dieses Titelblats ist zu lesen: Index miscelaneorum hoc volumine contentorum. Der erste und jüngere Brief[3] stehet in dem 3. Stück dieser Miscel. unter der Rubrique:

apud V(estram) M(agnificentiam) esse. Rogo, si absque eiusdem molestia id fieri potest, ut eius mihi copiam faciat...... Bartpha, ultimo die Junii 1543.» Ferner: «Posteaquam hinc abierunt communes nostri filii, binas a V. M. literas accepi de eodem argumento scriptas, in posterioribus tamen accessit copia epistolarum D. Martini Lutheri, quam quod V. M. mihi non gravatim communicare dignata est, magnam habeo gratiam. Facile enim credo D. Lutherum eandem sententiam de sacra cœna Mathiæ nostro in proximo eius reditu [1543] scriptam sua manu dedisse, quam ante aliquot annos contra eius sacramenti oppugnatores fortissime defendit..... Bartphæ 2. Februarii Anno 1544.» — Fraknói's Angabe (a. a. O. p. 7), Franz Révay sei auch mit Melanchton in Briefwechsel gestanden und seien die Briefe, die Melanchton an Révay gerichtet, mit denen Luthers in Verlust geraten, dürfte auf einem Versehen beruhen, wenigstens führt Fraknói in seiner Arbeit über «Melanchtons Beziehungen zu Ungarn» den Franz Révay nicht unter Melanchtons ungarischen Correspondenten auf.

[1] Ebendaselbst wird auch eine neuere Copie dieser Abschrift aufbewahrt.

[2] Ueber Stephan Xylander (1572—1619) vgl. J. S. Klein's oben citirte «Nachrichten» II. S. I. S. 467—499. Daselbst finden wir S. 498 folgenden Aufschluss über seine Miscellaneen: «Miscellanea ad rem Ecclesiasticam pertinentia. Zwölf Bände in 4. Eine seltene Handschrift, davon Doctor Schwarcz, Professor zu Rinteln, einen Teil noch zur rechten Zeit aus den Händen seiner Schwester zu Leibicz bey seiner Wegreise aus Ungarn, eben da sie solchen zu verschiedenen Notwendigkeiten zerreissen wollte, errettet hat.»

[3] Es ist dies der oben erwähnte Brief, datirt Vittebergæ feria secunda post Quasimodogeniti Anno 1544, der in der De Wette'schen Sammlung von Luther's Briefen V. S. 643—645 abgedruckt ist. Eine andere Abschrift in einem Bande Carl Fejérváry'scher Collectaneen, Cod. Ms. Fol. lat. 2086 (Bd. II.) in der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums. Emerich Révész in seiner Biographie Matthias Dévai's (1863. S. 52.) kannte blos den verstümmelten Abdruck bei Ribini und da er bei Timon (Epitome Chronologica rerum Ungaricarum zum J. 1544 p. 147) eine solche Inhaltsangabe des von Luther an die Geistlichkeit von Eperies gerichteten Briefes fand, welche sich mit dem Ribini'schen Texte nicht deckte, kam er auf die irrige Vermutung, Luther habe im Jahre 1544 zweimal in Sachen Dévai's nach Ungarn

De controversiis Ungaricarum Ecclesiarum a tempore reformationis per Lutherum factæ Thoma (so) Fabri.[1] Der andere und ältere dieser Briefe stehet in dem 6. Stück unter der Rubrique: De tempore qua (so) primum cœpit doceri Evangelium in Ungaria etc. ubi Lutheri et Philippi de Stökelio iudicium. Neben Luthers Brief befinden sich noch drei andere von Melanchton ....» Schliesslich bemerkt unser Anonymus, dass in seiner Vorlage am Schluss der Abschrift die Notiz zu lesen war: «αυτογραφα [so] harum 4 epistolarum habentur in curia Bartphensi, quæ ego ipse et vidi et legi.»

Alle vier Briefe, sowohl der Brief Luther's als auch die Melanchton's, hängen mit der Berufung des Stipendiaten der Stadt Bartfeld, Leonhard Stöckel, zum Schulmeister seiner Vaterstadt zusammen. Am 23. Februar 1538 bittet Melanchton den Stadtmagistrat, er möchte sich noch einige Zeit gedulden, bis Stöckel das ihm angetragene Amt antreten könne, denn sein Herr wolle ihn von den Kindern, die er ihm in Sonderheit vertraut, von wegen seiner Geschicklichkeit und Treue nicht gerne wegkommen lassen. Inzwischen möchten sie sich mit dem Ueberbringer seines Briefes, dem Magister Bartholomæus von Mansfeld begnügen, «welcher fromm, still und zu diesem Amt tüchtig» ausserdem auch ein guter Musikus sei. Es ist dies derselbe Brief (Nr. I. des Anhangs), welchen Leonhard Stöckel dem Bartfelder Magistrat in Aussicht stellte, als er denselben seinerseits bat,[2] ihm einen Aufschub zum Antritt seines Amtes zu gewähren. Ohne Zweifel hoffte er, dass die Fürsprache Melanchton's nicht ohne Erfolg bleiben würde. Der erwünschte Erfolg blieb auch nicht aus, doch wiederholte der Magistrat schon zu Anfang des nächsten Jahres sein Ansuchen und diesmal mit Erfolg. Zwar hatte Melanchton etwas ganz anderes mit Stöckel vor. Er wollte ihm die Erziehung der Söhne seines Churfürsten anvertrauen und bewog ihn deshalb, seine definitive Antwort bis

geschrieben. — Eine andere falsche Angabe über diesen Brief liest man in Klein's Nachrichten II. S. 101 und folgg.: «Leonhard Stöckel, Rector zu Barthfeld, schrieb diesfalls [über Dévai's Irrlehren] einen kläglichen Brief an Martin Luther nach Wittenberg, erhielt auch von ihm 1544 Dienstags nach Quasimodogeniti eine Antwort, welche bis auf den heutigen Tag nebst noch andern Briefen Luthers auf dem Rathause daselbst aufbewahrt wird.» Denn weder war es Stöckel, der den Dévai bei Luther verklagte, noch ist Luther's Brief an Stöckel gerichtet. Auch wissen wir blos von einem im Rathause zu Bartfeld aufbewahrten Schreiben Luthers und war zu Xylanders Zeit blos der in Stöckel's Angelegenheit 1539 an die Stadt Bartfeld gerichtete Brief Luthers auf dem Bartfelder Rathause vorhanden. Den über Dévai handelnden Brief hat Xylander anderswo gefunden.

[1] Thomas Faber, Schwiegersohn Leonhard Stöckels, sein Biograph und Nachfolger im Lehramte.

[2] In einem am 17. Februar 1538 von Wittenberg an den Stadtmagistrat gerichteten Briefe, welchen ich bei Fraknói «A hazai és külföldi iskolázás a XVI. században» S. 70 citirt finde. Leider konnte ich das interessante Schreiben im Bartfelder Archive nicht wieder auffinden.

zur Zeit aufzuschieben, bis er, Melanchton, aus Frankfurt, wohin er sich Ende Jänner 1539 in fürstlichen Geschäften zum Reichstag begeben musste, zurückgekehrt wäre und die Angelegenheit geordnet hätte.* Doch scheint Stöckel wenig Hoffnung in das Gelingen dieses Planes gesetzt zu haben, oder sehnte er sich nach seiner Vaterstadt zurück, genug an dem, er gab in seinem am 4. März 1539 an den Magistrat der Stadt Bartfeld gerichteten Schreiben (Nr. II. des Anhangs) der Hoffnung Ausdruck, Melanchton werde ihren Bitten keinen Widerstand entgegensetzen und gab für diesen Fall das Versprechen, sich bald nach Ostern in seine Heimat zurückzubegeben; bis dahin möchten sie sich noch gedulden. Um dieser seiner Bitte Nachdruck zu verleihen, wandte sich Stöckel in Abwesenheit Melanchton's an Martin Luther. Dieser war den Bartfeldern ohnehin eine Antwort auf ein Schreiben schuldig, in welchem sie ihn um Rat gefragt hatten, was sie mit ihrem (katholischen) Geistlichen tun sollten, der sich weigerte, ihnen das Sacrament in beiden Gestalten zu reichen. Luther erteilte ihnen nun in seinem Briefe vom 16. April 1539 (Nr. III. des Anhangs) die Antwort, dass sie ihren Prediger nicht dazu zwingen könnten, weshalb sie am besten täten, ihm die ganze Verantwortlichkeit für sein Tun zu überlassen. Zu gleicher Zeit teilte er ihnen ohne Zweifel auf Bitte Stöckel's mit, dass er Stöckel's Entschluss, ihrem Rufe zu folgen, billige, es jedoch auch seinerseits für angezeigt halte, mit der definitiven Entscheidung bis zur Heimkehr Melanchton's zu warten. Die Entscheidung fiel zu Gunsten der Bartfelder aus. Kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, beeilte sich Melanchton in einem vom 23. Mai 1539 datirten Schreiben dem Bartfelder Stadtmagistrat mitzuteilen, dass er der Abreise Stöckel's keine Hindernisse in den Weg lege, obwohl er es aus vielen gewichtigen Ursachen gerne gesehen hätte, wenn Stöckel noch längere Zeit an der Universität geblieben wäre. (Nr. IV. des Anhangs.)

Stöckel hielt Wort und traf schon um die Mitte des Jahres 1539 in Bartfeld ein, um die Leitung des dortigen angesehenen Gymnasiums zu übernehmen. Doch wurden alsbald Versuche gemacht, ihn seiner Vaterstadt zu entfremden und für Deutschland zurückzugewinnen. In demselben Jahre 1539 wollte ihm die Stadt Breslau ihre Schule anvertrauen und wandte sich deshalb an Melanchton mit der Bitte, seinen ehemaligen Schüler zu über-

* Georg Wernher schreibt an Franz Révay am ersten August 1539: »Bartphæ habituri sunt [Révay's Söhne] præceptorem Leonardum Stokl, quem tanti facit Philippus, ut in eius disciplinam principis sui filios tradendos esse duxerit. Atque ea fuit causa, cur postularet, ut reditum ex Francofurdia suum expectaret, de quo me coram dicere memini« (bei Fraknói, Studiengang der Söhne Franz Révay's p. 68., 69). Uebrigens war es Fraknói zweifelhaft, ob unter diesem *Princeps* der Churfürst von Sachsen, Herr von Wittenberg, oder aber der Herzog von Würtemberg, dem Heimatslande Melanchton's zu verstehen sei? Ersteres halte ich für wahrscheinlicher.

reden, ihrem Ansuchen zu willfahren. Melanchton teilte auch den Antrag des Breslauer Stadtmagistrats Stöckeln mit, ohne ihm jedoch, wie er behauptet, zu raten, seine Heimat zu verlassen. Nun wandte sich auch der Magistrat der Stadt Bartfeld an Melanchton und bat ihn, seinen ganzen Einfluss aufzubieten, um Stöckel in seiner Vaterstadt zurückzuhalten. Auf diesen Brief antwortete Melanchton unter dem 15. September 1539 (Nr. V. des Anhangs).* Er könne Stöckel nicht abraten, dem Breslauer Ruf zu folgen, da er sonst bei dem Magistrat der Stadt Breslau in ein falsches Licht zu stehen käme, doch könne er sich nicht verhehlen, dass die Kirche vor dem Vaterlande gehe und dass es der Kirche zu grossem Vorteile gereichen würde, wenn Stöckel in einer grösseren und lernbegierigen Stadt, wie Breslau, leben würde; denn was die Bartfelder Schule betrifft, so wäre Leonhard's Bruder, Peter Stöckel, gleichfalls ein Schüler Melanchton's, zur Leitung derselben ganz geeignet, des Umstandes ganz zu geschweigen, dass es in Ungarn und den Nachbarländern der gelehrten Männer genug gäbe, denen die Bartfelder ihre Schuljugend anvertrauen könnten. — Das war deutlich genug gesprochen, hatte aber doch nicht den erwünschten Erfolg. Der Anfang von Stöckel's Bartfelder Rectorat war vielversprechend. Einige Monate nach seiner Heimkehr traute ihm Franz Révay den Unterricht und die Erziehung dreier seiner Söhne an, der mächtige Caspar Serédi die seines Stiefsohnes und Neffen, seine Mitbürger schätzten sich glücklich, eine so tüchtige Kraft für ihre Schule gewonnen zu haben; was sollte ihn da gleich am Anfange seiner vielverheissenden Carrière nach Deutschland locken?

Im Laufe von wenigen Jahren freilich sollten sich die Verhältnisse ändern. Nicht als ob seine Schule ihren glänzenden Ruf eingebüsst hätte. Misshelligkeiten zwischen ihm und der Bartfelder Bürgerschaft, dann seine prekäre Gesundheit waren es in erster Reihe, die ihn veranlassten, seinen Blick nach auswärts zu richten. Der Rat der Stadt Breslau erhielt rechtzeitig Kunde von dem Wunsche Stöckel's, den Schauplatz seiner Lehrtätigkeit anderswohin zu verlegen, und bot ihm im Jahre 1551 wiederum das Rectorat ihrer Schule an. Stöckel folgte willig diesem Rufe, und setzte sogar den Ter-

* Beide Abschriften tragen die Jahreszahl 1535, die aber unmöglich richtig sein kann. Auch behaupten alle unsere Quellen, die an den Bartfelder Magistrat gerichteten Briefe Luthers und Melanchton's stammten aus den Jahren 1538 und 1539. Dass wir es mit einem blossen Schreibfehler unseres Anonymus zu tun haben, wird besonders dadurch wahrscheinlich, dass derselbe in einer diesen Abschriften beigegebenen biographischen Skizze Stöckel's dessen Berufung nach Breslau in das Jahr 1539 setzt: «Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Sachsen, theils zu Wittenberg, theils zu Eisleben, wurde er in seine Vaterstadt zum Rector der Schule a. 1539 berufen. Zu gleicher Zeit [nein, nachdem er sein Amt in Bartfeld angetreten hatte] bekam er eine Vocation nach Breslau, von welcher Melanchton in seinem Briefe an den Bartfelder Rath Meldung thut.»

min fest, bis zu welchem er in Breslau eintreffen wollte. Andererseits bat Melanchton den Magistrat der Stadt Bartfeld, der Abreise Stöckel's keine Hindernisse in den Weg zu legen. Doch umsonst; die Bartfelder wollten sich von ihrem Schulmeister nicht trennen, sondern setzten in ihren an die Breslauer und an Melanchton gerichteten Schreiben die Gründe, welche sie bewogen, Stöckel nicht ziehen zu lassen, mit solchem Erfolge auseinander, dass sowohl der Breslauer Stadtmagistrat als auch Melanchton von ihrem Vorhaben abstanden. Leider sind die Acten zu diesen Verhandlungen nur zum geringen Teile erhalten. Noch liegen uns vor gleichzeitige Aufzeichnungen über die Expedition der an Melanchton und den Breslauer Stadtmagistrat gerichteten Briefe der Stadt Bartfeld,* ein Brief Stöckel's an Melanchton vom 21. November 1551 (Történelmi Tár 1885. S. 539. 40.), schliesslich ein Schreiben der Stadt Breslau vom 25. August 1551 (Nr. VI. des Anhangs), in welchem in Beantwortung eines früheren Schreibens der Stadt Bartfeld die Genesis der Breslauer Vocation auseinandergesetzt und der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, Stöckel werde durch seine vorgesetzte Behörde nicht verhindert werden, seine Zusage zu halten. Den Ausgang der ganzen Affaire kennen wir aus dem Concept eines «Bartphae ipso die S. Sanctæ et individuæ Trinitatis [26. Mai a. 1583» datirten Briefes («Actio cum dominis Novizoliensibus causa nostri d. Pastoris Martini Wagner», im Archiv der kön. Freistadt Bartfeld), in welchem die Bartfelder Herren dem Magistrat der Stadt Neusohl die Mit-

* Bartfelder Rapularium vom Jahre 1551: Sexta feria post transfiguracionis [7. August]:

Jan Polono cum literis nostris causa Leonardi Stekel in pace hic relinquendi ad senatum Vratislaviensem datus fl. 1 d. 80.

Quinta post Bartholomei [27. August] nuncio cum literis nostris ad do. Philippum Melanthonem mittendis Cracoviam misso dedimus fl. 1.

Rapularium vom J. 1552: Quarta ante festum annunciacionis Marie [23. März] dati sunt quos Jacobus famulus domini Stanislai Gutteter [so] cursori dedit qui ad Philippum Melanthonem missus fuerat racione d. Leonharti Steckelii fl. 2 d. 25

In einem im Bartfelder Archiv aufbewahrten Schreiben, welches «Stenczel Gutterer der eltter» den 30. August 1551 (aus Krakau?) an die Stadt Bartfeld gerichtet, lesen wir: «Es ist an mich den 29. Aug. negst komen ein schreiben, in welchem E. E. N. W. von mir begeret und gebetten haben, das eingeschlossene schreiben, so dabey gewesen, auffs ehest mir möglich ken Bresslaw und von Bresslaw ken Wittemberg, wo nit botten vorhanden, einen eigenen botten auffzunemen, und die mit ihm dar zu vorschaffenn. Domit mich E. E. N. W. der traw vnd zuvorsicht die Ihr zu mir habtt nicht betrogenn werden, hab ich hierin meinen möglichen vnd steten vleiss gegn E. E. N. W. nicht mögen vorhaltten. Derwegen ich des sonderlich gepflegett vnd mich bemühet habe in dem E. E. N. W. zue dienenn. Den Brieff auch an den Achtbaren Herrn Philippum Melanchtonem gelangend, bald des andern tages nach dem datto, nemlich den 30. Augusti gen Bresslau vorschaffet, diss weitter fortzubringenn nach E. E. N. W. beger vnd willen, vorsehe mich auch gentzlich dem werde ein genügen geschehn.»

teilung machen, dass sie ihren nach Neusohl berufenen Pfarrer, trotzdem derselbe die Vocation angenommen, nicht ziehen lassen können, und sich gleichsam zur Entschuldigung dieses nichts weniger als billigen Vorgehens auf ihre Vorgeher im Amte berufen, die seinerzeit zu verhindern wussten, dass Leonhard Stöckel und ihr Pfarrer Michael Radaschin der an dieselben ergangenen und gleichfalls acceptirten Vocation der Breslauer resp. der Igloer (Novocomienses) Folge leisteten.* Es ist zwar in diesem Briefe nicht ausdrücklich angegeben, um welche Breslauer Vocation, die vom Jahre 1539 oder die vom Jahre 1551, es sich handle; doch ist ohne Zweifel letztere gemeint. Der hier angegebene Inhalt des Melanchton'schen Briefes stimmt nicht gut mit dem Inhalt desjenigen uns erhaltenen Schreibens überein, welches Melanchton im Jahre 1539 in Angelegenheit der ersten Breslauer Vocation an den Bartfelder Stadtmagistrat richtete; andererseits wieder scheint die Angabe unseres Conceptes aus dem Jahre 1583, Stöckel habe sogar den Termin festgesetzt, bis zu welchem er in Breslau eintreffen wollte, auf das Schreiben des Breslauer Magistrats aus dem Jahre 1551 hinzuweisen, in welchem derselbe seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, «*dass er [Stöckel] seinem erbittenn statlich nachkomenn wirdt*»; denn dass Stöckel die Vocation vom Jahre 1539 angenommen hätte, ist nach dem, was wir oben über diesen Gegenstand vorgebracht, nichtsweniger als wahrscheinlich.

Hieraus folgt mit Notwendigkeit, dass ein Schreiben Melanchton's an den Magistrat der Stadt Bartfeld aus dem Jahre 1551 schon frühzeitig verschollen sein muss, wahrscheinlich noch vor dem Jahre 1596, in welchem wir zum ersten Male der Angabe begegnen, auf dem Rathause in Bartfeld werden Leonhard Stöckel bezügliche Briefe Luther's und Melanchton's aus den Jahren 1538 und 1539 (nicht auch 1551!) aufbewahrt.

Es kann natürlich nicht angenommen werden, dass Stöckel von seinem Magistrat, als dieser ihn verhinderte nach Breslau zu ziehen, nicht die bestimmte Versicherung erhalten hätte, man werde trachten, Abhilfe für die Uebelstände zu finden, welche ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt verleideten. Stöckel selbst erwähnt dies in einer undatirten aber bestimmt im Jahre 1555 verfassten Eingabe an den Magistrat: «Es hat sich E(ure) W(eis-

* «Pro feremus itaque unum atque alterum exemplum domesticum, Domini Leonhardi Stöckelii Ludirectoris quondam huius loci sanctissimæ memoriæ et Michaelis Radaschini viri gravissimi, approbatum ab omnibus piis et sapientibus viris. — Leonartus Stöckell vir eruditissimus ab inclyta urbe Wratislaviensi vocatus fuerat ad gubernationem Scholæ eius urbis primariam; operam suam promittit determinato etiam certo tempore, quo ad eos venire velit. Philippus Melanthonus dat literas ad Senatum huius Reipublicæ ne vocationem Wratislaviensem impediat. Sed senatus literis exaratis pariter ad Wratislavienses et ad Philippum Melanthonem expositisque certis causis cur omnino hæc schola et urbs eius viri opera carere non possit, persuadet et Wratislaviensibus et Philippo, ut cedentes evidentissimis rationibus tandem utraque pars consentirentur in mansione eius viri in hoc loco.»

heit) alletzeit, vnnd sonderlich ynn ablehnung der Bresslischenn vocation günstiglich gegen mir erbotenn ynn beywesenn einer Erbarn gemein, sie woltenn nicht allein verhüttenn, domit ich nicht mit mehr sorgenn beschweret würde, denn ich bis her getragenn, sondern auch dran sein, das ich meiner vorigenn beschwerungen eins teyls gefreyet würde, wo ich nur E. W. hülffe darin wüste zu gebrauchenn.» Doch gingen seine auf den Magistrat gesetzten Hoffnungen nur zum Teil in Erfüllung. Im Verlaufe von wenigen Jahren erreichte seine Unzufriedenheit mit den Bartfelder Verhältnissen, besonders in Folge des Umstandes, dass man ihm die zeitraubende Würde eines Hundertmannes aufbürdete, einen solchen Grad, dass er es endlich für geraten fand, im Sommer des Jahres 1555 nach Käsmark zu übersiedeln, von wo er sich erst auf vieles Bitten seiner Mitbürger zu Anfang des nächsten Jahres wieder nach Bartfeld zurückbegab.

* * *

Die bisher angeführten Briefe tragen insgesammt einen mehr oder weniger officiellen Charakter. Privatbriefe im besten Sinne des Wortes sind die von Stöckel an Melanchton gerichteten Schreiben, die ich, dank der Zuvorkommenheit des Herrn Dr. Wilhelm Meyer, in der Lage bin, aus der in der Münchener Hofbibliothek aufbewahrten berühmten Briefsammlung der Camerarii mitzuteilen.

Es sind dies drei aus den Jahren 1544, 45 und 57 an Melanchton gerichtete Briefe Leonhard Stöckel's (Nr. VII. – IX. des Anhangs), und ist der erste darunter Antwort auf einen schon durch den Druck bekannten * Brief Melanchton's. Dieser hatte ihm nämlich, als sein jüngerer Bruder, Peter Stöckel im Jahre 1544 von Wittenberg nach Bartfeld reiste, als Zeichen der Freundschaft eine griechische und lateinische Paraphrase eines Psalms zum Preise der brüderlichen Liebe geschickt, und zwar hatte er die lateinische Uebersetzung beigegeben, weil er befürchtete, Stöckel würde den Sinn des griechischen Textes nicht herausfinden; doch mit Unrecht, denn wie wir aus Stöckels Antwort erfahren, hatte Melanchton die griechischen Sprachkenntnisse seines einstigen Schülers entschieden unterschätzt. Besonderes Interesse gewinnt jedoch Stöckel's Schreiben in Folge des Umstandes, dass wir durch dasselbe nähere Aufklärungen über Stöckel's Studiengang erhalten — es war bisher nicht bekannt, dass Stöckel zwei Jahre zu Eisleben zugebracht und dass diesem Eislebener Aufenthalt ein dreijähriger Aufenthalt in Wittenberg voranging und folgte — sowie durch die Melanchton mitgeteilten Nachrichten über die politische Lage in Ungarn, ein Gegenstand, welchem Melanchton

* Vgl. Corp. Ref. V. 445.

stets ungeteiltes Interesse entgegenbrachte. Auch die beiden andern Briefe Stöckel's lassen sich des Weiteren über die Politik aus, enthalten jedoch dabei auch wertvolle Notizen über die Aufmerksamkeit, die Melanchton seinem ungarischen Freunde gegenüber an den Tag legte, indem er ihm seine neuesten Publicationen übersandte, über die zärtliche Zuneigung, mit welcher Stöckel an seinem einstigen Lehrer hing, sowie über die nichtsweniger als erfreuliche Lage, in welcher sich Kirche und Schule in Ungarn in Folge der zerrütteten politischen Verhältnisse des Landes befanden

Der Freundschaftsbund Melanchton's und Stöckel's, über welchen Fraknói alle ihm bekannten Daten zusammengestellt hat, sollte nur durch den Tod gelöst werden. Um Pfingsten des Jahres 1560 kamen ungarische Studenten aus Wittenberg, die dem schon mit dem Tode kämpfenden Stöckel einen Brief von Melanchton brachten. Er las das Schreiben unter Tränen, denn die Nachricht von Melanchton's Tod war ihnen zuvorgekommen. «Bald werde ich ihm mündlich antworten», sagte er, und wirklich folgte er einige Tage später, am 49-sten Tag nach Abgang Melanchton's, seinem Freunde in die Ewigkeit nach.

EUGEN ABEL.

ANHANG.

I.

Gottes Gnade durch unsern H. Jesum Christum zuvor.

Erbare, weyse, günstige H. mich hat Leonhardus Stökel bericht wie E. W. ihn zur Regierung der Schul beruffen und vociret habt. Wie wohl nun wahr ist, dass er zu solchem Amt durch Gottes Gnade wohl geschult ist, denn er hat sehr wohl studirt, und ist sehr züchtiger, erlicher, tugendlicher Sitten: so hat es doch die Gelegenheit mit ihm, dass er an einem dinst verhaftet davon er noch diese Zeit nicht Erlaubniss erlangen kann, denn sein Herr will ihn von den Kindern die er ihm in sonderheit vertrauet von wegen seiner Geschicklichkeit und Treue nicht gerne wegkommen lassen. Darum bitte ich neben Leonhardo als sein Præceptor E. W. wollen dismall Geduld haben, denn er erbeut sich E. W. so er von diesen dinst abkommt gern für andere als sein Vaterland zu dienen. Damit aber dennoch Euer Schul versorget würde, haben Leonartus und ich bedacht E. W. zeygern dieser Schrift Magistrum Bartholomæum von Mansfeld zu empfehlen, welcher from, still und zu diesem Amt tüchtig ist, denn er nicht allein zu denen künsten darinnen die Jugend erstlich anzurichten gelart ist und ein gute Ubung (so) hat, so ist auch ein guter musicus. Darum bitte ich E. W. wollet ihr diesen Bartholomæum günstigen lassen befohlen seyn und an meinem Schreiben als eines Unbekanten nicht missfallen haben, denn Leonhartus

hat mich als seinen Præceptor darzu vermacht, damit E. W. mit seiner Entschuldigung desto leichter zufrieden wären, denn er der Tugend und des Verstandes ist, dass er zu allem, dass ihm müglich sein Vaterland und E. W. als seiner Obrigkeit zu dienen willig ist. Nu wo ich E. W. dienen kan, bin ich solches mit allem fleiss zu thun willig und bereit. Datum Vitteberg Sonnabent nach Cathedra Petri [23. Februar] 1538.

E. Weisheit williger Philippus Melanchton.

II.

Meine gantz willige vnterthenige Dienste alletzeit bevorn. Namhafftige, Erbare und weyse, gunstige liebe Herrenn. E. W. schreybenn, des Datum am eilfften Januarii, habe ich am 22 Februarii empfangenn, sampt eingelegtenn funffzehenn goltgulden, welcher vnnd anderer fôrderung, so mir got der almechtig das lebenn verleyhet, E. W. wie ich verhoff, nicht sol gerewenn. Dann wiewol der hochgelerte herr Philips Melanchthon auff dis mal nicht einheimisch, fürstlicher gescheſſt halbenn, so bin ich doch gutter hoffnung, er werde, ynn ansehenn E. W. schreybenn vnnd stettes anhaltenn, mir vergunnenn, E. W. beger nach bey euch zu erscheinenn, wie ich E. W. zu sonderm wolgefallenn geneigt bin. Darumb wil ich mich im namen gotes geschickt machenn, das ich als bald nach den osternn nebenn Martino buchfurer von cracau, wann er vonn Franckfurter mess widerkompt, zu euch reyse, der almechtig got gebe das solches zu seinenn gôtlichenn ehrenn, gemeiner Stadt zum bestenn, vnnd mir zu heil vnnd seligkeit geradte. Welches ich E. W. darnach sich zu richten nicht hab wôllenn vnangetzeigt lassenn bittende E. W. woltenn diese kleine Zeit vollendt gedult tragenn, befehle hiemit E. W. ynn gotes gnedigen Schutz. Mitwoch nach Reminiscere [4. März] 1539. E. W. gehorsamer

Leonhardt Stôckel.

Adresse: Den Namhafftigenn Erbarnn vnnd weysenn herrnn, Richter vnnd Radtmannen der Stadt Bartpha, meinenn besondern gunstigen lieben Herrnn vnnd forderern.

III.

Gnad und Fried in Christo. Ersame und Weyse und lieben Herrn und Freunde. Auf euer Schrift nur lengst an mich gethan ist dis mein gutte Meynung, weil es in eurer Gewalt nicht steht die Kirchendyner zu zwingen oder mit Gewalt zu begehren euch oder den euern beyder Gestalt des Sacraments zu reichen, so solt ihr sie auch nicht zwingen solches zu reichen. Sondern last die Obrigkeit sündigen, wie sie will, nachdem ihr es nicht wehren künt, und dan denk ein jeglicher bei sich selbst, will ers sonst nehmen oder geben, ohn euer heissen oder zwingen, damit ers auf seine forcht thut und sich selbst verantworte. Darnach hab ich vernommen, wie ihr euer Stadt

Kind Leonhard Stökel anheim gefordert habt und er auch ganz willens ist zu kommen, darin ich auch gerathen, als der ich hoffe er solle euch nüzlich sein und euer Stadt nun mehr geachtet soll werden, weder frembde Land nuz. Doch weil izt M. Philippus nicht anheim ist, so freundlich schreibet und bittet er, ihr solt verziehen biss auf seine Zukunfft, die nur über 10 Tag nicht kan noch bleiben und ich nicht weiss, was ihm daran gelegen, hab ich auch zu solchen Verzug gerathen. Bitte derohalben, ihr wollet solche kurze Zeit Geduldt haben, denn ich will auch daran seyn, dass er darnach flugs zu euch heim komme. Hiemit vor [Gott?] befohlen. Amen. donnerstag nach Quasimodogeniti [16. April] 1539. Mart: Luther.

IV.

Gottes Gnade durch unsern Herrn Jesum Christ zuvor. Erbare, weise, fürnehme, günstige Herrn, nachdem E. W. bedacht Leonhardum Stökel zu euch zu erfordern, und er sich erkennet schuldig E. W. als seinen Herrn gehorsam zu seyn, hat er sich in Gottes Nahmen hie erhaben zu euch zu ziehen; Gott wolle ihn glücklich zu euch bringen, und wiewohl ich bey vielen wichtigen Ursachen gern gesehen, dass er in der Vniversität blieben, so habe ich doch seinen gehorsam auch nicht verhindern oder straffen wollen. Bitte also ihr wollet ihn euch freundlich lassen befohlen seyn. Denn er in Wahrheit ein vernünftiger, wohlgelahrter, frommer und geistlicher Mann ist, desgleichen nicht viel zu finden. Derohalben ich hoffe, dass er noch zu vielen höhern Ständen zu Gottes Lob zu gebrauchen seyn werde denn allein zu diesem jezigen Werk, wiewohl dieses auch ein Löblich Christlich Werk und Ampt ist. Gott bewar E. W. und E. W. zu dienen bin ich willig. Datum Vittebergae 23. Maii, 1539.

williger Philippus Melanchton.

V.

S. D. Honestissimi viri. Fideliter et modeste servire omnibus ecclesiis Academias decet idque Deo iuvante facere cupimus et eum oramus ut nos salutaria organa faciat. Nihil autem imperii sumimus nobis in aliis locis. Quare quod mea auctoritate existimatis apud vos retinendum esse virum optimum D. Leonartum, plane vobis respondeo, me nec de Vratislaviensi petitione nec de vestra quidquid ei præcipere. Nec mihi omnia [? vestra ?] nota sunt quæ in hac deliberatione scire necesse esset. At multo ante vestras litteras senatus Vratislaviensis a me petivit, hortator ut essem Leonarto, ut ibi quam in patria docere mallet. Nec tamen volui hortari Leonartum, ut ex patria discedat. Indicavi tantum voluntatem senatus Vratislaviensis. Nunc ne de fide mea conqueratur Senatus Vratislaviensis, eorum petitioni adversari me non docet [so]. Est pietas servire patriæ. Sed patria præcipua est

Ecclesia ubicunque est, cui plus existimabam profuturum Leonartum si in urbe frequentiori et amante litterarum studia, immo si in ea Ecclesia quam vicinæ gentes multæ intuentur, doceret. Neque adhuc muto hanc sententiam. Pannoniæ gratitudinem propter multas caussas debemus, diu enim sanguine suo Turcicam barbariem repressit. Et hoc tempore sustinet pericula confessionis nobiscum. Sicut et initio, cum Apostoli Evangelium in mundo sparserunt, præcipua fuit Ecclesiarum Pannonicarum pietas et constantia. Sed vestræ scholæ arbitror posse fratrem Leonarti Stökelii præfici, qui certe par est huic oneri. Et habetis Pannonios ac vicinos multos quibus Deo iuvante recte commendari vestra iuventus potest. Hæc ita scribo, ut liberrimum relinquam ipsi Leonarto de hoc negotio statuendi et iudicium et arbitrium et simul vobis mea officia deferam ubicunque vestræ Ecclesiæ ulla in re prodesse potero. Bene et feliciter valete. Die 15 Sept. Ao. 1535 (!)

Philippus Melanchton.

VI.

Vnnser freuntlich diennst Ersame weise besonder gonnstig gutte freunde vnnd gonner wir habenn eur hertzlich vnnd eiferig schreybenu Magistrum Leonhardenn Steckel belangend vnnd dass ir dene auss ettlichenn auch bedennklichenn vrsachenn vonn euch nicht lassen konnd noch lenngest vorstanndenn, vnnd soldet es gewis dorfurachtenn vnnd haltenn, wo wir euch vnnd jederm inn dehme dass zu gottes ehr lob vnnd erhaldung seines Nahmenns gereichenn mochtenn diennstlich vnnd willfarig sein mochtenn dass wir solches gerne fordernn vnnd thuenn woldenn ssonder wass hierinn inn diesem fall geschehenn, ist derhalbenn vnnd keiner annderenn meinung furgenommen worden, dass wir durch mittel personenn vormerket wie genannter herr Magister sich kegenn ihne ann schriftenn vornehmenn lassenn, dass auss vnngelegennheit vnnd ennderungk der lufft auch annderer bewegennder vrsachenn sein gemut alher vnnd nindert andersz wo hienn gestanndenn, forderlich weil ihme alhie auch ettlicher massenn guts vnnd Willfarung bewisenn ist. Auf solchen fall wir ihne vnnd domite er nit an anndere ort queme ehr vonn vnns also beruffen vnnd vocirt wordenn. Trostenn vns noch also genntzlich dass ihne eur Ersamkeit auss solchenn fuhrfall vnnd aller seiner gelegennheit ihme sein fuhrnemenn nit hindernn werdenn. Inn mossenn wir ihm auch hibey abermohles schreybenn vnd vormanen in gleychnus seint wir auch bey ihme der Hoffnung dass er seinem erbittenn statlich nachkommenn wirdt. Dann Euer Ersamkeit hinwider willig vnnd freuntlich zu dinenn wir bereit sein. Datum denn funf vnd zwanntzigisten Tag augusti anno etc. inn dem ein vnnd funfzigistenn

Rathmanne der Stadt Bresslaw.

Adresse: Den Ersamenn Weisenn Richter vnnd Rathmannen der Stadt Bartffa vnsernn Besondern gütten Freünden.

VII.

S. D. Si res nostræ secundissimæ essent, cum sint longe tristissimæ, tamen nihil literis tuis gratius mihi contingere posset, mi præceptor, de cuius incredibili erga me studio ac benevolentia quotiescunque cogito, tametsi nunquam eius obliviscor, maximas deo gratias ago, cuius hoc longe maximum beneficium esse agnosco, quod te non modo præceptorem nactus sum, verumetiam talem præceptorem, qui me nullius commendatione adiutum atque in infimo scholasticorum ordine versantem pro tua excellenti humanitate in tantam curam non dubitasti tua sponte recipere, quanta ne cogitari quidem maior potest. Neque meis duntaxat utilitatibus contentus fuisti, sed in fratrem quoque meum, me alterum, parem benevolentiam eademque beneficia contulisti. Qua in re pleraque omnia mihi præter spem atque expectationem omnem accidêre. Nam in adolescentia mea cum in primis elementis grammaticis mediocriter profecissem eoque in genere non modo æquales meos, verumetiam superiores superassem, etsi in eam disciplinam incideram, quæ me propter inauditam crudelitatem merito ab institutis studiis deterrere potuisset, tamen et natura, et non pessimis auspiciis adductus nihil magis optabam, quam ut liceret mihi perpetuo in literis vivere, ab aliis artibus ac studiis, quibus videbam nostrorum hominum liberos adhiberi, cum idem mihi parentes minarentur, mirum in modum abhorrebam. Neque tamen qua ratione voti mei compos fierem, videbam. Aliquando ingens me tui desiderium incessit; verum quod sperarem nihil erat, cum non solum ab alienis, verumetiam a domesticis auxiliis destitutus essem. Quin sæpe me necessitas a literis prorsus abstraxit et victum servilibus operis quærere coëgit, a quibus si unquam mihi aliquid ocii datum est, id legendo aut scribendo, quantum potui, contrivi, spem vero pleno cursu discendi rerum mearum varietas iam omnem mihi fere ademerat meque in spinas mercatorias præter voluntatem meam coniecerat, in quibus cum totum fere triennium hæsissem multaque iniusta et impia vidissem, incredibili meo cum dolore nullis pollicitationibus eorum, qui meam operam in negociis suis non ignavam nec inutilem experti erant, quin me ex hoc vitæ genere quam primum explicarem, adduci potui. Corrasa igitur ex servitio exigua pecuniola, tametsi quantumvis parce facerem sumptum, biennio satis futuram non videbam, tamen Vuitebergam contuli me, nihil aliud cupiens, nisi ut unum atque alterum annum, si contingeret, te audire possem. Quod dum facio, tertius quoque annus Dei beneficio accessit. Quo cum in tuam, nescio quomodo, notitiam venissem, tuo beneficio intercedentibus duobus annis Islebianis, alteros annos tres, eosque meliore conditione quam priores, istic transegi. Quam fœlicitatem necessaria in patriam pietas mihi interpellavit. Hæc omnia tibi, mi charissime præceptor, ideo commemoro, ut intelligas,

mihi in tota vita nihil optabilius accidere potuisse, quam quod tuæ doctrinæ fructum aliquem sum consecutus eaque in re meis desideriis divina benevolentia respondens non mediocriter animum meum confirmavit, meque iam sæpe in variis meis trepidationibus atque angustiis erexit ad meliorem spem concipiendam, quidquid adversi acciderit; nam in hac extrema rerum omnium, maxime vero nostrarum, perturbatione aliud expectare non licet, etiamsi nullas prædictiones, quas habemus certissimas, divinæ literæ nobis reliquissent, ex quibus tu me absentem ac vere in exiguo quodam, ut scribis, nidulo undique sævissimis lupis cincto hærentem, suavissime consolares. Hinc regis impia mens, cui tamen nos soli fidem debitam præstamus, hinc Turcica immanitas, hinc nobilitatis feritas, hinc civium odia extra et intra mœnia nos petunt, ac nihil nisi occasionem expectant; sed tamen hactenus non minore cum miraculo quam Daniel, ut tuo exemplo utar, inter leones, protecti sumus. Deum æternum, patrem Domini nostri Jesu Christi sedulo precor, ne has miserrimas ecclesiæ nostræ reliquias cum dedecore nominis sui funditus interire sinat, quæ nisi nobis relictæ essent, vere ut Sodoma facti essemus. Nec magis perturbant nos Turcica pericula, quanquam sunt maxima, quam nostrorum hominum improbitas, quæ vix ultro quo iam progrediatur habet. Nihil dico de impietate et manifesto religionis omniumque divinarum et humanarum rerum ludibrio quo non arbitror maius fuisse ante diluvium, incendium Sodomiticum et Judæorum vastationem; nihil de cæteris flagitiis, quæ regnorum eversionem anteire solent. Unum duntaxat exemplum recens insignis perfidiæ nostrorum quorundam procerum te celare non possum. Paucis his diebus aliquot millia hostium ex præsidiis Budensibus aliorumque locorum vicinorum tractis secum et Hungaris usque ad vicesimum milliare Hungaricum, quod Germanicis mulis longius est, intra XXIIII horarum spacium excursionem fecerunt in ea loca quæ ad nos sita sunt incensisque oppidis et pagis ingentem prædam abegerunt. Aiunt Pesti, quod e regione Danubii altera in ripa ad Budam situm est, cum sua pars Imperatori electa esset, quinque millia hominum in forum producta esse. Hæc præda universa recuperari et prædatores ad unum omnes cædi potuissent, nisi perfidia intercessisset. Nam vicini proceres coactis suis equitatibus magna celeritate hostes persecuti sunt, qui et itineris magnitudine una cum equis defessi et prædæ amplitudine impediti erant, distributoque exercitu pars nostrorum compendiaria via per montes facto itinere Turcos antecesserunt, ut viam fugiendi eis intercluderent et altera pars a tergo instaret. Confluxerat etiam voluntariorum non exigua multitudo incredibili pugnandi cupiditate incensa, ut aut liberaret suos cognatos aut honeste moreretur. Hanc occasionem Franciscus Bebecus, contemptor divorumque hominumque, inita cum Turcis coniuratione intercepit. Is enim simulato nescio quo periculo cæteros inhibuit, ne institutum suum prosequerentur. Coniuratio postea per captivos quosdam patefacta est. Quæ nisi accidisset,

non solum præda recuperata, verumetiam loca a Turcis occupata omnibus pene præsidiis orbata fuissent. Vix hoc malum perpetratum fuit, cum Cassovienses, qui Monachi,[1] cuius opera hoc regnum Turcis proditum est, fidem sequuntur, in hæc nostra loca prædatum excurrunt cumque Dominum Vernerum,[2] præfectum regium, sibi [tibi?] non ignotum, in aperto loco non invenirent, uxorem eius cum liberis forte in agrum profectam intercipiunt. Inter hæc atque eiusmodi mala multa nos ab omnibus humanis præsidiis destituti tantum ferendo luctamur et liberationem, quæ in Daniele nobis promissa est, assiduis votis et lachrymis exposcimus, quando et Germania, ut scribis, quæ cæteras Christianas nationes tueri debebat, in suam ipsius perniciem ruit. Audax profecto facinus, quod in Hieronymo Bomgartnero est commissum,[3] quem cum aliis ex rebus, tum ex commentario tuo de anima, quem ei dedicasti, iampridem novi, qua virtute atque doctrina sit præditus. Quod mihi et fratri mutuam nostram consuetudinem gratularis, id eo mihi est iucundius, quod eum quasi a morte excitatum recepi. Rediit enim morbo ita graviter correptus, ut nullam omnino spem de salute eius habuerim. Cumque nulla medicinæ nobis copia sit, divinitus tamen est restitutus. Spero igitur utrique nostrum coniunctionem istam voluptati esse futuram, eo cum fructu, quem psalmus promittit, cuius paraphrasi, græca et latina, me donasti, quam cum legerem, tua quoque et Camerarii amicitia, plus quam fraterna, mihi in mentem venit, per quam deus excellenti benedictione rem literariam hoc tempore promovet. Equidem illum virum si non propter præclaram eius eruditionem et animum in conservationem doctrinæ vere heroicum venerarer, ut debeo, tamen id propter tuam cum illo necessitudinem facerem, qua nihil potest esse coniunctius. In græcis versiculis, quorum verba mihi totidem latinis reddidisti, meas vires experiebar, priusquam interpretationem tuam legerem, omniaque sum assecutus. Quid multa? Vehementer gavisus sum, te habere discipulum opinione tua doctiorem. Utrumque enim genus studii semper coniunxi, nec me forsitan operæ meæ pœniteret, si paulo diutius mihi te magistro uti contigisset, cui tantum debeo, quantum dum vivo, etiamsi res pateretur, referre non possum. Etiam in illo cœlesti olim consortio tuam in me pietatem non desinam prædicare. Frater meus te officiosissime salutat seque una mecum tua de nobis sollicitudine maiorem in modum consolatur. Is, cui has literas dedi, ex Turcicis finibus elapsus discendæ pietatis causa istuc se contulit, quem ut eodem, quo cæteros tui studiosos, animo complectaris, etiam atque etiam rogo. Neque enim potes aliquid facere sanctius, quam si nostras captivas ecclesias, quibuscunque rationibus potes, adiuveris. Christum, æterni patris filium et liberatorem nostrum precor, ut te nobis incolumem conservet. Quid

[1] Martinuzzi. [2] Georg Wernher, Freund Stöckels und Melanchtons. [3] Vgl. Melanchton's Brief an Stöckel im Corp. Ref. V. 445.

Monachus noster cum negocio Evangelico nuper inepte molitus sit, ex iis melius cognosces qui interfuerunt, quorum literis non dubito te fieri de omnibus rebus certiorem. Bene vale. Bartphæ XXV Augusti. Anno M. D. XLiiij.

T. Leon: St:

Adresse: Viro clarissimo, Domino Philippo Melanthoni, præceptori et patri suo longe charissimo.

VIII.

S. p. d. Si nullum ex te alium fructum cepissem unquam, mi præceptor, quam eum, quem ex tuis suavissimis literis percipere soleo, tamen longe maioribus beneficiis me abs te affectum esse arbitrarer, quam ut ullis officiis, nedum exiguo verborum munere, magnitudinem eorum me consequi posse confiderem. Ut enim cæteras nunc omittam, quibus legendis sæpe me recreo, vel ex his, quas proxime accepi, incredibilem sensi lætitiam et voluptatem. Non solum enim tuum illum veterem ac singularem erga me amorem præ se ferebant, verumetiam te ipsum mihi multo verius depingebant, quam ullæ pictorum tabulæ, qui hactenus ne corporis quidem tui lineamenta, quamquam circa hæc sola laborant, assequi potuerunt. Præterea in tempore, quod omnium rerum primum est, sunt mihi redditæ. Eram enim paulo ante duobus continuis morbis, febri ardentissima et ictero, pene confectus, et quanquam nonnihil me iam collegeram, tamen novis curis succedentibus propemodum deterius affectus eram, quam antea, cum in lecto decumbens morti, quam vitæ, propior essem. Tunc enim omnino sperabam illud tempus iam advenisse, quo ex huius vitæ ærumnis in eum cœtum migraturus essem, in quo Matthiam [1] nostrum iam versari scribis, et audire prophetas et apostolos disserentes de regno filii dei, multo iucundius atque perfectius, quam pro captu nostrarum primitiarum. Sed ita visum est deo, cuius voluntas melior nostra est, ut in huius vitæ molestiis diutius hærerem, quas opto mihi et ecclesiæ esse salutares. Ex tua certe epistola mirum in modum sum confirmatus, non verbis solum, verumetiam exemplo tuo, quem video præter assiduos et maximos labores omnibus laboribus graviores simultates multorum fortissimo animo ferre propter ecclesiæ tranquillitatem, ut exemplum Basilii, meo quidem iudicio, in neminem eruditorum huius ætatis magis quam in te convenire videatur. Ad huius igitur patientiam conferebam tuam mirificam moderationem, et animum ab omni φιλονεικίᾳ alienissimum, cum legerem eam orationem, quam de Basilio ad me misisti,[2] gratissimam mihi multis de causis, una cum cæteris, quæ ei coniuncta sunt. Cumque has tuas

* Vielleicht Matthias Dévai, von dem wir nach 1544 nichts mehr hören.

** Dieselbe Oratio de Basilio schickte er am 17. Febr. 1545 an Vitus Theodorus; vgl. Corp. Ref. V. p. 681.

egregias virtutes animo intueor, tantum quantum possum, hoc est, a longe tua vestigia sequi disco, ut probum decet discipulum; quod eo studiosius facio, ut facilius animum meum a contrariis exemplis, quorum ingens est copia, avertam. Eaque in re et vitæ meæ ratio mihi plurimum conducit. Nam præterquam quod omne tempus legendo, docendo et scribendo consumo, perpaucos habeo familiares, viros optimos, quorum ubique terrarum numerus in dies decrescit. Cum his deploro communes miserias, et maxime ecclesiæ statum miserrimum, sed tamen mutuis consolationibus nos confirmamus, quibus plenæ sunt epistolæ et scripta tua de conservatione ecclesiæ. Huc enim et diem ipsum proximarum literarum accomodasti, in quo Noha arcam ingressus est et cum paucis servatus ex diluvio. Quod exemplum voluntatis dei profecto magnam vim habet ad nos consolandos, qui in hæc tempora senescentis ecclesiæ incidimus. Quod mearum quæstionum meministi, mi præceptor, illi sunt scrupuli, quibus me torqueri scripsi, in causa vestræ vocationis nomine Mansfeldensium.* In hac enim sic distrahebar, ut sine tuo consilio me explicare non possem, cum ex altera parte me tua et D. Lutheri authoritas, quam ego a divina non seiungo, ex altera nostrarum ecclesiarum necessitas moveret. Sunt enim ita desertæ tum a literis, tum a ministris, ut nemo pius lachrymas continere queat. Patronos vero vix ullos reperias, qui aliqua saltem cura religionis et literarum afficiantur. Quid multa? Lazari tantum Lazaros curant. Omnes principes, ne unum quidem excipio, certatim diripiunt omnia, et quasi hostis sit in India vel apud antipodas, ita omnium rerum securi propemodum in conspectu hostis inter se belligerantur. *νομάδες, ἀκούει δ' οὐδὲν οὐδεὶς οὐδενός.* Hostis callide observat hanc *βατραχομυομαχίαν*, ut oblata occasione utrumque exercitum opprimat. Inter hos sunt quidam medii, qui domi ventrem explent omnemque suorum sanguinem penitus exugunt, ut magno cum viatico collecto in pedes se coniiciant, si quid acciderit. Ex his, mi præceptor, tu pro tua sapientia collige cætera. Nonne mirum est in his tantis turbis, tamen inter nos esse ecclesiam, vere invocantem nomen Jesu Christi? Multa nobis nunciabantur lætissima de concordia Vormaciensi inter principes inita et de auxiliis in Hungariam mittendis. Sed mihi nunquam hæc fiebant verisimilia deficientibus causis ad concordiam et tuæ literæ hanc meam opinionem confirmant, quæ ostendunt alios principes nihil, alios male agere, et sæviciam subinde novam exerceri in homines pios et innocentes. His rebus non consuletur incolumitati nostræ et Germaniæ. Te rogo, mi anime, ut me, quod facis, diligas meque et porro tuis literis et quibuscunque potes rationibus, consoleris. Tametsi impudenter facio, quod te antea omnium hominum optime de me meritum magis sollicito, cum a me nulla tibi gratia referri possit; verum si in hac vita hunc fructum ex me non ceperis, quod ipsum tamen pervelim,

* Die Mansfelder wünschten im J. 1544 den Leonhard Stöckel zum Pfarrer.

in illa certe vita, quæ nullum finem habitura est, senties me non ingratum esse nec fuisse. Salutat te Petrus meus, cuius et opera et consuetudine ita delector, ut post coniugem et liberos nihil habeam charius. Simul sumus in patria quidem, sed tanquam in exilio in exiguum quoddam domicilium, tanquam nidum inclusi et cogimur ferre hominem, vitricum nostrum, quo hic sol nequiorem non vidit. Hæc exercitia nos docent patientiam, *τὰ γὰρ παθήματα μαθήματα.* Bene vale mi charissime præceptor.

Bartphæ XII Junii 1545. Tui observantissimus

Leonartus Stöckel.

Adresse: Viro clarissimo D. Philippo Melanthoni, Præceptori suo longe optime merito.

IX.

S. d. Gaudebam sane post longum intervallum aliquando mihi hominem oblatum esse, cui aliquid ad te literarum darem, carissime præceptor. Nihil est enim in hac vita mihi iucundius, quam te absentem quasi præsentem intueri atque in hoc meo tecum veluti sermone habito nonnihil acquiescere. Quæ quidem animi recreatio multo esset maior, si quod argumentum scribendi iucundius hæc tempora suppeditarent. Verum longe aliter res se habet. Ut enim sub tempus messis subito flavescunt segetes properantes ad suam maturitatem, ita Pannoniæ status est eiusmodi, ut subitum exitium impendere videatur. Gessit rex Ferdinandus duplex bellum, alterum in Turcos ultra Danubium, alterum in seditiosos in his nostris finibus erantque initia sic satis fortunata. Sed utrumque interruptum est bellum proditione, communi peste imperiorum. Nostri propugnatores hostibus omissis nos perdunt cum suis hybernis vel...* Bacchanalibus. Transylvani reducto suo regulo cum matre, dum Ferdinandi iugum excutiunt, inciderunt in Turcicum. Egregios duces, qui ante quadriennium arcem Agriam contra vim maximam hostium tutati sunt, contra fidem publicam hostibus prodiderunt. Hicne putas virtute locum ullum esse relictum? Sed omnes alios furores hoc scelus antecellit, quod somniant hunc statum Evangelio profuturum esse. In his extremis perturbationibus quam operam nos miseri in studiis nostris navare possimus, tuum esto iudicium. Pridie huius diei vidimus *παρήλια* matutina et ipsum solem quasi igneum, subinde variatis coloribus. Bene vale et habe nos tibi commendatos cum semper, tum in tuis invocationibus. Bartphæ XXIII Januarii M.D.LVII.

Leonartus Stöckel.

Adresse: Viro clarissimo, Domino Philippo Melanthoni, præceptori suo præclare merito.

* Hier fehlen an vier Buchstaben.

MONUMENTA VATICANA HUNGARIAE.

(Zweite Serie, zweiter Band.)

Von diesem grossartig angelegten Urkundenwerke, dessen Zustandekommen der ausserordentlichen Munificenz des kath. Episcopats und der Dom-Capitel Ungarns zu verdanken ist, wollen wir den zweiten Band der zweiten Serie hier des Näheren besprechen.* Derselbe enthält in seinem urkundlichen Teile die vom 6. Jänner bis 22. December 1686 reichenden 158 Depeschen des Cardinals Buonvisi, Nuntius am kaiserlichen Hofe zu Wien, in Angelegenheit des damaligen Türkenkrieges und der damit im Zusammenhange stehenden diplomatischen, militärischen und financiellen Vorbereitungen zur Eroberung von Ofen; ferner bringt der stattliche Quartant 94 Depeschen des päpstlichen Staatssecretärs Cardinal Cybo an den Nuntius Buonvisi, 15 Briefe des Letzteren an den päpstlichen Nuntius in Polen und 7 Briefe Buonvisi's an verschiedene Persönlichkeiten. Hierauf folgen 4 Gutachten und Promemorien des Cardinals Buonvisi und endlich vier Schreiben verschiedener Personen an den Cardinal. Dieser reiche Urkundenschatz füllt 295 Quartseiten aus. Dem Urkundenbuche ist ein fleissig gearbeitetes Personen- und Sachregister beigefügt; ebenso dankenswert erscheint die chronologische Anführung der mitgeteilten Depeschen, Briefe, Commentare und Promemorien.

Wie man dem kurzen Vorberichte entnimmt, findet sich die hier publicirte diplomatische Correspondenz in drei Bänden der Abteilung «Nuntiatura Germaniae» des vatikanischen Geheim-Archivs. Der Cardinal-Nuntius Buonvisi erstattete in der Regel wöchentlich einmal Bericht und schickte seine Depeschen nach Rom, und zwar bestand seine Sendung meist aus mehreren (3—10) Einzelberichten, in denen er die ungarischen, deutschen, polnischen und französischen Angelegenheiten abgesondert behandelt. Desgleichen schied er die politischen von den kirchlichen Dingen. Seinen Depeschen legte Buonvisi dann noch jene wichtigeren Briefe bei, welche er selber geschrieben oder empfangen hatte. Von diesen enthält der vorliegende Band ebenfalls nur jene, welche mit Ungarn und dem Türkenkriege von 1686 im Zusammenhang stehen. Endlich schloss der Cardinal regelmässig seinen

* Monumenta Vaticana Hungariæ. Relationes Cardinalis Buonvisi in Imperatoris et Hungariæ Regis curia Nuntii apostolici anno Domini 1686. In anniversariam arcis Budæ ducentis abhinc annis recuperatæ memoriam typis vulgatæ. Budapestini 1886. Zweite Serie, zweiter Band. CLIV. und 308 Seiten.

Depeschen auch ein geschriebenes Neuigkeits-Blatt bei, in welchem er alle Ereignisse am kaiserlichen Hofe und die hierher gelangten Nachrichten zusammenfasst. Auch diese findet man in dem vorliegenden Bande mitgeteilt.

Bei der Copirung und Herausgabe dieser Urkunden wurde die ursprüngliche Orthographie möglichst beibehalten. Die Abschrift geschah durch Peter Wenzel unter Aufsicht des Custos des vatikanischen Archivs; die Correctur des gedruckten Textes besorgte derselbe Peter Wenzel und Leopold v. Óváry, Vicearchivar des ung. Landes-Archivs.

Als willkommene Beigabe bringt der Band auch die Portraits des Papstes Innocenz (aus der Kunstsammlung des Cardinal-Fürstprimas v. Ungarn Dr. Johann Simor) und des Cardinals Buonvisi. Die historische Einleitung ist ausserdem mit Initialen. Kopf- und Schluss-Vignetten geziert, deren Zeichnungen teils die Wappen des römischen Stuhles, des Papstes Innocenz XI., des Kaisers Leopold, des Cardinals Buonvisi und Ungarns darstellen, teils den im Jahre 1684 und 1686 geschlagenen Medaillen entnommen sind.

Wir haben diese Andeutungen über äusserliche Beschaffenheit und Inhalt des vorliegenden Bandes vorausgeschickt, um nunmehr unsere volle Aufmerksamkeit der dem urkundlichen Teile vorausgehenden «historischen Einleitung» (p. I—CLIV.) zuzuwenden. Dieselbe stammt aus der Feder unseres vielverdienten Historikers, Abt-Domherrn und General-Secretärs der Akademie der Wissenschaften, Dr. Wilhelm Fraknói, und weist alle jene Vorzüge auf, welche man bei den Arbeiten dieses unermüdlichen Forschers und Geschichtschreibers zu finden gewohnt ist: umfassende Kenntniss des Stoffes und volle Beherrschung desselben, innige Vertrautheit mit den einschlägigen historischen Quellen und der Literatur-Werke, Uebersichtlichkeit in der Anordnung und Gruppirung des Materials, stete Rücksicht auf den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse, weiter Blick über die gleichzeitigen Erscheinungen der Geschichte und ein ruhiges, objectives Urteil über Personen, Zustände und Verhältnisse. Die Darstellung ist fliessend, wohltuend, mit Vermeidung unnötigen rhetorischen Beiwerkes, fern von allen Phrasen, doch nicht ohne Wärme und gemütliche Anregung.

Die hier gebotene «historische Einleitung» behandelt in lateinischer und ungarischer Sprache das Thema: «*Papst Innocenz XI. und die Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft.*»*

Es war unstreitig ein glücklicher Gedanke, die Feier des zweihundertjährigen Gedenktages der Wiedereroberung Ofens aus Türkenhand, womit die Befreiung Ungarns von dem anderthalbhundertjährigen Türkenjoche überhaupt ihren erfolgreichen Fortgang genommen hatte, durch die Herausgabe dieser vatikanischen Documente literarisch zu verewigen. Auf diese

* Diese «Einleitung» wurde vom St-Stefans-Verein auch separat herausgegeben.

Weise wurde zugleich ein Act der Pietät und des Dankes gegen das Andenken derjenigen dargebracht, welche die Factoren der epochalen Ereignisse jener Zeit waren. Unter ihnen steht in erster Reihe auch Papst INNOCENZ XI.; seiner zu gedenken gebietet die Pflicht der Dankbarkeit umsomehr, als ohne seine Mitwirkung in dem langen Kampfe die Waffe der Krieger abgestumpft, ihr Arm erlahmt wäre. Seine Opferwilligkeit und sein Eifer ermöglichten die Befreiung Ungarns und dessen Hauptstadt.

Zur Erkenntniss dieser Tätigkeit des heil. Stuhles bieten nun die in diesem Bande veröffentlichten zahlreichen ausführlichen und genauen Relationen des Cardinal-Nuntius Buonvisi das wertvollste Material. Dr. FRAKNÓI hat jedoch bei Aufarbeitung desselben sich nicht blos auf die Zeit der Regierung des Papstes Innocenz XI. (1676—1689) beschränkt, sondern mindestens einleitungsweise die Wirksamkeit der Päpste zur Abwendung der Türkengefahr im Allgemeinen übersichtlich geschildert. Neben dem Papste Innocenz XI. und dessen Bemühungen zur Befreiung Ungarns tritt in dieser Arbeit Fraknói's noch insbesondere der päpstliche Nuntius in Wien, Cardinal BUONVISI, in den Vordergrund der geschichtlichen Erzählung. Der Verfasser sagt hierüber: «Wenn ich etwa hie und da mehr als es nötig erscheint die eigenen Worte und Aeusserungen des Cardinals citire: so diene zu meiner Entschuldigung, dass dessen Gestalt, welche ich aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder an's Tageslicht zu bringen so glücklich war, gleichwie sie mit ihren edlen und sympathischen Zügen mich hingerissen hat, ebenso auch das Interesse des Lesers fesseln wird. Ueberdies kennzeichnet dessen diplomatische Laufbahn am deutlichsten jene segensreiche und erhabene Mission, welche das Papsttum in der Geschichte unseres Vaterlandes und unseres ganzen Erdteiles erfüllt.»

Die Päpste waren die Ersten, welche die von Seite des Islam der christlichen Welt drohende Gefahr erkannten und frühzeitig zur Abwehr derselben Vorkehrungen trafen. Schon Papst Sylvester II. (999—1002) richtete seinen Blick auf jene Gefahr aus dem Oriente und verkündete das Zauberwort zur Befreiung Jerusalems. Unter seinen Nachfolgern auf dem päpstlichen Stuhle ragen durch ihren Eifer für die Abwendung des Unheils, womit die fanatischen Anhänger Mohammeds das Christentum bedrohten, insbesondere hervor die Päpste Gregor VII. (1073—1085), Clemens V. (1305—1314), Johann der XXII. (1316—1334) und Clemens VI. (1342—1352); von des Letzteren Zeit an werden in den römischen Archiven grossenteils die Rechnungsbücher der päpstlichen Schatzmeister aufbewahrt, aus denen man die Freigebigkeit der Päpste und zugleich deren eifrige Sorgfalt, womit sie alle Factoren zur Erreichung des grossen Zieles jener Abwehr aufzusuchen und zu verwenden bemüht waren, deutlich ersehen kann. Die päpstliche Schatzkammer war zu diesem Zwecke stets opferbereit, gleichwie die päpstliche Diplomatie in dieser Richtung unermüdlich. Papst Nicolaus V. (1447—1455)

war der einzige westeuropäische Fürst, der dem sinkenden Byzantinerreiche eine Hilfsflotte zur Verteidigung von Konstantinopel sandte. Papst Calixtus III. (1455—1458) unterstützte voll Begeisterung Ungarns heldenmütigen Gubernator, Johann Hunyadi, bei dessen Kämpfen gegen die Türken und sein Nachfolger, Pius II. (1458—1464), berief die Fürsten Europas zu einer Beratung über die herangewachsene Türkengefahr nach Mantua; ja, er selber wollte sich an die Spitze eines Kreuzzuges gegen die «Erbfeinde christlichen Namens» stellen, nur der Tod verhinderte die Ausführung dieses Entschlusses, doch bestimmte er noch in seinem Testamente, dass man die von ihm hinterlassenen Juwelen dem Könige von Ungarn, Mathias (Hunyadi) zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Türken zusenden solle.

Seitdem bestrebten sich die Päpste, das Vordringen der Türken dadurch zu verhindern, dass sie Ungarn mit Subsidien und auf diplomatischem Wege unterstützten. Papst Sixtus IV. (1471—1484) sandte dem König Mathias 200,000 Ducaten; nicht minder waren die Päpste Innocenz VIII. (1484—1492), Alexander V. (1492—1503), Leo X. (1513—1521) und Hadrian VI. (1522—1523) bemüht, durch Wort und Tat dem bedrängten ungarischen Königreiche zu Hilfe zu kommen. In welch aufopfernder Weise dies in den Tagen der höchsten Gefahr Papst Clemens VII. getan, darüber brachte der erste Band dieser 2. Serie der «Monumenta Vaticana Hungariae» in den daselbst publicirten Depeschen des päpstlichen Nuntius (1524—1526) reichliche Belege, über welche wir seiner Zeit an dieser Stelle ausführlicher berichtet haben.*

Die Päpste hielten fortgesetzt Ungarn und dessen Türkennot im Auge; ausser reichlichen Subsidien schickten sie zu wiederholten Malen auch beträchtliche Hilfstruppen. Im Jahre 1542 erschienen unter dem Commando des Alexander Vitelli 3000 päpstliche Soldaten auf dem ungarischen Kriegsschauplatze; Papst Clemens VIII. (1592—1604) schickte unter Führung seines Neffen, Johannes Oldobrandini 2000 Reiter und 8000 Mann Fussvolk nach Ungarn, wo diese Truppen an der Wiedereroberung von Gran und Visegrád wesentlichen Anteil nahmen. Anderthalb Millionen Taler kosteten dem Papste diese Hilfstruppen.

Gleichen Eifer und dieselbe Opferwilligkeit bezeugten die Päpste auch im Laufe des 17. Jahrhunderts. Papst Alexander III. (1655—1657) bemühte sich eine Coalition der christlichen Mächte gegen die Pforte zustande zu bringen. Den Feldzug des Jahres 1664 unternahm Kaiser Leopold I. mit Unterstützung des Papstes. In den folgenden Jahren widmeten die Päpste ihr Hauptaugenmerk dem Königreiche Polen, weil dieses Land seit 1672 von der vordringenden türkischen Macht aufs Aeusserste bedroht war. Würde Polen den Türken unterworfen sein, dann, so besorgten die Päpste, hätte

* Vgl. «Ungar. Revue» 1885, p. 343 ff.

wieder Ungarn die volle Wucht türkischer Angriffe zu ertragen. Die Lage wurde noch wesentlich verschlimmert durch den Streit zwischen dem polnischen Könige und seinen Ständen. Der römische Stuhl bemühte sich also, diesen Zwist beizulegen und für Polen auch auswärtige Hilfe, namentlich jene von Frankreich, zu verschaffen.

Die Durchführung dieser Angelegenheiten wurde dem Nuntius in Köln, Franz Buonvisi, anvertraut. Dieser stammte aus einer altadeligen Familie, deren Ursprung bis auf einen der Räte des Kaisers Otto III. zurückgeführt wurde. Derselbe soll sich um das Jahr 1000 in der Stadt Lucca niedergelassen haben. Seine Nachkommen wurden bald in die Reihen der Patrizier aufgenommen; mehrere derselben zeichneten sich auch im Dienste der Kirche aus. Deren Beispiel mochte auf den am 11. Mai 1626 zu Lucca geborenen Franz Buonvisi ebenfalls eingewirkt haben. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, nahm ihn Papst Alexander VII. in die Reihe der diensttuenden Kämmerer auf und verwendete ihn dann auch in anderen Hofämtern. Im Jahre 1662 begleitet er den Cardinal Chigi nach Frankreich, wo er Gelegenheit fand, seinen politischen Horizont zu erweitern und in die Geheimnisse der Diplomatie einen tiefen Einblick zu gewinnen. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt Buonvisi bei der Verwaltung des Kirchenstaates Verwendung; sieben Jahre diente er hier in verschiedenen Stellen, um dann im Jahre 1670, nachdem er zum Erzbischof von Thessalonika ernannt worden war, als Nuntius von Köln die eigentliche diplomatische Laufbahn zu betreten.

Die Kölner Nuntiatur, welche vordem hauptsächlich kirchliche Angelegenheiten zu besorgen hatte, gewann jetzt politische Bedeutung, weil das Rheinland einer der Schauplätze jener Kriege war, die Ludwig XIV. von Frankreich in seiner Ambition nach der Weltherrschaft hervorgerufen hatte. Die gewaltsame Wegnahme von Lothringen (1670) und der Ueberfall Hollands (1672) fallen in diese Zeit. Zu Anfang des Jahres 1673 wurde Buonvisi als ausserordentlicher Nuntius nach Polen entsendet, um dort nach seinen Instructionen die katholische Religion zu schützen und die Ausbreitung der türkischen Macht zu verhindern. Seinem Einflusse und seiner Vermittlung gelang die Aussöhnung des Königs und der polnischen Stände und die Fortsetzung des Türkenkrieges, welcher zu dem glänzenden Siege Johann Sobieski's bei Choczym in der Moldau (10. Nov. 1673) führte. Der Haltung des Nuntius Buonvisi ist es wesentlich zu danken, dass die lange streitenden Stände trotz der einander bekämpfenden Bestrebungen und Intriguen der auswärtigen Mächte und Troncandidaten dennoch am 21. Mai 1674 den Helden von Choczym, Johann Sobieski, einstimmig zum König von Polen erwählten. Diese Wahl befriedigte in Rom namentlich deshalb, weil sie die Hoffnung auf eine energische Bekämpfung und Zurückdrängung der Türken erheblich verstärkte und König Johann Sobieski versicherte auch gleich nach

seiner Tronbesteigung dem Papste, dass sein Leben und seine Macht dem Kampfe gegen die Türken geweiht seien. Er begann auch sofort den Krieg und setzte ihn im folgenden Jahre fort. Mehrfacher Sieg krönte seine Bemühungen.

Erzbischof Buonvisi wurde im Jahre 1675 zum ordentlichen Nuntius am Hofe des Kaisers in Wien ernannt, wo er in der ersten Hälfte des Monats October eintraf. Eine seiner Hauptaufgaben war die Aussöhnung des kaiserlichen Hofes mit König Johann Sobieski, dem glücklichen Nebenbuhler des Herzogs Karl von Lothringen bei der Werbung um die polnische Königskrone. Die Lösung dieser Aufgabe war eine sehr schwierige, ja sie schien unmöglich, nachdem König Johann Sobieski über Aufmunterung Frankreichs im Jahre 1676 mit den Türken Frieden geschlossen und sich bereit erklärt hatte, unter französischer Patronanz die Türken bei ihrem neuen Angriffe auf Ungarn zu unterstützen.

Zu derselben Zeit bestieg Papst Innocenz XI. den Stuhl Petri (21. Sept. 1676). Benedict Odescalchi stammte aus einer reichen Bankiersfamilie in Como; in seiner Jugend widmete er sich der militärischen Laufbahn, ging nach Polen und nahm auch an mehreren Kämpfen gegen die Türken Anteil. In seinem 25. Lebensjahre entschloss er sich für den geistlichen Stand, wurde Priester und bekleidete in der Verwaltung des Kirchenstaates verschiedene Aemter, wobei er auch in kirchlicher Beziehung rasch vorwärts kam; seit 1645 war er Cardinal und Statthalter in Ferrara. Nachdem er nach Rom zurückgekehrt war, widmete er seine Zeit teils geistlichen Uebungen, teils verwendete er sie als «Protector Polens» im Cardinals-Collegium zu Gunsten dieses von der Türkenmacht bedrohten Landes. Schon im Jahre 1669 war die Mehrzahl der Cardinäle im Conklave auf seiner Seite; aber Frankreich legte damals sein Veto gegen den Cardinal Odescalchi ein, weil es ihn als einen Gegner der französischen Politik betrachtete. Erst bei erneuerter Erledigung des päpstlichen Stuhles, im Jahre 1676, gelang die Wahl und zwar jetzt unter wärmster Befürwortung von Seite Frankreichs. An den neuen Papst knüpften sich die schönsten Hoffnungen und sie wurden nicht getäuscht.

Im päpstlichen Haushalt führte er strenge Ordnung und Sparsamkeit ein, er brach mit dem herkömmlichen Nepotismus, schaffte die überflüssigen Aemter, die Sinecuren, ab und rottete zahlreiche andere Missbräuche und Uebelstände aus. Auf solche Weise gewann er auch die materiellen Mittel zum grossen Werke der Befreiung der Christenheit vom Joche des Halbmondes. Die Beseitigung der Streitigkeiten unter den christlichen Mächten und deren Vereinigung zur Bekämpfung der Türken bildete das Hauptbestreben seines obersthirtlichen Wirkens, von welchem er sich durch keine Schwierigkeiten, durch keinerlei Enttäuschungen oder Misserfolge abdrängen liess.

Die erste politische Tat des Papstes war ein Versuch zur Herstellung

des Friedens zwischen Kaiser Leopold und König Ludwig XIV. Auf sein Andringen wurde ein Friedenscongress zu Nymwegen in Holland beschlossen. Aber auch in Bezug auf die Beziehungen des Kaisers zu Ungarn suchte der Nuntius Buonvisi vermittelnd, versöhnend aufzutreten. Die ungarischen Malkontenten und Exulanten (bujdosók) eiferten die Türkei fortwährend zum Kriege gegen den Kaiser an und ihre Zahl vermehrte sich, nachdem die Suspendirung der Verfassung, die Gewalttätigkeiten einzelner kaiserlicher Generale, sowie die Ausschreitungen der kaiserlichen Truppen die Unzufriedenheit im Lande unablässig steigerten. Der päpstliche Nuntius bemühte sich also, eine Aussöhnung des Kaisers mit seinen malkontenten Untertanen herbeizuführen. Zu diesem Behufe suchte er dem von seinen Ministern fast willenlos geleiteten Monarchen die Augen zu öffnen, damit er sich von dem Einflusse seiner Umgebung emancipiren und nur seinen eigenen wohlwollenden Eingebungen und gesunden Anschauungen Folge leisten möge. Obgleich seine Bemühungen, welche der päpstliche Stuhl vollkommen billigte, kein günstiges Resultat erzielten, liess der Nuntius sich in der Verfolgung dieses Weges nicht zurückschrecken. Sein Rat an den Kaiser ging stets dahin, derselbe möge mit Frankreich Frieden schliessen, möge durch Wiederherstellung der Verfassung Ungarn beruhigen, ebenso die Russen und Polen zum Frieden bewegen, um die Waffenmacht der Letzteren sofort gegen die Türken zu gewinnen. Der Kaiser selber solle durch ein Kriegsheer den Türken in Ungarn zuvorkommen, Gran erobern und sich dadurch den Donauübergang sichern, Neuhäusel einschliessen und endlich Ofen belagern.

Nach einer Richtung ernteten die Bemühungen des Nuntius Buonvisi schliesslich doch den gewünschten Erfolg; zu Anfang des Jahres 1678 zeigte König Johann Sobieski Geneigtheit, sich dem Kaiser zu nähern und mit demselben gute Beziehungen anzuknüpfen. Inzwischen waren die Friedensverhandlungen zwischen Kaiser Leopold I. und dem französischen Könige langsam vorgerückt und nach dreijähriger Zögerung von kaiserlicher Seite wurde endlich am 5. Februar 1679 der allerdings für Deutschland wenig günstige Friede von Nymwegen geschlossen. Im Sommer des Vorjahres war auch ein dreizehnjähriger Waffenstillstand zwischen Sobieski und dem russischen Czar Feodor III. abgeschlossen worden, und der Papst ergriff diese Gelegenheit des eingetretenen friedlicheren Zustandes unter den christlichen Fürsten zur Anfachung des Eifers gegen die Türken. Der Kaiser, der König von Polen und der Czar sollten zu gleicher Zeit der Pforte den Krieg erklären und Frankreich diese christlichen Mächte dabei unterstützen. Kaiser Leopold teilte diese Anschauung, doch seine Minister meinten, ein Krieg gegen die Türkei sei nur in dem Falle ratsam, wenn auch der König von Frankreich daran Teil nehmen und mit seiner Flotte die Operationen der kaiserl. Landarmee unterstützen würde. Die kaisertreue Partei in Ungarn betonte gleichfalls, dass die Pacificirung des Landes nur dann zu erwarten sei, wenn der

Kaiser-König der Pforte offen den Krieg erkläre. Aber die Minister hielten den Offensiv-Krieg für unmöglich. Der Nuntius Buonvisi wendete vergeblich alle seine Beredtsamkeit auf, ja durch seine ausdauernde Zähigkeit und Energie zog er sogar die feindselige Gesinnung der kaiserlichen Minister auf sich. Sie suchten dem Kaiser Misstrauen einzuflössen gegen den päpstlichen Nuntius; doch gelang ihnen dies nicht; vielmehr feierte Buonvisi einen Triumph durch die Ende 1679 endlich erfolgte Entfernung des leichtsinnigen und betrügerischen Hofkammerpräsidenten, des Grafen Ludwig Zinzendorf.

Weit bessere Aufnahme als in Wien fanden des Nuntius Ratschläge und Mahnungen in Polen, wo die Partei des Anschlusses an Oesterreich stets mehr erstarkte. Doch es dauerte noch geraume Zeit, bis nach vielen und langwierigen Verhandlungen und Beratungen zwischen dem Kaiser und dem Könige von Polen am 1. April resp. am 2. Mai 1683 das Schutz- und Trutz-Bündniss zum Abschlusse gelangte. Das Defensiv-Bündniss wurde auf «ewige Zeiten» geschlossen, der Offensiv-Bund auf solange, bis beide Herrscher mit dem gemeinsamen Feinde einen dauernden und ruhmvollen Frieden geschlossen haben. Als Protector, Erhalter und Garant des Bündnisses wurde der Papst erwählt. Der Kaiser stellt zum Bundesheere 60,000, Polen 40,000 Bewaffnete. Beide Herrscher werden mit ihrer Armee abgesondert operiren, einerseits zur Befreiung Ungarns, andererseits zur Wiedereroberung der von den Türken occupirten polnischen Provinzen. Sollten die Türken Wien oder Krakau belagern, so eilt der eine Herrscher mit seiner ganzen Macht dem andern zu Hilfe. Der Kaiser verzichtet Polen gegenüber auf alle Geldansprüche, sendet zur Kriegsausrüstung sofort 200,000 Taler und bewirkt bei dem Könige von Spanien, dass der mit päpstlicher Erlaubniss ausgeworfene geistliche Zehent dem polnischen Könige zur Verfügung gestellt werde. Endlich sollen alle christlichen Fürsten zum Anschlusse an das Bündniss aufgefordert werden.

Das ist der wesentliche Inhalt jener folgenreichen Allianz, deren Geschichte Dr. Fraknói im vorliegenden Werke zum ersten Male etwas eingehender behandelt hat. Der Papst empfing die Botschaft von diesem Bündnisse mit lebhafter Freude und sagte auch seinerseits die volle Bereitwilligkeit zur Verwirklichung der im Allianz-Vertrage enthaltenen Verpflichtungen zu. Die päpstliche Diplomatie durfte aber das endliche Zustandekommen dieses Bündnisses mit Recht grossenteils als ein Werk ihrer ausdauernden Bemühungen betrachten. Der Nuntius Buonvisi war zur Anerkennung und Belohnung seiner treuen und vorzüglichen Dienste schon am 1. Sept. 1681 durch die Verleihung der Cardinals-Würde ausgezeichnet worden.

Wie dringend nötig diese Allianz gewesen, das sollte sich gar bald zeigen. In Ungarn hatte die Unzufriedenheit trotz der erheblichen Concessionen in Religionssachen auf dem Landtage zu Oedenburg (1681) und trotz der aufrichtigen Bestrebungen loyaler Männer, wie des Graner Fürst-Primas und

des Palatins, Graf Paul Eszterházy, nicht abgenommen; es entbrannte vielmehr neuerdings der Bürgerkrieg, als im Sommer des Jahres 1682 der junge, ehrgeizige Graf Emerich Tököli sich an die Spitze der Malkontenten stellte und mit türkischer Hilfe die Fahne des Aufstandes abermals erhob.

An dem Tage, da die Stände Polens den Allianzvertrag unterzeichneten (1. April 1683), setzte sich das aus 350,000 Bewaffneten bestehende Kriegsheer unter dem Grossvezir Kara Mustafa aus Adrianopel gegen Ungarn in Bewegung; das Endziel des Feldzuges war Wien. Zu Essek wartete Emerich Tököli am 7. Juni dem Grossvezir auf und machte den Vorschlag, mit einer Armee von 50,000 Mann nach Polen einzufallen, um Sobieski an der Hilfeleistung des Kaisers zu verhindern. Die Annahme dieses Vorschlages hätte den Türken wahrscheinlich den Sieg gesichert; doch der Grossvezier verlangte, dass Tököli mit der ungarischen Kriegsschaar auf dem linken Ufer der Donau ebenfalls gegen Wien ziehe. Um die Mitte Juli war die Stadt Wien von dem Feinde eingeschlossen.

Der kaiserliche Hof erkannte nur spät die Grösse der ihm drohenden Gefahr; eine umso eifrigere Tätigkeit hatte der Cardinal-Nuntius Buonvisi entfaltet, um durch Ratschläge und Subsidien, sowie durch Aufmunterung des polnischen Königs zur raschen vertragsmässigen Hilfeleistung den Kaiser und dessen Ratgeber zu unterstützen. Papst Innocenz XI. löste sein Versprechen in hochherziger Weise ein. Er schickte dem Wiener Hofe 400,000, dem polnischen Könige 500,000, dem Kurfürsten von Baiern 300,000 Gulden zu dem Zwecke der Kriegsausrüstung gegen die Türken. Ebenso opferbereit zeigte sich über Aneiferung des Papstes das Cardinals-Collegium. Mit diesem wetteiferte der Fürstprimas von Ungarn, Georg Szelepcsényi, der 400,000 Gulden für Kriegszwecke opferte und damit die Auszahlung des Soldes der Wiener Besatzung ermöglichte. Der Papst ordnete in der gesammten katholischen Christenheit allgemeine Betstunden zur Erflehung des Sieges für die christlichen Waffen an; er selber widmete einen grossen Teil des Tages dem Gebete und befand sich während der Dauer der Gefahr im Zustande ungemeiner Aufregung und Bedrängniss, so dass oft Tränen seinen Augen entströmten.

Die Geschichte erzählt, dass die Gebete erhört, die christlichen Waffen mit Sieg gekrönt, Wien befreit und die Türken nach einer Reihe schwerer Niederlagen zurückgedrängt wurden. Noch im Jahre 1683 begann auch die Befreiung Ungarns aus türkischer Knechtschaft. Es folgte der Sieg bei Párkány (7. October) und die Einnahme des Graner Schlosses. Leider überdauerten diese Triumphe das österreichisch-polnische Bündniss nicht lange, trotz der eifrigsten Bemühungen des Cardinal-Nuntius Buonvisi, der gleich dem Papste in dem Fortbestande dieser Allianz eine notwendige Bedingung zur weiteren Zurückdrängung der Türkenmacht erblickte. Die Verstimmung und Erkaltung der Beziehungen zwischen den beiden Verbündeten wurde

hauptsächlich dadurch hervorgerufen, dass König Johann Sobieski über Ansuchen des Grafen Emerich Tököli beim Kaiser den Vermittler machte, um die ungarischen Malkontenten von den Türken abzulocken und den innern Frieden in Ungarn wieder herzustellen. Am kaiserlichen Hofe erblickte man in dieser Intervention eine unbefugte Einmischung, ja man besorgte, dass der polnische König eine Art Protectorat über Ungarn anstreben und mit den Missvergnügten daselbst gemeinsame Sache machen könnte. Sobieski zog sich ebenfalls verstimmt zurück und verliess im Spätherbste 1683 mit seinem Heere Ungarn, das er nicht wieder sehen sollte.

In Wien war man gleich nach der Befreiung dieser Stadt zum Frieden mit der Türkei geneigt, um die volle Kraft gegen Ludwig XIV. zu verwenden, der die Bedrängniss des Kaisers zu einem Angriffe auf Belgien benützt hatte. Die geheimen Friedensanträge des Wiener Hofes wurden jedoch von dem Grossvezir Kara Mustafa in brüsker Weise abgelehnt. Der Papst war über die Friedensneigung des Kaisers sehr ungehalten, er drohte mit vollständiger Einstellung der Subsidiengelder, weil er nicht zugeben könne, dass diese zum Kriege gegen einen christlichen Herrscher verwendet werden; nicht einmal die Absendung von Hilfstruppen an den spanischen König gestattete der Papst, der seinerseits wieder Alles aufbot, um auch den König von Frankreich zur Wiederherstellung des Friedens zu bewegen. Ferner gelang es zu Anfang des Jahres 1684, die Republik Venedig zum Anschlusse an das österreichisch-polnische Bündniss zu gewinnen. Am 5. März wurde der Vertrag in Linz unterzeichnet. Der Papst übernahm gerne das Protectorat über diese Tripel-Allianz, welche den Namen der «heiligen Liga» erhielt und der sich später auch der Grossmeister des Rhodiser Johanniter-Ordens und der Grossherzog von Toscana anschlossen.

In Rom hoffte man das Meiste vom polnischen Könige, dem der Papst einen geweihten Hut und Degen übersandte, die Königin erhielt die geweihte goldene Rose. Auch in Wien wurde der Gedanke nahe gelegt, dass man durch Geschenke und Auszeichnungen den polnischen König und seine Familie in geneigter Stimmung erhalten möge. Um die Mitte März des Jahres 1684 konnte Buonvisi nach Rom melden, dass das gute Verhältniss zwischen dem Kaiser und dem Könige von Polen als dauernd gefestigt betrachtet werden könne; nur die kaiserlichen Minister behandelten den Hof zu Warschau noch immer mit wenig Respect, worüber Sobieski mit Recht sehr ungehalten war. Das Benehmen der Wiener Staatsmänner war um so weniger gerechtfertigt, als der König in der Tökölischen Angelegenheit ein ganz correctes Verhalten beobachtete. Er liess die Briefe Tökölis unbeantwortet und erklärte dem Papste in feierlicher Weise, dass er in die inneren Angelegenheiten Ungarns sich nicht einmischen wolle; mit dem Kaiser schloss er sogar einen Vertrag zur Absendung litthauischer Reiterei gegen Tököli.

Endlich erliess Leopold auch die von Seite des päpstlichen Nuntius wiederholt anempfohlene allgemeine Amnestie für die Malkontenten in Ungarn, wenn diese innerhalb sechs Wochen vor der hiezu bestellten Commission den Treueid leisten; in Folge dessen erklärten schon bis Mitte Februar 1684 vierzehn Magnaten, dann zwölf Comitate und zwölf Städte ihre Unterwerfung und legten den Treueid ab. Auch im Interesse Tököli's selbst war König Sobieski und der Nuntius Buonvisi fortgesetzt tätig, damit ein Ausgleich mit demselben zu Stande komme. Allein die Bemühungen blieben ebenso erfolglos wie die Intervention des Fürsten von Siebenbürgen, Michael Apaffy, in derselben Sache. Letzterem wurde von Wien aus angedeutet, er möge wohl Acht geben, dass nicht auch ihn Tököli's Ehrgeiz verdränge. Der Kaiser verspreche dagegen dem Fürsten, ihn und seine Nachkommen auf dem fürstlichen Trone zu beschützen, doch solle Apaffy gegen den gemeinsamen Feind Tököli gleichfalls die Waffen ergreifen.

In Wien hatte man die Ueberzeugung, dass Tököli nicht zu gewinnen sei, deshalb wollte man ihn vernichten. Der h. Stuhl teilte diese Ansicht, ja er war es, welcher dem Kaiser den Vorschlag machte, auf Tököli's Kopf einen Preis auszusetzen; doch Leopold weigerte sich beharrlich, diesen Vorschlag anzunehmen. Bald überzeugte sich auch der päpstliche Nuntius von der Gefährlichkeit einer solchen Massregel. Unterdessen hatte Tököli unter Vermittelung des Königs von Polen bei dem Papste um dessen Intervention zur Aussöhnung mit dem Kaiser angesucht; allein der Papst lehnte dieses Ansuchen ab. Tököli wurde in Rom als beharrlicher Rebell und Ketzer betrachtet, dem man das Bündniss mit den Türken nicht verzeihen konnte. Tököli wollte übrigens von einer bedingungslosen Unterwerfung auch nichts wissen; er vertraute auf den Schutz Frankreichs und forderte die Anerkennung seines Fürstentitels und seines Landbesitzes in Ungarn.

Die in der ersten Hälfte des Jahres 1684 ausgebrochenen kriegerischen Verwickelungen, welche Ludwig XIV. durch seinen Angriff auf Luxemburg hervorgerufen hatte, versetzten den Cardinal-Nuntius Buonvisi in fieberhafte Aufregung, weil die von ihm gehegten Hoffnungen auf einen erfolgreichen Feldzug in Ungarn dadurch vereitelt wurden. Erst der am 15. August 1684 zu Regensburg auf 20 Jahre geschlossene Friede gab ihm die Ruhe wieder. Die Luxemburger Händel hatten es jedoch immerhin mit sich gebracht, dass der Feldzug gegen die Türken in Ungarn diesmal nicht rechtzeitig begonnen wurde.

Erst gegen Ende Mai 1684 wurden hier die kriegerischen Unternehmungen eröffnet. Das Hauptheer, ungefähr 35,000 Mann, unter dem Commando des Herzogs Karl von Lothringen hatte die Aufgabe, direct gegen Ofen zu ziehen und dessen Rückeroberung zu bewirken. Der Feldzug begann mit günstigen Erfolgen. Das feste Schloss Visegrád fiel dem kaiserlichen Heere am 18. Juni in die Hände, das vom Mustaphapascha von

Aleppo entgegengesandte Türkenheer von 20,000 Mann wurde bei Waitzen in die Flucht geschlagen (27. Juni) und Waitzen erobert. Hierauf verliessen die Türken Pest, der Herzog schlug aber am 9. Juli zu Sanct-André sein Lager auf. Hier wies er die Angriffe der Türken abermals siegreich zurück. Durch 10,000 Ungarn unter dem Palatin Esterházy verstärkt, erstürmte das kaiserliche Heer am 19. Juli nach heftiger Gegenwehr die Ofner Wasserstadt und schlug drei Tage später einen dritten Angriff des Entsatzheeres unter Mustaphapascha zurück. Die Belagerungsarbeiten gegen Ofen leitete Graf Stahremberg, der heldenmütige Verteidiger Wiens. Durch die bisherigen Erfolge irregeleitet, glaubte er, dass die türkische Besatzung in Ofen keinen ernsten Widerstand leisten könne; binnen fünf Tagen werde die Festung in den Händen der Kaiserlichen sein. Seine Hoffnungen wurden auch von den übrigen Generalen geteilt.

Wie sehr hatten sie sich getäuscht! Im kaiserlichen Lager selbst herrschte grosser Mangel an Allem, was zur regelrechten Belagerung notwendig war; es fehlten unter Anderem Ingenieure, Pionniere und Kanoniere; auch war von militärischer Disciplin kaum eine Spur zu finden. Die Verpflegung der Truppen liess Vieles zu wünschen übrig, skandalöse Unterschleife, in deren Gewinn sich die Obristen teilten, waren an der Tagesordnung. Cardinal Buonvisi machte von diesen Dingen dem Kaiser Mitteilung und drang auf energische Abstellung der Uebelstände. Mittlerweile kam die Belagerung Ofens nicht vorwärts. Die Uneinigkeit unter den Befehlshabern, die unzureichende Stärke der Belagerungstruppen, deren schlechte Verpflegung und Führung sowie die in Folge früh eingetretener Herbstregen ausgebrochenen zahlreichen Erkrankungen einerseits, dann aber anderseits auch die tapfere Verteidigung der türkischen Besatzung vereitelten den gehofften Erfolg. Mit einem Verluste von etwa 20,000 Mann waren die kaiserlichen Heerführer gezwungen, die Belagerung von Ofen gegen Ende October aufzuheben; der ungeordnete Rückzug der kaiserlichen Truppen kostete diesen neue empfindliche Opfer. Auf dem Wege bis Komorn starben 2000 Mann.

Cardinal Buonvisi forderte voll Entrüstung die strengste Ahndung für die schuldigen Urheber dieser Uebelstände. Während der erfolglosen Belagerung von Ofen hatten zwei andere kaiserliche Armeecorps einige Erfolge errungen. Die Generale Schultz und Barkóczi überfielen bei Eperies das Lager Tököli's, trieben diesen in die Flucht und brachten das Lager in ihre Gewalt; dadurch wurden Bartfeld, Sztropko und Makovicza zur Uebergabe genötigt. Der General Leslie eroberte inzwischen das feste Schloss Verőcze (Verovitieza) in Slavonien.

Das verbündete Venedig hatte seine Augen neben Dalmatien insbesondere auf die Eroberung Bosniens gerichtet, dessen metallreiche Bergwerke auf die Signoria eine mächtige Anziehungskraft ausübten. Allein diese Absicht traf in Wien auf heftigen Widerstand; denn hier beschäftigte man sich gleichfalls

mit dem Gedanken einer Besitzergreifung Bosniens in der Hoffnung, dass die dortige christliche Bevölkerung die Eroberung leicht machen werde. Der österreichische Kanzler STRATTMANN machte deshalb den venetianischen Gesandten darauf aufmerksam, dass der Bundesvertrag von den ehemaligen Nebenländern Ungarns nur allein Dalmatien an Venedig überlasse; Bosnien sei niemals im Besitze der Signoria gewesen, wohl aber in dem der ungarischen Könige, die ihre Rechte auf dieses Land sich stets vorbehalten hätten; so werde der Bischof von Bosnien noch immer durch den König von Ungarn ernannt. Auch Cardinal Buonvisi unterstützte diese Anschauungen des Wiener Hofes und so entsagte denn Venedig jeder Absicht auf Bosnien und richtete seine Flotte von Dalmatien nach Albanien, wo die Besitznahme der Inseln Santa Maura und Prevesa eine Reihe glücklicher Eroberungen eröffnete.

Zu Anfang des Frühlings fasste der polnische König den Plan, in das Innere der Türkei einzufallen; Cardinal Buonvisi riet hievon ab und mahnte zur Mässigung, dagegen empfahl er ein Bündniss mit den Russen gegen die Pforte, um die tatarische Krim, dann Bessarabien und die Moldau zu erobern; erst dann könnte er die Donau überschreiten. Allein der Feldzug Polens im Sommer 1684 entsprach keineswegs den gehegten Erwartungen, so dass Sobieski sich entschloss, die Schlappen dieses Jahres im folgenden wett zu machen. Dabei hatte er sich seltsamer Weise die Eroberung der Walachei und Siebenbürgens zum Ziele gesetzt, so dass der päpstliche Nuntius ihn aufmerksam machen musste, diese beiden Provinzen hätten stets zur ungarischen Krone gehört, welche denselben niemals entsagt habe; höchstens ein gemeinschaftliches Protectorat Ungarns und Polens über beide Länder könne gestattet sein. Cardinal Buonvisi kam wiederholt auf die Absicht Sobieskis zurück und wurde nicht müde, dem Könige andere Angriffs- und Eroberungs-Objecte in der Türkei zu empfehlen. Nach vielem Bemühen gelang es, den König zum Aufgeben seiner Pläne hinsichtlich der Walachei und Siebenbürgens zu bestimmen.

Cardinal Buonvisi forderte schon zu Anfang des Jahres 1685 in Rom die beschleunigtere Fortsendung der päpstlichen Subsidien an den Kaiser, damit dieser nicht etwa wegen der Verweigerung der Hilfsgelder mit den Türken Frieden schliesse. Der Papst war indessen durch die Misserfolge des Jahres 1684 zur weiteren Subsidien-Leistung wenig geneigt und lehnte auch ein hierauf bezügliches Ansuchen des Kaisers ab. Doch liess er sich bald zur Nachgiebigkeit bewegen. Er gestattete nicht nur die Verwendung eines grossen Teiles der reichen Hinterlassenschaft des Graner Erzbischofs Szelepcsényi und des Wiener Bischofs zu Kriegszwecken: sondern er ordnete auch an, dass Kaiser Leopold in seinen Erbländern den dritten Teil der liegenden Güter, welche die Ordensgeistlichkeit innerhalb der letzten Jahre erworben hatte, verkaufe und den Erlös zur Deckung der Kriegserfordernisse benütze.

Ueberdies forderte er die Kirchenfürsten des deutschen Reiches auf, dass sie ihre Söldner je eher dem Kaiser zur Verfügung stellen sollen. Auch wurden sämmtliche Bischöfe zur Einsendung und Sammlung von Hilfsgeldern ermuntert und ein allgemeiner Ablass jenen gewährt, die durch Gaben und Gebete die Erfolge der christlichen Waffen unterstützen. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon zu Ende März hatten der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Würzburg und Paderborn die Sendung ihrer Soldtruppen zugesagt; ausserdem versprach der Salzburger Erzbischof 75,000 fl. in Baarem und 25,000 fl. an Pulver; der Bischof von Trient und dessen Clerus 200,000 fl., der Bischof von Brixen 16,000 fl. Aus allen Teilen Europas langten Sendungen an Geld teils für Kriegszwecke, teils für die Spitäler bei dem Nuntius in Wien ein. Der Papst selber blieb nicht zurück. Er sandte anfangs April 100,000 fl., einige Monate später wieder 50,000 fl.; dem Banus von Kroatien schickte er zur Erhaltung seiner Truppen 15,000 fl. und für die Spitäler 10,000 fl. und eine beträchtliche Menge Balsam.

Solche päpstliche und andere Geldsubsidien waren in Wien um so nötiger, als leider die Finanzwirtschaft daselbst Vieles zu wünschen übrig liess. Die Verwaltung war eine leichtfertige, die Kosten einer glänzenden Hofhaltung ungemein hoch und weder der Kaiser noch seine Minister und Räte konnten sich trotz der eindringlichsten Mahnungen des Papstes und seines Nuntius zu ernsten Einschränkungen entschliessen. Die Staatscasse war im Monate Juli 1684 derart geleert, dass der Kammerpräsident nicht einmal die Schiffer zur Ueberfahrt von hundert Mann von Pressburg bis Gran bezahlen konnte. Der Cardinal-Nuntius musste deshalb die schlechte Finanzverwaltung wiederholt vor dem Kaiser in der schärfsten Weise verurteilen. Seine Strenge, seine unerschütterliche Rechtlichkeit und sein Freimut verschafften dem Cardinal bei Hofe zahlreiche Feinde, die dem Kaiser einredeten, der Nuntius wolle «die Macht der Kirche auf Kosten des Staates ausdehnen.» Voll Erbitterung bemerkte hierüber Buonvisi: «Unglücklich jener Staat, dessen Haupt nicht selber regiert!» Um die vom Papste eingeräumten Subsidien auf das Drittel der Klostergüter nicht abermals verschleudern zu lassen, besorgte der Cardinal-Nuntius die Aufnahme von Darlehen, aus deren Erträgniss er dem General-Kriegscommissär Rabatta im Jahre 1685 monatlich 100,000 fl. zur Erhaltung des Heeres zukommen liess, so dass dieses im Grunde hauptsächlich vom Papste unterhalten wurde.

Im Feldzug des Jahres 1685 war die Wiedereroberung der wichtigen Grenzfestung Neuhäusel als das nächste Ziel gesetzt. Der Herzog Karl von Lothringen erschien mit 40,000 Mann vor der Veste, welche von 3000 Türken verteidigt wurde. Im Lager der Kaiserlichen brach bald grosser Mangel ein, namentlich fehlte es an Fourage für die Reiterei. Der Nuntius gab zum Ankaufe derselben im Sommer 1685 den Betrag von 15,000 fl.

Wie in früheren Jahren, so sorgte der h. Stuhl und sein Vertreter auch

diesmal für die Einrichtung von Militärspitälern, welche zu Raab, Komorn und Gran eingerichtet wurden. Der Bischof Kollonitsch von Raab und der Nuntius führten die Aufsicht darüber. Die vortreffliche Pflege der Kranken und Verwundeten in diesen Spitälern wurde allgemein anerkannt und die kaiserlichen Generale erklärten, dass hier das Leben von viertausend Soldaten gerettet worden sei.

Während das kaiserliche Heer Neuhäusel belagerte, eroberte Ibrahimpascha von Ofen Visegrád und zog dann vor Gran, zu dessen Entsatz der Herzog Karl von Lothringen herbeieilte. Darauf hob Ibrahimpascha die Belagerung auf und rüstete zur Schlacht, welche am 16. August bei Nyerges-Ujfalu mit einem glänzenden Siege der Kaiserlichen endigte. Drei Tage später capitulirte Neuhäusel.

Diese beiden Waffenerfolge weckten die kühnsten Hoffnungen; am kaiserlichen Hofe wurde sofort die Erneuerung der Belagerung Ofens beschlossen. Allein Cardinal Buonvisi wies das Unkluge eines solchen Beschlusses und dessen Undurchführbarkeit bei vorgerückter Jahreszeit und unzulänglicher Vorbereitung derart schlagend nach, dass nicht nur der Kaiser sondern auch dessen Minister die Absicht fallen liessen. Ueberhaupt gingen die hochgespannten Erwartungen des Feldzuges von 1685 auch sonst nicht in Erfüllung, obgleich im Einzelnen Manches erreicht wurde. «Mit der Festung Neuhäusel», bemerkt der Historiker Prof. Ferd. v. ZIEGLAUER, in seiner lesenswerten fleissigen Arbeit über «Die Befreiung Ofens von der Türkenherrschaft 1686»,* — «mit der Festung Neuhäusel war die ganze türkische Enclave zwischen der Waag und Neutra wieder zurückerobert, der Besitz von Gran neuerdings gesichert, Waitzen, das im jüngsten Winter auf kurze Zeit den Türken abermals in die Hände gefallen war, zurückgewonnen und die Grenze des osmanischen Machtgebietes, welche noch 1683 nur 100 Kilometer von Wien entfernt war, bis an das grosse Donauknie bei Waitzen zurückgedrängt; aber man kann nicht sagen, dass die beiden glänzenden Siege von Neuhäusel und Gran in grossem Stile ausgebeutet worden sind.» Einerseits die Langsamkeit und das Zaudern im kaiserlichen Heere, anderseits die fortwährende Geldnot liessen es zu keinem bedeutenderen Erfolge kommen. In Rom machte dieses geringe Resultat des Feldzuges von 1685 einen besonders peinlichen Eindruck und der Papst drang darauf, dass man während des Winters versuchen solle, ob man nicht etwa durch Bestechung türkischer Commandanten die eine oder die andere Festung in Ungarn gewinnen könnte. Er bot zu diesem Zwecke fünfzig- bis sechzigtausend, ja auch hunderttausend Gulden an. Cardinal Buonvisi teilte in dieser Hinsicht die Ansichten des Papstes nicht völlig; auf seinen Rat wurde auch nur beschlossen, dass Derjenige, welcher Erlau oder Grosswardein,

* Innsbruck, Wagner, 1885. 4. p. 11.

Kaschau oder Stuhlweissenburg durch List oder Ueberrumpelung erobert, fünfzigtausend Gulden als Belohnung erhalten sollte.

Die geringen Erfolge des kaiserlichen Heeres und die andauernde finanzielle Misswirtschaft in Wien hatten übrigens den Papst derart verstimmt, dass er weitere Subsidien nicht mehr geben wollte und einem Friedensschlusse mit den Türken zuneigte. Da war es wieder Cardinal Buonvisi, der mit allen Waffen der Beredtsamkeit den Papst umzustimmen versuchte und ihn versicherte, wenn seine Geldhilfe dem Kaiser und seinen Verbündeten es ermögliche, ihre Heere über Winter beisammenzuhalten, dann werde der Feldzug des nächsten Jahres alle Erwartung übertreffen und Mitte Juni werde der König von Ungarn in Ofen herrschen. Diese kriegerischen Tendenzen des Nuntius unterstützte auch der Cavaliero Friedrich Cornaro, der neue Gesandte der Republik Venedig. Die Bemühungen beider Männer waren von Erfolg begleitet; der Friedens-Antrag des Ofner Pascha's wurde abgelehnt; der Cardinal-Nuntius selber verfasste das Ablehnungsschreiben.

Mittlerweile war das Glück den kaiserlichen Waffen gegen Tököli besonders günstig. General Schultz eroberte nach dreiwöchentlicher Belagerung Eperies (11. Sept,); dieser Stadt folgten bald Tokaj und Kálló. Als dann Tököli durch den Ofner Pascha gefangen genommen und in Ketten geschlagen wurde: da kehrten die meisten Teilnehmer am Aufstande zur Treue gegen ihren König zurück und das belagerte Kaschau öffnete seine Thore. Tököli's Missgeschick und der Türken Untreue gegen denselben erweckte in Wien und Rom grosse Befriedigung; der Papst liess unter dem Eindrucke dieser für die Sache des Kaisers günstigen Nachricht sich bewegen, zur Fortführung des Krieges neue Subsidien in Aussicht zu stellen. Neue Friedensanträge der Türken wurden von Seite der drei Verbündeten abermals abgelehnt, die Fortsetzung des Krieges beschlossen.

Um denselben mit grösserem Erfolge führen zu können, hatte der Papst den Gedanken erfasst, es sollte der König von Frankreich in die Liga der christlichen Mächte einbezogen und zur energischen Teilnahme am Kriege gegen die Türkei bewogen werden. Als Preis dieser Teilnahme moge man das Herzogtum Lothringen definitiv an Frankreich überlassen. Am Wiener Hofe suchte Cardinal Buonvisi diese Abtretung Lothringens dadurch annehmbar zu machen, dass er den Rat erteilte, es solle der jetzige Fürst von Siebenbürgen entfernt und an dessen Stelle der Herzog von Lothringen zum Fürsten gewählt werden. Dem Kaiser gefiel dieser Plan, allein weder der Herzog noch die kaiserlichen Minister billigten ihn und so wurde er wieder fallen gelassen.

Der König von Polen hatte seinerseits mit Frankreich ebenfalls Verbindungen in der Richtung angeknüpft, dass er den Krieg gegen die Pforte fortsetzen wolle, wenn Ludwig XIV. ihn mit Subsidien unterstützen und ihm zur Eroberung der Moldau, Walachei und Siebenbürgens verhelfen

wollte. Der französische König lehnte jedoch dieses Anerbieten ab. Der Papst dagegen bot Sobieski eine Million Gulden Subsidien zur Belagerung und Eroberung der Festung Kamienitz.

So liefen die diplomatischen Unterhandlungen und Intriguen im Winter 1685/6 unter den christlichen Mächten hin und her; Cardinal Buonvisi befasste sich voll Begeisterung mit den Plänen über die Fortsetzung des Kampfes im Jahre 1686. Derselbe sollte womöglich schon im Monate Mai eröffnet und erst nach Eroberung der festen Plätze Stuhlweissenburg, Szigetvár, Erlau und Szegedin, sowie nach der Cernirung von Kanizsa, der Besetzung der Brücke bei Essek und der Erbauung einer Befestigung auf einer der Donau-Inseln in der Nähe Ofens sollte zur Eroberung von Ofen geschritten werden. Der Nuntius hoffte, dass alsdann das also isolirte und eingeschlossene Ofen ohne Blutvergiessen den Kaiserlichen von selber in die Hände fallen werde. Auf diese Kriegspläne kam der Cardinal immer wieder zurück. Er hatte dabei einen Feldzug mit weit ausgreifenden Zielen im Auge; nicht blos die völlige Befreiung Ungarns vom Türkenjoche, sondern auch die Eroberung Belgrads und Bosniens schwebte ihm vor und er war bemüht, in Wien zu umfassenden Kriegsvorbereitungen zu drängen, wie in Rom je bedeutendere Subsidien zu erlangen.

Besonderes Misstrauen herrschte in Wien gegen den König von Polen, von dessen Verbindungen mit Ludwig XIV. und Absichten auf Siebenbürgen man unterrichtet war und der auch mit den Malkontenten in Ungarn in Beziehungen stand. Sobieski war unzufrieden und gab diesem Gefühle sowohl dem Kaiser als dem Papst gegenüber Ausdruck. Der Letztere suchte den König in guter Stimmung zu erhalten; er schickte reichliche Subsidien zur Fortsetzung des Krieges und der Cardinal-Nuntius in Wien war bemüht, die Spannung zwischen dem Kaiser und Sobieski zu beseitigen. Ebenso munterte Buonvisi den polnischen König auf, mit dem Czar von Russland in ein Bündniss gegen die Türkei zu treten; dadurch könnte auch Persien zum Kampfe gegen die Pforte bewogen werden. Zu diesem Zwecke sollten die vier Bundesgenossen: der Kaiser, Polen, Russland und Venedig eine gemeinsame Gesandtschaft nach Persien schicken; ja selbst der König von Abyssinien sollte zum Angriffe auf Egypten aufgefordert werden. Die ideale Begeisterung und jene weitausblickenden Pläne des Cardinal-Nuntius begegneten in Wien nur kalter Aufnahme; aber der Papst ergriff sie mit Lebhaftigkeit und richtete auch ein Schreiben an den Schah von Persien.

Diese Allianzprojecte gingen jedoch ebensowenig in Erfüllung als die Versuche zum engeren Bündnisse mit den Wojwoden der Walachei und Moldau; auch jene Hoffnungen, dass infolge der Gefangennahme Tököli's durch die Türken die Insurrection in Ungarn aufhören werde, verwirklichten sich nicht. Tököli wurde schon Ende November wieder in Freiheit gesetzt und erhielt auch seine Fürstenwürde zurück, worauf er von Belgrad nach Gross-

wardein eilte, um mit den türkischen Paschas und mit seinen eigenen Parteigängern über die Fortsetzung des Kampfes Beratungen zu pflegen. In Folge dessen waren der Papst und sein Vertreter in Wien ernstlich bemüht dahin zu wirken, dass die Unzufriedenheit der Ungarn nicht gemehrt werde, diese sich vielmehr dem kaiserlichen Hofe je enger anschliessen. Daneben urgirte der Cardinal Buonvisi in Rom fortwährend die weitere Sendung von Subsidien, damit die Truppen in Ungarn befriedigt werden konnten.

Unter den ungarischen Heerführern, die nach der Gefangennahme Tököli's zur Treue gegen den König zurückkehrten, zeichnete sich durch seine Tapferkeit und Popularität vor Allen David Petneházy aus, der bei der Einnahme von Kaschau und anderer oberungarischer Plätze treffliche Dienste leistete. Als nun Tököli wieder frei wurde, richtete er sofort ein Schreiben an ihn, in welchem er den tapferen Kriegshelden unter seine Fahne zurückrief.

Cardinal Buonvisi erhielt hievon Nachricht und um Petneházy angesichts der lockenden Versuchung in der Treue für seinen König zu stärken, griff er zu einem ausserordentlichen Mittel. Er liess eine kostbare goldene Kette anfertigen und überschickte diese unter Zustimmung des Kaisers an den ehemaligen Kuruczenführer. In dem Begleitschreiben hiezu pries er dessen Heldentaten im Dienste des Königs und eiferte ihn zur Fortsetzung derselben an. Geschenk und Brief taten ihre volle Wirkung; Petneházy blieb auf Seite des Königs und schon im Februar 1686 hatte er grossen Anteil bei der Eroberung des festen Platzes Szent-Jobb und bald nachher lockte er einen Teil der Erlauer Besatzung in einen Hinterhalt und machte ihn zu Gefangenen. Der Papst billigte das Vorgehen seines Vertreters, der überdies bemüht war, den Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen die Meinung zu benehmen, als ob man es in Rom auf ihre «Bekehrung und Ausrottung» abgesehen habe. Ihm handelte es sich vor Allem und hauptsächlich um die Niederwerfung der türkischen Macht und die Befreiung Ungarns; erst dann könne man auch an die Wiederherstellung kirchlicher Einrichtungen denken. Dieselbe Klugheit beobachtete der Cardinal auch gegen Siebenbürgen, welches die kaiserlichen Minister occupiren wollten. Buonvisi widersetzte sich diesem gefährlichen Unternehmen, vor dem er selbst dann noch ernstlich abmahnte, als Graf Ladislaus Csáki von einer Sendung nach der Walachei und Siebenbürgen die Nachricht gebracht hatte, dass von den ungarischen Ständen ein grosser Teil, von den Sachsen aber Alle den Fürsten Apaffi hassen und die kaiserlichen Truppen mit offenen Armen empfangen würden. In der Tat begegnete aber General Schärffenberg bei seinem Vormarsche gegen Siebenbürgen solchen Schwierigkeiten, dass der Präsident des Hofkriegsrates dessen Zurückberufung in Antrag brachte. Buonvisi stimmte dem nach einigem Zögern bei, doch sollte dieser Rückzug in ehrenvoller Weise geschehen. Es wurden deshalb mit Apaffi und den

siebenbürgischen Ständen Unterhandlungen angeknüpft, um eine Verständigung auf friedlichem Wege herbeizuführen.

Einer besonderen Begünstigung von Seiten des heil. Stuhles erfreuten sich fortgesetzt auch die Kroaten, in deren Interesse Cardinal Buonvisi wiederholt tätig war; der kroatische Banus, Graf Nicolaus Erdődi, kam um die Mitte März 1686 nach Wien, um Subsidien für die kroatischen Truppen zu erhalten. Durch Vermittlung Buonvisi's kehrte er befriedigt nach Kroatien zurück.

Ein wesentliches Verdienst um den Erfolg der kaiserlichen Waffen erwarb der Papst sich ferner dadurch, dass er den französischen König bewogen hatte, die Kämpfe des Kaisers gegen die Türken nicht zu stören. Den Eintritt in die Liga lehnte König Ludwig zwar ab, allein er wies ebenso die Bündnissanträge der Pforte zurück und gestattete, dass zahlreiche französische Edelleute in das kaiserliche Heer eintraten. Auch Tököli fand bei Ludwig XIV. keine Aufmunterung und Unterstützung.

Mit Geld konnte der Papst dem Kaiser freilich nicht mehr beistehen. Dies teilte der Cardinal-Nuntius zu Anfang April in Wien mit, wobei er jedoch zugleich auf die grossartigen Kriegsvorbereitungen der Türken hinwies. Der Kaiser bedauerte, dass er die Friedensanträge der Pforte zurückgewiesen habe und diese Anschauung teilte auch Buonvisi, weshalb er auch in Rom um seine Abberufung bat. Seine Missstimmung wurde noch vermehrt durch die Lässigkeit und das Unzureichende der kaiserlichen Kriegsvorbereitungen. Das Heer sollte schon zu Anfang Mai im Felde sein; jetzt erkannte der Cardinal, dass es vor Juni nicht marschbereit sein werde. Auch den Kriegsplan hielt er für unglücklich getroffen. Das Heer sollte darnach in vier Armeecorps geteilt werden, von denen zwei in der Defensive bleiben, zwei die Offensive ergreifen sollten. Buonvisi befürwortete dagegen das compacte Vorrücken des Heeres; erst nach errungenem Siege solle es sich in mehrere Corps teilen. Seine Briefe sind voll mit Klagen über die Unzweckmässigkeit, Langsamkeit, Unredlichkeit in der Verwaltung der kaiserlichen Armee, für welche er die Subsidien, die der Papst geleistet, bedauerte. Er zog sich deshalb für seinen Teil auf einen mehr beobachtenden Standpunkt zurück. Aus Lüttich erwartete er noch einige hundert Pionniere, zu deren Besoldung wollte er die in seinen Händen befindlichen päpstlichen Gelder verwenden. Das solle seine letzte Tat sein und er hoffe, man werde ihn bald durch seine Abberufung trösten; denn hier opfere er seine Gesundheit und gehe auch in seinem Vermögen zu Grunde. Aber der Papst und sein Staatssecretär willigten nicht in die Abberufung ihres vorzüglichen Vertreters am kaiserlichen Hofe, sondern wiesen denselben zum Bleiben an und meinten, er solle trotz der schlimmen Erfahrungen wie bisher unerschrocken und freimütig wirksam sein. Je weniger beliebt solcher Freimut sein mag, desto eifriger solle er denselben im Interesse des Kaisers und des öffentlichen

Wohles betätigen. Der Cardinal-Nuntius befand sich in einer wenig beneidenswerten Lage. Wir wollen uns auf eine detaillirte Erzählung der diplomatischen und militärischen Vorkehrungen zum Feldzuge des Jahres 1686 hier des Nähern nicht einlassen,* sondern beschränken uns auf die Anteilnahme des Papstes und seines Vertreters bei dem Befreiungskriege dieses Jahres.

Um die Mitte Mai stand dem Kaiser ein mächtiges Heer zur Verfügung. Ausser seinen deutschen und ungarischen Regimentern hatte er noch bairische, badenische, brandenburgische, sächsische etc. Hilfstruppen teils schon erhalten, teils waren sie in sichere Aussicht gestellt. Trotzdem hatte der Hofkriegsrat die günstigste Zeit wieder unnütz verstreichen lassen. Dazu kam noch die Rivalität zwischen dem Herzog von Lothringen und dem Kurfürsten von Baiern, wodurch namentlich bei der Feststellung des Kriegsoperationsplanes grosse Schwierigkeiten entstanden. Keiner der beiden Heerführer wollte sich nämlich dem anderen unterordnen. Die schroffe Haltung des jugendlichen Kurfürsten von Baiern wurde von dem Präsidenten des Hofkriegsrates, dem Markgrafen Hermann von Baden, unterstützt, der auch seinem Neffen, Ludwig von Baden, ein selbstständiges Corps-Commando sichern wollte. Dazu kam der verhängnissvolle Einfluss des spanischen Gesandten, dessen Bestreben dahin ging, der Kaiser solle mit der Türkei Frieden schliessen, um dann seine volle Waffengewalt gegen Frankreich verwenden zu können.

Sobald der päpstliche Nuntius diesen Intriguen auf die Spur kam, gab er seine reservirte Haltung auf und bat den Kaiser, er möge das Heer nicht zwei unerfahrenen Jünglingen anvertrauen oder wenigstens einen älteren Feldherrn dem bairischen Kurfürsten an die Seite geben. Der Kaiser erkannte das Richtige in diesen Vorstellungen und sagte deren Beachtung zu; als jedoch die Frage des Obercommando's tatsächlich auf die Tagesordnung gelangte, traten die Ansprüche des bairischen Kurfürsten abermals in den Vordergrund. Man beschloss anfänglich, der Herzog von Lothringen solle Stuhlweissenburg, der Kurfürst von Baiern aber Erlau belagern; später wurde die Belagerung von Erlau aufgegeben und es sollten beide Armee-Corps auf dem rechten Donauufer operiren. Nun verlangte aber der Baier, man möge ihn vorerst mit der Eroberung von Stuhlweissenburg betrauen, dann wolle er gerne im Vereine mit dem Herzog von Lothringen Ofen belagern. Der Letztere missbilligte jedoch diesen Plan und empfahl die sofortige Bela-

* Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Festschrift: «Buda és Pest visszavivása 1686-ban» d. i. «Die Zurückeroberung von Ofen und Pest im J. 1686» von Dr. Arpád Károlyi. Budapest, 1886. VIII und 437 S. (mit zahlreichen Abbildungen und Karten). Dann auf: «Die Befreiung Ofens von der Türkenherrschaft 1686» von Dr. Ferd. v. Zieglauer. Innsbruck, 1886. 4. VI. 192 S. Wertvolle Mitteilungen enthält auch: «Das Kriegsjahr 1683 und der folgende grosse Türkenkrieg» von Dr. Onno Klopp. Wien, 1883.

gerung Ofens mit vereinter Heeresmacht. Diese Ansicht wurde auch vom päpstlichen Nuntius unterstützt. Ausser diesen Streitigkeiten und Rivalitäten gefährdete den Erfolg des Feldzuges auch noch die fortdauernde Finanznot des Kaisers, der trotz den ernsten Mahnungen des Papstes und seines Vertreters von Sparsamkeit nichts wissen wollte. Nichtsdestoweniger befürwortete der Letztere unablässig in Rom die Sendung neuer Subsidien zur Fortsetzung des Krieges, indem er den Ruhm hervorhob, welcher dem Papste zufallen müsse, wenn er an dem grossen Unternehmen Teil habe. Ein besonderes Gewicht legte er darauf, dass er zu den Kosten der Belagerung Ofens beitragen möge. Der Papst erhörte die Vorschläge des Nuntius und wies demselben neuerdings hunderttausend Gulden für Kriegszwecke an. Auch die Verkündigung der päpstlichen Kreuzzugs-Bulle blieb nicht ohne Erfolg. Die erste Geldsendung kam um die Mitte Juni aus der Schweiz, woher man aus dem Kanton Freiburg 3000 fl. an Buonvisi sandte; zu derselben Zeit meldete man, dass in einer spanischen Erzdiöcese über 10,000 Taler gesammelt worden seien. Aus dem kleinen Hennegau liefen 3000 Taler ein. Freilich blieben diese Resultate weit hinter den gehegten Erwartungen zurück; namentlich die reichen Bistümer Spaniens verhielten sich dem Andrängen des Papstes gegenüber passiv und der König von Spanien beobachtete dasselbe Verfahren.

Am reichlichsten flossen die Geldzuschüsse aus der Tertia der Klöster in den österreichischen Erbprovinzen. Dieselben ergaben bis Ende des Jahres 1687 den Ertrag von 1.600,000 Gulden, welche durch die Vermittlung des Nuntius der kaiserlichen Kriegführung zu Gute kamen. Die Minister des Kaisers waren geneigt, die Einhebung dieser Subsidien um den Preis von 400,000 Gulden an Pächter zu übertragen; der Nuntius hatte sich dieser Absicht widersetzt und konnte mit Befriedigung darauf hinweisen, dass durch seine Verwaltung die kaiserliche Schatzkammer ein Plus von 1.200,000 fl. erhalten hatte.

Endlich in der zweiten Hälfte des Monats Mai wurde die Belagerung Ofens durch das ganze kaiserliche Heer beschlossen; der Nuntius billigte den Plan, drang jedoch auf dessen schleunige Durchführung, noch bevor ein Entsatzheer aus Constantinopel eintreffen könne. Sowohl der Kurfürst von Baiern als auch der Herzog von Lothringen wendeten sich vor Eröffnung des Feldzuges an den Papst und baten um dessen Segen, den Innocenz XI. aus der Tiefe seiner Seele den Führern des christlichen Befreiungsheeres sendete.

Zu Anfang Juni waren bei Párkány nächst Gran 70,000 Mann versammelt; allein wegen mangelhafter Vorbereitungen von Seite des Hofkriegsrates ging abermals einige Zeit verloren und entstanden unter den Heerführern neue Differenzen, welche durch die Ankunft des kaiserlichen Ministers und Abgesandten, Graf Strattman, beigelegt wurden. Das Heer marschirte unter Begeisterung auf beiden Ufern der Donau gegen Ofen. Car-

dinal Buonvisi war über diese Nachricht sehr erfreut; allein er gedachte mit Besorgniss daran, dass während der Belagerung die Zwistigkeiten sich erneuern könnten. Diese Gefahr wäre nur so zu beseitigen, «wenn es gelänge, auch die Wurzel dieser Giftpflanze auszurotten.» Er meinte damit den Markgrafen Hermann von Baden, den Präsidenten des Hofkriegsrates, der gegen den Herzog von Lothringen unablässig intriguirte.

Das kaiserliche Heer langte am 18. Juni vor Ofen an und begann sofort die Belagerungsarbeiten. Nach den ersten Erfolgen herrschte im Lager wie am kaiserlichen Hofe eine gehobene Stimmung, man gab sich den weitestgehenden Hoffnungen hin und selbst jene Minister, die vordem die Friedenspartei gebildet, überhäuften jetzt den päpstlichen Nuntius mit Lobpreisungen wegen dessen Standhaftigkeit, mit welcher er für die Fortführung des Krieges eingetreten war. Der Kaiser und König Leopold schenkte ihm abermals sein volles Vertrauen; ganz besonders zufrieden war aber der Papst, der seinem Nuntius die volle Befriedigung ausdrücken liess, weil «dessen weise Ratschläge auf die Entschliessungen des Kaisers von Einfluss waren».

Während der Belagerung Ofens erwarb sich Cardinal Buonvisi neuerdings auch den Dank des Heeres. Sobald die Belagerung begonnen hatte, traf er Verfügungen zur Errichtung eines Lager-Spitals, dessen Oberaufsicht Bischof Kollonich übernahm; die Leitung hatte Pater Johannes Ruggiers, Mitglied der Oratorianer-Congregation. Zur Errichtung des Spitals spendete Buonvisi Mitte Juni 6000 Gulden und eine beträchtliche Menge von Wundbalsam. Die Kosten des Lagerspitals erreichten eine namhafte Höhe. Der Nuntius verwendete hiefür 45,000 fl.; andere bedeutende Gaben für dasselbe waren aus Wien, Deutschland und Flandern eingelaufen. Die Kaiserin und ihre Hofdamen schickten Charpie und Kleidungsstücke für die Verwundeten, wofür der Papst ihnen seinen Dank bezeugte. Die Wirksamkeit dieses päpstlichen Spitals erwies sich als überaus segensreich; sechstausend Verwundete und Kranke verliessen dasselbe geheilt.

Die Belagerung Ofens schritt nur langsam vorwärts. Der Papst folgte den Belagerungs-Arbeiten in grosser Spannung und flehte unablässig zu Gott um den Erfolg. Um die Mitte August drückte er sein Bedauern über die grossen Schwierigkeiten der Belagerung aus und meinte, dass diese durch die Uneinigkeiten unter den christlichen Heerführern gesteigert würden. Deshalb erhielt Cardinal Buonvisi die Weisung, dem Kaiser die gefährlichen Folgen vorzustellen und ihn zu erinnern, dass er das volle Schwergewicht seines Ansehens in die Wagschale werfen und durch energische Verfügungen dem Uebel ein Ende machen möge.

Am 12. August näherte sich das türkische Entsatzheer unter Anführung des Grossvezirs. Im kaiserlichen Lager und bei Hofe beschäftigte man sich mit der Frage, ob man den Türken eine offene Schlacht liefern solle oder nicht. Der päpstliche Nuntius riet von einer offenen Schlacht ab, weil

die christlichen Streitkräfte dadurch geteilt und das Schicksal des ganzen Feldzuges aufs Spiel gesetzt würde. Er bemühte sich, in einer Denkschrift an den Kaiser diesen von der Notwendigkeit eines vorsichtigen, reservirten Verhaltens zu überzeugen. Aber seine Vorstellungen blieben ohne Eindruck; der Kaiser befahl, dass der Herzog von Lothringen dem Grossvezir in offener Feldschlacht entgegentreten solle. Es traf nun ein, was Buonvisi befürchtet hatte. Der Grossvezir zögerte, eine Schlacht anzunehmen und suchte durch allerlei Manöver, den Belagerten in Ofen eine Hilfsschaar zuzusenden. Der Versuch wurde am 14. August unternommen und misslang. Dieser Erfolg erregte in Wien ungeheure Freude und auch der Nuntius war davon befriedigt, namentlich deshalb, weil er im kaiserlichen Heere den Mut und das Selbstvertrauen neu belebte. Nichtsdestoweniger hielt er den Ausgang der Belagerung noch für zweifelhaft. Seine letzten Hoffnungen setzte er darein, dass die aus allen Teilen des Landes herbeigerufenen ungarischen und deutschen Truppen noch rechtzeitig eintreffen werden. Diese Verstärkungen trafen endlich in den letzten Tagen des August im Lager vor Ofen ein, worauf Herzog Karl von Lothringen den entscheidenden Hauptsturm gegen die Festung auf den zweiten September festsetzte. Der siegreiche Sturm dauerte an diesem Tage blos eine Stunde; als die Sonne unterging, war Ungarns Hauptstadt von 145jähriger Türkenherrschaft befreit.

Ein seltsames Zusammentreffen war es nun, dass Papst Innocenz XI. gerade auf den 2. September 1686 ein feierliches Consistorium einberufen hatte, in welchem er siebenundzwanzig Cardinäle ernannte; darunter befand sich auch der Raaber Bischof, Leopold Graf v. Kollonich. Man war überrascht, dass der Papst zu dieser Feierlichkeit den Ausgang der Belagerung Ofens nicht abgewartet hatte. Am Schlusse des Consistoriums, bei Entgegennahme der üblichen Gratulationen, bemerkte nun Innocenz: «Freuet Euch nicht der Ernennungen, sondern des vermehrten Ruhmes der Christenheit!» Man erblickte beim Eintreffen der Nachricht von der Eroberung Ofens in dieser Aeusserung des Papstes eine Vorhersagung des grossen Ereignisses.

Die erste Kunde hievon empfing der Papst vom bairischen Kurfürsten; Kaiser Leopold sandte mit der Botschaft den Grafen Siegmund Thun nach Rom. Die Freude des Papstes war grenzenlos. Er hielt einen feierlichen Gottesdienst ab; ordnete öffentliche Freudenfeuer an und gab seinem Danke in Briefen an die siegreichen Heerführer lebhaften Ausdruck. Zugleich wurde bestimmt, dass in der gesammten katholischen Christenheit der Siegestag (2. September) dem heil. Stefan, dem ersten Könige von Ungarn, geweiht sein und kirchlich gefeiert werden solle. Aber auch sonst in Europa erregte der Fall von Ofen die freudigste Begeisterung. Allenthalben sprach man jedoch dem Papste den wesentlichen Anteil an diesem Siege der christlichen Waffen zu. «Seine Heiligkeit», so äusserte sich unter Anderem Jakob II., König von England, «hat die Stadt Wien befreit, er hat die Festung Ofen

erobert. Seit Jahrhunderten ist kein solcher Papst auf dem Stuhle Petri gesessen.» Fürsten, Prälaten und Private sandten ihre Glückwünsche nach Rom. Dabei vergass man aber auch des Cardinal-Nuntius Buonvisi und seiner Verdienste am Befreiungswerke nicht.

Nach dem Falle von Ofen zog das kaiserliche Heer zur Fortsetzung des Kampfes die Donau abwärts. Unterdessen entfaltete der Nuntius fortgesetzt die eifrigste Tätigkeit. Er hielt mit dem Kaiser, dessen Ministern und mit dem Gesandten der Republik Venedig fortgesetzte Verhandlungen und schrieb Briefe und Depeschen nach Rom und Polen. Nach seinem Plane sollten die Kaiserlichen Belgrad zu erobern trachten, die Polen durch die Moldau gegen Adrianopel ziehen, die Venetianer aber ihre Flotte vor Constantinopel schicken. Der Siegestaumel blendete ihn jedoch nicht; er schildert das Elend und die Not des Krieges in düsteren Farben; betrachtet die Behauptung Ofens als schwierige Aufgabe, weil die Stadt und Festung nur ein Trümmerhaufen seien. Darum dringt er auf die schleunige Herstellung derselben in den Verteidigungsstand. Dazu bedarf es aber des Geldes. Die Einnahmen von den Kloster-Gütern waren versiegt, der Zehent von den spanischen Kirchen schwer einzuheben, die Almosensammlung hatte geringen Erfolg; als die einzige Hoffnung verblieb noch die Grossherzigkeit des Papstes. Dieser schickte neuerdings 50,000 Gulden; das war aber (wie der Cardinal bemerkt) «nur ein kleiner Bissen zur Stillung des grossen Hungers.» Bald darauf sandte der Papst abermals die gleiche Summe. Das Geld sollte zur Befestigung Ofens verwendet werden. Auch auf die Kriegsvorbereitungen richtete Cardinal Buonvisi sein Augenmerk und machte dem Kaiser hierüber eingehende Vorschläge. Vor Allem sei dem Feinde nicht Zeit zur Erholung und Kräftigung zu gönnen. Während man einerseits gegen Belgrad ziehe, um eventuell in Bosnien die Winterquartiere aufzuschlagen, solle eine andere Heeres-Abteilung Szegedin und Lippa belagern, Gyula und Grosswardein, sowie Temesvár isoliren und versuchen, durch den Engpass von Déva nach Siebenbürgen vorzudringen. Mindestens möge man den siebenbürgischen Fürsten zur Uebergabe von Déva bewegen.

Man muss den gesunden Blick des Cardinals wahrhaftig bewundern und dessen richtige politische Auffassung nicht blos der damals gegebenen Verhältnisse, sondern auch ihrer wünschenswerten künftigen Entwickelung. Keiner von des Kaisers Ratgebern und Ministern besass die Weite und Richtigkeit dieser Anschauung, wie sie hier ein Fremder in aller Klarheit und Bestimmtheit kundgibt. Aber auch die Verbündeten des Kaisers, den König von Polen und die Republik Venedig, munterte der Cardinal unausgesetzt zur eifrigen Fortsetzung des Kampfes auf und war überdies bemüht, den unstäten polnischen König im Verbande der «heiligen Liga» zu erhalten.

Kaiser Leopold war im Frühjahre 1687 zur energischen Fortsetzung des Krieges entschlossen. Wie im ganzen Reiche so hatten die Untertanen

auch in Ungarn durch die Kriegsnot schwere Lasten zu ertragen, so dass der päpstliche Nuntius befürchtete, die allgemeine Unzufriedenheit könnte Ruhestörungen hervorrufen. Die ungarischen Stände baten abermals um die Vermittlung des Papstes, damit sie von den Beschwerden der militärischen Winterbequartierung befreit würden; allein die Notwendigkeit liess hierin keinen Ausweg, deshalb beschränkte der Nuntius seine Bemühungen auf die möglichste Einschränkung und Beseitigung der Ausschreitungen und Willkürlichkeiten des Kriegsheeres. Cardinal Buonvisi beschuldigte sogar einzelne Minister, dass sie die Verwirrung und Unordnung noch absichtlich vermehren. Abhilfe des Uebels hoffte der Nuntius einzig und allein von der Energie des Herzogs von Lothringen, in dessen Hand er deshalb alle militärischen Angelegenheiten zu vereinigen sich bestrebte.

Nebenbei betrieb Buonvisi unablässig in Rom die Sendung neuer päpstlicher Subsidien; der Papst schickte demzufolge im April 1687 hunderttausend Gulden, denen später noch zweihunderttausend Gulden folgten. Das Geld wurde jedoch keineswegs dem kaiserlichen Kammerpräsidenten eingehändigt, mit dessen Amtirung der Cardinal-Nuntius sehr unzufrieden war. Auf Kosten der päpstlichen Subsidien liess nun Buonvisi seit dem Frühjahre 1687 die zerstörten Mauern von Ofen wieder herstellen und innerhalb derselben für die Soldaten Wohnungen und Spitäler erbauen. Bald geriet aber der Nuntius mit den eigenmächtig vorgehenden Militärbehörden hier in Conflict, so dass er zum Wiederaufbau von Ofen keine weitere Geldhilfe leistete. Dafür wurden um das Geld des Papstes Lebensmittel für die notleidenden kaiserlichen Truppen angeschafft. Ueberhaupt hatte der Cardinal nach wie vor sowohl mit der Schlechtigkeit oder Untätigkeit der leitenden Persönlichkeiten bei Hof und im Lager, als mit der Wankelmütigkeit und Unentschlossenheit des Kaisers fortgesetzt harte Kämpfe zu bestehen.

Buonvisi hatte dem Kaiser dringlich geraten, den Feldzug jenseits der Drau fortzusetzen und nach der Einnahme von Essek direkt auf Belgrad loszugehen. Im Besitze dieses Schlüssels könne man an den Friedensschluss denken. Leopold billigte und acceptirte diese Idee; der Herzog v. Lothringen schritt an die Ausführung derselben. Mit einem Heere von 50,000 Mann schlug der siegreiche Feldherr am 12. Aug. 1687 auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Mohács das türkische Heer und es war nunmehr der Weg nach Belgrad den Kaiserlichen offen; allein die entstandenen Zwistigkeiten unter den christlichen Heerführern vereitelten die völlige Ausnützung des Sieges. Nichtsdestoweniger gelang einem Armeecorps die Einnahme von Essek und Peterwardein mit ganz Syrmien; Herzog Karl von Lothringen aber zog mit dem andern Teile seines Heeres nach Siebenbürgen.

Fürst Apaffi hatte schon im Frühjahre 1687 einen Gesandten nach Wien geschickt, durch welchen er seinen Beistand im Feldzuge anbot und zugleich die Ausstellung des königl. Diploms urgirte, durch welches die

Selbständigkeit Siebenürgens und die Erbfolge seines Sohnes gesichert werden sollte. Auch den Cardinal-Nuntius bat der Fürst um die Förderung seiner Interessen. Buonvisi konnte seine guten Dienste nur unter der Bedingung zusagen, wenn der Anschluss des Fürsten an den Kaiser und dessen Heer tatsächlich erfolgt sein wird. Bezüglich der Erbfolge des jüngeren Apaffi stand das freie Wahlrecht der siebenbürgischen Stände im Wege. Dem Herzog Karl v. Lothringen war nun der Auftrag erteilt, mit dem Fürsten und den Ständen Siebenbürgens die Verträge abzuschliessen und Garantien zu bieten. Der Herzog hielt ohne Widerstand seinen Einzug in Klausenburg und schloss zu Anfang November mit dem Fürsten den Vertrag, welcher den Letztern und dessen Sohn in ihrer fürstlichen Stellung beliess, tatsächlich aber Siebenbürgen unter die Herrschaft des Kaiser-Königs Leopold brachte, worauf einige Monate später (9. Mai 1688) der Fürst und die Stände dem ungarischen Könige feierlichst die Huldigung leisteten.

Die siegreichen Feldzüge des kaiserlichen Heeres hatten nicht blos die Befreiung eines grossen Teiles von Ungarn sowie die Vorbereitung zur Wiedereinverleibung Siebenbürgens zur erfreulichen Folge; sondern sie führten auch die Verwirklichung eines langangestrebten Zieles herbei, nämlich die Erblichkeit des ungarischen Trones für das Herrscherhaus Habsburg.

Leopold I. hatte auf den 18. Okt. 1687 einen Landtag nach Pressburg einberufen in der doppelten Absicht, einmal zur Wahl seines Erstgebornen, des Erzherzogs Josef zum König von Ungarn und dann zur Feststellung der erblichen Tronfolge, womit zugleich die gesetzliche Beseitigung der Resistenzklausel in der «Goldenen Bulle» verbunden war. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die Geschichte dieses bedeutsamen Reichstages auch nur in ihren Hauptzügen zu verfolgen; wir beschränken uns auf die Andeutung jener Stellung, welche Cardinal Buonvisi im Interesse des kaiserlichen Hauses in diesen wichtigen Fragen einnahm.

Der Nuntius hatte die Abhaltung des Reichstages vor Beendigung des Krieges nicht gebilligt; er besorgte, dass die Reichstagskosten die nötigen Gelder für die Erhaltung der Armee schmälern werden; auch befürchtete er eine heftige Opposition der Stände wegen der Bequartierung der kaiserlichen Truppen sowie überhaupt heftige Scenen, wodurch die vorhandene Unzufriedenheit nur gesteigert werden könnte. Seine Besorgnisse und Bedenken wuchsen noch durch die königlichen Propositionen hinsichtlich der Königswahl und der Erblichkeit der Tronfolge. Sein Rat an den Kaiser-König ging deshalb dahin, er solle den Reichstag auf ruhigere Zeiten vertagen; daneben wäre aber der Krieg energisch fortzusetzen, denn die Vernichtung der türkischen Macht in Ungarn wäre die sicherste Garantie der Erblichkeit des Trones. Als der Reichstag dennoch zusammentrat, begab sich auch Buonvisi nach Pressburg und wirkte daselbst mit Selbstverleugnung zur Herbeiführung eines günstigen Ausganges. Die männliche Tronerbfolge

im Hause Habsburg wurde bekanntlich in der ersten Hälfte des Nov. 1687 zum Gesetz erhoben, die Resistenz-Klausel der «Goldenen Bulle» beseitigt und der neunjährige Erbprinz Josef zum König von Ungarn gekrönt.

Das Jahr 1688 war den kaiserlichen Waffen ebenfalls günstig. Der Herzog Karl von Lothringen fragte bei Feststellung des Feldzugsplanes auch den Cardinal-Nuntius um dessen Meinung und dieser betonte in seinen Memoranden, dass man die Aufmerksamkeit vor Allem nach zwei Richtungen lenken müsse: auf Siebenbürgen und auf Belgrad. Der Herzog war derselben Ansicht; leider verhinderte seine Erkrankung sowie der fortdauernde Zwiespalt zwischen ihm und dem Präsidenten des Hofkriegsrates, dem Markgrafen von Baden, die rasche Inangriffnahme dieser Pläne. Cardinal Buonvisi war deshalb vor Allem bemüht, den auch ihm missliebigen Markgrafen aus seiner bisherigen einflussreichen Stellung zu entfernen. Das gelang ihm endlich auch, freilich hatte er dadurch auch die Zahl der Feinde gegen seine eigene Person bei Hofe vermehrt; der Kaiser selbst schenkte ihm nicht mehr das frühere volle Vertrauen. Die Höflinge betrachteten voll Neid und Missgunst des Cardinals Position bei Hofe und suchten durch Verleumdungen über seine angebliche Sucht nach Macht und Einfluss dessen Verbleiben in Wien unmöglich zu machen. Ebenso warf man ihm absichtliche Rückhaltung der päpstlichen Subsidien vor. Der Papst hatte nämlich im Jahre 1688 neuerdings 150,000 Gulden Hilfsgelder gesendet, doch sollten diese nur zu wirklichen Zwecken der fortgesetzten Kriegsführung verwendet werden. Weil Buonvisi dieser Weisung getreu nachkam, wurde er der eigenmächtigen Handlungsweise beschuldigt und doch war er jederzeit bereit, nach Massgabe der vorhandenen Mittel die wirklichen Kriegsbedürfnisse des kaiserlichen Heeres zu erleichtern. Der Nuntius seinerseits hatte nur zu vielen Grund über die schlechte Wirtschaft bei Hofe und bei der Armee ernstliche Klage zu führen. Pflichtversäumniss, Nachlässigkeit, Unverstand und böser Wille waren hier nicht seltene Erscheinungen. Die Unredlichkeit der Beamten und einzelner Offiziere zeigte sich allenthalben. So hatte z. B. der Papst zum Wiederaufbau von Ofen 180,000 fl. gesendet, wovon jedoch kaum 25,000 fl. ihrer Bestimmung gemäss verwendet wurden. Deshalb zauderte auch der Nuntius, als der Kaiser in den ersten Tagen des August ihn um 100,000 fl. Kriegssubsidien ersuchen liess. Nur in dem Falle, wenn das kaiserliche Heer die Save überschreiten und die Belagerung von Belgrad tatsächlich in Angriff nehmen werde, sagte er zur Unterstützung dieses Unternehmens 70,000 fl. und zur Bezahlung der Rekruten sowie zur Errichtung eines Spitals 20,000 fl. zu. Die Eroberung Belgrads lag dem Cardinal sehr am Herzen. Er hatte deshalb schon mit dem berühmten Pater Gabriel, der bei der Belagerung von Ofen sich hervorgetan, Geld gegeben, damit dieser seine pyrotechnischen Kenntnisse im Interesse einer beschleunigteren Bezwingung Belgrads verwenden könne.

An der Spitze der kaiserlichen Armee stand jetzt der Kurfürst Max von Baiern, da der Herzog von Lothringen durch seine Erkrankung an der Uebernahme des Oberbefehls verhindert war. Am 9. August wurde Belgrad von 35,000 kaiserlichen Truppen eingeschlossen und nach einer vierwöchentlichen, kampfreichen Belagerung fiel dieser wichtige Punkt am 6. Sept. 1688 in die Hände der siegreichen Belagerer. Der Fall von Belgrad erfüllte den Nuntius mit der höchsten Freude, er stimmte für die energische Fortsetzung des Krieges, an dessen glücklichem Ausgange er sogar die Eroberung von Konstantinopel ins Auge fasste. Was an päpstlichen Subsidien ihm zu Handen war, das überantwortete er sofort der Regierung des Kaisers, der ihm seinen Dank in warmen Worten zu erkennen gab, indem er dem Nuntius bei dessen Gratulations-Audienz erklärte, er (der Kaiser) wisse es wohl, dass er seine Siege Gott und der Unterstützung des Papstes zu danken habe.

Zu Ende des Jahres 1688 erschien eine glänzende Gesandtschaft des Sultans in Wien, um Friedensverhandlungen einzuleiten. Nachdem auch die Verbündeten des Kaisers, der König von Polen und die Republik Venedig, ihre Bevollmächtigten zu diesem Zwecke hierher entsendet hatten, begannen im Februar des Jahres 1689 die eigentlichen Friedenstractationen. Die Verbündeten stellten anfänglich hohe Forderungen, denen gegenüber der päpstliche Nuntius zu Beginn eine reservirte Haltung einnahm, hatte er doch die Fortsetzung des heiligen Krieges gewünscht und war mit den Friedensneigungen des Kaisers wenig einverstanden. Auch von Rom aus erhielt er nun die Weisung, den Friedensverhandlungen nicht zu widerstreben, im Uebrigen aber insbesondere die Interessen der katholischen Kirche im heil. Lande zu wahren. Die Wiener Friedensverhandlungen führten bekanntlich nicht zum Ziele; der Krieg dauerte fort.

Der Cardinal-Nuntius Buonvisi hatte in den letzten Jahren schon zu wiederholten Malen in Rom um seine Abberufung gebeten; er betrieb diese jetzt umso mehr, nachdem seine Stellung bei Hofe stets peinlicher geworden war. Am 24. April 1689 bittet er flehentlich, «Se. Heiligkeit möge ihn von diesem Martyrium befreien.» Während jedoch der Nuntius seine Abberufung voll Ungeduld erwartete, ja sogar ohne Erlaubnis den Wiener Hof verlassen wollte; lag Papst Innocenz XI. schon krank darnieder. Die Krankheit nahm eine sehr ernste Wendung, so dass Buonvisi nach Empfang der beunruhigenden Nachrichten seine förmliche Rückberufung gar nicht abwartete, sondern gegen Ende August Wien verliess, ohne sich bei Kaiser Leopold verabschiedet zu haben, und nach Rom eilte. Hier fand er aber seinen Gönner nicht mehr am Leben: am 12. August war Papst Innocenz XI. gestorben. Buonvisi wurde von dessen Nachfolger, Papst Alexander VIII., am 7. Sept. 1690 zum Erzbischof von Lucca ernannt, wo er noch durch zehn Jahre die Kirche seiner Heimat verwaltete.

Er starb am 25. Aug. 1700.

Das Andenken Papst Innocenz XI. wurde in Ungarn, das ihm so Vieles verdankt, in Ehren gehalten; hatte er doch, abgesehen von den wesentlichen Diensten auf diplomatischem Gebiete, zur Befreiung Ungarns aus der päpstlichen Schatzkammer nicht weniger als 1.540,000 Gulden an Subsidien gespendet. Als Kaiser Leopold die Nachricht vom Tode des Papstes erhielt, erhob er dessen Neffen, Livius Odescalchi, zur Würde eines Fürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und am 27. Aug. 1697 verlieh er ihm mit dem Titel eines «Herzogs von Syrmien» einen Teil aus jenem Gebiete Ungarns, dessen Befreiung von anderthalbhundertjähriger Türkenherrschaft zum grossen Teile der Unterstützung seines Oheims zu danken war. Aber auch bei der ungarischen Nation blieb Papst Innocenz XI. in dankbarem Angedenken. Als nach mehreren Decennien ein Sprössling aus der fürstlichen Familie Odescalchi, welche das Herzogtum Syrmien bis heute besitzt, bei dem Reichstage zu Pressburg im J. 1751 um die Verleihung des ungarischen Indigenats ansuchte: erteilten die Stände dieses mit Freuden und hoben in dem betreffenden Gesetzartikel hervor, «dass sie jene ausserordentlichen Verdienste, welche Se. Heiligkeit, Papst Innocenz XI., zum Schutze der Christenheit, in der Bekämpfung des geschwornen Feindes derselben, durch seine unermüdet eifrige Fürsorge sowie durch die geleisteten Subsidien zur Bestreitung der Kriegskosten sich erworben, in dankbarer Erinnerung bewahren.»

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

EINE TÜRKISCHE SIEGFRIED-SAGE.

Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in der Märchenwelt von Völkerschaften, welche sich ihrer Abstammung und ihrem Wesen nach vollständig fremd und schroff gegenüberstehen, nicht selten ein höchst interressanter und überraschender Zusammenhang zu finden ist. Einen eclatanten Beleg hiefür bietet eine Zusammenstellung des deutschen Märchens «*Ferdinand der Schmied*» und des osmanisch-türkischen Volksmärchens «*Atoglu*» (Pferdesohn), welch letzteres auch meiner Sammlung türkischer Volksmärchen * einverleibt wurde. Da beide Märchen in unverkennbarer Weise an die Siegfriedsage anklingen, obschon in beiden die Befreiung Brunhildens aus der Flammenburg und die Errettung Kriemhildens vom Drachenstein in einander fliessen, so ist der von mir erwählte Vergleich um so interessanter. In den Einzelnheiten ist natürlich so manche Variation zu constatiren, wozu

* Oszmán-török népköltési gyűjtemény. Első kötet: Népmesék. Gyűjtötte dr. Kúnos Ignácz. Budapest. 1887. A magyar Tud. Akadémia kiadása. (Sammlung osmanisch-türkischer Volkspoesien. I. Band Volksmärchen. Budapest 1887 im Verlage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.)

jedoch die orientalische Färbung des «Pferdesohn» und die darin zur Geltung kommende islamitische Denkungsart den hauptsächlichsten Anlass geben. Während z. B. der deutsche Recke im blinkenden Helme auftritt, erscheint sein muhamedanischer Verwandter im Turban, und während das Urbild germanischer Sitte und Kraft *ein* blühendes Mädchen befreit, trägt der Pferdesohn Ferdinand nicht die geringsten Bedenken, *drei* rosige Jungfrauen zu erlösen und seinem Harem *einzuverleiben.* Wie sollte sich auch die uralte Sage auf ihrer langen Wanderung aus dem eisigen Norden nach dem warmduftigen Süden nicht in ein anderes Kleid geworfen haben? Hat doch selbst in seinem Geburtslande Germanien ein Missverständniss genügt, um aus dem ursprünglichen Namen des Helden Seyfried einen Saufritz, das heisst, einen Sauhirten mit Namen Fritz oder Ferdinand zu machen. In allen Ländern passt sich zudem die Mythenwelt den herrschenden religiösen und klimatischen Verhältnissen an. Citiren wir zunächst das in Rede stehende deutsche Märchen, wie wir es in «Richters deutschen Heldensagen» vorfinden:

Es war einmal ein Schmied, der hatte einen Sohn Namens Ferdinand, Der Knabe war eben schon in seinem siebenten Jahre so stark, wie jetzt der stärkste Mann nicht ist, und stiftete im Hause so viel Unfug an, dass sein Vater, um ihn davon abzubringen, ihn mit in die Schmiede nahm; da wollte er ihn das Schmiedehandwerk lehren, dass er dann daran eine ordentliche Beschäftigung haben sollte. Bei dem ersten Schlage aber, den ihn sein Vater auf das glühende Eisen tun liess, schlug er so mit aller Gewalt darauf, dass der Hammer in Stücke zersprang und der Ambos in die Erde sank. Da erschrak sein Vater und dachte: «Mit dir ist nichts anzufangen», gab ihm Nahrung und etwas Geld und ein zentnerschweres Beil, und sprach: «Gehe hin in die Fremde und suche dir etwas zu erlernen und zu verdienen; ich kann dich hier nicht brauchen.» Das war ihm aber ganz recht und er nahm nun Abschied und ging auf die Wanderschaft.

Als er noch nicht weit gewandert war, kam er in einen Wald. Da rollten auf einmal von einem Berge herab zwei grosse Steine auf ihn zu, so dass er sich kaum vor ihnen wehren konnte; das kam ihm ganz sonderbar vor, denn er sah niemand und wusste nicht, wie das zuging. Er lief deshalb zum Berge hinauf, um zu sehen, wo die Steine eigentlich herkämen. Wie er aber oben hinkam, fand er da einen grossen, starken Mann, der riss Steine aus der Erde und warf sie so weit weg, dass sie zum Berge hinabschnurrten. Ferdinand redete ihn an und sprach: «Bruder Steinausreisser, du passt zu mir; komm, wir wollen in die Welt ziehen. Nahrung und etwas Geld habe ich bei mir, und wenn das alle ist, so werden wir schon wissen, woher wir anderes nehmen müssen.» Der Bruder Steinausreisser war das zufrieden und so zogen sie selbzweit weiter.

Wie sie nun eine Strecke gegangen waren, da sahen sie einen grossen, starken Mann, der riss Eichbäume aus der Erde und drehte sie wie eine

Weide zusammen, und als er einen Haufen zusammen hatte, nahm er sie auf die Schultern und wollte sie nach Hause tragen. Da rief ihn Ferdinand zu sich und sprach: «Bruder Baumausreisser, du passt zu mir, komm, wir wollen in die Welt ziehen. Nahrung und etwas Geld habe ich bei mir und wenn das alle ist, so werden wir schon wissen, woher wir anderes nehmen müssen.» Der Bruder Baumausreisser war es auch zufrieden und so zogen sie selbdritt weiter.

Da kamen sie eines Tages an ein Schloss und gingen hinein. Sie sahen aber niemand; sie gingen treppauf und gingen treppab und riefen holla! aber niemand liess sich hören und sehen; da gingen sie in alle Zimmer, wo überall das prächtigste Hausgerät war, und riefen holla! aber niemand kam zum Vorschein. Nun war ihre Nahrung schon lange aufgezehrt und sie hatten alle drei grossen Hunger und suchten nun in dem Schlosse nach Speise; aber sie fanden nicht einen Bissen. Da nahmen sie Bogen und Pfeile von der Wand, gingen in den Wald und wollten sich ein Wild schiessen, und das erste, das sie erlegten, gaben sie dem Bruder Baumausreisser und sprachen, er sollte damit in's Schloss gehen, und es ihnen zu einer Mahlzeit kochen; sie wollten unterdessen weiter jagen.

Da ging der Bruder Baumausreisser ins Schloss zurück, machte ein Feuer auf dem Herde an und kochte das Wild. Kaum war es gar, so kam ein kleines, graues Männchen herzu, stellte sich an das Feuer und sprach: «Was friert mich, was friert mich! Lass mich ein wenig wärmen.» Und dabei schnatterte es laut vor Frost. «Das soll dir erlaubt sein,» sprach der Baumausreisser, und das Männchen stellte sich an's Feuer. Als es sich aber eine Weile gewärmt hatte, sprach es: «Was hungert mich, was hungert mich! Gieb mir ein Stückchen Fleisch.» Da schnitt der Bruder Baumausreisser ein Stück von dem Wildpret im Topfe ab, steckte es an die Fleischgabel und reichte sie ihm: «Ach,» sagte das graue Männchen, «sei so gut und stecke mir das Fleisch in den Mund, denn ich bin noch so steif gefroren, dass ich keinen Finger krumm machen kann.» — «So mache das Maul auf!» rief der Bruder Baumausreisser und steckte ihm das Fleisch hinein. Aber das graue Männchen liess das Fleisch auf die Erde fallen und sprach: «Hebe mir doch das Fleisch wieder auf, ich bin noch so steif gefroren, dass ich mich nicht bücken kann.» Da bückte sich der Bruder Baumausreisser und wollte es aufheben, aber in dem Augenblicke sprang ihm das graue Männchen auf den Nacken und richtete ihn mit Schlägen so jämmerlich zu, dass ihm Hören und Sehen verging, und er nicht wusste, wo er war. Dann warf das graue Männchen den Fleischtopf um, löschte das Feuer aus, und verschwand.

Bald darauf kehrten die andern von der Jagd zurück, und hatten nun noch grössern Hunger, als zuvor, und dachten sich nun recht satt zu essen.

Da erzählte ihnen der Bruder Baumausreisser, wie es ihm ergangen wäre, und dass sie deshalb von der Mahlzeit nichts geniessen könnten.

Des andern Tages gingen sie wieder auf die Jagd, und nun musste der Bruder Steinausreisser mit dem ersten Wild, das sie erlegt hatten, in das Schloss zurückkehren, um es zu kochen. Kaum war aber das Fleisch gar, so kam das graue Männchen wieder, und es erging ihm ebenso, wie dem Bruder Baumausreisser.

Da kam am dritten Tage die Reihe zu kochen an Ferdinand, und das graue Männchen kam alsbald wieder, und bat ihn, wie die übrigen, sich wärmen zu dürfen, und als er ihm dies erlaubte, bat es ihn auch um ein Stückchen Fleisch. Wie er ihm nun ein Stückchen reichte, und es ihm auch auf sein Bitten in den Mund steckte, liess es dasselbe ebenfalls auf die Erde fallen, und bat, es ihm doch aufzuheben. Da rief er aber: «Du sollst mich nicht anführen, wie die andern!» und er packte es mit seinen Fäusten, dass es laut aufschrie, und schleppte es an seinem langen grauen Barte vor das Schloss. Hier nahm er nun sein Beil und hieb einen starken Eichbaum halb an, und bog ihn um, dass er auseinander klob, und klemmte den Bart des grauen Männchens hinein. Darauf kehrte er in das Schloss zurück, liess es schreien und zappeln, und kochte ruhig weiter.

Als nun das Fleisch gar war, kamen auch die beiden Andern wieder und liessen sich's nun gut schmecken. Nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt, sprach Ferdinand: «kommt nun, ich will euch das graue Männchen zeigen!» und er führte sie hinaus vor das Schloss zum Eichbaum. Allein das graue Männchen war verschwunden, und sein Bart hing in dem Spalt des Baumes, denn es hatte sich denselben ausgerissen und war fortgelaufen. Auf der Erde lagen aber helle Blutstropfen, und man sah, wo es hingegangen war, und sie gingen diesen nach, um es wieder zu fangen.

Da kamen sie an ein Loch, das ging wie ein Brunnen tief in die Erde hinein, und da die Blutstropfen hier aufhörten, so glaubten sie, dass das graue Männchen sich in der Tiefe verborgen hätte. Der Bruder Baumaussreisser musste daher ins Schloss gehen, um einen langen Strick zu holen; an dem wollten sie sich hinab lassen, die beiden andern aber hielten unterdessen an dem Loche Wacht. Als nun der Bruder Baumausreisser zurück kam, liessen sie ihn an dem mitgebrachten Stricke hinunter; doch kaum war er dreissig Fuss tief gekommen, so rief er, es sei nichts zu sehen, und liess sich wieder heraufziehen. Ebenso machte es der Bruder Steinausreisser.

Nun kam die Reihe an Ferdinand. Der liess sich aber immer tiefer und tiefer hinab, bis er auf einmal ein helles Licht sah, und als er auf dem Grunde ankam, sassen da in einer Kammer drei Jungfrauen mit erdfahlen Gesichtern und schmutzig schwarzen Kleidern, und gaben ihm mit einem Wink zu verstehen, dass er durch eine Glastüre in eine anstossende Kammer gehen sollte.

Ferdinand ging hinein und sah dort auf einem Tisch ein grosses Schwert liegen, und dabei stand ein Glas, das mit einem Tranke gefüllt war, und daran stand geschrieben; «Wer aus diesem Glase dreimal trinkt, der wird dieses Schwert heben und damit den Drachen erschlagen und die Jungfrauen erlösen.» Ferdinand trank aus dem Glase und schon nach dem ersten Schluck konnte er das Schwert ein Bischen zur Seite schieben, nach dem zweiten konnte er es schon ein wenig empor heben, nach dem dritten konnte er es aber hoch emporschwingen.

In dem Augenblicke hörte er aber ein fürchterliches Getöse, als wenn die Höhle einstürzen wollte, die Kammer wurde erleuchtet, als stünde sie in Flammen und ein siebenköpfiger Drache kam auf ihn losgestürzt, um ihn zu zerreissen. Ferdinand hieb aber tapfer mit seinem Schwerte um sich, dass der Drache ihm nichts anhaben konnte, und schlug ihm einen Kopf nach dem andern ab, bis er todt war; dann schnitt er ihm die Zungen aus, und kehrte zu den Jungfrauen zurück.

Diese hatten nun ihre wahre Gestalt wieder bekommen und waren drei Prinzessinen, und die eine eines reichen Königs Tochter. Ferdinand liess sich von einer jeden einen Ring und ein Taschentuch geben, zum Zeichen, dass er sie vom Drachen und von der Verzauberung erlöst habe, und gab dann seinen Kameraden ein Zeichen, ihn hinaufzuziehn. Er liess die Jungfrauen voran gehen. Als diese oben waren, dachte er, du willst doch einmal eine Probe machen, ob deine Kameraden es auch gut und ehrlich mit dir meinen, und nahm einen schweren Stein und band ihn an den Strick, und gab das Zeichen, ihn hinauf zu ziehen. Wie sie ihn aber zur Hälfte hinauf gezogen hatten, liessen sie los, und der Stein fiel mit fürchterlichem Geprassel wieder herab.

Nun geriet Ferdinand in grosse Not und wusste nicht, wie er aus dieser Tiefe wieder ans Tageslicht kommen sollte. Da erschien auf einmal das graue Männchen wieder und sprach: «Ich will dich wieder hinaus schaffen, wenn du mir versprichst, mir mit deinem Schwerte den Kopf abzuhauen.» — «Wenn das also sein muss, so soll es geschehen,» sagte Ferdinand, «aber eile dich!» und indem er das gesprochen, stand er oben auf der Erde unter Gottes freiem Himmel, und das graue Männchen stand vor ihm und hielt ihm seinen Hals hin. Da nahm Ferdinand sein Schwert und schlug ihm den Kopf ab, und in demselbigen Augenblicke stand ein schöner Prinz vor ihm und verschwand auch sogleich aus seinen Augen.

Nun sah sich Ferdinand nach seinen Kameraden um, aber er konnte sie nirgends finden und wusste nun, dass sie sich mit den Jungfrauen auf und davon gemacht hatten. Darauf zog er in der Welt umher und forschte überall nach ihnen, aber er konnte keine Spur von ihnen finden. Da kam er einst in eine Stadt und ging in ein Wirtshaus und liess sich einen Trunk und etwas zu essen geben und fragte den Wirt, was es hier neues gäbe. Der

Wirt antwortete: «Heute hält des Königs Tochter Hochzeit und da geht es lustig her. Sie war von einem Drachen geraubt, aber zwei Männer haben den Drachen erschlagen und einer von ihnen erhält sie nun zur Gemahlin.» — «Ich will eine Wette machen,» sprach Ferdinand, «dass ich von der Hochzeit die beste Flasche Wein und den besten Braten kriege, wenn ihr nur so gut sein wollt, dieses Taschentuch und diesen Ring der Königstochter zu schicken.»

Der Wirt verwunderte sich zwar über seine Rede, schickte aber dennoch das Taschentuch und den Ring hin. Aber es dauerte nicht lange, so kam die königliche Kutsche vorgefahren und holte den Ferdinand ab. Wie nun dieser ins Schloss kam und die Königstochter ihn sah, erkannte sie ihn gleich wieder und sagte ihrem Vater, dass er sie erlöst habe, und dieser liess nun die beiden Männer kommen, und Ferdinand sprach: «Es ist Sitte, dass der, welcher eine Jungfrau von einem Drachen erlöst hat, auch ein Pfand aufweist; können das diese beiden?» Sie schwiegen still. Da holte er die sieben Drachenzungen und die beiden andern Taschentücher und die Ringe hervor, und der König liess nun den Bruder Baumausreisser und den Bruder Steinausreisser als Betrüger von vier Ochsen zerreissen. Ferdinand erhielt aber die Königstochter zur Gemahlin und sie lebten lange Zeit glücklich mit einander.

Sehen wir nun in erster Linie ein wenig den Zusammenhang der vorstehenden Mythe mit der Siegfriedssage an, bei welcher Gelegenheit schon Richter erkannt hat, dass Bruder Baumausreisser und Bruder Steinausreisser, die Gefährten Ferdinands keine Geringeren seien, als Gunther und Hagen. In der lieblichen Gestalt der Prinzessin aber sind Brunhild und Kriemhild verschmolzen. Genau so wie Gunther und Hagen nicht durch den Flammenwall zu Brunhild zu dringen wagen, so schrecken auch die Gefährten Ferdinands zurück, in die Tiefe des Brunnens zu steigen, um die Prinzessin zu erlösen. Das graue Männchen erinnert auf das Lebhafteste an den Zwerg Alberich, der ja von Siegfried in ähnlicher Weise tüchtig am Barte gezaust wird, was übrigens in vielen Fällen das verdiente oder unverdiente Schicksal bärtiger germanischer Gnomen und Zwerge ist. Das Braten des Wildprets wiederum lässt sich vergleichen mit dem gebratenen Herzen Fafner's, von dem ja Regin, gleichfalls zu essen begehrt.

Wir kommen nun zu dem «Pferdesohn», dem türkischen Märchen. Auch Atoglu ist wie sein deutscher Verwandter nicht der Sohn gewöhnlicher Eltern, sondern stammt von einem feenhaften Rosse, dem Reisebegleiter seiner königlichen Mutter ab. Er zieht auf Abenteuer aus, um zwei Däw's (Teufel) aufzusuchen, deren dritten Bruder er bereits im Zweikampfe besiegt hat. Der Eine derselben wird von ihm angetroffen, als er gerade die grössten Bäume des Waldes ausriss, um sie zu einem hohen Walle zusammenzuschichten, und befragt, zu was er dies tue, antwortete der Däw, dass

er sich vor Atoglu verschanze, welcher schon seinen Bruder getödtet habe. «Kennst du denn denjenigen, vor dem du dich so fürchtest?» frägt Atoglu weiter, und da dies der Däw verneint, nimmt ihn der Pferdesohn bei der Nase und mit den Worten: «Wen Atoglu anfasst, dem macht er so», reisst er ihm die Nase aus dem Gesichte. Darob erschrickt der Riese so stark, dass er jämmerlich zu weinen beginnt. Atoglu wird nun von Mitleid ergriffen, schenkt dem Däw das Leben und nimmt ihn sogar als Kampfgefährten an. Hierauf ziehen die Beiden weiter, den dritten Bruder aufzusuchen. Sie finden ihn beschäftigt, ungeheuere Felsblöcke zusammenzutragen. Von Atoglu angesprochen, zu welchem Zwecke dies geschehe, gesteht er ihm, dass er sich seine Burg baue, um sich gegen Atoglu zu verteidigen. «Ja, kennst du denn den Pferdesohn?» «Nein!» antwortet der Riese. Da schlägt ihn der Held, wie von ungefähr auf die Schulter, so dass dem Däw alle Knochen knacken und er zeitlebens schief davon wird. «Der, welcher es so macht, ist Atoglu»; und auch der Schiefe wird hierauf der Gefährte des Pferdesohns. Dann ziehen die Dreie weiter.

Man sieht, der Unterschied zwischen dem Bruder Baumausreisser und Steinausreisser einerseits und dem «Naselosen» und dem «Schiefen» anderseits ist ein nahezu verschwindender, nur sind die beiden Riesen im deutschen Märchen menschlicher Abstammung, während sie in der türkischen Mythe als Däw's, d. h. als Teufel auftreten.

Die Dreie stossen auf ihrer Suche nach Abenteuern auf eine zahlreiche Schafheerde, welche zu ihrer Verwunderung ohne Hirten weidet und am Abend allein, aber so ruhig und geordnet, als wenn sie getrieben würde, den Stall aufsucht. Atoglu geht mit seinen Gefährten der Heerde nach und so gelangen sie in eine ungeheuere Höhle, in welcher sie wohl allerhand menschliches Hausgeräte, aber keine lebende Seele vorfinden. Da sie hungrig sind, so schlachten sie sich ein Schaf zum Nachtmahl und braten und verspeisen dasselbe.

Hier erscheinen im türkischen Märchen schon die Perimädchen, die Lieblingsgestalten der osmanischen Sage, denn sie sind es, unter deren Obhut die Schafe weiden und heimgetrieben werden. In der deutschen Mythe dagegen gehen Ferdinand und seine Kumpane auf die Jagd; es ist dies ein Unterschied, der durch die verschiedenen Lebensgewohnheiten der germanischen und osmanischen Völker zu erklären ist. Jedenfalls aber ist die türkische Variation märchenhaffter und volkstümlicher.

Am anderen Morgen treiben Atoglu und der Schiefe die Heerde auf die Weide. Nur ein Tier lassen sie mit dem Naselosen in der Höhle zurück, damit er es ihnen zum Abendmahle zubereite. Der Naselose schlachtet das Schaf und steckt es an den Spiess. Plötzlich öffnet sich die Tür der Höhle und eine alte Hexe tritt ein und verlangt ein Stückchen Fleisch, um ihren Hunger zu stillen. Wie sich aber der Naselose umwendet, um ein Messer

zu nehmen, nimmt die Alte das ganze Schaf mitsammt dem Bratspiess und verschwindet, so dass die beiden von der Weide Heimkehrenden sich, ohne den saftigen Braten genossen zu haben, niederlegen mussten. Des zweiten Tages lässt Atoglu den Schiefen zu Hause, dem es genau so ergeht, wie seinem Bruder. Wiederum erscheint die Hexe und stiehlt ihm den Braten. Darüber wurde nun der Pferdesohn so wütend, dass er am dritten Tage selbst zu Hause bleibt. Als aber die Alte auch zu ihm kommt und, wie gewöhnlich, um ein Stück Fleisch bettelt, gibt ihr Atoglu das ganze Schaf zu halten, damit er ihr ein Stück abschneiden könne. Statt dessen aber schlägt er ihr mit dem Schlachtmesser den Kopf ab, welcher zu Boden fällt, um dann, mit Hinterlassung einer breiten Blutspur in den Wald hinaus zu rollen, wo er endlich in einem tiefen Brunnen verschwindet.

Anstatt dem Zwerge des deutschen Märchens, erscheint hier im türkischen die Dschadi, die Hexe, die Feindin der wohltätigen Perifeen, was umso erklärlicher ist, als Zwerge in der osmanischen Mythenwelt nur höchst selten anzutreffen sind. Die Blutspur aber erinnert wieder auffällig an dem gemeinsamen Ursprung.

Als die beiden Däws nun von der Weide zurückkommen, nimmt Atoglu Stricke und Seile und geht in ihrer Begleitung nach dem Brunnen, um den Kopf der Hexe aus demselben herauszuholen. Die beiden Teufel fürchten sich aber in den Brunnen zu steigen, so dass sich der Pferdesohn selbst an einem Seile in die Tiefe lassen muss. Auf dem Grunde des Brunnens angelangt, findet er sich in einem prächtigen Garten, voll süss duftender Blumen und lieblich singender Vögel. In einer Laube aber sieht er ein wunderbar schönes Mädchen sitzen, welches mit einer Stickerei beschäftigt ist. Kaum erblickt ihn aber die Schöne, so springt sie freudig bewegt auf und begrüsst ihn als ihrer und ihrer beiden Schwestern Retter und Befreier, denn die alte Hexe, welcher Atoglu den Kopf abgeschlageu hatte, war die Mutter und Hüterin der Schwestern, dreier lieblichen Perimädchen.

Ferdinand der Schmied findet, wie wir oben sahen, gleichfalls drei Mädchen, doch ist nur Eines davon Prinzessin, die beiden Anderen sind deren Dienerinnen. Im türkischen Märchen sind indessen die drei befreiten Jungfrauen den Prinzessinen gleichgestellte Feen. Dem deutschen Helden gelingt die Befreiung nur nach dem bekannten Kampfe mit dem Drachen, in dem Märchen vom Pferdesohn dagegen wird der Drachenkampf auf eine spätere Gelegenheit verschoben, bei welcher Atoglu noch ein viertes Mädchen zu befreien hat.

Von den drei Perimädchen ist natürlich die jüngste die Schönste und sie ist es auch, welche sich ihrem Befreier am dankbarsten erweist und ihm ein Andenken und Erkennungszeichen übergibt. Atoglu lässt nun die Jungfrauen an Stricken in die Höhe ziehen, ihn selbst aber lassen die beiden Däws aus Furcht und um sich seiner zu entledigen, im Brunnen zurück.

Dort gelingt es jedoch dem Pferdesohne, sich dem König der Peris, dem Smaragdvogel zu verpflichten, dessen drei Vogelsöhne er gegen den Angriff einer Schlange verteidigt, und von dem er dann aus Erkenntlichkeit wieder an die Erdoberfläche gebracht wird.

Der deutsche Märchenfeld wird durch den Zwerg Merlin gerettet, dem er nachmals den Kopf abschlagen muss, um ihn zu neuem Leben zu erwecken. Ein ähnlicher Hergang ereignet sich auch im türkischen Märchen. Als sich nämlich Atoglu wieder auf der Erde befindet und in einer Stadt ankommt, in welcher er von einer Seite lustiges Lachen und von der anderen bitterliches Weinen vernimmt. Das Weinen rührt von der Prinzessin des Landes her, welche einem Drachen vorgeworfen werden soll, der jedes Jahr in die Stadt eindringt, um die schönste Jungfrau als Opfer zu begehren. Der Pferdesohn nimmt hierauf den Kampf mit dem Drachen auf. Nachdem er aber dem Ungetüme sechs Köpfe abgeschlagen hatte, bittet ihn der Drache ihm auch den siebenten Kopf abzuschlagen, was jedoch der Pferdesohn wohlweislich unterlässt, da seinem Gegner sonst sieben neue Köpfe erwachsen wären. «Meine Mutter hat mich auch nur einmal geboren», gibt er ihm zur Antwort, und der Drache muss verenden. Darnach tödtet er noch seine beiden ungetreuen Gefährten, die Däws, denn von ihnen, welche gerade an diesem Tage mit den drei, ihm geraubten Perimädchen die Hochzeit feiern wollten, rührte das freudige Gelächter her, welches er bei seinem Einzuge in die Stadt vernommen hatte.

Wir sind nun mit unserem, ziemlich oberflächlich gehaltenen Vergleiche zu Ende, und wollen nur noch anführen, dass dieses Beispiel nicht das Einzige ist, welches sich anführen liesse, um einen, wenn auch nur gänzlich losen Zusammenhang der türkischen und deutschen Märchenwelt festzustellen. Auch sind es nicht allein die deutschen Märchen, welche eine derartige Aehnlichkeit mit den osmanischen Märchen zeigen, sondern noch in viel höherem Maasse die ungarischen, wie wir dies bereits an anderer Stelle zu zeigen Gelegenheit hatten. Alle diese Sagen und Mythen gehören eben dem grossen europäischen Märchenschatze an, dessen iranische Abstammung schon längst unzweifelhaft ist. Im Atoglu weisen speciell die Namen Däw (Teufel), Peri (Fee), Eschderha (Drache) und Dschadi (Hexe), welche persische sind, auf diesen Ursprung hin. Vor Allem aber sollte unsere kurze Darstellung einen interessanten Beitrag zur Theorie der Märchenwanderung liefern.

Konstantinopel, den 1. November. Dr. Ignaz Kúnos.

DIE SOGENANNTEN RÖMERSCHANZEN IN DER BÁCSKA.

Unter den zahlreichen Schanzen, die sich besonders im südlichen Ungarn vorfinden, sind wohl diejenigen die wichtigsten, welche man — gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht — allgemein Römerschanzen nennt. Es sind das die allbekannten Schanzen, die das Bács-Bodrogher, sowie die von der südlichen Theiss östlich gelegenen Comitate durchziehen. Auf den bekannten Karten von Kiepert (zum C. J. L. III.) und von Rómer (zu den «Acta nova M. N.») sind sie ohne Weiteres mit dem Namen «Römerschanzen» bezeichnet, obwohl Rómer die sog. «Kleine Römerschanze», nach eingehender Untersuchung, nicht für Römerschanzen hält.*

Es ist natürlich für alle diejenigen, welche sich mit Pannonien und seinen speciellen römischen Altertümern, oder auch mit römischer Archäologie im Allgemeinen beschäftigen, immer eine Frage von der grössten Wichtigkeit, ob jene Erdaufwürfe wirklich von den Römern herrühren oder ob sie von Barbaren des Mittelalters oder des Altertums errichtet sind.

Ganz besonders aber verdienen die Schanzen zwischen der Donau und der Theiss, also die in der Bácska, unsere Aufmerksamkeit. Denn es ist an und für sich ganz gut möglich, dass die Römer zu irgend einer Zeit, besonders aber während der Stürme der Völkerwanderung, es für notwendig erachteten, auch diesseits der Donau gewisse Striche militärisch zu besetzen und den Limes Pannonicus über die natürliche Grenze Pannoniens, also über die Donau auszudehnen. Wenn dies wirklich stattgefunden hat, so müssen wir voraussetzen, dass der Limes in der Bácska in gewissen Dingen Aehnlichkeit mit den sonst bekannten römischen Grenzwehren, — mit den dacischen, germanischen u. a. — haben werde, und deshalb sind wir berechtigt, an den Bácskaer Römerschanzen dieselben Eigentümlichkeiten zu suchen, sie mit analogen Erscheinungen zu vergleichen und mit Hilfe der Vergleichung zu entscheiden, ob jene Schanzen wirklich Römerwerke seien oder nicht.

Wir haben jedoch bei dieser Arbeit nicht blos analoge Erscheinungen zum Vergleich herbeizuziehen, sondern auch die Angaben der Schriftsteller des Altertums zu beachten; denn es ist bekannt, dass jene Angaben den Limes Pannonicus mit ziemlicher Genauigkeit bezeichnen. Wenn als Resultat dieses Vergleiches es sich ergeben wird, dass die sogen. Römerschanzen mit der Linie zusammenfallen, welche als Limes Pannonicus reconstruirt werden kann, so werden jene Schanzen als Grenzbefestigung, als Zollgrenze — wenn

* Comptes-Rendu de la VIII-ème session etc. II. S.

man so will — des römischen Reiches gelten müssen. Sollte sich aber im Gegenteil herausstellen, dass der Limes Pannonicus durchaus nicht mit der Richtung der Schanzen zusammenfalle, dann muss die Wissenschaft den Schanzen den Namen »römische« entziehen und das Gebiet, welches sie südlich bis zur Donau begrenzen, den Sarmaten zuweisen.

Wir haben nun vor allen Dingen die Schanzen selbst nach ihrer Ausdehnung und Structur zu betrachten, und die bisherigen Benennungen »grosse« und »kleine« Römerschanze zu erläutern. Es ist natürlich bei einer derartigen Arbeit, wie die unsrige ist, zu erwarten, ja zu fordern, dass eine Beschreibung der Schanzen auf Autopsie beruhe, besonders aber muss die Ausdehnung und Richtung derselben nicht nach Hörensagen beschrieben werden, sondern auf Grund einer genauen Aufnahme. Es wäre also vor allen Dingen eine solche Aufnahme zu machen, wie sie z. B. v. Cohausen bei Erforschung des Rheinlimes geleistet hat; sollte aber eine so genaue Detailbeschreibung fehlen oder erst ein Werk der Zukunft sein, so würde der ganzen Arbeit die unbedingt notwendige Basis fehlen, und sie hätte vielleicht in den Augen der Forscher gar keinen wissenschaftlichen Wert.

Wir müssen deshalb — um Missverständnisse zu vermeiden — im vorhinein bemerken, dass wir eine so genaue Begehung der Schanzen gar nicht beabsichtigten, also auch nicht ausführten. Denn so lange es nicht unumstösslich sicher steht, dass die Schanzen wirklich ein Stück des grossen römischen Limes bilden, war eine so genaue Detailforschung wie sie Torma beim Limes Dacicus und v. Cohausen beim Rheinlimes durchgeführt hat, vorläufig unnötig.

Die Aufgabe, die uns vor Augen schwebte, sollte nur die Entscheidung der Frage sein, ob *römisch* oder *nicht römisch;* v. Cohausen hingegen hatte den als *römisch bekannten* Grenzwall zu untersuchen. Die Schanzen in der Bácska wären nach unserer Auffassung durch römische Altertumsforscher nur dann im Einzelnen zu erforschen und zu beschreiben, wenn ihr römischer Ursprung über allem Zweifel erhaben wäre, was eben nicht das Ergebniss unserer Untersuchung ist. Wir haben deshalb nur an mehreren Punkten, und zwar in grösserer Ausdehnung, die Schanzen begangen und untersucht, und ausserdem an Ort und Stelle genaue Erkundigungen eingezogen; die nachfolgende Beschreibung der Schanzen beruht deshalb zum Teil auf Autopsie.

Uebrigens hat eine genaue Begehung, Vermessung und Aufnahme der Schanzen vor einigen Jahren stattgefunden und zwar durch Officiere unserer Militärmappirungsabteilungen für die neue Specialkarte der Monarchie. Da die Aufnahme im Masstabe von 1 : 25000 stattfand und diese dann, wie bekannt, auf den Masstab 1 : 75000 mit grösster Genauigkeit reducirt wurde, so ist die neue Specialkarte, so weit es sich um Ausdehnung und Richtung der Schanzen handelt, ohne Weiteres zu gebrauchen; wir können

mit dem grössten Dank gestehen, dass sich die genannte Karte als genauer und zuverlässiger Führer bewährt hat.

Auf Grund dieser Karte und mit Hilfe eigener Forschung werden wir nun die Beschreibung der Schanzen in der Bácska zusammenstellen.

Die genannten Schanzen werden gewöhnlich *grosse* und *kleine* Römerschanze genannt und demzufolge wird auch allgemein angenommen, dass es in der Bácska zwei verschiedene Schanzen gebe. Die Benennung selbst wird auf verschiedene Weise gebraucht; einerseits bezieht sie sich auf die *Längenausdehnung* der Schanzen, andererseits auf die *Höhe* derselben, so dass dieselbe Schanze von einigen *grosse*, von andern *kleine* genannt wird. Auf der Specialkarte heisst jene Schanze «*grosse*», welche sich von *Neusatz* bis nach *Bács-Földvár* erstreckt, obwohl sie bedeutend kürzer ist, als die andere, welche sich von Apatin angefangen bis in die Nähe von *Goszpodincze* und dann weiter der Theiss parallel bis *Bács-Petrovosello* zieht. Die erstere ist im Allgemeinen ihrer ganzen Länge nach bedeutend höher, als die letztere, welche stellenweise schon sehr verflacht ist, und deshalb scheint die Benennung *gross* und *klein*, so wie wir sie auf der Specialkarte finden, vollständig berechtigt zu sein und wir schliessen uns deshalb dieser Benennung an.

Viel wichtiger als die Benennung ist der Umstand, dass es nicht *zwei*, sondern *drei* Römerschanzen in der Bácska gibt; die sogen. *kleine* Schanze bildet nämlich kein Ganzes, sondern sie besteht aus zwei gesonderten Teilen. Der längere Teil endigt westlich von *Csurog* in gleicher Höhe mit dieser Ortschaft; der zweite Teil beginnt südwestlich in einer Entfernung von ungefähr vier Klmr. von der Ortschaft bei dem *Jegriska-Graben* — *Jegriska-bara* nennen ihn die Serben. Es besteht also durchaus kein Zusammenhang zwischen dem grösseren und kleineren Teil der *kleinen* Römerschanze und deshalb ist es auffallend genug, dass bisher — so weit ich die Literatur kenne — immer nur von *zwei* Schanzen die Rede war.

Die westliche Hälfte der kleinen Schanze beginnt in der Nähe von Apatin beim sogen. *Oberen Weingarten*, ungefähr 1·5 Klmtr. östlich von der Zombor-Apatiner Landstrasse; sie nimmt also nicht bei der Donau ihren Anfang; der Hauptarm des Flusses befindet sich 3 Klmtr. westlich vom Anfangspunkt derselben. Dieser Umstand ist jedenfalls sehr auffallend, denn man sollte glauben, dass die Schanze sich bis an die Donau erstreckt habe. Hätte das Bett des Stromes seit Errichtung derselben keine oder nur geringe Veränderungen erlitten, so wäre es vielleicht noch möglich, den ursprünglichen Anfangspunkt der Schanze zu bestimmen; nun aber lehrt ein Blick auf den jetzigen Donaulauf und auf die vielen z. T. todten Arme desselben, dass der Strom seit vielen Jahrhunderten seinen Lauf sehr bedeutend verändert hat, dass der heutige Hauptarm im Altertum gewiss nicht der Hauptarm war; ja es ergibt sich aus dieser Betrachtung mit unumstösslicher

Gewissheit, dass der Strom früher einmal *östlich* vom jetzigen Anfangspunkt der Schanze seinen Lauf genommen hat.

Den ursprünglichen Anfangspunkt der Schanze können wir also nicht mehr bestimmen; doch ist zu erwähnen, dass nach gewöhnlicher Ansicht, die in jener Gegend bei sehr gebildeten und bedächtigen Männern, sowie auch beim Volke im Allgemeinen verbreitet ist, die Schanze nicht an der Donau anfing, sondern jenseits der Donau im Baranyaer Comitat, und zwar in der Nähe des Dorfes *Laskó*. Soviel ist sicher, dass sich an der erwähnten Stelle, im *Keskender Wald* wirklich eine sogen. Römerschanze befindet, welche sich dann mit Unterbrechungen ziemlich weit gegen Nordwest fortsetzt. Es ist also leicht möglich, dass die Bácskaer Schanze jenseits der Donau ihre Fortsetzung hatte, gerade so, wie der sogen. Teufelsgraben nach Angabe der Römer'schen Karte an mehreren Stellen die Theiss überschreitet. Sollte nun wirklich ein Zusammenhang zwischen der Bácskaer und Baranyaer Schanze stattfinden, so wäre das natürlich ein klarer Beweis gegen den römischen Ursprung beider genannter Schanzen; denn das wird wohl Niemand behaupten wollen, dass der römische Limes quer, in der Richtung von SO gegen NW das Baranyaer Comitat durchschnitten habe.

Der oben erwähnte Anfangspunkt der kleinen Schanze — um darauf zurückzukommen — wurde seiner Zeit von Rómer in der Nähe des «*Akovitz*» genannten Waldes untersucht und beschrieben (C. R. S. 60. 74 f.) und zwar in einer Längenausdehnung von ungefähr 1·5 Klmtr. Nach seiner Angabe ist die Schanze nicht gleichförmig gebaut; die Basis hat eine Länge von 16 bis 20 M., der Durchschnitt der Krone 4, 6 und 8 M., die Höhe beträgt 3, 6 und 10 M.; demgemäss ist auch die Breite und Tiefe des Grabens eine verschiedene.

Der durch Rómer untersuchte Teil der Schanze endigt bei einem Grenzgraben; jenseits dieses Grabens ist angeblich keine Spur der Schanze zu finden. Dem ist aber nicht so. Jener Wald nämlich, den Rómer *Akovitz* nennt, heisst eigentlich *Junakovacz*, und dieser Name beschränkt sich nicht auf den Wald, sondern bezeichnet eine ziemlich ausgedehnte Gemarkung, die von einem alten Arme der Donau in Form eines Halbkreises begrenzt wird; dieser Donauarm erstreckt sich bis in die Nähe von *Priglevicza-Sz.-Iván*. Nur der südliche Teil dieser Gemarkung ist mit Wald bedeckt und im östlichen Teile dieses Waldes findet sich ebenfalls ein grosses Stück der Schanze und zwar in einer geraden Linie von W. nach O. Die beiden Enden dieser Linie sind durch den obenerwähnten alten Donauarm abgeschnitten, dieser selbst umfasst in Form eines Kreisbogens jenes 2 Klmtr. lange Stück der Schanze, so dass diese die Sehne jenes Bogens bildet. Aus dem Umstande nun, dass die Schanze an zwei Stellen von dem Donauarm durchschnitten wird, ergibt sich, dass die Schanze vor Entstehung jenes Armes vorhanden gewesen sein und dass der später entstandene Arm die Schanze durchbro-

chen haben muss. Wäre der Donauarm älter als die Schanze, so hätte man wohl diesen selbst als Graben benützt und die Schanze am Ufer desselben aufgeworfen und auf diese Weise ein grosses Stück Arbeit erspart.

In der Gemarkung von *Pr. Sz.-Iván* streicht dann die Schanze südlich vom Dorfe in der Richtung des *Vámoser*'schen Meierhofes weiter gegen Osten, mit einer geringen Abweichung gegen Süden, bis an den nördlichen Rand des *Kameral-Waldes* und dann längs des Waldrandes, im Ganzen in einer Länge von 2·5 Klmtr., bis zu den *Gaja-Wiesen* (Gajakaszálók), dann durch diese Wiesen selbst eine kurze Strecke und betritt in geringer Entfernung westlich von der Zombor-Essegger Bahn den Kameral-Wald selbst, in welchem sie sich allmälig immer mehr gegen Süden wendet. Die Länge der Schanze im Walde beträgt 5 Klmtr. Hier ist sie auch bedeutend besser erhal-



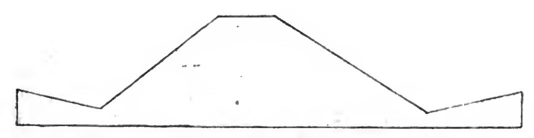
Durchschnitt der kleinen Schanze im Walde von P.-Sz.-Iván, 1 : 150.

ten und weist eine andere Form auf als in der Nähe von Apatin. Nach Römer's Angabe liegt nämlich der Graben nördlich von der Schanze und behält die Lage in seiner ganzen Längenausdehnung bei. In dem genannten Walde jedoch hat sich die Römer'sche Behauptung nicht bestätigt. Die Begehung und die Untersuchung der Schanze in der Nähe des «*Gáj*» genannten Jägerhauses hat ergeben, dass sich *zu beiden Seiten* der Schanze ein Graben von ungefähr gleichen Dimensionen vorfinde; die Tiefe des westlichen Grabens beträgt 1 M., die des östlichen 1·2 M.; die westliche Böschung 10 M., die östliche 8·3 M., die Krone 2 M., die Höhe ungefähr 7 M.; die Böschung des östlichen Grabens 5·5 M., die des westlichen Grabens 3 M., die Basis des Ganzen mag ungefähr 20 M. betragen.

Von der Südost-Ecke des Waldes streicht die Schanze über Aecker und berührt eine Biegung des Weges zwischen *Pr.-Sz.-Iván* und *Doroszló* an dem Punkte, wo ein Kreuz an der Strasse steht. Auf diesen Aeckern ist die Schanze nicht nur sehr niedrig, sondern an vielen Stellen unterbrochen, gerade so wie auf der weiter s. ö. liegenden Strecke Namens *Popovac*, wo sie ausserdem einen nach SW. gerichteten Bogen bildet, dessen Bestimmung wohl kaum erraten werden kann. Die Länge dieses Stückes vom Austritt aus dem Walde bis zu den Doroszlóer Weingärten beträgt 4 Klmtr. Auffallend

ist, dass die Schanze auf den Aeckern des Popovac, wie es scheint, vom Pfluge stellenweise noch unberührt ist.

Im weiteren Verlauf bildet die Schanze auf einer Strecke von ungefähr 1 Klmtr. die Grenze zwischen den genannten Doroszlóer Weingärten und dem Wald von *Puszta-Sz.-Egyháza* (verfallene Kirche); dann zieht sie durch den Wald selbst in einer Ausdehnung von nicht ganz 2 Km. in südsüdöstlicher Richtung und zwar in Gestalt eines nach Westen offenen Bogens. Auch dieses Stück der Schanze ist unter dem Schutze, den der Wald gewährt, wohl erhalten und es finden sich auch hier wie im obenerwähnten Kameralwald zu beiden Seiten der Schanze Gräben. Die westliche Böschung beträgt 9 M., die östliche 11 M., die Breite der Krone 3·5 M., die Böschung des östlichen

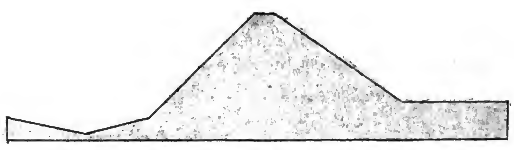


Durchschnitt der kleinen Schanze im Walde von P.-Sz.-Egyház, 1 : 150.

Grabens 5·3 M., des östlichen 6 M., die Basis des Ganzen ungefähr 25 M. Diese Maasse sind zwar nicht dieselben, wie sie die Schanze im Kameralwalde aufweist, im Allgemeinen aber ist eine Uebereinstimmung in den Dimensionen kaum zu verkennen.

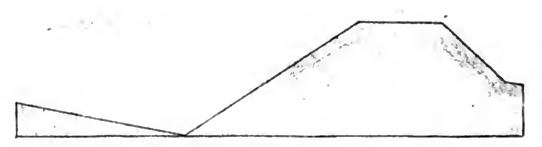
Vom Austritt aus dem Walde an finden wir die Schanze schon in der Gemarkung von *Rácz-Militics* auf der *Hutweide* (Gyepföld) und im Inundationsgebiet des *Mosztonga* Grabens (Mosztonga bara). Hier hat zum Teil der Pflug, zum Teil aber das Wasser des genannten Grabens die Schanze zerstört; die Maisfelder, die sich hier vorfinden, erstrecken sich teils bis an die Böschung der Schanze, teils bis an die Krone derselben; stellenweise jedoch scheint sie noch als Hutweide zu dienen und ist deshalb noch ziemlich unversehrt. Gegenwärtig endigt die Schanze in der Nähe des Grabens, früher soll sie nach Angabe alter Karten westlich von R. Militics noch einen grossen Bogen beschrieben haben, von dem aber heutzutage keine Spur mehr zu finden ist. Gegenwärtig beträgt die Länge der Schanze vom Austritt aus dem Walde bis zur *Mosztonga bara* 2·5 Klmtr. Trotzdem sie hier, wie oben erwähnt, im Inundationsgebiet der Mosztonga liegt, konnte ich sie im Sommer 1886 fast in ihrer ganzen Ausdehnung besichtigen und an drei Punkten, wo sie der Pflug noch nicht berührt hatte, vermessen. Es ist jedoch sehr auffallend, dass hier in unmittelbarer Nähe des Waldes von *P.-Sz.-Egyháza*, in welchem nahe zum Waldrand, zu *beiden* Seiten der Schanze Gräben gezogen sind, nur *ein* Graben, und zwar östlich von der Schanze, sich vorfindet. Es lässt sich kaum

voraussetzen, dass auch hier ursprünglich zwei Gräben sich befunden hätten, von denen der eine in Folge der Aufackerung verschwunden wäre, der andere aber sich zum Teil erhalten hätte; denn der Pflug kann zwar die Gestalt einer Schanze bedeutend verändern, aber diese Veränderung kann eben auf beiden Seiten der Schanzen nur eine gleichmässige sein. An den zwei Punkten, wo ich die Schanze vermessen habe, ergaben sich folgende Maasse:



Durchschnitt der kleinen Schanze 2·5 Klm. nw. von R.-Militics, 1 : 150.

a) westliche Böschung 6·5 M., östliche Böschung 7·5 M., davor ein Graben von geringer Tiefe; Breite der Krone 2 M. *b)* westliche Böschung 6 M., östliche Böschung 15·5 M., Krone 3 M., östliche Böschung des Grabens 3·5 M.; die Basis des Ganzen ungefähr 18—20 M., die Höhe 4 M.



Durchschnitt der kleinen Schanze 2 Klm. nw. von R.-Militics, 1 : 150.

Bei *R.-Militics* endigt die Schanze, wie oben erwähnt, an der Mosztonga bara und zwar derart, dass man die M. bara selbst für die Fortsetzung der Schanze, beziehungsweise des Grabens ansehen könnte, da der Graben genau die Richtung der Schanze einhält. Dem ist aber nicht so. Auf ältern guten Karten finden wir, dass die Schanze nicht nur auf der Westseite des Grabens eine Fortsetzung hatte, sondern dass sie diesen auch überschritt, und zwar unterhalb von *Rácz-Militics* in der Richtung auf *Hódságh*, dessen Gemarkung sie südlich von der Ortschaft durchschnitt, in südöstlicher Richtung gegen *Parabuty* und von hier gegen *Despot-Sz.-Iván*, dessen Gemarkung sie ebenfalls südlich von der Ortschaft durchstrich. Hier machte sie eine scharfe Wendung gegen Süden und erreichte die Gemarkung von Kulpin auf der *Obradovo* genannten Gemarkung. Der eben beschriebene Teil der

Schanze ist aber heutzutage schon so sehr abgeackert, dass sie fast nicht mehr zu erkennen ist; nichtsdestoweniger konnte ich in Erfahrung bringen, dass sie in der Nähe von *D.-Sz.-Iván* noch eine geringe Erhebung besitze, aber eine so geringe, dass die Lage des Grabens nicht mehr bestimmt werden kann. In Folge dessen ist dieses Stück der Schanze in der Specialkarte nicht eingezeichnet. Nur in der Gemarkung von *Ó-Sóvé* findet sich ein Punkt, der mit dem Namen «Römerschanze» bezeichnet ist, welcher mit der Fortsetzung der Schanze bei Kulpin nur dann im Zusammenhang stehen konnte, wenn sie von hier an in gerader südlicher Richtung zog, in einer Länge von ungefähr 7 Km., und sich dann ostsüdöstlich wandte, was an sich, in Anbetracht der vielen Unregelmässigkeiten, die sich auch sonst in der Richtung der Schanze vorfinden, nicht unmöglich ist. In diesem Fall mag für den häufigen Wechsel der Richtung vielleicht der Umstand zur Erklärung dienen, dass sich südöstlich von *D.-Sz.-Iván* ein grosser Sumpf, *Slatinszki breg* genannt, befindet, den die Schanze umgehen musste.

Von Kulpin an, wo die Schanze ungefähr die Form hat, wie bei *R.-Militics*, zieht sie in der Richtung auf *Puszta Nagy-Alpár* östlich, ist aber in der Nähe dieses Ortes auf die Länge eines Kilometers unterbrochen. Die Lücke rührt wahrscheinlich daher, dass der *Bega* (auch *Alparska*) genannte Graben mit seinem morastigen Ufer das Aufwerfen der Schanze nicht wohl gestattete. Jedenfalls ist die intensive Bearbeitung des Bodens nicht die Ursache dieser Lücke, denn an anderen Stellen dieser Puszta ist die Schanze noch wohl erhalten.

Oestlich von *P.-N.-Alpár* finden wir die Schanze in der Gemarkung von *Kiszács*. Hier dient sie auf eine ziemlich grosse Entfernung zum Teil als Fahrweg und ist daher leicht zu begehen; wo sie aber über Aecker zieht, ist sie sehr stark abgeackert und kaum zu erkennen; mit einem Wort, das Bild, welches uns die Specialkarte von der Schanze bietet, entspricht vollkommen der Wirklichkeit. An den drei Punkten, an denen wir die Schanze vermessen, hat sie verschiedene Form. An der ersten Stelle, wo die Strasse zwischen Neusatz und Ó-Kér die Schanze schneidet, in der Nähe einer neuerbauten Schule, fehlt der Graben schon vollständig, die nördliche Böschung beträgt 2·7 M., die südliche 3 M., die Basis ungefähr 5 M.; etwas näher zum Dorfe, in einer Entfernung von 500 M., ist von dem Wall nichts mehr zu sehen, es ist nur noch der Graben vorhanden, dessen nördliche Böschung 7, die südl. 6 M. beträgt, die Tiefe des Grabens ist ungefähr 1·5 M. Endlich in noch grösserer Nähe zum Dorfe unfern eines Kreuzes, wo die Schanze besser erhalten ist, hat die nördl. Böschung 4 M., die südliche 6·2 M., die Breite der Krone, die hier aber nicht als Fahrweg benützt wird, 4 M. Von letzterer Stelle aus konnte ich ein grosses Stück der Schanze in westlicher Richtung überblicken.

Auffallend schien der Umstand, dass an dem zuletzt vermessenen

Punkte die südliche Böschung der Schanze um vieles breiter ist als die nördliche, während man doch nach den bisherigen Beschreibungen das Gegenteil hätte erwarten müssen. Denn die südliche Seite entspricht hier, wo die Richtung der Schanze ost-westlich ist, der östlichen Seite, wie wir sie z. B. bei *Rácz-Militics* gesehen haben; die genannte Seite ist aber bei Kiszács die dem Graben zugewendete, der Graben liegt also *südlich von der Schanze*, während



Durchschnitt der kleinen Schanze bei Kiszács, 1 Km. ö. von der Stelle, wo die Strasse zwischen Neusatz und Ókér die Schanze schneidet. 1 : 150.

er bei *Rácz-Militics östlich* liegt. Das ist aber nicht nur an dem einen Punkt der Fall, sondern auf der ganzen Strecke in der Gemarkung von Kiszács,



Dieselbe 0·5 Klm. von derselben Stelle, 1 : 150.

sowohl dort wo die Schanze als Fahrweg dient, als auch an anderen Orten, wo sie besser erhalten ist. Ein anderer Umstand verdient ebenfalls Beachtung.



Dieselbe neben dem Kreuz, 1 : 150.

Die Schanze weist, wie früher erwähnt, an vielen Punkten bedeutende Lücken auf, deren Ursprung nicht leicht zu erklären ist. Denn die Lücken finden sich gerade an solchen Stellen vor, wo eine grössere oder geringere Depression des Bodens wahrnehmbar ist. Es ist nun kaum wahrscheinlich, dass die Benützung der Schanze — als Fahrweg — diese Lücken verursacht hätte, denn so bedeutende Vertiefungen kann man dem Einschneiden der Räder in den Fahrweg durchaus nicht zuschreiben. Auch daran ist nicht zu denken, dass etwa irgend welche Wasser einzelne Teile der Schanze weggeschwemmt hätten, denn in jener Gegend haben die fliessenden Gewässer, — die sogen. Bara — ein viel zu geringes Gefälle, als dass sie so gewaltige Erdmassen in

Bewegung setzen könnten und stehenden Gewässern ist eine solche Wirkung schon gar nicht zuzuschreiben. Die Sache wird sich also wohl so verhalten, dass die Schanze eben wegen jener Depressionen, — die in früherer Zeit sumpfig gewesen sein mögen — Lücken hat, die von den Erbauern derselben notwendiger Weise beabsichtigt waren.

Von der Kiszácser Gemarkung, um in der Beschreibung der Schanze fortzufahren, übertritt sie in die Gemarkung von *Járek*. In der Nähe dieser Ortschaft wird sie von einem Wasserlauf unterbrochen, der sich von der *Mala bara* bis an die Schanze ausdehnt; am Ostufer dieses Wasserlaufes finden wir sie wieder in der Richtung auf die grosse Römerschanze zu, welche sie durchschneidet. Das ganze 7 Km. lange Stück weist in Bezug auf die Richtung im Einzelnen eine sehr starke Veränderlichkeit auf — man könnte sie füglich eine Schlangenlinie nennen. Trotz dieser unregelmässigen Form dient sie auch hier auf eine lange Strecke als Fahrweg.

Dieselbe Unregelmässigkeit finden wir auch im folgenden, bis zur *Mala bara* laufenden 7 Km. langen Abschnitt, am auffallendsten in der Nähe der *Mala bara* selbst, in der Gemarkung von *Goszpodincze*. Ausserdem ist die Richtung hier schon entschieden nordöstlich.

Die *Mala bara*, welche sich nordöstlich von *Goszpodincze* befindet, hat im Allgemeinen eine ostwestliche Richtung und vereinigt sich oberhalb von *Csurog* mit der *Velika Jegriska bara*, mit welcher sie eine Strecke vor der Vereinigung parallel läuft, so dass der von den beiden Gräben eingeschlossene Raum fast eine Insel zu nennen ist. Weder in den genannten Gräben, noch auf der von ihnen gebildeten Insel findet sich eine Spur der Schanze; sie ist hier auf eine Länge von 1 Km. unterbrochen, endigt also am Südufer der *Mala bara* und setzt sich fort am Nordufer der *Jegiska bara*, in der Gemarkung von *Csurog*, und zwar — was ausdrücklich bemerkt werden muss — in gerader nördlicher Richtung. In dieser Gemarkung endigt auch — wie oben erwähnt — die kleine Römerschanze in einer Entfernung von 7 Km. von der *Jegriska bara*, 2·3 Km. westlich von Csurog. Dass hier wirklich die Schanze endigt, kann nach dem Gesagten nicht bezweifelt werden.

Die Länge der bisher beschriebenen Schanze beträgt von *Apatin* bis *R.-Militics* 20 Km., von *Kulpin* bis *Csurog* 45 Km.; die Lücke zwischen *R.-Militics* und *Kulpin* schätzen wir auf ungefähr 36 Km., so dass die ursprüngliche Länge der ganzen kleinen Römerschanze ungefähr 100 Km. betragen haben mag.

Diese Schanze kennt schon Marsili, gibt auch eine Darstellung ihrer Längenausdehnung und erwähnt dazu: *hic agger cum fossa, ad Danubium, usque ad Vragnos se extendit.* Die Zeichnung bei Marsili ist keine genaue, denn er kennt auch nur *eine* Schanze, von der Donau bis an die Theiss und dann längs der Theiss. Ebenso verfehlt ist die Angabe, dass die Schanze bei

Vragnos beginne. Dieses *Vragnos* oder *Ványos,* wie der Name eigentlich lautet, war noch im vorigen Jahrhundert eine Ortschaft in der Nähe von *Baja,* also ziemlich weit nördlich von *Apatin ;* heute hat sich von jener Ortschaft blos der Name erhalten.

Wir lassen nun eine kurze Beschreibung der kürzeren Schanze folgen, welche bisher zur kleinen Römerschanze gerechnet wurde.

Sie beginnt in einer Entfernung von 1 Km. von dem Punkte, wo die Jegriska bara die grosse Römerschanze durchschneidet, nördlich von der hier befindlichen Brücke, westlich von der grossen Schanze und streicht auf eine Länge von 6 Km. in gerader nördlicher Richtung gegen *Bács-Földvár.* Hier hat sie eine geringe Abweichung gegen Westen und berührt in einer Entfernung von 5 Km. den Franzenskanal. Der südliche Teil dieses Abschnittes bis zum Wege zwischen *Földvár* und *Temerin* ist zum Teil schon aufgeackert; weiter nördlich bis zum Wege, der von *Földvár* nach *Turia* führt, ist sie auf eine Länge von 2·5 Km. besser erhalten und hat den Graben auf der östlichen, der Theiss zugewendeten Seite, analog der Schanze in der Gemarkung von Kiszács. Dass hier der Graben so wohl erhalten ist, ist dem Umstande zuzuschreiben, dass die Schanze hier nicht Aecker, sondern eine Hutweide durchzieht.

Nördlich vom Franzenskanal bis zum *Csikthal (Csikvölgy)* verläuft die Schanze in einer ziemlich geraden Linie; der nördliche Teil dieses Abschnitts, bei den sogen. *Ugarföldek* und *Járásföldek* ist etwas unregelmässig. Der ganze Abschnitt hat eine Länge von 17·5 Km. und endigt einen halben Km. südlich vom *Csikthal.* Der Graben ist zwar nicht überall vollständig erhalten, findet sich aber ohne Schanze auf der sogen. *Viehtrift* (Marhajárás) in der Nähe des *Vojnovic*'schen Meierhofes (szállás) in einer Länge von dreiviertel Km., weiter nördlich aber in einer Ausdehnung von 600 M. ist noch Graben und Schanze vorhanden und zwar ebenfalls auf der Ostseite. Uebrigens ist beinahe auf der ganzen Länge dieses Abschnitts die östliche Böschung der Schanze viel stärker markirt, als die westliche, stellenweise sogar nur die östliche mit Hinweglassung der westlichen, was ebenfalls dafür spricht, dass der Graben sich auf der östlichen Seite befunden habe.

Die Länge der ganzen Schanze von der *Jegriska bara* bis zum *Csikthal* beträgt 29 Km. Nach Angabe älterer Karten und auch einiger Schriftsteller soll die Schanze sich noch weiter gegen Norden bis zum Körösbach (Körös ér) auf eine Länge von 30 Km. ausgedehnt haben. Die Specialkarte weiss nichts von dieser Schanze, neuere Untersuchungen haben meines Wissens jene alte Ansicht nicht bestätigt, so dass wir sie füglich übergehen können. —

Die wichtigste unter den Bácskaer Schanzen ist jedoch die sogenannte «grosse Römerschanze», einerseits deshalb, weil sie im Allgemeinen stärker gebaut und besser erhalten ist, als die beiden andern, andererseits deshalb, weil sie bis auf die Gegenwart für eine *römische* Schanze angesehen wird.

Nicht zu übersehen ist ferner auch der Umstand, dass der Graben längs der Westseite derselben noch vollständig erhalten ist.

Die grosse Schanze beginnt in der Nähe von *Neusatz,* nordöstlich von der Stadt, in der Luftlinie 5 Km., auf dem Fahrwege 8 Km. von derselben, am *Neusatzer Ried.* Nach Marsili hingegen beginnt sie bei einer viereckigen Verschanzung, deren Länge 60 und deren Breite 25 Klafter beträgt. Der Name dieser Verschanzung ist *Csenej.* Ein Hügel Namens *Csenej* existirt auch jetzt noch und hat eine Länge von 600, eine Breite von 200 M. Dieser Hügel liegt jedoch nicht in *einer* Linie mit der Schanze, sondern ungefähr 4 Km. westlich von dem jetzigen Endpunkte derselben. Die Schanze kann also, wenn sie ihre Richtung beibehalten hat, nie bis auf den *Csenej* gereicht haben, ebensowenig ist es denkbar, dass sie von ihrem jetzigen Endpunkt unter einem Winkel von ungefähr 100° sich nach Westen, gegen den *Csenej* gewendet habe; es wäre doch wenigstens eine geringe Spur dieser mächtigen Schanze übrig geblieben, was aber nicht der Fall ist. Marsili hat also in Bezug auf den Endpunkt dieser Schanze geirrt, und zwar gerade so, wie bei der Beschreibung der kleinen Schanze. Dass dieser verdienstvolle Mann wirklich geirrt hat, sehen wir aus einer gleichzeitigen Darstellung jener Schanze, welche gegenwärtig in Wien im k. k. Kriegsarchiv aufbewahrt wird,* und aus welcher ersichtlich ist, dass die Schanze bis zu einem «Marast» reichte, in welchem sich eine Insel befindet; das ist die sogen. *Vutkovic*-Insel, die in dem obenerwähnten *Neusatzer Ried,* also ebenfalls in einem «Marast» liegt. Auch darin stimmt jenes Bild mit der Wirklichkeit überein, dass sie das südliche Ende der Schanze bedeutend niedriger darstellt als die übrigen Teile, und dies entspricht auch vollkommen der Wirklichkeit.

Der Endpunkt der Schanze war also auch zu Marsili's Zeit da, wo er gegenwärtig ist.

Die Richtung der Schanze ist im Allgemeinen NNO, jedoch mit einigen geringen Abweichungen. An zwei Punkten ändert sich nämlich jene Richtung; zuerst in einer Entfernung von 2·5 Km. vom Endpunkte, dort, wo sich eines der sogen. römischen Lager befinden soll, und dann in 7 Km. Entfernung von hier. An erster Stelle wendet sie sich ein wenig gegen Osten, an zweiter Stelle schlägt sie wieder die ursprüngliche Richtung ein. Von hier bis zum Hanfwasser von *Goszpodincze,* wo sie eine Lücke hat, ist ihre Länge etwas weniger als 5 Km., bis zur *Jegriska bara* etwas mehr als 3 Km., endlich von hier bis zum «Untern Ried» (Alsó rét) von B.-Földvár 8 Km., so dass die ganze Länge 26 Km. beträgt.

Auch das nördliche Ende der Schanze stützt sich, wie Marsili behauptet, auf eine Verschanzung, welche nach seinen Angaben in der Nähe von B.-Földvár zu suchen ist. Diese Behauptung hat aber von vornherein

* Feldz. d. H. Eugen v. Savoyen I, 2, Beil. IV.

nicht viel Wahrscheinliches an sich, da eine ähnliche, wie wir gesehen haben, in Bezug auf den *Csenej*, sich als grundlos erwiesen hat. Jene Verschanzung, die nun den nördlichen Abschluss der Schanze gebildet haben soll, müsste jedenfalls dort gewesen sein, wo gegenwärtig *Földvár* selbst liegt; aber eben die Lage dieser Ortschaft hat Marsili falsch angegeben; nach seiner Darstellung liegt «Veldvar» unmittelbar an der Theiss, während gegenwärtig das Ostende der Ortschaft zwei Km. von dem Flusse entfernt liegt; zwischen der Ortschaft und dem Fluss erstreckt sich das «*Untere Ried*» (alsó rét) mit einem um 7 M. tieferen Niveau als das der Ortschaft, wo diese also nie gestanden haben kann. Es ist zwar möglich, dass seinerzeit die Theiss unmittelbar bei der Stadt vorbeifloss, aber ebenso sicher ist es, dass die Schanze am «Untern Ried» endigt, also dort, wo nie eine Verschanzung bestanden haben kann. Nebenbei bemerkt, hat die Marsili'sche Karte auch noch den Fehler, dass auch die südliche und westliche Umgebung von Földvár als ein Sumpf dargestellt ist, was ebenfalls weder gegenwärtig noch in früherer Zeit denkbar ist.

Marsili erwähnt ferner, dass die Schanze nicht weniger als 72 Lücken habe. Diese Lücken sind natürlich auch auf der Specialkarte bezeichnet, sind also noch heutzutage vorhanden, wovon wir uns bei der Begehung derselben leicht überzeugen konnten. Das bemerkte übrigens nicht nur Marsili, sondern auch sein Zeitgenosse, der die obenerwähnte Zeichnung der Schanze verfertigt hat. Solche Lücken kommen aber nicht nur hier an der grossen Schanze, sondern auch an der kleinen in sehr grosser Anzahl vor, was schon Römer und Andern aufgefallen ist.

Nach Marsili sollen sich auf der östlichen, dem Graben abgewendeten Seite 53 halbkreisförmige Einschnitte befunden haben, deren Bestimmung schwer zu erraten wäre. Wir konnten von solchen nicht die geringste Spur finden, obwohl wir die Schanze auf eine Länge von 3 Km. genau untersuchten. Etwas Anderes, und zwar viel Wichtigeres ist uns jedoch aufgefallen, wovon Marsili nichts erwähnt. Die Richtung der Schanze nämlich, obwohl sie im Allgemeinen eine gerade ist, ist genauer betrachtet einer Schlangenlinie vergleichbar; dies bezieht sich aber auf die ganze Schanze, nicht etwa auf einzelne halbkreisförmige Einschnitte. Nur an einer Stelle, und zwar in der Nähe des Hanfwassers von *Goszpodincze* finden wir eine halbkreisförmige Biegung an der Schanze, aber auch an dem Graben und zwar in östlicher Richtung. Wenn Marsili von jenen Einschnitten sagte «quarum usum plane ignoro», so müssen wir von ihnen gestehen, dass wir sie überhaupt nicht kennen.

Die Form und Structur der Schanze scheint auch noch gegenwärtig die ursprüngliche zu sein, in dem Sinne, dass Menschenarbeit sie nicht verändert hat. Wir finden auf derselben keine Spur von Aeckern, Anpflanzung oder sonstiger Benützung; nicht einmal Ackergrenzen und Feldwege führen

über sie hinweg, wie es bei den beiden andern Schanzen der Fall ist. Die Böschungen sind mit Gras bewachsen, die Westseite ist durch den tiefen Graben ganz besonders geschützt. Es ist jedoch natürlich, dass hie und da durch die oben erwähnten Lücken Wege über die Schanze führen, besonders aber nördlich von *Goszpodincze* finden sich solche Wege an mehreren Orten. Es ist auch vorderhand nicht zu befürchten, dass menschliche Arbeit so bald ihr Zerstörungswerk an der Schanze anfangen oder gar ausführen werde. Für Einzelne würde es sich kaum verlohnen, die Schanze stückweise abzutragen und den Graben auszufüllen; die Arbeit würde in keinem Verhältnisse zu dem dadurch gewonnenen Stück Ackers stehen; die Schanze zu beackern ist ebenfalls keine lohnende Arbeit; an einer Böschung von 30—40 Graden den Pflug aufwärts oder abwärts zu führen, ist wohl kaum möglich.

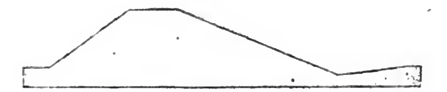
Was gegenwärtig fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, das liess sich in früherer Zeit ebensowenig ausführen. Wir werden wohl kaum irren, wenn wir behaupten, dass die Schanze seit ihrem Bestehen noch nie der Bodencultur unterworfen war. Vor etwa zweihundert Jahren erstreckte sich die «*Heyden*» bis an die östliche Böschung, also auch über die Schanze selbst; gegenwärtig reichen die Aecker östlich bis zum Fusse der Böschung, westlich bis zum Graben; so und nur so kann es seit den Feldzügen Eugens von Savoyen bis jetzt gewesen sein.

Den Durchschnitt der Schanze gibt Marsili schematisch, wie wir selbst; er vergisst aber zu bemerken, dass seine Darstellung nicht vollständig der Wirklichkeit entspreche, dass die Ränder der Schanze und des Grabens viel zu scharf, die Winkel im Graben zu genau seien. Seine Zeichnung ist eine solche, wie sie der Ingenieur vor der Arbeit entwirft.

Die untere Breite der Schanze beträgt 20 Schritte (passus euntis), die Höhe 10 Schritte, die Breite der Krone 5 Schritte; die Breite des Grabens beträgt oben vom Westrand bis zur westl. Böschung der Schanze 20 Schritte, die Sohle des Grabens 7 Schritte, ebenso viel die Tiefe; die östl. Böschung der Schanze 13 Schritte, die westliche bis zur Grabensohle 21 Schritte, die westliche Böschung des Grabens 11 Schritte. So Marsili.

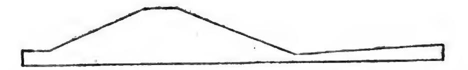
Die Maasse der Schanze, wie wir sie an zwei Stellen ermittelten, sind folgende; *a)* östliche Böschung 5·3 M., die westliche bis zur Grabensohle 13 M., die westliche Böschung des Grabens 10·3 M., die Breite der Krone 5 M.; *b)* an der anderen Stelle entsprechen folgende Zahlen: 9·5 M., 9 M., 8·6 M., 1·3 M. Zu bemerken ist noch, dass die westliche Böschung einen viel geringeren Neigungswinkel hat, als die östliche. So gross nun der Unterschied in den Dimensionen der gemessenen zwei Stellen ist, so gross ist er im Allgemeinen, wenn man die Schanze überblickt; man könnte an hundert Stellen Vermessungen ausführen, es würden kaum zwei mit einander übereinstimmen. Diese Unregelmässigkeit in der Form ist so auffallend, dass sie wohl kaum zufällig sein kann; es scheint, dass die Schanze mit dem Graben von

Anfang an nicht nach einheitlichen Maassen, wie es wohl heute geschehen würde, erbaut wurde, sondern nur nach einer das *Ungefähr* bestimmenden Norm, die bei der Ausführung eine grosse Abweichung in den Einzelheiten zuliess. Es ist oben bemerkt worden, dass aller Warscheinlichkeit nach die Schanze von Menschenhand und durch Menschenarbeit nicht verändert, zerstört wurde; diese Vermutung findet eine Bestätigung durch die eben hervorgehobene Unregelmässigkeit der Structur; denn was Menschenhand an solchen Erdwerken zu zerstören vermag, das ist am klarsten dort zu sehen, wo die kleine Schanze zwar schon abgeackert ist, aber doch auf grosse



Strecken eine gleichmässige Gestalt beibehalten hat: Zerstörung durch Menschenhand ist eben eine gleichmässige. Aber ebenso gleichmässig wirken die Naturkräfte auf so gewaltige Erdwerke: Regen und Wind können bei regelmässig und gleichförmig gebauten Schanzen nur eine gleichmässige Zerstörung derselben bewirken, denn sonst gäbe es überhaupt keine regelmässig erhaltenen Schanzwerke.

Es muss also, um das Gesagte noch einmal zusammenzufassen und nachdrücklich hervorzuheben, die grosse Römerschanze von Anfang nicht so



erbaut gewesen sein, wie wir es bei einer richtigen und wirklichen Römerschanze erwarten.

Wir sind nun bei dem Punkte angelangt, wo wir die Frage besprechen können, ob die beschriebenen Schanzen römischen Ursprungs seien oder nicht. In erster Linie betrachten wir die zuletzt besprochene grosse Schanze und versuchen die eben erwähnte Frage in Bezug auf dieselbe zu lösen. Hat man ja eben diese Schanze ohne Weiteres für eine regelrechte römische Grenzbefestigung betrachtet, bei welcher auch die notwendigen römischen Lager nachgewiesen wurden.

Eben diese römischen Lager wollen wir vor allen Dingen untersuchen.

Marsili kennt und beschreibt sie genau. Es sollen ihrer vier gewesen sein an der östlichen Böschung der Schanze; ihre Länge war 220, ihre Breite 100 Schritt. Sie waren aber nicht in gleichen Abständen von einander errichtet. Das erste *castellum* befand sich 3000 Schritt vom Südende der Schanze, das zweite 2400 Schritt von hier, das dritte auf weitere 4600 Schritte Entfernung, das vierte 2800 Schritte vom Nordende der Schanze. Nach seiner Karte ist letzteres an der Stelle, wo die kleine Schanze zum zweiten Mal die grosse durchschneidet; da aber von einem solchen Durchschneiden nicht die Rede sein kann, so lassen wir es einstweilen unentschieden, wo dieses castellum zu suchen ist.

So weit mir bekannt, hat seit Marsili niemand diese Lager untersucht, obwohl bei seiner Beschreibung der Umstand sehr auffallen musste, dass die Schanze vor denselben abgetragen, der Graben ausgefüllt ist. So muss es auch ursprünglich gewesen sein, denn es ist gar nicht abzusehen, zu welchem Zwecke gerade vor dem Lager, durch das hindurch ohnedies kein Weg geführt werden konnte, schon wegen der Schanzen und Gräben desselben, die grosse Schanze in einer so grossen Ausdehnung, die beinahe der Breite des Lagers entspricht, abgetragen und der Graben ausgefüllt werden konnte; um einen Weg durch die Schanze hindurchzuführen, dazu war ein viel kleinerer Durchstich der Schanze hinreichend.

Es ist jedoch, so weit wir die Sache kennen, noch nie in Folge dieses Umstandes, der ohne weitere Untersuchung jedem vor Augen lag, der römische Ursprung dieser Lager in Zweifel gezogen worden. Uns schien aber diese Sache so auffallend, dass uns eine Hitze von 30° R. im Schatten von der Untersuchung eines dieser Castelle nicht abhielt.

Dass von den genannten Castellen gegenwärtig noch zwei vorhanden seien, das konnte jeder, der es sehen wollte, aus der Specialkarte erfahren. Ob auch die beiden andern, nördlich gelegenen noch aufzufinden seien, das möchten wir bei der Genauigkeit der Karte wohl bezweifeln.

Nach Marsili's Karte befand sich das südliche dieser Castelle an dem Punkte, wo die Schanze, wie oben erwähnt, eine geringe Abweichung nach Osten aufweist. Genau auf dieselbe Weise ist die Lage des Castells auch auf der Specialkarte angegeben und es kann deshalb nicht bezweifelt werden, dass das von uns untersuchte Castell wirklich eines derjenigen ist, die Marsili beschreibt.

Die Gestalt desselben ist die eines Rechteckes, dessen kürzere Seite der Schanze parallel läuft, die längere hingegen sich östlich von jener ins Ackerfeld erstreckt. Die Schanze selbst hat wirklich eine Lücke vor der Breite des Castells und wie zu Marsili's Zeiten, so führt auch heute ein Weg längs der Westseite durch dasselbe. Das Castell bildet einen Teil eines Ackers und war zur Zeit, da wir es untersuchten, ein Stoppelfeld, konnte also nach allen Richtungen ohne Hinderniss begangen werden.

Ferner sind Schanzen und Gräben, mit Ausnahme der Westseite, noch wohl erhalten, obwohl schon seit langer Zeit der Pflug darüber hinweg geführt wird.

Die Länge des Castells beträgt nach unserer Messung 240 M., die Breite, Schanze und Gräben miteingerechnet, 46 M., ohne diese blos 22 M., was im Vergleich zu Marsili's Angaben sehr auffallend ist; was wir gemessen haben, ist ein sehr langgestrecktes Rechteck, aber nicht das eines römischen *castellums.*

Bei näherer Untersuchung ergab sich aber noch der höchst auffallende Umstand, dass Schanzen und Gräben zwar vorhanden seien, aber nicht in der Form, wie wir es bei einem römischen Lager oder bei irgend einem andern Lager erwarten; die Gräben befinden sich nämlich innerhalb der Schanzen so dass die letzteren das ganze Lager von aussen umschliessen, nicht aber



die Gräben. Man kann also von aussen viel leichter in das Lager gelangen, als von innen nach aussen (S. den Durchschnitt des sog. castellums).

Es liegt demnach auf der Hand, dass das eben beschriebene Erdwerk alles Mögliche sein kann, nur kein römisches castellum. Dagegen spricht nicht nur die Form der Anlage und die Construction von Wall und Graben, sondern auch der absolute Mangel an römischen Ueberresten. Wer nur ein einziges Römerlager, gleichviel ob ein grosses oder kleines — gesehen hat, der wird jenem Erdwerk, ohne weitere Untersuchung oder Nachgrabung, den römischen Ursprung absprechen müssen, *trotzdem es nicht bezweifelt werden kann, dass es eines der von Marsili beschriebenen sei.*

Die drei anderen Schanzwerke, welche Marsili erwähnt, werden wohl ähnlich beschaffen sein, d. h. sie werden ebensowenig römische Lager sein, wie das bei Neusatz befindliche. Uebrigens beabsichtigen wir die Untersusuchung in dieser Richtung fortzusetzen und möglichst bald wenigstens über das zweite, noch erhaltene Lager, uns Aufschluss zu verschaffen.

Man mag es vielleicht nicht billigen, dass wir vor Abschluss der Untersuchung schon jetzt ein endgiltiges Urteil über die grosse Schanze und die dazu gehörigen Lager überhaupt fällen, allein wir glauben, dass auch das Resultat der bisherigen Erforschung uns berechtigt, ein endgiltiges, wenn auch subjectives Urteil abzugeben, welches natürlich nur so lauten kann, dass weder die grosse Schanze, noch die daran befindlichen Lager römischen Ursprungs seien. Nach dem bisher Gesagten können wir diese Behauptung

einfach damit begründen, dass bis jetzt nirgends irgend eine Spur der Römer, wie sie überall bei der Grenzwehr zu finden sind, an der grossen Schanze sich vorgefunden habe.

Ganz dasselbe müssen wir — wie es übrigens schon Andere vor uns getan haben — auch von den beiden andern Schanzen behaupten. Schon die ganz unerklärliche Erscheinung, dass der Graben bald auf der einen, bald auf der andern, bald wieder auf beiden Seiten der Schanze sich befindet, spricht dagegen, dass wir die Schanze als ein Werk der Römer betrachten dürften. Ferner die Unregelmässigkeit in Beziehung auf die Richtung, die Lücken, die sich an tiefer gelegenen Stellen nachweisen lassen, sind alles Beweise gegen den so vielfach bis auf die neueste Zeit behaupteten oder zugegebenen römischen Ursprung. Ganz besonders aber müssen wir den Umstand hervorheben, dass der Graben stellenweise sich auf der innern, dem vermeintlichen römischen Grenzland zugewendeten Seite befindet, während doch die Bodengestaltung es überall zuliess, den Graben vor dem Wall, also an der den Jazygen zugewendeten Seite anzubringen.

Die kleinere Hälfte der kleinen Schanze, von der oben nachgewiesen wurde, dass sie mit der grösseren in keinem Zusammenhange stehe, kann, ganz abgesehen von der Lage des Grabens, auch schon deshalb nicht für eine römische Grenzwehr angesehen werden, weil sie in geringer Entfernung von der Theiss, in ihrer ganzen Ausdehnung dem Flusse parallel zieht, während doch der Fluss selbst eine viel sicherere Grenzwehr bildet, als ein ganzes Dutzend solcher Schanzen.

Daran ist schon gar nicht zu denken, dass es den Römern um die Gewinnung der von den Schanzen eingeschlossenen Strecken zu tun war; die untere Bácska hatte keine *agri decumates* aufzuweisen; denn das zwischen den beschriebenen Schanzen und der Donau und Theiss liegende Gebiet war in früherer Zeit nichtsweniger als culturfähiges Land; in jenen sumpfigen Gegenden, die erst seit verhältnissmässig kurzer Zeit trocken gelegt und urbar gemacht worden sind, hätte man den *limitanei* wohl Weiden, aber kein Ackerland anweisen können; während doch bekanntlich die *agri limitanei*, die *terrae limitrophae* bei Errichtung und Erhaltung der Grenzwehr eine sehr wichtige Rolle spielten; ohne jene Ackerloose kann man sich eine Grenzwehr überhaupt nicht denken.*

Von Ackerbau oder nur von der Möglichkeit desselben kann nach dem, was wir an den Schanzen gefunden, gar nicht die Rede sein. An diesen nämlich ist nicht die geringste Spur von Humus zu finden; auch an den Stellen, wo die Schanzen bis unter ihre Basis senkrecht abgegraben waren, wo also der Durchschnitt derselben genau untersucht werden konnte, ist kein Körnchen Humus zu sehen, trotzdem wir überall an solchen Durch-

* C. Th. VII, 1, 2, 14 und dazu die Noten von Gothofredus.

schnittspunkten sehr sorgfältig nach Humus geforscht haben. Die Schanzen bestehen also überall aus Sand, rein oder mit Thon vermengt, oder aus Kies, je nach der Bodenbeschaffenheit der einzelnen Strecken. Zur Zeit, als die Schanzen aufgeworfen wurden, kann es also noch keinen Humus in der Bácska gegeben haben, also auch keine *terrae limitrophae* noch *agri limitanei*. Wozu hätten nun die Römer jene Gegenden besetzt, wenn die Erhaltung des Limes wegen Mangel an Aeckern so schwer gewesen wäre? Eine solche Wüste diente ja schon an und für sich, ohne von den Römern besetzt zu werden, als Grenzwehr; denn die Jazygen werden sich wohl kein Vergnügen daraus gemacht haben, Sumpf, Sand und Kies zu bewohnen.

Es ist überhaupt unerfindlich, was eigentlich die Römer hätte bewegen können, die drei Schanzen zu errichten und noch dazu in der Weise zu errichten, dass in der Anordnung keine Spur von Einsicht zu finden ist. Denn das hat sich doch aus der Beschreibung der Schanzen ergeben, dass die beiden kleineren, welche bisher als *eine* betrachtet wurden, mit einander in keinem erklärlichen Zusammenhange stehen, dass weder die eine auf die andere sich stützt, noch eine die andere bedingt; jede besteht für sich derart, als ob die andere gar nicht vorhanden wäre. Aber ebenso klar liegt es auf der Hand, dass keine dieser kleineren Schanzen mit der grossen zusammenhänge, denn die eine durchschneidet die grosse, zieht über dieselbe hinaus in nördl. Richtung, die andere berührt die grosse nicht, sondern beginnt in einer gewissen Entfernung von derselben. Wäre ein Zusammenhang beabsichtigt gewesen, — und die Römer hätten wohl kaum anders gethan — so dürfte die erstere die grosse Schanze nicht durchschneiden, sondern müsste sich blos auf dieselbe stützen; die andere müsste bei jener anfangen und nicht erst in einer gewissen Entfernung von derselben.

Ist nun schon dieser Mangel eines einheitlichen Systems ein Beweis gegen den römischen Ursprung, so ist dann auch jede für sich als selbstständiger Limes betrachtet, ebensowenig römisch. Ueber den östlichen Abschnitt der kleinen Schanze haben wir schon gesprochen und können deshalb hier kurz nur so viel sagen, dass die Errichtung eines Limes parallel mit der Theiss in einer Entfernung von 2—3 Km. vom Inundationsgebiet, ein Unding ist, das man den Römern nicht zuschreiben darf. Der westliche Teil der kleinen Schanze bildet, für sich betrachtet, eine krumme Linie, eine Art von Bogen, deren Erklärung geradezu unmöglich ist. Hätten Römer diese Linie ausgesteckt, wie sie es z. B. beim Rheinlimes getan haben, so hätten sie gewiss eine kürzere, geradere bestimmt, die in kürzerer Zeit mit geringerem Kraftaufwand hergestellt werden konnte und ausserdem noch den Vorteil gehabt hätte, dass sie eben, weil sie kürzer und gerader war, leichter hätte verteidigt werden können.

Und was hätten die Römer gewonnen, wenn sie die dritte, die grosse Schanze, errichtet hätten? Das Gebiet, welches diese Schanze einerseits,

andererseits die Donau und die Theiss einschliessen, ist jetzt noch zum Teil Inundationsgebiet, besonders in der Nähe der Theiss, und muss es im Altertum in noch viel höherem Grade gewesen sein. Wenn nun eine solche für grössere Heere unpassirbare Gegend den Römern nicht hinreichenden Schutz für ihre Grenze gewährte, so wird der Wall und Graben es noch viel weniger getan haben. Wir dürfen ihnen deshalb schon so viel Einsicht zutrauen, dass sie ein von Natur stark befestigtes, ja fast unpassirbares Gebiet nicht noch einmal mit einer Grenzwehr versahen, die sich gegen die Naturgrenze sehr seltsam ausnehmen musste. Ausserdem wäre die Grenze durch die Schanze verlängert worden, und hätte notwendiger Weise eine Vermehrung der Grenzbesatzung erfordert, wovor sich die Römer gewiss gescheut hätten. Die Verlängerung des Limes in der Richtung gegen B.-Földvár hätte aber notwendiger Weise eine Fortsetzung desselben nach rückwärts, nach Süden oder Südosten erfordert. Wie jedoch diese Fortsetzung ausgefallen wäre, das lässt sich eben durchaus nicht erklären. Denn einerseits ist es nicht gut denkbar, dass der Limes, der natürlich bei *Földvár* die Theiss überschritten hätte, sich nach Südosten gegen *Szlankemen* oder *Pancsova* gewendet hätte; ein solcher im spitzen Winkel gegen *Földvár* vorspringender Limes widerspricht allen Erfahrungen, die bisher in Bezug auf römische Grenzwehr gemacht wurden. Es scheint deshalb geratener, diesen vermeintlichen Bácskaer Limes mit dem dacischen in Verbindung zu bringen, wie es z. B. Kiepert in seiner Karte zum fünften Bande von Mommsens römischer Geschichte getan hat. So etwas lässt sich aber eben nur auf der Karte tun; in Wirklichkeit findet sich östlich von der Theiss, zwischen *Hatzfeld* und *Grossbecskerek* keine Spur von sogenannten Römerschanzen, umsoweniger von einem römischen Limes. Die Römerschanzen im Temeser und in den angrenzenden Comitaten haben sämmtlich eine nordl-südliche Richtung, wenn auch mit Abweichungen vom Meridian, und enden an der Donau. Und auch von diesen steht es durchaus nicht fest, dass sie wirklich Römerschanzen seien; im Gegenteil, so wie ich sie kenne, können sie eher alles Mögliche, nur keine Römerschanzen sein, also auch keine Fortsetzung irgend eines Limes.

So konnte also die Grenzwehr in der Bácska mit der dacischen in keinem Zusammenhange gestanden haben und deshalb kann dieser vermeintliche Zusammenhang nicht beweisen, dass die Bácskaer Schanzen ein Teil des römischen Limes gewesen seien.

An eine zeitweilige Besetzung des durch diese Schanze eingeschlossenen Gebietes ist auch nicht zu denken, höchstens in Bezug auf die grosse Schanze. Da hat es den Anschein — und dies ist auch schon als möglich behauptet worden — dass die grosse Schanze in Verbindung mit den betreffenden Teilen der Theiss und der Donau die Operationsbasis für römische Kriegsführung im Lande der Jazygen gewesen sein soll, und zwar zu jener Zeit, als die Römer die Unterwerfung des Gebietes zwischen Donau und Theiss

beabsichtigten. Geben wir diese Absicht auch zu, so müssen wir doch dagegen Einsprache erheben, dass die Römer je auf solche Weise sich in Feindesland eine Operationsbasis geschaffen hätten; eine solche Basis konnte nur ihr eigenes Gebiet sein und wenn sie auf feindlichem Boden Fortificationen anlegten, so waren das *römische Lager*, aber keine Limes.

Abgesehen aber von all den Einzelheiten, welche gegen den römischen Ursprung jener Schanzen sprechen, scheinen uns im Allgemeinen zwei Dinge diesem Ursprung zu widersprechen.

Vorerst jene Lücken, die sich überall an allen Schanzen in geringer Entfernung von einander vorfinden. Man hat bisher vorausgesetzt — zuletzt Rómer — dass sie in späterer Zeit als die Schanzen selbst entstanden seien und den Zwecken einer leichteren Communication dienten. Die grosse Schanze soll, wie wir oben gesehen haben, 72 solcher Lücken haben, an der kleinen Schanze hat sie zwar bisher niemand gezählt, aber dass sie sehr zahlreich sind, das ist Tatsache. Es ist nun von vorneherein ganz undenkbar, dass zu irgend einer Zeit die Eigentümer oder sagen wir Pächter an so zahlreichen Stellen die Schanzen sollten abgetragen und die Gräben ausgefüllt haben, blos um sich einen kürzeren oder leichter gangbaren Weg zu verschaffen. Zu jener Zeit, da in Ungarn noch die Leibeigenschaft herrschte, wird es weder den Grossgrundbesitzern, noch den an die Scholle gebundenen Leibeigenen in den Sinn gekommen sein, mit Aufwand so bedeutender Kräfte, wie sie eine solche Arbeit in Anspruch genommen hätte, jene Arbeit auszuführen; denn es lohnte sich weder für den einen, noch für den anderen der Mühe, wegen Gewinnung eines Stück Weges so viel Kraft zu verschwenden. Ausserdem liesse es sich schwer beweisen, dass in früherer Zeit überall, wo die Schanzen Lücken haben, wirklich Ackerbau betrieben wurde; im Gegenteil jenes Bild, auf welches wir uns schon früher berufen haben, auf welchem das ganze Gebiet östlich der grossen Schanze «Heyden» genannt ist, beweist uns, dass es da keine Aecker gegeben hat, also auch eine Communication wegen des Ackerbaues nicht nötig war. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Behauptung aufzustellen, dass die Lücken in den Schanzen ebenso alt seien, wie die Schanzen selbst und nicht erst später entstanden. So unbegreiflich uns die Sache scheint, so findet sie dennoch Bestätigung in der Structur der sogen. Römerschanzen östlich der Theiss. So weit ich dieselben au seigener Anschauung kenne, finden sich auch da solche Lücken in grosser Anzahl vor und es müsste doch höchst seltsam sein, wenn gerade in der Nähe der Schanzen die Communication so stark gewesen wäre. Besonders auffallend aber wäre die Durchgrabung der Schanze in der Nähe von *Gyorok* (östlich von Arad); denn hier besteht sie nicht, wie gewöhnlich, aus Wall und Graben, sondern aus einem *dreifachen* Wall mit zwei dazwischen liegenden Gräben — im Ganzen in einer Breite von circa 40 M. —, erforderte also einen solchen Kraftaufwand beim Abgraben, dass die Kraftverschwendung in

keinem Verhältniss zum Erfolg stünde, um so weniger, da die Böschungen durchaus nicht steil, also leicht zu befahren sind. Mit diesen Lücken weiss ich ebensowenig anzufangen, wie mit denen in der Bácska; ihr Ursprung gehört augenscheinlich derselben Zeit an, wie die ganze Schanze, so dass es den Anschein hat, als ob alle sogenannten Römerschanzen im südlichen Ungarn nicht als Grenzwehr dienten, — Grenzwehren mit so zahlreichen Lücken sind eben ein Unding.

So wären nun diese Lücken ein Beweis gegen den römischen Ursprung der Schanzen im Allgemeinen.

Wir haben aber schliesslich noch einen Beweis, der das eben Gesagte erhärtet.

Wir kennen den römischen Limes von Pannonien in seiner ganzen Ausdehnung. Die *Notitia dignitatum* benennt, wie bekannt, sämmtliche Befestigungen an der Donau bis hinunter nach Moesien und wenn wir auch noch nicht im Stande sind, sämmtliche aufgezählten Orte ihrer Lage nach genau zu bestimmen, so ist doch so viel gewiss und nie bezweifelt worden, dass sie an der Donau zu suchen seien. Diejenigen Befestigungen, welche nicht am linken, sondern am rechten Ufer des Stromes gebaut waren, werden besonders ihrer Lage nach bezeichnet, nämlich «*Auxilia vigilum, contra Acinco in barbarico, Equites sagittarii, Altino, nunc in burgo contra Florentiam, — Praefectus legionis secundae adiutricis, in castello contra Tautantum*», vor allen Dingen aber wichtig ist: *contra Bononiam in Barbarico in castello Onagrino,* wo die *auxilia Augustensia* waren. Dieses hier erwähnte Bononia ist das heutige *Bánostor* an der Donau in Syrmien; dem gegenüber befand sich Barbarenland, eben das Gebiet der heutigen unteren Bácska; durch die Benennung «barbaricum» ist nun das genannte Gebiet ausdrücklich vom römischen Grenzland ausgeschlossen, kann also nicht durch eine Grenzwehr dem römischen Reiche einverleibt gewesen sein. Dazu kommt noch der äusserst wichtige Umstand, dass sich jenes «Castellum Onagrinum» noch nachweisen lässt. Es lag in der Gemarkung des Dorfes *Begecs* unmittelbar am Donauufer und bedeckte eine Fläche von 35—40 Hectar, auf welcher sich eine ungeheuere Menge von römischen Ziegeln, Mauersteinen, Mörtel, u. s. w. vorfindet. Freilich lässt sich der Umfang des Lagers ohne Nachgrabungen nicht genauer bestimmen, uns genügt es jedoch zu wissen, wo sich jenes Castell auf barbarischem Boden befunden habe und dass dort die Leg. VIII. stationirt war. So stand die Sache zu Anfang des V. Jahrh.

Auch in früherer Zeit gehörte die Bácska, besonders der untere Teil, zum Gebiet der Barbaren. Das ergiebt sich aus einer Stelle des Ammianus (XVII. 12), in welcher erzählt wird, dass Constantin im Jahre 359 von Sirmium aus einen Zug gegen die Barbaren unternahm, über die Donau eine Brücke schlug, den Fluss überschritt und die Barbaren in ihrem eigenen Lande schlug, und zwar «*in ea parte Sarmatiae, quae secundam prospectat*

Pannoniam»; gegenüber von Pannonia secunda lag die heutige Bácska, diese war also zu jener Zeit kein römisches Gebiet.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts stand die Sache ebenso. Wie aus den Idatianischen Fasten bekannt ist, wurde im Jahre 294 *Transaquincum* und das oben erwähnte *castellum Onagrinum* erbaut, und zwar wie im Idatius ausdrücklich gesagt wird, «*contra Bononiam*», also auf barbarischem Boden.

Aber auch schon hundert Jahre vorher, unter Commodus, war das Donauufer nicht nur Grenzlinie, sondern auch als solche befestigt, wie wir das aus einer Inschrift aus dem Jahre 185 erfahren (C. J. L. III. 3385); es wird hier gesagt, dass Commodus «*ripam omnem bu[rgis] a solo exstructis item praes[i]dis per loca opportuna ad clandestinos latrunculorum transitus oppositis munivit.* Da sich die Grenzbefestigung auf das ganze Donauufer bezieht, so werden wir wohl behaupten können, dass das ganze Donauufer, also auch das in der Bácska, die Reichsgrenze bildete. Es scheint übrigens, dass Inschriften gleichen Inhaltes auch an anderen Orten aufgestellt wurden; denn in D.-Pentele habe ich ein Bruchstück einer Inschrift gefunden, in welcher unter Anderem der Name des [Commodu]s Anto[ninus] und ausserdem ripam [o]m[nem] noch lesbar ist.

Nach dem Gesagten könnte die Einverleibung der unteren Bácska nur vor Commodus stattgefunden haben; da wir aber weder in den Geschichtsquellen jener Zeit eine Andeutung einer solchen Besetzung finden, noch irgendwelche Denkmäler in dem vermeintlichen Grenzgebiete, so kennen wir überhaupt gar keinen Grund, der uns bewegen könnte, jene unbekannte Eroberung für möglich oder gar für wirklich zu halten.

Nachdem wir aber nun den römischen Ursprung der Schanzen bestreiten, so scheint es unsere Aufgabe zu sein, das Volk zu nennen, welches einer so grossen Arbeit fähig war und den Zweck, dem sie dienen sollte. Es lässt sich nun zwar nicht leugnen, dass auf dem Wege historischer Combination eine oder die andere Hypothese in Bezug auf den Ursprung jener Schanzen sich aufstellen lasse, allein sie werden immerhin Hypothesen bleiben, so lange nicht durch genaue Erforschung der praeshistorischen Altertümer jener Gegend die ältesten Besiedler derselben bestimmt werden können. Diese Forschung hat aber kaum recht angefangen und so müssen wir uns einstweilen mit Hypothesen begnügen.

Man hat bisher drei solcher Hypothesen über die Bestimmung der Schanzen aufgestellt.

Es ist behauptet worden — und scheinbar nicht ohne Grund — dass die Schanzen eigentlich Dämme waren, bestimmt, von den dahinter liegenden Gebieten Ueberschwemmungen abzuwehren. Nur ist schwer anzugeben, welches Gebiet eigentlich vor Ueberschwemmungen geschützt werden sollte. Denn die Niveauverhältnisse der Schanzen sind der Art, dass sie nicht nur

keinen Aufschluss in dieser Frage geben, sondern sie sogar als unberechtigt zurückweisen. Man konnte überhaupt nur so lange die Schanzen für Dämme halten, so lange man die Niveauverhältnisse nicht in Betracht zog. Sobald man aber weiss, dass von Apatin bis R.-Militics die Höhe über dem Meeresspiegel mit 89, 90, 87, 89, und 84 M., von Kulpin an 83, 84, 81, 87, 83, 81, 86, 82, 85, 84, 84, 83 und 80 M. bezeichnet wird, dass die Schanze längs der Theiss, die noch am sichersten für einen Damm gelten könnte, 83, 82, 85, 85, 83, 81, 82 und 82 M. Höhe hat, so wird man wohl keinen Augenblick daran zweifeln können, dass die kleine Schanze kein Damm gewesen ist. Aber auch die Zahlen der grossen Schanze beweisen dasselbe: 86, 88, 86, 86, 81, 85, 86, 82, 84 — ein Niveauunterschied von 4 und 5 Metern auf einer sehr kurzen Strecke lässt sich bei Dämmen überhaupt nicht voraussetzen.

Abgesehen von dem Niveauunterschied, können wir die Schanzen auch schon deshalb nicht für Dämme halten, weil wir die oben erwähnten Lücken für ursprünglich mit jenen zugleich entstanden halten.

Eben wegen dieser Lücken dürfen wir die Schanzen auch nicht für Wege ansehen; wie früher erwähnt, fehlt sie eben in Depressionen, also eben dort, wo wegen des sumpfigen Terrains in der Bácska ein Dammweg notwendig gewesen wäre. Auch die Richtung der Schanze, der Mangel in der Bestimmung der Geraden, die unmotivirte und unbegreifliche Abweichung von der Geraden, die ungleiche und stellenweise geringe Breite der Krone, das Vorhandensein des Grabens auf *einer* Seite und endlich der Mangel von Steinen, Kies oder ähnlichem Material, das zum Weg eben unentbehrlich ist, — alles das zeigt uns, dass die Schanzen nie Wege gewesen sein können. Es wäre auch gar nicht zu erklären, was solche Wege eigentlich hätten verbinden sollen, die keinen rechten Anfang noch Ende haben. Etwa die Gegend von *Apatin* mit der von *Csurog*? Oder die *Jegriska bara* mit dem *Csikthal*? Oder etwa gar das Neusatzer Ried mit dem Földvárer Ried?

So scheint uns nur das *Eine* übrig zu bleiben, die Schanzen für Grenzwehren zu halten, obwohl auch gegen diese Hypothese die Lücken in den Schanzen schwer in die Wagschale fallen. An eine eigentliche Grenzwehr, die bestimmt war, den Verkehr in den Grenzgebieten zu verhindern, dürfen wir keinesfalls denken; sie konnten nur die Bestimmung haben, die Grenze genau zu markiren, um etwaige Streitigkeiten in Bezug auf die Grenze zu verhindern.

Welchem Volke oder besser gesagt Völkern die Errichtung dieser Grenze und zwar der kleinen Schanze zuzuschreiben sei, ist mit den Mitteln, die der Wissenschaft gegenwärtig zu Gebote stehen, nicht zu entscheiden; keinesfalls dürfen wir die Sarmaten für die Erbauer der Schanzen halten, am allerwenigsten den Teil derselben, der *Limigantes* genannt wurde. Denn diese wohnten nach den genauen Angaben des Ammianus (XVII. 13) in

dem Gebiet, welches durch das sumpfige Mündungsgebiet der Theiss und den entsprechenden Teil des Donaulaufes begrenzt war, also keinesfalls von Apatin bis B.-Földvár, wie neuerdings ohne genügenden Grund behauptet wurde. Es ist daher nichts Anderes denkbar, als dass die kleine Schanze durch germanische Stämme errichtet wurde, welche nach dem Beginn der Völkerwanderung, also wohl nach dem Sturz des Hunnenreiches, sich in Ungarn niederliessen. Möglicherweise hat einer oder der andere der germanischen Stämme, die nach dem Tode Attila's sich kurze Zeit in Ungarn aufhielten, diese Grenzlinie einem Nachbarstamme zum Trotz oder nach getroffener Vereinbarung aufgeworfen; jedoch können wir kaum eine Vermutung darüber aussprechen, welcher Stamm dies gewesen sei; nur auf ähnliche Fälle können wir uns berufen, und zwar besonders zwei Stellen aus Tacitus anführen,* in welchen von germanischen Stämmen erzählt wird, dass sie ihren Nachbarn gegenüber durch Wall und Graben sich gewehrt hätten.

Die grosse Schanze begrenzt seltsamer Weise eben das Gebiet, welches wir, nach Ammianus (l. c.) — wie schon oben erwähnt — den Limiganten zuschreiben dürfen; es liegt deshalb die Vermutung nahe, dass diese Schanze von den Limiganten ihren Herren und Stammesgenossen gegenüber errichtet worden sei. Es ist und bleibt das aber eine blosse Vermutung.

R. Fröhlich.

EIN UNGARISCHER REITERGENERAL ALS DICHTER.

I.

Am 18. August 1887 wurde in einer kleinen Stadt Oberungarns, in Skalitz, die Gedenktafel eines Mannes enthüllt, der eine Persönlichkeit zweiten Ranges, durch eine seltene Vereinigung soldatischer und schriftstellerischer, kriegerischer und bürgerlicher Tugenden, so wie auch vermöge des abwechslungsreichen politischen Hintergrundes, an welchen sich sein tatenreiches Leben anschliesst, unser Interesse in nicht gewöhnlichem Maasse für sich gewinnt. Das Rauhe verbunden mit dem Gemütvollen erscheint in ihm in einer patriarchalischen Einfachheit und rührenden Grösse, wie man es heute vergebens suchen würde. Dieser einfache und in seiner Einfachheit so bedeutende Mann, dessen Leben und Wirken wir hier in gedrängten Zügen folgen lassen, war der ungarische Reitergeneral Josef Gvadányi.

Gvadányi stammt aus einer der vornehmsten italienischen Familien,

* Hist. IV, 37. — Annal. II, 19, 20.

jener der Guadagni, deren Sitz die Geburtsstadt Petrarca's, Arezzo war. Die Familie hatte drei Linien: eine markgräfliche, eine gräfliche und eine adelige. Ihren Ahnensitz in Toskana verliessen sie im Laufe des XVI. Jahr-



hunderts und wurden in fremden Ländern ansässig. Nur die gräfliche Linie blieb ihrem väterlichen Herde treu, und einen ihrer Abkömmlinge, Anton Guadagni, sehen wir die hohe geistliche Würde eines Cardinals erreichen.*

* Papst Clemens XII. ernannte ihn am 29. Feber 1732.

Die adelige Linie verzweigte sich nach Frankreich, und ein Glied derselben, Thomas Guadagni, wurde nach der Schlacht bei Pavia zum Hofmeister Franz I. ernannt.

Das Haupt der markgräflichen Linie war der italienische General Marchio Alexander de Guadagnis. Um das Jahr 1660 schied er aus dem Verbande seines Heimatlandes, kam nach Oesterreich und bot seine Dienste Ferdinand III. an. Der Kaiser nahm ihn gnädig auf und ernannte ihn zum General der Armee. König Johann Sobieski von Polen verlieh ihm den Grafentitel. Schon im Jahre 1687 finden wir ihn in Ungarn, wo er die Tochter des Grafen Adam Forgách ehelichte und sich bald darauf in Rudnabánya, dem Heiratsgute seiner Gattin, niederliess. Der G. A. 28 v. J. 1687 verlieh ihm und seinen gesetzlichen Nachkommen das ungarische Indigenat und das ungarische gräfliche Diplom.

Alexander Guadagni hatte drei Söhne: Alexander, Adam und Johann. Alle drei betraten die militärische Laufbahn, die sie aber bald nach ihrer Verehelichung wieder verliessen. Der erste heiratete die Comtesse Maria Barkóczy, der zweite schloss mit der Freiin Anna Maria Bedeker einen ehelichen Bund, und Johann, der jüngste, der als Rittmeister im Cürassier-Regimente Caraffa diente, verehelichte sich mit der Baronesse Esther Pongrácz, die ihm eilf Kinder gebar, welche aber, ausser unserem Dichter, alle in zartem Kindesalter verstarben. Durch die Heirat des Letzteren kam die Familie in den Besitz der neben Skalitz befindlichen Liegenschaft. Indess verbrachte Johann seine Tage nicht hier, sondern in Rudnabánya, wo er auch sein Leben im 45. Jahre beschloss.

Johann's ältester Sohn war Josef, der den Namen seiner Vorfahren in eine ungarische Form kleidete, indem er sich Gvadányi schrieb. Er wurde am 16. October 1725 zu Rudnabánya, im Borsoder Comitate geboren. Nur seine zarteste Jugend verbrachte er im elterlichen Hause, indem der Vater die weitere Erziehung des kaum zehnjährigen Knaben dem Gymnasium der Erlauer Jesuiten überliess. Er war kein »gut erzogener» Knabe im heutigen Sinne des Wortes; man konnte ihn eher ein lebhaftes, aufbrausendes, ausgelassenes Kind nennen, das sich nicht selten gegen die Paragraphen der Schuldisciplin versündigte, nebstbei jedoch aufgeweckten Sinnes war, alles rasch auffasste, eine rege Einbildungskraft besass und durch seinen Fleiss der Liebling seiner Lehrer ward. Selbst in hohem Alter erinnert er sich gerne dieser seiner Lehrzeit: »Fürwahr, viel Allotria wurde damals getrieben. Nicht selten bekamen wir gar Rutenstreiche und mussten knieen .... Ich warb in einem fort Soldaten und hieb auf die jungen Reiser, die ich für Türken hielt, wütend drauf los».

Nachdem er in Erlau seine Gymnasialstudien beendigt hatte, ging er nach Tyrnau, um sich nach damaligem Gebrauch einige Zeit den philosophischen Studien zu widmen. Einer seiner Professoren, Johann Prileszki,

gewann den talentirten Jüngling derart lieb, dass er ihm als einzigen von 172 Schülern die akademische Würde des Baccalaureus zuerkannte.

Die neun Jahre seiner Schulzeit übten auf sein ganzes Leben einen ebenso wohltätigen als entscheidenden Einfluss aus. Noch immer konnten sich die Jesuiten nicht gewöhnlicher Errungenschaften auf dem Gebiete des Unterrichtswesens rühmen. Trotz der vielen Klagen, die nach der Tronbesteigung Maria Theresia's gegen sie laut wurden, musste Jedermann anerkennen, dass ihrem Systeme eine gewisse Tüchtigkeit und Lebensfähigkeit innewohnte, mittelst welcher sie nicht nur die Eltern, sondern auch die Schüler für sich gewannen. Wir wollen unter Anderem nur der öffentlichen Disputationen gedenken, die sich jährlich fünfmal wiederholten, ferner der historischen Schauspiele, die durch Schüler dargestellt wurden, und die sämmtlich ein zahlreiches und distinguirtes Publicum heranzogen.

Alles dies war entscheidend für Gvadányi. Der Same fiel in seiner Seele auf fruchtbaren Boden. Sehr bald entfachte sich seine Liebe zur Wissenschaft, und wie er selbst eingesteht, «liess er sich schon als Soldat die Bücher kistenweise nachholen und las sie in seinen Mussestunden». Auch bekam er hier die erste Anregung zu seiner späteren dichterischen Laufbahn, teils indem er die Classiker studirte, teils bei Ausarbeitung der schriftlichen Aufgaben, die in den unteren Classen die Nachahmung einiger aus Dichtern und Rednern entlehnten Partien, in den oberen Classen aber selbstständige Stilproben zum Vorwurf hatten. Währeud seiner Studienzeit wurde ihm auch jener tief-religiöse Sinn eingeflösst, der bis zuletzt ein Grundzug seines Charakters war und der ihn wider die Lehren der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stark emporwuchernden Rationalisten zu scharfen Invectiven bewog. Vermutlich war es auch hier, wo er sich zum Virtuosen im Violinspiele heranbildete, eine Fertigkeit, die ihn noch in hohem Alter oft ergötzte.

Nach Absolvirung der Hochschule galt es, sich für irgend einen Beruf zu entscheiden. Die Wahl war nicht eben schwer. Zu jener Zeit war es ausschliesslich die militärische und kriegerische Laufbahn, welche unsere ehrgeizigeren jungen Aristokraten in der Hoffnung eines zu erwartenden Ruhmes betreten konnten. Die Leitung der Staatsangelegenheiten war fast ausschliesslich in Händen des niederen Adels. Gvadányi, in seiner Eigenschaft als Indigene, vermochte noch viel weniger, als die jungen Magnaten mit einheimisch klingenden Namen, die öffentliche Laufbahn zu betreten. Mit dem friedlichen, ernsten Priesterstande konnte sich sein heiteres Naturel nicht befreunden, und so blieb nichts übrig, als Soldat zu werden.

Es harrte seiner eine bewegte und wechselvolle Zukunft. Nicht sobald hatte Maria Theresia von dem mit dem Tode Karls III. erledigten Trone Besitz genommen, als auch schon sämmtliche Fürsten Europas, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Giltigkeit der pragmatischen Sanction bestritten, und

wie ein auf Beute lauerndes Wild, die österreichischen Erbprovinzen bedrohten. Während des österreichischen Erbfolgekrieges wurde Gvadányi's Husaren-Regiment nach Böhmen beordert und der junge Fahnenträger focht in zwei Schlachten gegen die Preussen. Im darauffolgenden Jahre wurde die Lombardie von den verbündeten französischen und spanischen Truppen unterworfen, und nachdem die Königin Maria Theresia mittlerweile mit Friedrich II. den Frieden abgeschlossen, concentrirte sie ihr Heer in Italien. Gvadányi's Regiment wurde hieher transferirt, und er nahm in kurzer Frist an fünf Feldzügen teil. Bei einer dieser Campagnen wurde er durch die Franzosen gefangen genommen und nach Toulon gebracht, aber nach vier Wochen wieder auf freien Fuss gesetzt.

Bald traf ihn ein ernsterer Unglücksfall. Die österreichische Armee, nachdem sie in der Provence überwintert, kehrte nach Italien zurück. Aus Anlass dieses Rückzuges wurde Gvadányi damit betraut, die Brücke am Flusse Varo abzubrechen. Er kam seiner Aufgabe getreulich nach, wurde aber während des darauffolgenden Scharmützels am linken Fuss verwundet, und musste in Savona, der Hauptstadt der Republik Genua, drei Monate hindurch das Bett hüten. Während der Dauer seiner Krankheit wurde er zum Oberlieutenant befördert.

Nach Abschluss des Aachener Friedens (1748) kehrte er in seine Heimat zurück, und es traf sich gerade recht, dass eines der im verflossenen Jahre errichteten Husarenregimenter dem Esseker Festungscommandanten Ascanius Guadagni angeboten wurde, der seinen Neffen mit offenen Armen empfing, und ihn zum Rittmeister ernannte.

Der vier Jahre währende allgemeine Waffenstill tand erweckte in aller Welt und auch in Gvadányi die Hoffnung, dass Oesterreich einem dauernden Frieden entgegensähe. Diese Voraussetzung wurde noch durch die Politik des Wiener Hofes bestärkt, der jetzt seine ganze Tätigkeit der Befestigung der Staatsgewalt und der Durchführung der inneren Reformen zuwandte. Gvadányi ging daher 1752 mit der Freifrau Franziska Horeczky, die ihm drei Kinder gebar, eine Ehe ein, und hoffte nun längere Zeit hindurch von den Mühseligkeiten eines Krieges befreit, im ruhigen Hafen des Familienlebens Erholung zu finden. Doch schon im Jahre 1755 wurde zwischen Frankreich und England der Krieg erklärt, in Folge dessen Friedrich II. mit den Engländern gemeinsame Sache machte, während sich Maria Theresia mit Frankreich verbündete.

Im siebenjährigen Kriege verliess Gvadányi fast niemals das Schlachtfeld. In ungefähr sieben Gefechten schlug er sein Leben in die Schanze und nahm an jenem in seiner Art einzigen Kriegsstreich teil, als am 15. October 1757, während Friedrichs Abwesenheit, der österreichische Generalissimus Graf Andreas Hadik die Hauptstadt Berlin mit 15,000 Mann plötzlich überrumpelte und derselben eine Contribution von 357,000 Talern auf-

erlegte. Gvadányi brüstete sich Zeit seines Lebens, dass er, als Rittmeister, mit 110 Mann die Vorhut dieses Armeecorps bildete. Ebenso stolz pflegte er zu erzählen, dass ihn Kleist, der berühmte preussische Heerführer, seiner Freundschaft würdigte, im Geheimen aber einen Preis von 100 Ducaten auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Nach dem Frieden zu Hubertsburg folgten für Oesterreich, und also auch für Gvadányi Jahre des Friedens. Sein Regiment wurde nach Ungarn dislocirt, und Gvadányi erhielt den Ort Badaló im Comitate Bereg zur Garnison zugewiesen. Hier lebte er über drei Jahre ein lustiges Soldatenleben, durchstreifte die Umgegend als Jäger, gab fröhliche Gastmähler und führte ein offenes Haus. Im Jahre 1766 zog er mit seinem Regimente in das benachbarte Comitat Szatmár, später nach Máramaros-Sziget, wo er schon den Rang eines Oberstwachtmeisters bekleidete. Auch hier setzte er seine abenteuerlichen Streifereien fort und erwarb sich damit jene bewunderungswürdige Ortskenntniss, die ihm später in seinen Werken so vortrefflich zu Statten gekommen. Damals lernte er auch aus unmittelbarer Erfahrung die Sitten, Märchen und Dichtungen des Volkes kennen, so wie auch die Prototype seines «Notär von Peleske» und «Paul Rontó»; kurz, während dieser militärischen Ruhezeit sammelte er sich sämmtlichen Stoff, sämmtliche schaffende Elemente seiner Dichtung.

In der Máramaros weilte er bis 1775. Mittlerweile zum Obersten ernannt, wurde er in das den Namen des Grafen Kálnoky führende, später aber ins Nádasdy'sche Husarenregiment versetzt. Jetzt ging er nach Galizien und verblieb auch daselbst, bis er am 24. Februar 1783 seine Ernennung zum General erhielt. Der beschwerliche Dienst sagte ihm jedoch nicht weiter zu. Er schritt um seine Versetzung in den Ruhestand ein, und zog sich nach erfolgter Pensionirung in das Privatleben zurück.

Gvadányi konnte stets mit Stolz auf seine militärische Laufbahn zurückblicken. In den verhängnissvollsten und gefahrvollsten Zeiten diente er seinem Vaterlande mit furchtloser Tapferkeit; obwohl er die verkörperte Ordnung und Zucht war, beklagten sich seine Untergebenen nie über ihn, im Gegenteil liebte man allenthalben sein leutseliges, herablassendes Wesen, und durch seine lebhafte, von sprühendem Witze getränkte Unterhaltungsgabe wurden sowohl Vorgesetzte als Collegen bezaubert. Trotzdem aber schied er von dieser Laufbahn und wählte die am Ufer der March gelegene alte königliche Freistadt Skalitz zu seinem Aufenthalte, in deren Nähe sich sein mütterliches Erbe, ein schönes und fruchtbares Grundstück von 150 Joch ausdehnte. Hier ging er eine zweite Ehe mit der Witwe des Rittmeisters Josef Letovanecz ein und verlebte seine Tage in ruhiger Beschaulichkeit. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit Gärtnerei und Lectüre. Jene wurde ihm zur Leidenschaft. Den grössten Teil seiner Zeit verbrachte er in seinem Garten und pflegte seine Blumen mit hingebender

Liebe. Nebstbei besuchte er aber getreulich die Comitatscongregationen und beteiligte sich auch an den Beratungen des denkwürdigen Ofner und Pressburger Reichstages im Jahre 1790/1. Streng genommen liess ihn aber die Politik dennoch unberührt. Auch er wird durch den reactionären Hauch des zehnten Decenniums im vorigen Jahrhunderte ergriffen, und in seinem patriotischen Eifer beschliesst er auf dem Felde der Literatur für die Wiederaufnahme der ungarischen Sprache und Tracht zu kämpfen. Im Jahre 1788 veröffentlicht er sein erstes Werk die «Badekur von Pöstény» («Pöstenyi förödés»), an welches sich bald der politisch angehauchte «Notär von Peleske» (Peleskei Notárius) und andere mehrere seiner kleineren Schriften anschliessen. Er tritt in lebhafte Correspondenz mit den Schriftstellern der damaligen Zeit, mit Samuel Mindszenti, Josef Péczeli, David Szabó, Barbara Molnár und Julianna Fábián.

Und schon beginnt er es schmerzlich zu fühlen, dass er weit weg vom Mittelpunkte des Ungartums und der literarischen Bestrebungen in Skalitz zu wohnen bemüssigt sei. Getreu schildert er seine Lage in einem von 1795 datirten Schreiben. «Hochwürdiger Herr», schreibt er an Mindszenti, «ich wurde vom guten oder bösen Schicksal (wie man's nimmt) aus dem gesegneten Borsoder Comitate auf die äusserste Grenze des Landes, auf mein mütterliches Erbgut verbannt. Hieher hat mich Hymen mit einer lieben Ehehälfte gefesselt, mit welcher ich Gott sei Dank ein gutes und vergnügtes Leben führe. Immerhin leid tut es mir aber, dass es mir allhier so überaus selten vergönnt ist, die liebgewordene Sprache meiner Heimat vernehmen zu dürfen. Doch wer vermag etwas dagegen? Ich muss mich mit dem Willen des Allmächtigen bescheiden. Noch schmerzlicher berührt es mich, dass ich hier am Ende der Welt, eine Viertelstunde von Mähren, selbst von den Vermittlern meiner Pränumeranten gänzlich abgeschnitten bin. Zunächst liegt Pressburg, aber auch bis dahin hat es seine guten zehn Meilen; auch hat man selten Gelegenheit hin zu gelangen, da die hiesigen Slovaken nicht leicht aus ihren vier Pfählen kriechen und ihre Eicheln am liebsten zu Hause rösten.»

Trotzdem fiel es ihm nicht bei, Skalitz zu verlassen. Seine momentane Unzufriedenheit legte sich immer wieder, und bis zu seinem Tode behielt er jene Würde, jenes Gleichgewicht der Seele und jene Ruhe des Gemüts, welche dem Ungarn so eigentümlich sind. Und noch bei Lebzeiten durfte er sich rühmen erreicht zu haben, was so Wenigen beschieden ist, dass seine Werke eine nicht gewöhnliche Popularität errangen und ihr Verfasser allenthalben zum Gegenstand der Achtung und Verehrung geworden.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts warf ihn eine Krankheit aufs Krankenlager, das er nimmer verlassen sollte. Er starb am 21. December 1801 und wurde später in der Baron Horeczky'schen Familiengruft zu Rohov beigesetzt. Gvadányi wurde sowohl von seiner Gattin, als auch von seinen Kin-

dern überlebt. Sein Sohn starb am 22. Juni 1828, 73 Jahre alt, als Obrist in Pressburg. Mit ihm erlosch die ungarische Linie der Familie Gvadányi.

II.

Wir kennen kein Werk in der ungarischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, das seine ursprüngliche Volkstümlichkeit bis auf die jüngsten Tage in gleicher Weise beibehalten hätte, wie Gvadányi's *Notar von Peleske*. Gleich nach seinem Erscheinen wurde es im ganzen Lande gekauft und verbreitet. Der neue Ankömmling gefiel absonderlich und wurde von Alt und Jung bis zum Auswendiglernen wieder und wieder gelesen. Ohne Kritik oder Reclame, allein zum Vergnügen ging dies Buch von Hand zu Hand, und man überliess sich bei der Lectüre desselben gänzlich dem frischen Eindrucke der Unmittelbarkeit. Man lachte herzlich über die unterhaltenden Abenteuer und das furchtsame Ungeschick des Notarius, gleichzeitig mit letzterem begeisterte man sich aber auch für die ungarische Sprache und Tracht, und machte sich weidlich Luft gegen das in Wort und Kleid entartete Ungartum. Was Wunder, dass die Gestalt des Notarius, den sagenhaften Volkshelden vergleichbar, den Ungarn so eng ans Herz gewachsen und in das allgemeine Bewusstsein übergangen ist.

Dieser Erfolg ist weniger dem inneren ästhetischen Werte und den poetischen Schönheiten dieses Werkes, als der Gunst des Zeitgeistes zuzuschreiben.

Es ist bekannt, wie die ungarische Aristokratie durch das centralisirende Regierungssystem Maria Theresia's der Sprache und den Sitten ihrer Väter allmählich abgewendet wurde. Die Königin lockte die Vertreter des hohen Adels sowie auch die hervorragenderen Mitglieder der Gentry einzeln nach Wien, woselbst sie in der bestrickenden Atmosphäre des Hofes einem aussergewöhnlichen Umwandlungsprocesse erlagen. Der vornehmen Cultur, Sprache und Literatur, dem üppigen Luxus und der ausschweifenden Mode des Westens fielen ihrer immer mehr und mehr zum Opfer. Parallel mit dem Weitergreifen des fremden Geistes verminderte sich die Anhänglichkeit für das National-Ungarische. Man fing an auf die rohe, ungehobelte Sprache, auf die primitive Literatur und die nationale Tracht vornehm herabzublicken. Aber auch das traditionelle Hinneigen der aristokratischen Kreise zur Abgeschlossenheit liess es ihr natürlich erscheinen, dass sie sich von den tieferen Schichten der Gesellschaft unterscheide, wenn nicht anders, mindestens doch in Sprache und Kleidung. Der niedere Adel ahmte bald in Allem die Magnaten nach, und so kam es, dass die ungarische Sprache und Tracht in ihrem eigenen Vaterlande fremd geworden waren.

Alldies konnte geschehen, ohne dass sich auch nur eine einzige Stimme dagegen erhob. Die glatte Politik des Wiener Hofes umspannte mit ihren feinen Fäden vollends alles patriotische Gefühl, und blendete es in erschreck-

licher Weise angesichts der drohenden Gefahr. Josefs II. gewaltsames Auftreten machte die Aristokratie endlich klar sehen. Seine hochfliegende Seele begnügte sich nicht mit der langsamen, stufenweise fortschreitenden Umwandlung: er wollte es erleben, dass die Saat ihre Früchte trage. Mit offenem Visir trat er in die Schranken, um die ungarische Constitution zu vernichten, um Ungarn in Hinsicht des Rechtes und der Verwaltung in das österreichische Reich einzuverleiben, um durch officielle Aufoctroyirung des deutschen Idioms die ungarische Sprache zu verdrängen. Erst als er die letztere Verordnung ergehen liess, wurden sich Nation und Adel ihrer Lage bewusst. Sie sahen ihren Irrtum ein und trachteten ihn gut zu machen. Eine allgemeine Reaction erstand gegen den Erlass, und im Jahre 1784 unterbreiteten die vereinigten ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei dem Kaiser eine Repräsentation, in der sie verlangten, dass der Gebrauch der ungarischen Sprache bis zur Einberufung des Reichstages gestattet sei. Aber weder die Repräsentation der Hofkanzlei, noch die Flut von Bittgesuchen seitens der Comitate hatten den gewünschten Erfolg. Josef blieb unbeugsam. Er erklärte entschieden: wer ihm nicht gehorchen wolle, «dem stehe die Türe offen». «Ich fordere», sagte er, «von der Hofkanzlei denselben Gehorsam, wie vom letzten Hayduken.»

Eine starke Rückwirkung entwickelte sich auch angesichts der fremden Tracht. Schon im Jahre 1782 erhebt der Dichter Ányos in einer an die ungarische Jugend gerichteten Apostrophe seine mahnende Stimme gegen das Nachäffen der fremden Mode. Und dies heftige Opponiren nahm zu Ende der achtziger Jahre immer mehr zu und erreichte auf dem Reichstage vom Jahre 1790 seinen Höhepunkt. Durch die allgemeine Stimmung der Zeit wurde auch Gvadányi mitgerissen, der trotz allem Conservativismus ein stark ausgeprägtes Gefühl für das Wohl und Wehe seiner Nation hegte. Seine Bitterkeit, seinen Zorn, seine Rache wollte er um jeden Preis ausschütten und zu diesem Zwecke schrieb er im Jahre 1787 sein berühmtes Werk den «Notar von Peleske», dessen weitschweifiger Titel den Inhalt genugsam verrät: «Ofner Reise eines Dorfnotars, durch den Verfasser sammt den damit verbundenen Gefahren zur Erweckung und Unterhaltung des todtschlächtig gewordenen ungarischen Gemütes hiemit in Verse gebracht. Pressburg und Komorn. Auf Kosten und mit Lettern von Peter Simon Weber. 1790.» Motto: Mordet ut sanet. Bitter, aber gesund.

Das ganze Werk ist nichts weiter, als die gemütsvolle Beschreibung einzelner Abenteuer, die der Held während seiner Reise nach der Hauptstadt zu bestehen hat. Seine Einkehr in die einsamen Weiler des ungarischen Tieflandes, sein langsames Forttrollen auf dem langen, öden Wege, seine komische Flucht vor den wütend gewordenen Stieren, sein Rencontre mit den Gensdarmen, die ihn weidlich durchstäupen, sein famoser Sturz in eine Kotlache, die er für die Theiss hält, seine beissenden Witze

gegen das verweichlichte Leben der Hauptstadt, — dies alles entbehrt der einheitlichen Handlung, entratet jeder fortschreitenden Entwickelung und ist ohne jedwedes dramatische Moment. Doch ist es ja auch nicht die Composition, was dem Werke seine ungeheure Volkstümlichkeit erwarb. Er wusste ganz wohl, der gute Gvadányi, dass er weder ein komisches Epos, noch eine heitere poetische Erzählung geschrieben. Sein einziger Zweck war, die für alles Fremde schwärmenden Dämchen und Cavaliere auf den Pranger zu stellen, ihre ausländische Mode zu verspotten und seine Nation zur Wiederaufnahme der ungarischen Sprache und Tracht zu bewegen. Um dieses sein Ziel erreichen zu können, suchte er eine geeignete Gestalt, durch deren Mund er seine eigenen Ideen, Anschauungen und ermunternden Aufrufe aussprechen konnte. Es ist ein Beweis für seine Erfindungsgabe, dass er auf die glückliche Gestalt des Notars geriet. Wiewohl uns keine positiven Daten zu Gebote stehen, dass der Notar eine tatsächlich existirende Person gewesen, wagen wir doch zu behaupten, dass derselbe keine rein erdachte Gestalt sei. Jene zahlreichen detaillirten Züge, aus denen der Verfasser den Charakter seines Helden schafft, jene aus dem Leben gegriffenen Situationen und jene specialisirende Umständlichkeit, mit welcher seine Individualität, seine socialen und Familienverhältnisse geschildert werden, weisen insgesammt darauf hin, dass Gvadányi während seines Szatmárer Aufenthaltes einen solchen Menschen kennen gelernt hat, der ihm bei seinem Werke als Modell diente. Dies ist umso wahrscheinlicher, da Gvadányi selbst keine so ausgezeichnete schöpferische Kraft war, dass er aus eigener Phantasie eine Gestalt von ähnlicher Wahrheit und Lebenstreue zu schaffen vermocht hätte.

Was weiter die Genauigkeit und das Charakteristische der Reisebeschreibung betrifft, konnte sich Gvadányi seine aus eigenen Fussreisen geschöpften Erfahrungen vollauf zu Nutzen machen. Und sowohl im Charakterisiren, als im Beschreiben ist er besonders da glücklich, wo er auf ausgetretenen Spuren wandelt. Die Charakterschilderung des Notars ist auch nur in den vier ersten und in den drei letzten Teilen gelungen, während die Teile V—X, welche die Verwirklichung der Tendenz enthalten, in jeder Hinsicht schwächer zu nennen sind. Die Spötteleien des Notars und die Ofner Abenteuer sind erdacht und demgemäss entbehren sie auch jener bezeichnenden Natürlichkeit und Wahrheit, durch welche die übrigen Teile des Werkes so vorteilhaft gekennzeichnet werden. Der Notar ist der Vertreter der einfachen, unverdorbenen Mittelclasse. Ein Mann von altem Schlage, ist er auf sein geringes Wissen ebenso stolz, wie auf sein Amt. Seine Gelehrtheit, seine Schulbildung führt er in einem fort im Munde und ist sich der Schranke wohl bewusst, die den Schriftgelehrten vom Analphabeten scheidet. Diese seine hypergelehrte Selbstüberhebung und der Umstand, dass er alle Augenblicke auf Jemand stösst, der seiner Wichtigtuerei ein Schnipp-

chen schlägt, verursacht jene gesunde Komik, die den Leser bis zum Schlusse in guter Laune erhält.

Ueberdies ist der Notar ein furchtsamer Mensch, den man leicht ins Bockshorn jagt, der vor den Stieren bis in den Tod erschrickt und in den Graben hineinkollernd verzweifelt lamentirt. Mutig sehen wir ihn nur in Pest, indem er seine moralisirende Mission antritt. Dies geschieht jedoch nur ausnahmsweise und ist kein ständiges Kennzeichen seines Charakters, wie z. B. die Schlemmerei, die ihn überallhin begleitet; niemals vergisst er besonders zu erwähnen, ob man ihn mit Sauerkraut oder Gulyás, mit rotem oder weissem Weine regalirt hat. Am besten jedoch gefiel dem Publikum sein patriotischer Eifer, in dem es den Ausdruck seiner eigenen Gefühle erkannte, Dies die eine Ursache der grossen Popularität dieses Werkes, die andere ist die überraschende Unmittelbarkeit des Vortrages und das echt Ungarische in der Sprache sowohl, als im Rhythmus. Das Werk erlebte zahlreiche Auflagen und wurde schliesslich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts durch Josef Gaal's gleichnamige Posse verdrängt.

Dem Notar von Peleske zunächst stehen in Inhalt und Stimmung Gvadányi's *Flugschriften*. Die politische Literatur der neunziger Jahre wird gewöhnlich die Literatur der Pamphlete genannt. Diese Werke von geringem Umfange, die damals das Land überschwemmten, beziehen sich zumeist auf ungarische Sprache und Tracht, selbst diejenigen, die deutsch oder lateinisch geschrieben sind. Eines der interessantesten ist jenes in deutscher Sprache im Jahre 1790 erschienene Büchlein, betitelt: «Gedanken über die Nationaltracht der Frauenzimmer in Ungarn», in welchem sich eine ungarisch fühlende Deutsche für die Wiederaufnahme der alten ungarischen Tracht erwärmt und zu dem Resultate gelangt, dass wenn man einmal so weit ist, sich ungarisch zu kleiden, die Vaterlandsliebe ebenso eindringen wird in Religion, Verfassung und Sitten, wie es einstens bei Römern und Griechen der Fall war.

Diese Ansicht wurde auch von Gvadányi vertreten in jener Flugschrift, die er unter dem Titel: «Satyrisch-kritische Beschreibung des gegenwärtigen Reichstages» veröffentlichte. In der Vorrede gibt er Aufschluss über die Entstehung des Werkes und erklärt, dass er keineswegs gesonnen sei ein Pasquill zu schreiben, da es ihm nie in den Sinn gekommen, «die Ehre seiner Mitmenschen mit Füssen zu treten.» Die Beschreibung des Reichstages entspricht nur im ersten Teil dem Titel, denn nur hier wird «die in dem Meere von Parteilichkeiten versunkene Session» verspottet, wo man nur disputirt und nie Beschlüsse fasst. Und hier ist es, wo er die Ablegaten mit satyrischer Uebertreibung geisselt, die vier Stunden lang darüber verhandeln, ob sie den Ausdruck «ex his» oder «de his» in einer an den König gerichteten Repräsentation anwenden sollten? Hier ist es auch, wo er jene nach Wien delegirten Herren herabkanzelt, die sich schnurrbärtig von Pressburg auf

den Weg machen und sammt und sonders mit rasirtem Kinne zurückkehren. Diese frische Satyre verleiht dem Werkchen sein Fesselndes, während die eingeflochtenen Abenteuer und Beschreibungen platt und mitunter geradezu abgeschmackt sind.

Und als er es erlebte, dass die Principien, für die er eingetreten, wenn auch nur teilweise, den Sieg errangen, als er sah, dass man im ganzen Lande wieder der ungarischen Mode huldigte, ja dass sogar das schwache Geschlecht sich zur alten Tracht bequemte, kannte seine Freude keine Grenzen, und er schrieb jenen famosen an die ungarischen Frauen gerichteten Panegyricus: «Den edlen ungarischen Damen und Fräulein gewidmete Verse, die ein Patriot mit unverändert eifrigem Herzen in Hinsicht der jüngsten Begebenheiten zu Nutz und Frommen des eben genannten schönen Geschlechtes herausgegeben hat. Pressburg und Komorn etc.»

Dies war sein letztes Werk dieser Art. Nach den Verfassungsstürmen des Jahres 1790 lebt er wieder in einsamer Zurückgezogenheit und schreibt sein grösseres zweites Werk, den *Paul Rontó,* dem wir nun noch einige Worte der Besprechung widmen wollen.

«Paul Rontó» ist Gvadányi's umfangreichstes poetisches Werk, das an Volkstümlichkeit dem Notar keineswegs nachsteht, an dichterischem Wert aber letzteren entschieden überragt, wiewohl der alte Haudegen auch hier keiner ausgesprochenen poetischen Kunstart huldigt und sich auch keiner landläufigen politischen Richtung anschliesst. Und gerade das verleiht dem Erfolge dieses Werkes seinen besonderen Wert. Während der Notar seine grosse Wirkung zur Hälfte dem Zeitgeiste und der damals herrschenden Stimmung verdankte, erwarb sich «Paul Rontó» blos durch innere Vorzüge seine bedeutende Popularität. Der zweite Teil des Werkes, der das Leben des Grafen Benyovszky nach deutschen Quellen behandelt, kann auf die Bezeichnung einer selbstständigen dichterischen Schöpfung zwar keinen Anspruch erheben. Umso anziehender wirkt aber die dem ersten Teile innewohnende bedeutende schöpferische Kraft. Die Charakteristik des Helden, die stufenweise Schilderung seiner körperlichen und seelischen Entwickelung, die treue Wiedergabe des gesunden Volkshumors, die körnige, urwüchsige Sprache weisen diesem Werke noch heute eine hervorragende Stelle unter den bedeutenderen Schöpfungen der Volksdichtung an. Während die Charakteristik des Notars durch die vielen Anspielungen politischen Inhaltes in einem fort getrübt wird, ist dieselbe hier bis zu Ende treu, sicher und folgerichtig durchgeführt, wenn auch von einer organischen Handlung auch hier nicht die Rede sein kann.

Die übliche langathmige Vorrede spricht sich deutlich über die Pläne und Intentionen des Verfassers aus. Es mögen hier einige Stellen aus derselben eingeschaltet werden: «Sie belieben sich zu erinnern», also spricht er zu seinen Leserinen, «dass Sie von mir ein spasshaftes Werk wünschten, wie

ich ein solches mit Hilfe meiner schwachen Feder in der Reisebeschreibung des Notars von Peleske schuf. Nun weiss ich zwar nicht, ob diese meine Arbeit Ihrem Rosenmündchen ein kleines Lächeln entlocken dürfte oder nicht? Ich fürchte nur, dass dieses Werk, in welchem zahlreiche Kriege gefochten werden und gar vieles Blut vergossen wird, Euer Gnaden etwa nicht genehm sein könnte; wenn aber Euer Gnaden hinwiederum in Betracht ziehen wollten, welche Heldentaten durch die Frauen ehedem vollbracht wurden, werden Sie hoffentlich nicht geringeres leisten wollen, als Jene, um so mehr, da die letzteren bei weitem nicht so viele schöne Eigenschaften und Tugenden besassen, als Euer Gnaden, die in dem erleuchteten Zeitalter leben. Jene lasen auch keine solche Menge von Romanen, die von Taten der Krieger erfüllt sind, noch hatten sie jemals Gelegenheit den Mut derselben im Theater vor Augen verkörpert zu sehen, und eben so wenig verstanden sie sich darauf, der Mode alles zu opfern, sich durch Schminke zu verjüngen und ihr Gesicht anzupinseln, sondern meinten in jenem eisernen Zeitalter, dass alles Glück in der eigenen einfachen Tugend zu suchen sei.»

Der Held des ersten Teiles ist das Urbild des verlotterten, aber immer tapfern, oft bösen, aber nie einfältigen ungarischen Husaren. Schon in seiner Kindheit trieb er es gar zu toll. Kein Vogelnest hat vor ihm und seinen Cumpanen Ruhe, kein Baum ist ihm zu hoch, kein Wasser zu tief. Das geschenkte Obst schmeckt ihm nicht, er weiss sich welches zu stehlen, das er mit Hochgenuss verzehrt. Auch die Schule konnte seine wilde, aufbäumende Natur nicht zähmen, seinen Hang zu bösen Streichen vermindern. Jetzt stiehlt er schon Geld und verprasst es in ausgelassener Gesellschaft. Von einem Pester Kaufmann erpresst er durch getreues Nachahmen der väterlichen Handschrift dreihundert Gulden, muss aber Fersengeld zahlen, dingt sich später als Schafhirte bei einer Herrschaft ein und ist endlich bemüssigt das keineswegs ehrsame Handwerk eines Pferdediebes zu ergreifen. Unter solchen Umständen lässt er sich zum Husaren werben, wo er endlich seinem natürlichen Hange fröhnen kann und es ihm nicht benommen wird immer guter Dinge zu sein, auch im Donner der Geschütze und in dem Feuer der Schlachten. Er beteiligt sich am siebenjährigen Kriege, desertirt und wird zum Tode verurteilt. Im letzten Augenblicke begnadigt, bekundet er fortan bis zu Ende des Feldzuges ein braves und ehrliches Betragen.

Hier endet der erste Teil, in welchem Rontó seine Erlebnisse in kräftiger Sprache und gemütlichem Humor schildert. Ganz dasselbe tut auch der Notar. Nur dass die gefällige Harmonie in jenem Werke durch nichts gestört wird, während, wie erwähnt, das viele Moralisiren und Politisiren dem an erster Stelle besprochenen Werke nicht eben zum Vorteil gereicht. Die geistige und physische Entwickelung des Helden Rontó spielt sich in der anschaulichsten Weise vor uns ab. Wir lernen eine jede Faser seiner Seele,

einen jeden Beweggrund seiner Handlungen kennen. In seiner naiven Aufrichtigkeit sagt er Alles frischweg heraus und gesteht seine Sünden ebenso ein, wie er seine Tugenden prahlerisch verkündet. Hieraus entspringt jene Sympathie, die wir ihm trotz aller seiner Fehler entgegenbringen. Wir sind ihm auch dann noch gut, wenn er eine wirkliche Sünde begeht, denn wir lernen das Heranreifen seines sündhaften Vorsatzes kennen, denn wir erfahren, dass er nicht sowohl durch inneren Drang, als durch die Gewalt der Umstände zum Bösen angetrieben wird. Ueberdies besitzt er ein jähes Naturell, fasst urplötzlich seine Entschlüsse und kümmert sich nicht um die Folgen. Die Arbeit brennt ihm unter seiner Hand, doch bald wird er ihrer überdrüssig. Das Spiel wird ihm ebenso schnell zur Last, wie das Lernen. — Geboren und geschaffen ist er nur für einen Stand, für das Kriegshandwerk. Seine abenteuerliche Seele findet nur auf dieser Laufbahn ihre volle Freiheit und Befriedigung, die Lösung seiner Lebensaufgaben erscheint ihm allein in dieser Sphäre für möglich.

Ein schöner, schneidiger Junge, ein echtes Soldatenblut, ist er zu Bravour-Stücken aller Art, nicht selten auch zum Bramarbasiren aufgelegt. Trotz aller Ausschweifungen jedoch und in dem heissesten Schlachtenfeuer bewahrt er sich ein zartes Gefühl für Eltern und Freunde. Dabei ist er originell in jeder Beziehung, urwüchsig an Leib und Seele, beurteilt alles von seinem Standpunkte und trifft in der Regel den Nagel auf den Kopf. Diese Consequenz in der Charakterzeichnung, diese Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung verleiht dem Werke jene Anziehungskraft, die es noch heute allen ästhetisch geschulten Lesern als wertvoll erscheinen lässt.

Im zweiten Teile erfahren wir, dass Rontó nach einem für ihn verhängnissvoll gewordenen Abenteuer genötigt ist nach Galizien zu flüchten, wo er in die Dienste des Grafen Benyovszky, dieses weltberühmten Abenteurers tritt, dessen bewegtes und in mancher Beziehung interessantes Leben der deutsche Leser auch aus Kotzebue's Schauspiel kennt. Dieser Teil ist aber ungleich schwächer, entbehrt aller Vorzüge des ersten, plattet sich immer mehr ab und wird zuletzt zur trockenen, unerquicklichen Chronik, deren Verlauf weiter zu verfolgen sich nicht der Mühe lohnt.

Es erübrigt noch, dass wir das bisher Gesagte mit einigen zusammenfassenden, allgemeinen Bemerkungen abschliessen. Trotz der grossen Verbreitung, deren sich Gvadányi's Werke erfreuten, steht ihr Verfasser dennoch isolirt in der Geschichte der ungarischen Literatur da und spielt keine Rolle in dem grossen Entwickelungsprocesse, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts vor sich gegangen. Diese seine Isolirtheit erklärt sich teils aus seiner Individualität, teils aus den Zeitverhältnissen. Wiewohl Gvadányi die aristokratischen Formen gänzlich vernachlässigte und für das niedere Volk eine nicht alltägliche Sympathie hegte, war er doch Zeit seines Lebens streng conservativ gesinnt. Hartnäckig klammerte er sich an das Alte, Hergebrachte

und sträubte sich gegen jede noch so zweckmässige Neuerung. Er konnte sich nun einmal nicht in den oppositionellen Geist und in die gährenden Ideen des achtzehnten Jahrhunderts hineinfinden. Diese seine Ansichten übertrug er naturgemäss auch auf die Literatur. Er hegte einen Widerwillen gegen jede Reform. Weder die Errungenschaften der Dichter, die der sogenannten französischen Schule angehörten, noch diejenigen der klassischen Richtung konnte er gutheissen. Vor ihm schwebte als unerreichbares Ideal die alte Schule des XVII. Jahrhunderts, vor allem aber der epische Dichter Gyöngyösi, den er sich überall zum Muster wählt. Von ihm eignet er sich die lebhafte Art des Erzählens, die schönen Wendungen des Styls an, ihn ahmt er in seinen Inversionen, willkürlichen Verbindungen, ja sogar in der äusseren rhythmischen Form nach. Indem er solcher Massen überall und allenthalben in die Fusstapfen Gyöngyösi's trat, erschien er den Zeitgenossen als ein verspäteter Repräsentant einer veralteten, längst vergessenen Zeit. Dies die eine Ursache seiner vereinsamten Stellung. Eine weitere, vielleicht noch massgebendere war, dass der alte General bis zuletzt ein Dilettant geblieben. Er gehörte niemals einer Zunft, einer Schule, einem Dichterverband an; er hatte niemals dichterische Principien, vorgesteckte Ziele, zu deren Verwirklichung er sich im Vorhinein verpflichtete. Anfangs schrieb er aus Langerweile, später aus Patriotismus.

Schon oben hatten wir angeführt, wie es zu erklären sei, dass Gvadányi trotz alledem ein so viel und so lange gelesener Schriftsteller blieb. Wir wollen dem oben Gesagten noch beifügen, dass er der erste ungarische Dichter war, der sich im komischen Fache versuchte, da die vergangenen Jahrhunderte mit ihren blutigen inneren und äusseren Kämpfen dieses Genre nicht aufkommen liessen. Jedenfalls trug auch dies dazu bei, seinen Schriften die Gunst weiterer Kreise für lange Zeit zu sichern.

Dionys Kovács.

GÉZA MÉSZÖLY †.*

Die ungarische Kunst hat einen herben Verlust zu beklagen. Im besten Mannesalter, in ungebrochener Geistesfrische, dem Zenith seiner Meisterschaft entgegeneilend, wurde einer der trefflichsten ungarischen Landschafter das Opfer einer tückischen Krankheit: Géza Mészöly verschied am 12. November zu Jobbágyi, am Fusse der lieblichen Mátra, wo er nach der Rückkehr aus Meran Zuflucht gesucht hatte.

Ein Künstlerleben schlicht und einfach, frei von allen zigeunerhaften

* Die diesem Artikel beigefügten Illustrationen sind mit gütiger Bewilligung der Verleger, der Herren Gebrüder Révai, dem Prachtwerke *Magyar mürészek* (Ungarische Künstler), auf das wir demnächst ausführlicher zurückkommen, entnommen.



GÉZA MÉSZÖLY.

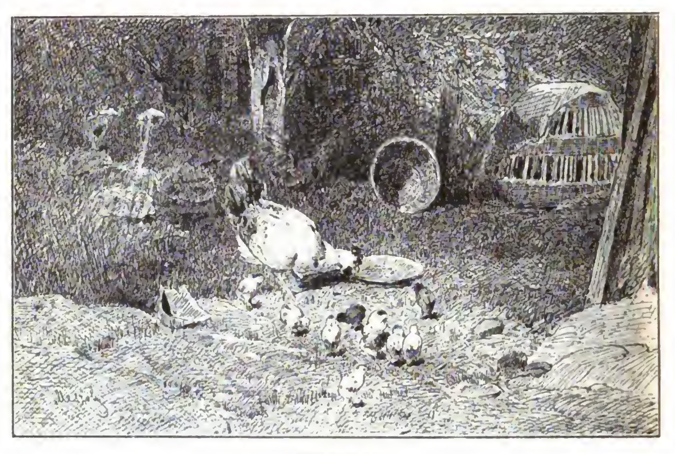
WEIDENGEHÖLZ VOM PLATTENSEE.

HEUERNTE.

irche in Lóránthäza.

KASTELL IN NYIR-BAKTA.

Auswüchsen, ein Leben voll ernster Arbeit und schönster Erfolge wurde da viel zu früh, viel zu rasch ausgelöscht, der vaterländischen Malerei einer ihrer berufensten Meister entrissen. Ungarn hat im letzten Jahrzehnt auf dem Felde der bildenden Künste nicht einen Schritt, nein, einen Sprung nach vorwärts getan und als ob sich die beste Kraft der Nation — müde des politischen Kampfes und ausruhend vom himmelanstrebenden poetischen Schaffen — der bisher nur zaghaft vorwärts tastenden Kunst zugewendet hätte, so traten die reichbegabten Talente hier schaarenweise auf den Schauplatz.



HÜHNERHOF.

Aber wie sehr sie sich auch mühen, ihrer Kunst den wahrhaft ungarischen Charakter aufzuprägen, erreichen sie dieses Ziel doch nur selten, weil sie sich, ebenso wie die Autoren der neuesten Volksstücke, zu wenig in das edlere Wesen des Volkes vertiefen und an rohen Wirtshausscenen, an Aeusserlichkeiten Genügen finden. Géza Mészöly hat nicht das ungarische Volksleben, sondern die ungarische Landschaft zum Vorwurf genommen und trotzdem durchzieht seine Bilder ein unverfälscht nationaler Hauch, aus seinen Werken duftet uns der Brodem des heimatlichen Bodens, der ungarischen Ackerscholle entgegen. Und er erreicht diese Wirkung mit so echt künstlerischen Mitteln, seinem geläuterten Geschmack liegt jede rohe

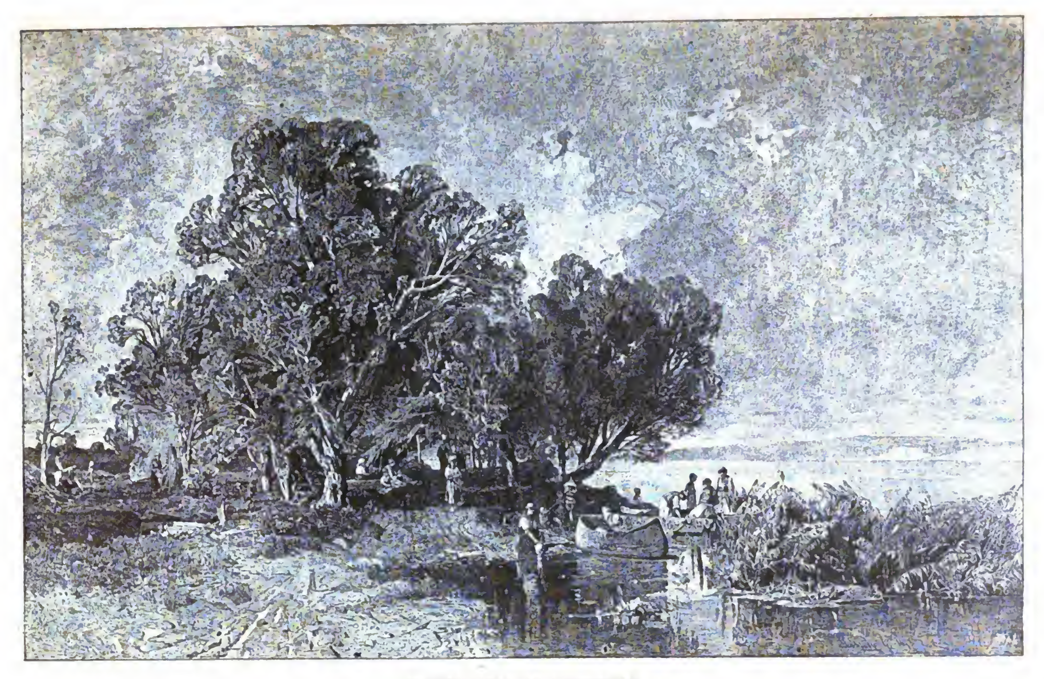
Effecthascherei so fern, dass wir vor den Schöpfungen seines feinen Pinsels voll freudiger Anerkennung stehen.

Gleich Petőfi, dem grössten ungarischen Lyriker, hat auch Mészöly die Tiefebene und die Ufer der Theiss und des Plattensees, den man so gern das ungarische Meer nennt, aufgesucht und deren Schönheiten künstlerisch verklärt auf die Leinwand gezaubert. Nicht die hohen schneebedeckten Spitzen der Tátra, nicht die pittoresken Partien der siebenbürgischen Karpaten haben ihn angezogen; er erforschte die Schönheiten des ungarischen Tief-



UNTER DER BRÜCKE.

landes, die geheimnissvollen Reize der Plattensee-Buchten. Es liegt über diesen Gegenden wirklich ein eigentümlicher Zauber gebreitet. Ein Abglanz der Unendlichkeit des Meeres, aber ohne die furchtbare Erhabenheit desselben, dafür ein goldiger Schimmer warmer befruchtender Sonne und Menschen von trefflicher Ursprünglichkeit und Herzensgüte. Am schilfbewachsenen Ufer blickt auf einem Beine stehend der melancholische Storch auf die sanftgekräuselte Wasserfläche, im Fischerkahn ruhen die Bauern von der Arbeit aus oder rüsten zu neuer Fahrt, am hellblonden Firmament ziehen einzelne Lämmerwolken duftig hin und die frische Luft, der feuchte Hauch des Wassers ziehen uns mit unwiderstehlicher Gewalt an. Oder im Hühner-

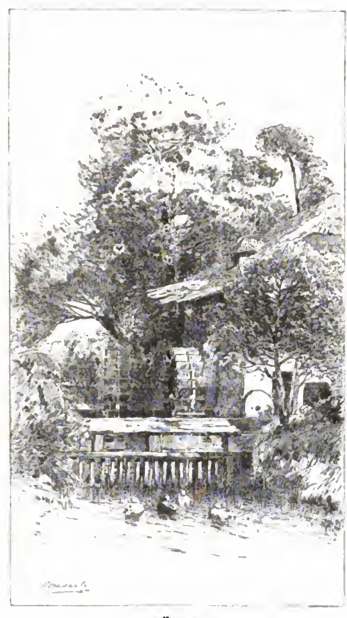


FISCHER-TANYA AM PLATTENSEE.



LANDSCHAFT IN WEISSENBURG.

hof hält eine geflügelte Gruppe angenehme Siesta. Mutter Henne breitet ihre Flügel aus, die Küchlein suchen unter denselben Schutz und nur ein keckes Hähnlein reckt den Hals empor zu schrillem Krähversuche. Das sind die Motive, die Mészöly's Pinsel am besten zusagten und in denen er seine ganze Meisterschaft entfaltete. Es wohnt in seinen Bildern dieselbe feine Naturbeobachtung, die wir bei Lenau bewundern und es ist gewiss kein blosser Zufall, dass Mészöly mit einer Composition zu den «Schilfliedern» den ersten akademischen Preis gewonnen hat. Aber während bei Lenau der Weltschmerz Allem seine düstern Farben aufdrückt und überall das stark subjective Element hervordringt, hat Mészöly die seltene objective Kraft, Alles getreulich wieder zu geben und die wirkliche Stimmung der Landschaft festzuhalten.



MÜHLE.

Denkt man an die entzückend feine Ausführung der Bilder, so möchte man Mészöly einen Meissonier der Landschaft nennen. Denn wie dieser grosse Kleinmeister war auch Mészöly im Besitze des Geheimnisses, wie man trotz der wunderbaren Detailausführung niemals kleinlich wird, sondern die grosse Wirkung zu üben vermag. Er lauscht den Bäumen, den Gräsern, dem Wasser, der Luft, den Tieren ihre intimsten Geheimnisse ab und weiss uns dieselben mit solcher Kunst auf seiner Leinwand zu erzählen, dass wir gewiss jede von ihm gemalte Landschaft sofort erkennen, wenn wir sie in Wirklichkeit sehen. Das Figurale in seinen Bildern bildet wohl niemals die Hauptsache, er nimmt die einzelnen Gestalten und Gruppen nur als belebende Staffage, aber deshalb sind sie nicht etwa schleuderisch und schablonmässig gemalt, sondern mit aller Genauigkeit und individueller Eignung für das betreffende

Gemälde. Dabei hat sein Colorit einen eigenen leuchtenden Zauber. Er ist ein Gegner der grellen Farbeneffecte und weiss den verschiedenartigsten Farbentönen eine wohltuende Harmonie zu verleihen. Ein feiner grauer warmer Ton, den Mészöly in tausendfachen Nuancen anzuwenden wusste, gibt seinen Bildern ein weiches, wolthuendes Colorit, das schon von fern dem Kenner entgegenschimmert und ihm den Meister nennt. Die Werke seiner vornehmen Kunst haben nicht nur in der Heimat, wo man sie auf ihre Treue prüfen konnte, sondern auch allenthalben im Auslande Bewunderung erregt und Paris, München und Wien haben den Künstler durch Verleihung von Preismedaillen vielfach ausgezeichnet.



WALDGRUND.

In einfachen Linien, ohne allzustarke Peripetien bewegte sich der Lebenslauf des zu früh heimgegangenen Künstlers. Géza Mészöly wurde im Jahre 1844 in der Ortschaft Sárbogárd im Weissenburger Comitat geboren. Sein Vater war kön. Richter und hegte den Wunsch, dass auch sein Sohn sich der juridischen Laufbahn widmen möge. Der junge Mészöly absolvirte in Hajdú-Szoboszló und in Debrezin seine Gymnasialstudien und lernte auch zeichnen. Im Jahre 1866 kam er nach der Hauptstadt, um hier Jus zu absolviren. Es waren das politisch bewegte Tage, in denen jedoch auch für das Wiedererwachen der ungarischen Kunst Raum blieb. Mészöly interessirte sich vornehmlich für die künstlerische Bewegung und benützte alle freien Stunden dazu, in der Bildergallerie des Museums Copien anzufertigen. Besonders begeistert war er für die Ideallandschaften des älteren Markó, dessen Namen in diesem Jahrhundert Ungarn zuerst als einen Factor in der Entwickelung der bildenden Künste erkennen liess. Im Museum wurde der ausgezeichnete Landschafter Anton Ligeti, der Custos der Gemäldesammlung, auf des jungen Mészöly Talent aufmerksam und munterte ihn auf, die künstlerischen Studien ernstlich zu betreiben. Die Eltern Mészöly's, besonders der Vater, waren dagegen, aber dem Einflusse des Oheims, des trefflichen landwirtschaftlichen Schriftstellers Koloman Kenessey gelang es, die Eltern mit dem Entschlusse des Sohnes auszusöhnen.

Im Jahre 1868 erhielt Mészöly vom damaligen Unterrichtsminister Baron Josef Eötvös ein Stipendium, mit dessen Hilfe er auf die Wiener Akademie gehen konnte. Dort war er ein Zögling der Professoren Zimmermann und Russ und dort war es, wo der schüchterne, aber hochbegabte und fleissige Jünger der Kunst den erwähnten Preis für eine Composition zu Lenau's «Schilflieder» erhielt. Wiederholte Reisen in Ungarn füllten seine Mappen mit Skizzen und Studien, die er dann in München ausarbeitete, wo er bald zu den beliebtesten und am besten berufenen Malern der jüngeren Generation zählte. Auf der 1873er Wiener Weltausstellung galt er schon als hervorragender Künstler und erhielt eine Auszeichnung. Anlässlich der Stuhlweissenburger Ausstellung wurde ihm die königliche Anerkennung durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josefs-Ordens zuteil. Er kam nun nachhause, um sich in Ungarn bleibend niederzulassen. Er hatte in der Weissenburger Besitzung des Grafen Zichy ein eigenes Atelier und malte für den Grafen Eugen zahlreiche Bilder. Durch die Ernennung zum Professor an der unter Karl Lotz' Leitung stehenden weiblichen Malerschule ward er noch mehr an die Heimat gefesselt und er oblag diesem Berufe mit ebensolcher Hingebung, wie seiner Kunst. Vor einem Jahre ungefähr wurde der auch sonst nicht allzukräftige Mann von einem Lungenübel befallen, gegen das er vergebens Heilung suchte und dem er, kaum 43 Jahre alt, erliegen musste. Sein Leichenbegängniss, bei welchem der Director des Landes-Vereines der bildenden Künste die Trauerrede hielt, fand unter der Teilnahme aller Künstlerkreise Budapests statt.

Von seinen Bildern sind viele ins Ausland gewandert, aber zahlreiche sind in der Heimat geblieben und dort und da werden sie stets den unsterblichen Ruhm ihres Meisters verkünden.

Dr. Sigmund Sonnenfeld.



AM PLATTENSEE.

BIS ANS ENDE.*

(JOHANN ARANY.))

O drück' an deinen Busen
Die Leier, Sohn der Musen,
Wenn nah' die Sterbenszeit;
So lang auf ihren Saiten
Noch deine Finger gleiten
Gibt sie dir Trost im Leid.

Ob Wein und Liebesglühen
Die Adern nicht durchsprühen,
Halt' nur dem Leben Stand.
Blüh'n dir denn keine Freuden?
Wog dir denn deine Leiden
Nicht zu des Schicksals Hand?

Lust wird dir dieses Leben
Bis an das Ende geben,
Schonst du sein letztes Stück;
Nur wünsch' im Herbste nimmer,
Bricht deiner Blätter Schimmer,
Den Sommer dir zurück.

War Rauch gleich all' dein Hoffen,
Und neigt am Himmel offen
Die Sonne sich zur Ruh,
Schwand auch, was dich erheitert',
Ward auch dein Weh erweitert, —
Sei desto heitrer *Du!*

Wähn' auch nicht, dass sich schwächte
Der Leier Kraft, die echte, —
Nur *Anderm* gilt ihr Klang;
Lässt du dir dran genügen,
Wird sich dazu wohl fügen
Noch mancher Frohgesang.

Nach aussen greif, nach innen —
In dein Gefühl, das drinnen
Nur mit dem Herzschlag stirbt
Keimt neuen Denkens Gähren,
Sei träg' nicht im Gewähren,
So oft die Leier wirbt.

Ob Hörer da, ob keine —
O sag', was dir alleine
Zu sagen Gott verlieh;
Ob öd' die Haid' und stille, —
Thu' gleich der Sommergrille, —
Tön' aus in Melodie.

Deutsch von SCHROTT.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der am 31. October abgehaltenen Plenarsitzung hielt zunächst Nikolaus von Konkoly eine Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie THEODOR OPPOLZER. Der Vortragende schilderte das Leben und Wirken des grossen Wiener Astronomen in übersichtlicher Weise, indem er nach Erwähnung seiner 1831 erfolgten Geburt und seiner 1851 in Wien mit Auszeichnung vollendeten Studien in chronologischer Reihenfolge von Jahr zu Jahr aufzählt, welche Forschungen, Studien, Arbeiten er auf dem Gebiete der Astronomie vollzogen, welche Werke er schrieb, welche Anstel-

* Das letzte Gedicht, das der grosse ungarische Dichter schrieb. Es erschien erst nach seinem Tode.

lungen in Wien, welche Auszeichnungen im In- und Auslande er empfing, und mit einer kurzen Charakteristik des im 45. Lebensjahre für die Wissenschaft, für die Gesellschaft und für die Familie zu früh dahingeschiedenen Vortrefflichen schloss. Etwas eingehender verweilte er bei dem Wirken Oppolzer's als Wiener Universitäts-Professor und Präsident der Wiener Gradmessungs-Anstalt und bei der Charakteristik seines letzten Werkes: «Kanon der Finsternisse». Der kurzen Denkrede schloss Konkoly ein Titel-Verzeichniss der 318 grösseren und kleineren Arbeiten des Verewigten an.

Hierauf las Karl Szabó eine Denkrede auf das corresp. Mitglied der Akademie Gedeon Ladányi. Szabó schilderte mit der Wärme des Freundes den Lebenslauf des ungarischen Historikers Gedeon Ladányi, welcher 1814 in Szatmár geboren, nach in Sziget und Debreczin mit Auszeichnung vollendeten Studien 40 Jahre hindurch als Professor der Geschichte zuerst am Gymnasium zu Szalonta, dann am Gymnasium, später an der Rechtsakademie in Debreczin, endlich an der Universität in Klausenburg in ausgezeichneter Weise tätig war, sich durch Abfassung vortrefflicher Lehrbücher über allgemeine und vaterländische Geschichte, vornehmlich aber durch sein Hauptwerk: «Verfassungsgeschichte des Königreichs Ungarn» auf literarischem Gebiete verdient machte, bis 1886 sein schwacher Organismus den Ueberanstrengungen erlag.

Die hierauf folgenden laufenden Angelegenheiten resumiren wir kurz in Folgendem. Der Generalsecretär widmet dem dahingeschiedenen auswärtigen Mitgliede Gustav Kirchhoff einen warmen Nachruf und macht folgende Mitteilungen. Die Akademie war bei der Ipolyi-Feier in Ipolyság, bei der Csokonai-Feier in Csurgó und bei der Stoczek-Feier in Budapest vertreten. Der Verwaltungsrat hat die Verwaltung der Kóczán'schen Stiftung für ungarische historische Dramen übernommen und die I. Classe wird demnächst die erste Preisaufgabe ausschreiben. Aus dem Rózsay'schen Vermächtnisse hat die Akademie 4200 fl., aus dem Bukovinszky'schen Legat 2200 fl. übernommen. Durch den Tod Josef Zsivora's wird die Akademie von der aus dem Vermächtnisse Georg Zsivora's zu zahlenden Jahresrente enthoben. Das 1400-Gulden-Stipendium für einen Zögling des Wiener Instituts für Geschichte hat der Unterrichtsminister an Árpád Soltész verliehen. Den Schluss bildet die Vorlage der eingelaufenen Geschenk-, Pflicht- und Tauschwerke.

— Die **Historische Gesellschaft** hielt am 3. November unter dem Vorsitze ihres ersten Präsidenten Baron Gabriel Kemény ihre ordentliche Monatssitzung, in welcher zunächst Dr. Ladislaus Réthy eine Abhandlung «*Ueber den Ursprung der Székler*» las. Er hält dieselben für nach Siebenbürgen eingewanderte Magyaren, welche Bruno von Querfurt (1006—1007) als «schwarze Ungarn» kannte. Dieses magyarische Element hauste damals in den westlichen und mittleren Bezirken Siebenbürgens und zog später, vor den Bissenen flüchtend, in das heutige Széklerland, wo Ladislaus der Heilige es findet und als Grenzwache verwendet, als er in Siebenbürgen Ordnung schaffend, für den Grenzschutz sorgt. Hievon stammt ihr Name Székely, was in der Árpádenzeit einen Grenzwächter bedeutete. Solche Székelyek oder Grenzwächter gab es in verschiedenen, auch westlichen und nördlichen Grenzbezirken des Landes und dieselben waren vielleicht auch nicht immer magyarischer Nationalität, woraus erhellt, dass der ursprüng-

liche Begriff des Széklertums nicht in die Ethnographie, sondern in die Strategie gehört. Die Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse der Székler und der Siebenbürger Magyaren aber rührt daher, dass die Székler (schwarzen Ungarn) den Boden Siebenbürgens noch zu jener Zeit betraten, als die Stammesorganisation noch auf dem ganzen ungarischen Gebiete bestand, während das Magyarentum der siebenbürgischen Comitate erst nach der Auflösung der Stammesorganisation sich jenseits des Königssteiges anzusiedeln begann.

Der zweite Vortragende, Wilhelm Fraknói, las unter dem Titel: *Zum Leben des Michael Brutus* wesentliche Ergänzungen zur Biographie dieses ungarischen Historikers, welcher, 1514 zu Venedig geboren, in Padua studirte, in den Franziskaner-Orden trat, sich vom Ordensgelübde lösen liess, wegen reformatorischer Ideen vor der Inquisition ins Ausland floh, zuletzt in Siebenbürgen am Hofe Báthori's, der ihn mit der Fortsetzung der Geschichte Bonfinis betraute, eine Zuflucht fand, dem Fürsten an den polnischen Königshof folgte, wo er eine hervorragende Stellung einnahm und 1580 in 12 Büchern sein Geschichtswerk bis zur Königswahl Báthori's ausarbeitete, doch dasselbe nochmals einer Ueberarbeitung unterwarf, so dass der inzwischen dahingeschiedene König es nicht mehr drucken lassen konnte, und das Manuscript erst 300 Jahre später aufgefunden wurde. Diese Ergänzungen hat Fraknói aus den in der Bibliotheca Vaticana aufbewahrten Berichten der päpstlichen Nuntien am böhmischen und polnischen Hofe geschöpft.

Der dritte Vortragende, Alexius Jakab, las eine Abhandlung unter dem Titel: «*Die Abtei von Kolos-Monostor als Asyl Verfolgter*». Die Verfolgten sind die durch das siebenbürgische Gesetz proscribirten Jesuiten, welche durch die Begünstigung der siebenbürgischen Fürsten die genannte Abtei nebst fünf zugehörigen Gütern als Zufluchtsort erhielten und hier in Erwartung besserer Zeiten still wirkend, durch weise Oeconomie ein sehr bedeutendes Vermögen schufen.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** In der November-Sitzung hielt den ersten Vortrag Dr. Karl Pápay unter dem Titel: *Die Csepel-Insel und ihre Bewohner*. Die Csepel-Insel ist trotz ihrer Nähe zur Hauptstadt uns Hauptstädtern kaum bekannt. Und doch hatte sie vor Zeiten grosse Bedeutung; Könige waren ihre Herren und suchten auf ihr Erholung. Heute fehlen ihr die grossen Waldungen von ehedem; dafür decken sie grossenteils Fruchtfelder und Sandhügel. Die Röhrichte der todten Donau gewähren ein schönes Landschaftsbild. Sie ist von Ungarn, Deutschen und Raizen bewohnt. Die Ungarn bewahrten in ihrer Isolirung manche interessante Familienbräuche, wie sie anderwärts kaum vorkommen.

Hierauf hielt Aladár Ballagi einen Vortrag über *Das Ungartum in der Moldau*. Im vorigen Jahrhundert nach gab es nicht nur in der Moldau, sondern auch in Bessarabien, Podolien und der Ukraine zahlreiche alte ungarische Ansiedlungen. Jetzt gibt es nur noch in der Moldau ein in Betracht kommendes ungarisches Element. Die Moldau-Magyaren wohnen in zwei Hauptgruppen: die eine an dem von den Flüssen Bistritz, Szeret und Tatros umschlossenen Abhang der siebenbürgischen Karpathen mit dem Centralorte Akna und den grösseren reinmagyarischen Gemeinden Bogdánfalva, Nagypatak, Klézse, Kalugerpatak, Forrófalva und Gorzafalva; die andere im Lambda der Flüsse Szeret und Moldau mit

der Hauptgemeinde Szabófalva. In der östlichen, grösseren Hälfte der Moldau wohnt ungarisches Element nur noch sporadisch, so dass heute bereits nicht mehr der Bug, nicht einmal der Dniester, sondern das Tal des nahen Szeret die ethnographische Grenze unserer Nation bildet.

Vortragender reiste diesen Sommer von Konstantinopel nach Russland und nahm den Weg über das Land der Moldauer Csángós, welches er von Galatz bis Jassy kreuz und quer durchzog. Er gibt eine eingehende ethnographische Schilderung der Csángós von Szászkut, Klézse, Forrófalva und Bákó. In Szászkut besteht die einzige moldauische ungarische reformirte Kirche. Anderwärts sind die Moldauer Magyaren durchweg katholisch. Dieselben versorgt seit 1625 die Sacra congregratio de propaganda fide in Rom mit Geistlichen vom Minoriten-Orden, meist Italienern, bisweilen Polen und Deutschen. Derzeit befindet sich unter ihnen nur ein einziger Geistlicher ungarischer Herkunft und von den fremden ist der einzige Pater Dominikus Miglioriati in Forrófalva des Ungarischen kundig. Die italienischen Geistlichen, welche sich das verwandte Rumänische leicht aneignen, verkehren mit ihren Gläubigen rumänisch. «So werden sie Sprachmeister im rumänischen Staatsinteresse, statt Glaubenshüter im Interesse der Religion zu sein», sagt Ballagi. Denn wenn der Csángó einmal romanisirt ist, vertauscht er auch alsbald sein römisch-katholisches Religionsbekenntniss mit dem griechisch-orientalischen. Die Csángós sehen diese ihre vorsätzliche Romanisirung mit schwerem Herzen an. Sie wandten sich deshalb auch schon an den Papst, an verschiedene ungarische Kirchenfürsten, zuletzt an den St-Ladislaus-Verein mit der Bitte um ungarische Geistliche. Demzufolge wurden ihnen von Zeit zu Zeit ungarische Minoriten zugeschickt und der ungarische Clerus verwendete sich in Rom dafür, dass die Moldauer Katholiken dem Bischof von Siebenbürgen oder von Csanád untergeordnet werden möchten; aber fruchtlos. Die Csángós erhalten seit einiger Zeit überhaupt keine ungarischen Geistlichen mehr. Noch vor zehn Jahren wirkten in der Moldau sechs ungarische Plebane; heute im Ganzen ein einziger.

Ballagi schildert die Zukunft der Csángós als hoffnungslos. Es stellt sich ihnen eine grosse Tatsache und ein grosses Ereigniss entgegen. Die grosse Tatsache ist, dass die Moldau in den Kreis einer uns fremden, besonderen geographischen Einheit gehört, das grosse Ereigniss aber ist die Constituirung des rumänischen Nationalstaates. Hat der romanische Staat Bestand, so wird er gewiss auch in den Csángós die Idee der Zusammengehörigkeit entwickeln. Die gemeinsame Geschichte wird die Verbindung zwischen den verschiedenen Volkselementen kräftigen. Wichtiger als all dies ist die nationalbildende Kraft des staatlichen Volksunterrichts. Bisher wurde die Csángó-Jugend von ungarischen Kantoren unterrichtet; in neuerer Zeit wurden vom Staate ernannte rumänische Lehrer in den Dorfschulen angestellt und selbst der Religionsunterricht darf von den Unserigen nicht ungarisch erteilt werden. «Aus diesen Gründen — schliesst Vortragender — konnten wir die Moldau in der Vergangenheit nicht behalten und werden wir sie in der Zukunft ganz verlieren.»

— **Budapester Philologische Gesellschaft.** In der am 9. November abgehaltenen ordentlichen Monatssitzung las zunächst Rudolf Weiss über den unga-

rischen Humanisten *Matthæus Fortunatus.* Als gewiss lässt sich nur so viel constatiren, dass Fortunatus im Jahre 1520 in Gesellschaft von Brodarics nach Italien ging, vom nächstfolgenden Jahre an (bis zu welcher Zeit, ist nicht bekannt) auf Kosten ebendesselben Brodarics an der Hochschule zu Padua Philosophie studirte und auf Anraten seines Landsmannes Urban Batthányi das Protectorat des Markgrafen Gianlodovico di Saluzzo mit der ausgezeichneten kritischen Ausgabe der sieben Bücher «Naturalium quæstionum» des Seneca vergalt. Er ist gestorben in Erlau, im Jahre 1528. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er einer der hervorragenderen ungarischen Philologen des XVI. Jahrhunderts gewesen. Erasmus von Rotterdam äussert sich sehr anerkennend über seine im Jahre 1522 in Venedig bei Aldus erschienene Seneca-Ausgabe. — Der zweite Gegenstand der Sitzung war Emerich Fülep's Abhandlung über *Stefan Gyöngyösi*, diesen trefflichen ungarischen Dichter des XVII. Jahrhunderts, der besonders in sprachlicher Beziehung unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Vorlesung erstreckte sich jedoch auch auf eine ästhetische Analyse seiner episch-romantischen Werke, hauptsächlich jener, deren Gegenstand späteren Dichtern (z. B. Petőfi und Arany) zum Vorwurf gedient hat. Gyöngyösi war keine schöpferische Kraft: die Charakterzeichnung ist seine schwächste Seite, und die künstlerische Verknüpfung der Fabel ist ihm gänzlich fremd. Umso vorzüglicher ist die Form seiner Dichtungen, besonders in den beschreibenden Partien, und die Technik seiner Verse steht in jener Zeit nachgerade einzig da. Er ist der eigentliche Schöpfer des ungarischen Alexandriners.

VERMISCHTES.

— **Münzen aus dem Zeitalter der Arpáden in dänischen Funden.** P. Hauberg, Beamter im Münzcabinet des königlichen Museums zu Kopenhagen, hat für uns das Verzeichniss der in Jütland und auf der dänischen Halbinsel entdeckten Münzenfunde zusammengestellt, unter welchen neben dänischen, norwegischen, angelsächsischen, deutschen, böhmischen, polnischen, arabischen u. s. w. Münzen auch solche aus der Zeit der Árpáden vertreten sind. Funde dieser Art sind: 1. Törring (Jütland): unter den 2593 Münzen mehrere Denare Stefans des Ersten; 2. Valloe (Seeland): von 1162 Stücken auch drei Münzen von Stefan dem Heiligen und Andreas dem Ersten; 3. Valdby (Seeland): von 526 Stücken ein Denar Stefans des Ersten; 4. Knudsker (Bornholm): 152 Stück, davon ein Denar aus dem Zeitalter Stefans des Ersten; 5. Nydarsker (Bornholm): 859 Stück, darunter zwei Denare von demselben Könige; 6. Ströby (Seeland): 52 Stücke, davon ein Stefansdenar; und endlich 7. Glemenöker (Bornholm): 909 Stücke, mit einem Stefansdenar. Noch haben wir neben Haubergs Verzeichniss von dem Oster-Larskjerischen Fundorte (zu Bornholm, geschildert in den Berl. Blättern für Münzkunde II. 51) Kenntniss, allwo sich nebst den 854 Stück dänischen, deutschen, polnischen und böhmischen Silbermünzen auch 30 bis 40 Stück nach den Denaren Stefans des Heiligen verfertigte Nachahmungen vorgefunden haben. Es mag erwähnt werden, dass wir ausser den acht dänischen Fundorten noch von neun preussisch-pommerisch-sächsischen, drei polnischen,

einem estischen, einem faröischen und einem mährischen mit Münzen der Könige Stefan I., Peter, Andreas I., Béla I., Salamon, Geiza I. und Ladislaus I. sichere Kenntniss haben.

— **Urzeitliche Eisenschlacken in der Hohen-Tátra.** J. Spöttl hat der Wiener anthropologischen Gesellschaft über eine in der Nähe von Neu-Schmecks beobachtete Eisenschmelz-Kolonie Bericht erstattet. Von dem Badeorte kaum 1¼ Stunde gegen Südosten entfernt ziehen sich die Spuren einer alten Strasse hin. Daselbst ist auch im Schatten der Fichtenbäume ein Schlackenhügel sichtbar, dessen Flächeninhalt 12—15, und dessen Höhe einen Meter beträgt, während sich in der Nähe durch Menschenhände geformte, schlecht gebrannte, rohe Scherbenstücke vorfinden. Die im Innern des Hügels herumliegende Schlacke tritt manchmal in der Form und in der Grösse von Klötzen auf, und ist mit Holzkohle vermengt. Hie und da gerät man auch auf einige verrostete Eisenstücke. Während des Nachgrabens stiess man ferner auf eine Art Schmelzofen, bestehend aus Bruchsteinstücken mit Thon vermischt, ja es war sogar ein Bruchstück in der Gestalt eines Schmelzlöffels vorhanden, wie ein solcher aus den von Dr. Mathias Much im Pfahlgebiete des Mondsees veranstalteten Ausgrabungen bekannt ist. Spöttl und sein Begleiter Dr. Nikolaus von Szontagh beobachteten an einem Granitblocke Spuren, welche in Folge des Schmiedens entstanden sein können. So hätte man also auch den Ambos, auf dem der Eisenblock zum Schwerte oder zur Lanze geschmiedet werden mochte. Die Ansicht des Beobachters ist, dass die hier verbrauchten Erze aus der nächsten Nähe ans Tageslicht befördert wurden. Etwas ähnliches, wie das in der Schlackenmasse spärlich vorhandene rote Eisenerz, sah er schon auf der Nagy-Száloker Spitze; auch zeigt sich — allerdings in weiter Entfernung — der Eisenglimmer. Aehnliche urzeitliche Schmelzorte kommen in der Gegend der Hohen-Tátra mehrfach vor.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Horváth Ödön, A párviadal. (Der Zweikampf, aus dem Gesichtspunkte des Natur- und des positiven Rechtes, von Dr. Edmund Horváth.) Eperjes, 1887, Selbstverlag. 170 S.

Kalidasa, Sakuntala, indisches Drama, zum ersten Male ins Ungarische übersetzt von *Karl Fiók*. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft. Budapest, 1887, Franklin, 268 S.

Gyarmathy Zsigáné. Beszélyek és apróságok. (Novellen und Kleinigkeiten von Frau Sigmund Gyarmathy.) Klausenburg, 1887, Demjén, 378 S.

Kecskeméti Lipót, Zsidó költőkből. (Aus jüdischen Dichtern: Salamon ben Gabirol. Juda Halevi. Juda Alcharizi. Uebersetzt von Leopold Kecskeméti). Budapest, 1887, Athenaeum, 230 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen auf Ungarn bezüglichen Schriften.

